Deutsche Monatsschrift

für das

gesamte Leben der Gegenwart

Begründet von

JULIUS LOHMEYER

Band IX

Oktober 1905 bis März 1906

BERLIN
Verlag von Alexander Duncker
1906

Inhalts-Verzeichnis.

Erzählungen und Novellen.

Dichtungen.

Litteratur.

Biographisches.

Inhalts-Verzeichnis.

Erzählungen und Novellen.

Dichtungen.

Litteratur.

Biographisches.

Seite

Musik und Kunst.

Staats- und Völkerleben.

Religion, Ethik und Erziehung.

Deutschtum im Auslande.

Koloniales.

Heer und Flotte.

Volkswirtschaft und Sozialreform.

Naturwissenschaft und Technik.

Literarische Rundschau.

Verzeichnis der Mitarbeiter
am
neunten Bande
der
Deutschen Monatsschrift.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart

Begründet von Julius Lohmeyer

Fünfter Jahrgang

Oktober 1905 Heft 1

Dies aber ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von innen baut.
Richard Wagner.

* * *

Wir verlangen vom Staate, wie von der ganzen Gesellschaft und jedem Einzelnen, der an den Aufgaben der Zeit mitarbeiten will, daß sie von einem großen Ideale getragen seien. Und dieses Ideal soll und darf kein anderes sein, als das, einen immer größeren Teil unseres Volkes zur Teilnahme an allen höheren Gütern der Kultur, an Bildung und Wohlstand zu berufen.
Gustav Schmoller.

Im polnischen Wind.

Erzählung

von

Carl Busse.

II.

Es muß wohl im nächsten Sommer gewesen sein, als Nastia ihre Zöpfe zum ersten Mal aufgesteckt trug. Sie erschien mir fremder dadurch und auch ein wenig älter, sodaß ich sie des öfteren heimlich ansah und mich verwunderte, wie sehr manche Kleinigkeiten einen Menschen grade für das Auge des Nächsten verwandeln können.

Sie hatte geangelt, aber da ihr Geduld und Ruhe fehlten, lag die Rute längst lässig im Rasen. Sie selbst hatte sich nach ihrer alten Gewohnheit wieder die Strümpfe abgestreift und ließ nun vom Schöpfbrett aus die Füße ins Wasser hängen, während ich mich lang auf der Wiese ausstreckte und hin und wieder einen saftigen Halm mit den Zähnen zerbiß.

Plötzlich sagte sie, ohne jede Verbindung mit unserer voraufgehenden Unterhaltung: „Ich möcht' etwas tun . . . ich möcht' Sekt trinken. Die Cibulka trinkt jeden Abend. Dann wird sie lustig und singt und setzt sich jedem auf den Schoß."

Es war sehr heiß an dem Tage. Die Sonne ging durch die Kleider und den Körper bis ins Blut. Ich fühlte die Hitze.

„Hast Du ihn einmal getrunken?" fragte sie, ohne mich anzusehen.

„Ja," sagt' ich ... etwas bedrückt, denn es war Lüge, und ich wollte mich nur wichtig machen. Aber sie glaubte es sofort: „Wie ist es denn?" Da log ich weiter: es wäre sehr schön und mache warm und selig.

Lange Zeit erwiderte sie nichts darauf. Dann reckte sie ihre Arme, stützte sich gegen das Schöpfbrett und bog langsam ihren ganzen Körper zurück, daß ihre Füße sich tropfend aus der Flut hoben. Sie lagen übereinander, sie rieben sich zärtlich, und ein merkwürdiges Gesicht hatte die Nastia dabei: die Lippen ganz weit offen, aber die Zähne zusammengebissen und die Augen halb zu.

„Ich möcht', ich möcht' Sekt trinken," sagte sie fast für sich. Und dehnte sich über dem Bach in der strömenden Sonne.

Ich sah, halb aufgerichtet, immer nur auf die Füße, die weißen, feinen. Und als sie sich so leise, wie zwei junge spielende Kätzchen, an einander rieben, vom Wasser und der Helligkeit des Lichtes gleicherweise glänzend, da stieg mir ein heftiges und wildes Begehren auf, sie beide auf einmal in die Hände zu nehmen und zu reiben, sie zu küssen und einzuwickeln. Und je länger ich daran dachte und mit begehrenden Augen hinüberblickte, um so schwerer schlug mir das Herz, als könnt' es die Arbeit, die das brausende Blut ihm auferlegte, bald nicht mehr ertragen. Ich wollt' aufspringen und der geheimnisvollen Macht, die mich so seltsam überschauerte, folgen, doch ich war zu feige dazu und hatte auch immer die Angst, es könnte lächerlich sein. Erst als die beiden Füße nach einer Weile sich senkten und ins Wasser zurücktauchten, verlor sich langsam die Spannung, und es blieb nichts nach als eine leichte Müdigkeit.

Aber was an diesem Tage geweckt war, wollt' nicht mehr einschlafen. Ob es die aufgesteckten Zöpfe waren oder eine andere Veränderung, ob es an mir lag und aus mir herausgewachsen oder von außen mir angeflogen war, wer kann das wissen? In meinem Blute fühlt' ich es schwären und gären, doch verbarg ich es sorgfältig in früher Scham, damit niemand etwas davon merkte, am wenigsten Nastia. Aber sie zuerst, sie allein begriff es. Wodurch? Weiß Gott! Ich erkannte nur, daß sie es fühlte — es war gar kein Zweifel. Und ein Teufelchen saß in ihr, das ihr riet, mich immer weiter zu reizen und zu versuchen.

Sie tat es. Sie war gleichgültig dabei und harmlos in ihrem Gebaren, aber ich empfand wohl, daß darunter eine wartende Neugier sich barg, und daß, wenn sie jetzt die feuchtschimmernden Füße aus der Flut hob, es nicht mehr gedankenlos und in kindlicher Art geschah. Oft hab' ich dann fortgeschaut und hab' geglaubt, ich könnte es nicht mehr aushalten. Und einmal ging es auch nicht mehr. Da war sie auf-

gestanden, hatte Schuh und Strümpfe in die Hand genommen und war so zu mir auf die Wiese gekommen. Hier im Gras, in der prallen Sonne, wollt' sie die Füße trocknen.

Sie steht einen Augenblick neben mir, kniet dann hin, reißt ein paar gelbe Butterblumen aus und hängt sich die eine über das linke, die andere über das rechte Ohr. Doch dann schüttelt sie heftig und lachend den Kopf, daß die Blumen in einem Schwunge wieder abfliegen, wirft sich herum und streckt und reckt sich neben mir ... mit wohligen langsamen Bewegungen.

„Trocknet, trocknet, trocknet!" sagt sie und hält die Füße ein wenig empor in die glühende Sonne. Vorn zwischen den Zehen schimmert die Haut rosig ... ganz durchleuchtet vom quellenden Licht. Und immer lockender spielen die Füßchen.

„Wie fein sie sind!" sag' ich. Denn mir ist, als warte sie auf irgend ein Wort von mir oder eine Regung.

Da sieht sie mich an. „Ja?" Und lächelt. Sie hebt sich mit dem Oberkörper, stemmt die Arme nach rückwärts — so sitzt ihr der Kopf ein wenig zwischen den Schultern.

„Ja," nick' ich noch einmal und bin kaum imstande, das schwere Arbeiten meiner bedrängten Brust zu verhalten oder wenigstens zu verbergen. Aber währenddem rutsch' ich auch schon auf den Knien vorwärts und lege meine beiden heißen Hände fest um die Fesselgelenke ihrer Füße. Kein Wort, das ich dazu rede. Hab' nur ein blödes Lächeln, das mich selber quält, im Gesicht. Ich spür' jede Bewegung der so gefesselten Füße. Ich zittre. Ich wag' es nicht, in Nastia Dudeks Gesicht zu sehen. Dann bezwing' ich mich, und meine Augen suchen scheu die ihren: die sind neugierig, wartend, klar und kalt auf mich gerichtet.

Da knet' ich die Füße zusammen, als müßt' ich ihre Form zerstören, und presse meinen Mund heftig darauf. Wie ein Rausch überfällt es mich. Wie irrsinnig, geschüttelt und getrieben von einer Gewalt, die ich noch nicht kenne, die aber in meines Wesens Tiefen wohnen muß, küss' ich den einen Fuß immer auf einer Stelle, mit brennenden Lippen, die Kühlung suchen. Der Fuß hält still ... still. Bis Nastia Dudek mit ihrem kurzen, harten Lachen plötzlich lacht. „Fertig!" sagt sie. Ich hör' es und hör' es nicht. Da zieht sie die Füße kurz an und stößt sie mit solcher Heftigkeit wieder vor, daß ich, gegen die Brust getroffen, zurücktaumle. Und im gleichen Augenblick hat sie sich losgerissen und freigemacht. Sie hebt leicht den Fuß empor, streicht über die rotgeküßte Stelle, streift die Strümpfe über.

Ich steh' am Zaun, schwer atmend. Langsam bin ich dahin zurückgewichen, hab' mit den Händen, an denen die klopfenden Adern hoch aufgetrieben sind, zwei Latten gegriffen und seh zu, wie sich Nastia bückt, um die Bänder ihres Schuhs zu knüpfen.

Keiner sagt etwas. Sie geht. Am Bachufer kann sie den Zaun, der die Gärten trennt, leicht umschreiten. Hinter den Bohnen verschwindet sie. Aber gleich darauf fliegt durch die Luft fast bis vor meine Füße eine kleine, harte, unreife Birne, wie sie zu dieser Zeit zahlreich unter den Bäumen liegen.

Das war alles. Ich hab' die Frucht aufgenommen, um sie zurückzuwerfen. Ich hab sie dann, fast ohne Wissen und Willen, zwischen den Händen gedrückt, bis sie barst und die einzelnen Stücke zur Erde fielen. Und dann hab' ich noch lange allein auf der Wiese gestanden, überschauert von etwas Großem, Geheimnisvollem, das mir das Leben noch bringen mußte und dem ich in sehnsüchtigen Erwartungen, doch auch in zitternden Ängsten entgegensah.

Ungefähr zu gleicher Zeit geschah noch etwas anderes, das ich erzählen muß. Aus irgend einem Grunde war ich, während ich mich sonst gern bis tief in den Vormittag hinein im Bett räkelte, eines Sonntags in aller Frühe aufgestanden. Da sah ich, wie schwankenden Schrittes jemand durch den Garten kam. Es war mein Vater, der aus dem Dudek'schen Restaurant zurückkehrte. Ich schämte mich, ihm in seinem Zustande zu begegnen und verbarg mich deshalb im Rondell. Und schien es mir schon seltsam, daß er nicht den Weg über die Straße, sondern den durch den Garten wählte, so wunderte ich mich noch mehr, als ich sein Gesicht in der Nähe erblickte. Es war übernächtig, fahl und ganz verzerrt, wie es noch nie gewesen war. Und während mein Vater sonst so sehr viel auf sein Äußeres gab, sah er jetzt unsauber und verlottert aus. Der Kragen war schmutzig von dem Staub, Rauch und Schweiß der durchtrunkenen und durchspielten Nacht, auf dem Rock lag noch die Asche von Zigaretten, und die Handschuh, mit denen er doch sonst aufstand und zu Bett ging, fehlten ganz.

Ich wollt an das Bild nicht weiter denken, doch prägte es sich mir fest ein und schuf mir den ganzen Morgen über Unbehagen. Als ich etwa um zehn Uhr vormittags nach Hause kam und in meinem Zimmer frühstückte, hörte ich schlürfende Schritte. Die Mutter, die mit dem Verfall ihrer Schönheit fromm zu werden begann, war in der Kirche; außer den Dienstboten, die in der Küche hantierten, war das Haus leer. Da trat mein Vater ein. Man sah es ihm wohl an, daß er noch nicht zu

Bett gewesen war, sondern sich nur einen reinen Kragen genommen und sich oberflächlich gebürstet hatte. Er wußte nicht recht, was er sagen sollte, schaute in dem Zimmer, das er nur sehr selten betrat, umher, nahm dann halb aus Verlegenheit eine Zigarette aus einer offenstehenden Schachtel, und fragte, ob sie gut wäre. Er genierte sich offensichtlich, daß er bei mir war, und mir ging es ebenso. Umständlich zündete er die Zigarette an, tat ein paar Züge daraus, kam mir dabei immer näher und strich mir wie früher übers Haar. Plötzlich begann er zu weinen. Es war mehr noch ein Greinen, ein trockenes Schluchzen. Dabei hielt er meinen Kopf, drückte ihn, streichelte ihn, küßte mich. In seinem Atem war, nur wenig von dem Rauch gebunden, noch der Wein und alles, was er die lange Nacht über getrunken hatte, so daß ich, obwohl ich fühlte, daß Schweres und Außergewöhnliches vorgefallen sein müsse, doch mehr Widerwillen und Gleichgültigkeit empfand, als etwas anderes. Ich entzog mich ihm nicht, erwiderte aber seine Liebkosungen noch weniger, sondern starrte unentwegt auf den Boden, wo die seinen Lippen entfallene Zigarette langsam weiterbrannte. Er merkte endlich, wie es mit mir stand. Ein bitterer Zug kam in sein fahles Gesicht. Er ließ meinen Kopf los und hörte auf zu weinen.

„Ich muß verreisen," sagte er nach einer Weile. „Halte Dich brav, mein Junge!"

Damit ging er. An der Tür zögerte er einen Augenblick, als warte er noch auf ein letztes gutes Wort. Aber ich blieb still. Und in der gleichen Sekunde, als die Tür sich hinter ihm schloß, wußte ich, wie uns manchmal blitzartig etwas überkommt, daß ich ihn niemals wiedersehen würde.

So war es auch wirklich. Er hatte bei den Dudeks an einen jungen Gutsbesitzer eine ungeheure Summe Geldes verloren. Weil er feige war, so fürchtete er sich vor dem Revolver eben so sehr, wie vor der gesellschaftlichen Ächtung, die mit dem Verlust seiner Praxis gleichbedeutend war. Er raffte deshalb zusammen, was er noch besaß, und verließ die Stadt und seine Familie. Niemals mehr haben wir von ihm gehört. Allerdings wurde auch nicht sonderlich eifrig nach ihm gesucht, da niemand rechtes Interesse daran hatte. Zu einer gerichtlichen Verfolgung lag kein Grund vor, und die Mutter, der das Haus gehörte und auf deren Namen früher eine größere Summe geschrieben war, lebte ohne ihn ebensogut oder noch besser. Sie verschrieb sich ganz der Kirche, und ihre Frömmigkeit kannte bald keine Grenzen mehr.

Aber obschon ich meinen Vater nicht liebte und sein Verschwinden an sich nicht sonderlich tief empfand, so kränkte es mich doch bitter, weil

in der Stadt überall davon gesprochen wurde und die Blicke vieler halb spöttisch, halb mitleidig auf mir ruhten. Mit meinen Klassengenossen hatte ich stets wenig Verkehr gehabt — nun gab ich in Trotz und Scham auch den letzten auf. Am liebsten saß ich rauchend in meiner Oberstube oder lag lesend auf dem Kanapee. Damals hab ich viele Gedichte geschrieben, worin ich die Welt anklagte, die mir so bitteres getan hätte. Und doch hätte ich wohl kaum zu sagen gewußt, womit sie mich denn eigentlich so gekränkt habe. Auch mit allerlei Versen an Nastia kritzelte ich meine Hefte voll.

Sie war mir nach der Flucht meines Vaters lange ausgewichen, als hätte sie Furcht, ich könnte ihr nachtragen, daß von ihrem Hause das Unglück über uns gekommen sei. Wir waren auch beide nicht frei und sicher, als wir uns das erstemal wieder trafen, und es dauerte einige Zeit, ehe alles in seinen früheren Bahnen war. Dann las ich ihr auch die besten meiner Gedichte vor.

Sie schüttelte den Kopf: „O, was kannst Du alles! Wie schön ist das!" Aber sie empfand doch nur für diejenigen Teilnahme, die ihr galten, und nur diese hob sie sich auf. Als ich mir einst den Lohn dafür erbat, blinzelte sie mich an, bückte sich, pflückte die erste beste Blume und steckte sie mir ins Knopfloch.

Alles in allem: es war wohl begreiflich, daß ich, wie die Verhältnisse lagen, mit Sehnsucht dem Tag entgegensah, der mich vom Schulbesuch befreite. Endlich kam er. Der Schulrat, vor dem wir das Abiturientenexamen ablegen sollten, war aus dem geistlichen Stande hervorgegangen, hatte große runde Eulenaugen, die sich in der Erinnerung zitternder Schüler schreckhaft vergrößerten, und nahm merkwürdig lange Schritte. Wenn er uns damit näherrückte, erschien es uns immer, als wollte er einen Ausfall gegen uns machen. Da er, der bartlose, es ferner nicht liebte, wenn die Prüflinge im Bart vor ihm erschienen, so trug jeder von uns Sorge, sich vorher glatt rasieren zu lassen. Ich tat es mit schwerem Herzen, denn Nastia hatte, wenn sie gerade guter Laune war, mich wohl hin und wieder mit den Schnurrbarthärchen geneckt und daran gezogen.

An einem lauen, leise regnerischen Märztag traten wir an. Wir waren eine ganze Reihe, und es begann bereits zu dämmern, als wir endlich glücklich erlöst waren. In einem unsäglichen Glücksgefühl sprang ich die Stufen der Steintreppen hinab. Wie gewöhnlich hatten sich Scharen von Schülern, Eltern und sonstigen Neugierigen vor dem Gebäude versammelt, ich jedoch lief zum hinteren Ausgang, der uns sonst verwehrt war, hinaus, und spornstreichs nach Hause. Aber nicht zur Mutter, sondern sofort in den Garten.

Denn in meinem Glück und meiner Aufregung bildete ich mir ein, Nastia müßte dort schon in Schmerzen auf mich warten.

Aber sie war nicht da . . . natürlich nicht. Denn der feine Regen rieselte jetzt durch die Dämmerung — man spürte ihn zuerst kaum, doch allmählich merkte man, wie man durchnäßt wurde. Ich nahm den neuen Zylinder ab: die glänzenden Haare waren feucht. Und während ich in dem aufgeweichten Boden auf- und abging, fühlte ich, wie meine unsagbare, mich ganz erfüllende Freude nachließ, wie es gar keine rechte Freude mehr war, wie mein Hauptglück, die Hoffnung, es gleich Nastia sagen zu können, nun zu schanden ward.

Da fiel ich auf das Mittel, laut zu pfeifen. Und ob sie es nun wirklich gehört und richtig gedeutet hatte oder ob es ein bloßer Zufall war — die Pforte droben knarrte jedenfalls, und rasch kam jemand den Gartenweg nebenan hinabgelaufen: Nastia Dudek.

Sie schrak leicht zusammen, als ich sie in der Dämmerung und dem sanften Rauschen des Regens anrief. Sie hatte die Röcke mit beiden Händen aufgenommen und horchte vorgebeugt. Undeutlich sah ich ihre Gestalt und ihr weißes Gesicht. Ich bat sie, schnell einmal durch den Zaun zu schlüpfen — es sei etwas so sehr, sehr Wichtiges.

„Man bleibt ja stecken," antwortete sie zögernd von drüben. Doch dann nahm sie ihr Kleid fester und kam.

Da sagt ich ihr — und alle Freude lebte brausend wieder auf —, daß ich das Examen bestanden hätte, daß ich kein Schüler mehr wäre, daß ich selig — selig — selig sei.

„Gratuliere, gratuliere! O, wie kannst Du stolz sein!" Und streckt mir beide Hände hin.

Aber da sie selber fühlte, daß für mein Glück alles dieses zu wenig sei und daß ich mehr erwartet hätte, fing sie heimlich an zu lachen und griff in mein Gesicht, um mir die Schnurrbartenden zu ziehen und zu zupfen. Erst da merkte sie, daß ich blank und glatt war wie ein Mädchen.

Sie tat einen kleinen Schrei, lachte, verschluckte sich: „Waclaw!"

Und da sie mich nicht mehr am Schnurrbart greifen konnte, packte sie mich an den Ohren, zog mich nach links und nach rechts und lachte unaufhörlich, mir ganz nahe ins Gesicht hinein.

„Wie heißt Du denn? Wer bist Du denn? Ich werde Dich Stasia nennen . . . Pellascha . . . Jadwiga!"

Ganz außer sich war die kleine Hexe. Immer neue Mädchennamen hing sie mir an. Ich ließ mir alles gefallen und hielt schön still in dem feinen Regen, denn ich spürte wohlig die Wärme ihrer Hände an meinen

Ohren, die von dort leise weiter drang. Und mochte es nun diese Wärme sein, oder die ganze Stunde und Stimmung — genug, als das Mädchen so dicht vor mir stand, sagt ich, auf ihre Scherze eingehend: „Dann wird die Stasia oder Pellascha ihre liebe Freundin Nastia küssen."

Das geschah denn auch, und sie stieß mich nicht, wie ich es wohl erwartet hatte, zurück, sondern huschelte sich einen Augenblick eng an meine Brust. „Weil Du das Examen bestanden hast," sprach sie wie zur Erklärung. „Und außerdem: Du bist jetzt ja ein Mädchen."

Darüber geriet sie von neuem ins Lachen, und so trieben wir es in kindischer Lustigkeit eine ganze Zeit, bis sie sich plötzlich dessen bewußt ward, daß wir noch immer im Regen standen. Sie schüttelte sich, als müßten so alle Tropfen wieder von ihr abspringen, und griff nach ihrem Kleide. Es hatte, da sie es während der letzten Weile nicht hatte schürzen können, einen schmutzigen Saum bekommen, den sie unwillig betrachtete.

„Siehst Du," sagte sie mit losem Seufzer, „das hat man nun davon, wenn man sich mit Dir einläßt! Und zu allem anderen wirst Du jetzt auch noch Studiosus und gehst von uns fort. Ich werde wirklich einen neuen Stoß darum setzen müssen."

Mit den letzten Worten meinte sie schon wieder das Kleid. Sie raffte es auch jetzt mit beiden Händen, rief mir noch rasch den Abschied zu, und ging.

Mir aber wurde in diesem Augenblick seltsam. Vielleicht war es, weil sie mich an die Abreise erinnert hatte und daran, daß ich mit dem Orte auch sie selber verlassen mußte; vielleicht auch, weil ich nicht glauben wollte, daß nun jene Minuten, auf die ich mich so sehr gefreut hatte, die Minuten, in denen ich ihr die frohe Botschaft des bestandenen Examens bringen wollte, nun für immer vorbei wären; vielleicht — aber wer kann da sagen, dies ist es und jenes ist es nicht? Ich hatte jedenfalls einen ungestümen Drang, sie festzuhalten, sie ans Herz zu reißen, sie nicht fortgehen zu lassen. Und in diesem Gefühl, in der plötzlichen Überwältigung seitens einer dunken Triebmacht, stürzt ich ihr nach, umschlang sie, preßte sie wild an mich: „Nastia — Nastia — Nastia!"

Das alles kam jählings aus den Tiefen meines Wesens. Es war etwas darin, was mich umwarf und mit fremden Worten sprach. Ich selber verstand es kaum und hatte die Arme nur fest und fester um das Mädchen gelegt.

Sie sah mich mit derselben kalten wartenden Neugier an wie damals, als ich in wilder Wallung ihre Füße geküßt hatte. Und ihre Augen wurden auch nicht eigentlich anders, als ich sie beschwor, auf mich zu warten, mir treu zu sein, denn nur sie wolle ich einst, einst heiraten.

Das letzte Wort schien ihr Spaß zu machen. „Ja doch," nickte sie, „das wird fein!" Aber sie hatte keine Ruhe mehr, befreite sich bald und schlüpfte durch den Zaun. Ihr „gute Nacht" klang durch die Dämmerung.

Ich nahm den Zylinder ab und ließ mir den Regen ins Haar fallen. Mir war, als müßt ich warten, was denn mein Herz nun eigentlich wollte und heimtrüge. Und während ich so stand, hört ich von irgendwoher die Zippe locken ... mit ihrem kurzen, aber vollen und süßen Glockenton. Nur sie singt auch durch Dämmerung und Regen.

„Die Drosseln sind wieder da," sagt ich halblaut zu mir selber. Dabei wußt ich denn mit einem Male, was mein Herz von dem heutigen Tage mit nach Haus brachte: ein starkes Gefühl von Seligkeit und Weh, weil ich Nastia sehr lieb hatte und von ihr scheiden sollte. Ich begriff selber nicht mehr, daß ich mich noch kurz vorher so hatte freuen können über ein Glück, das doch nur ein halbes war, da es mich von dem einzigen Menschen trennen mußte, zu dem gewaltige natürliche Mächte mich trieben. —

III.

Fünf Wochen darauf fuhr ich ab. In Breslau wollt' ich studieren. Ich neigte dazu, mich in die medizinische Fakultät einschreiben zu lassen und betrat mit diesem Vorsatz noch die Universitätsstadt. Aber als ich einige Tage dort zugebracht und mir dies und jenes planlos angesehen hatte, überfiel mich die Einsamkeit mit bittrer Schwere. Vielleicht war es nur die große Sehnsucht nach Nastia. Und wenn ich mir vorstellte, daß ich nun bestenfalls fünf Jahre fern von ihr hausen sollte, fühlte ich, daß ich dies durchaus nicht aushalten könnte und mich deshalb nach einem Studium umsehen müßte, welches mich rascher zu meinen Zielen führte.

Meiner Mutter war, seit ich es ein für allemal abgelehnt hatte, Theologe zu werde, mein Tun und Lassen völlig gleichgültig. Ich brauchte also nach niemandem zu fragen. Ich rechnete mir aus, daß ich als Philologe zwei Jahr früher fertig sein könnte und bei dem herrschenden Lehrermangel wohl auch bald Anstellung finden würde. So schwenkte ich von der Medizin ab.

Ich arbeitete fleißig und verbrachte die Freistunden damit, an Nastia Briefe zu schreiben, die ich dann doch nicht absandte, oder mir alle Einzelheiten aus unserer Kinderzeit und den folgenden Jahren vorzustellen. Dabei erinnerte ich mich besonders auch jenes Tages, da sie so gern Sekt getrunken hätte. Es war lange her, aber ich sah noch immer ihre durstig geöffneten Lippen und ihre halb geschlossenen Augen. Ja, so töricht und

lächerlich es klingt: je länger ich bei dem Bilde verweilte, um so sicherer war ich davon überzeugt, daß ich bei meiner Rückkehr ihr gar keine größere Freude würde machen können, als wenn ich ihre alte Sehnsucht erfüllte. Weil mir selber alles so lebendig vor Augen stand, als wäre es gestern geschehen, bracht' ich die dazwischenliegende Zeit überhaupt nicht in Anschlag und war nur ganz von der freudigen Vorstellung benommen, der kleinen Hexe ein Glück bereiten zu dürfen. Als die großen Ferien, die so lange ersehnten, dann endlich kamen, als ich durch die Glut der ersten Augusttage nach Hause fuhr, lag wirklich tief im Koffer die teuerste Flasche verpackt, die für Geld und gute Worte in Breslau überhaupt aufzutreiben war.

Wir mußten beide, als wir uns nach der kurzen und doch so langen Zeit zum ersten mal wiedersahen, eine leise Fremdheit überwinden und sprachen, da Zbiginiew und die Cibulka gleichfalls im Garten und ganz in unserer Nähe waren, nur gleichgültige Worte. Aber Nastia blieb zuletzt doch ein wenig zurück und bückte sich nach einer Stachelbeere, die in schwärzlichem Rot, üppig und überreif, als die letzte an einem Strauche hing. Da flüsterte ich ihr zu, daß ich etwas mitgebracht hätte — für sie und für mich.

Sie zerdrückte die weiche Frucht gerade zwischen den Lippen, während sie die Hülse lose mit spitzen Fingern festhielt. Wie Ruck und Zuck ging es durch den geschmeidigen Körper. Sie sah mich groß und wartend an, bis ich sie an ihr sehnsüchtiges Begehren von damals erinnerte und ihr mit stillem Jubel in der Stimme mitteilte, daß ich den Sekt nun hätte.

Einen Augenblick stutzte sie, warf die leere Fruchthülse fort und schürzte die Lippen zu wunderlichem Lächeln. Doch eben eine Sekunde nur ... in der nächsten schien die einstige Sehnsucht neu und mit ungestümer Macht in ihr wach zu werden.

Ihre Augen, groß, glanzdurchschossen, staunten und jubelten.

„Lieb von Dir. Wann trinken wir ihn?"

„Wann Du willst. Am besten heut Abend. Dann stört uns niemand. Um elf?"

Sie schüttelte mit lautlosem Lächeln den Kopf.

„Um zehn Uhr muß ich schon zu Bett." Ernster, fast höhnisch: „Zbiginiew wünscht es. Die Cibulka auch. Sie weiß, warum."

„Dann spring aus dem Fenster."

Sie zögerte. Da sagt ich: „Es ist der beste, den ich bekam. Er macht heiß und selig."

Wie um sich vor der Sonne zu schützen, hob sie den Arm.

„Die Hitze ist sowieso groß genug." Doch gleich darauf: „An den Spalieren könnt' ich herunter. Die tragen mich."

Ihre Augen gingen noch unsicher hin und her, ob auch das siegende Begehren immer stärker in ihnen ward. In diesem Moment rief die fettige Stimme der Cibulka von der Pforte: „Nastia . . . Nast . . ja!" Und da flog ein trotziger Zug um ihre Lippen . . . kurz nur, doch ich sah, wie sie das Weib haßte. Sie nickte mir entschlossen zu: „Ich komme!" Mühsam erstickt' ich einen Jubelruf. —

Übrigens war es schwer, den Wein zu kühlen. Denn die Tage waren heiß, und selbst gegen Abend wollte die lastende Schwüle nicht weichen. Schon seit einer Woche ward ein erlösendes Gewitter erwartet, doch es zog und zog nicht herauf. . .

Um neun Uhr sagt' ich der Mutter gute Nacht und ging auf mein Zimmer. Da es oben lag, dicht unter dem schrägen Dache, war die Glut darin schier unerträglich. Ich zog den Rock aus und wartete. Die Lippen waren mir so spröde und trocken, daß sie sich bei jedem Verziehen des Mundes schmerzhaft spannten, als wollte die Haut rissig werden und springen. Wie ein Fieber lag es in mir. In Hemdsärmeln setzt' ich mich ans Fenster. Fledermäuse flogen, und aus den Gärten kam der Duft all der Blumen, die in der Hitze litten und starben und um so heftiger ihren Geruch verströmten. Auf dem Viehmarkt, einem weiten und leeren Platze, war ein Karussell aufgebaut, dessen Leierkasten unermüdlich spielte. Mir war so heiß, daß mir der Kragen am Halse klebte und daß ich ihn abriß. Als es halb elf schlug, band ich einen neuen, kühlen um und nahm die Flasche aus dem Eimer, in dem sie stand. Das Eis war fast völlig zerschmolzen.

Die Treppenstufen knarrten nicht, als ich hinunter schlich, aber der Schlüssel in der Verandatür drehte sich schwer und geräuschvoll. Doch alles blieb ruhig, und es war mir lieb, daß ich ungesehen hinaus kam. Der etwas tiefer gelegene Garten stand still und ohne Regung. Die Wipfel rauschten nicht, die Blätter wisperten nicht. Nirgends ein Laut des Lebens. Hell durchbrachen die weißen Narzissen auf den vordersten Beeten das Dunkel. Und während ich auf den Fußspitzen, halb fiebernd, vorwärts ging, horcht' ich, ob nebenan sich schon etwas rührte. Aber auch im Dudek'schen Garten war alles noch ruhig.

In dem ungewissen Lichte zeichneten sich die Schatten der Bäume und Sträucher auf dem Boden ab. Als ich die Laube, in der wir uns treffen wollten, erreicht hatte, setzte ich mich, stellte die Flasche und das einzige Champagnerglas, das ich im Dunklen hatte finden können, auf

den Tisch und wartete des Schlagens der Uhren. Aber während ich so saß und aus der Tiefe der Laube auf die etwas helleren Wege hinausblickte, war mit einem Male, doch ohne daß ich sagen konnte, wann es begonnen hätte, ein Rauschen um mich, jenes unerklärliche, das durch mein Leben geht und das ich auch jetzt nicht verstand, da ja nichts in der Runde war, was sich geregt hätte. So kann es nur das geheimnisvolle Rauschen der Nacht gewesen sein oder das meines erregten Blutes. Lange hört' ich darauf hin und erschrak dazwischen, weil auf dem Gartenweg sich in der großen Bewegungslosigkeit ein Schatten bewegte. Doch ich erkannte bald, daß es nur ein Igel war, der sich Schnecken oder Würmer zu fangen gedachte.

Ich sah ihm noch zu, als drüben leise Schritte tönten, Diebesschritte. Sie kamen näher, sie kamen an die Laube. Ein schwaches Räuspern.

„Bist Du's?"

„Ja"..

„Kann ich hier 'rüber?"

„Ich helf' Dir!"

So brauchte Nastia nicht erst einen Umweg zu machen. Sie kletterte geschickt am Zaun empor, und von oben hob ich sie mit den ausgestreckten Armen herunter. Ich fühlte, daß sie der lastenden Glut wegen nur leicht und lose bekleidet war, und durch diese leichte und lose Kleidung schlug mir die ganze Wärme ihres jungen Körpers in meine zitternden Hände.

Das machte mich so beklommen, daß ich nichts zu reden wußte, und ungeschickt und fahrig die Flasche ergriff, um die Drähte zu durchschneiden und den Korken zu entfernen. Nastia schwieg auch. Sie nahm das Glas empor; es gab ein leises Klirren, und sie hielt es schräg geneigt vor sich, als wollt' sie den steigenden Schaum gleich auffangen.

Aber als er dann wirklich hineinrann, und ich, flüsternd und sie fast heftig bedrängend, „trink! trink!" sagte, schüttelte sie den Kopf: „Nicht nur den Schaum .., ich will alles!" Und sie wartete, bis er langsam zurückgegangen war und setzte dann erst das Glas an die Lippen. Es klang fein, als ob es zitt're, gegen ihre Zähne, sie bog den Kopf zurück, daß die reine Linie des weißen Halses sich frei vor mir schwang, und trank langsam, wie probend, dann schnell und durstig. Ich schenkte ihr sofort von neuem ein. „Du, Du!" sagte sie bedenklich, aber sie hob die Schale doch.

Und so stürzten wir die ersten Gläser, ohne daß die Flasche überhaupt hingesetzt ward, denn natürlich wollt' ich meiner Partnerin nichts nachgeben. Da ward uns bald, als tanzte der weiße Schaum mit

prickelnden Bläschen auf den Wogen des Blutes, das uns durch die Adern rann. „Wirblig, wirblig!“ sagte Nastia lächelnd und wackelte mit dem Kopfe. Mir ging es ähnlich. Vielleicht war das rasche Hinabstürzen schuld. Mehr gewiß noch die Nacht mit ihrer schweren Schwüle, in welcher, weil kein Wind wehte, der Geruch der Blumen reglos, gleichsam zu einer Wolke geballt, über uns lastete. Dazu noch das Seltsame der Stunde und eine zitternde Erwartung, die, fremd und unausgesprochen, nicht einmal ausgedacht, uns die Brust beklemmte.

Ich hatte mich auf die Bank gesetzt und den Kopf fest gegen eine Gerüststange der Laube gepreßt, unfähig zu reden, unfähig aber auch, so weiter zu schweigen. Da fing Nastia an zu erzählen: wie die Gäste vorn im Hause spielten, wie sie an den Spalieren vorsichtig hinabgestiegen sei, und was dergleichen Nebensächlichkeiten mehr waren. Sie hörte nicht auf; es war, als fürchtete sie das bannende Schweigen, als könnte ihr Geschwätz uns hinwegreißen über alle heimlichen Wünsche, und sie redete, redete, redete ... gleichgültige Worte, doch hinter jedem stand ein heißer Atem, stand ein Etwas, das sie vorwärtshetzte in ein immer neues Plappern hinein.

Sie schwieg endlich, wie erschöpft, aber nur um zu trinken. Um zur Flasche zu kommen, mußt' sie durch den schmalen Raum zwischen Tisch und Bank. Er war zu eng. Ihr Kleid streifte mich, daß ich wie in körperlicher Berührung erschauerte. Und in diesem Augenblick griff ich nach ihrem Arm und zog sie zu mir ... auf meinen Schoß. Sie sagte nichts. Sie sank zurück. Sie lag halb über mir, und als müßt' ich sie zerdrücken, umklammerte ich sie und wollt' sie küssen.

Aber sie riß sich empor, wand sich los, sprang auf und lief ins Freie ... aus der Laube heraus. „Es macht einen verrückt,“ sprach sie kurz, mit spröder, angestrengter Stimme, — „so dumpf ist es darin.“

Ihr Atem keuchte leise durch die Stille. Ihr Kopf schien ihr wehzutun, denn sie strich sich mit der Hand mehrmals über die Stirn. Dann zog sie die Nadeln aus dem Haar, löste die Flechten. „Die Zöpfe drücken so“ ... tief sog sie die Luft ein. Das schwarze Haar fiel ihr, am Gesicht entlang, über die Schultern.

Dann ergriff sie plötzlich Glas und Flasche, sagte: „Ich muß rennen ... rennen,“ und lief davon. Ich ihr nach. Aber sie schlüpfte schlank und rank durch die Büsche ohne viel Geräusch, in ihrer Geschicklichkeit kaum die Spitzen der Äste und Zweige berührend, und hielt auf die Wiese und den Bach zu. Vielleicht hoffte sie dort mehr Frische zu finden und freier atmen zu können.

Doch je näher wir der Lieblingsstätte unserer Kindheit kamen, um so betäubender schien sich die Luft zu füllen. Vor kurzem hatte man hier gemäht; das Heu war noch liegen geblieben und durchdrang süß und beklemmend mit dem starken Honiggeruch des beigemischten Klees die ganze Umgebung.

Unentschlossen blieb Nastia stehen. Ich war ihr nachgekommen. Aber ob nun der Lauf daran schuld war oder der Wein, der schwüle Duft oder alles zusammen: nach der Spannung und Erregtheit vorhin befiel mich eine übermächtige Erschöpfung. Ich warf mich lang hin, auf einen ausgebreiteten Heuhaufen, wo mir allmählich wieder besser ward. Über mir hing der Himmel wolkenschwer und ohne Sterne. Vor mir, die Flasche und das Glas in den Händen, stand Nastia Dudek mit dem offenen Haar. Sie goß die Schale voll, trank und spritzte die letzten Tropfen zu mir hinüber, doch trafen sie nicht mein Gesicht, sondern fielen daneben ins Heu.

„Willst Du nicht?"

„Ja ... gib her!"

Von neuem schenkte sie und wollt' mir den Wein reichen. Ich jedoch öffnete nur die Lippen. Sie sah es, lachte kurz auf, kniete nieder und führte mir so das Glas zum Munde. Ich schlürfte langsam, ein Teil verschüttete und rann mir über das Kinn. Da schlug ich ihr die noch halbgefüllte Schale aus der Hand und ergriff sie, um sie niederzuziehen. Sie aber stemmte blitzschnell ihre Hände fest gegen meine Schultern, und so rangen wir wortlos, während unser Atem sich vermischte, ein paar Sekunden. Sie war so tief über mich gebeugt, daß die Spitzen ihres gelösten Haares von beiden Seiten über mich hingen und mein Gesicht berührten — gerade als wäre links und rechts ein Vorhang niedergerollt und hüllte mich ein. Wie zwei Feinde versuchten wir dabei uns trotz der Dunkelheit in die Augen zu sehen. Und ich sagte nur: „Küsse mich!" Es vergingen wunderliche Sekunden. Ich fühlte, wie ihr Körper sinkend sich fester an mich lehnte, wie die stützenden Arme müder wurden und zitterten. Dann beugte sie sich, und ihre Lippen preßten sich wild auf die meinen. Nun hüllte das Haar mich ganz ein, und mein Mund, festgesaugt an dem ihren wie einst an ihrem Fuße, fühlte immer stärker den begehrenden Gegendruck ihrer heißen Lippen. Ich bog mich gewaltsam empor und ihnen entgegen — da schrie ich plötzlich durch die Stille und Schwüle jäh und abgerissen, — ein Schrei, der keinen rechten Ausweg fand und halb erstickte —, denn ihre spitzen Zähne hatten sich fest und erbarmungslos in meine Unterlippe gedrückt und so scharf gebissen, daß ich das warme Blut spürte.

Aber in diesem Schmerze riß ich sie an mich, und sie war widerstandslos und schüttelte nur noch einmal irrselig und glühend ihr schwarzes Haar.

— —

Eine blauweiße jagende Helle scheuchte uns auf, daß wir verstört emporschraken. Am Horizont stand ein Wetterleuchten, das die ganze Gegend erhellte. Es war, als ob das Auge Gottes uns sähe und uns drohte. Ebenso urplötzlich war es dunkel. Aber als ob wir uns fürchteten, rückten wir voneinander. Ich war feige, und etwas wie eine große Angst überkam mich. Als ich eine Weile still gewesen war, streckte ich einen Arm aus. Da hob Nastia Dudek ihr Haupt und benutzte ihn als Kissen. So lagen wir nebeneinander, und ich glaubte jeden Augenblick ihr tiefes Schluchzen zu hören. Doch sie war ruhig, und ich fühlte nur, wie ihr Kopf sich fester gegen meinen Arm drückte.

Und wieder erglomm, zornig und schnell vergehend, ein neuer Wetterschein. Da bog ich mich zu Nastia hinüber. Und ich sah, sie weinte nicht. Ihre Augen lachten in Lust und Sünde.

Wie Befreiung überkam es mich, und doch empfand ich gleich darauf einen tiefen Schmerz. Ich fühlte seinen bohrenden Stachel, und ob ich ihn mir auch nicht ganz zu deuten wußte, so erkannt' ich doch, daß er mir aus jenen Augen zurückgeblieben war, die mich lachend und verschwimmend eben angesehen hatten. Vielleicht war es nur die Eitelkeit, die auch diesen Schmerz großsäugte und am Leben hielt. Aber ich war herabgestimmt, und mit einem leichten Trotz und Groll, einem dumpfen Mißtrauen erinnerte ich mich alles dessen, was geschehen war. Und wie dann jede Kleinigkeit leicht eine ihr gar nicht gebührende Bedeutung erhält, fiel es mir auf, daß Nastia trotz meines Drängens vorhin gewartet hatte, bis der Schaum im Glase sich setzte, und es ging mir jäh durch den Kopf, daß sie vielleicht früher schon in lustiger Gesellschaft Sekt getrunken hätte.

Sie zögerte mit der Antwort, als ich plötzlich die Frage an sie richtete. „Ja," sagte sie dann und erzählte. Vor mehreren Wochen hätte ihr Bruder eines Nachts an ihr Zimmer geklopft: sie sollte sofort aufstehen. Was denn los wäre, hätte sie gefragt; doch er nur: „Fix! Fix!" Sie hätte sich also rasch die Kleider übergeworfen, die Haare huschelig aufgesteckt und wäre, halb schlaftrunken noch, in Pantoffeln hinausgekommen. „Graf Szrodzinski will mit dir anstoßen, und du sollst ihm Bescheid tun," hätte da der Bruder zu ihr gesagt, und ohne daß sie es noch recht begriffen, hätte er sie ins Gastzimmer geschoben. Von den dort sitzenden Herren wäre einer sofort aufgesprungen: „Da haben wir

ja das Kätzchen, das hier durchs Haus schnurrt, ohne daß man es je zu sehen kriegt," und dann hätte er sie lachend, aber ganz kavaliermäßig, um Entschuldigung gebeten, viel schöne Worte gesagt und ihr schließlich ein gefülltes Glas überreicht. Ihr sei von all den Redensarten ganz wirr geworden, und geschämt hätte sie sich auch, wegen ihres Aufzuges, aber weil Zbiginiew ihr ermunternd zugenickt hätte, so hätte sie das Glas genommen, „zum Wohlsein" gesagt und es auf einmal leer getrunken. Darüber hätten alle furchtbar gelacht, Graf Szrodzinski hätte sofort wieder eingeschenkt und hätt' sie halb zu sich auf den Schoß gezogen, aber gerade da wäre die Cibulka gekommen, die hätte sich geärgert, und sie, die Nastia, wär' wieder hinaus und zu Bett geschickt worden.

Das war die ganze Geschichte. Aber als ich sie hörte, wurde der Schmerz, den ich vorhin empfunden hatte, auf ein bestimmtes Ziel gelenkt: eine wütende Eifersucht nahm von mir Besitz. Und ich wußte, daß die Nastia, die ich lieb hatte und die ganz mein eigen war, dort drüben verderben, daß sie anderen wohl nicht viel mehr Widerstand entgegensetzen würde als mir, und daß ich dazu verdammt sei, in einer fremden Stadt, fern von ihr, zu sitzen und die Dinge laufen zu lassen.

Aufschreien hätt' ich mögen — hab' sie immer nur angesehen. Sie jedoch war noch bei der Cibulka und sprach: „Die alte Ziege wird fett und häßlich. Und sie weiß, daß ich jung bin und schön bin."

Zu mir gewandt: „Sage mir, daß ich schön bin, Waclaw."

„Ja, du bist schön."

Sie lächelte. „Ich werde noch schöner werden," schloß sie ganz bestimmt. — —

Oben in meiner heißen Stube lag ich lange wach und konnte nicht einschlafen. Denn das Wetterleuchten war noch immer nicht vorüber und zerriß die Nacht stets von neuem. Hin und her hab' ich gedacht, aber immer doch nur an Nastia Dudek, mit der ich seit heut unzerreißlich verkettet war. Und so klar wie der grelle Schein stand mir plötzlich vor Augen, daß sie mich verderben würde, daß mir ebenso wie meinem Vater vom Nachbarhaus das Unglück kommen mußte, daß sie weiter nichts war, als ein geborenes Dirnchen — nicht mehr, nicht weniger. Blitzerhellt wie das Dunkel draußen sah ich die Zukunft. Ich zweifelte nicht. Ich wehrte mich nicht. Ich lag mit wachen Augen, als hätt' ich mein Schicksal erfahren.

Und draußen immer noch der Gewitterschein, dem doch kein erlösender Donner folgte und den kein Regen begleitete. (Fortsetzung folgt.)

Die Meistbegünstigung und unser handelspolitisches Verhältnis zur Nordamerikanischen Union.

Von

Graf von Schwerin-Löwitz.

Während im vergangenen Jahr die Spalten aller deutschen Zeitungen fast zum Überdruß mit handelspolitischen Artikeln gefüllt waren, ist in diesem Jahre das öffentliche Interesse an der Neuordnung unserer handelspolitischen Beziehungen zum Auslande scheinbar stark abgeflaut oder doch neben den neuen Problemen der großen Politik sehr in den Hintergrund getreten. Und doch rückt einerseits der für die Neuordnung der Dinge nun doch wohl endgültig ins Auge gefaßte Zeitpunkt — der 1. März 1906 — immer näher, während andererseits der wichtigste und schwierigste Teil der Aufgabe noch völlig ungelöst vor uns liegt.

Ich sage: der „wichtigste" und „schwierigste" Teil! Denn einerseits wird durch unsere abgeschlossenen Tarifverträge unser Warenverkehr mit dem Auslande nur etwa zu $^4/_{10}$ geregelt, während die Regelung für die übrigen $^6/_{10}$ noch aussteht. Andererseits aber handelte es sich bei diesen jetzt geordneten $^4/_{10}$ nur um eine Neuregelung nach einem bisher schon geltenden, beiderseits akzeptierten System, d. h. dem System der festen Bindung aller wichtigen Positionen der beiderseitigen Zolltarife unter gegenseitiger Einräumung der unbedingten Meistbegünstigung, während die noch ausstehende Regelung zunächst eine Verständigung über das hierbei für die Zukunft anzuwendende System erfordert.

Daß es bei der Neuregelung unseres handelspolitischen Verhältnisses zu den sogenannten „Meistbegünstigungsländern" bei der jetzigen völligen Unstimmigkeit der beiderseits zur Anwendung gebrachten Systeme — d. h. auf deutscher Seite: Gewährung der unbedingten, glatten Meistbegünstigung, auf gegnerischer Seite entschiedenste grundsätzliche Versagung einer solchen Meistbegünstigung und lediglich formelle Einräumung

einer sehr bedingten Meistbegünstigung, der sogenannten „Reziprozität" —, daß es bei der sich hieraus ergebenden, völlig ungleichen gegenseitigen Behandlung ebenso wenig bleiben kann, wie bei den zur Zeit geltenden Verträgen, welche bei unseren Gegenkontrahenten eine der unserigen diametral entgegengesetzte Auslegung gefunden haben, darüber besteht heute in einigermaßen unterrichteten Kreisen wohl kaum noch eine Meinungsverschiedenheit.

Aber nach welchem Prinzip, nach welchem Handelsvertragssystem wir denn nun eine Neuordnung anzustreben haben, das scheint mir noch immer eine vollkommen offene Frage zu sein, die jetzt doch wohl einer baldigen Klarstellung bedarf, eine Frage, die nicht wieder — wie im Jahre 1891 unser Vertrag mit der amerikanischen Union — lediglich durch eine, noch dazu später nicht haltbare „Deklaration" von seiten unseres Auswärtigen Amtes entschieden werden kann, sondern zu welcher alle Interessentenkreise rechtzeitig und mit möglichst vollkommener Kenntnis der tatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse Stellung nehmen sollten. Denn nur dadurch können sie später vor so unliebsamen Überraschungen bewahrt bleiben, wie wir solche in den letzten 15 Jahren fortwährend erlebt haben. Und nur so kann auch die Reichsregierung rechtzeitig in die Lage versetzt werden, sich schon bei ihren Verhandlungen auf Forderungen der beteiligten Interessenten zu stützen, durch diese gestützt, erfolgreich verhandeln und später gegenüber dem Lande die Verantwortung für ihre Abkommen tragen zu können.

Von einer öffentlichen Aussprache hierüber darf uns auch die Scheu vor „neugierigen Zuhörern im Auslande", vor denen Graf Posadowsky in der Reichstagssitzung vom 14. Januar d. J. warnte, m. E. nicht länger zurückhalten. Denn wir haben aus dieser Scheu und um der Regierung bei ihren Verhandlungen keine Schwierigkeiten zu bereiten, m. E. schon zu lange jede gründliche Erörterung unserer sogenannten Meistbegünstigungsverträge im Reichstag wie in der Presse vermieden. Wir sind hierbei nicht nur von einer unangenehmen Überraschung in die andere, sondern auch zu einem immer tieferen Dunkel sowohl über die rechtliche Bedeutung unserer Verträge, als auch über die Wünsche der Interessenten gelangt. Jetzt dürfte es daher die höchste Zeit sein, nach beiden Richtungen hin, mehr Klarheit zu schaffen, damit man vor Verhandlungen mit fremden Regierungen doch zunächst einmal weiß, was man im eigenen Lande will.

Wer sich mit den betreffenden Verträgen der letzten zwei Jahrhunderte auch nur oberflächlich beschäftigt hat, wird mir zugeben, daß der Begriff

der Meistbegünstigung, d. h. dessen, was man unter einem „meistbegünstigten Lande" — „most favored nation" — „nation la plus favorisée — oder wie sonst es in den verschiedenen Texten heißt — in den verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten verstanden hat, etwas vollkommen Verschiedenes war. Die Vorstellung von dem, was man kurzweg als „Meistbegünstigung" bezeichnet, ist nicht nur in den verschiedenen Ländern von vornherein eine sehr verschiedene gewesen, sondern sie hat sich auch mit der Zeit in ein und demselben Lande vollkommen verschoben.

Es ist ein Verdienst des mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins, diese Verschiedenheit und Flüssigkeit des Begriffs der Meistbegünstigung durch eine sehr gründliche Arbeit des Herrn Dr. Glier an der Hand vieler Hunderte von Verträgen klargestellt zu haben. Es würde mich zu weit führen, hier auf diese — übrigens sehr instruktive — Arbeit näher einzugehen.

Die Hauptergebnisse dieser Untersuchung sind folgende:

Im 18. Jahrhundert waren in allen europäischen Handelsverträgen Bestimmungen üblich, welche wir heute als „unbedingte" oder „glatte" Meistbegünstigung bezeichnen würden. Diese Abmachungen, wie sie sich beispielsweise in den Verträgen zwischen Großbritannien und Danzig vom Jahre 1706, England und Spanien 1715, Portugal und Dänemark 1766, Spanien und Dänemark 1792, beide Sizilien und Großbritannien 1716, Preußen und Dänemark 1818, Großbritannien und Schweden 1826, befinden, bestimmen sachlich übereinstimmend, daß, wenn einer der beiden vertragschließenden Staaten einem dritten Staate irgend welche Vergünstigungen in Bezug auf Handel und Schiffahrt zugestehen sollte, diese Vergünstigungen auch dem mitkontrahierenden Staat ohne weiteres und unentgeltlich zufallen sollen, also ohne Rücksicht darauf, ob sie dem dritten Staat unentgeltlich gewährt wurden, oder ob er sie durch Gegenvergünstigungen erkaufte.

Diese Vertragsform blieb bei den europäischen Staaten auch noch während des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts — also etwa bis zum Jahre 1825 — die übliche.

In dem Augenblick aber, wo die amerikanische Union in die Reihe der vertragschließenden Staaten eintrat, wurde überall eine Vertragsform üblich, welche wir heute als „bedingte Meistbegünstigung" oder „Reziprozität" bezeichnen würden, und womit die vertragschließenden Staaten sich gegenseitig verpflichten, wie es beispielsweise in dem Vertrag der Union mit Hannover vom 10. Juni 1846 und mit

Mecklenburg-Schwerin vom 9. Dezember 1847 wörtlich lautet: „Anderen Nationen in Ansehung der Schiffahrt und der Zollabgaben keine besonderen Vergünstigungen zu verleihen, die nicht auch sofort dem anderen Teil zu gute kommen, welcher dieselben unentgeltlich genießen soll, wenn die Verleihung unentgeltlich erfolgt; oder gegen Bewilligung einer möglichst gleichkommenden Vergütung, wenn die Verleihung gegen Bedingungen geschehen war."

Dem Sinne nach vollkommen gleichbedeutende, wenn auch noch nicht gleich präzise gefaßte Bestimmungen enthalten nahezu sämtliche Handelsverträge der Union und zwar auch schon die zu Ende des 18. Jahrhunderts und zu Anfang des 19. Jahrhunderts abgeschlossenen, wie beispielsweise der Handelsvertrag der Union mit Frankreich vom Jahre 1778, in welchem der bezügliche Artikel 2 in englischem Text wie folgt, lautet:

> „The Most Christian King and the United States engage mutually not to grand any particular favour to other nations, in respect of commerce and navigation, which shall not immediately become common to the other party who shall enjoy the same favour freely, if the concession was freely made, or on allowing same compensation if the concession was conditional."

Dem scharf ausgeprägten kaufmännischen Sinn der Amerikaner ist es von jeher widersinnig erschienen, sich vertragsmäßig zu verpflichten, einem Gegenkontrahenten Vergünstigungen unentgeltlich zu gewähren, welche ein dritter Kontrahent durch angemessene Gegenleistungen erkaufte. Nach ihrer — kaufmännisch durchaus korrekten — Auffassung bedeutete es schon die denkbar weitgehendste Begünstigung, d. h. die „Meistbegünstigung", wenn sie einem Gegenkontrahenten das Recht einräumten, alle dritten Kontrahenten gewährten Vergünstigungen unter den gleichen Bedingungen, d. h. für gleichwertige Gegenleistungen, wie diese, zu beanspruchen.

Aus dieser Anschauung heraus erklärt es sich von selbst, daß man dieses Recht der bedingten Meistbegünstigung oder — wie die Amerikaner es zutreffender bezeichneten — der „Reziprozität" ebenso wie das der unbedingten Meistbegünstigung kurzweg als „Meistbegünstigungsrecht" und diejenigen Staaten, welche es genossen, als „meistbegünstigte Staaten" „most favored nation" bezeichnete, wodurch dann allerdings später u. a. auch zu unserem großen Schaden bei der deutschen Reichsregierung sehr üble Verwechselungen und Irrtümer entstanden.

Ich möchte auf diese irrtümlichen Auslegungen unseres alten Meistbegünstigungsvertrages mit der Union, d. h. des Handelsvertrages zwischen

dem Königreich Preußen und der nordamerikanischen Union vom Jahre 1828 zunächst nicht näher eingehen. Es genügt mir hier festzustellen:

1. daß die amerikanische Union vom Ende des 18. Jahrhunderts bis heute — abgesehen von ganz geringfügigen Ausnahmen — unverrückt an dem Prinzip der bedingten Meistbegünstigung oder Reziprozität festgehalten und jede Zumutung des Abschlusses unbedingter Meistbegünstigungsverträge hartnäckig abgelehnt hat;
2. daß gerade seit der Zeit kurz vor Abschluß dieses unseres Vertrages mit der Union, d. h. etwa vom Jahre 1825 an, von Amerika ausgehend, eine neue Form der Meistbegünstigungsklausel, die „bedingte" Meistbegünstigung in fast allen Handelsverträgen der ganzen Welt üblich wurde und daß damit auch in den europäischen Staaten der Begriff dessen, was man kurzweg als „Meistbegünstigung" bezeichnete, eine wesentliche Änderung erfuhr.

Erst etwa vom Jahre 1860 an trat dann — von England und Belgien ausgehend und geleitet von dem Wunsche nach einem möglichst weitgehenden Freihandel — in den europäischen Staaten wieder fast allgemein eine Rückkehr zur unbedingten Meistbegünstigung bei dem Abschluß neuer Handelsverträge ein; so in 12 Verträgen Belgiens mit Frankreich, Großbritannien, Lübeck, Schweiz, Italien, Niederlande, Hamburg, Dänemark, Schweden, dem deutschen Zollverein Österreich und Spanien, in 7 Verträgen Italiens mit Schweden 1862, Frankreich und Großbritannien 1863, dem Zollverein 1865, Österreich-Ungarn 1867, Schweiz 1868, Spanien 1870.

In allen diesen Verträgen wurde die Meistbegünstigung fast wörtlich gleichlautend und wenigstens dem Sinne nach völlig übereinstimmend so formuliert, wie in Artikel V des Vertrages Belgiens mit dem deutschen Zollverein vom 22. Mai 1865, welcher wie folgt lautet:

> „jede Begünstigung, jedes Vorrecht und jede Ermäßigung in dem Tarif der Eingangs- oder Ausgangsabgaben, welche einer der hohen vertragschließenden Teile einer dritten Macht zugestehen möchte, wird gleichzeitig und ohne Bedingung dem anderen zu teil werden."

Man beachte bei dieser Formulierung der Meistbegünstigungsklausel in allen Verträgen dieser späteren Periode den schroffen Gegensatz zu der Formulierung, wie sie sich in fast allen Verträgen der früheren Periode von 1825—1860 und zu allen Zeiten in den seitens der amerika-

nischen Union abgeschlossenen Verträgen, wie namentlich auch im Artikel IX des Preußischen Vertrages mit der Union vom Jahre 1828 findet und welche so lautet:

> „Wenn von einem der kontrahierenden Teile in der Folge anderen Nationen irgend eine besondere Begünstigung in Betreff des Handels oder der Schiffahrt zugestanden werden sollte, so soll diese Begünstigung sofort auch dem anderen Teile mit zu gute kommen, welcher dieselbe, wenn sie ohne Gegenleistung zugestanden ist, ebenfalls ohne eine solche, wenn sie aber an die Bedingung einer Vergeltung geknüpft ist, gegen Bewilligung derselben Vergeltung genießen wird."

Ist es bei der klaren Fassung dieses Artikels nicht fast unbegreiflich, wie die deutsche Reichsregierung im Jahre 1891 zu der irrtümlichen Annahme gelangen konnte, daß dieser — nebenbei nur mit Preußen geschlossene — Vertrag von 1828 für die amerikanische Union den Anspruch auf unbedingte Meistbegünstigung in ganz Deutschland begründe? Und wäre es nicht mindestens geboten gewesen, bevor man der Union auf Grund dieses vermeintlichen Anspruchs ohne weiteres unseren gesamten Konventionaltarif einräumte, sich darüber zu vergewissern, ob man denn auch in Washington diese Auslegung unseres preußischen Vertrages teile und gegebenenfalls bereit sei, die von uns daraus gezogenen Konsequenzen zu erwidern?

Man hat sich bei der Behauptung eines unbedingten Meistbegünstigungsverhältnisses zwischen der Union und dem Deutschen Reich von seiten unserer Regierung bekanntlich auf den Artikel V unseres alten preußischen Vertrages bezogen, welcher heißt:

> „Auf den Eingang der Erzeugnisse des Bodens oder des Kunstfleißes des Königreichs Preußen in die Vereinigten Staaten und auf den Eingang der Erzeugnisse des Bodens oder Kunstfleißes der Vereinigten Staaten in das Königreich Preußen sollen weder andere noch höhere Abgaben gelegt werden, als diejenigen, welche auf dieselben Artikel, wenn sie Erzeugnisse des Bodens oder des Kunstfleißes irgend eines anderen fremden Landes (im französischen Text heißt es: „de tout autre pays étranger") gelegt sind oder gelegt werden möchten."

Dieser Artikel V scheint ja auf den ersten Blick in Widerspruch zu dem oben erwähnten Artikel IX zu stehen. Dieser scheinbare Widerspruch aber schwindet, wenn man nur die Zeit und die Verhältnisse berücksichtigt, in welchen der Vertrag geschlossen wurde und namentlich wenn man ihn

mit anderen — zu gleicher Zeit geschlossenen — Verträgen vergleicht und die Auslegung verfolgt, welche diese — dem Sinne nach vollkommen gleichen — Verträge in späterer Zeit gefunden haben.

Ich muß mich — des beschränkten Raumes wegen — hier leider darauf beschränken, für diese Vergleichung auf die bereits von mir erwähnte Schrift von Dr. Glier zu verweisen. Aus dessen sehr eingehender Vergleichung von mehr als 60 in der Zeit von 1825 bis 1860 abgeschlossenen Verträge und deren späteren Auslegung aber ergibt sich für jeden unbefangenen Leser ganz unzweifelhaft folgendes:

Der Artikel V des preußischen Vertrages, wie die entsprechenden Artikel der konform geschlossenen Verträge dieser Periode, beziehen sich überhaupt nicht auf Vergünstigungen, welche einem dritten Staat durch besondere vertragsmäßige Abmachungen gewährt werden, sondern sie regeln lediglich die autonome Zollgesetzgebung der beiden Kontrahenten dahin, daß keiner von ihnen berechtigt sein soll, auf die Erzeugnisse des anderen höhere Zölle zu legen, als er selbstherrlich, also ohne Vertrag von den Erzeugnissen irgend eines anderen Landes erhebt. Mit anderen Worten, die beiden Kontrahenten sichern sich in diesem Artikel nur gegenseitig den Genuß ihrer Generaltarife zu und schützen sich gegen die Möglichkeit einer willkürlichen Benachteiligung ihrer Erzeugnisse gegenüber den Erzeugnissen aller anderen Länder (de tout autre pays étranger, wie es im französischen Originaltext heißt).

Wie es dagegen gehalten werden soll, falls einer der beiden Kontrahenten mit einem dritten Staat einen Vertrag schließen sollte, durch welchen er diesem besondere Vergünstigungen einräumt, das wird immer erst in einem späteren Artikel (im preußischen Vertrage von 1828 Artikel IX) geregelt und zwar immer im Sinne bedingter Meistbegünstigung und striktester Reziprozität.

Der jetzige Herr Reichskanzler hat zwar in der Reichstagssitzung vom 11. Februar 1899, als damaliger Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, in der begreiflichen Absicht die unserem amerikanischen Vertrage von seinen Herren Amtsvorgängern gegebene Auslegung möglichst zu rechtfertigen, die Artikel V und IX dahin zu interpretieren versucht, daß nur der Artikel V sich auf Zollfragen, dagegen der Artikel IX auf Vergünstigungen anderer Art beziehe, die dem Handel und der Schiffahrt eines dritten Staates gewährt würden. Ich muß indes — bei aller sonstigen Hochachtung vor dem Fürsten Bülow — diese Erklärung des Zusammenhangs der beiden Artikel für durchaus unhaltbar erklären.

Erstlich würde nämlich dann in unserem preußischen Vertrage überhaupt nichts darüber bestimmt sein, wie es denn bezüglich derjenigen besonderen Zollvergünstigungen gehalten werden soll, welche einem dritten Staat vertragsmäßig zufallen.

Namentlich aber ist diese Erklärung nicht haltbar im Hinblick auf die analogen Bestimmungen anderer im übrigen durchaus konformer Verträge. Denn in einer ganzen Reihe dieser aus der Zeit nach 1828 stammenden Verträge werden in dem bezüglichen (dem Artikel IX unseres Vertrages von 1828 entsprechenden) Artikel, die Zölle — wohl um jeder Mißdeutung vorzubeugen — ausdrücklich mit genannt. So namentlich auch in verschiedenen Verträgen der Union mit Deutschen Staaten, wie beispielsweise mit Hannover vom 10. Juni 1846 und mit Mecklenburg-Schwerin vom 9. Dezember 1847. In diesen beiden Verträgen, von welchen, nebenbei bemerkt, derjenige mit Mecklenburg-Schwerin doch noch heute wenigstens ebensogut wie der preußische in Kraft ist, entspricht der Artikel VI materiell vollkommen dem Artikel V des preußischen Vertrages. Ein Artikel VII aber, welcher dem Artikel IX des preußischen Vertrages entspricht, lautet wörtlich wie folgt:

> „Die hohen vertragschließenden Teile verpflichten sich gegenseitig, anderen Nationen in Ansehung der Schiffahrt und der Zollabgaben keine besonderen Begünstigungen zu verleihen, die nicht auch sofort dem anderen Teil zugute kommen, welcher dieselben unentgeltlich genießen soll, wenn die Verleihung unentgeltlich erfolgt; oder gegen Bewilligung einer möglichst gleichkommenden Vergütung, wenn die Verleihung gegen Bedingungen geschehen war."

Ich glaube, aus dieser Gegenüberstellung ergibt sich zur Genüge die Unmöglichkeit, den Zusammenhang der Artikel V und IX so zu erklären, wie der Staatssekretär v. Bülow es versucht hat, und damit zugleich auch die Unmöglichkeit, überhaupt in diesen preußischen Vertrag von 1828 die unbedingte Meistbegünstigung hineinzudeuten.

Ich glaube auch, auf weitere Beweise dafür, daß dieser jetzt ja wohl endlich zu Grabe getragene preußische Vertrag von 1828 der amerikanischen Union nicht den geringsten Anspruch auf unbedingte Meistbegünstigung, also im Jahre 1891 auf unentgeltliche Gewährung unseres Konventionaltarifs gewährte, um so mehr verzichten zu dürfen, als bekanntlich die deutsche Regierung ja selbst nicht vermocht hat, diese Auslegung gegenüber der abweichenden amerikanischen Auffassung aufrecht zu erhalten.

Bereits im Jahre 1891 wurde mit dem bekannten Saratoga-Abkommen — einem von Saratoga-Springs aus unterm 22. August 1891

zwischen dem deutschen Geschäftsträger v. Mumm und dem außerordentlichen Bevollmächtigten der Union Mr. Forster erfolgenden Notenwechsel — beiderseits der Anspruch auf unbedingte Meistbegünstigung völlig fallen gelassen, obgleich die deutsche Regierung dieses Abkommen dem deutschen Reichstag gegenüber lediglich als eine „Deklaration" des Vertrages von 1828 bezeichnete und es hierdurch einer näheren Erörterung und Beschlußfassung des Reichstages entzog.

Bemerkenswert ist an diesem Abkommen namentlich die darin erklärte „Bereitwilligkeit" Deutschlands, der Union diejenigen Zollermäßigungen für landwirtschaftliche (also keineswegs alle) Erzeugnisse einzuräumen, welche wir Österreich-Ungarn eingeräumt hatten, aber auch dies nur unter der Bedingung gewisser Gegenleistungen bezüglich des Zuckers usw.

Wie dieses bedingte Zugeständnis nur eines Teils der Österreich zugestandenen Zollermäßigungen mit der vermeintlichen unbedingten Meistbegünstigung der Union vereinbar sein sollte, ist eben so unbegreiflich, als daß, trotz dieser ausdrücklichen Beschränkung der zugestandenen Zollermäßigung auf die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, sofort der ganze Konventionaltarif für alle Erzeugnisse der Union, d. h. auch auf die industriellen, zur Anwendung gebracht wurde, was doch offenbar vertragswidrig war.

Ich möchte indessen die Kette von Widersprüchen, in welche sich leider die deutsche Regierung durch ihre Unklarheit über die Natur unseres alten preußischen Vertrages während der letzten $1^1/_2$ Dezennien verwickelt hat, nicht weiter verfolgen. Wir dürfen — wie bereits erwähnt — diesen alten Vertrag von 1828 ja heute gottlob wohl als endgültig begraben betrachten, nachdem man sich erstens beiderseits bereits bei dem Saratoga-Abkommen und bei dem vom 10. Juli 1900 völlig darüber hinweggesetzt hat, nachdem ferner die Union in ihren neueren Verträgen, namentlich demjenigen mit Kuba vom 4. Dezember 1903, unseren Vertrag auch nicht einmal mehr als bedingten Meistbegünstigungsvertrag respektiert hat, sondern beispielsweise in den Artikel VIII dieses Vertrages mit Kuba ausdrücklich die Bestimmung aufnahm, „daß die von den Vereinigten Staaten an Kuba und von Kuba an die Vereinigten Staaten gewährten Zollvorteile keiner dritten Macht gewährt werden dürfen", und nachdem hiernach endlich auch die deutsche Regierung in der Reichstagssitzung vom 15. Januar 1903 durch den Mund des Grafen Posadowsky erklärt hat, daß „die Vereinigten Staaten von Nordamerika in Deutschland nicht mehr meistbegünstigt sind".

Wenn also spätestens am 1. Dezember d. J. auch die Kündigung unseres Abkommens mit der Union vom 10. Juli 1900 erfolgt, was ja ohne alle Frage geschehen muß, wenn wir überhaupt mit dem 1. März k. J. unseren neuen Generaltarif und Konventionaltarif zur Anwendung bringen wollen, so haben wir dann wenigstens vollkommen freie Bahn für die Neuregelung unserer künftigen Handelsbeziehungen zur Union.

* * *

Wenn ich nun zu der Frage übergehe, auf welcher Basis denn eine solche Neuregelung unserer Handelsbeziehungen zu den sogenannten Meistbegünstigungsstaaten und namentlich zur amerikanischen Union möglich sein wird, so darf ich wohl als erwiesen annehmen, daß die Eventualität des Abschlusses eines glatten Meistbegünstigungsvertrages mit der Union von vornherein ausscheidet. Und zwar nicht sowohl wegen der sehr ungünstigen Erfahrungen, welche wir Amerika gegenüber mit unserer freiwilligen Gewährung der vollen Meistbegünstigung gemacht haben, als weil die Vereinigten Staaten es nach ihren traditionellen Grundsätzen unbedingt ablehnen, mit irgend einem Lande einen glatten Meistbegünstigungsvertrag abzuschließen.

Ist man in der Union doch so weit gegangen, die wenigen alten — seit lange bestehenden — glatten Meistbegünstigungsverträge, welche die Union um das Jahr 1850 mit einigen Staaten, wie beispielsweise der Schweiz, abgeschlossen hatte, mit der ausdrücklichen Begründung zu kündigen, daß „diese Verträge in so schroffen Gegensatz zu der sonst einheitlichen Handelspolitik der Vereinigten Staaten stünden, daß sie dadurch zu berechtigten Vorstellungen anderer Regierungen gegen eine so außergewöhnliche Begünstigung Veranlassung geben".[1])

Als zweite Eventualität könnte der Abschluß eines langfristigen Tarifvertrages in Frage kommen, wie wir solche mit den europäischen Staaten abgeschlossen haben. In unser neueres handelspolitisches System würde das ja zweifellos am besten hineinpassen, und unserem Ausfuhrhandel würden damit für längere Zeit gesicherte Verhältnisse geschaffen werden. Ich muß dem Abgeordneten Eugen Richter durchaus beipflichten, wenn er in der Reichstagssitzung vom 11. Februar 1899 sich wie folgt äußerte:

---

[1]) Note des Staatssekretärs Hay an den schweizerischen Gesandten bei der 1898 erfolgten Kündigung der Artikel VIII und XII des Vertrages der Schweiz mit der Union von 1850.

„Das haben wir doch allseitig anerkannt, daß die bestehenden Vertragsverhältnisse, mag man nun den Vertrag von 1828 oder das spätere Abkommen des Grafen Caprivi von 1891 beurteilen wie man will, nicht geeignet sind, sichere und dauernde Verhältnisse zu begründen; sie haben nicht verhindert, daß (in der Union) drei wechselnde Tarife gefolgt sind in der kürzesten Zeit, daß sich unsere Ausfuhrverhältnisse unsicher gestalteten. Wir müssen daraus lernen, daß das Meistbegünstigungsverhältnis nicht ausreicht, unsere Wünsche müssen dahin gehen, Tarifverträge an die Stelle zu setzen, Tarife, auf die sich die Industrie einrichten kann."

Aber auch ein langfristiger Tarifvertrag wird leider von der Union mit wohl noch größerer Entschiedenheit als ein glatter Meistbegünstigungsvertrag abgelehnt werden, weil einmal ein langfristiger Tarifvertrag noch weniger als ein Meistbegünstigungsvertrag in das allgemeine politische System der Union hineinpaßt, andererseits sich aber in unseren Tarifverträgen bekanntlich die von der Union perhorreszierte glatte Meistbegünstigung auch wieder mit befindet und naturgemäß befinden muß.

Bleibt als drittes, und zwar wohl als das einzige, was einige Aussicht auf Verwirklichung haben dürfte, der Abschluß eines Reziprozitätsvertrages nach amerikanischem System. —

Bevor ich zu einer Erörterung der Frage übergehe, unter welchen Bedingungen ein solcher Vertrag für uns annehmbar sein würde, muß ich noch einige Seiten des Reziprozitätssystems klarstellen, welche vielfach übersehen werden.

Man wirft, wenn man von Reziprozitätsverträgen kurzweg spricht, gewöhnlich zwei ganz verschiedene Arten von Verträgen in einen Topf, von welchen ich die einen als generelle, die anderen als spezielle Reziprozitätsverträge bezeichnen möchte.

Von der ersteren Art, den generellen Reziprozitätsverträgen, habe ich bereits einige erwähnt, und bei einem davon, dem Reziprozitätsvertrag der Union mit dem Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin vom 9. Dezember 1847 — auch den für Verträge dieser Art typischen Artikel VII angeführt, welcher wörtlich lautet:

„Die hohen vertragschließenden Teile verpflichten sich gegenseitig, anderen Nationen in Ansehung der Schiffahrt und der Zollabgaben keine besonderen Begünstigungen zu verleihen, die nicht auch sofort dem anderen Teile zugute kommen, welcher dieselben unentgeltlich genießen soll, wenn die Verleihung unentgeltlich

> erfolgt; oder gegen Bewilligung einer möglichst gleichkommenden Vergütung, wenn die Verleihung gegen Bedingungen geschehen war."

Aus diesem Wortlaut ist ohne weiteres ersichtlich, daß mit solchen Verträgen nur der Grundsatz festgelegt wird, nach welchem generell zu verfahren ist, falls einer der Vertragschließenden einer anderen Nation vertragsmäßig besondere Vergünstigungen verleihen sollte, — daß nämlich, wenn diese Verleihungen gegen Bedingungen geschehen waren (was wohl die Regel sein wird), die gleichen Begünstigungen auch den Mitkontrahenten gegen Bewilligung einer möglichst gleichkommenden Vergütung zustehen sollen. Es leuchtet ein, daß hiermit noch ein späteres Abkommen in Aussicht genommen wird, durch welches erst in jedem einzelnen Fall festzustellen ist, ob die angebotene Vergütung als gleichwertig angesehen werden kann oder nicht. — Ich bemerke hierzu, daß der Artikel VII des Mecklenburgischen Vertrages mit der Union wohl die mildeste Form darstellt, in welcher in derartigen Verträgen die Reziprozität gefordert wird. In anderen Verträgen heißt es anstatt „Bewilligung einer möglichst gleichkommenden Vergütung" gewöhnlich, wie z. B. in den Verträgen der Hansastädte „unter Leistung der nämlichen Entschädigung" oder auch — wie in den Verträgen zwischen den Hansastädten und der Republik Hibernia vom 29. Mai 1859 — „gegen eine nach beiderseitigem Einverständnis festzustellende Vergeltung von möglichst gleichem Wert und gleicher Wirkung".

Bei allen diesen zahlreichen generellen Reziprozitätsverträgen bleibt aber, wie ersichtlich, immer noch für den gegebenen Fall die Feststellung der Gleichwertigkeit der Gegenleistungen einer speziellen Abmachung vorbehalten, einer Abmachung, welche ich als „speziellen Reziprozitätsvertrag" bezeichnen möchte, welche aber naturgemäß inhaltlich einem Tarifvertrage sehr nahe kommen wird.

Der generelle Reziprozitätsvertrag bedeutet also in Wahrheit eigentlich nichts weiter als die Erklärung der Bereitwilligkeit beider Kontrahenten zum Abschluß eines entsprechenden Tarifvertrages, falls einer der Kontrahenten einem dritten Staat besondere Vergünstigungen vertragsmäßig einräumen sollte.

Natürlich sollen und brauchen solche speziellen Reziprozitätsverträge nicht in allen Fällen vollständig detaillierte Tarifverträge von langer Frist zu sein. Man wird vielmehr in die Kategorie dieser speziellen Reziprozitätsverträge formell auch Abkommen von der Art

unseres Saratoga-Abkommens und unseres Abkommens mit der Union vom 10. Juli 1900 einbeziehen können, wobei man freilich davon absehen muß, daß diese Abkommen materiell dem gerade von amerikanischer Seite immer sehr stark betonten Grundsatz „vollkommenster Billigkeit und Gegenseitigkeit“ — der „most perfect equity and reciprocity“ — sehr wenig entsprachen.

Eine andere beachtenswerte Seite des Reziprozitätsgedankens, welche vielfach übersehen wird, ist der Grundsatz, daß, wenn einer der beiden Vertragschließenden einem dritten Staat besondere Vergünstigungen vertragsmäßig einräumt, dem Mitkontrahenten diese Vergünstigungen nicht etwa für an sich gleichwertige Gegenleistungen zustehen sollen, sondern vielmehr für Gegenleistungen, welche denjenigen gleichwertig sind, welche der dritte Staat vertragsmäßig zugestand, um die fraglichen Vergünstigungen zu erwerben.

Auf den ersten Blick mag dies ziemlich belanglos erscheinen, da man annehmen wird, daß auch in den Verträgen mit den dritten Staaten der Wert der Vergünstigungen und der Gegenleistungen gerecht gegeneinander abgewogen sein wird. In praxi aber wird sich die Sache doch ganz anders stellen, und zwar namentlich deshalb, weil eine dem Gegenstand oder der Zollhöhe nach zwar gleichwertige Vergünstigung doch einen völlig verschiedenen Wert erhält — je nach den besonderen Verhältnissen des Landes, dem oder von welchem sie gewährt wird. Eine Ermäßigung unseres Petroleumzolles z. B. würde für Österreich oder Italien gar keinen, für Rußland oder die Union dagegen einen sehr hohen Wert haben. Eine Ermäßigung des Weinzolles, von der Union gewährt, wird für Frankreich einen höheren Wert haben als für Deutschland oder Rußland u. dgl. mehr.

Von ganz entscheidender Bedeutung für den wirtschaftlichen Wert eines zahlenmäßig gleichen Zollnachlasses aber ist die Höhe des Generaltarifs, unter dessen Zugrundelegung der Nachlaß erfolgen soll. Wenn der Zoll im Generaltarif 50 % des Wertes der Waren beträgt, wird eine Zollermäßigung von 5 % des Warenwertes von keiner großen Bedeutung sein. Denn es bleibt dann immer noch ein nahezu prohibitiver Zoll in Höhe von 45 % des Wertes der Waren bestehen. Wenn der Zoll im Generaltarif dagegen nur 10 oder 20 % des Wertes der Waren beträgt, wird diese gleiche Zollermäßigung von wesentlich größerer Bedeutung sein.

Hieraus ergibt sich, daß — wenn zwei Länder, von welchen das eine einen hohen, das andere einen verhältnismäßig niedrigen General-

tarif hat, miteinander einen generellen Reziprozitäts-Vertrag schließen, — ein solcher Vertrag für den ersteren Staat mit hohem Generaltarif ungleich günstiger ist als für den letzteren.

Wenn also Deutschland — dessen neuer Generaltarif sich auf etwa 20 % des Werts unserer zollpflichtigen Wareneinfuhr stellt — mit der Union, deren Generaltarif sich auf etwa 50 % des Wertes ihrer Einfuhr beläuft, einen generellen Reziprozitätsvertrag nach Maßgabe des Art. 9 unseres alten preußischen Vertrages abschließen sollte, so würde dies schon an sich ein sehr weitgehendes Entgegenkommen Deutschlands bedeuten, d. h. generell die Union sehr viel günstiger als Deutschland stellen.

Umsomehr sind wir — und damit komme ich auf die Frage zurück, unter welchen Bedingungen wir einen speziellen (oder spezifizierten) Reziprozitätsvertrag mit der Union schließen können — wohl berechtigt, wenigstens eine strikte Durchführung des Reziprozitätsprinzips, d. h. eine wirkliche oder wenigstens annähernde Gleichwertigkeit der beiderseitigen Zugeständnisse zu verlangen.

Erfreulicherweise hat ja denn auch der Reichskanzler Fürst Bülow in der Reichstagssitzung vom 22. Januar 1902 mit aller Bestimmtheit erklärt, daß die Neuregelung unserer handelspolitischen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika nur auf der „Basis voller Gegenseitigkeit“ erfolgen könne. Gegen diesen Grundsatz aber wird man von amerikanischer Seite doch umsoweniger Einwendungen erheben können, als die Union, wie bereits erwähnt, ja selbst zu allen Zeiten die „most perfect equity and reciprocity“ gewissermaßen als Leitmotiv ihrer Handelsvertragsverhandlungen an deren Spitze gestellt hat.

Ist man aber hierüber beiderseits einig, so ergibt sich für die von mir gestellte Frage: „Unter welchen Bedingungen kann Deutschland einen speziellen Reziprozitätsvertrag mit der Union schließen?“ — die folgende ziemlich einfache Beantwortung:

1. Will die Union unseren ganzen neuen Konventionaltarif beanspruchen, so muß sie uns hierfür Gegenleistungen von gleichem Wert und gleicher wirtschaftlicher Wirkung anbieten, wie unsere europäischen Vertragsstaaten sie uns zubilligten. Ist die Union zu solchen Gegenleistungen nicht bereit oder nach ihrer gegenwärtigen Gesetzgebung nicht in der Lage, so kann sie einen Anspruch auf unseren neuen Konventionaltarif im ganzen nach den Grundsätzen der Reziprozität nicht erheben. Vielmehr würden wir nach amerikanischer Auffassung — wollten wir etwa der Union unseren neuen Konventionaltarif wieder für minderwertige

Gegenleistungen oder gar unentgeltlich zugestehen, — damit den Grundsatz der Billigkeit und Gegenseitigkeit gegenüber unseren europäischen Vertragsstaaten auf das gröblichste verletzen.*)

2. Wollen wir dagegen die besonderen Vergünstigungen beanspruchen, welche die Union dritten Staaten in Zukunft gewähren sollte oder (wie an Frankreich, Italien, Portugal, die Schweiz usw.) bereits gewährt hat, so haben wir hierfür gleichwertige Gegenleistungen anzubieten, wie solche der Union von diesen dritten Vertragsstaaten zugebilligt wurden.

Würde die Union von Deutschland für diese — dritten Staaten gewährten — besonderen Vergünstigungen höhere Gegenleistungen fordern, als ihr hierfür von Frankreich, Italien, Portugal oder der Schweiz zugebilligt wurden, so würde dies wiederum dem Grundsatz der „most perfect equity and reciprocity" auf das schroffste wiedersprechen.

Die amerikanische Gesetzgebung, d. h. die Dingley-Bill von 1890 scheint mir aber zur Zeit den zu 1 gedachten Fall, d. h. die Möglichkeit, daß die Union uns für Einräumung unseres ganzen Konventionaltarifs Gegenleistungen anbieten könnte, welche denjenigen unserer europäischen Vertragsstaaten im Werte auch nur annähernd gleich kämen, vollkommen auszuschließen.

Es dürfte daher bei den bevorstehenden Vertragsverhandlungen wohl vorerst nur der zu 2 gedachte Fall praktisch werden; — d. h. wir werden der Union keinesfalls unseren ganzen neuen Konventionaltarif anbieten können, weil wir von vornherein wissen, daß die Gesetzgebung der Union z. Zt. äquivalente Gegenleistungen verbietet. Wir werden vielmehr, — nachdem man sich, sei es auf Grund eines neuen generellen Vertrages oder auch ohne einen solchen, darüber geeinigt, nach dem Prinzip der Reziprozität einen spezifizierten Tarifvertrag abzuschließen, — zunächst alle diejenigen besonderen Vergünstigungen von der Union beanspruchen müssen, welche sie bisher dritten Staaten einräumte, und werden derselben hierfür Gegenleistungen anzubieten haben, welche in ihrem Wert denjenigen dieser dritten Vertragsstaaten möglichst gleichkommen.

Wir werden gut tun, uns hierbei möglichst eng an das Beispiel Frankreichs aus dem Jahre 1898 anzuschließen.

Es wird sich also darum handeln, festzustellen: welche Positionen unseres neuen Konventionaltarifs können und müssen wir der Union an-

*) Man vergleiche hierzu die bereits von mir erwähnte Note des Staatssekretärs Hay an die Schweiz vom Jahre 1898.

bieten, als Äquivalent für die von **Frankreich** im Vertrag von 1898 der Union gemachten Zugeständnisse?[3])

Frankreich sicherte der Union den Genuß seines Minimaltarifes zu für

		Francs für 100 kg.	
19.	Büchsenfleisch	15.—[4])	20.—[4])
84.	Früchte, frisch, Zitronen, Orangen, Cedrafrüchte und deren Abarten	5.—	8.—
84.	Mandarinen	10.—	15.—
84.	Gewöhnliche Tafeltrauben	8.—	12.—
84.	Äpfel und Birnen für die Tafel	2.—	3.—
84.	Desgl. für Obstweinfabrikation	1.50	2.—
84.	Andere Früchte mit Ausnahme von Treibhaustrauben	3.—	3.—
85.	Getrocknete Äpfel und Birnen für die Tafel	10.—	15.—
	Desgl. für Obstweinfabrikation	4.—	6.—
85.	Pflaumen	10.—	15.—
85.	Andere Früchte	5.—	15.—
128.	Gewöhnliches Holz in Stämmen	0.65	1.—
128.	Desgl., gesägt oder behauen, 80 mm oder stärker	1.—	1.50
128.	Desgl., behauen oder gesägt, über 35—80 mm Stärke	1.25	1.75
128.	Desgl., gesägt, 35 mm oder weniger dick	1.75	2.50
129.	Pflasterholzblöcke	1.75	2.50
130.	Dauben	0.75	1.25
160.	Hopfen	30.—	45.—
84.	Zerquetschte oder zerschnittene und getrocknete Äpfel und Birnen	1.50	2.—
17.	Verarbeitetes und zugerichtetes Schweinefleisch	50.—	100.—
	Schweineschmalz und Schweineschmalzgemische	25.—	40.—

---

[3]) Wir erweisen auch hiermit der Union wieder ein sehr weitgehendes Entgegenkommen. Denn die Frankreich und Deutschland aus Sektion 3 des Dingleytarifs bisher gewährten Zollnachlässe haben für **Frankreich** einen viel höheren Wert als für uns. Die Ausfuhr **Frankreichs** nach der Union an den fraglichen Artikeln (Weinstein, Weinhefe, Branntwein, Gemälden, **Wein** und Wermuth), hatte im Jahre 1903 nach amerikanischer Anschreibung einen Wert von 6005000 Dollars, diejenige Deutschlands (nach Dr. Glier) nur einen Wert von 1773000 Dollars. Wir würden also der Union nach den von ihr immer und immer wieder proklamierten Grundsätzen der Equity and Reciprocity eigentlich **noch nicht ein Drittel** der Zollnachlässe zu gewähren brauchen, welche Frankreich ihr gewährt.

[4]) Die erste Spalte enthält die Sätze des **Vertragstarifs**, die zweite die des Generaltarifs.

Der Zollnachlaß, welchen Frankreich der Union hiernach gewährt, berechnet sich auf etwa 3 700 000 Francs oder rund 3 Millionen Mark.

Würde Deutschland nun beispielsweise der Union die Zollnachlässe des Vertragstarifs bei den Positionen

Nr. 74 Bau- und Nutzholz roh
„ 75 „ „ „ beschlagen,
„ 76 „ „ „ gesägt,
„ 83 Faßdauben,
„ 47 Obst, frisch,
„ 48 „ getrocknet,

unseres Generaltarifs gewähren, so würde dies — nach der Einfuhr von 1903 — einen Zollnachlaß von 3 030 924 — oder wieder rund 3 Millionen Mark repräsentieren —, also ungefähr ebenso viel wie der von Frankreich der Union zugebilligte Nachlaß.[5])

Ich habe mit der vorstehenden Berechnung natürlich nur ein Beispiel — ein annäherndes Bild — der Grundlage geben wollen, auf welcher wir vielleicht zunächst zu einem annehmbaren Abkommen mit der Union gelangen können.

Wir werden aber der Union eine gewisse Wahl unter den vielen Positionen unseres Konventionaltarifs wohl einräumen müssen — und im allgemeinen auch unbedenklich — einräumen können.

Auf Erzeugnisse des Ackerbaues und der Viehzucht freilich gewährt Frankreich der Union auch nicht einen Cent. Zollnachlaß, und es ist nicht einzusehen, aus welchem Grunde wir — wenigstens nach dem Grundsatz der Equity and Reciprocity — dies tun müßten.

Ich empfehle daher, dieses größte und wertvollste Kompensationsobjekt unseres neuen Konventionaltarifs nicht etwa wieder von vornherein für ein Butterbrot fortzugeben, sondern, wenn wir, wie ich annehme, zur Zeit ein wirkliches Äquivalent hierfür nicht erhalten können, es für spätere Verhandlungen in der Hand zu behalten.[6])

[5]) Der uns von der Union nach dem Abkommen vom 10. Juli 1900 gewährte Zollnachlaß berechnet sich dagegen nur auf jährlich 162 493 Dollar = rund 750 000 Mk. — also nur etwa auf ein Viertel dessen, was wir der Union gewähren würden.

[6]) Solche späteren Verhandlungen werden ja unter allen Umständen kommen, — nicht nur über Abänderung der zur Zeit gültigen amerikanischen Zollmodalitäten, sondern namentlich über Abänderung des im Jahre 1908 ablaufenden Vertrages der Union mit Kuba, wonach die von der Union an Kuba gewährten weitgehenden Vergünstigungen (z. B. bei Zucker 20%) anderen Staaten gar nicht zugebilligt werden dürfen, sodaß hier nicht nur unsere Gleichbegünstigung, sondern selbst unser Reziprozitätsanspruch ausgeschlossen wird.

Ich muß mich indessen schon an dieser Stelle mit Entschiedenheit gegen die Mißdeutung verwahren, als ob ich das Haushalten mit unserem Konventionaltarif im ganzen — wie mit den Zollsätzen für Erzeugnisse des Ackerbaues und der Viehzucht im besonderen — vorwiegend im Interesse der Landwirtschaft empfehle. Im Gegenteil, das Interesse der Landwirtschaft an einer besseren Regelung unserer handelspolitischen Beziehungen zur Union ist ein sehr viel geringeres, als das der Industrie und namentlich unserer Exportindustrie. Denn es handelt sich hierbei fast ausschließlich um Besserstellung unseres Exports nach der Union und weniger um besseren Schutz unseres heimischen Marktes.

Die Landwirtschaft im besonderen muß und wird jetzt damit zufrieden sein, wenn ihr die gesetzlichen Mindestzölle für Getreide und die Sätze unseres Konventionaltarifs für Vieh gewahrt bleiben. Eine Differenzierung der Union allein würde m. E. auch einen nennenswerten Einfluß auf die Getreide- und Viehpreise in Dentschland kaum ausüben, da hierbei zu viele andere Länder mit in Konkurrenz treten, welchen auf Grund ihrer Verträge oder der ihnen zustehenden Meistbegünstigung unser Konventionaltarif zusteht.

Dagegen wird es der Union doch sehr erwünscht sein, auf die Dauer mit ihren Erzeugnissen des Ackerbaues und der Viehzucht in Deutschland nicht differenziert zu werden. Und die Zollnachlässe hierauf sind daher m. E. — auch der Union gegenüber — das wertvollste Kompensationsobjekt unseres Konventionaltarifs.

Ich habe aber durchaus nichts dagegen, daß sie überhaupt preisgegeben werden. Nur darf dies, wie gesagt, nicht wiederum gegen minderwertige Konzessionen, sondern nur gegen vollwertige Äquivalente geschehen. Und das ist eine Forderung, die wir durchaus nicht im Interesse der Landwirtschaft, sondern wesentlich im Interesse unseres Exporthandels und unserer Industrie stellen müssen.

Ich muß aber noch einen weiteren Grund erörtern, welcher es uns — abgesehen von der „Billigkeit und Gegenseitigkeit" — unbedingt verbietet, etwa der Union jetzt wiederum unseren ganzen Konventionaltarif gegen minderwertige Zugeständnisse einzuräumen. Es ist dies die völlige Wehrlosigkeit, in welche wir hierdurch gegen etwaige weitere Differenzierungen seitens der Union geraten würden, d. h. die Unmöglichkeit, der Union noch irgend welche Äquivalente anbieten zu können, um uns in den Mitgenuß von besonderen Vergünstigungen zu setzen, welche die Union in Zukunft irgend welchen dritten Staaten vertragsmäßig zubilligen sollte.

Gerade das strikte Festhalten der Union an dem Grundsatz der Reziprozität zwingt uns absolut, mit den Vergünstigungen unseres Konventionaltarifs haushälterisch umzugehen, damit wir nicht wieder in die Lage kommen, in welcher wir uns leider seit $1\frac{1}{2}$ Dezennien befunden haben, daß wir nämlich gar nicht in der Lage waren, für Vergünstigungen, welche anderen zuteil wurden oder welche wir — auch sonst — im Interesse unseres Handels wünschen mußten, noch irgend welche Gegenleistungen anbieten zu können, nachdem wir bereits alle unsere verfügbaren Begünstigungen weggegeben hatten.[7])

Dieses Haushalten — dieses nur Zug um Zug gegen volle Äquivalente Herausgeben der in der eigenen Rüstkammer verfügbaren Vergünstigungen — das ist auch erst der eigentliche Sinn des von den klugen und geschäftskundigen Amerikanern mit so großem Erfolg angewandten Reziprozitätssystems. Und wenn wir hierin auch heute noch nichts von den Amerikanern gelernt haben sollten, dann freilich würde uns in absehbarer Zeit wohl kaum zu helfen sein. Wir würden uns vielmehr dann ruhig darin ergeben können, nicht nur den letzten Rest unserer Ausfuhr an Fabrikaten völlig vom amerikanischen Markt verdrängt zu sehen, sondern auch unseren inländischen Markt immer mehr den amerikanischen Fabrikaten preisgeben zu müssen.

Die Verschiebung unserer Handelsbilanz mit der Union in den letzten zwei Dezennien spricht m. E. in dieser Hinsicht eine so deutliche Sprache, daß wohl niemand, der sie kennt, darüber in Zweifel sein kann, wohin die Reise auf dem bisherigen Wege mit tötlicher Sicherheit geht, d. h. daß sie zu einer von Jahr zu Jahr fortschreitenden und in nicht zu weiter Ferne vollkommen erreichten Verdrängung aller deutschen Fabrikate vom amerikanischen Markt führen muß.[8])

Diese Sachlage wird heute auch von dem größten Teil unserer Industrie und namentlich von unseren großen Exportfirmen vollkommen

---

7) In der gleichen Lage befindet sich England, und Mr. Chamberlain ist bekanntlich aufs Äußerste bemüht, es aus dieser Lage heraus zu bringen.

8) Während wir bis zum Jahre 1889 in unserem Warenverkehr mit der Union immer eine aktive Handelsbilanz hatten und noch im Jahre 1889 für 78 Millionen Mark mehr Waren nach der Union versandten, als wir von dort erhielten, überstieg im Durchschnitt der letzten fünf Jahre — von 1900—1904 — der Wert der amerikanischen Einfuhr nach Deutschland den Wert unserer Ausfuhr nach der Union um nicht weniger als 525 Millionen Mark, d. h. wir sind bereits mit etwa 9 Mark für jeden Kopf unserer Bevölkerung der Union tributpflichtig geworden.

erkannt und gewürdigt.*) Ich weiß aber sehr wohl, daß man in gewissen Kreisen unseres Handels und namentlich unserer Reedereien allerdings befürchtet, daß, wenn wir darauf bestehen sollten, unsere neuen Handelsbeziehungen zur Union streng nach dem Grundsatz vollster Gegenseitigkeit und Gleichberechtigung mit Frankreich und anderen Staaten geregelt zu sehen, dies uns zu einem Zollkrieg führen würde.

Ich würde einen Zollkrieg zwischen der Union und Deutschland im wirtschaftlichen Interesse beider Länder sehr bedauern. Aber ich halte doch die Gefahr eines solchen Zollkrieges weder für so naheliegend noch für so groß, als man in manchen Handelskreisen anzunehmen scheint. Nicht für so naheliegend aus drei Gründen:

1. Ich halte die Amerikaner für zu klug und für zu kühl geschäftsmännisch überlegend, als daß sie sich angesichts des heutigen Standes unserer Handelsbilanz nicht sagen sollten, daß sie bei einem etwaigen Zollkrieg viel mehr als wir zu verlieren haben.
2. Die Union hat die Klugheit, ihren seit länger als einem Jahrhundert befolgten Grundsatz strengster Reziprozität nicht wegen einer augenblicklichen Unbequemlichkeit oder Verstimmung willkürlich zu durchbrechen, noch in neuester Zeit bei ganz analogen Fällen wiederholt bewiesen, und zwar selbst in Fällen, in welchen, wie im Jahre 1898 gegenüber der Schweiz, ihre

*) Man vergleiche die letztjährigen Jahresberichte der Handelskammern von Hamburg, Frankfurt a. M. und Dresden und namentlich eine unter dem 1. Mai d. J. von der Handelskammer in Mannheim an das Badische Ministerium gerichtete Denkschrift, in welcher es wörtlich heißt:

> „Daß die Regelung unserer handelspolitischen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten auf anderer Grundlage erfolgen müsse, als der Vertrag vom 10. Juli 1900 geschaffen hat, darf als herrschende Ansicht der Interessenten unseres Bezirks bezeichnet werden ... Der Zustand, daß die Union uns zur Zeit gegen unseren ganzen Konventionaltarif Tarifermäßigungen nur auf Wein, Weinstein, Spirituosen, Bildhauerarbeiten und Gemälde gewährt, wird als durchaus unangemessen empfunden ... Die Stimmung der Industriellen, die sich in dem Wunsche nach Reziprozität äußert, ist daher wohl begreiflich, und die Nachahmung des Beispiels durchaus erwünscht, welches 1898 Frankreich, 1899 Portugal, 1900 Italien gab, indem sie mit den Vereinigten Staaten Tarifverträge abschlossen, in welchen Leistung und Gegenleistung ganz genau bestimmt, aber keine allgemeine Meistbegünstigung enthalten war ... Wir glauben, daß es Amerika bei energischer Vertretung der deutschen Forderungen nicht auf einen Zollkrieg ankommen lassen wird."

Position bei einem Zollkriege eine wesentlich stärkere gewesen wäre, als jetzt bei einem etwaigen Zollkrieg mit Deutschland.

3. Man muß sich in der Union doch sagen, daß die in neuerer Zeit — namentlich in Österreich-Ungarn, Italien und Frankreich — so stark hervortretende Neigung zu einem engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß der mitteleuropäischen Staaten mit einer gewissen Spitze gegen Amerika durch nichts eine so kräftige Förderung erfahren, d. h. Deutschland so geneigt machen müßte, auch seinerseits hierzu die Hand zu bieten, als ein etwaiger Zollkrieg mit der Union aus einem so nichtigen Grunde, wie es die Versagung der von uns geforderten Gleichberechtigung und Gegenseitigkeit sein würde.

Aber ich halte auch die Gefahr eines Zollkrieges mit der Union, d. h. die von einem solchen, wenn er wirklich gegen meine Erwartung ausbrechen sollte, für unser Erwerbsleben in seiner Gesamtheit zu befürchtende Schädigung nicht für so groß, wie man dies vielfach anzunehmen scheint.

Freilich würde ja für einen Teil unserer Industrie — namentlich die Textil-Industrie und die Leder-Industrie — das Exportgeschäft nach der Union zeitweilig noch schlechter werden, als es jetzt schon ist. Aber nach den Berichten vieler Handelskammern wird von diesen Industrien — bei der Höhe der amerikanischen Wertzölle, der vielfach zu hohen Berechnung des Wertes der eingeführten Fabrikate und den fast unerträglichen Schikanen der amerikanischen Zollverwaltung — an dem ganzen amerikanischen Geschäft heute wenig oder gar nichts mehr verdient. Man hat es vielmehr nur noch in der sicheren Hoffnung fortgeführt, daß jetzt bei der Neuregelung unserer Handelsbeziehungen hier Wandel geschaffen und damit wieder ein gewinnbringendes Geschäft ermöglicht werden würde. Ist das nicht zu erreichen, dann geht dieses Exportgeschäft zu einem großen Teil jetzt ohnehin verloren.

Auf der anderen Seite aber würden andere Industrien, welche wie die Eisen- und Maschinenindustrie — auch einzelne Zweige der Leder- (namentlich Schuhwaren-) Industrie — jetzt auf dem deutschen Markt stark unter amerikanischer Konkurrenz leiden, von einem etwaigen Zollkriege — wenigstens zeitweilig — Vorteil haben; und es würde so für die Gesamtheit unserer Industrie doch ein gewisser Ausgleich eintreten.

Immerhin wiederhole ich, daß ich einen Zollkrieg nicht wünsche, ihn aber auch für sehr unwahrscheinlich halte.

Sollte ich mich indessen in dieser letzteren Annahme auch täuschen, d. h. sollte wirklich die Gefahr eines uns unerwünschten Zollkrieges so naheliegen, wie man dies in gewissen Kreisen annimmt, so meine ich, dürften wir uns auch dadurch nicht abhalten lassen, bei der jetzigen Regelung unserer Handelsbeziehungen zur Union auf vollster Gleichberechtigung mit den übrigen Vertragsstaaten der Union und auf vollster Gegenseitigkeit zu bestehen. Wollten wir hierauf aus Furcht vor einem Zollkrieg verzichten, so würde mir dies nicht nur sehr unklug, sondern auch sehr unwürdig, d. h. mit der heutigen politischen und wirtschaftlichen Stellung des Deutschen Reiches vollkommen unvereinbar erscheinen.

Durch nichts ist die Hochschutzzollpolitik der Union so gestärkt worden, als durch die — zwar sehr freigebige —, aber sehr wenig kluge Handelspolitik, welche England, Österreich-Ungarn und namentlich Deutschland in den letzten Dezennien der Union gegenüber verfolgten.

So oft im amerikanischen Kongreß oder Senat von gemäßigterer Seite die Mahnung erfolgte, mit der Absperrungspolitik doch nicht zu weit zu gehen, so oft man darauf hinwies, daß die in den Sektionen III und IV der Dingley-Akte dem Präsidenten gegebenen Befugnisse nicht ausreichten, um für Zollvergünstigungen, welche man wünschte, gleichwertige Gegenleistungen anbieten zu können, wurde solchen Mahnungen von den „stand patters“ stets mit dem kurzen Hinweis darauf begegnet, daß diese Befugnisse ja immer noch ausgereicht hätten, um die Union in England, Österreich-Ungarn und Deutschland vor Differenzierungen zu bewahren, daß aber die Differenzierungen, welche die Waren der Union in anderen Ländern wie Frankreich, Rußland, Italien, Portugal oder der Schweiz erführen, von keiner so großen Bedeutung seien, daß sie eine Erweiterung der Befugnisse des Präsidenten zur Gewährung von Zollnachlässen rechtfertigten.[10])

Erst wenn die amerikanischen Waren auch in England, Österreich-Ungarn und namentlich Deutschland mangels angemessener Gegenleistungen differenziert werden sollten, wird vielleicht ein neuer Reziprozitäts-Kongreß den Senat umzustimmen und von der Notwendigkeit weitergehender Konzessionen zu überzeugen vermögen.[11]) Es liegt also nicht nur im eigenen wirtschaftlichen Interesse Deutschlands, sondern zugleich auch im Interesse anderer europäischer Staaten und ihrer Unter-

---

[10]) Man vergleiche hierüber auch die Verhandlungen des diesjährigen Reziprozitäts-Kongresses.

[11]) Zu dieser Erkenntnis scheint man ja neuerdings selbst in dem freihändlerischen England gelangt zu sein.

stützung gegen die Union, daß Deutschland jetzt volle Gegenseitigkeit von der Union verlangt, und, falls sie nicht zu erreichen ist, vor einer Differenzierung der Union ebensowenig zurückschreckt wie andere Staaten.

Frankreich, Rußland, Italien, Portugal und selbst die kleine Schweiz haben — als die Union ihnen angemessene Gegenleistungen versagte, ganz ruhig mit einer Differenzierung der amerikanischen Erzeugnisse geantwortet, — ohne daß es deshalb zu einem Zollkrieg gekommen wäre. Sollte das Deutsche Reich, welches Fürst Bülow sehr richtig als den besten Käufer der Welt bezeichnete, heute wirklich nicht mehr wagen dürfen, was im Jahre 1898 Frankreich und die kleine Schweiz ganz unbedenklich wagten?

Es würde dies m. E. der heutigen wirtschaftlichen und politischen Stellung Deutschlands sehr wenig entsprechen und unser nationales Selbstgefühl aufs Schwerste verletzen.

Ich schließe deshalb mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß die verbündeten Regierungen und der Deutsche Reichstag an dem vom Reichskanzler in der Sitzung vom 22. Januar 1903 proklamierten Standpunkt, daß die Neuregelung unserer Handelsbeziehungen zur Union „nur auf der Basis voller Gegenseitigkeit“ erfolgen könne, unerschütterlich festhalten und denselben, — um mit den jüngsten Worten unseres Kaisers zu sprechen — „nach innen geschlossen, nach außen entschlossen“ vertreten werden.

* * *

Nachschrift. Nach Fertigstellung und Drucklegung dieses Aufsatzes lese ich im „Berliner Lokalanzeiger“ folgende telegraphische Mitteilung, welche ich mir gestatte, gleich mit einigen Glossen hier wiederzugeben:

> „Präsident Roosevelt hat des Botschafters Speck von Sternburg Vorschlag für einen neuen Handelsvertrag mit Deutschland in einem Schreiben beantwortet, das etwa folgendes ausführt: Deutschland fordert einen Handelsvertrag, der ihm größere Vorteile gewährt, als der Präsident nach dem Dingley-Akt zu bewilligen ermächtigt ist. Während Deutschland Konzessionen wünscht, welche die Vereinigten Staaten keiner anderen Nation gewähren, muß sein Botschafter gleichzeitig erwähnen, daß er der Union keineswegs alle nach seinem Konventionaltarif vorgesehenen Vorteile gewähren könne, da der Reichstag nicht dafür gewonnen werden könne.“

Der Botschafter dürfte wohl hinzugefügt haben: „es sei denn, daß Amerika in der Lage und bereit wäre, Gegenkonzessionen zu machen, welche

allen diesen Vorteilen unseres Konventionaltarifs gleichwertig wären." Und das entspricht doch nur dem stets von der Union selbst proklamierten Reziprozitäts-Prinzip!

„Der Präsident fährt fort, daß unter solchen Umständen für Amerika kaum ein Anlaß vorläge, einen Vertrag zu schließen, unter dem es von Deutschland weniger empfangen würde als die meistbegünstigten Nationen. Amerika habe zwar stets das Prinzip befolgt, andere Nationen in Handelssachen so zu behandeln, wie es selbst von ihnen behandelt zu werden wünsche; indessen könne sich trotzdem der Kongreß gezwungen sehen, anderen Staaten gegenüber das gleiche Verfahren einzuschlagen, welches sie gegenüber Amerika walten lassen."

Soll das heißen „Deutschland zu differenzieren, falls Amerika in Deutschland differenziert werden sollte", so ist darauf folgendes zu erwidern:

1. Deutschland wird in der Union bereits jetzt sehr erheblich differenziert — beispielsweise gegen Kubanischen Zucker mit 20 %.
2. Ich frage: Warum hat denn der Kongreß gegenüber Frankreich, Rußland, Italien, Portugal und der Schweiz hierzu keine Veranlassung genommen, sondern sich von diesen Staaten — da man nicht in der Lage war, gleiche Gegenleistungen wie die meistbegünstigten Staaten anzubieten — die Differenzierung ruhig gefallen lassen?

Was wir verlangen, ist nichts als volle Gleichberechtigung mit den genannten Staaten.

„Das Schreiben schließt mit der Aufforderung an den deutschen Botschafter, er möchte die einzelnen Argumente Roosevelts beantworten."

Sollte die Mitteilung richtig sein, so wird der deutsche Botschafter hoffentlich nicht unterlassen, den Herrn Präsidenten auf die auffallende Ungleichheit in der eventuell angedrohten Behandlung Deutschlands und der bisherigen Behandlung anderer Staaten hinzuweisen.

Die Mauer-Ballade.

Von

Börries, Freiherrn von Münchhausen.

Monteton, wo ist deine Mauer?
Chalençon, wo ist dein Schwert?
Wo ist dein Turm, Tournefort?

Schwerter des Adels, wie schnitten sie glatt und gut!
Schwerter des Adels stumpften im dicken Plebejerblut.

Tourneforts Turm ist schwarz und leer gebrannt,
Seines Turmhelms seidene Wappenfahne verbannt.

Und über die Mauer des Schlosses der Monteton
„Vive le sons!“
Flattern blutige Fetzen des Liedes
„Vive le sons des canons!“

Diesseits der Mauer kämpft ein Edelmann
Tollkühn und hoffnungslos und stets voran, —
Wozu? — Rot wird der Erde grüner Grund,
Bitter, bitter, bitter lacht sein Mund.
Jenseits der Mauer heult ein schmutzig Meer
In gierigen greifenden feigen Wellen her, —

Diesseits, jenseits, — wer wußte am Abend das noch!
Die Mauer lag, die Luft nach Kräutern roch,
Mauerzinne, — ein umgesunkener Friedhofstein,
Klageweiber, die Wolken, weinten Tränen ins Gras hinein,
Flackernde Leichenlichter: Turm, Giebel und Balkon,
Bahre der Pflasterstein für den Monteton.
Von den Hunden der Gasse besiegt und todeswund, —!
Bitter, bitter, bitter lacht sein Mund.

*　　*　　*

Monteton, wo ist deine Mauer?
Chalençon, wo ist dein Schwert?
Wo ist dein Turm, Tournefort?

Mauer ist uns der Richter, vom König bestallt,
Schwert ist uns des Heeres Kolonnengewalt,
Turm die Kirche, — steil ist der Turm und alt!

Doch in Notre-Dame auf dem Hochaltar
Ein nacktes Weib bringt schändliche Opfer dar,
Eine nackte Dirne lärmt, kreischt und singt,
Gebrüll von Trunkenen wirr den Dom durchdringt.

Und Richter, — ja Richter sind wohl da,
Wie sie verruchter kein menschliches Auge sah!
Ein Metzger mit blutiger Schürze sitzt vor,
Der Lüge gehört sein fleischiges Ohr,
Beisitzer: Zuhälter und Pferdeknecht,
Ankläger ein Dieb, — der klagt wohl recht!
Und Spruch auf Spruch, wie die Sichel surrt und droht:
Zum Tod!
Zum Tode alles, was edel und still,
Zum Tode Cadore, zum Tod d'Anville,
Zum Tode alles, was besser als sie,
Zum Tode Clermont und Normandie
Zum Tod!
Spruch auf Spruch die Sichel surrt und droht.

* * *

Monteton, wo ist deine Mauer?!

Die Keller des Temple sind tief, ja tief,
Tiefer das Leid, das drinnen zu Ende lief!

Halbfaul ist der Korb, doch die greise Herzogin ruht
Nicht stolzer im Thron, als auf dem verworfenen Gut,
Und um sie stehen Marschall und Komthur,
Die alten Namen des Hofes, die dames d'atour,
Und neigen sich zierlich und lächeln leicht und frei.

Räder donnern oben am Fenster vorbei,
Das Pflaster dröhnt,
Das Singen tönt:
„Vive le sons des canons!“ —

Das Heulen von Hunden, die ihre Ketten zerrissen,
Das Brüllen von denen, die nicht zu feiern wissen,
Der Schrei des Gemeinen, der Edles vernichten will.

Aber drunten ist's hell und still,
Keine Stirne wird blaß, keine Wimper bebt,
Sie erleben den Tod, wie sie das Leben gelebt.

Eine schreckliche Uhr ist die Kerkertür!
Jede halbe Stunde knarrt sie gräßlich,
Le coucou, der Henker, langarmig, häßlich,
Le coucou tritt herfür,
Der nicht die Jahre des Lebens mehr zählt,
Nicht mehr die Monde bis du vermählt,
Comtesse de Neuilly!

Tief beugt vor der Herzogin sie das feine Knie,
Und mit ihr Damen des Hofes drei und viere,
Und mit ihr neigen sich tief die Kavaliere,
Und sie steht mit lächelnden Lippen da:
„Monsieur le bourreau, votre bras!"

Der Weg durch Paris, der Weg zum Tod.
Wellen des Liedes fluten heiß und rot
„Vive la carmagnole!"
Aber ihnen ist wohl!
Sie gehen zum Tod ohne Zögern und Zaudern,
Sie gehen dahin und lachen und plaudern,
Sie wissen: Was jetzt sie zusammenhält,
Das ist eine Mauer, — hoch wie die Welt!
Alle Steine fallen, steilauf die Mauer strebt. —

Lächelnd sterben sie, wie sie lächelnd gelebt.

Monteton, das ist unsre Mauer,
Chalençon, das ist unser Schwert,
Das ist unser Turm, Tournefort!!

Briefe Richard Wagners an Otto Wesendonk.

Von

Wolfgang Golther.[1])

Otto Friedrich Ludwig Wesendonk wurde geboren am 16. März 1815 zu Elberfeld als zweiter Sohn des Kaufmanns Karl August Jacob Gerhard Wesendonk (gest. 30. Mai 1857). Die Familie „van der Wesendonk" ist niederländischer Herkunft. Bis ins 15. Jahrhundert reicht der Stammbaum zurück. Als angesehene Bürger und Kaufleute lebten die Wesendonks im 16., 17. und 18. Jahrhundert in Xanten am Nieder-Rhein. Aus dem Leben des Herrn Otto ist nicht viel bekannt. Im Alter von 18 Jahren reiste er im Auftrag eines Elberfelder Hauses nach Amerika und übernahm bei seiner Rückkehr die Vertretung des großen New Yorker Import-Geschäfts Loeschigk, Wesendonk & Comp. für Europa. Bis zur Mitte der sechziger Jahre behielt Wesendonk diese Vertretung. Dann zog er sich von allen Geschäften zurück. Sein Vermögen erlaubte ihm ein freies und unabhängiges Leben.

Im Oktober 1844 heiratete Wesendonk zum ersten Mal, verlor aber seine Frau schon im Dezember desselben Jahres. Am 19. Mai 1848 heiratete er in zweiter Ehe Mathilde Luckemeyer. Damals lebte Wesendonk in Düsseldorf. 1851 siedelte er nach Zürich über.

Vermutlich kam er zuerst in Geschäften nach Zürich, dem Mittelpunkt des Seidenhandels. Nach mehrjährigem Aufenthalt im Hotel Baur entschloß er sich im Frühjahr 1855 zur dauernden Niederlassung und erbaute sich das prächtige Haus auf dem grünen Hügel, das im August 1857 bezogen wurde. Zu Anfang des Jahres 1852 lernten Wesendonks Richard Wagner kennen. Die Beziehungen zum Meister und die weiteren Lebensschicksale Otto Wesendonks bis zu seinem Tode am 18. November 1896 sind in der Einleitung zu den Briefen Wagners an Mathilde Wesendonk geschildert.

---

[1]) In unserem Verlag erscheinen diese Briefe demnächst in neuer, vollständiger Ausgabe, eingeleitet und erläutert von Prof. Dr. Wolfgang Golther. Das Buch dient zur Ergänzung der Tagebuchblätter und Briefe Richard Wagners an Mathilde Wesendonk. Wir bringen hier die Einleitung und einen Brief aus der neuen Sammlung zum Abdruck.

Über das Leben im vornehmen und kunstsinnigen Hause Wesendonk füge ich den a. a. O., S. XIff. mitgeteilten Zeugnissen noch einige weitere bei.

In den „Lebenserinnerungen eines Bildhauers“ 1899 schildert Josef von Kopf seine Eindrücke vom Verkehr mit Wesendonks also:

„In Zürich folgten wir der Einladung Wesendonks und wohnten auf seiner herrschaftlich eingerichteten Villa, die damals schon mit Kunstschätzen angefüllt war.

Frau Wesendonk verstand es, ihre Gäste mit Geschmack zu bewirten. Alles war groß angelegt, nichts Kleinliches kam da zum Vorschein. Angenehm und ruhig ging es in diesem Hause zu. Sie war die Seele des Ganzen. Wagen, Pferde zum Reiten, Zeitungen, Bücher, Bäder, ausgezeichneter Tisch mit vorzüglichen Weinen, Musik, interessante Menschen, die von überall herkamen und gern blieben, machten dem Gaste diese Villa zum Paradiese.

Frau Wesendonk war eine der ersten Damen, die Richard Wagner wohlwollte. Sie tat es mit großer Begeisterung. Ihre Dichtungen zeugen davon. Ihre Tochter Myrrha und die zwei prächtigen Knaben vervollständigten das Glück der Mutter.

In den paar Tagen auf der Villa Wesendonk modellierte ich die Reliefs der beiden Besitzer und besuchte Vischer, den Ästhetiker, den derben, aufrichtigen Schwaben. Auch bei Semper war ich wieder. Sie alle mitsamt den Professoren des Polytechnikums sah man oft auf Villa Wesendonk.“

Das war im September 1864. Schon im Vorjahre war Kopf „auf diesem reizenden Fleck Erde“ gewesen. „Frau Wesendonk graziös und geistreich wie immer. Herr und Frau Wesendonk suchen der Kunst näher zu treten. Der Ästhetiker Vischer, den ich besuchte, sagte mit Recht, daß diese Leute zu leben und ihr Geld gut zu gebrauchen verstehen.“

Die Reliefs, die Kopf damals von Herrn und Frau Wesendonk anfertigte, sind in den beiden Briefsammlungen abgebildet.

In einem humoristischen Brief an Standhartner vom 5. Mai 1862 schreibt Cornelius von einem Empfang bei Wesendonk, wie ihm „ein Studierzimmer mit seinen Möbeln, Bildern, Bibliothek, Staffelei, Uhr und Gerätschaften nicht entgegenfunkelte, sondern dunkelte“, wie „sich nun der Königsbürger vor mir entwickelt, der sein Leben dichtet, wie Wagner seine Opern, der von Amerika und Italien spricht, wie ich von der Wohnung meines Hausmeisters“, wie er ihm „plötzlich durch die Wunder seiner großen roten Mappe zum erstenmal im Leben eine eigentliche Idee von Raphael gibt“. Vornehme, prächtige und stille Räume tun sich auf, in denen der Hausherr als edler Kunstfreund waltet. Wesendonk hatte

schon damals eine kostbare Gemäldesammlung angelegt, die jetzt im Besitze der Familie in Berlin sich befindet.

Otto Wesendonk hat sich in dem schicksalsschweren Sommer 1858, als Richard Wagner am 17. August sein Züricher Asyl aufgeben mußte und nach Venedig reiste, wirklich groß gezeigt. Er wußte, daß er seiner Frau ganz vertrauen durfte, daß ihre Liebe hoch über diesen Erdengründen in schmerzerrungener, reinster Verklärung schwebte. Hier war nur durch freie Gewähr Lösung zu gewinnen.

Am 29. November 1859 schreibt Wagner aus Paris an Frau Wesendonk (vgl. S. 198 der Tagebuchblätter und Briefe):

„Kinder, daß wir Drei sind, ist doch etwas wunderbar Großes! Es ist unvergleichlich, mein und Euer größter Triumph! Wir stehen unbegreiflich hoch über der Menschheit, unbegreiflich hoch! Das Edelste mußte einmal Wahrheit werden: und das Wahre ist so unbegreiflich, weil es so ganz für sich ist. Genießen wir dies hohe Glück: es hat keinen Nutzen, und ist zu nichts da — nur genossen kann es werden, und nur von denen, die selbst es sich sind." —

In diesen Worten ist das ganze Verhältnis ebenso wahr wie zart angedeutet. Nur Menschen von tiefem Seelenadel konnten aus mancherlei Verwirrung des Gefühls zur Klarheit sich durchringen und zu hilfreicher und dankbarer Freundschaft sich die Hand reichen.

Im 45. Brief heißt es:

„Mein Freund! Die Großherzogin von Baden glaubte in meinem Pogner, den ich mit besonderer Wärme las, eine mir wohlthätige Lebenserfahrung zu erkennen, und forderte mich schließlich auf, auf einen vorzüglichen Repräsentanten für diese Rolle bei meinen Austheilungen zu denken. Über diesen Eindruck freute ich mich ganz besonders. Es ist mir wirklich, als ob ich in der Liebe, mit der ich diese Partie — jetzt auch musikalisch — behandelte, einem Freunde ein Monument gesetzt habe!"

Das Geheimnis jedes großen Kunstwerkes beruht darauf, daß Erlebtes und Erlesenes in eins empfunden und neu gestaltet ward.

Die Briefe an Otto Wesendonk ergänzen und umrahmen die an Frau Mathilde, indem sie dort, wo diese spärlich fließen, in der Züricher, Münchener und Tribschener Zeit in den Vordergrund treten. Wo sie nebeneinander herlaufen, berühren sie sich mannigfach. Herr Otto war vor allem der treue, unermüdliche Helfer in den schweren äußeren Nöten. Der 15. Brief spricht dies aus:

„Sie wollen mir nun „entre nous" nach Kräften Musik-Verleger und Fürsten ersetzen? Ach Gott, wenn ich in Ihrer Lage wäre und es

vermöchte, würde ich gewiß ganz dasselbe thun, denn Geben ist seliger als Nehmen, das ist so recht meine Art, der ich von dem Geben (in meiner Weise) eigentlich ganz von Kräften gekommen bin. Ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten kaum, da ich sicher weiß, daß das Gefühl, ein solches Anerbieten stellen zu können, eine Wonne sein muß, die sich selbst mehr belohnt, als jede Dankesbezeugung dies vermöchte. Käme es dazu, daß Sie Ihre Absicht mit mir ganz ausführen könnten, so dürften Sie, wenn ich je in der Geschichte der Kunst eine Rolle spielen sollte, wahrlich keine geringe Stelle ebenfalls einnehmen, und diese Ihnen mit Energie und aller Rückhaltlosigkeit zu wahren, sollte mir eine wahre Herzensgenugthuung sein. Haben Sie Lust, sich mit mir so hoch zu stellen?" —

Im 45. Briefe heißt es:

„Bereits wirkte der Entschluß, mich um Hülfe an Sie gewandt zu haben, sehr beruhigend auf meine Lage und Stimmung, weil ich aus der Erfahrung Ihre — trotz aller mir gebrachten Opfer — ungeschmälerte Langmut und Ausdauer betreffs Ihrer Theilnahme für meine sonderbaren und ebenso anhaltenden Lebensmühen kenne."

Wie vornehm und zartfühlend ohne den geringsten gönnerhaften Anflug Wesendonk aus seinen reichen Mitteln half, zeigt der Nibelungenkaufvertrag (vgl. S. 58, Anhang zum 26. Brief). Heintz bemerkt dazu:

„Man würde irren, wenn man wähnte, daß Wesendonk die an Wagner gegebenen Summen als ein zurückzahlbares Darlehen betrachtete; denn er wußte, wie leicht der Freund sich der Täuschung hingab, die Schuld einst abzahlen zu können. Nur um dessen Selbstgefühl zu schonen und ihm das drückende Bewußtsein einer Schuld zu benehmen, willigte er ein, dem gemeinsamen Übereinkommen diese Form zu geben."

Wesendonk war ohne eitle Selbstgefälligkeit in aller Stille zu tatkräftiger Hilfe stets bereit.

Auch in diesen Briefen begleiten wir den Lebensweg Richard Wagners von Zürich nach London, vom Züricher Asyl nach Venedig, Luzern, Paris, Biebrich, Wien-Penzing, München und Tribschen. Die wichtigen äußeren Ereignisse, die Aufführung des Tannhäuser in Paris, des Tristan, der Meistersinger und des Rheingoldes in München werden nur kurz erwähnt. Am meisten hören wir von den Tannhäuservorbereitungen wie ebenso in den Briefen an Frau Wesendonk. Aber die schlimme Rückwirkung dieser Ereignisse mit ihren furchtbaren Enttäuschungen, besonders die schrecklichen äußeren Nöte, die die vereitelten Pariser Erfolge nach sich zogen, die bis zum Eintritt des Königs in unerhörter Weise sich steigerten und doch die Schöpfung der Meistersinger nicht verhindern konnten, zeigt sich in den

im äußersten Zwang der Umstände mehrmals wiederholten Hilferufen an den Freund. Es war nicht möglich, eine genauere geschichtliche Darstellung von alledem zu geben; müßte man doch dazu einen Hauptteil des Lebens Richard Wagners erzählen. Kurze Anmerkungen und Verweise auf Glasenapps Biographie, die, von Auflage zu Auflage wachsend, allen Stoff erschöpfend und kritisch verarbeitet, die mit strengster Wahrheitsliebe vornehme Gesinnung und edle Darstellung verknüpft und für alle Tatsachen dieses Heldenlebens unsere reinste, unvergleichliche und unersetzliche Quelle bildet, dürften aber auch zu jeder erwünschten Aufklärung im einzelnen und ganzen völlig ausreichen.

Der Freundschaft drohte nur einmal ernstliche Störung, als der Meister im März 1864 in höchster Not, unmittelbar vor der großen Wendung, auf dem grünen Hügel seltsamerweise kein Asyl fand, nachdem er vom 22. bis 24. November 1863 zu kurzem Besuch noch einmal bei Wesendonks in Zürich verweilt hatte. Nur die Daten einiger Briefe, die der Meister von dort aus schrieb (bei Altmann Nr. 1715—17), geben von diesem letzten Aufenthalt Zeugnis. Am 8. April 1864 schreibt Wagner über die im März eingetretene Entfremdung an Peter Cornelius: „Was mich eigentlich so krank und lebensüberdrüssig gemacht hat, sind meine in den letzten Zeiten gemachten Erfahrungen an den Personen, davon, wie wenig ernst im Grunde es mit der Teilnahme der allermeisten ist. — Ein gutes, wahrhaft hilfreiches Wunder muß mir jetzt begegnen, sonst ist's aus! — Ein furchtbares Schweigen scheint mir anzudeuten, daß dieses liebliche Wunder jetzt unterwegs ist!" — Im 50. und 51. Brief erklärt und löst Wagner diese Spannung: „Aber wie glücklich, wenn ich wenigstens in der Erinnerung Frieden finden kann: lassen Sie mich im Gedanken an die Zeit, wo ich in Ihrem Schutze lebte und schuf, Ruhe erträumen! Es war eine mächtig produktive Zeit: noch sind wir mit den größten Anstrengungen nicht so weit, der Welt zu geben, was damals geschaffen wurde. Die Störung, die mich vor sechs Jahren von Ihnen trieb, hätte vermieden werden sollen: sie hat mein Leben mir so entfremdet, daß Sie selbst, wie ich, mich eigentlich nicht wiedererkannten, als ich mich zuletzt einmal wieder zu Ihnen wandte. Auch dies Schmerzliche hätte mir erspart sein sollen: mir war es, als wäre dies möglich gewesen, und schön, sehr schön, ja erhaben wäre es gewesen, wenn es mir erspart worden wäre. Aber — das Erhabene darf man nicht fordern, — und ich hatte Unrecht."

Wesendonk ist sofort zu neuem Freundesdienst bereit. Die kostbaren Partituren des Rheingoldes und der Walküre gibt er auf des Meisters

Wunsch in des Königs Hut. Der König erhielt das Rheingold am 25. August 1865, die Walküre am 25. August 1866. Und die vielen Schriften, die noch auf dem grünen Hügel verwahrt lagen, wurden sofort dem Meister für sein Hausarchiv zurückgeschenkt. Dort, am geweihten Ort, ruht jetzt auch alles, was Frau Wesendonk noch für sich zurückbehalten hatte, solange sie lebte. Damit haben die Nachkommen von Otto und Mathilde Wesendonk den vornehmen Sinn der Eltern aufs schönste betätigt.

Hans von Wolzogen schrieb auf Otto Wesendonk in den Bayreuther Blättern 1897, S. 55, folgenden schönen Nachruf:

„Ich lernte jetzt die vollste, edelste und schönste Liebe kennen, die einzig wirkliche Liebe, die nicht Bedingungen aufstellt, sondern ihren Gegenstand ganz so umfaßt, wie er ist und seiner Natur nach nicht anders sein kann. Sie hat mich der Kunst erhalten." — Mit diesen Worten bezeichnete Richard Wagner in seiner „Mitteilung an meine Freunde" die zu einer Zeit höchster Not in sein Leben getretene herrliche Freundeshilfe jener Dresdener Familie — Ritter —, welche es ihm vor allem ersparte, die verzweifelten Schritte nach Paris zu tun, als ihm zu Beginn des Schweizer Exils das Leben schier zur Unmöglichkeit zu werden drohte. — Dreizehn Jahre hat bekanntlich das Exil gedauert, und es war dem Meister in der Folge möglich, dort in Zürich sein Nibelungenwerk und den Tristan zu schaffen. In eben dieser Zeit aber hatte ein Züricher Haus das wundervolle Freundeswirken des Dresdener für das Leben des Meisters im selben Geiste übernommen. Dies war das Haus Otto Wesendonks. — Jetzt, da wir den in Berlin, Mitte November, eingetretenen Tod des 82jährigen Greises erfahren haben, belebt sich uns Anhängern und Verehrern des Künstlers und des Menschen Wagner neu das Bild jener künstlerisch so großen Zeit, und eben darin hervorleuchtend das Bild des Hauses Wesendonk, zu dankbarlich bewegter Erinnerung! — Was gerade in jener Periode dem Meister das Notwendigste und Wohltätigste war, in ganz Zürich bot ihm dies nur jenes Haus auf wahrhaft vornehme Weise dar. Hier waren Menschen, die liebend zu verstehen wußten. Hier schuf man dem großen Menschen und Meister ein ebenso kunstsinnig beseeltes als menschlich trautes Heim. Kunstsinnig war der wohlhabende Hausherr; und mit der besonderen seelenvollen Wärme und Zartheit dichterisch empfindender, empfänglicher und selbst schönbegabter Weiblichkeit stand ihm anregend und ausführend aufs Glücklichste zur Seite: die edle Hausfrau. Liebliche begabte Kinder vollendeten das anmutig wohltuende Bild eines echt menschenwürdigen Lebens, eines geistig-seelischen Wohlstandes, der durch nichts Äußerliches

zu ersetzen ist. Und nicht nur der Meister allein, dem der großherzige tatbereite Hausherr damals das eigene „Asyl“ verschaffte, wo der erste Charfreitags-Gedanke des „Parsifal“, der Waldakt des „Siegfried“, die ersten Skizzen zu „Tristan“ entstanden, — auch seine Freunde und Besucher, von Liszt an, fanden alle in jenem gastlichen Hause herzliche Aufnahme. Es ward hier ein Beispiel gegeben von der seltenen Art, deren Wert sich gerade darin bekundet, daß es so gar wenig Nachahmung findet — finden kann! — Wäre Zürich im Geiste dieses einen Hauses zum Meister gestanden: sein Theater stände dort! An Otto Wesendonk hat es jedenfalls nicht gelegen, daß es unterblieb. — Und in welch wahrhaft vornehm stiller Weise geschahen da bewunderungswürdige, dankenswerte Taten! Sei es heute einmal ausgesprochen, daß es Wesendonk war, der die einst ihm dankbar geschenkten Partituren von „Rheingold“ und „Walküre“ aus eigenem Antriebe stillschweigend dem hohen Helfer hingab, der für die Folgezeit in der unvergleichlichen Persönlichkeit des Königs Ludwig dem flüchtigen Meister zum völligen Retter ward. — Aber noch darüber hinaus und bis zuletzt hat die Züricher Freundestreue sich bewährt, auch als des großen Freundes mächtig fortschreitendes Leben der ausdrücklichen Beweise in jener einzig traulich-schönen Art nimmer bedurfte. Das Patronat für Bayreuth zählte jene Altgetreuen und Zugehörigen unter seine ersten Mitglieder; und noch bei der jüngsten schönen Gelegenheit der Stipendien-Förderung fehlte nicht die Spende aus dem jetzt Berliner Hause.“

Noch über das Grab hinaus wirkt das Haus Wesendonk tätig im Dienste des Grales, im Gedanken von Bayreuth, indem die Veröffentlichung der Briefe und Urkunden einzig und allein zu Gunsten der Bayreuther Stipendienstiftung erfolgt.

Die Briefe an Otto Wesendonk erschienen zuerst in der Allgemeinen Musikzeitung, Charlottenburg 1897, und dann als Buchausgabe im Verlag der Musikzeitung, Charlottenburg 1898. Die Buchausgabe war beim Erscheinen der Briefe Wagners an Mathilde Wesendonk bereits vergriffen und im Buchhandel nicht mehr zu haben.

Albert Heintz hatte im Auftrag von Frau Wesendonk die Briefe bearbeitet und erläutert. In freundschaftlichem Einvernehmen mit dem verdienten ersten Herausgeber, den sein hohes Alter an der Neubearbeitung der Briefe verhinderte, der diese mir anvertraut zu sehen wünschte, habe ich im Auftrag der Erben, der Herren Dr. von Wesendonk und Freiherrn von Bissing, diese neue Ausgabe besorgt. Die Veröffentlichung der Tagebuchblätter und Briefe Richard Wagners an Mathilde Wesendonk gibt

den Briefen an Otto Wesendonk einen völlig neuen Hintergrund. Wo früher Auszüge oder Kürzungen nötig waren, durfte jetzt vollständige Mitteilung erfolgen. Das Buch ist genau so eingerichtet, wie die Ausgabe der Briefe an Mathilde Wesendonk, und dient dem großen Werk zur Ergänzung. Beide Bücher zusammen geben ein volles und reines Bild der Beziehungen des Meisters zum Herrn und zur Herrin vom grünen Hügel, deren wahrhaft vornehme, edle und große Gesinnung auch nach vorübergehenden Trübungen immer wieder rein und hell hervorleuchtet. Der wundervolle Rückblick im 56. Briefe spricht dies deutlich aus.

* * *

Mein verehrter Freund!

Ich komme spät dazu, mich für eine Beantwortung Ihrer letzten Sendung und des sie begleitenden Briefes zurecht zu finden. —

Zunächst fiel mir das Motto des gleichzeitig in das Haus kommenden neuen Buches unseres alten Freundes Ettmüller[2]) in den Sinn, und ich übertrug es folgendermaßen:

„Ein Mensch, der seine Vergangenheit
nicht ehrt, hat keine Zukunft.“—

Das sagte mir: eine Vergangenheit soll nie vergangen sein. Ich wollte die Rücksendung jener Manuskripte[3]) nicht annehmen.

So wenig man nun seinen Charakter ganz ändern kann, erhält endlich die Besonnenheit doch auch einiges Gewicht. Ich hielt meinen Entschluß hin. Daß ich in einem gewissen Sinne mir eitel vorkommen mußte, wenn ich der beabsichtigten Rücksendung einen besonderen Wert für den Rückempfänger beilegen wollte, brachte mich zuerst in Unsicherheit: doch behielt dieses Motiv keine Macht, da ich mich selbst einer scheinbaren Schwäche schuldig machen konnte, ohne dem Charakter der Handlung gegenüber mir zu schaden.

Dagegen gab nun ein Anderes den Ausschlag: — die stets lebhaft mir zurückkehrende Erinnerung an Ihre wahre Herzensgüte!

Unmöglich hatten weder Sie, noch Ihre verehrte Frau, eine Bitterkeit gegen mich im Sinne, als Sie die von mir erbetene Erfüllung einer Bitte durch ein Rückgeschenk des zum Leihen Erbetenen überboten. Ich

[2]) Ludwig Ettmüller, altnordischer Sagenschatz, Leipzig 1870. Der Leitspruch lautet dort: „Ein Volk, das seine Vergangenheit nicht ehrt, hat keine Zukunft. Lykurgos von Sparta.“

[3]) Es sind die in den Briefen an Frau Wesendonk S. 360ff. verzeichneten Schriften.

erkannte daher denselben Edelmut, den Sie mir in Allem bezeigten, auch in dieser Ihrer neuesten Handlung gegen mich, und muß es mir so gefallen lassen, in jeder Weise als Ihr Schuldner dereinst aus diesem Leben zu scheiden. Somit empfand ich deutlich, Sie wollten mir eine freudige Überraschung machen. Ich dankte Ihnen, und legte diese Papiere nun in meinem Familienarchive nieder. —

Gar manches hat sich in diesem Sinne jetzt bei mir angesammelt, was achtungslos weithin zerstreut war. So besitze ich jetzt die recht guten Ölporträts meiner Mutter, meines Oheims und meines Stiefvaters:[4]) von dem zweiten habe ich mühsam seine gedruckten Schriften, von dem letzteren Briefe und ein sehr hübsches Lustspiel[5]) aufgetrieben. Aus meinem eigenen Leben hat sich viel Erinnerungsvolles aus frühester Zeit zusammengefunden. In unsäglich bewegten Zeiten gab es mir seit etwa vier Jahren einen trostreichen Anhalt, mein vollständiges Leben zu diktieren,[6]) wie ich es dereinst Demjenigen übermachen will, der — längere Zeit nach meinem Tode — meine wirkliche Biographie abfassen soll, falls mich nicht die Größe und Widerwärtigkeit der laufenden Entstellungen meines Lebens schon früher bestimmen sollte, einem Berufenen zur Berichtigung einzelner Punkte das nötige Material aus meinen Dictaten an die Hand zu geben. Um dieses Manuskript vor Untergang zu schützen, bin ich neuerdings auf den Gedanken gekommen, auf meine Kosten etwa ein halbes Dutzend Exemplare desselben durch Druck herstellen zu lassen. Einen soeben erhaltenen ersten Probebogen hiervon stelle ich Ihnen hiermit zu, jedoch mit der herzlichen Bitte, hierin keine anmaßlichen Ansprüche an Ihre Theilnahme erblicken zu wollen.

Was sonst noch von Ihnen Erfreulichem in meinem Leben und Wirken vorkommen wird, wird Ihnen stets treulich von mir übermacht werden. Ich muß wünschen, es zu einem hohen Alter zu bringen, da meine Lebenspflichten sich unendlich gesteigert haben, und erst jetzt meine schmerzvollen Erfahrungen durch den Gewinn derjenigen Ruhe vergütet werden sollen, welcher ich endlich auch die Vollendung aller der Arbeiten hoffentlich verdanken werde, an welchen ich in meinem vergangenen Leben

---

[4]) Ludwig Geyer; vgl. Glasenapp I, 4. Aufl. 1905, S. 41ff., 68ff. Dort ist eine Nachbildung der Ölporträts Geyers und der Mutter Richard Wagners veröffentlicht. Auf Geyer geht auch die Stelle im Venezianer Tagebuch (Richard Wagner an Mathilde Wesendonk S. 48). In der großen Ausgabe von Chamberlains Richard Wagner, S. 32, findet sich ein Bild Adolf Wagners, nach einer Bleistiftzeichnung.

[5]) Der bethlehemitische Kindermord, zuletzt gedruckt bei Reclam Nr. 1979.

[6]) Vgl. Glasenapp III, 1, S. 198.

— fast mit einziger Ausnahme der Zeit, in welcher ich in Ihrer Nähe und unter dem Schutze Ihrer Freundschaft lebte — in trauriger Weise verhindert war.

Die Götterdämmerung ist begonnen: nach einiger Ruhe und Sammlung soll dann „Parzival" folgen, während manches andere in mir sich hoffnungsvoll für ferneres Schaffen gestaltet.

So seien Sie Freunde auf dem grünen Hügel herzlich auch für dieses neue Jahr begrüßt von

Ihrem ergebenen
Richard Wagner.

Tribschen bei Luzern, 5. Januar 1870.

Erkennen Sie die Feder,[7] mit der ich auch diesen Brief schrieb? — Sie hält immer, und hat auch die Meistersinger gleichmäßig überstanden.

[7] Die Goldfeder, die Wesendonk dem Meister einst zur Niederschrift der Walküre schenkte; vgl. Briefe an Frau Wesendonk, Einleitung S. VII.

Aus neuen Büchern.

„Das, was man das einfach Menschliche nennt, ist das Ergebnis höchster Herzensbildung und Geistesgesittung. Sie machen den Menschen wieder einfach: d. h. einheitlich im Denken, Fühlen und Handeln. Aber nun glauben Schwarmgeister, zu denen auch Tolstoi gehört, daß die Lossagung von aller äußeren Kultur die Pforte in das gelobte Land bilde. Das ist ein schwerer Irrtum. Mögen auch einzelne hohe Seelen, trotz der Lossagung von allen feineren äußeren Bedürfnissen, sich auf jener Höhe erhalten, bei der unendlichen Mehrheit wäre es nicht der Fall. Diese sänke, wäre der Stachel nach Befriedigung äußerer Bedürfnisse aus ihrem Willen gezogen, auch geistig in Stumpfheit und müßte zuletzt in einen widermenschlichen Zustand versinken, in ein neues Barbarentum. Aber dieses unterschiede sich von dem anfänglichen dadurch, daß es nichts Höheres mehr keimhaft in sich enthielte."

Aus: Otto von Leixner, Der Weg zum Selbst. Ein Buch für das deutsche Volk. (Berlin, E. Felber, 1905.)

Das deutsche Offizierkorps.

Von

v. Caemmerer.

Zu den Fragen, die von Zeit zu Zeit in der Öffentlichkeit auftauchen und mit Lebhaftigkeit erörtert werden, gehört auch die der Zusammensetzung und Eigenart unseres deutschen Offizierkorps. Immer wieder wird hier oder dort die Ansicht vertreten, daß das Offizierkorps zu „exklusiv“ sei und nicht alle geeigneten und bereiten Elemente in sich aufnehme. Immer wieder kommen die Hinweise auf die Generale der französischen Revolution, die aus den untersten Volksschichten hervorgegangen waren und doch ihre vornehmen Gegner an Tüchtigkeit und Erfolgen bei weitem übertrafen. Werden Pensionsangelegenheiten erwogen, so stellt sich mit vollkommener Regelmäßigkeit die Forderung ein, daß bei der Beförderung übergangene Offiziere weiterdienen sollen, wie übergangene Beamte es tun. Und mit mehr oder weniger Offenheit wird der Regierung der Vorwurf gemacht, daß das Offizierkorps ihr ein besonderes Schoßkind sei, dem sie immer neue Vorteile zuwende, dessen Ansprüche aber gerade darum in stetigem Wachsen bleiben.

Auf die Gefahr hin, nichts eigentlich Neues sagen zu können, möge es mir gestattet sein, hier einige Gedanken zu diesem Gegenstande auszusprechen.

Da muß obenan stehen, daß der sogenannte aristokratische Charakter unseres Offizierkorps, seine ausschließliche Ergänzung aus den oberen Gesellschaftsklassen, durchaus zu seinem ureigensten Wesen gehört und gehören muß. Denn auf dieser Grundlage erwächst die Kameradschaft, in der die deutschen Offiziere leben, und sie kann nur auf dieser Grundlage erwachsen. Diese deutsche Kameradschaft ist aber nicht nur ein schöner Schmuck des Daseins, sondern eine Vorbedingung für tüchtige Leistung im Felde. Die Geschichte unserer großen Kriege unter Wilhelm I. weist es auf jeder Seite nach, daß das wechselseitige Vertrauen der Führer zu einander, das Bewußtsein gleicher Anschauungen und gleichen Wollens ein ganz entscheidender Faktor des Erfolges war. Die Zeiten sind vorbei, wo der mächtige Wille eines Kriegsfürsten den Gang der

Handlung bis ins kleinste hinein regelte. Die Gegenwart erfordert Selbsttätigkeit bei allen Graden vom General herab bis zum jungen Offizier, und bei der selbständigen Entschließung spielt das innere Verhältnis zu den andern Führern, die vor, neben oder hinter uns stehen, eine ganz bedeutende Rolle. Wem das aus unserer deutschen Kriegsgeschichte noch nicht deutlich genug hervortritt, der studiere die Werke über 1870/71, die jetzt in Frankreich mit hochanzuerkennender Wahrhaftigkeit geschrieben werden. Woher kommt denn diese bleierne Schwerfälligkeit, diese stumpfe Gleichgültigkeit der französischen Führer jeder Rangstufe, die immer nur die bestimmten Befehle ihrer Oberen ausführen und niemals aus sich selbst heraus zu irgend einem Entschluß gelangen? Gewiß, es wirken dabei mehrere Ursachen mit, z. B. eine veraltete Friedensausbildung, die im Exerzieren von historischen Schlachtenbildern gipfelte und das Manöver in zwei Parteien nicht kannte; ferner die höchst einseitige afrikanische Kriegserfahrung, die gleichwohl als ein Moment der Überlegenheit über fremde Heere angesehen wurde; auch die doktrinäre Übertreibung der Napoleonischen Methode, die neben dem Willen des Feldherrn keinen Platz für den Willen anderer hatte. Aber geradezu entscheidend war doch, daß man echte Kameradschaft im französischen Heere nicht kannte, daß Gleichgültigkeit und Eifersucht das Zusammenwirken der Führer lähmten. Denn für die Führer gilt in doppeltem Maße, was Darwin von dem Verhältnis disziplinierter Soldaten zu undisziplinierten Scharen sagt: „Ihre Überlegenheit entspringt hauptsächlich aus dem Vertrauen, mit welchem jeder einzelne sich auf seine Kameraden stützt".[1])

Echte Kameradschaft konnte im französischen Offizierkorps nicht erwachsen. Die Jugend, die bei uns in herzlicher, fröhlicher, mitunter etwas übermütiger Gemeinschaft zusammenlebt, war dort in zwei Lager getrennt, die nur äußerlich mit einander verkehrten. Da standen hier die Schüler der höheren Militärschulen, aus den oberen wohlhabenden Gesellschaftsklassen hervorgegangen und wissenschaftlich sehr gründlich gebildet — gründlicher als die Masse unserer Offiziere —, mit der völlig planmäßig gesicherten Aussicht, auf dem Wege der Beförderung au choix in kurzen Fristen durch die unteren Offizierchargen hindurchzugehen und dann ohne besondere Gefahren und Klippen von Stufe zu Stufe zu steigen, bis die Altersgrenze zum Ausscheiden zwingt. Neben ihnen die aus dem Unteroffizierstande hervorgegangenen Offiziere, ohne wissenschaftliche Bildung, in ihren gesellschaftlichen Formen nicht immer einwand-

[1]) Die Abstammung des Menschen und die Zuchtwahl I. Kap. 5.

frei, in der Regel durchaus beschränkt auf das bescheidene Einkommen der Stellung, im Frieden angewiesen auf die Beförderung à l'anciennité, welche grundsätzlich bei jeder höheren Stufe der Hierarchie seltener zur Anwendung kommt als bei der niederen und demnächst ganz aufhört. Der junge Offizier der ersten Kategorie wußte gleich bei seinem Eintritt ziemlich genau, welche älteren Kameraden der zweiten Kategorie er in verhältnismäßig kurzen Zeiträumen überspringen werde und sogar innerhalb des Regiments überspringen konnte. Der ehemalige Unteroffizier sah sich naturgemäß jeden neu eintretenden „St. Cyrien" darauf an, ob er ihn schon bei der nächsten oder erst bei einer späteren Beförderung zu überholen vermöge. Es heißt Unmögliches verlangen, wenn dabei wirkliche Kameradschaft erwachsen soll. Natürlich wird sich jeder Kommandeur bemühen, das Coteriewesen niederzuhalten, aber ihm selbst wird es sehr schwer fallen, keinen Unterschied zwischen seinen beiden Klassen von Offizieren zu machen.

Wenn man solche Verhältnisse beschönigen wollte, so konnte man allenfalls noch sagen: die Grenze zwischen der oberen und niederen Führerschaft lag eben in Frankreich nicht zwischen dem Leutnant und dem Feldwebel, sondern zwischen dem Stabsoffizier und dem Hauptmann. Über den Hauptmann kam der Unteroffizier — von besonderen Fällen im Kriege abgesehen — nicht hinaus, und die Generale und Stabsoffiziere bildeten die in sich einheitliche obere Führerschaft, die sowohl im Besitz tüchtiger Bildung wie auch verhältnismäßig jung war und die im allgemeinen nach dem Dienstalter weiter vorrückte. Es blieb dann für diesen beschränkten Kreis immer noch der Nachteil, daß seine Mitglieder niemals unter der segensreichen Einwirkung der Macht gestanden hatten, die wir Kameradschaft nennen. Ihre Beziehungen zu einander hingen vielmehr von dem Zufall der persönlichen Bekanntschaft ab, sodaß neben der Freundschaft und der Gleichgültigkeit auch die Feindschaft leicht gedeihen konnte, ohne daß die Pflicht der Kameradschaft ihr den Eintritt wehrte.

Wenn man an den maßgebenden Stellen des französischen Heeres und Staates solche Übelstände auch vielleicht erkannte, so hat man sie doch nicht zu beseitigen gewußt. Unter der dritten Republik hat vielmehr die Demokratisierung des Offizierkorps weitere Fortschritte gemacht. Unteroffiziere, die ein gewisses Maß von Elementarbildung besitzen, besuchen eine Art von Kriegsschule, wo sie einige militärtheoretische Kenntnisse erlangen, und erwerben sich dadurch die Befähigung, auch über den Hauptmann hinaus vorzurücken. Sie bilden somit eine Mittelkategorie zwischen den St. Cyriens und den einfachen Männern der

Routine, die nach zehnjähriger praktischer Dienstzeit als Unteroffiziere den Offizierrang erlangen.

In allerneuester Zeit ist nun in Frankreich eine Wendung eingetreten, welche die ganze Gefahr dieser Zustände rückhaltlos aufdeckt. Der bei den aristokratischen Offizieren vielfach heimische Klerikalismus hat sie in einen gewissen Gegensatz zu der gegenwärtigen Regierung gebracht und das hat natürlich zahlreiche Offiziere der anderen Klassen veranlaßt, die republikanisch-demokratische Anschauung stärker zu betonen. Die Regierung hat demnächst darauf gesehen, daß diese Zuverlässigkeit der politischen Gesinnung bei der Beförderung mitberücksichtigt wurde, und so sind eine Reihe von ehemaligen Unteroffizieren in Stabsoffizier- und Generalstellungen gekommen, wo ihre militärischen Leistungen schwerlich sehr gute sein können. Schon dadurch mußten die Gegensätze innerhalb des Offizierkorps erheblich wachsen. Außerdem hat aber die Regierung sich zur Erlangung der erforderlichen Nachrichten über die politische Gesinnung ihrer Offiziere eines höchst fragwürdigen Mittels bedient, indem sie von der ersten Freimaurerloge Frankreichs Personalnotizen über die Offiziere forderte oder annahm. Man kann sich leicht vorstellen, auf welche schwere Probe dadurch die Loyalität der Männer gestellt wird, die sich ungünstig beurteilt wissen.

Es kann nach dem allen wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Beförderung von Unteroffizieren zu Offizieren in Frankreich nicht zum Segen für das Offizierkorps geworden ist.

Man könnte nun meinen, daß die Einrichtung zum wenigsten das Unteroffizierkorps ungemein heben und besonders tüchtig machen müsse. Das ist aber auch nicht der Fall. Es ist im allgemeinen dieselbe Kategorie von Persönlichkeiten, die nach einer Reihe von Dienstjahren bei uns den Rang des Feldwebels und Vizefeldwebels, in Frankreich den des Offiziers erhalten. Diese Auserwählten von besonders guter Veranlagung, erprobter Tüchtigkeit, Pflichttreue und Diensterfahrung bleiben nun bei uns im Unteroffizierstande und leisten vor allem in der Erziehung der jüngeren Unteroffiziere ihrem Kompagniechef die wirksamste Hilfe. Der Feldwebel, als Stütze und Vertrauter des Hauptmanns, ist in unserem Heeresorganismus ein Glied von ganz hervorragender Bedeutung, und jede Herabsetzung seines durchschnittlichen Wertes müßte sich in empfindlicher Weise fühlbar machen. Eine unserem Feldwebel entsprechende Persönlichkeit besitzt die französische Kompagnie nicht, weil der dazu geeignete Nachwuchs Offizier wird. Nach beiden Richtungen hin den Bedarf zu decken, vermag das französische Unteroffizierkorps aber nicht. Es leidet noch immer

unter der Nachwirkung der Zeit, wo die große Masse der Unteroffiziere Stellvertreter waren, die für hohe Geldprämien dienten und darum kein besonderes Ansehen im Volke genossen. Nach der Abschaffung der Stellvertretung hat man freilich auch dort die Zivilversorgung eingeführt. Sie kann aber nicht in gleicher Weise wirken wie in Deutschland, weil es im Lande des natürlichen Wohlstandes und der gleichbleibenden Bevölkerung dem wirklich Tüchtigen so sehr viel leichter ist als bei uns, in Handel oder Gewerbe ein passendes Unterkommen zu finden. Es kommt also sehr oft vor, daß die Lust zum Waffendienst eigentlich Scheu vor gediegener Arbeit ist. Darin liegt ein Hauptgrund, der die Qualität des französischen Unteroffizierkorps herabdrückt. Für unsere Begriffe herrschen dort ganz merkwürdige Zustände. Schwere Bestrafungen sind ganz gewöhnlich und die Degradation mit demnächstiger Wiederbeförderung kommt oft genug vor. Das etwa geschädigte Ansehen ist kein Hinderungsgrund. Jeder Unteroffizier hat ja gesetzliche Strafgewalt und kann damit für die Aufrechterhaltung der Disziplin sorgen.

Die Beförderung von Unteroffizieren zu Offizieren hat in Frankreich noch eine weitere Wirkung gehabt, die zu beachten ist: an ihr ist das Institut der Einjährig-Freiwilligen gescheitert. Wenn man eine große Zahl von Berufsoffizieren besitzt, bei denen um der praktischen Dienstroutine willen auf wissenschaftliche Bildung kein Wert gelegt wird, dann ist es ganz folgerichtig, daß man für den deutschen Reserveoffizier kein Verständnis haben kann. Das, worauf wir Gewicht legen, daß der Offizier des Beurlaubtenstandes dem Berufsoffizier ein Kamerad sein soll in der idealen Bedeutung des Wortes, das spielt dort gar keine Rolle. Von einer Offizierswahl durch die Kameraden ist in Frankreich im Beurlaubtenstande ebensowenig die Rede wie bei den Linienregimentern. Nun hatte man die Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen in der demokratischen Presse von Anfang an mit großem Widerspruch aufgenommen, sie als einen schweren Verstoß gegen die Gerechtigkeit hingestellt, und mit Rücksicht auf diesen Widerspruch wurden manche Anordnungen der Militärbehörde für die Durchführung der verkürzten Dienstpflicht nicht gerade glücklich getroffen. Nach kurzer Zeit war alle Welt darüber einig, daß die Erfolge ganz ungenügende seien und daß die so gewonnenen Offiziere in gar keiner Weise mit den diensterfahrenen Männern verglichen werden könnten, die man durch die Beförderung von Unteroffizieren gewann. Wenn das Institut aber als Pflanzschule für Auxiliaroffiziere nichts taugte, dann war sein Urteil gesprochen. So ist die ganze Berechtigung zu verkürztem Dienst abgeschafft worden. Jeder

taugliche und abkömmliche Wehrpflichtige wird zum zweijährigen Dienst eingestellt. Will ein junger Mann von höherer Bildung Reserveoffizier werden, so muß er sich nach einem Jahre einer militärischen Prüfung unterziehen und kann dann Unteroffizier, nach weiteren sechs Monaten Offizier werden, als welcher er das noch fehlende Halbjahr abdient. Es ist nicht zu leugnen, daß so eine militärische Ausbildung der Reserveoffiziere zustande kommt, welche der bei uns üblichen überlegen ist. Es fragt sich aber, ob die Stellung als Reserveoffizier für junge Männer der oberen Gesellschaftsklassen verlockend genug erscheint, um sich ihretwegen besondere Mühe zu geben. Anderenfalls könnte sehr wohl auch die Versuchung auftreten, sich durch allerlei Fürsprache von angesehenen Verwandten und Freunden und durch Aufmerksamkeiten aller Art lieber das militärische Leben so angenehm wie möglich zu gestalten und auf allen Ehrgeiz zu verzichten. Man wird das Urteil auf diese Frage noch vertagen müssen, bis die Erfahrung längerer Zeiträume vorliegt.

Einen Vorteil muß man dem französischen System zugeben, den der Zahl! Wenn die Armee ins Feld rückt, sind alle ihre Offiziersstellen mit wirklichen Offizieren besetzt und wenn es irgendwo vorkommt, daß Offiziere fehlen, so sind sie durch Beförderung von Unteroffizieren rasch gewonnen. Wir wollen uns aber dadurch nicht irre machen lassen, sondern festhalten an dem Satze des Republikaners Washington: „Macht nur Gentlemen zu Offizieren". —

Ich habe vorher gesagt, daß der französische Zögling der höhern Militärschulen eine gediegenere allgemeine Bildung habe, als der Durchschnitt unserer Offiziere. Es liegt auf der Hand, daß es von Nutzen und Vorteil sein müßte, wenn wir die wissenschaftliche Anforderuug auch bei uns zu erhöhen vermöchten. Die Gegner dieses Gedankens heben zwar hervor, daß für den Frontoffizier das wissenschaftliche Rüstzeug, le bagage scientifique, wie der Franzose sagt, nicht sehr groß zu sein brauche und daß der massenhafte Andrang zur höchsten Militärlehranstalt stetig einen Überreichtum an Bildung dartue, für den nachher gar nicht die genügende Verwendung zu finden sei. Aber darauf ist zu erwidern: Wer im Berufe bleibt, der wird schon als Stabsoffizier bei der theoretischen Ausbildung der jungen Offiziere die gesteigerte Bildung höchst wohltätig empfinden, und wer frühzeitig ausscheidet und sich einen anderen Beruf suchen muß, der kann ihrer nur schwer entraten.

Aber es sind einige Rücksichten zu nehmen, die sehr ins Gewicht fallen. Für Offiziere, die häufig von einer Garnison in die andere versetzt werden, für Gutsbesitzer auf dem flachen Lande ist es meistens sehr

schwer, ihren Söhnen die volle Gymnasial- oder Realschulbildung zuteil werden zu lassen, und doch handelt es sich da um Elemente, die man in der Armee nur sehr ungern entbehren möchte. Will man das Ziel einer gesteigerten wissenschaftlichen Vorbildung ins Auge fassen, so muß mit dem Ausbau des Kadettenkorps in diesem Sinne der Anfang gemacht werden. Das ist natürlich auch leichter gesagt als getan. Es fehlt der Armee zur Zeit an Nachwuchs, und strengere Anforderungen in wissenschaftlicher Beziehung werden sich nur dann durchführen lassen, wenn der Andrang zur Offizierlaufbahn wieder erheblich wächst. —

Nun zu der Frage, warum unsere Offiziere in der Regel den Abschied nehmen, wenn sie in der Beförderung übergangen werden.

Der eine wichtige Grund ist der, daß im Kriege jeder Offizier in jedem Augenblick dazu kommen kann, die Funktionen der nächsthöheren Stelle zu übernehmen und daß es allemal eine sehr erhebliche Schädigung des Vertrauens bei Kameraden und Untergebenen herbeiführen muß, wenn man weiß, daß der zeitige Inhaber einer Stelle vorher ganz ausdrücklich als für sie nicht geeignet erklärt worden war.

Und der zweite Grund ist noch bedeutender. Das Abschiednehmen der bei der Beförderung übergangenen Offiziere dient dazu, die mittleren Chargen des Offizierkorps jung zu erhalten, und menschenfreundliche Nachsicht auf diesem Gebiete würde zu ernster Gefährdung des Staates führen. Unter den verschiedenen Gründen, welche die Katastrophe von 1806 herbeiführten, spielt die Überalterung der mittleren Chargen des Offizierkorps eine ganz wesentliche Rolle, und solche Zustände dürfen niemals wiederkehren. Darum hat man in der großen Reformzeit von 1807—1810 mit der alten „Kompagniewirtschaft" aufgeräumt, die als ein Rest der Landsknechtszeit im Heerwesen erhalten war. Die Masse der jungen Männer, die im 18. Jahrhundert die Offizierlaufbahn ergriffen, durfte in Friedenszeit auf keine höhere Stellung rechnen, als die eines Hauptmanns und Kompagniechefs. Ihrem Ehrgeiz war also kein großes Ziel gesteckt. Dafür warf ihnen ihr Amt bei strenger Gewissenhaftigkeit ein Einkommen von etwa 2400 Talern ab, es konnte bei einiger Weitherzigkeit — wie sie leider vielfach der überlieferten Sitte entsprach — aber auch noch mehr einbringen. Wenn man das heutige Hauptmannsgehalt I. Klasse von 1200 Talern und den Unterschied des Geldwertes bedenkt, so ergibt sich, daß ein Kompagniechef damals ein sehr wohlhabender Mann war. Er hatte dazu einen recht bequemen Dienst und ahnte nichts von der schweren Verantwortung seines heutigen Kollegen für die Ausbildung immer neuer Rekrutenmassen in zahlreichen Dienst-

zweigen. Heute drückt die Vielseitigkeit der Aufgabe so auf ihre Träger, daß man ein Jahrzehnt als eine recht lange Amtsdauer für einen Hauptmann bezeichnen muß und daß die Sorge für angemessenes Vorschreiten gerade der Hauptleute in ihrer Laufbahn mit vollstem Recht ein Hauptgesichtspunkt für unsere Heeresleitung geworden ist.

Für diesen Zweck ist ein gutes Pensionsgesetz, wie es die Regierung in der letzten Tagung dem Reichstage vorgelegt hat, ein höchst wesentliches Mittel. Man kann nicht mehr damit rechnen wollen, daß die gutverlaufende Offizierlaufbahn in der Regel mit dem 40. Dienstjahr abschließt. Das gesteigerte Bedürfnis nach Lichtung der oberen Chargen macht 35 Dienstjahre jetzt zu der Grenze, an der durchaus tüchtige und wohlverdiente Offiziere aus dem Heere ausscheiden. Es ist gerecht und notwendig, daß sie dann auch die Höchstpension ihres Grades und ihrer Dienststellung erhalten. Auch die anderen vorgeschlagenen Verbesserungen, der vorteilhaftere Ansatz des Servises bei Berechnung des Diensteinkommens und die Aufnahme einer Entschädigung für den Wert der Bedienung, sind in jeder Weise gerechtfertigt, und es wäre unverantwortlich von der Volksvertretung, wenn sie sich dieser Erkenntnis verschließen wollte. Bisher hat sie leider keinen entschiedenen Willen gezeigt, an die Lösung der Frage heranzugehen.

Aber ein gutes Pensionsgesetz genügt noch nicht; es fehlt vielmehr auch an höheren Stellen im Heere, denn das Verhältnis der Stabsoffizier- und Generalsstellen zu denen der Hauptmannscharge ist im Laufe des letzten Jahrhunderts erheblich ungünstiger geworden.

Als nach den Befreiungskriegen, also zu einer Zeit, wo das verarmte Vaterland auf die höchste Sparsamkeit angewiesen war, die dauerde Regelung des preußischen Kriegswesens erfolgte, da kamen auf die 12 Hauptleute eines jeden Infanterie-Regiments 6 aktive Bataillonskommandeure, nämlich 3 der Linie und 3 der Landwehr. Dieses Verhältnis hatte die erfreuliche Folge, daß auch eine recht bescheidene Offizierlaufbahn mit der Majorspension endigen konnte, die damals noch ein ansehnliches Einkommen darstellte. Bei der großen Reorganisation wurde dieser Zustand aus Ersparnisgründen aufgegeben, die aktiven Landwehrbataillonskommandeure verschwanden und wurden durch inaktive ersetzt. Das Verhältnis der Hauptleute zu den Bataillonskommandeuren blieb von jetzt ab wie 12 zu 3.

Das numerische Verhältnis der Hauptleute zu den Regiments- und Brigade-Kommandeuren wurde durch die Reorganisation nicht berührt, das Verhältnis zu den Divisions-Kommandeuren ist aber gleichfalls ver-

ändert worden. Vor 1859 waren bei einer Division 24 Infanterie-Hauptleute und 8 Rittmeister vorhanden, zusammen 32 Offiziere dieser Charge. Durch die Verdoppelung der Infanterie-Regimenter wuchs die Zahl der Hauptleute auf 48. Bei der Kavallerie stieg die Zahl der Rittmeister durch die Aufstellung der 5. Eskadrons auf 10. Die damalige Vermehrung der Kavallerie-Regimenter kann hier außer Betracht bleiben, weil bei den späteren Heeresvergrößerungen die Kavallerie immer auf demselben Stande blieb, sodaß wir zur Zeit den Minimalsatz von zwei Regimentern bei jeder Division noch nicht einmal vollzählig haben. Gegen Ende des Jahrhunderts trat aber eine weitere, höchst wesentliche Änderung ein. Die Feld-Artillerie, die bisher in eigene Waffenverbände formiert war, wurde den Divisionen schon im Frieden zugeteilt, eine Maßregel, die für die höheren Führer selbst die wirksame Anregung geworden ist, das Wesen auch der dritten Waffe gründlich kennen zu lernen. Durch diese Organisationsänderung traten 12 Hauptleute zu der Division hinzu, und die Gesamtzahl der Offiziere dieser Charge wuchs auf 70. Vor 1859 waren es 32, jetzt ist es mehr als die doppelte Zahl, die auf eine Divisions-Kommandeurstelle hinarbeiten.

Wenn jemand finden sollte, daß der zeitliche Abstand zwischen der Tätigkeit als Hauptmann und der als Divisions-Kommandeur zu groß ist, um aus der vorstehenden Gegenüberstellung einen recht klaren Schluß zu ziehen, so kann das Beispiel auch anders gewählt werden. Vor 1859 zählte die Division 4 Regiments-Kommandeure, 2 die Infanterie und 2 die Kavallerie. Jetzt zählt sie 4 von der Infanterie, 2 von der Kavallerie, 2 von der Artillerie, also die doppelte Zahl. Da man für die Regiments-Kommandeure und für die Divisions-Kommandeure ungefähr gleiche Zeiten der Amtsdauer in Ansatz bringen kann, so heißt das: früher konnte von je 4 Regiments-Kommandeuren einer Divisions-Kommandeur werden, jetzt dagegen nur einer von 8.

Bei dieser Betrachtung ist noch vollkommen davon abgesehen, daß wir bei 11 Divisionen eine dritte Infanterie-Brigade besitzen, also die Stärke von fast sechs Divisionen, für welche die Divisions-Kommandeure ganz fehlen. Führt das stetige Anwachsen der Bevölkerung dazu, neue Truppenkörper aufzustellen, z. B. die dritten Bataillone der Regimenter, denen sie gegenwärtig noch fehlen, so wird die Ungunst der Beförderungsaussicht abermals gesteigert. Im Augenblick einer Neuformation wird das in der Regel übersehen, weil die Freude derjenigen, die nahe an der oberen Grenze ihrer Charge stehen und die nun etwas früher befördert werden, von der eingehenden Betrachtung der Sache ablenkt. So-

wie man sich aber gründlich mit ihr beschäftigt, muß man erkennen, daß es unserer gegenwärtigen Heeresorganisation noch mehr an der ausreichenden Zahl höherer Führer fehlt, als an der Zahl der Bataillone.

Ich habe im Februar 1904 hier an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß es für die Truppenführung im Felde ein ganz erheblicher Vorteil sein würde, wenn wir unser Armee-Korps unter Beibehaltung seiner jetzigen Durchschnittsstärke und darum ohne Vermehrung der Truppenkörper in drei Divisionen einteilen könnten, statt in zwei. Ich gehe hier nicht nochmals darauf ein. Wenn die Zahl der Divisionen um die Hälfte vermehrt wird, dann ist wenigstens ein großer Teil der Verschlechterung wieder beseitigt, welche das Avancement seit 1859 erfahren hat. Zu weiterem Ausgleich könnte noch dienen, daß die Zahl der Kavallerie-Inspekteure verdoppelt wird. Durch Vermehrung der Zahl aktiver Regiments-Kommandeur-Stellen bei der Landwehr und durch Schaffung aktiver Bezirksoffizierstellen mit Majorsrang würde dann außerdem noch für solche Offiziere besser gesorgt werden können, die in dem wahrlich recht scharfen Wettkampfe des Frontdienstes nicht bestehen.

Will der Reichstag mit rechter vaterländischer Gesinnung das Wohl des Heeres, dann muß er die Dinge so sehen, wie sie wirklich sind. Das Offizierkorps ist der Träger des Geistes im Heere. Auf seiner inneren Gesundheit und seelischen Kraft, auf seiner Berufsfreudigkeit ruht in erster Linie die Leistungsfähigkeit der Truppen. Es ist allgemein anerkannt, auch von den an sich unfreundlichsten Beurteilern unserer Heeresverhältnisse, daß die Anforderungen an die Arbeitskraft der Offiziere zu einem Umfang gestiegen sind, von dem man vor 80 und 50 Jahren keine Vorstellung hatte. In derselben Zeit, in der der Wohlstand unseres Landes und Volkes in großartigstem Maße gestiegen ist, haben die Aussichten auf Erfolg in der Offizierlaufbahn sehr bedeutend abgenommen.

Es ist also wohl an der Zeit, daß die Volksvertreter anfangen, auch solchen Regierungsvorschlägen ihr Wohlwollen zu schenken, die auf eine Verbesserung der Lage des Offizierkorps hinausgehen. Dann wird auch der Andrang zur Offizierlaufbahn alsbald wieder zunehmen.

Emersons häusliches Leben.

Von

Fritz Lienhard.

Im Herbst 1834 zog der einunddreißigjährige Emerson mit seiner Mutter nach Concord und nahm zunächst im Pfarrhause Wohnung. Seine theologischen Ahnen hatten hier gewirkt; Boston mit seinen Bibliotheken war in der Nähe; und ein Bruder Emersons wohnte bereits in dem Städtchen. Dies bestimmte die Wahl. Concord ist fortan mit dem Namen Emerson unzertrennlich verbunden.

Die kürzlich von Emersons Sohn herausgegebenen Tagebücher und sonstigen Erinnerungen (Deutsch von Sophie von Harbou; Minden, Bruns' Verlag) gestatten uns einen Einblick in das Alltagsleben dieses dichterischen Denkers, über den wir uns in der „Deutschen Monatsschrift" bereits einmal unterhalten haben.

Aus dem Giebelzimmer des Pfarrhauses sendet er den Feldern einen ersten Gruß, der wie ein Programm klingt:

Concord, den 15. November 1834.

„Heil den ruhigen Feldern meiner Väter! Möge ich nicht ohne den Beistand übernatürlicher Freundschaft und Gunst hierher kommen. Segne meine Absichten, so sie rein und tugendhaft sind! Coleridges köstlicher Brief stimmt aufs beste zu den Gedanken, welche mich bewegen. So sei es: fortan will ich keine Rede halten, kein Gedicht, kein Buch veröffentlichen, das nicht vollkommen und bis ins einzelne mein Werk sei. Bei öffentlichen Vorlesungen und dergleichen will ich von Dingen sprechen, über die ich um ihrer selbst willen nachgedacht habe, nicht über solche, die ich im Hinblick auf diese Gelegenheit zuerst näher betrachtet habe."

In jenem Winter hielt er, wie überhaupt fortan, zahlreiche Vorträge (von Vortragsreisen bestritt er seinen Lebensunterhalt), predigte auch noch öfters. Bei guter Gelegenheit erstand er ein neues und gut gebautes Haus mit einer kleinen Scheune und etwas Land, und führte gleich darauf sein junges Weib heim.

So nistete sich nun Emerson ein und widmete sich fast ein halbes Jahrhundert hindurch dem stillen Ausbau einer inneren Welt, deren Wesen er in Essays und Vorträgen seinen Zeitgenossen über ganz Amerika hin vermittelte. Es war unmittelbar nach Goethes Tod; in Europa

machte die politische Aufregung und die Zeiten „Jungdeutschlands" und der Julirevolution eine Verinnerlichung nicht möglich; in England saß ebenso einsam der verdüsterte Carlyle, dem mit Goethe ein Führer und Freund gestorben war.

Demnach entwickelte sich nun, in teils instinktivem, teils bewußtem Gegensatz zum Massentum, der vornehme, feine und tiefe Individualismus einzelner Naturen, die in tätiger Stille schöpferisch wirkten. Schöpferisch nicht eigentlich an Poesie, sondern an Weisheit; aber diese Prosa der Weisheit war mit selbsterlebter Poesie durchtränkt. Sie stellt eine neue Gattung dar. Diese persönliche Lebensdeutung ist keine Schulphilosophie und kein System, das dogmatische Geltung beansprucht. Wie der Dichter sein ureignes Leben ausstrahlt in Gedichten und Gestalten, so strahlt dieser Aphorist seine Seelenreinheit in knappen Erkenntnissen und Betrachtungen aus. Also ein durchaus dem künstlerischen Prägen verwandter Vorgang.

Sie flossen ihm zu, diese Erkenntnisse, er bemühte sich nicht darum. Oft erhob er sich mitten in der Nacht, um sich einen Einfall zu notieren; und auf seinen Spaziergängen, wobei sein bestes entstand, begleiteten ihn oftmals Stift und Papier oder er schrieb seine Gedankenbeute unmittelbar nach der Heimkehr auf. Nachher ordnete er alle Einfälle unter bestimmte Gesichtspunkte, in unermüdlichem Fleiße, wie der Künstler seinen Ton formt.

Ganz besonders der Wald war das Studierzimmer dieses philosophisch-dichterischen Impressionisten.

> „Alle meine Gedanken sind Kinder des Waldes. Ich kenne kaum eine Träumerei, zu der das Rauschen der Tannen nicht erklungen wäre, und um die sie nicht ihre Schatten gewoben hätten."

Schön formt er das in einem seiner Gedichte, dessen erste Strophe uns wie ein Leitwort über Emersons Leben und Schaffen anspricht:

> „Glaub' mich nicht lieblos und kalt,
> Wenn ich streife durch Forst und Feld!
> Ich suche Gott in dem Wald
> Und bringe sein Wort der Welt ..."

Der Zauber des Waldes überwältigte ihn immer von neuem. Im Spaziergang durch die Wälder lag für ihn eins der Geheimnisse, Spannkraft zu behalten und das Altwerden zu beschwören. Wie ein Prosagedicht liest sich das folgende Blatt (wie denn seine Prosa überhaupt künstlerisch wirksamer ist als seine Rhythmen):

An den Wald.

> „Wer deine Pfade betritt, liest immer die gleiche, ruhige und heitere Weisheit, er sein ein Kindlein oder ein Hundertjähriger. Ob er in guten Tagen zu

dir kommt oder in bösen, immer redest du die gleiche Sprache, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Immerdar erzeugt die Tanne ihre Nadeln und läßt sie wiederum zur Erde fallen, gleichwie es der Eichbaum tut mit seinen Eicheln; die Ahornbäume färben sich rot im Herbst, und um die Fichte und Kiefer knospet allezeit der junge Nachwuchs und schlägt seine Wurzeln in den Boden zu ihren Füßen. Was den Menschen Schicksal und Zeit heißt, dir ist es fremd. Es gebricht den Menschen an Worten, um deines Lebens auch nur einen Augenblick zu schildern. Wenn du mir etwas darbietest, wovon ich singen soll, so lehre mich auch die Weise, wie ich es singe. Eine Melodie leihe mir, wie sie deinen Winden eigen, deinen Bächen und deinen Vögeln, denn der Menschen Lieder veralten, wenn sie gar zu oft gesungen werden; dein Lied aber ist niemals das gleiche, ob es ein Mensch auch höre 70 Jahre, immer ist es jung und neu, wie die Zeit selbst und die Liebe."

Bis ins höchste Alter setzte der Wanderer seine Spaziergänge fort, und zwar vorzugsweise in den Wald. Er ist in diesem Zug zur Natur, der sich in all seinem Denken spiegelt, ganz besonders Dichter.

Wichtig war ihm aber auch sein Garten, der sich allmählich zu einem Besitztum von neun Morgen erweitert hatte. So war sein Studierzimmer eingebettet in grüne Stille. Einige Arbeit mit Hacke oder Spaten gehörten in seinen Tagesplan; erst später, als ihn die Gartenarbeit zu zersplittern drohte, nahm er einen Gärtner. In drolligem Ärger schreibt er (1847):

„Oft scheint es, als ob ein Ablehnen, ein schroffes Ablehnen unsere Pflicht sei: man soll seinen Platz sorgfältig auswählen, fest an seiner Aufgabe beharren, und alles andere, wenn es will, in Trümmer fallen lassen. Denn mit einem Mal wird die böse Welt zu einer einzigen Riesen-Falle und Versuchung, — rette sich davor, wer kann!

„Mit gefurchter Stirn, mit festen Vorsätzen, gehe ich sinnend im Garten auf und ab. Ich bücke mich, um ein Unkraut auszureißen, welches das Korn zu ersticken droht, und finde, daß ein zweites gleich danebensteht; dicht dahinter wächst ein drittes, schon strecke ich nach einem vierten den Arm aus; ach, und hinter dem vierten stehen noch viertausend und eins. Ich werde erhitzt und verstimmt und wache endlich aus meinen blödsinnigen Träumen von Vogelmiere und Feldwicke auf, um zu der Erkenntnis zu kommen, daß ich mit all meinen eisernen Vorsätzen selbst nichts anderes bin als Vogelmiere und Feldwicke ...

„In einer unglücklichen Stunde riß ich meinen Zaun nieder, um M. Warrens Stück Gartenland an das meine anzufügen; kein Land ist schlimm, aber Land ist schlimmer. Wenn ein Mann Land besitzt, so besitzt das Land ihn. Ja, laß ihn nur einmal vom Hause fortgehn, wenn ers wagt! Jeder Baum und jedes Pfropfreis, jedes Melonenbeet, jeder Streifen Korns, jede Gruppe Buschwerks, — alles, was er je getan hat oder zu tun gedenkt, steht ihm im Wege, wie eine Barrikade, wenn er nur eben seinem Hause den Rücken kehrt. Dann erscheint mir dieses nahe Verwachsensein mit Weinstöcken, Bäumen und kornbewachsenen Hügeln beengend und Gift ausströmend."

Gelegentlich zwar, wenn Regen drohte, lief auch Emerson mit auf die Wiese, um das Heu zusammenzurechen; im Garten aber beschränkte er sich wesentlich auf seine Obstbäume, die sich nach und nach als eine hübsche Einnahmequelle erwiesen. Er veredelte sein Obst, wie er Menschen veredelte; etwas vom Gärtner haftete ja immer diesem Kulturerzieher an; das Wachsen und Werden zu fördern, war das eigentliche Ziel seiner Menschenkultur.

Anmutige Züge spielten aus dieser lebendigen Natur mannigfach herein, z. B.:

„Vor langer Zeit schrieb ich einmal über das Schenken und vergaß eines ausgezeichneten Beispiels zu erwähnen. John Thoreau jr. hängte mir eines Tages ein Meisenkästchen an meine Scheune, vor fünfzehn Jahren etwa mag es gewesen sein, und da hängt es noch immer, und Sommer für Sommer beherbergt es eine sangesfrohe Familie, die dem Platz zur Zierde gereicht und des freundlichen Gebers Lob singt. Da habt ihr ein Geschenk, das dem Spender kein Geld kostete; und doch hätte er mit Gekauftem keine größere Freude machen können."

Und weiter, echt Emerson:

„Mitunter bin ich mit meinem Hause unzufrieden, weil es an der staubigen Landstraße liegt, und weil seine Grundmauern und sein Keller sich fast in dem Wasser der Wiesen befinden. Schleiche ich mich aber hinaus in die Nacht oder in die Morgenfrühe und sehe, welche holde Schönheit mich täglich an ihr Herz nimmt, wie nahe mir jedes erhabene Geheimnis der Liebe und der Religiosität der Natur ist, so wird es mir klar, wie gleichgültig es ist, wo ich esse und schlafe. Selbst diese Straße voll Hökereien und Schenken vermag der Mond in ein Palmyra umzuwandeln; denn niemand ist ein so mächtiger Verklärer, wie der Mond, er küßt die Ulmen und verbirgt jede Gemeinheit in einem silberumrandeten Dämmerschein. Dann nimmt mir der gute Flußgott die Gestalt meines wackern Henry Thoreau an und offenbart mir die Schätze seines beschatteten, von den Sternen erleuchteten Stromes, so liegt eine köstliche neue Welt ebenso unmittelbar und ebenso unentdeckt neben dieser jämmerlichen Alltäglichkeit der Straßen und Läden, wie der Tod neben dem Leben, die Poesie neben der Prosa liegt. Durch ein Feld gingen wir zu dem Boot, und dann ließen wir alle Zeit, alle Wissenschaft, alle Geschichte hinter uns und waren mit einem einzigen Ruderschlag mitten in der Natur. „Nimm dich in acht, guter Freund," sagte ich, als ich westwärts in den Sonnenuntergang uns zu Häupten und zu Füßen sah, und er — den Blick dorthin gewandt — gerade darauf zuruderte: „Nimm dich in acht, du weißt nicht, was du tust, wenn du dein hölzernes Ruder in dieses verzauberte Naß tauchest, in dem sich alle Schattierungen von rot, violett und gelb mischen und das unter dir und hinter dir erstrahlt!" ...

Die Vollkraft der Persönlichkeit Thoreaus war ihm sehr liebenswert. Man hat Unrecht, wenn man den Träumer und Waldsiedler Henry Thoreau (dessen Buch „Walden" auch deutschen Lesern bekannt ist) von Emerson abhängig glaubt. Das war ein gleichzeitiges Auftauchen seelenverwandter

Lebensanschauungen. „Wenn ich ihn lese, begegne ich den gleichen Gedanken, dem gleichen Geist, der in mir lebt, aber er geht einen Schritt weiter und beleuchtet durch meisterhafte Bilder, was ich nur in träumerischer Allgemeinheit weitergeben würde ...“ Thoreau war mehr Natur, Emerson mehr Kultur.

Ein Mann, der so fein vibrierendes Abstandsgefühl hatte und in jedem Nebenmenschen den göttlichen Funken achtete, mußte sich auch in der Enge des Haushalts bewähren. Gegen Dienstboten war Emerson ebenso voll zarter Rücksicht wie gegen die Freunde. Niemals ließ er die Verpflichtung vornehmer Ausdrucksweise und guten Beispiels Untergebenen gegenüber außer acht, ob es sich nun um ihre Feiertage und Ruhestunden oder um religiöse Überzeugungen handelte. Und von seiner Knabenzeit bis in sein hohes Alter war er gern unabhängig von den Dienstleistungen anderer: er holte sich oft selber Holz zur Feuerung: er trug seine Reisetasche gern selbst zur Bahn; er hatte immer Maiskolben zur Hand, um sein Pferd selbst einzufangen, wenn er in die Nachbarschaft kutschieren wollte. „Ich glaube, die Dienstboten empfanden alle eine liebevolle Verehrung für ihn,“ bemerkt sein Sohn, der uns diese kleinen Züge berichtet.

Dem entsprachen auch seine Gewohnheiten in Essen und Trinken; er war hierin von spartanischer Einfachheit. Zu einem besonderen Dogma — etwa der Vegetarier und Temperenzler — vermochte er sich seiner ganzen bildsamen, immer flüssigen Natur nach nicht zu verhärten. Doch ließ er sich auf jede dieser Anregungen, unser Leben geistiger zu gestalten, bereitwillig ein und nahm davon, was ihm in seiner Lebenshaltung zu passen schien. So hielt er es auch in der Gastfreundschaft: liebevoll, aufmerksam, aber einfach. „Er setzte seinen Gästen Wein diskreten Alters vor und trank mit ihnen, jedoch selten mehr als ein Glas, und allein trank er niemals Wein. Rauchen hatte er als Student gelernt, und diese Gewohnheit nahm er mit etwa fünfzig Jahren in sehr bescheidenem Maße auf, wenn er in Gesellschaft war; in späteren Jahren rauchte er gelegentlich einige Züge mit großem Behagen und legte dann die Zigarre „für ein andermal“ beiseite.“

So war auch in den Kleinigkeiten des Lebens alles auf Harmonie gestimmt. Seine Kleidung war sorgsam und unauffällig; in der Stadt trug er einen schwarzen Anzug mit Zylinder, auf dem Lande dunkelgrau mit einem weichen Filzhut. Man denke sich dazu die hochgewachsene Gestalt und das freundliche, gesundfarbene Gesicht mit der bedeutenden Nase und dem schmalen Mund, den Scheitel im glattgestrichenen dunkelbraunen Haar, die schmalen, herabfallenden Schultern — und man hat

die wundervoll-freundliche und bescheiden-vornehme Gestalt vor sich, als ein Spiegelbild des feinen, guten und großen Denkers.

Hatte Lachen und Humor in dieser Persönlichkeit Platz? Der Humor — ja. Emerson hatte sogar einen ausgesprochenen Sinn für den versteckten Humor, von dem die Weltgeschichte wie das Alltagsleben für den Philosophen durchsetzt sind. Sein Sohn erzählt in dem genannten Buche einige Alltagsbemerkungen, die das bestätigen. „Da ist Elise, die sich erkältete, als sie zur Welt kam, und mit deren Erkältung es seitdem nur immer schlimmer geworden ist" — diese einzige Wendung verrät den innerlich freien Geist, der sich mit einigen gelassenen Randglossen über verdrießliche Kleinigkeiten zu erheben vermag. Doch hielt er lautes Lachen für ein Zeichen schlechter Erziehung und versuchte sein Gesicht zu beherrschen, was seinem Mienenspiel oft ein gar drolliges Ansehen gab.

Ein rührender Zug ist seine Vorliebe für ganz kleine Kinder. Er empfand für diese hilflosen Wesen eine besondere Zärtlichkeit; und die Geschicklichkeit, mit der er ein Baby auf dem Arm nahm, bildete einen seltsamen Gegensatz zu seiner sonstigen Ungewandtheit, wenn es sich um Werkzeuge u. dgl. handelte. „Die Wochenpflegerin, die instinktiv zurückwich, als er bat, ihm das neugeborene Baby anzuvertrauen, sah einen Augenblick darauf, daß sie keinerlei Grund zu irgendwelcher Besorgnis habe, denn man konnte nichts Zarteres, nichts Geschickteres, nichts Vertrauenerweckenderes sehen, als die Art und Weise, wie er dies kleine Menschlein hielt, es lächelnd im Zimmer auf und ab trug und auf die entzückendste, zarteste Weise mit ihm redete." Sein kleiner Erstgeborener starb im Alter von fünf Jahren (Emerson hatte zwei Söhne und zwei Töchter); ein Freund, der ihn hierbei besuchte, schreibt: „Niemals wohl hat mir ein Ausdruck von Todtraurigkeit einen so tiefen Eindruck gemacht, als wie mich Emerson in das Zimmer führte, wo des kleinen Waldo Leiche lag. Als Erwiderung auf alles, was ich in meinem Kummer und in meiner Teilnahme sagte, hatte er nur das eine Wort: O dies Kind, dies Kind!"

Dieser Mann mit dem Kindesgemüt war mit dem Kern seines Wesens immer im „Kinderland", sein ganzes Leben lang. Und von dort her fiel ein reiner Schimmer auf alles, was der Erwachsene tat und sprach. Die außerordentliche Reinheit seiner Denkweise ließ ihn jede oberflächliche oder gar unreinliche Bemerkung über die Liebe, selbst in betreff kindischer Schwärmereien in der Schule, ebenso verbieten wie jeden Klatsch über die Schlechtigkeit der Nebenmenschen. Er liebte positive Arbeit, keine unfruchtbare Kritik. Man kann von ihm sagen, was er von Plato gesagt

hat: „Plato hat keine äußere Biographie. Mag er Liebhaber, Frau oder Kinder gehabt haben — wir wissen nichts von ihnen. Er verrieb sie alle zu Farben. So wie ein guter Ofen seinen eigenen Rauch verbrennt, so verwandelt ein Philosoph alles Wertvolle in seinem Schicksal in die Werke seines Geistes."

Nicht nur der Philosoph, fügen wir hinzu, vielmehr jeder Mensch, Dichter, Künstler, Erzieher, soweit sie die philosophische Kraft dieses Vergeistigens in sich haben. Denn dieses Verwandeln der Materie in geistigen Gewinn ist am letzten Ende unser aller Aufgabe. Jeder Erzieher und jedes Elternpaar, ja, jeder Mitmensch, der auf Mitmenschen einwirken muß und Einwirkungen erfährt — und wer wäre das nicht? — muß sich mit diesem wichtigen Geistesgesetz auseinandersetzen. Bei uns hat das — neben dem weltweiten Goethe — in großzügiger Form und mit energischem Pulsschlag ganz besonders Schiller formuliert und betätigt. Und alle die Züge, die ich hier so umständlich von Emerson anführe, sind nur wieder ein neuer Beweis dafür, daß dieser germanische Idealismus erlebt ist und keine Theorie. Wenn diese Erkenntnis als Gewinn des Schillerjahres in das Bewußtsein der Zeit eindringt, so haben wir eine köstliche Errungenschaft zu verzeichnen.

Emersons letzte Lebensjahre waren sehr glücklich. Sein Heim und das geistige Reich, das er sich erschaffen hatte, gewährten ihm warme Befriedigung. Eine fast seelsorgerliche Korrespondenz verband ihn mit Menschen über die halbe Welt hin. Noch immer war er der tägliche Waldwanderer, mochte auch das Auge schwächer und die Gestalt gebeugter werden.

Im rauhen April 1882 erkältete er sich und verschlimmerte den Zustand durch einen Spaziergang im Regen. „Mehrere Tage lang quälte ihn eine unangenehme Heiserkeit" (so erzählt sein Sohn, der Arzt), „und am Abend des 19. April schien er mir etwas fiebrig, so daß ich am folgenden Tage wiederkam. Er lag auf dem Sofa seines Arbeitszimmers und schlief; und als er aufwachte, ergab es sich, daß das Fieber gestiegen war und er ein wenig verwirrt schien ... Aber wenngleich er manchen geistigen Eindrücken gegenüber stumpf geworden, war er doch für eins bis zuletzt völlig lebendig, und während selbst die ihm so vertrauten Gegenstände seines Studierzimmers ein fremdes Ansehen gewannen, deutete er lächelnd auf das Porträt Carlyles und sagte: „Das ist mein Mann, mein guter Mensch!" Am folgenden Tage stellte sich eine einseitige Lungenentzündung heraus, und er schien weit kränker als tags zuvor. Augenscheinlich fühlte er selbst, daß er sterben würde, und strengte

sich aufs äußerste an, noch ein oder das andere Wort der Ermahnung an seine Kinder zu richten. Kranksein war ihm ein völlig unbekannter Zustand, und er äußerte den Wunsch, sich anzukleiden und in sein Arbeitszimmer zu setzen. Und da wir gesehen hatten, wie lästig ihm jeder Versuch, sein Tun zu beeinflussen, war, und ihm die Gründe für ein derartiges Vorgehen in seinem jetzigen Zustand nicht begreiflich zu machen waren, so schien es mir nicht der Mühe wert, ihn zu beunruhigen und zu hindern, wie man es vielleicht bei einer jüngeren Persönlichkeit, die noch mehr am Leben hängt, getan haben würde. Frei hatte er gelebt: nun war sein Leben fast abgeschlossen, wie hätte man es ihm während seiner augenscheinlich letzten Krankheit durch irgendwelche nicht absolut gebotene Bevormundung verbittern sollen. Er litt nur wenig, nahm seine Nahrung ohne Widerstreben, aber empfand traurig seine Unfähigkeit, die Worte, deren er sich zu bedienen wünschte, zu finden. Er kannte seine Angehörigen und seine Freunde, doch glaubte er, sich in einem fremden Hause zu befinden. Er saß fast die ganzen letzten Tage in einem Stuhl am Kamin und blieb nur die letzten vierundzwanzig Stunden im Bett. Während seiner Krankheit freute es ihn sichtlich, seine Frau möglichst in seiner Nähe zu haben, und an einem der letzten Tage gelang es ihm, trotz der Schwierigkeit, die ihm das Finden der richtigen Ausdrücke bot, ihr zu sagen, wie lange und glücklich ihr Zusammenleben gewesen sei. Der Anblick seiner Enkelkinder verklärte sein Gesicht jedesmal mit einem sonnigen Lächeln. Am letzten Tage sah er einzelne Freunde und nahm Abschied von ihnen. Schmerzen hatte er nur zu allerletzt, und auch diese linderte eine Äthereinspritzung, unter deren besänftigendem Einfluß er in einen ruhigen Schlaf fiel, während dessen er leise und sanft die letzten Atemzüge tat. Er starb am Abend des siebenundzwanzigsten April 1882 ..."

Er wurde begraben unter einer von ihm selbst gewählten Tanne, nicht weit von den Gräbern seiner Mutter und seines Kindes.

Viele Jahre zuvor (1857) hatte Emerson einmal in sein Tagebuch die Worte geschrieben: „Als ich erwachte, sagte ich mir: noch einige Male Schlafengehen und Wiedererwachen, dann werde ich krank auf diesem Lager liegen und bald darauf tot, und durch das heitere Portal meines Hauses wird man mein Gebein hinaustragen zur letzten Ruhe. Wo werde ich selbst dann sein? Ich erhob mein Haupt und sah das fleckenlose gelbrote Morgenlicht jenseits der dunklen Hügel emporflammen und das weite Erdenrund erfüllen."

Die russische Verfassung.

Von

Theodor Schiemann.

Der volle Text der russischen Verfassungsurkunde liegt nunmehr vor uns. Auch hat die russische Presse aller Richtungen, zum Teil mit großem Freimut und mit besserer Sachkenntnis, als sie außerhalb der russischen Grenzen in der Regel zu finden ist, sich über die Tragweite geäußert, die sie dem Ukas vom 6./19. August beimißt. Es ist jetzt möglich, auch zu einem eigenen selbständigen Urteil zu gelangen, und wir wollen daher versuchen, unseren Lesern ein möglichst klares Bild von der Bedeutung und Tragweite der Reform zu geben, die der Zar seinem Reiche gegeben hat, und auf deren Fundament es nunmehr, ohne allen Zweifel, einer neuen und wie wir hoffen besseren Zeit entgegengeht.

Aber einige allgemeine Betrachtungen und einige historische Darlegungen sind notwendig vorauszuschicken.

Bekanntlich dankt das heutige Rußland einer furchtbaren Revolution von oben her seine Entstehung. Wider den Willen und gegen alle Instinkte seines Volkes nötigte Peter der Große Rußland in den Zusammenhang mit der abendländischen Welt hinein. So gut er es vermochte, hatte der Zar selbst sich die äußeren Lebensformen und das technische Können, die Sprache und die Verwaltungsprinzipien Europas — das damals ein absolutistisches Europa war — zu eigen zu machen gesucht. Aber er blieb bis zuletzt ein Lernender und bis zuletzt ein harter Barbar. Was ihn über alle in seiner russischen Welt erhob, war sein Pflichtgefühl, sein eiserner Fleiß und die Kraft seines Willens, der jeden Widerstand brach, der sich diesem Willen entgegenstemmte. Er war so stark, daß seine indolenten, von keinem sittlichen Ideal gehobenen Nachfolgerinnen widerwillig genötigt waren, auf seinen Bahnen zu bleiben. Erst Katharina II. hat aus klarer Überzeugung und mit großem Geschick die Gedanken Peters des Großen aufgenommen, sie mit weicher Frauenhand fortzuführen und in gewissem Sinne auch abzuschließen vermocht, was Peter begonnen hatte. Das Ergebnis war, was man die Europäisierung Rußlands genannt hat, das heißt die Verwaltung Rußlands durch eine Bureaukratie,

deren Spitzen der Firniß europäischer Kultur überkleidete und deren untere Organe die Routine und den Formalismus abendländischen Beamtentums mit innerer Unkultur und vollendeter Gewissenlosigkeit kombinierten. Ebenso „europäisiert“ waren die Spitzen der Armee, das heißt das glänzende Offizierkorps der Garde und diejenigen Mitglieder der Provinzialaristokratie, die ihre Erziehung in den militärischen Anstalten der Residenz gefunden hatten. Erst seit den Tagen Alexanders I. erweiterte sich dieser Kreis der „Gebildeten“ durch die Zöglinge des sogenannten Lyzeums, das ursprünglich bestimmt gewesen war, die jüngeren Brüder des Zaren auszubilden, von ihnen aber nie besucht worden ist und ausschließlich der russischen Aristokratie die Bildungsschule für den höheren und höchsten Zivildienst wurde. Parallel damit aber war ein von außen her kommender Einfluß gegangen. Während schon unter Elisabeth und in weit höherem Grade danach im Zeitalter Katharinas II. die französische Aufklärungsliteratur in breiten Strömen in Rußland eindrang, und einen mit der russischen Wirklichkeit unvereinbaren, politischen und religiösen Libertinismus in die „Gesellschaft“ hineintrug, begann ein Teil der vornehmen russischen Jugend im Auslande, namentlich aber auf deutschen Universitäten (Göttingen) sich eine vertiefte Bildung zu erwerben, während gleichzeitig ein wissenschaftlicher Geist in die russischen Universitäten einzudringen anfing. Es ist dabei charakteristisch, daß die Staatswissenschaften der bevorzugte Studienzweig waren, und daß Kaiser Alexander I., der sich als Großfürst und im ersten Jahrzehnt seiner Regierung in allgemeinen Menschheitsidealen bewegte, dieser neuen Geistesrichtung freundlich gegenüberstand. Er hat sich sehr ernstlich mit dem Gedanken getragen, seinem Volke eine Verfassung zu verleihen. Erst war es die Idee, nach dem Muster Frankreichs Freiheitsrechte (droits de l'homme) zu proklamieren, dann der Plan einer Verfassung nach Muster der Konsulatsverfassung von 1799. Aber beide Pläne erstickten einerseits an den Schwierigkeiten, welche die fortbestehende Leibeigenschaft brachte, andererseits an der kritischen Weltlage, welche in die französische Invasion und in die Freiheitskriege ausmündete. Der Aufenthalt der russischen Truppen auf deutschem und französischem Boden, namentlich der lange Aufenthalt der Okkupationstruppen in Frankreich führte dann die besten Köpfe der in der Armee dienenden jungen aristokratischen Offiziere zu politischen Wünschen, die wohl mit den ursprünglichen Bestrebungen des Kaisers, nicht aber mit der in Rußland geltenden Staatsverfassung vereinbar waren. Während der Kaiser 1816 durch Verleihung einer Verfassung an das sogenannte Kongreßpolen und durch geheimnisvolle Arbeit an einem neuen russischen

Verfassungsprojekt seinem Gewissen genügte, begannen in der Garde und in der Armee sich Geheimbünde zu organisieren, welche erst eine Reform und als sich dafür keine Aussicht zu bieten schien, einen Umsturz der autokratischen Staatsverfassung ins Auge faßten. Es ist dabei einer republikanischen Strömung eine konstitutionelle parallel gegangen, beide aber scheiterten an den Folgen des Aufstandes, durch den im Dezember 1825 die Petersburger Verschworenen ihr Ziel zu erreichen gedacht hatten. Die sogenannten „Dekabristen" sind politische Idealisten und trotz ihrer Verirrungen wohl die aufgeklärtesten und patriotischsten Russen ihrer Zeit gewesen. Da ein Teil von ihnen mit dem Tode am Galgen, ein anderer mit der Verbannung in die Bergwerke Sibiriens büßen mußte, und der Schrecken, den diese Strafen hervorriefen, außerordentlich tief drang, verleugnete nunmehr, was an liberalen Elementen übrig geblieben war, seine Gesinnung, und der Kultus des Absolutismus ward im Gegensatz zu den Tagen Alexanders die herrschende Geistesrichtung. Der Kaiser Nikolaus führte ein ausschließlich autoritatives Regiment, das trotz seines dahin gerichteten Willens weder die bureaukratische Willkür, noch die wahrhaft entsetzlichen Mißbräuche zu beseitigen vermochte, die an der Praxis des Herrenrechtes über die Leibeigenen hafteten. Sein theoretischer Absolutismus, der ihm als die eigentlich gottgewollte Staatsordnung erschien, verhärtete sich im Lauf der Jahre, namentlich aber nach der Revolution von 1848/49 immer mehr. Er wurde entschieden bildungsfeindlich, beschränkt, unduldsam und zeitigte auf russischem Boden neben einem dumpfen Obskurantismus die nationalistische Bewegung des Slavophilentums und die durch Bakunin vertretene, aus mißverstandener Hegelscher Philosophie entsprungene neue Form der russischen Revolution, den Anarchismus.

Aber der Kaiser Nikolaus, der den Slavophilen freien Raum gab, war stark genug, sich den Anarchismus vom Leibe zu halten. Als er nach dem kläglichen Zusammenbruch seines Systems und des aufgebauschten Ruhmes seiner Heere 1855 starb, wurden die niedergehaltenen liberalen Elemente wieder lebendig, und Kaiser Alexander, der seiner ganzen Geistesrichtung nach nicht minder absolutistisch gesinnt war als sein Vater, nahm denjenigen Teil der Reformgedanken auf, mit denen Nikolaus I. sich in seinen ersten Regierungsjahren und auch noch später beschäftigt hatte: die schwierigste aller Aufgaben, die Aufhebung der Leibeigenschaft. Es ist bekannt, daß er sie durch das berühmte Manifest vom 19. Februar 1861 gegen den Willen der ungeheueren Majorität des russischen Adels durchführte, und daß die Schäden, die der Bauernbefreiung anhafteten,

Zugeständnisse sind, die diesem einflußreichsten Teil der russischen Bevölkerung gemacht werden mußten. Die Organisation der landschaftlichen und städtischen Selbstverwaltung ist auf mindere Opposition gestoßen, und im Zusammenhang mit ihr ist dann der Gedanke wieder aufgetaucht, eine zentrale Vertretung zu organisieren, die den Übergang Rußlands zu konstitutionellem Regiment mit Notwendigkeit früher oder später zur Folge gehabt hätte. Der Gedanke gehörte dem Minister des Innern, Grafen Walujew und hat in einer Denkschrift vom 13. April 1863 und in einem Entwurf zur Reorganisation des Reichsrats vom 18. November 1863 seinen Ausdruck gefunden. Sein Plan ging dahin, durch die Landschaftsversammlungen (die Semstwos) und durch die Stadtverordnetenversammlungen von Petersburg, Moskau, Odessa, Riga und Kiew Vertreter wählen zu lassen, die eine besondere Versammlung bilden, und in Gemeinschaft mit dem Reichsrat über Fragen der Gesetzgebung, des Finanzwesens und der Festsetzung neuer Abgaben ihr beratendes Votum abgeben sollten. Ein „Entwurf zur Reorganisation des Reichsrats" führt diesen Gedanken weiter aus. Er setzt die Zahl der Vertreter von Stadt und Land auf 151—177 Köpfe fest (von den Städten 16) und will 30—35 vom Kaiser zu ernennende Personen hinzufügen. Zusammen bilden sie den Sjesd, der beim Reichsrat tagt, ohne zu seinem Bestand zu gehören, der alljährlich berufen wird, einen vom Kaiser ernannten Präsidenten und zwei gewählte Vizepräsidenten hat, dazu einen Staatssekretär und zwei gewählte Sekretäre. Seine Kompetenz umfaßt alle dem Reichsrat durch das Ministerkomitee zugehenden Angelegenheiten, jedoch so, daß der Präsident des Reichsrats die Vorlagen an die Versammlung, den Sjesd, bringt. Die Majoritätsabstimmungen des Sjesd sollten dann an das betreffende Departement des Reichsrats und von diesem an den Minister zurückgehen, der die Vorlage ausgearbeitet hatte. Verständigte man sich, so ergab sich nach Allerhöchster Bestätigung ein Gesetz, andernfalls ging die Vorlage an den Sjesd zurück und die endgültige Entscheidung erfolgte in einer Plenarversammlung des Reichsrats, bei welcher der Sjesd durch seine beiden Vizepräsidenten und durch 14 Vertreter sein Gewicht geltend machen sollte.

Daß diese Walujewschen Gedanken nicht Wirklichkeit wurden, lag einerseits an der polnischen Revolution, andererseits an der Enttäuschung, welche die schlecht funktionierenden Semstwoversammlungen brachten. Auch ging das öffentliche Interesse bereits nach anderer Richtung. Es begann die Ära der Russifizierungen und Bekehrungen, und in der Arbeit des Zerstörens, die sich nun vollzog, fand die öffentliche Meinung

zunächst volles Genüge. Es ist aber wichtig, darauf hinzuweisen, daß die Walujewschen Ideen die Grundlage der Verfassung vom 19. August 1905 gegeben haben. Siebzehn Jahre gingen hin, ehe ähnliche Gedanken aufs neue auftauchten. Was dazwischen liegt, ist eine bedeutungsvolle, aber zugleich eine traurige Periode russischer Geschichte, deren Hauptschaden sich in das eine Wort Nihilismus zusammenfassen läßt. Ursprünglich lag in diesem Begriff die apathische Verzweiflung an allem Bestehenden, die Leugnung alles Idealen — aber keinerlei Drang zur Verbesserung des Bestehenden, und erst allmählich wandelte es sich um zu einem geradezu krankhaften Verlangen, einzugreifen und das unglückliche Rußland glücklich zu machen. Was die Regierung in den vorausgegangenen Jahrhunderten versäumt hatte, sollte aus der freien Initiative der Einzelnen zum besseren gewandt werden. Man wollte das Volk belehren, aus seiner Unwissenheit hinausreißen, der Ungerechtigkeit überall entgegentreten, die unerreichbaren über dem Gesetze stehenden Verschulder alles Unheils strafen. An der Gerechtigkeit und Erhabenheit einer solchen Aufgabe zweifelten die jungen Männer und Mädchen nicht, die sich ihr hingeben wollten, auch nicht an der Möglichkeit, sie durchzuführen, schließlich auch nicht daran, daß jedes Mittel gut sei, das zum Ziele führe. Es war eine Art Geisteskrankheit, und ein scharfer Beobachter dieser Erscheinung konnte sehr treffend vorschlagen, sie „la bienfaiseuse“ zu nennen. Mit ihr verschmolz eine andere geistige Krankheit, der wieder lebendig gewordene Bakuninsche Anarchismus, der die Lehre predigte: vor allem zerstören, erst aus dem Chaos kann neues Leben erstehen! Aus der Kombination beider entstand der Neo-Nihilismus und erklären sich die Verirrungen der russischen Jugend, die seit dem Ende der 60er Jahre einen chronischen Charakter annahmen, und die furchtbare Ära der politischen Morde, die mit Karakosow begann und deren letzten Adepten wohl erst die Zukunft nennen wird. Alexander II. ist darüber innerlich zusammengebrochen. Schon zur Zeit des Türkenkrieges, der ihm aufgedrängt wurde, war er nur noch ein Schatten seiner selbst. Als nunmehr der Gedanke einer Reichsreform immer lauter zu ihm hinaufklang, war er einer heroisch durchgreifenden Maßregel nicht mehr fähig, und den Charakter der physischen und psychischen Ermattung des Kaisers tragen auch die beiden Verfassungs- oder sagen wir lieber Verwaltungsreformprojekte seiner letzten Lebenstage. 1880 wurde unter dem Vorsitz seines Bruders, des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, eine Kommission eingesetzt, um über eine Erweiterung des Reichsrats durch eine vom Volk zu erwählende Vertretung zu beraten. Das Ergebnis dieser Arbeiten war kläglich und ängstlich und bot weit weniger, als das

Walujewsche Projekt geplant hatte; trotzdem wurde der Entwurf als schätzbares Material zu den Akten gelegt: es schien allzu gefährlich, gewählte Vertreter zu den Staatsangelegenheiten heranzuziehen. Als dann die Sprengung des Winterpalais, bei der Kaiser Alexander wie durch ein Wunder dem Tode entrann, wiederum mahnte irgend etwas zu tun, um die Erregung zu stillen, folgte die Ära Loris Melikow. Erst eine Diktatur, dann, wie es hieß, eine wirkliche Verfassung. Und in der Tat, Kaiser Alexander hat an jenem 1. März 1881, an dem er dem Fanatismus der Nihilisten zum Opfer fiel, ein Reichsreformprojekt sanktioniert, von dem man glaubte, daß es eine Verfassung sei. Erst neuerdings ist der Inhalt authentisch bekannt geworden, und wir wissen heute, daß es nichts anderes war als das Projekt des Großfürsten Konstantin in wesentlich abgeschwächter Form: eine wenig zahlreiche Versammlung von Reichsboten, die neben dem Reichsrat zu tagen gehabt hätte, für die eine bureaukratische Redaktionskommission Gesetzesvorschläge ausarbeiten sollte und die dann in der durch die Mitglieder jener Kommission erweiterte „allgemeine Versammlung" der Reichsboten zur Begutachtung vorzubringen war, ohne daß dadurch in irgend welcher Weise die Befugnisse des Reichsrats sich modifizierten oder einschränkten. Keines der Reformprojekte des 19. Jahrhunderts ist gleich kleinmütig und gedankenarm gewesen.

Es ist schwer zu glauben, daß man auch das Loris Melikowsche Projekt aus Sorge vor seinen aufregenden Wirkungen verworfen haben sollte. Wahrscheinlich werden die Argumente von Katkow und Pobjedonoszew, die Alexander III. veranlaßten, den letzten Willen seines Vaters nicht zu erfüllen, zum Teil aus der Dürftigkeit des Gebotenen geschöpft worden sein. Demgegenüber war die Rückkehr zur vollen zarischen Unumschränktheit wenigstens ein geschlossenes und logisches System. War der Selbstherrscher ein ganzer Mann, so konnte er mit fester Hand mehr Segen stiften, als eine schwache beratende Versammlung, hinter welcher die noch mehr verlangende Unzufriedenheit der russischen Intelligenz stand. Und in Alexander III. glaubte man einen solchen Mann gefunden zu haben. Der Nihilisten aber meinte man durch Stärkung von Polizei und Administration Herr werden zu können.

So begann die Ära des neuen Absolutismus, der sich das Ziel setzte, die Tätigkeit der von Alexander II. eingeführten Selbstverwaltungsorgane nach Möglichkeit einzuschränken und die Aufmerksamkeit der Nation nach außen hin abzulenken. Der Nihilisten wurde man nach einigen Jahren, nachdem der Zar der furchtbaren Gefahr des Attentats von Borki, wiederum wie durch ein Wunder, glücklich entgangen war, wirklich Meister.

Sie waren nur wenige, und bei den Massenverhaftungen, die nunmehr stattfanden, griff man neben Unschuldigen oder nur Verdächtigen auch die wirklich gefährlichen Fanatiker. Sie alle sind in den Gefängnissen und in den Bergwerken Sibiriens schließlich verschwunden. Es wurde still von ihnen. Als Ablenkung diente die ungeheure Aufrüstung an der russischen Westgrenze, danach das Bündnis mit Frankreich — dessen Rückwirkung auf die inneren Verhältnisse Rußlands noch des Geschichtsschreibers harrt —, endlich die Aufnahme des Riesenwerkes der sibirischen Eisenbahn und die weiteren daran sich knüpfenden Erwartungen. Darüber ist dann 1894 Alexander III. gestorben. Es ist behauptet worden, er habe seinem Erben auf dem Totenbett das Versprechen abgenommen, an dem Prinzip der Selbstherrschaft nicht zu rütteln, und das konnte vieles erklären. Aber Nikolaus II. fand bereits ein verändertes Rußland vor. Die neue Finanzpolitik der Wyschnegradski und Witte hatte u. a. sich das Ziel gesetzt, Rußland von dem Tribut zu befreien, den es der fremden Industrie entrichtete. Durch hochgeschraubte Schutzzolltarife wurde eine künstliche, wie der Effekt bewiesen hat, wenig lebensfähige Fabriktätigkeit, man darf wohl sagen, dem Lande aufgenötigt, und im Zusammenhang damit entstand auch in Rußland eine Fabrikarbeiterbevölkerung, die je länger je mehr einer sozialdemokratischen Agitation zum Opfer fiel, die von außen her ins Land getragen und von der sich neu organisierenden radikalen russischen Jugend lebhaft gefördert wurde. Parallel damit war infolge des Niedergehens der von Staatsabgaben erdrückten, durch chronische Mißernten und übermäßigen Getreideexport entkräfteten und verarmten bäuerlichen Bevölkerung eine agrare Bewegung entstanden, die heute bereits einen entschieden kommunistischen Charakter angenommen hat. Gleichzeitig fand eine ungeheure Anspannung des bureaukratischen Apparates statt. Gouverneure, Generalgouverneure, Landschaftshauptleute und Stadthauptleute, die verstärkte Polizei und die verschärfte Zensur, das alles war am Werk, um die Opposition, die sich aller Orten zu regen begann, niederzuhalten. Als Zentren derselben rissen die Semstwos die Führung an sich, in den Universitäten demonstrierten und lärmten die Studenten und wurden liberal gesinnte Professoren gemaßregelt. Arbeiterausstände, erst vereinzelt, dann immer häufiger und ausgedehnter, lähmten das wirtschaftliche Leben, und, was vielleicht das Schlimmste war, seit Mitte der 80er Jahre begann das gesamte Unterrichtswesen stetig niederzugehen. Man lernte weder auf den Schulen noch auf den Universitäten, und in gleichem Maße wie die leidenschaftliche Teilnahme an den Erscheinungen des politischen Lebens wuchs, sank das Bildungsniveau der jungen Generation.

Hier nun setzte eine entschlossene und rücksichtslose revolutionäre Propaganda ein. Da die Männer der Reform nichts erreichten, schien der Boden den Terroristen für eine neue Aktion reif zu sein. Die Leitung der Bewegung wurde von Rußland aus nach Paris, London, Zürich übertragen, und ihre Emissäre suchten nun den Schrecken zu erneuern, der in den 70er und 80er Jahren von den Nihilisten ausgegangen war. So begann eine neue Periode politischer Morde, der zunächst die mehr subalternen Werkzeuge des Despotismus zum Opfer fielen, die aber immer höher griff, ohne doch die Regierung zu einem Systemwechsel bewegen zu können. Inzwischen war die neue Orientpolitik in ein Entwicklungsstadium getreten, das eine friedliche Lösung der russisch-japanischen Gegensätze unwahrscheinlich machte. Es mußte seit dem Frühjahr 1902 mit der Möglichkeit eines Krieges gerechnet werden, und im Hinblick darauf wurde, als am 15. April der Minister des Innern Ssypjägin ermordet ward (von einem Studenten!), drei Tage danach der bisherige Staatssekretär für Finnland Plehwe zum Minister des Innern ernannt. Seine Aufgabe war zunächst, die Opposition und die sich vorbereitende Revolution in Rußland zu bändigen; er selbst hat versichert, sein weiteres Ziel gewesen sei, danach das Land zu freieren Staatsformen zu führen. Er war unzweifelhaft eine bedeutende Persönlichkeit, und es ist möglich, daß er in der Tat an eine Verfassung als Abschluß seiner Tätigkeit gedacht hat. Aber die Mittel, zu denen er griff, verdarben alles: Willkür und Gewalt durchbrachen alles Recht und wirkten auch dort zum Bösen, wo er das Gute zu erreichen dachte. Auch an der auswärtigen Politik hat Plehwe seinen verhängnisvollen Anteil. Im Gegensatz zum Grafen Lamsdorff und zu Witte hat er die Unternehmungen am Jalu gefördert, die als ein wesentliches Moment für den Bruch zwischen Rußland und Japan herangezogen werden müssen. Auch an der vertragswidrigen Nichträumung der Mandschurei wurde ihm die Mitschuld zugewiesen. Der unglückliche Verlauf, den der nun ausbrechende Krieg von Anfang an nahm, steigerte den furchtbaren Haß, der sich gegen ihn angesammelt hatte, und so ist er am 28. Juli 1904 einem anarchistischen Attentat in schrecklicher Weise zum Opfer gefallen. Nach einem Interregnum von fast 1½ Monaten folgte ihm als Minister des Innern der Fürst Swjätopolk Mirski, und es schien mit ihm ein Umschwung in der Geschichte Rußlands eintreten zu müssen. Der Fürst war als liberaler Staatsmann bekannt, und in der Tat soll er sich mit dem Plan getragen haben, den Wünschen nach einer größeren Beteiligung der Nation am politischen Leben durch Berufung einer Zentralsemstwo, eines Semski Ssobor Rechnung zu tragen. Aber die Ermordung

des Großfürsten Ssergej schien auf die Notwendigkeit hinzuweisen, nicht durch Konzessionen, sondern durch Repression Rußland wieder in normale Zustände zurückzuführen. Für weite Reformgedanken war kein Raum. Swjätopolk Mirski trat zurück, und erst die Rückwirkung, welche die fortgesetzten Niederlagen in Ostasien, zuletzt der Untergang der russischen Flotte bei Tsushima fanden, brachten die Wendung, als deren Frucht die Verfassung vom 19. August dem russischen Volk zu teil geworden ist. Daß eine Volksvertretung kommen werde, wußte man in Rußland durch das Reskript des Zaren vom 3. März dieses Jahres. Eine Kommission unter dem Präsidium des neuen Ministers des Innern Bulygin sollte sie ausarbeiten, und nicht nur alle Selbstverwaltungsorgane, sondern auch jeder Einzelne, der sich dazu berufen fühlte, wurde aufgefordert, dieser Kommission schriftlich seine Meinung zugehen zu lassen. Man kann diese letztere Maßregel gewiß nicht als glücklich bezeichnen. Sie führte dahin, daß überall Korporationen, Berufsgenossenschaften, Stadtverordnetenversammlungen, Semstwos und so fort, monatelang politisierten und naturgemäß darauf ausgingen, eine denkbar ideale Verfassung zu konstruieren. Die dabei zu Tage tretenden Entwürfe waren zum Teil so radikal, daß an ihre Ausführung nicht gedacht werden konnte, und die Regierung stand bald vor der sehr handgreiflichen Tatsache, daß die Propaganda für ein radikales Programm schon im voraus dahin führen werde, das was sie bieten konnte, zu diskreditieren. Man begann jene Versammlungen erst zu beschränken, dann zu inhibieren und trat so in direkten Widerspruch mit dem Reskript vom 3. März. Auch der Empfang von Deputationen durch den Zaren führte zu Mißverständnissen. Die freundlichen Worte, die er sagte, wurden so ausgelegt, wie es den Wünschen der Partei entsprach, die sie hörte, und als schließlich durch eine Indiskretion der 1. Entwurf der Bulyginschen Kommission veröffentlicht wurde, gab es eine ungeheure Enttäuschung. Die Kritiken, die von allen Seiten her laut wurden, haben aber dahin geführt, daß eine Redaktion zustande kam, die in ihren Zugeständnissen an die liberale Strömung weiter ging, als der ursprüngliche Text, obgleich diese Schlußredaktion von dem entschiedensten Vertreter des absoluten Regimes, dem Oberprokurator des heiligsten Synod, Geheimrat Pobjedonoszew, formuliert worden ist.

Das Charakteristische an dem Verfassungsgesetz vom 19. August ist nun, daß der Versuch gemacht wird, unter Aufrechterhaltung des Prinzips der zarischen Unumschränktheit dem Reichsrat, in welchem bisher alle Gesetzesvorlagen der Minister geprüft wurden, eine Volksvertretung, die

aus allgemeinen geheimen indirekten Wahlen hervorgeht, an die Seite zu stellen und das Zustandekommen eines Gesetzes oder die Abänderung eines noch geltenden Gesetzes wenn nicht de jure, so doch de facto in Abhängigkeit von der Zustimmung dieser beiden Körperschaften zu setzen. Die Gossudarstwennaja Duma, so heißt dieses russische Unterhaus (den Reichsrat oder Gossudarstwenny Ssowet als Oberhaus gedacht), hat aber noch viel weitergehende Befugnisse: Prüfung des Budgets und des Berichts des Reichskontrolleurs; jede Veräußerung von Staatseigentum und Staatseinkünften, die der kaiserlichen Bestätigung bedarf, das gesamte Staatseisenbahnwesen, Begründung privilegierter Aktiengesellschaften und endlich was sonst immer der Zar dieser Duma vorlegen läßt, gehört zu ihrer Kompetenz. Sie hat das Recht der Gesetzesinitiative, volle Redefreiheit und die Möglichkeit, über jede Gesetzesüberschreitung Rechenschaft zu verlangen. Sie wählt ihren Präsidenten, die Vizepräsidenten und die Sekretäre, setzt sich ihre Geschäftsordnung selbst und darf in ihren Verhandlungen nur eines nicht in Frage stellen: die sogenannten Grundgesetze, das heißt das Prinzip der zarischen Omnipotenz.

Nun liegt aber auf der Hand, daß, wenn den Beschlüssen der Gossudarstwennaja Duma auch nur beratende Kraft zuerkannt wird, diese Ratschläge, als Ausdruck des Willens der Volksvertretung, doch von ungeheurem Gewicht sind, und wenn sie die Majorität des Reichstages für sich gewinnen (wir würden sagen vom Oberhause angenommen werden) und die Zustimmung des Kaisers erlangen, auch Gesetz werden. Gewiß kann diese Zustimmung verweigert werden, aber das ist in England ebenso möglich, wenngleich es dort nicht mehr Usus ist. Wir meinen demnach, daß die Kritik, die sich gegen jene Beschränkung der Duma richtet, nur wenig berechtigt ist. De facto ist sie eine beschließende Versammlung, der im Reichsrat eine konkurrierende Körperschaft zur Seite steht und die, wie es in allen konstitutionellen Staaten geschieht, der Zustimmung des Staatsoberhauptes bedarf. Auf die subtilen Bestimmungen, die dahin zielen, eine Verständigung zwischen Reichsrat und Reichstag herbeizuführen, gehen wir nicht näher ein. Erst die praktische Erfahrung kann dartun, ob wirklich, wie die Gegner behaupten, dem Reichsrat die stärkere Position dabei zugefallen ist.

Eine besondere Eigentümlichkeit der russischen Verfassung liegt darin, daß der Reichsrat in beratende Abteilungen (6—8) zerfällt, welche alle Vorlagen durchberaten, ehe sie an das Plenum gelangen, aber auch da wird man an die Kommissionen unserer Parlamente erinnert. Der Unterschied liegt nur darin, daß die einen ad hoc gewählt werden, die anderen

permanent sind. Es entspricht das den Departements, in welche der Reichsrat zerfällt.

Den lebhaftesten Widerspruch hat nun das Wahlsystem hervorgerufen, das die russische Verfassungsurkunde festsetzt. Wir erwähnten bereits, daß es ein allgemeines geheimes indirektes Wahlrecht ist. Aber es sind hier einige Einschränkungen zu machen. Allgemein ist das Wahlrecht nur für die Bauern. Im bäuerlichen Mir wählt jedes mindestens 25jährige Mitglied der Gemeinde zunächst Vertreter in die Wolost, die Genossenschaft mehrerer Dörfer, die zugleich Verwaltungseinheit ist, die Woloste wählen Wahlmänner für das Gouvernement und diese die Vertreter für den Reichstag. Zu diesem bäuerlichen Wahlkollegium gehören die Bauern nicht, die eigenen Grundbesitz erworben haben, der nicht zum Mir gehört und ebensowenig die Arbeiter in Städten und Fabriken. Die einen fallen in das Wahlkollegium der ländlichen Grundbesitzer, die anderen in das Wahlkollegium der Städter, vorausgesetzt, daß sie einen bestimmten Zensus erreichen, der in den Städten am Immobilienbesitz oder an der Höhe des Mietzinses gemessen wird. Es liegt auf der Hand, daß die ungeheure Mehrzahl dieser Arbeiterbevölkerung damit aus dem Kreise der Wahlberechtigten ausscheidet.

Prinzipiell vom aktiven und passiven Wahlrecht ausgeschlossen ist alles, was zur Armee und Marine gehört, vom passiven Wahlrecht ausgeschlossen sind alle Staatsbeamte. Die letztere Bestimmung stößt wohl nicht mit Unrecht auf Widerspruch. In der Tat ist damit ein ungeheurer Prozentsatz der russischen Intelligenz eliminiert, und es scheint uns fraglich, ob Rußland genügend freie Intelligenz besitzt, um auf diese Elemente zu verzichten. Nun kann man freilich dagegen einwenden, daß der Reichsrat ausschließlich aus Beamten besteht, aber wir meinen, zwischen ihnen und der Kategorie von Beamten, zu denen Lehrer und Professoren zählen, ist doch ein wesentlicher Unterschied.

Die den Mitgliedern der Duma gewährten Diäten (10 Rubel und Fahrgelder) sind für die bäuerlichen Vertreter sehr hoch, für Männer mit höheren Lebensansprüchen niedrig gesetzt. Will man sich eine Vorstellung von der wahrscheinlichen Zusammensetzung der Duma nach den drei Gruppen der Grundbesitzer, Städter und Bauern machen, so ist zu berücksichtigen, daß Polen, Sibirien, Turkestan usw. noch nicht in die Berechnung gezogen werden können, ebenso Finland nicht. Über die Art der Vertretung dieser Gebiete werden besondere Gesetze bestimmen. In Betracht kommen jetzt 51 Gouvernements und 5831 Wahlmänner. Von denen stellen die Bauern 2396, also mehr als zwei Fünftel, die ländlichen Grundbesitzer 1958, das

ist ein Drittel, die Städter 1366, also weniger als ein Viertel. Dazu kommen dann noch 111 Wahlmänner aus dem Kosakenstanitzen. Diese 51 Gouvernements haben 412 Abgeordnete zu wählen. Von diesen müssen 28 Städter (das ist Vertreter der großen Städte) und 51 Bauern sein. Die übrigen 333 Abgeordneten, die noch zu wählen sind, werden von den Wahlmännern der Bauern, der ländlichen Grundbesitzer und der kleinen Städte, in den Gouvernementswahlversammlungen gewählt, wobei die Wahl nicht beschränkt ist, das heißt, die Abgeordneten aus der Zahl der Wahlmänner aller drei Gruppen gewählt werden können.

Nun liegt auf der Hand, daß in den verschiedenen Gouvernements das Zahlenverhältnis in den drei Wahlmännergruppen verschieden sein wird. In 2 Gouvernements (Wladimir und Moskau) haben die städtischen Wahlmänner die absolute Majorität, in 3 anderen (Jekaterinoslaw, Kurland und Jaroslaw) sind die Städter weit zahlreicher als jede der anderen Gruppen allein genommen, in Minsk und Poltawa gehört die absolute Majorität den ländlichen Grundbesitzern, in 12 Gouvernements verfügt diese Gruppe fast über die Hälfte der Stimmen, aber weit größer ist die Zahl der Gouvernements, in denen die bäuerlichen Wahlmänner überwiegen werden. Eine auf Grund statistischer Daten aufgestellte Berechnung erzielt daher ein wesentlich anderes Resultat, als wir es zunächst erwarten durften. Das wahrscheinliche Bild der Gossudarstwennaja Duma wird nämlich das folgende sein: die Versammlung wird bestehen 1. aus den 51 Bauern, die von Bauern aus ihrer Mitte gewählt werden müssen (einer für jedes Gouvernement); 2. aus 102 Abgeordneten der 15 Gouvernements und Gebiete, in welchen die Bauern die absolute Majorität haben; 3. 40 bis 54 Abgeordnete aus 11 Gouvernements, in welchen die bäuerlichen Wahlmänner sehr stark vertreten sind, das könnte also in Summa 193 bis 207 bäuerliche Deputierte geben. Wenn man noch annimmt, daß aus 6 Gouvernements, in welchen die 3 Gruppen sich das Gleichgewicht halten, etwa 8 Bauern gewählt werden, kommt man auf eine bäuerliche Vertretung von 200 bis 215 Köpfen, in einer Versammlung, die 412 Mann zählt. Die Nowoje Wremja, der wir diese interessante Berechnung entnommen haben, weist zudem darauf hin, daß die Bauern in den russischen Kernprovinzen überwiegen. Auch bei den Städtern wird das der Fall sein, wenngleich dort die Grenzprovinzen mehr zur Geltung kommen müssen. Das ganze Verhältnis aber muß sich wesentlich modifizieren durch den Zuschuß an Abgeordneten, der aus Polen, Sibirien, Mittelasien und dem Kaukasus zu erwarten ist und der höchst wahrscheinlich weit mehr den beiden anderen Gruppen als den Bauern zur Stärkung gereichen wird.

Jedenfalls wird das russische Parlament in weit höherem Grade als irgend ein anderes Parlament ein Bauernparlament sein, und wenn das den tatsächlichen russischen Verhältnissen auch einen entsprechenden Ausdruck gibt, läßt sich doch nicht verkennen, daß darin auch eine Gefahr liegen kann. Die Regierung hat das bäuerliche Element so sichtlich bevorzugt, weil sie, gewiß mit Recht, auf die monarchische Gesinnung der Bauern rechnet. Aber der Bauer ist in Rußland zugleich Kommunist und glaubt das mit seinem Zarenkultus sehr wohl vereinigen zu können. Darin aber liegt eine große Gefahr, mit der nicht nur die Regierung, sondern auch die Gossudarstwennaja Duma zu rechnen haben wird.

Doch das alles sind Möglichkeiten und Mutmaßungen, die keinen anderen Anspruch erheben können als den, der Wirklichkeit nahe zu kommen. Es ist aber keineswegs selten, daß die Wahrscheinlichkeit von der Wirklichkeit Lügen gestraft wird, und das könnte auch von dem russischen Parlament des Jahres 1906 gelten. Eines aber ist sicher: das alte Rußland hat ausgelebt. Es muß ein neues erstehen, und wir wünschen ihm bessere Tage als die, die eine schwere Vergangenheit ihm gebracht hat.

Erinnerungen an mein Elternhaus.

Die Ober-Eßlinger Jahre.

Von

Isolde Kurz.

Im Frühjahr 1859 nahmen meine Eltern den Vorschlag ihres alten Freundes, des Expfarrers und Landtagsabgeordneten Hopf, der lange Zeit in den inneren politischen Kämpfen Württembergs eine Rolle gespielt hat, an und zogen zu ihm nach Ober-Eßlingen, in die alte Heimat meiner Mutter. Dieser Entschluß, aus der Not geboren, sollte für Hermann Kurz verhängnisvoll werden, da er ihn dem freilich schon längst stagnierenden literarischen Leben der Hauptstadt entrückte, um ihn der tiefsten Vereinsamung entgegenzuführen. Uns Kindern hat er dagegen eine Reihe idyllisch schöner Jugendjahre gesichert. Zunächst wirkte auch die ländliche Stille und die stete Berührung mit der Natur, sowie der tägliche Umgang des zuverlässigen, gleichmäßig gestimmten Freundes wohltätig auf meines Vaters reizbar gewordenes Nervensystem. Meine Mutter war selig, die Orte wiederzusehen, wo sie ihre Jugend und die ersten Monde einer glücklichen Liebe verbracht hatte. Noch war das Dörflein ganz das alte; der Neckar floß still und klar zwischen flachen Weidenufern daran vorüber. Dorthin wanderten wir an den Sommerabenden groß und klein, um im Freien zu baden, und ich erinnere mich gut, wie einmal mein Vater an tieferer Stelle auf einem moosigen Steine ausglitt und mich vom Arme fallen ließ, daß ich untersank und bewußtlos wieder aufgefischt wurde. Das Hopfsche Haus, das wir bewohnten, lag nur wenige Schritte von dem ehemaligen Besitz meiner Mutter entfernt in einer großen Obstwiese, die von Hühnern und Pfauen bevölkert und von einer großen Mauer eingefaßt war; es sollte das Paradies unserer Kindheit werden. Wir hatten zwar nur eine kleine Mansardenwohnung; dafür konnten wir Kinder aber fast die ganze Zeit im Freien verbringen, daher ich mich auf die Innenräume nicht mehr deutlich besinne. Meines Vaters Zimmer war ziemlich geräumig, aber niedrig und hatte nur halbe Mansardenfenster, doch lag es zum Glück vom Lärm des Haushalts abgesondert. Wir kleines Volk hatten Garten und Wiese zur fast unbeschränkten Benutzung und erhielten von dem Hausherrn, der ein großer Kinderfreund war, noch jeder seine eigene Rabatte zugeteilt, die wir bebauen durften, auch gingen wir seinen jugendlichen Töchtern in der Gartenarbeit zur Hand oder glaubten es wenigstens zu tun, da wir ihnen wohl mehr im Wege standen als halfen. Freund Hopf hatte damals die Redaktion des „Beobachters“ inne, die seit meines Vaters Rücktritt schon durch verschiedene Hände gegangen

war, und fuhr jeden Abend von Stuttgart nach Ober-Eßlingen heim. Der kleine bewegliche Mann mit der rötlichen Löwenmähne und ebensolchem Bart widmete sein ganzes Leben den Interessen der unteren Volksschicht. Eine Feuerseele mit praktisch-nüchternem Verstand und ausgesprochen pädagogischer Anlage, war er von der Natur zum direkten Erzieher und Lehrer der niederen Klassen geschaffen. Er gehörte der Generation von Moerike und Bauer, Strauß und Vischer an, war seiner Zeit wegen burschenschaftlicher Tendenzen aus dem „Stift" ausgewiesen worden, hatte dann später als Pfarrer sich die dürftigste Gemeinde ausgesucht, um recht ein Helfer und Schirmer seiner Herde sein zu können. Er pflegte das Landvolk von der Kanzel herab über alles, was ihm nützlich sein konnte, bis herab zur besten Düngerbereitung, aufzuklären. Als er zur Strafe für die Befreiung politisch Verurteilter, darunter des bekannten „Reichskanarienvogels" Rößler von Öls, von der ihm lieb gewordenen Gemeinde weg zu einer anderen versetzt wurde, ließ er sich nicht beirren, sondern begann an dem neuen Orte gleich sein Liebeswerk von vorn. Er speiste und kleidete die Armen, ließ die Mädchen in Handarbeiten unterrichten und sorgte praktisch für seine Schafe. Durch grobe Rechtsverletzung, die zu späterer Revision führte, von der Kanzel vertrieben, kaufte er sich dann ein Gut im Schwarzwald, um als Bauer zu leben, und seine dankbaren Anhänger sandten ihm einen Wagen voll Saatkorn zum Einstand in sein neues Leben nach. Aber lange duldete es den tätigen Mann nicht in der Stille, er gab seinen Besitz wieder auf und übernahm die Führung des „Beobachters", die ihm noch die Zeit ließ, das kleine Gütchen in Ober-Eßlingen zu bebauen. Nachdem der württembergische Landtag gegründet war, vertrat er dort durch allen Wechsel der Zeitströmungen in seiner Person die äußerste Linke. „Dieser Rote, dieser Hopf," übersetzte einmal ein aufgeräumter Politiker das Sprichwort Hic Rhodus, hic salta. Für die bruchlose Ganzheit und Einfachheit seines Wesens kann man nur unter den Gestalten des Tell einen Vergleich suchen. Furchtlos wie sein Wahlspruch „Gradaus", den er später zum Titel einer mit Opfern gegründeten und lange aufrecht erhaltenen kleinen Volkszeitung machte, ging er ohne rechts und links zu sehen, seinen Weg; an seiner absoluten Uneigennützigkeit haben auch seine Gegner nie gezweifelt. Seine Wähler hielten denn auch durch siebenundzwanzig Jahre an ihm fest, sogar sein glänzender Mitbewerber um das Vaihinger Mandat, F. Th. Vischer, mußte vor ihm die Segel streichen. Hopf war auch philosophisch und humanistisch gründlich unterrichtet, ein Verehrer der alten Literatur, doch ohne künstlerische Instinkte ganz aufs moralische gerichtet. Es gehörte zu den Eigentümlichkeiten der Achtundvierziger, daß sie abweichende Meinung als einen Flecken im Charakter betrachteten, davon war auch Hopf nicht frei, aber in dieser ganzen Generation, die mit einer „Gesinnung" statt mit lebendig wirkenden Organen rechnete, hat er durch Reinheit und Güte allen vorgeleuchtet.

Als wir in Ober-Eßlingen einzogen, waren die alten Freunde und Nachbarn meiner Mutter noch alle am Leben; auch die Dorfleute, die mein Groß-

vater, der alte Oberst von Brunnow, sich einst verpflichtet hatte, kamen herzu, und alles überschüttete uns mit Freundschaftsbeweisen. Das Kindergemüt meiner Mutter jubelte, als ihr beim Einzug eine Nachbildung des Asbergs aus Zucker geformt, die Wälle mit Kaffeebohnen aufgefüllt, überreicht wurde. Die Geberin des sinnigen Geschenks, das auf die dort verbüßte Festungsstrafe meines Vaters anspielte, war ein altes Fräulein aus der Nachbarschaft, von uns wie von aller Welt die „Tante Bertha" genannt. Hier steht sie wieder vor mir, die unvergeßliche Freundin unserer Kindheit mit dem weißen Scheitel, worauf ein schwarzes Fransentüchlein gefühlvoll saß, und den von Begeisterung stets geröteten Wangen. Sie war die Hilfe der Bedrängten, der Trost der Klagenden, ein Feuerbrand gegen alle Tyrannen, eine flatternde Fahne der Freiheit. Noch ganz erfüllt von den Achtundvierziger Idealen, machte sie sich zur Agentin der Volkspartei und verstand es geschickt, die demokratischen Wahlzettel in dem Bezirk unterzubringen. In ihrem Kopf thronten die erhabensten Vorstellungen von Freiheit und Völkerglück; dabei vernachlässigte sie aber auch ihren kleinen Kramladen an der unteren Dorfstraße nicht. Jedem Bauern, der sich eine Zigarre kaufte, legte sie seine Bürgerpflicht, freisinnig zu wählen und den „Beobachter" zu lesen ans Herz. Sie hatte die Gewohnheit, jede Steck-, Näh- und Haarnadel vom Boden aufzulesen, und wenn ein Häuflein beisammen war, zu sortieren, zu polieren und wieder zu verkaufen. Die Fadentrümmchen, die da und dort hängen blieben, wickelte sie sorgfältig auf ein Kärtchen und nähte damit ihren eigenen Bedarf. Wer sie so zusammenklauben sah, mußte sie für die geizigste Person von der Welt halten, und doch war sie gerade das Gegenteil. Sie sparte bloß an sich selber, gönnte sich nur das Schlechteste, berührte, wenn sie zu Gaste war, die Speisen kaum, nahm keinen Zucker in den Kaffee, aber für andere wußte sie immer etwas zurückzulegen, und kein Armer ging unbeschenkt aus ihrem Hause. Das seltsamste war, daß sie aus unwiderstehlichem Triebe jedem Leichenzug folgen mußte, gleichviel ob sie den Verstorbenen kannte oder nicht; auch an fremden Orten, wo sie sich nur vorübergehend aufhielt, befolgte sie diesen Brauch; ja sogar den politischen Gegnern, die sie sonst grimmig haßte, weihte sie am Grab ihre Zähre, und man konnte wirklich von ihr sagen:

Ob er heilig, ob er böse,
Jammert sie der Unglücksmann.

Überhaupt war sie in immerwährender Bewegung. Hatte sie politische Geschäfte in Stuttgart, so übergab sie den Kramladen einer ihrer Nichten, marschierte nach Eßlingen und dampfte von dort in die Residenz. Sie half bei jedem Umzug, und war irgendwo in befreundeter Familie eine Krankheit ausgebrochen, so erschien sie als Pflegerin. Trotzdem fand sie immer noch Zeit zum Lesen und beschäftigte sich besonders gerne mit geschichtlicher Lektüre, durch die sie sich wie durch etwas gegenwärtiges aufregen ließ. Ich habe sie einmal ganz unvermittelt bei Tische in Tränen ausbrechen sehen über den Tod des Sokrates. Uns Kindern pflegte sie auf Spaziergängen, zu denen sie uns häufig abholte, mit

flammendem Pathos und tiefem, zitterndem Schmerz die Polenlieder vorzutragen, die in der Zeit ihrer Jugend allenthalben verbreitet gewesen waren. Der „tapfere Lagienka“ und der „sterbende Kosciusko“ wurden durch sie unser täglicher Umgang, und wenn sie gar die „letzten Zehn vom vierten Regiment“ aufmarschieren ließ, so war es unmöglich, nicht mit ihr an den Ufern der blutgeröteten Weichsel zu jubeln und zu trauern. Unter den Gliedern ihrer eigenen Familie teilte nur ihre jüngste Nichte, ein blasses herzkrankes Mädchen, ihren Schwung. Diese war als Kind von meiner Mutter, die stets das Bedürfnis hatte, andere an ihrer geistigen Welt teilnehmen zu lassen, in Geschichte, Mythologie, Literatur und auch ein wenig im Französischen unterrichtet worden und hatte darin einen Ersatz für die versagten Jugendfreuden gefunden, sodaß sie ihre kurze Lebensspanne heiter verbrachte, sehr viel las, auch Verse und Komödien schrieb, was ihr in ihrem eigenen Kreise Bewunderung und Überschätzung eintrug, meiner Mutter aber die rührendste Anhänglichkeit und Dankbarkeit von ihrer Seite.

In dem ehemalig Brunnowschen Hause wohnte um jene Zeit ein ganz merkwürdiges Paar, der alte Baron von Rieger mit seiner geistreichen, ihm in allem unähnlichen Gemahlin. Er war ein später Abkömmling jenes Obersten Rieger, berufenen Andenkens aus „Schillers Heimatjahren“, ein sehr gelehrter Herr, der in seiner Jugend als Gesandtschaftsattaché weite Reisen gemacht hatte und den Hafis und Tausend und Eine Nacht in der Ursprache las. Aber im Kopfe war es bei ihm nicht ganz richtig. In seinem nie gelüfteten Zimmer hielt er eine große Anzahl Papageien, die ihm in den verschiedensten Sprachen entgegenkreischten; noch meine ich seine durchdringende Stimme zu hören, wie er seinem Liebling, einem großen weißen Kakadu, Achille! Achille! rief. In jungen Jahren hatte er durch Spiel und Verschwendung ein ungeheures, von seiner englischen Mutter stammendes Vermögen durchgebracht; er soll ein so schlechter Haushälter gewesen sein, daß er Kapitalscheine und Banknoten haufenweise am Boden liegen ließ, wo sie von den freilebenden Papageien zerbissen oder auch vom verschütteten Badewasser der Vögel eingeweicht wurden. Jetzt lebte er mit seiner Frau in tiefster Armut. Man sah ihn oft im grauen, schlotternden Schlafrock, ein kleines schmieriges Mützchen auf dem Kopf und rote Pantoffel an den Füßen durch die Felder schweifen; daß ihm dabei die Gassenjungen nachliefen, beachtete er nicht, denn er machte arabische Verse. Nach vier bis fünf Schritten blieb er jedesmal stehen und betrachtete über die Schulter seine aufgehobene Sohle; wegen dieser Gewohnheit hieß er im Dorfe der „Absatzbaron“ und man behauptete, er sehe sich noch immer um, ob ihm nicht eine Banknote am Schuh klebe. Ich stand als kleines Kind einmal dabei, wie er in den Laden der Tante Bertha trat und für einen Kreuzer rot und weißes Baumwollband kaufte, um seinen Schlafrock damit zu gürten. Die Elle wollte um seinen hageren Leib doch nicht reichen, deshalb schnitt ihm die Tante Bertha noch um einen zweiten Kreuzer ab und knüpfte die Stücke zusammen, worauf er mit zwei Knoten um

den Leib versehen abzog. Daß die Tante Bertha ihn „Gnädiger Herr“ titulierte, sich aber doch nicht dazu verstand, für seine zwei Kreuzer ihm ein neues ganzes Stück abzuschneiden, verfolgte mich lange mit peinlicher Kontrastwirkung. Die befreundeten Familien sorgten für die Küche des verarmten Hauses, indem sie Speisevorräte hinüberschickten. Doch hinderte die Not ihn nicht, von Zeit zu Zeit nach der Stadt zu gehen und in einem bekannten Spielwarenladen teures und für jene Zeit sehr kompliziertes Kinderspielzeug zu kaufen, an dessen Mechanik er sich einsam vergnügte. Da gab es grünlackierte Brunnen, aus denen man Wasser pumpte, und Mühlwerke, die unter Gerassel das oben eingegossene Mehl an anderer Stelle wieder von sich gaben. Wir Kinder durften zuweilen, wenn wir krank waren, hinter dem Rücken des Besitzers mit diesen Herrlichkeiten spielen, und einmal führte uns Frau von Rieger heimlich auf ihren Speicher, wo die Schätze des Barons aufbewahrt lagen und ließ uns da in einen ganzen Himmel blicken. Das Hauptstück war ein rot und weiß gestrichenes blechernes Schifflein, das leicht uns Kinder selbst hätte fassen können; es einmal heimlich herabzuholen und auf dem Neckar schwimmen zu lassen, blieb für meinen Bruder Edgar und mich ein unerreichbarer Herzenswunsch.

Frau von Rieger war die intimste Jugendfreundin meiner Großmutter gewesen und hatte nach deren frühem Tod ihre Liebe auf meine Mutter übertragen. Äußerlich glich sie einer Nippesfigur. Alles an ihr war klein und zierlich, der Anzug äußerst sorgfältig gehalten, die braunen Haare in Locken geringelt. Von Zeit zu Zeit zog sie eine niedliche blaue Dose hervor und führte mit einem kleinen goldenen Löffelchen etwas Tabak an die Nase; eine Marquise vom Hofstaat Ludwigs des Fünfzehnten konnte sich dabei nicht stilvoller bewegen. Überhaupt war sie in ihrem ganzen Wesen eine Nachzüglerin des graziösen, leichtlebigen und tapfern achtzehnten Jahrhunderts, an dessen Ausgang sie das Licht erblickte. Aus großem Reichtum in die äußerste Dürftigkeit versetzt, schien sie unter ihrer Verarmung nicht zu leiden, denn sie war immerzu geistig beschäftigt, lesend und schreibend oder auf langen einsamen Spaziergängen durch die Gegend wandelnd, wobei sie sich in die vergangene Zeit versenkte. Wie der französische Emigrantenadel wußte sie sich in die beschränkteste Lage zu finden, ohne von der Vornehmheit ihres Auftretens das geringste einzubüßen. Sie aß nur wie ein kleiner Vogel und trank niemals Wein, aber jeden Morgen erhob sie sich vor Sonnenaufgang und wanderte nach dem eine Stunde entlegenen „Zeller Brünnlein“, um dort ein großes Glas frisches Wasser zu trinken. Nur ihre ästhetischen Zirkel konnte sie nicht verschmerzen. Des Abends deckte sie sich jetzt selbst den Teetisch mit der gewohnten Eleganz und Pünktlichkeit, denn ihr Silberzeug hatte sie gerettet; die silberne Zuckerdose enthielt auch noch Zucker, aber Tee und Rahm fehlten, doch die Gäste, die sich einfanden, machten keine Ansprüche: bei jeder Tasse lag eine Visitenkarte als Repräsentant irgend einer abwesenden oder wohl auch schon verstorbenen Persönlichkeit, und sie soll Abende lang mit der stillen Gesellschaft die angeregteste

französische Konversation geführt haben. Ob sie dieses Auskunftsmittel aus der bekannten Hauffschen Novelle geschöpft hatte oder ob sie selbständig darauf verfallen war, weiß ich nicht. Tatsache ist, daß sie sich auf diese Weise für die verlorenen geselligen Genüsse schadlos hielt, und ich erinnere mich genau, daß eines Abends meine Mutter von einem Besuch bei ihr nach Hause kam und erzählte, wie soeben die alte Dame sie mit einem wehmütigen Lächeln entlassen habe, weil sie ihre stillen Gäste erwartete. Dies geschah jedoch ohne eine Spur von Mystizismus, denn Frau von Rieger huldigte einer Aufklärung im Sinne Voltaires und seiner Zeitgenossen. Ihre Kultur war eine französische, obwohl reines deutsches Blut in ihren Adern floß, und sie soll sich erst vom Jahre Achtundvierzig an, als sie an eine Zukunft Deutschlands glauben lernte, zu der deutschen Sprache bequemt haben. Die feine Aristokratin las sogar mit großem Wohlgefallen die derben Schriften eines Johannes Scherr, weil sie darin die Verherrlichung des Vaterlandes fand. Im Jahre Siebzig loderte sie in Flammen der Begeisterung auf, allein wie sehr sie nun auch jeden Einfluß des „Erbfeindes" abschwor, das Gepräge ihres Geistes, die Art ihrer Konversation und ihr ganzer Lebensstil war und blieb französisch, doch ein französisch des achtzehnten Jahrhunderts. Es hat mir immer an ihr gefehlt, daß sie nicht einen schnupfenden Abbé mit Schnallenschuhen zur Begleitung hatte.

Ein freundliches Geschick wollte, daß sie kurz vor unserem Wegzug von Ober-Eßlingen von seiten der englischen Verwandten ihres unterdessen verstorbenen Mannes die Nutznießung eines Nabob-Vermögens erbte. Sie benutzte das Geld fast ausschließlich zum Wohltun, zur Linderung von Armut, deren Druck sie selbst empfunden hatte, und zur Förderung gemeinnütziger Interessen, indem sie für sich selbst nur wenig verbrauchte. Die Zeit erschien machtlos dieser seltsamen Persönlichkeit gegenüber; als ich sie fünfzehn Jahre nach den Eßlinger Tagen wieder sah, hatte sie noch dieselbe schlanke zierliche Gestalt, denselben aristokratischen Kopf mit den braunen vollen Locken, und auch das goldene Löffelchen in der blauen Tabatière war noch in Tätigkeit. Sie sollte ein nahezu biblisches Alter erreichen, ohne dessen Trübsal zu kosten, denn ihre Seele schien im Genuß des Wohlstands nur immer noch frischer und jugendlicher zu werden. In den 80er Jahren plante sie noch einen Besuch bei uns in Florenz, der aber nicht mehr zu stande kam. In ihren letzten Briefen an meine Mutter erzählte sie in Makamenform, welche Dichtart ihr bei der rein verstandesmäßigen Anlage ihres Geistes offenbar besonders zusagte, drollige Erlebnisse einer Schweizerreise und ergoß über einen „unreifen Springinsfeld von siebzig Jahren", der der reifen Neunzigerin seine Hand angeboten hatte, noch einmal die Fülle ihres französischen Esprits.

Zu den originellen Gestalten, von denen das kleine Ober-Eßlingen wimmelte, gehörte auch ihre Nachbarin und Freundin, das alte Fräulein von Bär. Auch diese war eine von den Intimen meiner Großmutter gewesen und hatte ihre Neigung auf die nachwachsenden Generationen vererbt. Obgleich nicht groß,

war sie von imposanter Erscheinung, brünett, ein wenig beleibt und trug sich immer weiß mit einem großen nickenden Gartenhut nach einer längst verschollenen, aber mit dem idyllischen Charakter des Ortes harmonierenden Mode. Aus einer verarmten Adelsfamilie stammend, war sie in ihrer Jugend als Gouvernante in ein vornehmes Haus nach Italien gekommen, von dort hatte sie wohl die anmutige Grandezza ihres Wesens mitgebracht. Nach ihrer Rückkehr erhielt sie ihrer außergewöhnlichen Bildung wegen den Posten einer Vorsteherin am „Katharinenstift“ in Stuttgart, wo sie sich großer Beliebtheit erfreute, aber ein zunehmender Mystizismus, mit dem sie auch die Schule zu färben suchte, machte ihre Stellung unhaltbar. Nach ihrer Pensionierung ließ sie sich von meinem Großvater, der nach allen Richtungen dilettierte, das kleine niedliche, einem Spielzeug gleichende Schweizerhäuschen bauen, das sie noch zu unserer Zeit bewohnte; auch die Tannen, die es ringsum beschatteten, waren von seiner Hand gepflanzt. Wie viel sie aber auch auf den alten Herrn hielt, in ihrem Geisterglauben, der seinem Rationalismus sehr zuwider war, ließ sie sich nicht von ihm irre machen. Sie geriet vielmehr mit den Jahren immer tiefer in den Bann der „Seherin von Prevorst“. Unter ihren Tannen ging sie oft gestikulierend auf und nieder und unterredete sich auf italienisch mit der Geisterwelt, weil das die Sprache ihres frühverstorbenen Jugendgeliebten war. Den sektiererischen Reiseprediger Gustav Werner ließ sie Vorträge in ihrem Gartensalon halten. Das hinderte sie aber durchaus nicht, feine Weltdame mit politisch-fortschrittlicher Gesinnung zu sein. In ihrem Zimmer hing ein lebensgroßes Bildnis Garibaldis, für den sie schwärmte. Von ihr war die Vorliebe für alles italienische auf meine Mutter übergegangen, die wiederum uns schon in den frühesten Jahren auf italienische Sprache und Literatur hinwies.

All diesen Menschen war eines gemeinsam: sie lebten in einer Enge, die man sich heute kaum vorstellen kann, und trugen die Weite der ganzen Welt in ihren Herzen. Sie haben unserer Kindheit mannigfache Eindrücke und Anregungen gegeben, diese Ober-Eßlinger Originale, meinen Vater aber, der mit seinen künstlerischen Bedürfnissen jetzt völlig allein stand, mochten sie oft wie ein Gestrüpp des Unsinns überwuchern. Er schrieb damals den Text zu dem Weißer'schen „Bilderatlas zur Weltgeschichte“, und die in seinem Zimmer aufgestellten Stiche und Zeichnungen nach den schönsten Antiken, nach Statuen und Reliefs, nach Vasen und Gemmen hinterließen in unseren Kinderseelen einen unauslöschlichen Eindruck; sie haben unserem ganzen geistigen Leben die Richtung gegeben. Die schönen stummen Götterbilder gewannen mehr Einfluß auf uns als unsere ganze lebende Umgebung, die ja häufig einen Stich ins Groteske hatte. Die Mutter kam diesem Interesse entgegen, indem sie uns mit der homerischen Götter- und Heroenwelt bekannt machte. Mein Großvater Brunnow mit seinem Sinn für drastische Komik hatte dereinst der Tochter die Blumauersche Travestie der Aeneide in die Hände gegeben, aus der sie, den niedrigen Ton ignorierend, das reinste Entzücken am Gegenstande sog: sie gab *uns* dafür die

Ilias. Alsbald wurden die schönen Gestalten des Bilderatlasses lebendig, sie stiegen aus den Blättern herunter und lebten mit uns, wir führten in unseren Spielen ihre Taten auf und verwuchsen ganz mit ihnen. Wie oft wurde in unserem Grasgarten die heilige Troja mit ihren Mauern aus Lehm aufgeführt, dann verteidigt und gestürmt und schließlich dem Erdboden gleich gemacht. Unsere Mutter sah mit Freuden dieses täglich erneute Spiel, in dem ihr die eigene Kindheit reicher und schöner wieder auflebte. Sie ließ uns Helme und Schilde aus Pappe und Goldpapier sowie hölzerne Lanzen anfertigen, Pfeile und Bogen machten wir uns selbst, dazu bekamen wir noch Sandalen an die Füße, und ich erhielt außerdem ein Panzerhemd, worauf ein goldenes Medusenhaupt leuchtete. Ich hatte nämlich mit meinen fünf Jahren nichts geringeres als die Gestalt der Athene gewählt, um sie in meiner Person darzustellen — vielmehr war sie mir ganz von selber zugefallen, denn mein Bruder Edgar, der überall der erste war, hatte sofort die Rolle des Achilleus ergriffen, und unser zartes gegenseitiges Verhältnis brachte es mit sich, daß ich ihm als Helferin zur Seite trat. Wir hatten auch vereinte Kräfte nötig, um unserem Alfred, genannt „Butzel“, zu widerstehen, der gerade damals ein Stadium unbezähmbarer Wildheit durchmachte. Er, der an natürlicher Güte uns alle weit übertraf, war zu jener Zeit und noch lange danach in seinen Kraftausbrüchen fast unnahbar. Da ihm am wohlsten war, wenn er wie ein Eber daher rennen oder sich brüllend am Boden wälzen konnte, so gab es nur einen Gott, dessen Züge ihm paßten, den tobenden Kriegsgott, und er hat auch seine Aresrolle stets mit der tiefsten Überzeugung gespielt. Auch unsern kleinen Erwin nötigten wir, sich mit Pfeil und Bogen an den wilden Kriegsspielen zu beteiligen, woran er aber bei seinem zarten Alter weniger Gefallen fand. Er war übrigens jetzt nicht mehr der Jüngste; am 18. Mai 1860 war noch ein Nachzügler erschienen, ein vierter Knabe, zwar ungerufen, aber nicht minder willkommen. Da meine Mutter sich um jene Zeit für die Befreiung Italiens begeisterte, verlangte sie, ihm den Namen Garibaldi zu geben, mein Vater willigte ein, weil er sich erinnerte, daß irgend ein alter Langobardenherzog Garibald geheißen, weshalb er den Namen als einen deutschen ansprach; er stiftete aber noch den zweiten, Winfried hinzu, denn dieses Reservatrecht hatte er sich gewahrt. Wir Geschwister aber nannten ihn Balde, und diesen Namen behielt er fortan: so fehlte ihm nur ein r zu dem jugendlichen Sonnengott der Germanen, an den er später durch seine strahlende, von keinem Leiden je zu trübende Heiterkeit und durch seinen Jugendtod nur allzu sehr erinnern sollte.

Der evangelische Kirchenbau.

Von

Emil Sulze.

1. Religion und Kunst.

Die Religion, unsere Gemeinschaft mit Gott, ist für uns der Quell alles wahren Lebens. Die Wissenschaft und die Kunst, die Berufsarbeit, das Leben in der Familie und im Staat, das gesellige und das kirchliche Leben — alles betätigt und offenbart nur, was wir im Verkehr mit Gott empfangen. Bewährt durch die Tat, kehrt die Religion in uns von neuem zu ihrem Quell zurück, zu neuer Tat sich zu stärken. Nur im Kampfe mit feindlichen Mächten um uns und in uns kann es ihr gelingen, die Person des einzelnen und den Verkehr der Menschen zu heiligen und zu verklären. Außer der Liebe der Brüder und dem Gebet gewährt die Kunst in diesem mühevollen Ringen uns Erquickung. Sie stellt das erreichte Ziel, das Ideal, uns vor Augen und belebt dadurch unseren Mut, nach ihm zu streben. Nicht mit Fleisch und Blut, sondern mit Elementen, die leichter seinem Willen sich fügen, mit dem Stein und den Farben, mit dem Wort und den Tönen, ringt der Künstler. So kann er uns zeigen, was wir werden sollen, ehe wir es sind.

Aber, wie alles im menschlichen Leben, so hat auch die Religion ihre Geschichte. Ihre Ideale werden durch Propheten, Apostel und Reformatoren immer mehr geläutert und vertieft. Infolge davon ist die Stellung der Religion zur Kunst und der Inhalt, den sie der Kunst darbietet, wandelbar. Die Heiligenbilder Rafaels tragen ein reicheres Leben in sich als die griechischen Götterbilder. Ihrer Natur gemäß muß die eine Religion diese, die andere jene Kunst bevorzugen, vielleicht ganz ablehnen. Die lauterste und bedeutendste Religion des Altertums, die des Volkes Israel, hat Poesie und Musik reich entfaltet, die bildende Kunst aber verschmäht. Der Katholizismus hat die Götter zu Heiligen herabgesetzt, aber doch übermenschliche Würde ihnen zuerkannt. Der Protestantismus kennt keine Heiligen. Infolge davon hat die römische Kirche der bildenden Kunst einen reichen Stoff dargeboten, den der

Protestantismus ihr nicht geben konnte, während auch er, wie die Religion des Alten Testamentes, in Poesie, Gesang und Musik eine reiche Fülle des Lebens zum Ausdruck gebracht hat. Die Bauwerke der römischen Kirche sind wohl die am meisten bewunderten. Der Protestantismus kann und darf, wie wir sehen werden, damit nicht in Wettstreit treten. Dagegen hat er allen Künsten das Recht der freien Entfaltung errungen, während Rom, wenigstens in der Zeit seiner unumschränkten Herrschaft, sie fesselte. Hier habe ich es nur mit der christlich-kirchlichen, mit der römisch-katholischen und der evangelischen Baukunst zu tun. Ich habe zunächst zu fragen: was ist der Katholizismus? und welche Aufgaben stellt er der Architektur?

2. Der Katholizismus.

Ich erinnere an die Worte Jesu: Gott ist Geist; und die ihn anbeten, die sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Türe hinter dir zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen. Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Wer diese Worte hört, der fragt verwundert: wie hat es von hier aus dazu kommen können, daß Bauwerke wie der Kölner Dom errichtet worden sind, und daß am Sonntagmorgen eine Flut von Glockentönen durch eine Stadt strömt? Die Erkenntnis des Katholizismus antwortet auf diese Frage.

Der kindlich befangene Mensch ist nicht imstande, in den Regungen seines Gewissens die Gegenwart Gottes in ihm zu finden. Er meint, sein Gott komme vom Himmel, mit einem sinnlichen Gegenstande, einem „Fetisch", sich zu verbinden. Ein wissenschaftlich, künstlerisch, sittlich so hoch gebildetes Volk wie die Griechen kann unmöglich in einem beliebigen Stein seinen Fetisch sehen. Es gibt ihm die Gestalt eines idealen Menschen. „Die Künstler haben den Griechen ihre Götter geschaffen." Sie waren nur der Ausdruck einer Sehnsucht. Als die Zeit erfüllet war, ward es den Menschen vergönnt, in der Lichtgestalt der Person Jesu die Herrlichkeit der ewigen Liebe in der Wirklichkeit, nicht mehr nur im Bilde, zu schauen. Der Götterkultus ward durch den Christuskultus überwunden, den Paulus begründet hat. Es war dies ein unermeßlicher Fortschritt. Wir Protestanten lieben Christus, wie Paulus und seine Gemeinden ihn geliebt haben. Aber wir finden ihn in der heiligen Schrift und in den Seelen der Christen. Wir haben das dadurch erreicht, daß unser Volk nun fast vierhundert Jahre lang protestantisch erzogen

ward. Wie hätte die heidnische Welt, in die das Christentum eintrat, zu dieser Höhe sich erheben können? Wie die Naturvölker, die in der Völkerwanderung das römische Reich überfluteten? In dieser Welt war nur die Priesterschaft im Besitz des Christentums; sie war die Stellvertreterin Gottes und Christi. Daran konnte nicht gedacht werden, Religion und Sittlichkeit zu gleicher Zeit und dadurch in den einzelnen Seelen zu wirken, daß man den Mitgliedern der neu gebildeten Gemeinden zeigte, es müsse Christus und durch ihn Gott in ihnen eine Gestalt gewinnen. Durch ein eisernes Gesetz übten die Priester die Zucht. Die Religion aber spendeten sie durch die Sakramente. Der Fetischdienst — dies Wort rein geschichtlich genommen — kehrte wieder. Das Meßopfer, in dem der Priester das Brot in den Gottmenschen verwandelt und ihn opfert, ward der Mittelpunkt des Gottesdienstes. An die Stelle der griechisch-römischen Götter trat eine Handlung der Priester. Im Vergleich zur Religion Jesu war das ein Rückschritt, im Vergleich zum griechisch-römischen Heidentum ein eben so großer Fortschritt. Wie wirkte er auf die religiöse Architektur?

Der griechische Tempel ist im strengsten Sinne des Wortes ein Gotteshaus. Das Bild eines Gottes ist in ihm aufgestellt. Unsichtbar kommt der Gott zu der Stätte, an der sein Bild steht. Das Volk naht ihm, indem es sich im Vorhofe des Tempels versammelt, während die Priester dem Gott die Opfer darbringen. Auch die Juden hatten einen Tempel, ein Gotteshaus. Das Heidentum war also auch bei ihnen nicht ganz überwunden. Aber sie durften kein Götterbild aufstellen. Nur an einem bestimmten Punkte im Tempel war Gott nach ihrer Meinung unsichtbar gegenwärtig. Da nach der katholischen Anschauung Christus in einer Handlung der Priester für die Gemeinde gegenwärtig ward, so mußte für die Gemeinde ein Raum geschaffen werden, in dem sie das Werk der Priester sehen konnte. Jede katholische Kirche ist ein Doppelhaus, Gotteshaus und Gemeindehaus, Chor und Schiff. Jede katholische Kirche ist auch für Gott bestimmt. Sie muß daher mächtiger sein als jeder andere Bau. Das ist auch deshalb notwendig, weil sie zugleich die Macht und die Herrschaft der Priester zum Ausdruck bringen soll. Sie ist in strengen, ernsten Formen zu erbauen. Sie soll die Herzen der Welt entreißen; sie muß daher, wo möglich, reine Form sein, so wenig Stoff als möglich bedürfen. Und doch muß sie die anderen Künste, die des Bildhauers und die des Malers, an sich binden; denn die Kirche beherrscht das ganze Leben. Ihre Burgen sind für die Ewigkeit errichtet.

3. Der katholische Kirchenbau.

Im Kampfe mit der ganzen Welt hat die römische Kirche durch gewaltige Päpste, wie Gregor VII. und Innocenz III., ihre Weltherrschaft begründet. Italien und Deutschland sind ihr zum Opfer gefallen. Ihre Kirchen, die noch in unserer Mitte sind, bezeugen ihren Kampf und ihren Sieg. Die romanische, die gotische Basilika und der St. Petersdom sind die Entwicklungsstufen des römisch-katholischen Kirchenbaues.

Basilika ist eine Kirche, deren Gemeindehaus aus einem höheren Mittelschiff und niedigeren Seitenschiffen besteht. Zwischen das Schiff und den Chor legt sich in der Regel ein Querschiff, sodaß die Kreuzform entsteht. Die Mauern des Mittelschiffs werden durch Pfeiler getragen. Dadurch wird eine Verbindung der Schiffe hergestellt. Die Pfeiler werden in der romanischen Basilika durch halbkreisförmige Bogen verbunden und in der Mauer des Mittelschiffs bis zur Decke fortgeführt. Diese wird durch Kappen gebildet, die von halbkreisförmigen, in der Diagonale sich schneidenden, Bogen getragen werden. Jedes Gewölbejoch bildet bei dieser Konstruktion ein Quadrat. Jedes Seitenschiff wird durch doppelt so viele, gleichfalls Quadrate bildende Gewölbejoche gedeckt. Um sie zu tragen, werden zwischen die Hauptpfeiler schwächere Nebenpfeiler gestellt. Das gibt eine belebende Abwechselung. Die Fassade verherrlichen meist zwei, um das Querschiff können da, wo es das Langschiff durchkreuzt, vier Türme sich gruppieren. Der siebente kann über dem Raumteile sich erheben, der dem Langschiff und dem Querschiff gemeinsam ist. So ist eine romanische Basilika in der Tat die feste Burg des Katholizismus. Schwer, feierlich und ernst im Äußeren, ist im Inneren solch ein Bau doch zugleich vom Pulsschlag mächtigen Lebens bewegt. Alle Bogen ziehen den Blick nach dem Gotteshause, nach dem in ihm errichteten Altar und nach der an ihm sich vollziehenden Handlung des Priesters, nach der Brotverwandlung und dem Opfer, hin.

Ich habe die romanische Basilika in ihrer reinsten Ausgestaltung, die nur selten sich findet, beschrieben. Aber von ihr kommen die mannigfaltigsten Abweichungen vor. Die Seitenschiffe erhalten zuweilen die Höhe des Mittelschiffs. So entsteht die Hallenkirche. An die Stelle des Kreuzgewölbes kann das Tonnengewölbe treten. Wird statt des Halbkreisbogens der Spitzbogen angewendet, so empfängt der Bau ein ganz anderes Gepräge. Über den die Pfeiler verbindenden Bogen kann die Mauer des Mittelschiffs durch Fenster belebt werden, hinter denen Em-

poren entstehen. Das Charakteristische des Baues ist dies, daß die Bewegung der konstruktiven Formen doch in Harmonie steht mit der Schwere der Mauern, und daß auch die Mauern die Konstruktion mittragen. Bis gegen das Ende der Zeit Friedrich Barbarossas, drei Jahrhunderte lang, ist dieser Kirchenbau in Deutschland mit aller Liebe gepflegt worden. Auch die von den Päpsten gehaßten Kaiser, wie Heinrich IV., haben ihn mit aller Hingebung gefördert. Die Baumeister waren meist Geistliche. Das Volksleben war von zwei Strömungen beherrscht. Die Geistlichen vertraten nicht bloß Religion und Kirche, sondern überhaupt die Bildung, vor allem die Macht, die das Volk zusammenhielt. Das Volksleben selbst war ohne feste Einheit, in stetem Fluß. Noch gab es keine feste Staatsordnung, wenig geschriebene Gesetze, keinen Beamtenstand, kein stehendes Heer. Die Kaiser pflegten die Bildung nur, indem sie die Kirche pflegten. Die Kirche war das allein fest Bestehende im Dünensand des Volkslebens. Noch Friedrich Barbarossa sah seine Aufgabe wesentlich darin, den Frieden im Lande und in Italien die Kaisermacht aufrecht zu erhalten. Kaum hatte er den inneren Streit einigermaßen geschlichtet, so zog er nach Italien, die abgefallenen Städte zu züchtigen, d. h. sie niederzubrennen. Kam er zurück, dann begann der Kampf um den Reichsfrieden von neuem. Er hatte nicht einmal eine feste Residenz. Bald hielt er hier, bald da einen Reichstag. Wohin er kam, da mußte man den Hof erhalten. In diesem ewigen Wandel des inneren Lebens standen die romanischen Dome als das Bleibende dem Volke vor Augen. In unserer Zeit sind sie Fremdlinge, wie es die griechischen Tempel und die ägyptischen Pyramiden in unseren Städten sein würden. Wird jetzt im romanischen Stil gebaut, so macht das denselben Eindruck, wie wenn man die Sprache der Plastik und der Malerei jener Zeit wieder zu reden versuchte. Treffend pflegte Hettner zu sagen: soll ich lateinisch reden, so ziehe ich das klassische Latein dem Kirchenlatein vor.

Die Päpste setzten alles daran, die Macht der Kaiser zu brechen. Sie ahnten nicht, daß sie damit ihre eigene Macht brachen. Die siebzig Jahre der „Gefangenschaft" in Avignon und das Sinken der Papstmacht war der Lohn dieses Frevels. Auch das Deutsche Reich zerfiel. In dem Verfall erstarkte langsam die Macht der Städte und der Fürsten. Trotz des Verbrechens, das Rom an Deutschland begangen hatte, nahm es das deutsche Volk doch ernst mit der Religion und infolge davon mit dem Katholizismus, denn in einer anderen Gestalt kannte es die Religion und das Christentum noch nicht. Es vertrat den Katholizismus nun durch eigenen Entschluß. Das hat es in der Gotik ausgesprochen. Sie

kam aus Frankreich, das nach dem Untergange der Hohenstaufen die beherrschende Macht ward. Widerstrebend zuerst, dann mit voller Hingebung hat Deutschland, das ganze Volk, die Gotik angenommen. Sie stellt uns den mittelalterlichen Katholizismus rein als Prinzip vor Augen. Der Spitzbogen hat gesiegt; die Gewölbejoche brauchten nun nicht mehr Quadrate zu sein. Dadurch ward größere Beweglichkeit möglich. Die Gewölbekappen wurden leichter. Die Mauern hatten nichts mehr zu tragen. Das Baugerüst (Streben, Pfeiler, Bogen, Rippen) trat klar zu Tage. Das Mauerwerk war nur noch eine leichte, unbedeutende Füllung. Jede Kirche predigte, daß der Mensch sich der Welt entreißen, dem Gesetz der Priester sich unterwerfen müsse. Die gotische Basilika, ein Werk der Steinmetzen, nicht der Maurer, ist die in reine Bewegung der Formen verflüchtigte romanische, der römische Katholizismus des Mittelalters in seiner vollendeten Erscheinung, seine formalistische Glaubenslehre in Stein. In den gothischen Domen hatte er sein letztes Wort ausgesprochen. Das bezeugen vor allem die deutschen Hallenkirchen der spätgotischen Zeit. Sie sind Predigtkirchen, gewaltige Betsäle, Vorboten der Reformation.

Hier stehen wir vor dem Beginn einer mächtigen Bewegung. Da erkennen wir, daß doch immer das Wort gilt: der Mensch denkt und Gott lenkt. Während das Kaisertum dem Papsttum unterlag, während das Papsttum selbst morsch ward und doch in Frankreich, in Deutschland und anderwärts in den gotischen Domen seine glänzendsten Siegesdenkmäler errichtete — zu derselben Zeit brach durch die Tätigkeit eines Bettelmönchs ein neues Leben auf.[1]) Der heilige Franciscus weckte in den Herzen die Liebe zu dem wirklichen Leben. Er sah in den Blumen der Flur, in den Vögeln unter dem Himmel, vor allem in den Menschen seine Brüder und Schwestern, Kinder seines Gottes. Gott in der Welt zu finden — das war im Grunde der schärfste Gegensatz zu der die Welt verneinenden und doch sie tyrannisierenden Kirche. Aber die Bewegung ward so mächtig, daß die Kirche sie nicht brechen konnte, sondern, wie sie oft getan hatte, sie in sich aufnehmen mußte. Im Stillen ging sie weiter. Der größte Dichter Italiens, Dante, wäre ohne sie unmöglich gewesen. Die scholastischen Theologen fingen an, an ihrer Wissenschaft irre zu werden. Begeisterte Prediger traten auf. Berthold von Regensburg ist uns allen bekannt. Noch Savonarola gehört dieser

[1]) Scharfsinnig hat Henry Thode in seinen geistvollen Schriften über Franz von Assissi und Michelangelo diese Vorgänge und ihren inneren Zusammenhang geschildert.

Richtung an. Die Mystiker fühlten sich selig in Gott, ohne die Kirche und doch ohne mit ihr zu brechen. Es erwuchs ein tüchtiger Bürgerstand, der in der Welt etwas leisten, nicht mönchisch ihr entfliehen wollte. Plötzlich trat eine untergegangene alte Welt, die griechisch-römische, in ihrer Herrlichkeit vor die Augen. Auch sie hatte Gott in der Welt, nicht allein jenseits der Welt gesucht. Die Kunst, die Wissenschaft lösten von der Kirche sich ab. In den edeln Formen des Altertums, frei sie beherrschend, sprachen die Maler und die Bildhauer, auch die Baumeister, ein reicheres, innigeres Leben aus, als die alte Welt es in sich getragen hatte. Die Geister erwachten. Die Kirche hatte sie gefangen gehalten. Sie erkämpften durch ihre Leistungen sich das Recht, daß jeder frei aussprechen dürfe, was Gott ihm gegeben hatte. Der Formalismus der Gotik, die gebundenen romanischen Formen erschienen dieser Kunst gegenüber als überlebt. Die mönchische Kirche des Mittelalters hatte ihre Zeit gehabt. Diese Zeit war abgelaufen. Die Kunst wenigstens war frei geworden.

In der neuen Zeit ward auch das Papsttum ein anderes. Es erkannte, daß es mit Gesetz und Bann die Welt, vor allem den modernen Staat, nicht mehr beherrschen konnte. Es konnte forthin alle nur gewinnen, wenn es die einzelnen gewann. Im Jesuitenorden bot sich ihm ein der neuen Zeit entsprechendes Kriegsheer dar. Er machte, ganz modern, das Wort, Beichtstuhl und Predigt, zu den wichtigsten Mitteln seiner Tätigkeit. Er entflammte die ungeheuersten Religionskriege, um sich und die Kirche zu behaupten. Durch den Bau des St. Petersdoms bezeugte das Papsttum der Welt, daß es imstande sei, die neue Zeit mit ihren eigenen, mit weltlichen Mitteln, nicht wie bisher durch Mönchtum und Kreuzzüge, zu überwinden. Wie der griechische Tempel, so war auch die Basilika, die gotische vor allem, ein Werk aus Einem Guß, ein Werk strenger Einheit gewesen. Der St. Petersdom war es noch mehr. Seine Bauform war nicht ein Gerüststil. Er war nicht auf Krücken und Stützen gestellt, von denen man, wie in der Gotik, die äußeren im Inneren vermißt, während sie im Äußeren zwecklos erscheinen. Und doch wölbte er die gewaltigsten Massen zu wunderbarer Einheit in seiner Kuppel empor. Er zeigte der Welt, daß die päpstliche Kunst nicht bloß im Rythmus der Bewegung, sondern auch im Rythmus der Massen ihren Ausdruck finden könne. Der gewaltige Meister, der dies Wunder der Baukunst schuf, durch das er das Pantheon und die Sophienkirche übertraf — Michelangelo, war ein wahrhaft frommer Mann, kein Sklave des Papstes, eher ein Lutheraner. Der Papst erschrak, als nach dem Tode des Künstlers sein Werk fertig war. Wer sollte unter dieser gewaltigen Kuppel seine Stätte

haben? Der im Brot gegenwärtige Gott? Da fehlte das Gemeindehaus. Die Gemeinde? Da war sie die Trägerin des göttlichen Lebens, der Hierarchie war das Todesurteil gesprochen. Es blieb nichts übrig, als an den Kuppelbau ein Gemeindehaus anzubauen. Da war die Kuppel in ihrem Wert herabgesetzt. Sie war nur die alte Vierung, in der das Querschiff das Langschiff durchkreuzte. Das Papsttum nahm selbst der gewaltigsten architektonischen Leistung, die sich in seinen Dienst stellte, ihre Bedeutung. Die erste Jesuitenkirche in Rom hatte bereits diese Bauform zur maßgebenden gemacht. Die Gotik blieb fürerst überwunden. Man baute weiträumige, gern auch einschiffige Kirchen, um die Gemeinde besser in ihnen zu sammeln. Mancherlei Formen, Renaissance, Barock, Rokoko, lösten einander ab. Das Mittelalter aber war, jedenfalls für lange Zeit, abgetan.

4. Der Protestantismus.

In Italien war der Katholizismus nur durch die Kunst und durch die Wissenschaft bedroht. Die Kirche nahm die Kunst in ihren Dienst. Die Wissenschaft und — wo sie sich regte — die Religion bekämpfte sie durch Gewalttaten. In Deutschland trat ihr in dem gewaltigsten Menschen jener mächtig ringenden Zeit die Religion unüberwindlich entgegen. Luther behielt den Sieg. Die Religion ist nach ihm Gemeinschaft des Menschen mit Gott. Wir sind alle Priester, wenn wir zur Gottesgemeinschaft gekommen sind. Wer Gott lieb hat, der erfüllt freudig alle seine Gebote. Er bedarf die Gebote und die Leitung der Priester nicht. Er erfüllt den Willen Gottes, indem er im wirklichen Leben, in seinem Berufe, in seiner Familie, im Dienste des Vaterlandes seine Pflicht tut. Die Kirche ist aber nicht aufzuheben, obwohl die Religion nicht an sie gebunden ist. Sie soll die Religion im Leben des Volkes erhalten. Sie ist eine menschliche Anstalt so, wie die Schule die Pflegerin der Wissenschaft, nicht ihr Quell oder ihre Herrin ist. Wenn diese Gedanken bis ans Ende verfolgt werden, wohin führen sie dann? Zu folgender Erkenntnis: der persönliche Gott beherrscht mein persönliches Leben durch seine Macht; je nachdem ich mich zu ihm stelle, als mein allmächtiger Richter oder als mein allmächtiger Erlöser. Wo die Religion so als persönliches Leben und als ein persönliches Verhältnis aufgefaßt wird, da kann sie nur durch den Verkehr mit Personen übertragen werden, in denen sie Macht gewonnen hat. Die Christen sind die rechten Gnadenmittel, wie es im Anfang die Person Jesu gewesen ist. Daraus ergibt sich eine ganz neue Art der Gemeindebildung. Die

römischen Gemeinden sind beherrscht von den Priestern. Sie sind, wie auch die ganze Kirche, nach den Grundsätzen geordnet, die im Staate gelten. Da herrschen Gesetz und Gericht. Die evangelischen Gemeinden sind wie die Familien geeint. Glaube, Liebe und Hoffnung, die höchsten Lebensmächte, verbinden in ihnen die Herzen.

Die Reformation ist nicht dazu gekommen, solche Gemeinden zu bilden, am wenigsten die Reformation Luthers. Sie vermochte es nicht, weil sie nur halb mit dem Katholizismus gebrochen, weil sie nicht mit voller Klarheit erkannt hatte, daß für die Religion, die auf der Person Jesu ruht, nur christliche Personen die rechten Gnadenmittel sein können. Die Reformation hielt fest an dem katholischen Grundsatz: Gott kann den Menschen nur deshalb zu Gnaden annehmen, weil Christus, der göttlicher und menschlicher Natur war, der Menschen Schuld und Strafe getragen hat, und weil sein Verdienst ihnen zugerechnet wird. Darauf muß der Christ vertrauen. Dies Lehrgebild kann keines Vaters Ernst und Erbarmung dem Kinde, keine christliche Persönlichkeit durch ihren Eindruck dem darbieten, der nach dem Heil verlangt. Dazu sind Theologen notwendig. Sie haben der Gemeinde immer wieder theologischen Unterricht zu geben. So gewinnt die Predigt eine Bedeutung, die größer ist als die der Lebensmächte, die in der Gemeinde walten. Sie wird doktrinär. Das Lehrgesetz gewinnt seine alte Macht vom Neuen. Es erwacht der Streit um die reine Lehre, auch der Zweifel an der Heilsgewißheit. Die volle Gewißheit des Heils erlangt daher der Mensch nach Luther in der Feier des heiligen Abendmahls. In ihm ist Christus im Brot und Wein gegenwärtig. Er gibt den Gläubigen seinen Leib und sein Blut zum Genuß, sie „über Tisch" der Vergebung ihrer Schuld gewiß zu machen.

Da war freilich die Scheidung von Raum der Priester und Raum der Gemeinde im Kirchenbau nicht mehr notwendig. An ihre Stelle aber trat die Trennung der Abendmahlskirche von der Predigtkirche. Infolge davon konnte jede ererbte katholische Kirche leicht in eine protestantische umgewandelt werden. Der Chor ward die Abendmahlskirche, in der Christus ohne menschliche Vermittlung in Brot und Wein sich darbot. Das Schiff ward mit Bänken und Emporen versehen; so ward es zur Predigtkirche. In ihr war die Gemeinde „zum Gehör des göttlichen Wortes" geeint. Da dies Wort im Grunde eine Lehrformel war, so stimmte der Formalismus der Gotik damit überein. Daß die Gemeinde in Liebe geeint sein müsse, daran dachte man wenig. Immerhin hatte die Gemeinde doch eine andere Bedeutung erlangt. Wo einmal neue Kirchen gebaut werden sollten, da war man anders als im Kirchenbau

des Mittelalters darauf bedacht, die Einheit der Gemeinde zum Ausdruck zu bringen. In vollendeter Weise hat dies der größte Baumeister der altprotestantischen Zeit, Georg Bähr, in seiner Frauenkirche in Dresden erreicht. Er hat den Kuppelbau Michelangelos ins Protestantische übersetzt. Seine Frauenkirche ist ohne Langschiff. Die Gemeinde ist in dem Zentralbau wirklich geeint. Die Kuppel wölbt in wunderbarer Weise sich über ihr empor. Die Abendmahlskirche fügt als Apsis sich ihr an. Aber die Emporen dringen auch in sie; und die Orgel erhebt sich über dem Altar. Die Gemeinde hat von der ganzen Kirche Besitz genommen. Die Trennung von Priestern und Laien ist überwunden. Georg Bähr wird in unserer Mitte allezeit fortwirken, weil er mit dem Gemeindegedanken mehr Ernst gemacht hat wie jeder andere Baumeister vor ihm. Aber sein Werk ist wie das Michelangelos das Denkmal einer Zeit, die für uns abgelaufen ist. Solch ein majestätischer Bau bezeugt, daß noch die kirchliche Gemeinde von der ganzen Macht des Staates gehalten wird. Wir haben rein religiöse Gemeinden zu bilden. Und nicht bloß die Zeit der Hierarchie, auch die der Vergötterung von Wort und Sakrament ist für uns vorüber. Sie hat, wie jeder Tag uns lehrt, mit dem Atheismus geendigt. Die im Tode bewährte Person Jesu, die christliche Persönlichkeit überhaupt, auch die Gesamtpersönlichkeit der Gemeinde ist für uns das wahre Gnadenmittel Gottes geworden. Ihr können Wort und Sakrament nur zum Ausdruck des Lebens dienen, das Gott in sie gelegt hat. Gemeindekirchen in diesem Sinne hat noch niemand in ganz zutreffender Weise gebaut.

Wie sind sie zu bauen? Jedenfalls anders, als bisher gebaut ward. Das ist nun nachzuweisen.

5. Die Gemeindekirche.

Der gottesdienstliche Raum ist für uns nicht mehr die Stätte, an der wir Gott unvermittelt durch menschliche Persönlichkeiten finden. Nicht Götter- und Heiligenbilder, nicht das verwandelte oder unverwandelte Brot machen uns seiner Gegenwart gewiß. Wir sagen mit Savonarola: geh in dein Herz; da wird dir Gott erscheinen und größer als dein Denken und dein Meinen. In jeder Aufgabe und jedem Geschick unseres Lebens, in jedem wahren Gotteskinde kommt er uns entgegen. Wir brauchen nicht schwere romanische Dome, nicht mächtige Kuppeln, um an Gott erinnert zu werden. Am wenigsten kann gotischer Formalismus uns dessen gewiß machen, der Leben, die ewige Liebe, ist. Die Aufgabe der kirchlichen Baukunst ist für uns eine bescheidenere geworden Die

Macht gehört für unsere Zeit dem Staat. Ihm bleibt es überlassen, durch seine Bauwerke die Macht zum Ausdruck zu bringen. Wir haben von der Einfachheit und Innigkeit des Familienhauses auszugehen. Im Familienhause hat das Christentum in der Zeit der ersten Liebe seine Heimat gefunden. Der Pulsschlag der Liebe wird nur im engeren Kreise empfunden. Wir brauchen kleine Gemeinden und kleine Kirchen. Mein Haus ist ein Bethaus, sagt unser Herr. Die Gemeinde ist zunächst zum gemeinsamen Gesang und Gebet vereint. Auch zur gemeinsamen Feier des heiligen Abendmahls. In beiden Fällen teilt die Gemeinde selbst jedem einzelnen Gemeindemitgliede mit, was durch die Gnade Gottes und durch die fortwirkende Macht des Erlösers in ihr lebt. Dies Mahl soll die Gemeinde zusammenschließen. Die katholische Form der Prozession, in der die Gemeinde zerstreut, nicht gesammelt wird, ist durch die ursprüngliche, die Zwingli und Zinzendorf wieder hergestellt haben, zu ersetzen. Die Gemeinde erbaut sich selbst. Das schließt den Unterschied zwischen gebenden und empfangenden Gemeindemitgliedern nicht aus. Die Predigt bleibt unentbehrlich; ja sie gewinnt nun erst ihre wahre Bedeutung. Sie soll dem Leben entsprungen sein und das Leben wecken und fördern, nicht die Aneignung eines Lehrgesetzes erstreben. Das Leben Gottes in uns läßt sich in keine Formel fassen, weder in eine orthodoxe noch in eine andere. Die Reden Jesu, diese nie erschöpften Quellen des Lebens sind das unvergängliche und doch nie erreichte Vorbild. Schließt um den Prediger die Gemeinde in Liebe sich zusammen, dann ergibt sich für die Predigt von selbst die Innigkeit, die dem Leben entstammt und Leben spendet. Das Heiligtum der Gemeindeandacht wagt niemand durch Streit zu verletzen, wenn es nur zur Empfindung kommt. Daß diese Innigkeit in den weiten Räumen, die einem überbrückten Markte gleichen, und in denen nur Fremde mit Fremden sich einen, nicht zu erreichen ist, das bedarf keines Beweises. Die großen monumentalen Kirchen sind der Ruin unseres kirchlichen Lebens. Wie die Liebe uns zum Vaterhause zieht, so muß die Liebe zu den Gemeindegenossen uns in die Kirche ziehen. Das fehlt uns. Das ist die Quelle unserer kirchlichen Verarmung.

Es ist ein heißer Kampf um den rechten Ort für Kanzel, Altar und Orgel gekämpft worden. Bei der soeben vorgetragenen Anschauung vom evangelischen Gemeindegottesdienste endigt er von selbst. Wer der Gemeinde etwas darzubieten hat, der muß ihr Auge in Auge gegenüberstehen. Es ist unnatürlich, wenn ein Redner von der Seite her zu einer Versammlung spricht. Es ist ebenso unnatürlich, wenn die Töne des

Chorgesanges oder der Orgel im Rücken der Gemeinde erklingen. Unsere Ohrmuschel ist nun einmal nach vorn gerichtet. Der Sängerchor, ein Teil der Gemeinde, kein bezahlter, muß der Gemeinde nahestehen. Die Orgelempore darf nur wenig über dem Fußboden erhöht sein. Ich finde es richtig, daß die Herrnhuter weder Kanzel, noch Taufstein und Altar kennen. Es genügt ihnen der „Tisch des Liturgus“. Wir werden die rechte Form für den gottesdienstlichen Raum vielleicht dann finden, wenn wir von einer katholischen Kirche das Schiff hinweg, den Chor aber nur verlängert und nicht zu hoch denken. Er umfaßt dann die Gemeinde mit schönen Formen. Von drei Seiten wird sie vom Licht überströmt. An der vierten, die den gradlinigen Abschluß bildet, ist die Orgelempore mit dem Tisch des Liturgus errichtet. Über ihr kann eine lichtspendende Rosette angebracht sein. Daß der Sängerchor zur Gemeinde gehört, wird dadurch angedeutet, daß rechts und links aus dem Gemeinderaum Stufen zur Orgelempore führen, auf der die Sänger sich sammeln. So ist in Krefeld auf Spittas und des Pastors Kühnen Rat das viel umstrittene Rätsel des gottesdienstlichen Raumes für evangelische Gemeinden endgültig gelöst.

Wo aber wirkliches Gemeindeleben erwacht ist, da bedarf die Gemeinde noch anderer Räume. Sie muß auch außer dem Gottesdienst sich versammeln. Sakristeien, Konfirmandenzimmer, ein Sitzungszimmer für den Kirchenvorstand, Räume, die der Liebestätigkeit der Gemeinde dienen, sind notwendig. So verbindet sich der gottesdienstliche Raum mit dem Gemeindehause, das Wort im modernen, nicht im katholischen Sinne aufgefaßt. Damit sind der Baukunst neue Aufgaben gestellt, in denen sie besser sich betätigen kann, als in den unfruchtbaren Versuchen, die katholische Pfarrkirche für protestantische Bedürfnisse umzugestalten. Die stolzen Türme fügen leicht mit der romanischen, noch leichter mit der gotischen Basilika sich zusammen. Für den modernen Kirchenbau sind sie, wie Jakob Burckhardt und Gottfried Semper richtig erkannt haben, immer eine Verlegenheit gewesen. Ich denke: fürerst wenigstens, verzichten wir auf sie. Und wir hoffen, daß dann, wenn die Glocken der Liebe in den Herzen läuten, die metallenen Glocken zunächst entbehrlich sein werden, mindestens bis wir Kirchen genug haben und an den Luxus denken können. Jetzt gibt man leicht sich zufrieden, wenn man die Glocken hört und eine recht altertümlich gebaute Kirche sieht. Die Kirchen halten leicht von der Kirche fern. Wir wollen zunächst unseren Gemeindemitgliedern sagen: Gottesdienst könnt ihr nur haben in der Gemeinde und durch sie.

Durch das vorige Jahrhundert ging ein unruhiges Suchen nach dem rechten Baustil. Im Rokoko war die vom Beginn der neuen Zeit

an sich entfaltende Architektur im Malerischen zerflossen. Der Stil des Empire suchte festere Formen, indem er römische nachahmte. Schinkel suchte sie in der edeln griechischen Bauweise. Die Romantik fand im Romanischen und Gotischen das Heil. Für den Hausbau bot das deutsche Barock eine Zuflucht. Die klare Aufgabe, die unser Kirchenbauprogramm stellt, wird Ruhe in dies Suchen und Tasten bringen. Der neue Geist kann, wie Dehio treffend sagt, unmöglich die abgelegte Schlangenhaut einer früheren Zeit anlegen. In der edeln Renaissance einte sich in schöpferischer Weise das Altertum und die neue Zeit. Sie ist so bildsam, daß sie nur schöpferisch, nie mechanisch wie die Gotik, verwendet werden kann. Ich denke: einfache, frei, innig fortgebildete Renaissance wird auch für unseren Kirchenbau die beste Bauform sein.

6. Die Verwendung der ererbten Kirchen.

Was soll nun aus den von uns ererbten Kirchen des Mittelalters werden? Sollen wir sie wirklich, wie scherzhaft gesagt worden ist, dem Konservator der vaterländischen Altertümer übergeben? Mit dem Kölner und dem Ulmer Dom können wir für Gottesdienste der soeben beschriebenen Art natürlich nichts anfangen. Aber es gibt nicht bloß Gemeindegottesdienste, sondern auch religiöse Feste für eine ganze Stadt oder einen ganzen Kreis. Es sind auch unsere großen religiösen Tonwerke zum Vortrag zu bringen. Dafür können solche Bauwerke Verwendung finden. Manche sind auch dazu nicht geeignet; aber ihre Schönheit und ihre geschichtliche Bedeutung verträgt keinen Eingriff. Man wird sie für ähnliche Zwecke oder wirklich nur als geschichtliche Denkmäler zu erhalten haben; zu erhalten, nicht zu erneuern oder zu vollenden. Das hieße nur, sie zerstören. Aber viele dieser Kirchen bieten kein besonderes Interesse dar. Es sind zum großen Teil gotische Hallenkirchen, die sich der Betsaalform nähern, weil sie in der Zeit entstanden sind, in der schon vor der Reformation die Predigt eine Macht geworden war. Die dürfen wir, wie das 16. und das 18. Jahrhundert es getan hat, getrost so gut, als es möglich ist, für unsere Zwecke umbauen. Das kann in verschiedener Weise geschehen. Man kann Schiff und Chor wirklich in zwei Kirchen trennen, die eine für Abendmahlsfeiern, Taufen, Trauungen, Nebengottesdienste, die andere für die Hauptgottesdienste, für die Predigt, verwenden. Andere dieser Kirchen, solche von besonderer Höhe, sind horizontal in zwei Teile zu teilen. Der obere Teil kann als gottesdienstlicher Raum dienen, der untere läßt sich in die mancherlei Nebenräume zerlegen, die für das Bedürfnis der Gemeinde notwendig sind. Die Akustik wird in beiden

Fällen erheblich gewinnen. Mir sind zwei gotische Kirchen bekannt, die in dieser Weise — freilich für nichtkirchliche Zwecke, die eine in ein Museum — erfolgreich umgebaut worden sind. Wie frei die Baumeister der altprotestantischen Zeit mit den mittelalterlichen Kirchen umgegangen sind, dafür ist die Kirche in Großenhain ein Beweis. Nach einem Brande wurde sie von J. G. Schmidt, einem bedeutenden Schüler Bährs, nach 1748 umgebaut. Er trennte durch eine Mauer den Chor vom Schiff, erbaute in jenem den Turm, verlegte Kanzel, Altar und Orgel in die Mitte der Nordseite des Schiffs, durchbrach die Südwand und fügte an sie einen Flügel an, sodaß die Kirche die T-Form erhielt. Natürlich sind solche Eingriffe — noch einmal sei es gesagt — nur da möglich, wo kein geschichtliches oder künstlerisches Interesse sie verbietet. Und in jedem einzelnen Falle ist genau zu überlegen, ob und wie ein Umbau möglich ist. Das aber muß feststehen: die Kirchen sind um der Gemeinden willen da, nicht die Gemeinden um der Kirchen willen. Das hat unsere Romantik nur zu oft vergessen. Sie hat oft genug teuere katholische Monumentalkirchen gebaut, denen wohl oder übel der Gemeindegottesdienst sich anpassen mußte. Sie hat oft schonungslos um ihrer antiquarischen Liebhabereien willen das Erwachen wahren Gemeindelebens gehindert. Viele Gemeinden sind mit Schulden belastet, die sie für lange Zeit hindern, weiter zu kommen. Und viele der so entstandenen Kirchen, Zwittergebilde zwischen Katholisch und Evangelisch, sind schon ästhetisch unerträglich. Eine kurze Zeit fesseln sie die Aufmerksamkeit; dann beachtet sie niemand. Die katholische Kirche ist immer ganz katholisch gewesen. Es ist hohe Zeit, daß wir Protestanten endlich ganz protestantisch werden.

Vom Helfen.

Von

E. v. Oertzen.

Man kann nicht Allen helfen
Sagt der Hartherzige — und hilft Keinem.
Marie v. Ebner-Eschenbach.

Wie man die Menschen nicht glattweg in gute und böse einteilen kann, sondern jeder von jedem noch etwas hat, so auch nicht in solche, die helfen können und solche, die der Hilfe bedürfen. Keiner, der nicht schon die Wohltat empfunden, wenn ein anderer sich seiner in irgend einer Not oder Verlegenheit annahm, aber auch keiner, der nicht in der Lage gewesen, einem Bedrängten die rettende Hand entgegenstrecken zu können. Ob das Leben nun reich oder arm, glücklich oder unglücklich, erfolgreich oder umsonst gelebt ist, ob es goldne Samenkörner säet, deren Blüten uns hier lächeln, deren Früchte wir in der Ewigkeit einernten, das hängt weniger davon ab, ob wir eine große Stellung in der Welt einnehmen, ob unsere persönlichen Wünsche in Erfüllung gehen, ob interessante Menschen und Bücher, fesselnde Ereignisse uns beschäftigen, sondern ob wir diese Gelegenheiten zum Helfen voll ausnutzen oder an uns vorüberstreichen lassen.

Es ist das größte irdische Geschenk, das Gott uns macht: unsern Brüdern helfen zu können. Da werden wir seine Bundesgenossen, seine dienstbaren Geister, den Engeln zugesellt, da werden Freudenschätze gesammelt, die uns niemand rauben kann, da lernen wir ein tiefes Glück kennen, das über eignes Leid hinweghebt.

Darum ist es ganz unbegreiflich, wie so viele sich abmühen, um dem Leben Geschmack abzugewinnen, um hier oder dort Vergnügen, Anregung, Zerstreuung zu erjagen und an diesen köstlichsten immerfort strömenden Quellen blind vorbeirennen.

Und dabei ist die Redensart: „Wie gern würde man da helfen!" in aller Munde und wird oft wirklich herzhaft hervorgeseufzt.

Machen wir es doch zur feststehenden Lebensregel: Wenn mich einer um Hilfe bittet (er tut es vielleicht nicht mal mit Worten, sondern mit

seinem Dasein, seiner Hilflosigkeit), so sage ich nicht in dem bekannt mitleidig kläglichen Ton: „Ja, ich kann Ihnen nur leider auch nicht helfen," sondern zuversichtlich: „Ob ich Ihnen helfen kann, weiß ich nicht, aber ich will es, und ich werde es versuchen."

Damit ist nichts abgeschlagen und nichts versprochen und beides ist etwas wert.

Und nun zerbricht man sich den Kopf, was in diesem besonderen Fall das beste ist, um gründlich zu helfen. Es gibt ja viele Menschen, die haben auf eine Bitte hin gleich ein weiches Herz und ein lockeres Handgelenk. Sie ziehen ohne Besinnen ihr Portemonnaie und geben, — zehn Pfennig, zwanzig Mark, je nach Bedarf und nach eigenem Vermögen, unbekümmert, ob das verpfändete einzige Bett wirklich ausgelöst oder das Almosen in die Kneipe getragen wird.

Damit ist ihr Interesse für den Hilfsbedürftigen aber auch erloschen, sie wenden sich getrost wieder andern Dingen zu, gehoben durch das angenehme Gefühl, großmütig gewesen zu sein, — geholfen zu haben.

Aber wie täuschen sie sich!

Wie oft haben sie nur dazu beigetragen, einen, der auf der schiefen Bahn des Schwindelns und Betrügens, des Faullenzens und Trinkens war, tiefer hinabzustoßen!

Wir wissen, daß unter den Berufsbettlern Listen kursieren, auf welchen solche leichtfertigen Geber verzeichnet stehen, oft sogar mit ihren Eigentümlichkeiten und der Größe der zu erwartenden Gaben. Wie viel Geld wird da den unlautersten Zwecken nutzbar gemacht, das richtig angewandt, die bittersten Tränen stillen, ganze Familien aus dem Untergang erlösen konnte!

Glücklicherweise ist diese bequeme Art zu helfen, wenigstens wo es sich um höhere Beträge handelt, der weitaus größten Zahl der Menschen versagt, weil sie ihre Börse nicht als eine stets melkende Kuh ansehen dürfen. Doch das soll uns nicht betrüben.

Nur in Ausnahmefällen ist mit einer einmaligen Geldgabe die Not beendet. Wir haben uns statt dessen Kopf und Herz zu füllen mit der brennenden Frage: „Wie helfe ich hier? wie helfe ich gut und dauernd?"

Ein allgemeines Rezept läßt sich da freilich nicht hinschreiben.

Help him to help himself, Hilfe zur Selbsthilfe, das wird bei Erwachsenen und Gesunden die Regel sein. Dem heruntergekommenen Familienvater, den Stellensuchenden vor allem Arbeit, lohnende Arbeit!

„Häuhner un Ries," sagte eine übellaunige junge Frau jedesmal, wenn ihre Schwiegermutter sie fragte, was sie kochen solle. „Häuhner

un Ries," und damit ging sie fort auf Arbeit. Da stand die arme Alte verdutzt und ratlos. „Je, wo hew ik Häuhner, wo hew ik Ries!"

Wo hab' ich Arbeit, sagt jetzt mancher, das ist auch ein Ratschlag wie „Häuhner un Ries", — wo habe ich Arbeit für einen Familienvater! Und schon wieder drängt das Wort auf die Lippen: Es tut mir leid, aber ich kann wirklich nicht —

Doch nein, — wir haben unser Gelübde getan und bleiben ihm treu. Ich habe keine Arbeit, aber andere haben welche, und darum antworten wir: Ich will's versuchen, welche zu schaffen und nun macht man sich auf Suche. Neun vergebliche Wege dürfen uns freilich nicht gereuen; wenn der zehnte Erfolg bringt, ist das Glück um so größer.

Ein junger Student aus der Provinz traf in Berlin einen Mann, der an eine Mauer gelehnt hin und her taumelte und schon anfing, die Straßenjugend zu ergötzen, die ihn für betrunken hielt. Er sah aber, obgleich nicht schlecht gekleidet, so entsetzlich heruntergekommen, trostlos und elend aus, daß der Student auf ihn zuging und ihn fragte, was ihm fehle. Da stellte sich heraus: er hatte seit zwei Tagen nichts gegessen; ein stellungsloser Bureauarbeiter, der Weib und Kinder zu Haus hatte, ging er umher und suchte Verdienst. Der junge Mensch tat erst einen Blick in sein stets mageres Portemonnaie, führte darauf den Mann in ein Speisehaus, ließ ihm tüchtig auftischen und freute sich, wie Farbe und Kraft, ja etwas von Mut seinem Gast zurückkehrte. Dann ließ er sich seine Adresse geben. Diese teilte er einem Herrn mit, dessen Söhne er täglich unterrichtete und fragte an, ob er nicht eine Anstellung für den Unglücklichen wüßte. „Ja, mein Lieber," sagte der Herr, ein reicher Kaufmann, „solche Sachen kommen in Berlin alle Tage hundertmal vor; wenn man da allen helfen wollte!"

Einige Tage später traf der junge Student den Schreiber zufällig wieder, ach! und wieder ebenso verhungert, ebenso matt und hoffnungslos. Diesmal ging er nicht auf ihn zu, um ihn zu fragen, was ihm fehle! Hätte er's nur getan! Hätte er seiner ersten Herzensfreundlichkeit die zweite hinzugefügt, wäre mit dem Ärmsten oder für ihn zu den Stadtmissionaren, zu den Geistlichen gegangen, er hätte helfen können! Für ihn war's nicht einer von den hundert Fällen, die in Berlin alle Tage vorkommen, sondern der einzige, von dem grade er Kenntnis hatte. Tiefe reiche Herzensfreude hätte ihm aus dem erwachsen können, was ihm jetzt eine schmerzlich bittere Erinnerung ist und bleibt.

Ähnlich ging es einem jungen Mädchen, das im Tiergarten ein wohl durch Mißhandlungen verletztes ganz verstörtes Kind fand, das

seinen Namen anzugeben leider nicht zu bewegen war, — nie ist das junge Mädchen das Bild wieder los geworden!

Sich solcher Kinder zu erbarmen, das sollte das eigenste Gebiet der Hilfstätigkeit jeder Frau sein. So viel Kinderleid um uns her! so viel trostloses Weinen, das herzzerbrechend wäre, wenn wir es hörten. Aber wir hören es nicht, oft erst, wenn es zu spät ist, oder wenn es zum gellenden Verzweiflungsschrei geworden, der überall hindringt, in die Gerichtssäle, in die Tagesblätter. Wir müssen noch viel feinere Ohren für diese halb unterdrückten Laute, viel schärfere Augen für das Elend der Kleinen bekommen, das uns überall umgibt, ob wir in der Stadt oder auf dem Lande weilen, ob auch noch so fröhliches Jauchzen der vielen gesunden, glücklichen Kinder darüber hinwegtäuschen möchte.

So entsetzlich die Leiden schutzlos gequälter geängstigter Kinder, so leicht ist es meist, sie zu lindern.

Da erfuhr ein Landpastor, daß in seiner Gemeinde zwei durch die Frau in die Ehe zugebrachte kleine Mädchen von ihren verkommenen Eltern vernachlässigt und jämmerlich geschlagen wurden. Um eines verlorenen Groschens willen hatten sich die Kinder tagelang in ihrer Angst auf einem Roggenfelde versteckt gehalten, lieber Hunger und Kälte erlitten, nur um nicht nach Haus zu müssen. Der Geistliche ließ sich die Kinder kommen, sie wurden in seinem Hause bereinigt, was sehr nötig war, regelmäßig mußten sie seither erscheinen, erhielten Arbeitskästen und Anweisung, sich ihr Zeug selbst in Ordnung zu halten, — und siehe, die kleinen Dingerchen gewannen ein anderes Aussehen, und auch die Behandlung zu Haus wurde besser, nicht nur, weil keine Klage mehr in die Außenwelt dringen sollte, nein, die Kinder wurden einfach höher eingeschätzt, seit so ein Mann wie der Herr Pastor sich um sie kümmerte und so freundlich mit ihnen tat.

Das Herzensinteresse, das ein Mensch dem andern bezeigen kann, das ist von wunderbarer Wirksamkeit, ein nicht zu unterschätzendes Pfund, das uns anvertraut ist. Einen Menschen finden, auch nur einen einzigen Menschen finden, der sich seiner erbarmt, — was bedeutet das für so manchen unter unsern Brüdern! Der Geistliche in seiner Gemeinde, der Gutsbesitzer in seinem Dorf, der Fabrikherr unter seinen Arbeitern, der Landrat in seinem Kreise, ja, jeder unter uns in dem Bereiche seiner Wirksamkeit, wir sollen Späherblick haben für die Gedrückten und Niedergetretenen, ein besonderes Verhältnis suchen zu den Armseligsten und Schwächsten; — je einflußreicher unsere Stellung, um so größer unsere Macht, und um so schwerer unsere Verantwortung.

Diese Beziehungen zum Einzelnen, diese persönliche Hilfe, sie ists, an der unsere Zeit so arm ist. Und darum ist sie kalt und hart, trotz ihrer unzählbaren Bazare und Sammlungen, ihrer Vereine und Wohltätigkeitsanstalten.

Selbstverständlich ist für uns die Beteiligung an den großen Werken der Barmherzigkeit, der Zusammenschluß vieler, wo der Einzelne nichts ausrichten kann. Aber wir sehen es täglich nur zu klar: die Abgründe der Klassengegensätze vermögen wir nicht zu überbrücken, auf die Entfremdung der Menschen untereinander bleiben wir ohne Einfluß.

Die persönliche Hilfstätigkeit muß neben der allgemeinen immer nebenher gehen, ja, sie überflügeln, — nicht nur unsere kalten Groschen soll der Arme in seiner Hand fühlen, sondern auch unsere eigene lebens- und liebeswarme Rechte.

In dieser Hinsicht ist es fast zu bedauern, daß die Vorzüglichkeit unserer öffentlichen Einrichtungen uns so mancher persönlichen Sorge enthebt. Fast in jedem Städtchen ein allgemeines Krankenhaus — und darum wird es nicht mehr viele Gutsfrauen geben, wie eine mir einst bekannte, die, selbst leidend, täglich ihr zartes schönes Töchterchen zu einem armen Landstreicher, der bei ihnen krank zusammengebrochen, hineinschickte, damit sie ihn säubere und bediene. Die Dienstmädchen wollten es nicht tun, er war ihnen viel zu abstoßend und fortgeschafft konnte er nicht werden.

O, so ein Landhaus, — welch Segenshaus kann es sein, wenn seine Türen weit offen stehen für die Verwandten und Freunde, für die frohe blühende Jugend, aber auch für die blassen verkümmerten Großstadtpflänzchen, die wegemüden Wandrer, wenn bald dieser bald jener hier sein Päckchen abwerfen, ein wenig ausruhen, in der klaren reinen Luft aufatmen und dann neu erfrischt seinen Pfad weiter wandeln kann! Ich kenne, Gottlob, viele solcher Landhäuser. Einen Platz an unserm Herde — und wenns auch nicht auf lange sein kann, — das ist eine unbeschreibliche Wohltat für manchen Mühseligen und Beladenen, und viele unter uns können sie gewähren.

In einer Tagelöhnerfamilie war die Mutter, eine Wöchnerin, schwer erkrankt. Da lag das kleine Neugeborene und niemand hatte Zeit und Geschick genug, sich seiner anzunehmen. Die Gutsbesitzerfrau packte es sogleich auf, nahm es mit und trug es in die eigene Kinderstube. „Hier," sagte sie zur Kinderfrau, „dies wollen wir auch noch mit aufziehen". „Ja, ich werd es erst einmal baden," sagte die nach dem ersten Schreck, „wo hats denn Wäsche"? „Dort," sagte lächelnd die Gutsbesitzerfrau und

zeigte auf den Wickeltisch des Jüngsten, „da ist ja genug drin.“ Nach Monaten konnte das Kindchen in sein Heim zurückgegeben werden, da war die Mutter erstarkt und es selbst, sonst hoffnungslos verkommen, ein prächtiges Kerlchen geworden.

„Ich kann Sie nicht verstehen,“ sagte eine besuchende Dame, die in den ersten Tagen den kleinen schreienden Eindringling in der Kinderstube fand, „Sie haben selbst sieben, dies Kind geht Sie gar nichts an, wie haben Sie nur überhaupt Zeit dazu, wie kommen Sie eigentlich darauf, es her zu nehmen?“

„Radeln Sie jetzt viel oder malen Sie mehr?“ entgegnete die Gefragte, scheinbar ablenkend.

„Zum Malen komme ich jetzt weniger, das Wetter ist so herrlich, ich radle täglich ein paar Stunden.“

„Wie kommen Sie denn darauf?“

„Nun — zum Vergnügen, — es macht mir Freude,“ erwiderte die Dame erstaunt.

„Sehen Sie, und dies hier mir,“ sagte die Pflegemama und zeigte auf den Säugling.

Anerkennung von seiten der Mitwelt, — nun, das ist etwas, was nicht in unsere Rechnung mit hinein gehört, wenn wir helfen wollen. Ebensowenig aber darf es der Dank dessen tun, dem wir helfen konnten. Hat er ein dankbares Gemüt, so freut es uns um seiner selbst willen. Uns persönlich geht es gar nichts an.

„Das hat man nun davon,“ habe ich schon oft entrüstet sagen hören, und dann kam meistens gleich das Gelübde hinterher, von jetzt an wirklich keinem mehr Gutes tun zu wollen. Freilich, wenn es geschah, „um etwas davon zu haben“, dann wäre es ebensogut ungeschehen geblieben.

Schon der alte Heide Marc Aurel sagte: Wenn du eine Wohltat gegeben hast und der andere hat sie empfangen, so bedarf es nicht weiteres, weder des Lobes der übrigen, noch des Dankes des Empfängers. Und die allerschönste Blüte dieser Kunst ist so zart wohlzutun, daß der Empfänger nicht einmal merkt, daß es uns ein Opfer war oder von wem es kommt.

Nein, die Sorge um Dank und Anerkennung soll unsere geringste sein, — es gibt eine schwerere: ein Mensch, dem nicht mehr zu helfen ist.

Ach, wie entsetzlich traurig, wie niederdrückend ist das! Wenn er wieder rückfällig wurde, die gute Stellung schlecht ausfüllte, das Vertrauen wieder verscherzte, wenn wieder alles, alles vergebens war!

Und doch vielleicht nicht alles, — unsere Augen sind gehalten. Ich weiß nicht, wo ich folgende Geschichte las oder hörte. Vor einer Reihe

von Jahren hatte ein Geistlicher einen verurteilten Verbrecher zum Tode vorzubereiten. Er fand einen völlig Verstockten. Vergeblich versuchte er an das verschlossene Herz heranzukommen, er sprach von der Güte Gottes — der Mann hatte nie etwas davon gemerkt, — von der Liebe der Menschen zu einander, — nein, sie waren alle schlecht und kalt, jeder sorgte nur für sich. Der Geistliche knüpfte an Jugenderinnerungen an, der Mörder hatte doch auch eine Mutter gehabt, — ja, die! von der wollte er gar nichts wissen. Der Geistliche schwieg erschüttert. „Aber es wird doch auch einmal freundlichere Zeiten gegeben haben," sagte er dann, „besinnen Sie sich, lieber Freund, ist denn in Ihrem ganzen Leben kein einziger Mensch gewesen, an den Sie gern zurückdenken?"

Da dämmert ein erster Strahl im Auge des Mannes auf.

„Ja, — in Stuttgart, da war eine Frau, die war gut zu mir."

„Wie hieß sie denn?"

„Frau Ottilie Wildermuth."

Von diesem Wort an fand der Geistliche Zugang bei dem Mörder; durch diesen Schimmer der Menschenliebe fiel auch in sein Herz noch eine Ahnung der Barmherzigkeit, der er bedurfte und auf die er zu hoffen hatte.

Mehr als den Schlachtenlenker um seine Siege, mehr als den Autor um sein zugkräftigstes Schauspiel, ja, mehr als Ottilie Wildermuth selbst um alle ihre lieben schönen Bücher beneide ich sie um das Wort des Verbrechers auf dem Todeswege: „Sie war gut zu mir." —

Es muß in Wahrheit tief befriedigend sein, jemand so recht aus der Not zu helfen, denkt vielleicht hier dieser oder jener, aber mir fehlt die Gelegenheit. In unserm Haus ist nur für uns selbst Platz, Säuglinge könnte ich schon gar nicht aufnehmen, einem halb verhungerten Menschen, einem verprügelten Kinde bin ich noch nie begegnet, solch Elend gibt es hier auch gar nicht und außer den üblichen Betteleien spricht mich niemand um Hilfe an.

Das ist gar kein gutes Zeugnis, was sich jener damit ausstellt.

Denn die Hilfsbedürftigen haben einen durch die Not geschärften sehr feinen Instinkt, und an Türen, hinter denen kühle, gleichgültige Menschen wohnen, „die mit sich selbst genug zu tun haben haben", klopfen sie gar nicht erst an.

Wo aber das liebewarme Herz für sie schlägt, das wissen sie auch herauszuspüren.

Draußen klingelt es. Man öffnet und ein kleines Mädchen tritt herein, nennt ihren Namen und erzählt ganz zutraulich ihre traurige

Geschichte, von ihrer großen Verlassenheit und bittet schlankweg dafür zu sorgen, daß sie anderswo untergebracht werde. „Mein liebes Kind," sagt man ihr, „ich kenne Dich doch aber gar nicht, wie verfielst Du denn darauf, gerade hierher zu kommen?"

„Nun, ich weiß es doch," sagt die Kleine verwundert, — „hier wohnt ja Frau v. S."

Ein Vertrauenswort aus Kindermund, wertvoller, meine ich, als der Luisenorden.

„Und er half ihnen allen," heißt es von unserm Herrn und Meister. Je mehr er half, desto mehr wurde von ihm begehrt. Wir können und wir wollen uns mit ihm nicht vergleichen, aber wir sollten es wissen: je mächtiger seine Liebe uns durchdringt, desto hilfreicher werden auch wir sein, ja es ist fast, als ob durch sie etwas von seiner Allmacht auch dem Menschen verliehen würde.

Und er hilft ihnen allen, möchte man sagen, wenn man den greisen Bodelschwingh sieht, diese leuchtendste Gestalt unserer Zeit, zu der kein Parteihaß hinaufreicht. Da steht er unter seinen Blöden und Krüppeln, unter den Kranken und Irren, den Epileptischen und Siechen, den Trinkern und den Wanderarmen. Je mehr er hilft, desto mehr Hilfe wird von ihm begehrt, aus allen Provinzen strömen sie unter seine weiten Flügel, und wer — sei's auch noch so fern im Osten oder drunten im Süden — einen recht verzweifelten Fall kennt, wo niemand zu helfen weiß, für den heißt das Losungswort: zu Bodelschwingh.

Es war von Haus aus gar nichts Besonderes in seiner Lebensstellung, es ist ihm nicht an der Wiege gesungen, daß er ein König über Tausende werden würde. Wenn er es wurde, wenn sie jetzt alle zu ihm aufsehen, seines Winkes, eines Wortes aus seinem Munde gewärtig, so geschah es durch die größte Wunderkraft der Erde, die heilige Glut der gottentströmten Bruderliebe.

Auch mit diesem Großen wollten wir uns nicht messen, aber lernen können wir alle von ihm und unsre Kinder durch Hinweis auf ihn lernen lassen. Denn auch das Helfen kann gelernt werden, daran braucht keiner zu verzagen. Die verschärften Sinne finden dann schon mehr und mehr die rechte Art, die rechte Gelegenheit heraus. Da ist sie immer. Der Jäger, der auf Pürsche geht, sieht auch mehr Rehe als einer, der in der Stube sitzen bleibt und man wird bald, wie Alban Stolz sagt, „merken, daß die Jägerei nach Armen einem gar viel Vergnügen machen kann, wenn man einmal Geschmack daran gefunden. Ist die Jagd nach Wild ein königliches Vergnügen, weil Könige auch gern auf die Jagd

gehen, so ist die Jagd nach Armen ein göttliches Vergnügen, weil auch Gott darauf ausgeht, zu helfen, zu heilen und Friede und Freude zu bringen denen, die bedrängten Herzens sind."

Ich kenne eine Mutter, die erzählt in der Dämmerstunde ihren Kindern neben den buntesten Märchen aus dem Schatz ihrer Erinnerung auch wunderschöne Geschichten vom Helfen, vom Vögelchen, das wieder in sein Nest hoch oben gesetzt wurde, vom armen verwaisten Jungchen, der ins Haus kam, vom halb erfrorenen Wanderer, der auf den Schlitten gepackt und am Herd aufgetaut wurde. Das sind viel begehrte Lieblingsgeschichten, denn von eignem Zauber sind sie durchwebt: Sie sind alle wahr und locken die Kinder zu gleichem Erleben und gleichem Tun.

Wie diese Mutter, oder auf andere Weise, lehren auch wir unsere Kinder das Helfen, schließen wir ihnen dadurch die Fülle des Lebens, den Reichtum ihrer eigenen Herzen auf.

Zukunft.

Vor deinem Zelt wer hebt den Vorhang hoch,
Der dunkelfaltig auf die Erde rinnt?

Und drinnen: Dämmer, erstes Morgenlicht,
Ein marmorweißer Altar, schwarze Säulen.

Werd ich die Vase dort voll Rosen finden,
Die eine Mondnacht schwellend aufgetan?
Ob roter Wein die schlanke schäumend füllt,
Der mir die Adern drängend sprengen soll?
Birgt sie das süße ungekannte Gift,
Das purpurdunkel alles Fragen endet?
Laß sehen! —

„Halt! Der Eingang ist verwehrt!
Auch blendet dich der scharfe Sonnenstrahl,
Der schlanken Fingers nach der Vase tastet." —

Ich will! — „Nein, nein!" — Schwer sinkt der Vorhang nieder,
Stumm hebt der Wächter seinen Eisenspeer,
Ein leises Lächeln in den dunkeln Augen.

Albert Sergel.

Soll Deutschland die Zeche bezahlen?

Von

Otto Hötzsch.

Die Zukunft Rußlands und Japans. Soll Deutschland die Zeche bezahlen? Von Rudolf Martin, Regierungsrat im Kaiserlichen Statistischen Amt. (Berlin, Carl Heymann 1905. 4 Mk.)

Die düstere Darstellung der russischen Finanzen, die der Regierungsrat Martin in diesem Buche gibt und die den russischen Staatsbankerott in absehbarer Zeit auf das bestimmteste voraussagt, hat in den letzten Wochen ein ganz merkwürdiges Aufsehen erregt. Aber, von dem marktschreierischen Titel abgesehen, vermag ich mir dies Aufsehen nur zu erklären aus der amtlichen Stellung des Verfassers. Denn wenn es auch unbestritten ist, daß das Buch eine Privatarbeit ist, so bleibt doch der Schriftsteller Martin und der Regierungsrat Martin eine Person, zumal der volle Titel auf dem Buche steht (allerdings ohne den Willen des Verfassers). Und der Eindruck des fernerstehenden Lesers wird mit jener Feststellung auch nicht beseitigt, daß der Verfasser zu seinen Thesen kommt auf Grund von Kenntnissen und Anschauungen, die er seiner amtlichen Stellung verdankt. Der Eindruck mag falsch sein und ist es hier sicher, aber da ist er und wird auch ausgenutzt, wie die Preßerörterung ergeben hat. (Übrigens weist M. einmal auch selbst hin auf Kenntnisse in der Produktionsstatistik, die er sich durch seine Tätigkeit im Reichsamt des Innern erworben hat.) Es wäre m. E. keine ungebührliche Beschränkung der wissenschaftlichen Meinungsäußerung, wenn in so hochpolitischen Fragen der aktive Staatsbeamte die Zustimmung seiner vorgesetzten Behörde einzuholen hätte, wie es beim aktiven Offizier als selbstverständlich empfunden wird. Zu jedem Falle würde dadurch Verwirrung vermieden.

Davon aber abgesehen, ist die Erregung, die das Werk hervorgerufen hat, nicht recht verständlich. Denn sein Inhalt rechtfertigt diese wirklich nicht. Ich weiß nicht, wem von den Leuten, die sich überhaupt näher mit den russischen Finanzen beschäftigt haben, diese über alles Maß pessimistische Darstellung etwas neues sagt. Vergebens sucht man nach Fakten, die nicht sonst auch bekannt waren. Russische Originalliteratur ist überhaupt nicht benutzt; man hat auch nicht den Eindruck, daß der Verfasser die russische Sprache beherrscht. Und erstaunlich ist bei einem so ausgezeichneten volkswirtschaftlichen Schriftsteller[1]) die Kritiklosigkeit in der Benutzung der Literatur. So erscheint z. B. vielfach als Quelle Alexander Ular, Die russische Revolution (Berlin, S. Fischer, 4 Mk.), aus der sogar statistische Daten entnommen werden. Sicherlich wird ein kritischer Leser aus Ular, der eine Menge Beziehungen und viel gehört und gesehen hat, mancherlei über Rußland lernen können. Aber als Quelle darf doch eine

[1]) Martin hat im vorigen Jahre ein vortreffliches Buch über „Die Eisenindustrie in ihrem Kampf um den Absatzmarkt" (Leipzig, Duncker und Humblot) geschrieben.

derartige Tendenzschrift vom reinsten Wasser nicht benutzt werden.[2]) Überhaupt ist, was für Rußland an Spezialliteratur zitiert wird, überwiegend Tagesliteratur (von Schulze-Gaevernitz, Volkswirtschaftliche Studien aus Rußland, die benutzt sind, natürlich abgesehen). Dagegen habe ich die bekannten und wichtigsten Werke über Rußland, Wallaces „Russia" und Leroy-Beaulieus „L'Empire des Tsars" oder die guten Bücher v. d. Brüggens nirgends erwähnt gefunden. Weiter: ich lehne die Gleichstellung der französischen Revolution mit den revolutionären Bewegungen Rußlands durchaus als unberechtigt ab; das mag Ansichtssache sein. Aber wenn man wie Martin, diese Parallele bis zum Überdruß und auf einem zum ganzen gar nicht im Verhältnis stehenden Raume durchführt, dann darf man doch nicht nur Taine und Arthur Youngs Reisebriefe ausschreiben; Wahls Buch über die „Vorgeschichte der französischen Revolution" Bd. 1 (Freiburg, J. C. B. Mohr), das anscheinend dem Verfasser nicht bekannt geworden ist, hätte z. B. da schon mancherlei Kontrolle und Einschränkung geboten.[3])

Der Inhalt des Buches ist in einem Worte eine ganz schwarz gemalte Darstellung der russischen Finanz- und Volkswirtschaft. Sie mündet daher in den lebhaften Appell aus, daß keine neue russische Anleihe an deutschen Börsen künftig mehr zugelassen werde, gegen die der Verfasser aus nationalen und sozialen Gründen Einspruch erhebt. Ich sagte schon, daß die dafür zum Beleg mitgeteilten Tatsachen neues nicht bringen. Über die Schwäche der Hauptgrundlagen der russischen Finanzen, über die furchtbare agrarische Krisis im Lande, über den nicht bodenständigen, künstlichen Charakter seiner durch den Schutzzoll aufgezogenen Industrie ist man sich doch im großen ganzen einig. Und daß der russische Staat augenblicklich in Konvulsionen erbebt, die sein Innerstes erschüttern, das unterliegt ja auch keinem Zweifel. Aber statt mehr oder namentlich minder sichere Betrachtungen[4]) darüber aufzustellen, wann deshalb der totale Bankerott eintreten muß, erinnern wir doch lieber an die Tatsache der russischen Geschichte, daß Rußland seine Krisen und Niederlagen immer überraschend gut überstanden hat, und an die andere Tatsache der russischen Gegenwart, daß trotz allem der russische Staatskredit noch unerschüttert ist, jedenfalls weniger angegriffen als der japanische. Die Tatsache läßt sich doch nicht wegleugnen, daß das russische Reich das Vertrauen, das in jeder Kreditgewährung liegt, bisher gerechtfertigt hat und daß das internationale Kapital in diesem Vertrauen erheblich noch nicht gestört ist. Ist dafür lediglich die Spekulation der Grund und der hohe Emissionsgewinn bei den russischen Anleihen, die die Banken dann von sich auf die breiten Massen abwälzen?

Diese Frage führt uns zu dem Hauptfehler an Martins Buche: der Maßstab, den er an seinen Gegenstand anlegt, ist der des Privatmanns und des Privatkapitals. Sehr gerechtfertigt im Interesse des deutschen Rentenkäufers! Aber reicht der denn aus bei der Bewertung einer Weltmacht, wie der russischen? Martin zitiert öfter Valentin Wittschewskys ganz vortreffliches Buch: „Rußlands Handels-, Zoll- und Industriepolitik von Peter dem Großen bis auf die

---

[2]) Dasselbe gilt für Lehmann-Parvus, „Das hungernde Rußland".

[3]) Nur darauf hinweisen möchte ich, daß das Buch auch offenbar sehr rasch entstanden ist. Es finden sich merkwürdige Widersprüche und auch ganz unverständliche Sätze (wie S. 186).

[4]) In Prophezeiungen ist der Verfasser überhaupt sehr sicher und bestimmt.

Gegenwart".[5]) Daraus aber (oder auch aus dem eben erschienenen trefflichen Werke Hettners[6]) „Das europäische Rußland") hätte er den Unterschied zwischen einer wirklich politischen Auffassung, die historische Maßstäbe verwendet, und der seinigen, die die eines Tageszeitungsartikels ist, ersehen können. Beide, Wittschewsky wie Hettner, verwenden auch sehr reichlich und mit vollstem Recht die schwarze Farbe, aber ihre Bilder erscheinen anders, weil sie in einem großen Zusammenhang gesehen sind. Wer die russische Volkswirtschaft kritisiert, sollte auch wissen, in welchem Tempo sie seit Aufhebung der Leibeigenschaft vorangegangen ist. Wer die russischen Finanzen kritisiert, soll nicht vergessen, wie verhältnismäßig rasch die Durchführung der Goldwährung und die Beseitigung des Defizits gelungen ist; wo Martin darauf kommt, muß er ja auch die Verdienste der großen Finanzminister, insonderheit Wittes, anerkennen. Und wer so sicher von der Hoffnungslosigkeit in der russischen Landwirtschaft spricht, sollte auch auf die gewaltigen, noch schlummernden Hilfskräfte in dem Riesen-Lande ausführlicher hinweisen.

Zu deren Erschließung aber waren und sind notwendig die Eisenbahnbahnpolitik und wenigstens z. T. die Expansionspolitik; deren Kern es ist: den Anschluß an den eisfreien Hafen, das Meer, den Weltverkehr und damit die Vorbedingungen einer modernen Weltmacht zu gewinnen. Für diese recht eigentlich staatlichen Notwendigkeiten aber hat Martin kein Verständnis. Darum sind seine Erörterungen über die Politik Rußlands und Japans und ihre Zukunft — ich vermag keinen anderen Ausdruck zu finden — einfach Kannegießerei.[7]) Den „Wahn" oder die „Orgie" der russischen Weltpolitik u. ä. vollends sollte ein Mann von seinem Range der linksstehenden Presse überlassen. Die Auffassung, die in der russischen Kolonialpolitik nur das Werk einer ehrgeizigen Spekulantenclique, — die daran ja gewiß auch sehr stark beteiligt ist — sieht, ist nicht haltbar. Wie ihre Geschichte zeigt, liegen ihr auch allgemeine Interessen und Notwendigkeiten zu Grunde, und auf ihnen beruht die Tragik, die in gewissem Sinne auf Rußland ruht. Ohne einen ungeheuren Verlust an Prestige kann es diese Politik gar nicht aufgeben, und es würde sich damit nicht einmal die Sicherheit, im Inneren Ordnung und Blüte zu schaffen, erkaufen. Aber diese Politik legt dem Volke, das nach seiner wirtschaftlichen und geistigen Struktur dafür noch gar nicht reif war und ist, Opfer auf, die an seinem Marke zehren. Die Frage ist eben: wird die allgemeine Leistungsfähigkeit des russischen Volkes und der russischen Erde groß genug sein, um diese furchtbare Spannung zu ertragen, bis der Grad politischer und wirtschaftlicher Reife erreicht ist, bei dem sie sich von selbst löst? Zu diesem Ziele kann aber Rußland ohne die starke Anspannung seiner

[5]) Berlin, E. S. Mittler. 7,50 Mk.

[6]) Leipzig, B. G. Teubner. 4 Mk.

[7]) Beispiele: S. 29: „Der räumlichen Ausdehnung Rußlands dürfte für alle Zeiten ein Ziel gesetzt sein." Oder die Aufforderung an die Russen, sich an den Baikalsee zurückzuziehen. Das stärkste Stück ist das 2. Kapitel vom Deutschenhaß als einer Hauptursache der russischen Niederlage. — Übrigens reichen hier nicht einmal die allgemeinpolitischen Kenntnisse des Verfassers aus. Die Japaner haben sich nicht „im Jahre 1895 damit begnügt, Formosa den Chinesen abzunehmen", sondern sind durch die Koalition von Rußland, Deutschland und Frankreich zu dieser Genügsamkeit gezwungen worden.

Kreditfähigkeit nicht kommen, und unter diesem Gesichtspunkt ist auch die Sonderfrage der Anleihen zu entscheiden, die darum nicht so einfach ist, wie für den der nur auf die Tagesereignisse und das, was in der Revolutionsliteratur steht, starrt.

Dieser entscheidende Mangel in der Betrachtungsweise läßt darum nun auch Martin das staatliche Interesse Deutschlands bei der Beurteilung der Zulassung der letzten russischen Anleihe und eventueller künftiger durchaus vergessen, wie denn auch deshalb die politischen Betrachtungen des Verfassers mit Recht in der rechtsstehenden Presse zurückgewiesen worden sind. Durch ihre feste und klare Haltung der wohlwollendsten Neutralität im Kriege mit Japan hat die deutsche Reichsregierung unzweideutig bewiesen, daß sie an der Bismarckschen Tradition eines Freundschaftsverhältnisses mit Rußland festhält. Der deutsche Kaiser hat ferner durch die Zusammenkunft von Björkö und durch seine (durch das Telegramm des Präsidenten Roosevelt auch authentisch erwiesenen) Bemühungen um das Zustandekommen des Friedens den in Frage kommenden Kabinetten und einem geradezu unzurechnungsfähigen Teile der Presse seines eigenen Landes gezeigt, daß das deutsche Reich nicht das mindeste Interesse an einem völligen Zusammenbruche Rußlands hat. In dies politische System, an dem in dem wohlverstandenen Interesse des deutschen Reiches selbst durch Kaiser und Reichskanzler festgehalten wird, gehörte aber auch herein der Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrags vom 15./28. Juli 1904 und gehörte die Zulassung einer russischen Anleihe auf dem deutschen Geldmarkt. Denn derartige Abschlüsse sind heutzutage ebenso gut politische Akte wie wirtschaftliche. Die Zeit ist heute vorbei, in der politische Freundschaft und wirtschaftliche Gegensätze ruhig nebeneinander bestehen konnten, wie es noch unter dem Fürsten Bismarck der Fall war. Dazu ist heute die Intensität und Enge der weltwirtschaftlichen Beziehungen viel zu groß geworden, dazu stoßen sich die Gegensätze der Konkurrenz viel zu stark. So aber betrachtet, rückt nun unsere ganze Frage in ein anderes Licht.

Es ist nicht anzunehmen, was Martin fortwährend variiert, daß der Staatsbankerott Rußlands in kurzer Zeit eintreten muß, weil die Symptome seines inneren Lebens dafür sprechen. Denn dazu ist das Interesse seiner Gläubiger in Europa bereits zu groß geworden. Vor allem Frankreich kann es auf einen solchen Zusammenbruch einfach nicht ankommen lassen. Man kann doch auch einen Staat wie Rußland, wenn er seine Zinszahlungen einstellt, nicht unter internationales Kuratel stellen, wie Griechenland oder Egypten. M. a. W.: Die internationale Gläubigerwelt wird in ihrem eigenen Interesse und in dem Vertrauen auf die natürlichen Hilfsquellen des Zarenstaats diesen solange unterstützen, bis jene oben charakterisierte Spannung sich gelöst hat. Rußland ist in die Bahn des modernen Industriestaats eingelenkt und wird in ihr weiterschreiten. In diesem Prozeß und in der Erschließung des gewaltigen und reichen Landes aber wird der deutsche Gewerbfleiß und Handel vor allem eine Rolle zu spielen bestimmt sein, der zunächst einmal schon geographisch der nächste ist und hinter dem das wieder gefestigtere gute politische Verhältnis beider Staaten steht. Es sind Wechsel auf lange Sicht, die damit von deutscher Seite ausgestellt werden. Aber, ich denke, man spricht in unserer deutschen Handelswelt auch heute noch mit Recht vom „wagenden Kaufmann?"

Alle diese Gesichtspunkte hätte eine Schrift über die russischen Finanzen zu berücksichtigen, und für eine solche, umfassende und das gewaltige, schon vor-

liegende Material ernst und ruhig verarbeitende Kritik hätte das deutsche Volk nur dankbar zu sein. Denn nichts liegt mir ferner, als die prekäre Lage Rußlands, für die jeder Tag und jedes russische Zeitungsblatt Belege bringt, zu unterschätzen. Aber mit einer einseitigen Agitations- und Tendenzschrift, die nicht einmal neues Material bringt, ist uns nicht gedient. Das aber ist das Martinsche Buch. An seinem ehrlichen, patriotischen Wollen ist keinen Augenblick zu zweifeln; denn daß ihm dieses die Feder geführt hat, spürt jeder Leser seiner Ausführungen. Aber weder der politische Blick noch die tatsächlichen Kenntnisse haben ausgereicht, und so wird das Buch nur neue Verwirrung stiften und, ungewollt, lediglich den Richtungen in unserem Staatsleben dienen, die aus ganz anderen Gründen als der Sorge für den deutschen Geldbeutel Feinde des russischen Staates sind und darum kein Verständnis für die russische Politik unserer Regierung haben.

Es ist nun aber nur selbstverständlich, daß das deutsche Kapital sich dem russischen Anleihebedürfnis nicht etwa aufdrängen und daß auch die deutsche Regierung das nicht mit aller Macht unterstützen soll. Was wünschenswert ist, ist auf der Grundlage unserer politischen Beziehungen die Anbahnung fester wirtschaftlicher Beziehungen, für die jedoch der kaufmännische Gesichtspunkt, das Interesse des Geschäfts und der geschäftlichen Kalkulation maßgebend sein müssen. Sehr kaufmännisch ist es aber doch wohl nicht, wenn man den, mit dem man Geschäfte machen will und kann, vorher mit schwärzester Farbe als Bankerotteur hinstellt. Für Anleiheverhandlungen schließlich, die doch nur ein besonderer Teil solcher Beziehungen sind, ist es Pflicht der Reichsregierung, der unabhängigen Presse und des Urteils der Sachverständigen, Vorteil und Nachteil abzuwägen unter Beachtung aller Gesichtspunkte, sowohl der von Martin einseitig unterstrichenen, wie der andern, die hier skizziert wurden.

Und nun zum Schluß: auf S. 251 heißt es: „Deutschland steht am Scheidewege! Wenn Deutschland jetzt die Hand auf den Beutel hält, so sichert es sich einen größeren politischen und wirtschaftlichen Vorteil, als ihn ein glänzend gewonnener Feldzug einbringen könnte. Für Generationen hinaus wird es unmöglich sein, daß Frankreich und Rußland gegen Deutschland Krieg führen. Das mit russischen Werten überlastete Frankreich wird das zivilisatorische Werk, das es in Tonking, Madagaskar, Algier, Tunis betreibt und in Marokko betreiben will, aus Mangel an Geldmitteln aufgeben müssen. Tritt aber in 6 Jahren oder später der russische Staatsbankerott ein, so wird Frankreich, durch die finanziellen Schläge gebeugt, auch auf seine politischen Ambitionen im Auslande notgedrungen verzichten."

Sind diese bestechend klingenden Sätze nicht ebenso einseitig wie das ganze Buch? Besteht denn das europäische Staaten-System von heute nur aus Deutschland, Frankreich und Rußland, und ist die Kriegsgefahr von Frankreich und Rußland her die einzige Sorge für den deutschen Staatsmann? Haben wir denn ein Interesse daran, daß dann Frankreich seine kolonisatorischen Pläne in Afrika und Rußland die seinen in Asien aufgeben muß? Ich denke, es genügt, diese Fragen aufzuwerfen und sich ihre Konsequenzen auszudenken, um vor allem auch diesen politischen Haupttrumpf des Verfassers durchaus abzulehnen!

Bücher und Menschen.

Von

Adolf Bartels.

I.

Max Freiherr von Münchhausen, Eckhart von Jeperen. — Kurt Aram, Schloß Ewich. — Arthur Sewett, Die Kirche siegt!

Noch zu keiner Zeit dürfte Deutschland so viele Weltverbesserer aufgewiesen haben, wie in unsern Tagen. Nicht nur, daß eine ganze große Partei den völligen Umsturz der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung und die Begründung eines neuen Gesellschaftsdaseins plant, zu der die geschichtliche Erfahrung der Menschheit auch nicht die Spur richtunggebender Normen bietet (denn die kommunistischen Urchristengemeinden und die altgermanische Flurgemeinschaft dürften hier kaum in Betracht kommen), auch zahllose einzelne „Schwärmer" geben sich in der Gegenwart mit dem Geschäft der Weltverbesserung ab, und es wird kein Gebiet des öffentlichen und des privaten Lebens existieren, das nicht bereits zur gründlichen Umgestaltung in Aussicht oder gar in Angriff genommen wäre. Weder Staat noch Kirche, weder Recht noch Sitte, weder Schule noch Häuslichkeit, weder Liebe und Ehe noch Kindererziehung und Nährweise befriedigen die heutige Menschheit so, wie sie sind, alles soll anders und besser werden, und die Zahl der revolutionieren oder reformieren wollenden Bücher, Denkschriften und Zeitungsaufsätze ist Legion. Dabei erfreut sich das deutsche Volk heute einer politischen und geistigen Freiheit und auch eines materiellen Wohlstandes, wie sie ganz zweifellos im Verlauf einer zweitausendjährigen Entwicklung nie größer gewesen sind. — Nun ist ja sicher, daß eine gewisse Unzufriedenheit dazu gehört, wenn ein Volk im beständigen Fortschritt verbleiben soll, und daß das Metier des Weltverbesserers, des berufenen und des unberufenen, nie gänzlich aussterben wird. Woher aber das Überhandnehmen der Unzufriedenheit und der konfusen Schwärmerei, die auch außerhalb der Sozialdemokratie beinahe schon gemeingefährlich werden, gerade in unserer Zeit? Ist nicht doch etwas, ist nicht vielleicht sogar sehr vieles faul im Staate Deutschland? Meine Ansicht ist, daß die Unruhe und das Unbehagen, das bei uns weite Kreise, ja, in gewisser Beziehung das ganze Volk erfaßt haben, sich nicht aus unseren Zuständen, sondern aus unserer Geistes- und Seelenverfassung erklären, nicht materielle, sondern psychische Ursachen haben. Wir haben seit dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges, wo die neuere deutsche Geschichte beginnt, eine ganz ungeheure geistige und seelische Entwicklung durchgemacht, die kaum je unterbrochen worden ist und den geistigen Nährboden des deutschen Volkes so nach und nach erschöpft hat.

Um bestimmter zu reden: Wir haben in dem letzten Vierteljahrtausend eine solche Fülle bedeutender Individuen hervorgebracht, daß sich nun ein gewisser Mangel an ihnen bemerkbar macht, und da nun die berufenen geistigen Führer fehlen, treten eben erregte Mittelmäßigkeiten, „Schwärmer" für sie ein. Natürlich wird man diese Behauptung bestreiten, ich gebe sie auch nur mit Bedenken, als möglichen Erklärungsversuch; soviel ist aber gewiß, daß, während unsere geistige und seelische Entwicklung ihren gewaltigen Kreislauf beschrieben hat, alle älteren Anschauungs-, Gefühls- und Lebensformen abgenutzt worden sind, so daß man wenigstens den Eindruck haben kann, als wäre der geistige Bankerott da. Im besonderen der Liberalismus, der die letzte Phase der deutschen Entwicklung seit dem dreißigjährigen Kriege darstellt, hat auf völkischem, geistigem und seelischem Gebiete nur zerstört, etwas Neues ist aber statt seiner noch nicht gekommen; denn die Sozialdemokratie ist ja geistig völlig von ihm abhängig und selber ganz unproduktiv. Um ein bestimmtes Beispiel zu bringen: Es wird doch niemand behaupten wollen, daß der Häckelsche Monismus ein philosophisches, ein Weltanschauungs-Novum bedeute, für die geistige Entwicklung im höchsten Sinne irgendwie in Betracht komme. Aber auch der größte Geist unserer Zeit, Friedrich Nietzsche, besagt, wie ich glaube, positiv nicht sehr viel, er hat, wie ich früher einmal sagte, „alle Schlachten der deutschen Entwicklung in seinem Geiste noch einmal geschlagen" und mit den alten demokratischen Idealen aufgeräumt, aber das Neue ist bei ihm doch nur in sehr embryonalem Zustand vorhanden und kann für das deutsche Volk als Ganzes schwerlich besondere Bedeutung gewinnen. Also, das alte deutsche Weltbild und die ihm entsprechenden Lebensformen sind zerfallen, Ersatz (etwa die auf der Rassentheorie und dem Rassegefühl neu begründete ausgeprägte nationale Weltanschauung, die wir erhoffen) ist noch nicht da, und da der Mensch nun eben doch nicht von Brot allein lebt, haben sich jenes Unbehagen und die nervöse Erregung eingestellt, die das Aufkommen der Schwärmer und Weltverbesserer begünstigen. Das Richtige wäre nun: Quieta non movere, damit die nationale geistige Führer und wirkende Männer schaffende Kraft in Ruhe erstarke, aber unglücklicherweise ist sehr viel äußere Bewegung in unserer Welt, sie steht unter der Herrschaft des Industrialismus und im Zeichen des Verkehrs, und so ist die Zeit der Erstarkung des nationalen Volksbodens nicht sonderlich günstig, wie denn auch eine körperliche Erschöpfung (Abnahme der Geburten!) eingetreten ist. Daher auch die oft bittere Sorge der Besten unserer Zeit.

Selbstverständlich spiegeln sich die eben geschilderten Dinge auch in unserer Literatur, die einen großen Mangel an starken Persönlichkeiten und wahrhaft schöpferischen Kräften aufweist, aber sehr aufgeregt, bunt und vielseitig ist und mehr als früher das Leben unmittelbar zu beeinflussen strebt. Reine Darstellung also ist selten, überall findet sich Tendenz, und wenn auch große Weltanschauungsdichtungen nicht vorhanden sind, da wir eben Menschen mit großer Weltanschauung nicht haben (wohl aber viele mit großen Worten), die Weltverbesserungsbestrebungen treten auch hier, beispielsweise im Roman, mit vieler Vehemenz und nicht ohne Anschaulichkeit zutage, da die weit verbreitete virtuose Technik, das Erbteil im tiefsten Grunde unproduktiver Perioden, ihnen ein schätzbares Hilfsmittel zur Verlebendigung bietet. Nach zwei Seiten geht natürlich in solchen Zeiten die Tendenz: Erstens will sie das morsche Alte durch Satire vernichten, und in der

Tat ist ja fast alle moderne Literatur der letzten Jahrzehnte, alle naturalistische wenigstens, in einem weiteren Sinne Satire gewesen; zweitens will sie ein Idealbild des Kommenden oder Erhofften aufstellen, und da das natürlich sehr schwer ist, greift sie zum Prophetismus, von dem denn auch in dem Symbolismus ein gut Teil steckte. Seltener ist es, daß man sein Ideal aus dem wirklichen Leben herauszuarbeiten versucht, aber in letzter Zeit, in der ja der biographische Roman überhaupt einen Aufschwung genommen hat, ist auch das unternommen worden, und von zwei Werken solcher Art möchte ich heute an dieser Stelle zunächst reden.

Max Freiherr von Münchhausen hat in „Eckhart von Jeperen" (Dresden, Carl Reißner) den Nietzsche- oder richtiger den Nietzscheaner-Roman unserer Zeit zu schaffen versucht — Nietzsche selber ist ja bereits öfter, so von Adolf Wilbrandt, zum Gegenstand der Darstellung gemacht worden, aber dabei kann natürlich immer nur ein historisch-psychologisch-poetisches Werk herauskommen, die Darstellung der Zeitbewegung, die sich an Nietzsche anschließt, muß den Meister im Hintergrunde lassen. Der Roman Münchhausens ist der Form nach biographischer Entwicklungsroman von fast wissenschaftlicher Haltung; beispielsweise wird die Vererbung von Vater- und von Mutterseite her genau auseinander zu halten versucht. Gehen wir zunächst auf den Zeitgehalt ein, so treffen wir auf allerlei Darstellungen, die nicht ohne Wert sind. So konstatiert auch Münchhausen die Unruhe und das Weltverbesserungstreiben unserer Tage: „Alle Anwesenden waren von einem oft konfusen und den entgegengesetztesten Zielen zustrebenden, aber doch völlig reinen Idealismus beseelt. Die Wirklichkeit wurde mißachtet und geschmäht, und die übertriebensten und unmöglichsten Ziele wurden von ihnen vorgerückt und übermäßig gepriesen. Von der gleichen philosophischen Weltanschauung (der Schopenhauers) ausgehend, verkündete jeder ein anderes Evangelium für die als allgemein leidend angenommene Menschheit. Der wollte durch Geisterbeschwörung (Spiritismus), der durch völlige Befreiung, der durch völlige Knebelung des Individualismus diese Leidensmenschheit kurieren. Andere kritisierten vehement, ohne irgend welche feste Ziele; und wieder andere verkündeten aus der eignen wirren Phantasie gesponnene abstrakte Theoreme, zu denen jeder Inhalt fehlte. Im Gefolge eines zu Beginn des Abends gehaltenen Vortrages wurde in einer Diskussion dieser Wirrwarr von Meinungen wie ein geistiger Hexensabbath rege." Von hier aus versteht man natürlich die Flucht zu Nietzsche: „Diese Bücher sprachen beide geistigen Seiten seines Wesens an, seinen forschenden Verstand und seine künstlerische Empfindung. Denn in ihnen behandelte ein Philosoph die tiefsten Probleme des menschlichen Denkens in einer vollendeten Form. Mit künstlerischer Schöpferkraft gab er aus den Resultaten des schärfsten Suchens ein neues Weltbild, das Eckarts Sinne entflammte. Alles war da Meilenfernen weiter gedacht als bisher, und all die Widersprüche, die im modernen Leben ungelöst sich noch zeigten, fanden da ihre Lösung. Stärkung und Erhöhung des Lebens war der Grundgedanke, von welchem aus der Philosoph sein neues Weltbild schuf und in diesem allem Gesetze gab. Und diese selbst waren in einer wundervollen Sprache geschrieben. Wie im Beginn der Bibel der Geist Gottes über dem Chaos lag und durch sein Wort das Licht über diesem erschuf; so schuf hier der Geist Zarathustras, hoch über dem Wirrwarr der Gegen-

wart schwebend, durch sein bloßes Wort das neue Licht, das alle Finsternis durchbrach und das Licht von dem Dunkel und das klare Feste von den verworrenen Fluten trüber Empfindungen trennte. Ein Prophet war hier, der in großartigen Sätzen und einer Donnerstimme kommenden Jahrhunderten ihre neue Richtung gab; das fühlte Eckart, und er war von dieser Empfindung begeistert." Wir wollen nicht diese Begeisterung kritisieren, wollen nicht untersuchen, ob Nietzsche das wirklich ist, was seine Anhänger glauben. Aber das müssen wir feststellen, daß das Nietzschetum, soweit es sich in diesem Roman in Leben umsetzt, weiter nichts als das übliche Ästhetentum ist, das nicht bloß die äußeren Dinge, sondern auch die Beziehungen von Mensch zu Mensch bewußt „schön" gestalten will. Hier der Beweis: „Eckart war sich schon jetzt, ehe noch die Erfüllung dieser Liebe zu Alexandra eingetreten war, über das Vorübergehende derselben klar geworden. Er war entschlossen, jede ihrer Phasen, ihr Steigen, ihre Höhe, ihren Abschluß in der eigenen Hand zu halten, sich durch nichts fortreißen zu lassen, was den harmonischen Verlauf dieser Liebe stören konnte. Doch wollte er zugleich an Feinheit in die Liebe legen, was in sie zu legen war. Der Trieb sollte zu seiner Erfüllung kommen, doch nicht blind, sondern sehend! Jede Schönheit, die diese Erfüllung bieten konnte, wollte er genießen! Ja, er wollte aus der Fülle seines Geistes die Erfüllung dieses Triebes noch mit Schönheit überladen!" Das ist mir, und ich hoffe jeder gesunden Natur, nicht bloß unsympathisch, sondern beinahe ekelhaft, lieben soll und kann man zuletzt nur aus dem Unbewußten heraus, wobei viel mehr in Aktion treten kann als der bloße Trieb. Überhaupt, die Menschheit muß auch aus dem Unbewußten heraus leben, wenn sie das nicht mehr tut, ist sie in der Dekadence. Auch was sonst noch für das Nietzscheanertum Eckart von Jeperens charakteristisch ist, seine Verachtung seiner Standesgenossen („Brave Krautjunker und fromme Landpomeranzen! die in engen, selbstsüchtigen Interessen aufgingen und deren höchste, meist auch nur theoretisch von ihnen vertretenen Ideale in einer veralteten Königstreue, einem blassen Patriotismus und einem mißverstandenen und für eigene Zwecke zurechtgemachten Christentum lagen. Sie waren beschränkt, kleinlich, klatschsüchtig und eingebildet. Dazu oft noch roh genußsüchtig und im ganzen Geister zweiten Ranges, die den kürzesten Besuch nicht lohnten"), seine Verkennung des Preußentums und Absprecherei über das Deutschtum („Welches Volk — die Italiener — nach der verschwommenen charakterlosen Physiognomie, dem blöden Ausdruck und der umständlichen Schwerfälligkeit des deutschen durch seine charaktergemäßen Züge, seine lebendige Art und Gewandtheit besonders anmutet") machen uns das Nietzscheanertum nicht sympathischer, um so weniger, als das Positive fehlt. Denn das Vorzeigen künstlerischer Werke und das Halten geistreicher Vorträge, das Eckart bereichert und verfeinert, erscheint uns in der Hauptsache, für die Erhaltung der nationalen Kraft, auf der alle Kultur beruht, ziemlich unwesentlich, und ob das Leben und Lieben in Freude und Schönheit, das gepredigt wird, irgendwie wertvolle Ergebnisse, auch nur ein notdürftig gesundes Geschlecht zeitigen wird, ist noch einigermaßen zweifelhaft. Meiner Ansicht nach wird das moderneuropäische Ästhetentum in den Stürmen ernster Zeit, die sicherlich kommen, einfach „zusammenklappen", wohl verstanden, nicht Herr von Münchhausen, dem seine alte niedersächsische Herkunft wohl den nötigen Halt verleihen wird, aber

alles, was seinem Helden Eckart von Jeperen gleicht. Um noch einige Worte über den ästhetischen Wert des Romans zu sagen: Er ist eine feine Dilettanten-Arbeit, etwas manieriert — man findet in solchen Werken, wenigstens stellenweise, immer den „Ludolf Ursleu“ von Ricarda Huch wieder —, oft stark begrifflich, wenig anschaulich, aber doch im ganzen eine klare Entwicklung gebend und dadurch wertvoll, auch interessant. Frauen werden sich dadurch abgestoßen fühlen, daß das sexuelle Leben so nackt dargestellt wird, aber da alles Reizende fehlt, kann man das Werk deshalb nicht unsittlich schelten, zumal das Sexuelle hier auch notwendig ist; denn natürlich muß ein moderner Ästhet die Weiberschule durchlaufen. Für deutsche Männer ist es nicht in dem Maße notwendig.

In einem bestimmten Gegensatz zu Münchhausens Roman, der das moderne einseitig-aristokratische Lebensideal aufstellt, steht Kurt Arams „Schloß Ewich“ (Egon Fleischel, Berlin), ein Werk, das uns ein wenig an die Volkserziehungsromane der Aufklärungszeit, etwa an Zschokkes „Goldmacherdorf“, erinnert und jedenfalls ein demokratisches Ideal hat, von der modernen städtischen Kultur nicht allzu viel hält, sondern die Rückkehr aufs Land und soziale Betätigung daselbst predigt. Das ist ja nun ganz hübsch und zeitcharakteristisch genug; denn wenn schon ein Literat, der, wie sich oft genug verrät, im Grunde im radikalen Lager steht, an der Dauerbarkeit unserer heutigen Zustände verzweifelt und zu den Agrariern flüchtet, so ist das doch ein nicht zu unterschätzender Beweis dafür, daß wir Konservativen mit unserer Anschauung von den Gefahren der heutigen industriellen und großstädtischen Entwicklung recht haben. Doch wollen wir die Bundesgenossenschaft aus dem radikalen Lager nicht überschätzen, Aram hat doch den wirklichen in der Gegenwart vorhandenen Gegensatz, den zwischen Industrialismus und Landbauertum, nicht scharf herausgebracht, sondern ihm einen anderen untergeschoben. „Der Roman,“ sagt der Waschzettel der Firma Fleischel, und der muß es ja wissen, „ruht auf einer starken Sehnsucht nach der Natur und einem in ihr geborenen Leben. Die Sehnsucht äußert sich nicht lyrisch, sondern spricht aus der besonderen Art, wie Kurt Aram das Problem seines Romans ausgestaltet. Es handelt sich sozusagen um den Kampf zwischen einer bestimmten Art großstädtischer und ländlicher Lebensauffassung und Lebensführung. Als Repräsentant der ersten gilt der junge Baron Albrecht, der in der Unrast des Berliner Lebens groß geworden, dies Leben des nicht arbeitenden, sondern genießenden Berlin für das einzig ihm mögliche und menschenwürdige hält. Dem gegenüber stehen sein Onkel Joachim, Frau Ruth und Regina, beider Tochter, die auf dem Lande, auf Schloß Ewich in Harmonie leben und reifen. Die Gegensätze platzen aufeinander, als Albrecht gegen seinen Willen auf Schloß Ewich leben muß. Nun erleben wir den Kampf der beiden Lebensanschauungen im kleinen Kreis dieser Menschen und in all seinen äußeren, inneren und intimsten Wirkungen, zumal es zugleich ein Kampf zwischen Albrecht und Regina wird. — Der Roman will nicht nur im gewöhnlichen Sinne unterhalten, sondern zugleich ein bestimmtes Lebensideal gestalten. So liegt wohl auch in dem Namen des Schlosses eine Art Symbol. In dem ständigen Widerstreit zwischen der Hyperkultur des Genußmenschen und dem ruhigen, tatkräftigen Leben des mit der Natur und ihren Wünschen Einsgewordenen trägt Mutter Natur doch immer wieder den Sieg davon, sie ist das Schloß Ewich, das in allem Wirrwarr fest-

steht und jedem, der in und mit ihm lebt, Kraft und Klarheit verleiht." Sehr wahr, lieber Waschzettel, nur daß „der ständige Widerstreit zwischen der Hyperkultur des Genußmenschen und dem ruhigen, tatkräftigen Leben des mit der Natur Einsgewordenen" gar nicht existiert oder jedenfalls keiner Darstellung lohnt, denn über diese Genußmenschen pflegt die Natur sehr rasch hinwegzugehen, indem sie sie ganz einfach zu Grunde gehen läßt. Nein, der Gegensatz unserer Zeit ist nicht der zwischen der genießenden Stadt und dem arbeitenden Land, sondern zwischen dem auf jede Weise geldmachenden Industrialismus (zu dem auch Handel und Börse gehören) und dem von der Natur abhängigen Landbauertum, das es nur zu sehr bescheidenem Verdienst bringt. Arbeiten tut auch die Stadt, vielleicht intensiver, jedenfalls fieberhafter als das Land, und da es sich dann entschädigen will, verfällt es dem ungesunden Genuß, aber die Kreise, die ganz allein diesem leben, sind nicht charakteristisch für die Stadt. Darin hat es Aram versehen, und so ist auch sein Albrecht nichts weniger als ein Vertreter der Stadt geworden, sondern nur der Vertreter eines bestimmten Berlinertums, das für ernste Leute in Deutschland überhaupt kaum existiert. „In wenigen Tagen würden die Reichstagswahlen sein. Alle Welt sprach davon. Man konnte ordentlich nervös werden. Hier? Als gäbe es derlei überhaupt nicht, als ginge es einen gar nichts an, ob zwanzig Sozialdemokraten mehr in den Reichstag kämen oder nicht. Kürzlich war eine neue Sängerin entdeckt worden. In allen Salons, in denen man bisher von der Duncan gesprochen, sprach man jetzt von ihr. Wie wohl diesmal die Sezession ausfallen würde? Sicherlich hatte der Kaiser inzwischen wieder eine große Rede gehalten, die Aufsehen machte. Gerhart Hauptmann sollte an einem neuen historischen Drama arbeiten. Ob er es Brahm wohl schon vorgelesen hatte?" Gewiß, das soll die oberflächliche Vielseitigkeit des Großstädters satirisieren, aber Aram vergißt, daß das übliche Kunstgeschwätz selbst in Berlin nicht ernst genommen wird, und andererseits, daß der Hintergrund der „zwanzig Sozialdemokraten mehr im Reichstag" doch auch das Land sehr stark interessiert. Er hat sich seine Aufgabe überhaupt etwas leicht gemacht, die Gegensätze, eben weil sie keine echten waren, noch übertrieben: sein Albrecht ist zuletzt ein Lump, an dessen Besserung wir durchaus nicht glauben, und sein Oheim Joachim ein ganz unerträglicher Klugschwätzer, dem in Wirklichkeit Frau und Kind längst durchgegangen wären, nur um seine Weisheit nicht mehr anhören zu müssen; ebenso erscheint mir sein Landvolk wenig echt, und die Bohème in dem Berliner Künstlerhaus ist doch Karikatur! Überhaupt kommt das ganze Werk nicht aus dem Leben, es ist konstruiert, nüchtern-verstandesgemäß auf dem Grunde scharfer, aber doch zuletzt nur halbwahrer Beobachtung, und nüchtern-verstandesgemäß ist auch die Ausführung. Doch ist Aram ein guter Kopf und gewandter Schriftsteller, psychologische und gedankliche Einzelheiten sind oft sehr richtig, auch einzelne Szenen wirklich gegenständlich geworden, und ein nicht unwichtiger Beitrag zur Charakteristik unserer Zeit bleibt der Roman immerhin. Ich will noch die folgende Stelle, die einen Klub verkommener Individuen in Berlin, den Ölklub, erklären soll, herausheben: „Die meisten dieser Leute stammten aus gut bürgerlichen Familien, alle hatten das Gymnasium absolviert und sich dann ihrem humanistischen Bildungsgang ganz entsprechend ein Studium gesucht. Es waren helle Köpfe unter ihnen, und ich glaube (Oheim Joachim spricht), daß

sie bald merkten: mit unserem ganzen Wissen, unserer ganzen Bildung sind wir auf ein totes Geleise geraten. Da stehen wir nun, und keine Katz kümmert sich um uns. Chemie, Physik, Naturwissenschaften, Technik, das ist Trumpf. Sie beherrschen die Welt, sie nützen der Welt. Wir auf dem Lande haben ja auch Vorteil davon. Aber was nützt H_2O_4 dem Cicero, was bedeutet Röntgen für das Verständnis des Thucydides? Die kleinste Entdeckung, das kleinste Patent auf die kleinste Erfindung sind heute mehr als der ganze Plato und das klassische Latein. Die Humanisten kennen zwar alle Details der punischen Kriege und alle Einzelheiten der griechischen Gesetzgebungen und Verfassungen, aber Nationalökonomie ist ihnen ein Buch mit sieben Siegeln, und die unscheinbarste chemische Formel bleibt ihnen unverständlicher als die Dialektik des Aristoteles. Sie laufen einfach hinter der Zeit her und können nicht mit, denn zum Umlernen und wieder von vorn Anfangen ist es zu spät. Industrie! heißt das Feldgeschrei. Krupp, Siemens und Halske, das klingt jetzt viel gewichtiger als selbst Goethe und Schiller. Bremen, Hamburg, das fällt viel bedeutsamer ins Ohr als Weimar. Der Techniker, der Kaufmann übernehmen die Führung, die wollen auch mal drankommen, und ihre Zeit ist da, dünkt mich. Die humanistische Bildung ist entthront, für eine Weile wenigstens. Das Wort vom Dichter und Denker paßt nicht mehr. Rechner und Techniker muß es heißen. Ich glaube, kommt man zu dieser Erkenntnis, wenn es zu spät ist, sie für sich noch fruchtbar zu machen, geht einem das nun gar in Berlin auf, wo Deutschlands humanistische Vergangenheit auf Schritt und Tritt eins um die Ohren kriegt, daß es nur so eine Art hat, dann ist der Weg bis zum Oelklub nicht mehr gar so weit. Auch wollen wir nicht vergessen, daß die Leute meist Sprößlinge jenes Bürgertums sind, das die Herrschaft verloren hat. Nur auf dem Lande gibts für solchen Zwiespalt noch Rettung, in der Natur, der weder Technik noch Humanistik die Hauptsache ist. Selbst zum modernen Journalisten taugen die Humanisten nicht mehr." Das sieht nach etwas aus und ist den pädagogischen Weltverbesserern natürlich Wasser auf der Mühle. Für uns ist es freilich bloß zeitcharakteristisch; denn im Grunde ist es doch sehr schief. Oder glaubt man wirklich, daß Chemie, Physik, Naturwissenschaft, Technik wirkliche „Bildung" geben können, glaubt man, daß ein Volk ohne die entsprechende Anzahl wirklich gebildeter Persönlichkeiten existieren kann? Geld verdienen — und darauf läuft die ganze Technik hinaus — ist eine schöne Sache, aber lauter Geldverdiener richten ein Volk zugrunde. Das weiß man auch in England sehr gut und läßt die alten berühmten humanistischen Bildungsanstalten ruhig bestehen. Im übrigen verbummeln die Berliner Studenten nicht wegen ihrer humanistischen Bildung, sondern durch ihre sittliche Haltlosigkeit, die auf dem gefährlichen Boden der Spreestadt absolut keine Gegenwirkung findet, und weiter ist es auch bei humanistischer Bildung zum Umlernen nie zu spät, selbst ein guter Journalist kann man mit ihr werden — mir sind manche bekannt. Ich bin nicht gerade ein Bewunderer des Gymnasiums, es kann an ihm im einzelnen sehr viel gebessert und die nationale Kultur eine viel bedeutendere Stellung in seinem Lehrplan erhalten, aber die deutsche Gesamtbildung auf den Techniker und Kaufmann zuzuschneiden, wäre ein Wahnsinn, der sich schwer rächen würde. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Aram ist insofern vernünftiger als Münchhausen, als er einsieht, daß der animalische, der

unbewußte Untergrund einer Kultur nicht fehlen darf, aber statt des Ästhetentums haben wir bei ihm oder doch bei seinem Helden ein gewisses soziales Banausentum, das auch nicht sehr erfreulich ist.

Er kommt auch auf kirchliche Dinge zu reden, und da der dritte der drei Romane, mit denen wir uns heute befassen, Arthur Sewetts „Die Kirche siegt" (Berlin, Janke), diese als Hauptthema behandelt, wollen wir noch einen Augenblick bei ihm verweilen. Die Kirche ist heute eine Institution, wie jede andere staatserhaltende Einrichtung, meint sein zweiter Held Albrecht. „Man studiert Religion wie irgend ein anderes Fach, wird in ihm bestallt auf wesentlich nicht andere Art wie der Jurist in dem seinen, und nährt sich von seinem Fach wie jeder Staatsbeamte. Daß man trotzdem die Tendenz hat, sich und anderen einzureden, man sei viel mehr als alle anderen Beamten, macht das Fach nicht sympathischer. Steht aber wirklich einmal eine Natur auf, die der Laie für religiös hält, fliegt sie ziemlich sicher aus der Kirche heraus." Demgegenüber wendet Oheim Joachim ein, daß, was historisch am Christentum sei, doch gelernt werden könne, und daß das jeder Mensch heute lernen müsse. „Schon weil das Christentum in der Geschichte viel zu viel bedeutet. Das Christentum aus der Geistes- und Kulturgeschichte eliminieren zu wollen, kommt mir gerade so vor, wie wenn man Napoleon (!) ignorieren und eliminieren wollte aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts. Was man vom Christentum lernen kann, sollen die Kinder lernen. Religion freilich kann man nicht lernen. Der Satz ist furchtbar trivial. Ich seh's all euren Gesichten an, aber es muß immer wieder gesagt werden, denn gerade die Kirche tut in praxi doch stets so, als ob sie Religion lehren könnte. Sonst würde sie zum Beispiel gegen unreligiöse Menschen viel duldsamer sein und ihnen gegenüber nicht immer die persönlich Beleidigte spielen." Ich habe im Gegenteil immer gefunden, daß die unreligiösen Menschen heute gegen die Kirche, was so schlimm nicht wäre, aber vor allem auch gegen ihre religiös gesinnten Mitmenschen unduldsam sind, sie ohne weiteres für Heuchler oder Trottel erklären. Doch wir haben in den eben gebrachten Ausführungen eben auch nur wieder Weltverbesserer-Redensarten. Nein, Religion kann nicht gelehrt werden, Religion ist sogar zuletzt in der Tat Privatsache, aber darum bleibt die Kirche nicht minder wie der Staat eine notwendige Institution der Menschheit, als die Vereinigung aller Lebensformen eines bestimmten Gebietes nämlich, die so oder so immer da sein werden und jederzeit mit wahrhaft religiösem Geiste erfüllt werden können. Darauf kommt es an. Schafft, ihr lieben Protestanten, nur erst bei euch wieder echt religöse Gesinnung, dann wird die Kirche schon wieder so werden, wie sie sein muß, denn gläubige Gemeinden und ungläubige oder auch nur untüchtige Geistliche sind ein Unding, wahre Christen unten und orthodoxe Eiferer oben sind es auch. Aber jeder schreit heute über die Kirche und keiner geht hinein. — Arthur Sewetts Roman „Die Kirche siegt", der, wie man mir sagt, Aufsehen gemacht hat, ist ein Werk, das aus ernstem Geiste kommt und daher willkommen geheißen werden soll. Es handelt von den Konflikten, in die unter den heutigen Umständen auch Geistliche, die es mit ihrem Berufe sehr ernst nehmen, geraten können, doch beruhen die Fälle, die es vorführt, auf verstandesmäßiger Konstruktion und können daher wenig beweisen. Nehmen wir den „stärksten" Fall: Ein streng kirchlich gesinnter Geistlicher begleitet einen Freund, der durch einen „edlen"

Selbstmord geendet, trotz des Einspruchs seiner Vorgesetzten in Amtswürde zum Grabe — nun, da der Selbstmord (eines Arztes) erfolgte, um den Angehörigen unendliche Qualen zu ersparen, da der Mörder ein verdienter Mann, da der Pastor sein bester Freund war, so kann die Kirche ruhig nach dem persönlichen Fall entscheiden und milde urteilen, falls nur keine Beschönigung des Selbstmords am Grabe erfolgt — was sie übrigens auch tut. Das ist überhaupt der Fehler dieses Romans, daß er zu sehr mit der Kirche als starrem Prinzip wirtschaftet — unsere evangelische Kirche, die auf dem Boden der Gemeinde steht, hat dieses Prinzip gar nicht, wenn sich auch natürlich mancherlei feste Normen herausgebildet haben, und die katholische Kirche ist zwar als solche ganz selbstherrlich, hat aber für das Menschliche, Allzumenschliche auch immer recht gutes Verständnis erwiesen, wenn man sie nicht gerade herausforderte. Aber überhaupt hat es keinen Zweck, über kirchliche Dinge nach extremen Fällen zu urteilen, und vor allen Dingen muß man, ehe man es tut, beweisen, daß man am kirchlichen Leben wirklich Anteil nimmt. Die de facto draußen stehenden geht die Kirche gar nichts an. Das sage ich natürlich nicht gegen Arthur Sewett direkt, der einen recht wohlgemeinten Roman geschrieben hat, einen Unterhaltungsroman besserer Art, der die Gabe, menschliche Charaktere hinzustellen, verrät, nur stilistisch gelegentlich noch etwas banal ist. Ohne etwas Weltverbesserungsgeist geht es denn freilich in unserer Zeit nicht ab, auch hier nicht, doch tritt die Tendenz jedenfalls nicht aufdringlich hervor. Also, man möge das Werk ruhig lesen!

Wir aber, denen die Ursache der modernen Unruhe klar geworden ist, wir wollen uns durch die Herren Weltverbesserer nicht beirren lassen und uns auch nicht sonderlich über sie aufregen, wir wollen versuchen, das gute Alte, das noch da und lebensfähig ist, zu erhalten, die eingeborene Kraft deutschen Wesens durch vernünftige „Erziehung“ zu stärken und von dem Neuen das annehmen, was uns zu ihm in Harmonie zu stehen scheint. Vor allem: wir wollen auf dem Boden, auf den wir gestellt sind, unsere Pflicht tun, wollen die Welt verbessern, indem wir auf dem Gebiete, wo wir zu Hause sind, und wo wir etwas verstehen, wirklich schaffen, Lebensfähiges ins Leben rufen — und im übrigen ruhig abwarten, bis die neuen berufenen Führer unseres Volkes erscheinen.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

9. September 1905.

Wir leben in einer ereignisreichen Zeit, in der die allgemeine Aufmerksamkeit durch die auswärtige Politik völlig in Anspruch genommen wird. Um so stiller geht es in der inneren Politik zu, wo nach den aufregenden Erörterungen der letzten Jahre eine Art von Ermüdung eingetreten ist. Aber der Pulsschlag des nationalen Lebens stockt auch in solchen Zeiten nicht ganz, und mitunter bricht gerade dann das Bedürfnis der Parteien hervor, ihre Lebenskraft zu beweisen und künftige Kämpfe vorzubereiten. So konnte es eine Zeitlang scheinen, als ob wir vielleicht noch mit einer besonderen Spätsommertagung des Reichstags zu rechnen haben würden. Wenigstens wurde die Einberufung des Reichstags in den Blättern gewisser Parteien ungestüm verlangt.

Den Anstoß dazu gab ein klerikales Blatt, das in der Hinaussendung von Verstärkungen für die Schutztruppe in Südwestafrika eine Etatsüberschreitung gewittert hatte. Die Regierung war ja seit dem vorigen Jahre mehrfach in der Lage gewesen, die Kosten für die südwestafrikanische Expedition in Nachtragsetats zu verlangen, wobei sie sich in einem Falle genötigt sah, vom Reichstage wegen formeller Verletzung des Budgetrechts Indemnität zu erbitten. Der Reichstag hatte das mit Recht gerügt, den Etat zwar bewilligt, aber die Erwartung ausgesprochen, daß sich das nicht wiederholen werde. Allerdings ist es auch eine keineswegs gleichgültige oder geringfügige Frage, ob die verfassungsmäßig garantierten Rechte der Volksvertretung mit peinlicher Genauigkeit innegehalten werden. Die Regierung muß dann nur, wenn sie vor nicht zu übersehenden und doch notwendigen Ausgaben steht, die Vorsicht gebrauchen, daß sie sich rechtzeitig diskretionäre Vollmachten geben läßt oder wenigstens eine Form findet, die ihr weiteren Spielraum gewährt. Das war damals bei den ersten nachträglichen Forderungen unterlassen worden, und die Regierung hatte den Fehler durch Nachsuchung der Indemnität anerkannt. Im Etat für 1905 aber hatte sie sich vorgesehen und durch Form und Begründung der Forderungen sich die Möglichkeit gesichert, die durch Verluste bewirkten oder durch wechselnde Bedürfnisse erforderten Iststärken der Truppenteile nach Belieben zu regeln, solange die Aufwendungen dafür insgesamt innerhalb des Jahresetats blieben. Das ist in der Tat der einzige Weg, wie ein Krieg oder eine allerlei Wechselfällen unterworfene auswärtige Aktion mit dem Budgetrecht einer Volksvertretung in Einklang gebracht werden kann. Andernfalls käme die Regierung dem Parlament gegenüber beständig in eine unhaltbare Lage, und die Volksvertretung selbst erhielte eine Befugnis, die über das in der Verfassung gemeinte Budgetrecht hinausginge und nichts anderes bedeutete, als die Rolle, die einst der berüchtigte Wiener Hofkriegsrat

gespielt hat. Die Regierung hatte also dem vorgebeugt, aber als nun ein Verstärkungstransport nach Südwestafrika in einer Stärke gesandt wurde, die sich mit den Additionsexempeln gewisser Wächter über die Volksrechte nicht zu vertragen schien, da ließ jenes ultramontane Blatt den Schlachtruf erschallen. Es wurde behauptet, die Regierung habe abermals den Etat überschritten, ohne durch rechtzeitige Einberufung des Reichstages zu einer außerordentlichen Tagung den Versuch zur vorherigen Bewilligung dieser Ausgaben auf verfassungsmäßigem Wege gemacht zu haben. Der Regierung wurde es leicht, nachzuweisen, daß sie im Recht gewesen war, worauf die meisten bürgerlichen Blätter das Thema fallen ließen. Aber ehe die einzelnen Berechnungen und Nachweisungen zusammengestellt und geprüft worden waren, verging einige Zeit, und das genügte, um den eigentlichen Zweck dieses Preßfeldzugs zu erreichen, nämlich das Zentrum als einzigen oder doch mindestens wachsamsten Hüter der Verfassung, die Regierung dagegen als zu ihrer Verletzung geneigt hinzustellen, und ferner in unauffälliger Weise für den Reichstag Rechte und Einflüsse in Anspruch zu nehmen, die zur Erweiterung der Macht des Reichstages dienen sollten. Das Zentrum war bei dieser Preßtreibjagd, die ja nur eine kurze Episode zu bilden brauchte, sicher, daß ihm die Blätter der Linken willig Treiberdienste leisten würden, und es hatte sich darin auch nicht getäuscht. Mit der ganzen Veranstaltung aber besserte das Zentrum für seine bevorstehende große Parade, den Katholikentag, seinen etwas verblaßten demokratischen Nimbus wieder auf.

Der Katholikentag, der in diesem Jahre zum ersten Male in den Reichslanden, und zwar in Straßburg abgehalten wurde, hat auch in diesem Jahre wieder die Federn stark in Bewegung gesetzt. Wir haben dieser Veranstaltung alljährlich unsere Aufmerksamkeit gewidmet, und es ist daher nicht nötig, auch hier wieder ein Urteil zu wiederholen, das sich mit jedem Jahre entschiedener bestätigt. Allgemein wird auch jetzt die Tatsache gewürdigt, daß die Katholikentage Zeugnis ablegen von einer großartigen Organisation, einer vortrefflichen Leitung, einer großen Kraft und Einheit in der Betätigung religiöser Überzeugungen, einer treuen Hingabe an das gemeinsame Bekenntnis und die Autorität der Kirche. Das alles kann zugegeben werden, aber der politische Niederschlag aller dieser Veranstaltungen ist und bleibt doch die Feststellung, daß alle diese religiös-sittlichen Betätigungen in den Dienst einer bestimmten politischen Partei gestellt werden, einer Partei, die sich der religiösen Momente nur bedient, um politische Macht zu erwerben, und die ihre Macht in einer Richtung ausübt, die auch nationalgesinnte Katholiken als schädlich erkennen. Nichts bestreiten die Wortführer der Katholikentage so lebhaft und leidenschaftlich, als die Behauptung, daß diese Versammlungen „Zentrumsparaden“ sind, und nichts steht doch so fest als eben dies. Ja, die Katholikentage müssen mit jedem Jahre mehr Parteitage des Zentrums werden. Denn das ist doch sicher: wenn die Glaubensgenossen alljährlich aus allen Teilen des Reichs zusammenströmen, so kann diese Zusammenkunft nicht jedesmal ausschließlich der religiösen Erhebung dienen; man will sich auf dem Boden der gemeinsamen Weltanschauung auch über seine weltlichen Interessen aussprechen. Mit jeder neuen Zusammenkunft wird also das Bedürfnis wachsen, über diese Interessen, d. h. über politische Tagesfragen zu verhandeln, und die Führung wird von den geistlichen Würdenträgern mehr und mehr auf die politischen Größen, mit anderen Worten auf die Zentrumsführer

übergehen. Damit wird aber gerade das Gute und Große an den Katholikentagen, was auch von unbefangenen Andersgläubigen bereitwillig anerkannt wird, mehr und mehr zum dekorativen Beiwerk, und der imposante Eindruck des Ganzen wird eine Sache, deren Gelingen von der Geschicklichkeit der Regie abhängt.

Das haben die Leiter der Veranstaltung wahrscheinlich schon im vorigen Jahre gefühlt, als sie in Regensburg eine Veränderung der Satzungen herbeiführten, die damals in weiteren Kreisen ziemlich unbemerkt blieb. Die Abgeordneten Dr. Porsch und Dr. Bachem setzten nämlich eine neue Geschäftsordnung durch, wonach unter anderem eine besondere Kommission darüber zu bestimmen hat, über welche von den eingegangenen Anträgen der Katholikentag zu verhandeln hat. Diese Bestimmung bedeutet, daß die politischen Führer jeden unbequemen Antrag einfach beseitigen können, ohne daß der Katholikentag etwas davon erfährt. So können mit Leichtigkeit alle tiefergehenden Debatten vermieden werden; freilich verliert durch die auf diesem künstlichen Wege bewirkte Einigkeit der Katholikentag jeden Wert als Gradmesser der Strömungen und lebendigen Bewegungen innerhalb der katholischen Bevölkerung; er wird zum Blendwerk und Schaustück zugunsten der Zentrumspolitik.

In diesem Jahre hatte die Gesellschaft der Münchener Reformkatholiken, die den Namen ihres verstorbenen geistigen Führers, Franz Xaver Kraus, führt, einen wichtigen Antrag gestellt, der auf die doppelte Gefahr hinwies, wenn 1. „die Angehörigen eines religiösen Bekenntnisses als solche für eine bestimmte politische Partei in Anspruch genommen werden“, und 2. „die Diener einer Religonsgemeinschaft ihr auf ihrer Stellung beruhendes Ansehen oder sogar ihre amtliche Tätigkeit dazu benutzen, um die Angehörigen ihrer Religionsgemeinschaft im Sinne einer politischen Partei zu beeinflussen“. Diesem Antrage gegenüber erschien die neue Regensburger Geschäftsordnung als Retter in der Not. Der Antrag verschwand in den Papierkorb der Kommission. Hätte nicht die Krausgesellschaft in den Zeitungen Lärm geschlagen, so hätte die Welt nie erfahren, daß überhaupt der Versuch gemacht worden war, die deutschen Katholiken zur Aussprache über diese Frage zu veranlassen.

Weiter war es interessant, wie der bayerische Zentrumsabgeordnete Dr. Pichler in einer der geschlossenen Versammlungen die Vertreter der katholischen Presse aus dem ganzen Reich über bayerische Zentrumspolitik aufklärte. Er hatte den eigentümlichen Takt, das hohe Alter des Prinzregenten als den Grund zu bezeichnen, weshalb das Zentrum dem jetzigen Ministerium noch eine Gnadenfrist bewillige, das brauche die Freunde im Reich nicht irre zu machen. Zuversichtlich fügte er hinzu, das Zentrum werde in Bayern noch an Macht zunehmen — providentia Dei et stultitia hominum! Die unfreiwillige Selbstironie dieser Worte brauchte den Redner d i e s e r Versammlung gegenüber nicht zu genieren.

Einstweilen hat der Prinzregent von Bayern die beste Antwort auf diese Rede gegeben, die ihr zuteil werden konnte: er hat einen Protestanten zum Präsidenten des Reichsrats ernannt, den Fürsten Ernst zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, der nicht nur bayerischer, sondern auch württembergischer und badischer Standesherr ist und außerdem als ehemals preußischer Offizier und Schwiegersohn des Fürsten von Putbus auch dem deutschen Norden nahe steht.

Der Straßburger Zentrumsparade wird nun bald auch die rote Heerschau folgen. Der sozialdemokratische Parteitag soll diesmal in Jena stattfinden. Er

befindet sich aber zu der Zeit, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch im Stadium der Vorbereitungen und wird darum einer späteren Besprechung vorbehalten bleiben müssen. Es scheint manchmal, als ob die jetzige Führung der Sozialdemokratie fürchtet, daß ebenso wie der Revisionismus mit einer Abschwächung der Parteilehre nach der Seite des bürgerlichen Radikalismus das einheitliche Gefüge der Organisation zu lockern drohte, so eines Tages auch eine überscharfe Betonung des revolutionären Gedankens in der Richtung des Anarchismus die Autorität der Parteileitung erschüttern könnte. Wenigstens erklärt sich nur so der Eifer und der Ernst, womit das Zentralorgan der Sozialdemokratie gegen das Auftauchen einer neuen Strömung in der Partei, des sogenannten „Anarcho-Sozialismus", zu Felde zog. Ein Dr. Friedeberg, der schon im vorigen Jahre die Verkündigung des Generalstreiks forderte, um alsbald „den großen Kladderadatsch" herbeizuführen, hat sich als Sprecher dieser neuen Richtung hervorgetan. Man wird erst noch sehen müssen, wie weit sie ernst zu nehmen ist.

Einen kräftigeren Anlauf scheint jetzt auch die Mittelstandsbewegung zu nehmen. Wir haben dieses Thema schon früher gelegentlich berühren müssen und dabei vor allem beklagt, daß die Fürsorge für den Mittelstand gewöhnlich in einen Gegensatz zu den Bestrebungen gebracht wird, die der Sprachgebrauch im engeren Sinne als „Sozialreform" zusammengefaßt hat. Noch leidet die Mittelstandspolitik an vielen Unklarheiten, schon aus dem Grunde, weil der Begriff „Mittelstand" selbst nicht immer klar definiert, vielmehr in verschiedenem Sinne gebraucht wird. Die Mittelstandsfrage ist ebenso auf dem nationalökonomischen wie auf dem sozialpolitischen Gebiet zu Hause. Sehr oft aber geht es so, daß, wenn sie auf dem einen Gebiet schärfer beleuchtet werden soll, sie unvermerkt auf das andere hinübergleitet. Von beiden Seiten betrachtet, ist der Mittelstand ein Fundament der Gesundheit von Staat und Gesellschaft, und in beiden Beziehungen erscheint er heute gefährdet. Faßt man ihn rein volkswirtschaftlich als vermittelndes Element zwischen Arm und Reich, so muß zugegeben werden, daß die moderne wirtschaftliche Entwicklung gerade die ärmsten Klassen in die nächste Berührung mit den reichsten gebracht hat. Daraus entsteht die Vorstellung einer Verschärfung der Gegensätze von Arm und Reich und demnach einer zunehmenden Ausschaltung des Mittelstandes. Hier tritt nun der wissenschaftliche Nationalökonom auf den Plan und weist in aller Schärfe nach, daß gerade die mittleren Einkommen beständig eine Erhöhung und Vermehrung erfahren. Damit scheinen die Klagen des Mittelstandes ad absurdum geführt, und doch spiegeln sie eine allgemein empfundene Wirklichkeit wieder. Man hat eben dabei die sozialpolitische Seite außer Acht gelassen, die durch die einfache Gegenüberstellung von Arm und Reich nicht erschöpft wird. Als sozialpolitischer Begriff deckt sich der Mittelstand nicht mit den Vertretern der mittleren Einkommen, sondern er trägt seinen Namen, weil er zwischen den wirtschaftlich abhängigen Existenzen und dem Großbetrieb die Mitte hält, mit anderen Worten den selbständigen Kleinbetrieb vertritt. Wo ein solcher selbständiger Kleinbetrieb überhaupt möglich ist, da wird eben möglichst zahlreichen Existenzen der Rückhalt wirtschaftlicher Selbständigkeit, die Grundlage auch der bürgerlichen Selbständigkeit zu teil. Darin liegt der hohe soziale Wert des Mittelstandes, der von der absoluten Höhe seines Einkommens vollkommen unabhängig ist, und

darum wird eine Beeinträchtigung dieses Mittelstandes als eine soziale Kalamität empfunden, über die uns keine Zunahme der mittleren Einkommen hinwegtrösten kann. In einer Zeit allerdings, wo alles auf Großbetrieb und Kapital-Assoziation hindrängt, scheint die allmähliche Zerreibung des Mittelstandes beinahe eine Naturnotwendigkeit zu sein. Es ist nur zu menschlich, daß der erste Gedanke der von dem Übel betroffenen Kreise darin besteht, daß sie ein Eingreifen der Gesetzgebung wünschen, um der Entwicklung und dem Einfluß des Großbetriebes und der Kapital-Assoziation Grenzen zu setzen. Darin liegt nun freilich der erste Irrtum. Einen Irrtum nenne ich es nicht aus Ehrfurcht vor dem einmal Vorhandenen oder aus einem gewissen Fatalismus, der jede Zeitströmung anerkennt, weil man doch nicht dagegen ankommt, sondern weil der Mittelstand, wenn er sich diesem wirtschaftlichen Gesetz entgegenstemmt, sich selbst den Weg verbaut. Denn gerade ein prosperierender Mittelstand bedarf der Möglichkeit, zu den höchsten Stufen wirtschaftlichen Erfolges zu gelangen, sowie er selbst beständiger Ergänzung von unten bedarf. Der Mittelstand darf nicht zu einer stagnierenden Kaste werden, die sich einbildet, alle bürgerliche und wirtschaftliche Tugend in Erbpacht zu besitzen, sondern sein Wert für Staat und Gesellschaft beruht nur darin, daß in ihm eine möglichst große Zahl von Individuen im Einzelbetrieb ihre wirtschaftlichen Kräfte frei regen kann. Daher muß freie Bahn und ein beständiges Aufsteigen von unten nach oben sein.

Soll also ein wirklicher Mittelstand erhalten und gefördert werden, so muß zunächst völlige Klarheit darüber geschaffen werden, innerhalb welcher natürlichen Grenzen noch heute selbständige Kleinbetriebe lebensfähig und notwendig sind. Am einfachsten beantwortet sich diese Frage in der Landwirtschaft, wo in Bezug auf den Wert des Bauernstandes und des mittleren Grundbesitzes so ziemlich alle Parteien einig sind. Aber auch für den städtischen Mittelstand lassen sich Gewerbe nachweisen, die durch den Zug zum Großbetriebe niemals ernstlich bedroht werden können. Der richtige Weg wird also sein, den Umfang und die Lebensbedingungen eines mit den wirtschaftlichen Bedürfnissen und Wirtschaftsformen unserer Zeit im Einklang befindlichen Mittelstandes möglichst klar zu stellen, nicht aber sich in der Forderung künstlicher Mittel zu erschöpfen, mit denen morschgewordene Formen gewaltsam erhalten werden sollen. Bisher ist nicht nach dieser Methode verfahren worden, was man den schwer bedrohten Existenzen selbst zunächst nicht übel nehmen kann. Sie gerieten mit ihren Bedrängnissen zuerst an die politischen Parteien, die mit ihren vorzugsweise auf Stimmenfang berechneten, grob zugehauenen Methoden nicht die geeigneten Instanzen sind, um schwierige und verwickelte Probleme dieser Art in ein richtiges Fahrwasser zu leiten. Unter solchen Umständen muß man es mit Freude begrüßen, daß die Mittelstandsbewegung sich eine eigene Interessenvertretung gebildet hat, die „Deutsche Mittelstandsvereinigung", die kürzlich in Frankfurt a. M. ihre Generalversammlung abgehalten hat. Jetzt wird man begründete Hoffnung hegen dürfen, daß man allmählich gangbare Wege zu einem klaren Ziele finden wird.

Eben jetzt haben wir den Beweis, wie solche wirtschaftlichen Fragen vorzugsweise mißbraucht werden, um den politischen Zwecken der Parteien zu dienen. Deutschland wird von einer schweren Fleischteuerung heimgesucht, die in allen Kreisen der Bevölkerung als großes Übel empfunden wird. Aber noch ehe es möglich war, in objektiver Untersuchung Ursachen und Umfang festzustellen und

Mittel zur Beseitigung zu ersinnen, bemächtigte sich dieser Fragen eine wilde politische Agitation, die sich gegen die „Agrarier“ richtete. Für diese Gegner der Agrarier stand es ohne weiteres fest, daß unberechtigt hohe Viehpreise bei unzulänglicher Produktion die Not veranlaßt hätten, und daß es selbstverständlich nur ein Mittel geben könne, um der Not zu begegnen, nämlich die Öffnung der Grenzen für fremdes Vieh. Als die preußische und bayerische Regierung, die dabei vorzugsweise in Betracht kommen, sich weigerten, diese Maßregel zu ergreifen, wurden sie auf das heftigste angegriffen. Wir stehen noch mitten in diesen Erörterungen. Aber so viel kann doch schon jetzt gesagt werden, daß die Öffnung der Grenzen, die so allgemein gefordert wird, ein großer Leichtsinn sein würde. Man ist nach langen, angestrengten Bemühungen zur Bekämpfung der Viehseuchen, die in Osteuropa aus natürlichen Gründen gar nicht radikal unterdrückt werden können, endlich so weit gekommen, daß man in den jetzigen Schutzmaßregeln bei der Einfuhr von Vieh über die östliche Grenze einige Sicherheit für unsere Landwirtschaft erlangt hat. Ohne solche Sicherheit ist gerade der kleine Viehzüchter den schwersten Schädigungen ausgesetzt, während in größeren Betrieben die Zucht eingeschränkt oder überhaupt eingestellt wird. Der nächste Zweck einer Öffnung der Grenzen, die Herbeiführung billigerer Preise durch vermehrte Vieheinfuhr, würde in diesem Falle wahrscheinlich nicht erreicht werden, da auch jenseits der Ostgrenze, die hauptsächlich in Betracht kommt, Viehnot und Teuerung herrscht. Endlich ist bei dem Vorschlage der Grenzöffnung der Anteil nicht beachtet, den der Zwischenhandel an der Preisbildung hat, und der nicht gering ist. Es wäre also notwendig, vor allem festzustellen, wie weit wirklich ein Mangel an Schlachtvieh der Fleischnot zu Grunde liegt und wie weit etwa die hohen Fleischpreise durch künstlich hochgeschraubte Preise schon von seiten der Viehzüchter veranlaßt werden. Erst auf Grund wirklich zuverlässiger Feststellungen könnten Maßregeln ergriffen werden, die sich aber in erster Linie immer in der Richtung bewegen müßten, den Zwischenhandel auszuschalten. Denn so gern man dem ehrlichen Zwischenhandel sein täglich Brot gönnt und so wenig man blind zu sein braucht gegen die keineswegs unwichtige Rolle, die er im volkswirtschaftlichen Betriebe spielt, so ist doch das eine sicher: wenn den notwendigen Lebensmitteln unter allen Erzeugnissen eine Sonderstellung eingeräumt werden soll und ein allgemeines Interesse daran besteht, daß sie möglichst billig sind, so ist es offenbar vernünftiger, daß dies durch Verschwinden des entbehrlichen Zwischenhandels erreicht wird, als daß die unentbehrlichen Produzenten des Schlachtviehs und der Fleischwaren auf ihren legitimen Nutzen verzichten. Daß diesen Produzenten ein solcher Verzicht einfach zugemutet wird, während von dem Nutzen des Zwischenhandels überhaupt gar nicht die Rede ist, zeigt, welchen Anteil parteipolitische Agitation an der ganzen Behandlung der Frage hat. Um so weniger ist es aber auch verständlich, daß die preußische Staatsregierung, vor allem der Landwirtschaftsminister, die notwendigen positiven Feststellungen über Viehbestand und Originalviehpreise und die entsprechende Aufklärung der Bevölkerung nicht energischer betrieben hat. Es ist noch mancherlei dunkel in dieser Frage; um so mehr müßte der Eindruck vermieden werden, als ob der Ressortminister auch bei einer öffentlichen Kalamität nur an den Nutzen des ihm anvertrauten Gewerbes, weniger an das Staatsganze denkt.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

F. v. Pritzbuer.

Ein Referat über die hervorstechendsten Ereignisse der Weltwirtschaft während des abgelaufenen Vierteljahres muß ebenso wie ein Bericht über die politischen Verhältnisse, Änderungen und Wandlungen den Friedensschluß zu Portsmouth an die Spitze seiner Erörterungen stellen. Trotz allem, was darüber gesprochen und geschrieben ist, daß nämlich eine eigentliche Schädigung der weltwirtschaftlichen Handelsinteressen nicht stattgefunden habe, hat doch der ostasiatische Krieg bei allen Erörterungen über geschäftliche und wirtschaftliche Verhältnisse schon deshalb im Vordergrund gestanden, weil niemand, der an diesen Dingen auch nur privatwirtschaftlich interessiert ist, an den Fragen vorübergehen konnte, die sich während des Krieges wegen einer Neugestaltung der ostasiatischen Verhältnisse erhoben. Die künftige Vorherrschaft Japans in den Gebieten und Territorien, um die gekämpft wurde, muß wesentlich andere, und vom europäischen Standpunkt aus betrachtet, nicht immer bessere Verhältnisse herbeiführen als sie die Herrschaft Rußlands zeitigte. Es entsteht die Frage einer Neuregelung der Zoll- und Handelsverhältnisse und ferner eine gewisse Unruhe, ob nicht in Zukunft der amerikanische oder englische Einfluß allzusehr vorwiegen, und welchen Anteil sich Japan bei der fortschreitenden wirtschaftlichen Erschließung Chinas sichern werde, kurz ein ganzer Knäul von Problemen stand fast vom ersten Tage des Krieges ab vor dem aufmerksamen Beobachter. Indessen standen diese Fragen für die Geschäftswelt eigentlich erst in zweiter Linie, sie betrafen eine Zukunft, die höchst ungewiß ist, während der Druck, der von dem Krieg auf eine Reihe von Geschäftszweigen ausging, unmittelbar empfunden wurde und nur deshalb nicht so stark zu Tage trat, weil die kriegerischen Ereignisse mit einer Wirtschaftsperiode zusammenfielen, die für Europa als die Zeit einer neu beginnenden Konjunktur, für Nordamerika als eine Zeit wirtschaftlicher Blüte charakterisiert werden kann. Aber an denjenigen Plätzen, die man als das Zentralnervensystem des Wirtschaftlebens bezeichnet, an den großen Kapital- und Geldmärkten, an den internationalen Börsen, ist immer wieder die Besorgnis aufgetaucht, es könnten sich aus dem kriegerischen Konflikt weitere Verwickelungen ergeben. Man hat immer von neuem berechnet, welche Folgen die großen Anleihen der kriegführenden Staaten für die Gestaltung des Geldmarktes haben würden, und tatsächlich ist denn auch die Entwicklung der Geldmarktsverhältnisse sowohl in London wie in Paris und Berlin nur aus den Bewegungen zu erklären, die auf die finanziellen Operationen Rußlands und Japans zurückzuführen sind. Dazu kamen die weiteren Kalkulationen: wie wird die Beendigung des Krieges auf diejenigen Industrien wirken, die durch Lieferung

von Kriegsmaterial, Kohlen usw. reichen Gewinn erzielt haben, und wem bezw. welcher europäischen oder amerikanischen Volkswirtschaft werden die Bestellungen zufallen, die nach dem Friedensschluß zur Komplettierung der zerstörten Bestände gegeben werden müssen? Wie werden sich die Verhältnisse in Rußland und Japan selbst nach dem Kriege gestalten? Werden beide Staaten auch fernerhin imstande sein, ihren großen, durch den Krieg ins Enorme angewachsenen Verpflichtungen nachzukommen? Ist nicht wenigstens Rußland eigentlich bereits bankerott, und muß sein finanzieller Zusammenbruch nicht einen unermeßlichen Schaden über die westeuropäischen Volkswirtschaften heraufführen, die ungeheure Summen russischer Wertpapiere in ihrem Besitz haben? In der Bejahung dieser Frage trafen sich ein aktiver preußischer Regierungsrat und ein letzthin viel genannter sozialdemokratischer Schriftsteller, nachdem bereits vor Jahren ein baltischer Theologe, auf dessen Argumentationen die Vorgenannten im wesentlichen fußen, die russische Finanzverwaltung scharf kritisiert hatte. Ich habe bereits früher ausgeführt, daß die eigentlich sachverständigen Kreise anderer Meinung sind, und daß die Kurse der an den europäischen Börsen gehandelten russischen Papiere trotz eines nicht unerheblichen Rückgangs niemals Kriegskurse genannt werden konnten. Man weiß in den erwähnten Kreisen ganz genau, daß Rußland schon unter schwierigeren Verhältnissen immer pünktlich seine Coupons eingelöst hat, und man vertraut auf die schier unerschöpflichen Hilfsquellen des russischen Bodens, zu deren Verwertung bisher kaum die ersten Schritte unternommen sind. Immerhin ist es nicht überflüssig, noch einmal kurz darauf einzugehen, welches der Stand der öffentlichen Schulden in beiden Ländern vor Beginn des Krieges war und welche Vermehrung sie im Lauf der letzten 1½ Jahre erfahren haben.

Die russische Staatsschuld ist bei Beginn des Krieges von Helfferich u. a. auf 6644 Mill. Rubel berechnet worden. Hierzu sind hinzugetreten 300 Mill. Rubel 5prozentige Schatzanweisungen, die im Mai 1904 von einer Gruppe französischer Banken und Bankiers übernommen wurden, und 231½ Mill. Rubel 4½prozentige Konsols, die in Deutschland um die Jahreswende durch das Haus Mendelssohn, die alte Finanzverbindung Rußlands, untergebracht wurden. Dasselbe Haus hat im April 1905 200 Mill. Rubel 5prozentige Schatzanweisungen übernommen, deren Laufzeit auf neun Monate festgesetzt ist. Hierzu kommen zwei innere Anleihen von je 200 Mill. Rubel und 150 Mill. Rubel ebenfalls in Rußland untergebrachter Schatzscheine, die eine vierjährige Laufzeit haben und im August v. J. emittiert wurden. Das bedeutet eine Vermehrung der russischen Staatsschuld um 1281½ Mill. Rubel, wozu dann noch die starken Verminderungen treten, die Rußland an seinen ausländischen Guthaben vorgenommen hat, und die Streichungen, die bei Beginn des Krieges in dem bereits genehmigten Budget eintraten. Bekanntlich hat Rußland im laufenden Jahre mannigfache Anstrengungen gemacht, um eine neue Auslandsanleihe aufzunehmen, denen aber ein Erfolg nicht beschieden war. Sowohl seine deutschen wie seine französischen Freunde und neuerdings auch die amerikanische haute finance haben sich ihm versagt und angedeutet, daß sie nur im Falle des Friedensschlusses zu neuen Transaktionen bereit wären. Ob bereits eine Anleihe im Hinblick auf den Frieden abgeschlossen wurde, entzieht sich zur Stunde noch der Beurteilung, indessen ist

anzunehmen, daß die Konferenzen, die Witte auf der Durchreise durch Deutschland mit dem Geh. Rat v. Mendelssohn, die er in Frankreich mit Vertretern der Rothschildgruppe und die er in Amerika selbst mit dortigen Bankiers gehabt hat, die erneute Inanspruchnahme des russischen Kredits nach dem glücklichen Verlauf der Friedensverhandlungen zum Gegenstand gehabt haben.

Während so Rußland seit Monaten auf seine inländischen Hilfsquellen angewiesen war, ist es bekanntlich Japan noch im Juli dieses Jahres möglich gewesen, 30 Mill. Lstr. 4½prozentige sogenannte Tabaksanleihe zu begeben. Diese Emission charakterisierte sich als eine zweite Serie der im März ausgegebenen 4½prozentigen Auslandsanleihe, die ebenfalls 30 Mill. Lstr. betrug, gleichfalls durch die Erträgnisse des Tabaksmonopols sichergestellt ist, und die ich im Juliheft der „Deutschen Monatsschrift" eingehend behandelt habe. Der Unterschied in der Begebung dieser zweiten Serie bestand im Hinblick auf Deutschland vornehmlich darin, daß ein Drittel des Anleihebetrags, nämlich 10 Mill. Lstr., durch Vermittlung der Deutsch-asiatischen Bank den deutschen Kapitalisten angeboten und von diesen sehr bereitwillig aufgenommen wurde. Von interessierter Seite ist damals eine Berechnung der Einnahmen des japanischen Tabaksmonopols mitgeteilt worden, aus der hervorging, daß seine Erträgnisse noch sehr beträchtlich höher sind als für den Zinsendienst der beiden Anleihen erforderlich ist. Aber es darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß die damals mitgeteilten Ziffern im wesentlichen auf Schätzungen beruhen, da Japan erst seit April 1905 über ein vollständiges Monopol verfügt, d. h. über ein Monopol, das sich auch auf die Fabrikation erstreckt, während vorher nur ein staatliches Monopol für Rohtabak existierte. Neben diesen beiden, durch die Einnahmen des Tabaksmonopols sichergestellten hat Japan noch zwei weitere Anleihen im Auslande begeben, nämlich im Juni 1904 10 Mill. Lstr. 6prozentige Schatzanweisungen, die auf die Zolleinnahme basiert wurden, und ferner im November 1904 weitere 12 Mill. Lstr. ebenfalls 6prozentige Schatzanweisungen, die gleichfalls in den Ergebnissen der Zollverwaltungen eine Garantie erhielten. Daneben stehen fünf innere Anleihen in Höhe von 480 Mill. Yen, sodaß Japans Staatsschuld, die bei Beginn des Krieges 560 Mill. Yen betrug, sich jetzt auf rund 1900 Mill. Yen beläuft, sich also etwa verdreifacht hat. Von dieser Summe befindet sich jetzt eine Milliarde Yen im Auslande, während vor dem Kriege nur 200 Mill. Yen auf die ausländischen Staatsgläubiger entfielen.

Daß die Beendigung des Krieges einen großen Aufschwung des Verkehrs mit Ostasien mit sich bringen wird, steht außer allem Zweifel, und alle Welt rüstet sich, an dieser Neubelebung teilzunehmen. Selbstverständlich wird Deutschland nicht zurückbleiben. Die Deutsch-asiatische Bank, die den Verkehr zwischen Deutschland und Ostasien vermittelt, hat bereits vor wenigen Wochen eine Filiale in Peking errichtet, während die Eröffnung einer Niederlassung in Yokohama unmittelbar bevorsteht. Die Deutsch-asiatische Bank verdankt dem alten Geheimrat von Hansemann ihre Entstehung, der weitschauenden Blickes schon vor fast zwei Jahrzehnten die Bedeutung Ostasiens für Deutschlands Handel und Industrie erkannte. Es gelang ihm, fast sämtliche deutschen Bankhäuser, die auf Beachtung Anspruch erheben können, zu dieser Gründung zu vereinigen, die seit ihrem Bestehen sich in höchstem Grade der offiziellen Gunst erfreut, was

u. a. darin zum Ausdruck kommt, daß der Vorsitzende des Aufsichtsrats der kaiserlichen Bestätigung bedarf.

Aber auch einer der ganz Großen unter den deutschen Handelsherren der Gegenwart, der vielgenannte Generaldirektor Ballin, hat von neuem sein Augenmerk auf Ostasien gerichtet. Es verdient Beachtung, daß die Hamburg-Amerika-Linie, die seit 1898 nur den Frachtverkehr mit Ostasien betrieb, den Personen- und Postverkehr aber dem Norddeutschen Lloyd überlassen hatte, von diesem Abkommen zurückgetreten ist, und von neuem den Personenverkehr dorthin aufgenommen hat. Nicht weniger als fünf neu eingestellte Dampfer sollen in Zukunft diesen Verkehr vermitteln, der neue, gewinnbringende Beziehungen anknüpfen und die Bande noch enger knüpfen wird, die uns schon heute, nicht zum wenigsten durch unsere aufblühende chinesische Niederlassung, mit demjenigen Teil unserer Erdkugel verbinden, der noch für Jahrzehnte im Vordergrund des Interesses stehen wird. So wird alles vorbereitet, damit auch hier Deutschland seinen Platz an der Sonne mit Ehren behauptet.

Aber darüber sind sich unsere sachverständigen Kreise vollständig klar: sie werden eine sehr scharfe Konkurrenz mit Amerika und England zu bestehen haben, und sie werden in China in Zukunft noch mehr als schon heute den rührigen kleinen Japaner treffen, der jetzt an die erste Stelle gerückt ist, und die politische und wirtschaftliche Vorherrschaft in Ostasien zähe festhalten wird. Es war nicht nur durch den Krieg allein bedingt, daß bereits im letzten Fiskaljahr der Handel der Vereinigten Staaten nach Japan in sehr bemerkenswerter Weise zugenommen hat. Allein an Baumwollwaren wurden in dem am 30. Juni 1905 abgelaufenen Jahr 16 Mill. Yards nach Japan exportiert gegen nur 440000 Yards im Jahre 1904. Hervorgehoben zu werden verdient ferner die erhöhte Ausfuhr von Lokomotiven nach Japan, wohin in dem erwähnten Zeitraum 151 Stück geschickt wurden gegen nur 74 im Jahr vorher. Auch sonstiges Eisenbahnmaterial sowie elektrische Apparate wurden in großen Quantitäten aus den Vereinigten Staaten nach Japan geschafft. Im Zusammenhang hiermit sei ferner erwähnt, daß an der im letzten Jahr erfolgten Erhöhung des amerikanischen Kupferexports, der von 57 Mill. Dollars auf 86 Mill. Dollars stieg, China allein mit 10 Mill. Dollars beteiligt ist, daß weiter China 90 Mill. Gallonen mehr an amerikanischem raffinierten Mineralöl aufnahm als in dem vorhergehendem Jahre, und daß der Wert der nach China von Amerika einführten Baumwollstoffe sich um über 4 Mill. Dollars erhöhte.

Bekanntlich ist das Fiskaljahr 1904/05 für Amerikas Außenhandel ein Rekordjahr gewesen, und sowohl hinsichtlich der Einfuhr wie der Ausfuhr sind Resultate erzielt worden, wie niemals vorher. Der Totalwert des amerikanischen Außenhandels betrug in dem angegebenen Zeitraum nicht weniger als 2635570333 Dollars gegen 2451914642 Dollars im Jahre 1902/03. Hiervon entfielen auf die Einfuhr 1117507500 Dollars, auf die Ausfuhr aber 1518462833 Dollars, sodaß sich ein Überschuß zu gunsten Amerikas von rund 401 Mill. Dollars ergab. Hierzu mag zum Vergleich noch erwähnt werden, daß die Ausfuhr, die in den fünf Jahren 1890—1895 im Durchschnitt 892 Mill. Dollars betrug, im Quinquennium 1896—1900 bereits auf 1157 Mill. Dollars gestiegen war, und nunmehr für die Jahre 1901—1905 auf durchschnittlich 1454 Mill. Dollars an-

gewachsen ist. Die Einfuhr stellte sich von 1891—1895 durchschnittlich auf 777 Mill. Dollars, fiel dann von 1896—1900 auf 741 Mill. Dollars und ist 1901—1905 wieder auf 972 Mill. Dollars im Durchschnitt der letzten fünf Jahre gestiegen. Gleichzeitig erhöhte sich der Ausfuhrüberschuß von 114 Mill. Dollars im Jahre 1895 auf 496 Mill. Dollars im Jahrfünft 1896—1900 und auf 481 Mill. Dollars in den Jahren 1901—1905. Was aber besondere Beachtung verdient, ist der fortgesetzte Rückgang der Ausfuhr von agrarischen Produkten, der allerdings durch die steigende Ausfuhr von Industrieprodukten mehr als vollständig wieder ausgeglichen wird, der aber mehr als alle anderen Symptome anzeigt, daß die Vereinigten Staaten sich in einem unaufhaltsamen Fortschritt vom Agrarstaat zum Industriestaat befinden, sodaß ihre Konkurrenz den europäischen Landwirten immer weniger gefährlich wird. Tatsächlich sind die Vereinigten Staaten aus der Liste der Weizen ausführenden Länder gestrichen. Noch im Jahre 1897/98 betrug die Weizensausfuhr 148 Mill. Bushels, 1902/03 war sie bereits auf 114 Mill. Bushels gesunken, um sich in 1903/04 weiter auf 44 Mill. Bushels zu reduzieren und in 1904/05 auf 4 Mill. Bushels zu fallen. Allerdings ist nicht zweifelhaft, daß an diesem Resultat auch einige Zufälligkeiten die Schuld tragen, aber sie fallen doch nicht ins Gewicht gegenüber den auf die Dauer wirkenden Ursachen, die in der starken Bevölkerungszunahme und in der fortschreitenden industriellen Ausdehnung zu suchen sind. Im Gegensatz hierzu wächst die Bedeutung der Union als Produktionsstätte für Baumwolle, Petroleum, Kupfer, Stahl und Eisen. Von der stark gestiegenen Petroleumausfuhr ist schon oben im Hinblick auf die Steigerung des amerikanischen Handels nach Ostasien die Rede gewesen, im ganzen stieg die Ausfuhr in diesem Artikel von 847 Mill. auf 951 Mill. Gallonen, während allerdings der Wert der Ausfuhr nur um 254080 Dollars größer war als im Jahre vorher, da die Standard Oil Co. infolge des gestiegenen Wettbewerbs im Laufe des letzten Jahres wiederholt bedeutende Preisermäßigungen sowohl für rohes wie für raffiniertes Öl vorgenommen hatte. Dagegen haben die amerikanischen Baumwollproduzenten es noch nicht nötig, zur Bekämpfung der fremden Konkurrenz zu solchen Mitteln zu greifen, und trotz der Anstrengungen, die an einzelnen Stellen in Asien und Afrika gemacht werden, wird Amerika für absehbare Zeit noch an der Spitze der Baumwolle produzierenden Länder stehen. Im letzten Jahr ist der amerikanische Export wiederum von 6004595 Ballen auf 8333793 Ballen gestiegen, wobei sich gleichzeitig der Wert der Ausfuhr von 370 Mill. Dollars auf 379 Mill. Dollars erhöhte. An Kupfer, dessen Export, wie erwähnt, im letzten Jahr etwa 86 Mill. Dollars betrug, und damit um rund 30 Mill. Dollars größer war als im Vorjahr, bringt jetzt die Union ²/₃ der gesamten Weltproduktion hervor, während beispielsweise Spanien, der größte europäische Produzent, nur ¹/₇ der amerikanischen Produktion zu Tage fördert. Die Leistungsfähigkeit Amerikas auf dem Gebiet der Eisen- und Stahlproduktion ist in den letzten Jahren im Zusammenhang mit der aufsteigenden Konjunktur, mit den Verhältnissen des Stahltrusts und mit dem aus dem amerikanischen Aufschwung resultierenden, zeitweise sehr starken deutschen Export von Eisen und Eisenwaren viel erörtert worden, aber trotz des steigenden inländischen Konsums konnte sich der Wert der Ausfuhr an Eisen- und Stahlfabrikaten in den letzten beiden

Jahren um 33% steigern und allein im letzten Jahr hat die Ausfuhr wieder von 112 Mill. Dollars auf 135 Mill. Dollars zugenommen, während die amerikanische Roheisenproduktion seit 1897 von 10 Mill. Tonnen auf 20 Mill. Tonnen angewachsen ist, und damit die Hälfte der Weltproduktion ausmacht. Im ganzen hat die Ausfuhr an Fabrikaten im letzten Fiskaljahr 544 Mill. Dollars betragen gegen 452 Mill. Dollars im Vorjahr und 184 Mill. Dollars im Jahre 1895.

Unter diesen Umständen ist es denn kein Wunder, wenn die Bedeutung Amerikas für die Weltwirtschaft in ständigem Wachsen begriffen ist, daß es auch als Kapitalmarkt immer mehr an Bedeutung gewinnt, daß es bei der Emission der verschiedenen japanischen Auslandsanleihen im Vordergrund stand, und daß es auch sonst während des letzten Jahres eine Reihe anderer exotischer Anleihen übernommen hat. In Anknüpfung an die Monroe-Doktrin hat bekanntlich Präsident Roosevelt den südamerikanischen Staaten seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, er hat letzthin wiederholt auf eine solidere Finanzgebarung in diesen Ländern hingewirkt, deren staatliche Instanzen sich nur zu leicht über eingegangene finanzielle Verpflichtungen gegenüber Auslandsgläubigern hinwegsetzen. Eine derartige Haltung der Union muß naturgemäß allen Gläubigern zu Gute kommen und ist deshalb auch meistens mit großer Freude begrüßt worden, wobei aber vielfach übersehen wurde, daß diese kontrollierende Stellung den Amerikanern ein starkes Übergewicht verschaffen muß, das die europäische Konkurrenz enorm erschwert, wenn nicht unmöglich macht. Ein Triumph für die wirtschaftliche Machtstellung der Nordamerikaner würde es sein, wenn tatsächlich die bevorstehende russische Anleihe in den Vereinigten Staaten zur Begebung gelangte. Allerdings darf es zweifelhaft sein, ob Rußland einen dauernden Vorteil von einer solchen Transaktion haben würde; die Amerikaner pflegen sich mit unbequemer Rücksichtslosigkeit ihrer ausländischen Wertpapiere zu entledigen, falls ihnen dieser Besitz aus irgendwelchen Gründen unbequem ist. Dies haben wir Deutschen ja vor einigen Jahren sehr drastisch erfahren, als die deutsche Reichsschatzverwaltung aus noch heute nicht aufgeklärten Gründen 80 Mill. Mk. Reichsschatzscheine an ein amerikanisches Konsortium begab. Schon wenige Monate später war der ganze Betrag wieder nach Deutschland zurückgelangt, sodaß der Effekt, den man angeblich durch die erwähnte Art der Placierung hatte erreichen wollen, nämlich die Schonung des deutschen Geldmarktes, in keiner Weise erreicht wurde.

Diese glänzende wirtschaftliche Lage der Union übt naturgemäß eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf alle diejenigen aus, die sich in ihrer alten Heimat gedrückt und beschränkt fühlen. So bewegt sich denn die Einwanderung in die Vereinigten Staaten seit Jahren wieder in ständig aufsteigender Linie, und neben einem Rekord des Außenhandels kann man auch für 1904/05 von einem Rekord in der Einwanderung sprechen. Abschließende Zahlen liegen allerdings noch nicht vor, doch berechnet eine vorläufige Aufstellung die letztjährige Einwanderung auf 1027411 Personen, d. h. die Einwanderung ist um 170000 Personen größer als im Jahre vorher und um 214000 Personen größer als in 1902/03. Bekanntlich benutzt ein großer Teil der Auswanderer die Schiffe der großen deutschen Gesellschaften, die schon im Hinblick auf den immer reger werdenden Verkehr mit Amerika auf ein glänzendes Jahr zurück-

blicken. Wie sehr sie diese Gewinnquelle zu schätzen wissen, zeigen die großen Anstrengungen, die sowohl der Norddeutsche Lloyd wie die Hamburg-Amerika-Linie fortgesetzt machen, um ihre Verkehrseinrichtungen zu verbessern und zu vervollständigen, wie sie fortgesetzt gerade für die Amerikafahrt neue Schiffe bestellen und einstellen. Mit Genugtuung verfolgen weiteste Kreise unseres Volkes die immer steigende Bedeutung der großen deutschen Gesellschaften, der Stapellauf eines der großen Ozeanriesen erscheint fast wie ein nationales Fest, dem die Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin erst seine eigentliche Weihe verleiht. Mit beredten Worten hat derartigen Empfindungen und Gedanken der Hamburgische Bürgermeister Burchard beim Stapellauf des Schnelldampfers Auguste Viktoria in Stettin Ausdruck gegeben, die das größte Schiff darstellt, das für die nächste Zukunft den Verkehr zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten vermitteln wird. Burchard wies mit Nachdruck auf die ungeheuren Gütermengen und die Menschenscharen hin, die unausgesetzt hin- und herfluten zwischen dem Deutschen Reich und der zukunftsreichen, jugendfrischen Welt jenseits des Ozeans. „Ein solcher Verkehr trägt unter günstigen politischen Verhältnissen wesentlich dazu bei, daß sich Nationen näher treten, sich in ihrer Eigenart kennen und verstehen lernen, sich wertschätzen und Teilnahme und Freundschaft für einander gewinnen. So kann die unendliche Mannigfaltigkeit der Verkehrsbeziehungen im Interesse einer willkommenen kulturellen Entwicklung nicht hoch genug bewertet werden.“ Diese Worte haben sicherlich diesseits und jenseits des Ozeans einen starken Widerhall bei allen denjenigen gefunden, die sich des Wertes einer deutsch-amerikanischen Freundschaft sowohl auf materiellem wie auf ideellem Gebiet bewußt sind. Welche Einwirkungen der rege Handelsverkehr auf die beiden Volkswirtschaften in den letzten Jahren in materieller Hinsicht gehabt hat, ist letzthin hier wiederholt geschildert worden, nicht nur die deutsche Wirtschaftskrisis, die mit dem Jahr 1901 einsetzte, hat infolge der starken Eisenausfuhr nach den Vereinigten Staaten ein so rasches Ende gefunden, sondern auch die Gewinn- und Verlustrechnungen der großen deutschen Aktienbanken wissen davon zu berichten, wie vorteilhaft ihnen die Beteiligung an den amerikanischen Finanzgeschäften gewesen ist. Und ebenso hat dem deutschen kapitalistischen Publikum sein großer Besitz an amerikanischen Eisenbahnpapieren, der vornehmlich auch in den letzten zwei Jahren stark angewachsen ist, ungeheuer große Summen an Gewinnen gebracht. Ich erinnere in dieser Hinsicht nur an die Einführung der Shares der Baltimore- und Ohio-Bahn in den Berliner Börsenhandel, die durch die Deutsche Bank im Frühjahr 1904 zu etwa 79 % an den Markt gebracht wurden, und jetzt 115 % notieren. Dasselbe Institut steht jetzt im Begriffe, dem deutschen Publikum 32½ Mill. Dollar 4prozentige Bonds der Chicago, Rock Island und Pacific Railway Company anzubieten, während die Diskontogesellschaft ein geradezu riesengroßes Emissionsgeschäft vorhat, indem sie die Zulassung von 400 Mill. Doll. Stammaktien und 100 Mill. Dollar 3½ prozentige Goldbonds der Pensylvania Railroad Company in Philadelphia zum Börsenhandel in Berlin, Frankfurt a. M. und Hamburg bewirkte. Damit ist jede Summe übertroffen, die jemals mit einem Antrag zur Börse zugelassen wurde, zugleich aber dem deutschen Publikum und der internationalen Arbitrage ein Papier zugänglich gemacht, das seit lange in

Amerika zu den beliebtesten und bestfundierten Werten gehört. Die Pensylvania-Eisenbahn ist eines der ältesten Eisenbahnunternehmungen der Union; ihre Aktien sind seit 1856 niemals dividendenlos gewesen, sie hat über 11000 Meilen im Betrieb, und ihr Eisenbahnnetz umfaßt eine der industriereichsten Gegenden der Vereinigten Staaten. Sie steht im Mittelpunkt der Konzentrationsbewegung im amerikanischen Eisenbahnsystem, d. h. sie ist durch Aktienbesitz an verschiedenen anderen großen Unternehmungen beteiligt, deren Shares sie dauernd im Portefeuille behält, und unter Beobachtung von soliden Grundsätzen zu relativ niedrigen Kursen in ihre Bilanz eingestellt hat, woraus ihr bei der steigenden Tendenz des amerikanischen Eisenbahnmarktes ansehnliche Gewinne erwachsen müssen. Es unterliegt überhaupt keinem Zweifel, daß die amerikanischen Eisenbahnverhältnisse im Lauf des letzten Dezenniums wesentlich solider geworden sind, worauf allerdings die Amerikaner auch mit gebührendem Nachdruck hinzuweisen pflegen. So wurde vor kurzem in einem amerikanischen Fachblatt darauf aufmerksam gemacht, daß im Augenblick sich nur etwa 28 Mill. Dollar Eisenbahneigentum in Zwangsverwaltung befinden, während es vor zehn Jahren noch über 1 Milliarde Dollar waren. Die Bruttoeinnahmen von 18 amerikanischen Bahnen, die etwa ⅓ des gesamten amerikanischen Eisenbahnsystems umfassen, sind innerhalb der letzten drei Jahre um 21 % gestiegen, das Eisenbahnnetz der Vereinigten Staaten hat sich seit 1899 nur um 11 % vergrößert, dagegen erhöhten sich die Einnahmen per Meile um 40 %, während wieder die Kapitalinvestition, nach Meilen gerechnet, nur um 10 % zunahm.

Es ist kein Zufall, daß nicht nur in Amerika, sondern auch in verschiedenen europäischen Staaten das Interesse für Verkehrsangelegenheiten im weitesten Sinne von neuem erwacht ist. Ich sehe dabei ab von den Plänen und Erwartungen, die man auf die Einführung der Elektrizität in den Betrieb der Vollbahnen setzt, Versuche, die bei uns in Deutschland in der bekannten Studiengesellschaft für elektrische Bahnen ihren Mittelpunkt finden. Indessen mit der Einführung elektrischer Vollbahnen hat es anscheinend noch gute Wege, der Plan einer elektrischen Verbindung Berlin—Hamburg ist bisher über das Stadium lediglich theoretischer Erwägungen nicht hinaus gekommen, während eine elektrische Bahn zwischen den bedeutendsten Industriestädten der Rheinprovinz schon mehr Aussichten auf Verwirklichung hat. Aber, wie erwähnt, von diesen Plänen möchte ich hier absehen und die Aufmerksamkeit der Leser mehr auf die Bestrebungen lenken, die sowohl in Österreich wie in Italien darauf abzielen, den gesamten Eisenbahnbetrieb in die Hände des Staates zu überführen. Mögen in beiden Staaten in hohem Grade Erwägungen mitspielen, welche außerhalb der wirtschaftlichen Sphäre liegen und rein politischer Art sind, im Grunde überwiegt doch auch hier die Erkenntnis, daß es eine nationale Wirtschaftspolitik nicht geben kann, so lange der Staat keinen Einfluß auf die Tarifpolitik des hauptsächlichsten inländischen Verkehrsmittels, nämlich der Eisenbahnen, besitzt. Als Bismarck sich entschloß, das Programm des Schutzes der nationalen Arbeit zu proklamieren, war ein wesentlicher Bestandteil dieses Programms die Verstaatlichung der preußischen Eisenbahnen, nachdem die Idee eines Reichseisenbahnsystems an partikularistischen Vorurteilen gescheitert war. Die Erfolge, die das Staatsbahnsystem in Preußen einmal in finanzieller Beziehung und ferner als

Mittel zur Durchführung einer Tarifpolitik gehabt hat, die sich in den Dienst der sonstigen Wirtschaftspolitik stellt, mußten zur Nachahmung reizen. Dazu kommt für Österreich im speziellen, daß hier ursprünglich das Staatsbahnsystem das herrschende war, und der Staat nur infolge der finanziellen Schwierigkeiten, welche Jahrzehnte hindurch fast jeden wirtschaftlichen Fortschritt in Österreich hemmten, seinen Besitz an Aktiengesellschaften übertragen hatte, deren Anteile sich zum großen Teil in ausländischen Händen befinden. Ähnlich steht es in Italien. Auch hier ist im Prinzip bereits das Staatsbahnsystem das herrschende, aber auch hier war der Staat im wesentlichen durch finanzielle Schwierigkeiten gezwungen gewesen, den Betrieb der Bahnen privaten Unternehmungen zu überlassen. Die Gesundung der österreichischen und italienischen Finanzen, die ihren Ausdruck in Österreich in der Wiederherstellung der Valuta, in Italien in dem Verschwinden des Goldagios fand, hat in beiden Staaten zu dem ursprünglichen Verkehrsprogramm zurückgeführt, das nur ein Teil des allgemeinen Wirtschaftsprogramms ist, das, freilich in mannigfachen Nuancen, im Grunde doch in allen europäischen Staaten dasselbe ist, nämlich: Schaffung eines kaufkräftigen inneren Marktes durch eine wirksame Schutzzollpolitik und einer dem Schutzsystem entsprechenden Verkehrspolitik, und andererseits Abschwächung dieser Schutzzollpolitik insoweit, daß die notwendigen und nützlichen Beziehungen der nationalen Volkswirtschaft zur Weltwirtschaft den entsprechenden Fortschritt machen und die entsprechende Ausbildung erfahren. Die Verwirklichung dieses Programms hat in Europa fast allgemein die hauptsächlichsten Verkehrsmittel in die Hand des Staates gelegt, und wo bisher der Staat noch nicht Herr der Eisenbahnen war, sucht er das Versäumte nachzuholen. Eine Ausnahme bildet eigentlich nur Frankreich, dessen Eisenbahnnetz von verschiedenen Privatgesellschaften beherrscht wird. Auch Rußland scheint mit dem seit etwa zwanzig Jahren herrschenden Staatsbahnsystem bis zu einem gewissen Grade brechen zu wollen, wenigstens sind im Eisenbahnministerium Bestrebungen zur Herrschaft gelangt, die auf eine stärkere Heranziehung privaten Kapitals für Eisenbahnbauten abzielen. Man wird aber wohl nicht fehlgehen, wenn man hierin nur eine vorübergehende Maßregel erblickt, welche mit den durch den ostasiatischen Krieg heraufgeführten Verhältnissen in Zusammenhang steht.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart

Begründet von Julius Lohmeyer

Fünfter Jahrgang

November 1905 Heft 2

Wir befinden uns heute schon mitten in der Vorbereitungszeit einer neuen Reformation. Die religiöse Bewegung der Gemüter wird nicht mehr aufhören, sie wird sich stetig vertiefen. Und die unausbleiblichen Kämpfe, die das Jahrhundert bringen wird, deren Vorspiel wir im Osten miterlebten, werden dazu beitragen, die Einkehr der Seelen zu beschleunigen. Der deutsche Geist aber wird die geistigen Entscheidungsschlachten durchzukämpfen haben.

Otto von Leixner, Der Weg zum Selbst. Ein Buch für das deutsche Volk. (Berlin, Emil Felber.)

Im polnischen Wind.

Erzählung

von

Carl Busse.

IV.

Aus den nächsten Jahren ist nicht viel zu berichten, da ich eigentlich nur lebte, wenn ich in der Nähe Nastia's war. Sie hatte recht gehabt: sie ward noch schöner. Ihr zu Füßen mein Herz, zu ihr aufblickend meine Hoffnung, in ihren Augen mein Schicksal, in ihren Händen mein Leben! Hundertmal rechnete ich ihr noch in diesen großen Ferien vor, wie lange die Wartezeit im ganzen dauern könnte, und Schwur über Schwur: ihretwegen fleißig zu sein, ihretwegen das Examen in kürzester Zeit zu machen, ihretwegen hierher als Lehrer zu kommen, um sie dann — dann zu heiraten. Immer hörte sie lächelnd zu: „Ja, ja ... so ist es am besten!"

Aber beim Abschied, als ich nach Breslau zurückmußte, überfiel mich furchtbare Angst.

Sie, die Nastia, blieb allein zurück in dieser Spielhölle, in der die fettgewordene Cibulka die Gäste nicht mehr zu halten vermochte. Und wenn ich an all diese Menschen dachte, an ihren Bruder Zbiginiew, an die Gutsbesitzer, die das Geld fortwarfen und die Nächte drüben durchtranken, an Nastias Augen und ihre durstigen Lippen, die so gern den Sekt schlürften — dann konnt' ich halb sinnlos werden.

Nirgends in Breslau hatt' ich auch Ruhe. Nicht im Kolleg, nicht auf der Straße, nicht im Zimmer. Briefe über Briefe schrieb ich, bat, flehte: Sei tapfer, werd' nicht schlecht, wart', bis ich komme!

Sie gab nur selten Antwort. Für Briefe war sie nicht. Hin und wieder ein paar Zeilen, manchmal freundlich, manchmal ärgerlich: ich sollt' sie nicht langweilen.

Und obwohl mein ganzes Wesen sich eigentlich der Trägheit zuneigte, sodaß ich im Sommer lieber faul im Grase, im Winter lieber rauchend auf dem Sopha lag, als daß ich am Studiertisch gesessen hätte, — so trieb mich doch der Gedanke, daß jetzt alles darauf ankäme, recht früh fertig zu werden, in ein wildes Arbeiten hinein. Wie meine innere Schwäche, Feigheit, Scheu hin und wieder unter gewissen Reizungen der Phantasie in freche Verwegenheit und maßlose Tollkühnheit umschlagen konnte, die den Ernüchterten dann selber bestürzt machte, so ging es auch mit meiner Trägheit. Die Vorstellung, was inzwischen aus Nastia würde, wirkte immer von neuem, schmerzhaft anfeuernd, als Sporn, sodaß mein hastender, unruhiger Fleiß doch auch anhaltend blieb. Dabei zählt' ich die Tage bis zum Wiedersehn.

Früher, als ich dachte, kam ich zurück. Meine Mutter war erkrankt, ein Telegramm rief mich zu ihr, doch traf ich sie nicht mehr lebend an. Da mich die Vorbereitungen zum Begräbnis sehr in Anspruch nahmen, sah ich Nastia Dudek in den ersten Tagen nicht. Aber als Nachbarskind beteiligte sie sich naturgemäß an der Beerdigung. Die brennende Kerze in der Hand, hielt sie sich etwas abseits. Ihr Gesicht schien mir blasser als früher, und meine Gedanken weilten mehr bei ihr, als bei meiner Mutter, deren Sarg sich unter dem langsamen Nachlassen der Stricke vor mir in die Grube senkte.

Natürlich konnt' ich auf dem Kirchhof nicht viel mehr tun, als Nastia schweigend grüßen, und da sie sich sehr zurückhielt, geschah es, daß ich abreisen mußte, ohne sie recht gesprochen zu haben. Aber noch Schlimmeres folgte. Meine Mutter hatte außer dem Hause nur wenig hinterlassen, und es stellte sich bald die Notwendigkeit heraus, das Besitztum zu veräußern, damit ich meine Studien beenden konnte. Da sich gerade ein Käufer fand, durft' ich nicht zögern. Ich bekam etwa sechstausend Taler, für mich ein ziemliches Vermögen, in die Hände, doch mir ging damit nicht nur das väterliche Haus verloren mit all den Erinnerungen, die besonders am Garten hingen, sondern auch der natürliche Grund zur öfteren Heimreise.

Um so eifriger ergab ich mich dem Studium. Es war zuletzt ein fieberhaftes Arbeiten. Aber es half mir wenigstens über die vorgeschriebenen

Semester hinweg. Es gelang mir, nicht nur das Staatsexamen glatt zu bestehen, sondern auch zu erreichen, daß ich wirklich als Probekandidat nach Trzemeszno gesandt wurde. Da zu jener Zeit, wie gesagt, großer Lehrermangel herrschte, hatt' ich gute Aussicht, schon in Jahresfrist angestellt zu werden.

Und mit einem Glücksgefühl, das mich zu einem besseren Menschen machte, kam ich in meiner Heimatsstadt an.

Vor der Post traf ich einen Bekannten von der Schulzeit her. Er war wohl neugierig und begleitete mich bis zum Hotel, wobei er mancherlei von den alten Lehrern und den inzwischen eingetretenen Veränderungen erzählte. Auch auf unser Haus kam die Rede. Da konnt' ich mich nicht enthalten zu fragen: „Und nebenan?"

„Bei den Dudeks?" Er lachte. „Es werden noch immer Gimpel gerupft." Und da er als Einheimischer mit allen Verhältnissen der Stadtbewohner vertraut war, erfuhr ich weiter, daß die Cibulka, nachdem sie aus Eifersucht der Nastia das Gesicht zerkratzt hatte, aus dem Hause geflogen sei und daß jetzt eben Nastia selber die Rolle des Lockvogels spiele. Ein schlaues Dirnchen, das die Leute verrückt mache und schweres Gold in die Kasse bringe.

Das alles und noch mehr hab' ich mit angehört, ohne dem Schwätzer die Faust ins Gesicht zu schlagen. Ja, ich hatte sogar die Kraft, „so, so" zu sagen und in sein kicherndes Lachen miteinzustimmen. Dann schützt' ich Müdigkeit vor und zog mich in mein Zimmer zurück.

In diesem kahlen Hotelzimmer hab' ich lange gesessen und hab' auf den Markt gestarrt, der vertraut, wie früher, vor mir lag. Die Worte, die mein Begleiter gesprochen hatte, klangen mir noch im Ohr. Und das Schlimmste war, daß ich in diesen Minuten gar nicht an ihnen zweifelte. Der Mann hatte Recht, hundert- und tausendmal Recht; ich wußt' es selber, daß Nastia verderbt war in allen Säften und Kräften, und ich wußte ferner, so deutlich wie in jener Nacht des rastlos aufblitzenden Wetterleuchtens, daß sie auch mich in ihre Verderbtheit hineinziehen würde. Rufende Stimmen hört' ich in mir; ich hörte die letzten Worte meines Vaters: „Halt' dich brav, mein Junge!", ich hörte, wie alles Gute in mir mich mahnte: Geh' fort ... fahr' mit der nächsten Post ... leg' hundert Meilen zwischen dich und sie ... Anstellung findest du überall noch!

Aber ich wußte währenddessen doch schon ganz genau, daß ich den Stimmen nicht folgen würde. und daß alles kommen müßte, wie das Schicksal oder das Gift in meinem Blute es wollte. Und um vor mir

selber freier dazustehn, hielt ich mir unablässig vor, daß in solch einem Neste der Klatsch an der Tagesordnung wäre und doch wohl auch hier viel Verleumdung im Spiele sei. Nicht auf die Redereien anderer wollt' ich mich verlassen, sondern selbst urteilen.

So beruhigte ich mich notdürftig, daß man mir äußerlich nichts anmerkte, und schlug nachmittags gegen drei Uhr den geradesten Weg zu den Dudeks ein.

Es mußte ihnen besser gehen als früher. Der Bruder hielt sich sogar Pferd und Wagen. Damit kutschierte er tagtäglich nach Rokittno, einem benachbarten Dorfe, wo die Tochter des Gastwirtes als Nachfolgerin der Cibulka sein Herz fesselte. Abends, wenn die Gäste erschienen, war er regelmäßig zurück.

So durft' ich hoffen, Nastia allein zu finden. Denn am Tage war das Lokal schon früher stets leer gewesen, und neuerdings betrat es erst recht niemand, da die einfacheren Getränke darin gar nicht mehr geführt, sondern nur noch die teuersten Weine ausgeschänkt wurden.

Ich also hin, öffne die Tür. Das große Gastzimmer — leer. Aber durch die zurückgeschlagenen Portieren seh' ich in einem kleineren Nebenraum Nastia auf dem Divan liegen. Halb erstaunt, halb erschreckt hat sie das Journal, in dem sie gelesen, sinken lassen, hebt sich ein wenig empor und sieht nach der Tür, wer in aller Welt zu dieser ungewohnten Stunde störe.

Ein kurzer Ruf des Staunens — dann ist sie auf den Füßen:

„Waclaw ... Du?"

Alles, alles hab' ich vergessen. Ich seh nur ihre Schönheit, ihr Haar, ihre blutroten Lippen, ihr blasses Gesicht mit den leichten Schatten unter den Augen ... und umklammere sie, umschlinge sie: „Nastia ... Nastia!"

Später hab' ich mich erst gefragt, welche Empfindungen sie bei meinem unerwarteten Auftauchen gehabt haben mag. Weiß Gott, ob es ihr angenehm war. Jedoch sie erzählt, freut sich, betrachtet mich von allen Seiten, holt Sekt. Sekt jetzt — am hellen, lichten Tage! Ich wehre ab, ich danke. Aber sie sagt: „Zur Erinnerung", und lächelt wie über eine lustige Sache.

Gut, wir trinken. Dann aber raff' ich mich auf, nehm' ihr Gesicht lose in beide Hände, daß sie mich ansehn muß, und zwing' mich zum Reden: Dies und jenes erzählt man sich von dir! Meine Stimme zittert, so überkommt es mich.

In ihrem Gesicht zuckt keine Wimper; sie macht es von meinen Händen frei, hebt die Schultern ein wenig: „Sei kein Narr!"

Doch daß sie so kalt bleibt, sich gar nicht empört, reizt mich.

„Nastia", frag' ich, „ist es denn wahr?"

„Trink lieber. Der Sekt ist noch besser als deiner damals."

Ich jedoch werde immer aufgeregter. Ich beschwöre sie ... bei Gott und ihrem Schutzheiligen, bei ihren toten Eltern und bei unserer Liebe ... Die Tränen steigen mir fast empor.

„Du bist verrückt," unterbricht sie mich endlich ärgerlich. „Und übrigens sind wir auch nicht verlobt. Aber es ist Unsinn ... Klatsch!"

So geht es weiter. Aus all und jedem hör' ich immer eine halbe Bestätigung. Die wunderliche Luft des Raumes, in der gleichsam etwas zurückgeblieben ist von den nächtlichen Gelagen, die seit Jahren hier gefeiert worden sind, betäubt mich fast. Ich kann nicht mehr stehen bleiben, ich durchmesse mit langen, harten Schritten das ganze Zimmer:

„Also doch!" sag' ich dabei — „also doch!"

Da biegt sie hochmütig den Kopf zurück mit hartem Lachen:

„Und wenn schon, mein Freund?"

Die kalten Augen, die ich so gut kenne, sehen mich überlegen an. Das harte Lachen ist längst verhallt, aber mir ist, es durchschneide mein Inneres noch immer. Ich versteh' sie nicht. „Wie?" frag' ich stammelnd — „wie?" Das ganze Zimmer mit allen Möbelstücken schwimmt hoch und tief vor meinen Blicken. Ich spring' auf sie zu, pack' sie, drück' ihr den weißen Hals zusammen, spuck' sie an: „Dirne — Dirne!"

Sie wehrt sich verzweifelt, kratzt, schreit, dann gelingt es ihr, sich freizumachen. Wie der Blitz ist sie an der nächsten Tür. Dort steht sie auf der Schwelle und wartet.

Ich komm' zur Besinnung und fühle, wie die zu starke Spannung in Ohnmacht und Erschlaffung übergeht. Den nächsten Stuhl zieh' ich mir heran ... nur eine Minute will ich ruhn. Und immer glaub' ich ihre Stimme zu hören, die mir verbietet, jemals wieder das Haus zu betreten.

Aber es blieb ruhig. Ja, Nastia kam langsam näher. Gott weiß, was hinter ihrer Stirn vorging, Vielleicht hatte ihr grade die leidenschaftliche Wildheit, die ihr Schmerzen schuf, gefallen. Vielleicht überlegte sie sich, daß sie mich unter Umständen noch brauchen könnte.

Genug, sie lachte plötzlich leise, doch ohne jede Schärfe, schüttelte den Kopf und sagte: „Immer noch der alte, wie er früher war! Dabei sind wir doch jetzt verständige Leute geworden!"

Überrascht und dadurch schon halb überwunden sah ich sie an. Da fiel sie mir um den Hals, setzte sich auf meinen Schooß und hieb scherzend

über meine Finger. „Sie haben mir so weh getan ... gleich an den Hals wollten sie. Sag', und es wär' doch schade um mich gewesen!"

Wie ein Kätzchen schnurrte sie, redete mir alle bösen Gedanken aus. „Eine Wirtin muß natürlich zu allen Gästen liebenswürdig sein ... das geht nicht anders."

Und dann: „Du kannst doch jeden Abend hierher kommen. Sieh doch selbst, Waclaw, ... überzeug' Dich!"

Küßte mich dabei und sah mich strahlend an, bis ich ihr unter Tränen alles abbat. — —

Das war und wurde nun eine sonderbare Geschichte. Eigentlich spielten wir doch alle mit falschen Karten und taten vor einander, ja vor uns selbst so, als wüßten wir es nicht und alles wär grade und ehrlich. Denk' ich heut zurück, so glaub' ich wohl: Nastia hatte mich zum Wiederkommen deshalb aufgefordert, weil sie durch mich und meine Eifersucht ihre anderen Verehrer gleichzeitig stärker reizen und sie doch auch wieder in Schach halten wollte. Vielleicht war auch alles ganz unüberlegt ... ein plötzlicher Einfall. Man schiebt den Langhaarigen oft die schönsten Gründe unter, während sie aus dem Gefühl des Augenblicks handeln — nun, das gehört nicht hierher.

Jedenfalls: ich brauch' nicht zu sagen, daß ich der Aufforderung folgte. Tagsüber Stunden im Gymnasium, Hefte korrigieren und dergleichen — abends bei den Dudeks. Zuerst litt ich Qualen; tausendmal hab' ich mir geschworen, keinen Fuß mehr in das Haus zu setzen. Ah, ich kam natürlich wieder. Und mit den Wölfen muß man heulen — auslachen will man sich doch auch nicht lassen. Also Sekt getrunken, gejeut und immer die Nastia angestarrt. Sie mußte den andern wohl Andeutungen gemacht haben, denn sie benahmen sich ihr gegenüber im ganzen besser, als ich's geglaubt hatte. Wohl geschah es, daß dieser sie einmal rasch um die Taille faßte und jener sie mit einem zärtlichen Scherz auf seinen Schoß ziehen wollte, doch sie machte sich immer sofort wieder frei und verstand es meisterhaft, allen zu gehören und doch keinem.

Wenn man jedoch Abend für Abend fast in solcher Umgebung ist, dann zermürbt man. Auch ich bin zuletzt mürbe geworden.

Der Direktor des Gymnasiums war ein Deutscher. Eines Tages warnte er mich: es gäbe Lokale, in die man besser nicht ginge ...

Wahrscheinlich hatte ihm ein den Dudeks gegenüberwohnender Kollege von meinen ständigen Besuchen erzählt. Beide, den Direktor und den Lehrer, hätt' ich am liebsten ohrfeigen mögen. Aber ich überlegte mir, daß für mich alles darauf ankäme, mit meinem Vorgesetzten gut zu stehen.

Je nachdem er über mich berichtete, ward ich nach Verlauf des Probejahres angestellt oder nicht. Ich zwang mich also, ihm in jeder Weise zu Munde zu reden, versprach ihm, seine Winke bezüglich des bewußten Lokals wohl zu beachten und schränkte den Besuch bei den Dudeks auch wirklich etwas ein. Ging ich aber doch hin, so wählt' ich den Umweg über die Wiesen, übersprang den Graben, worin ich mich ja als Junge genugsam geübt hatte, und kam durch den Garten, sodaß niemand mich sehen konnte.

Dabei geschah es einst, daß Nastia gerade den dürftig beleuchteten hinteren Flur des Hauses kreuzte, als ich ihn vom Hof her betrat. Sie war erstaunt und stellte mich. Es wäre ihr schon kürzlich aufgefallen, daß ich neuerdings immer durch den Garten käme. Ich antwortete ausweichend, doch sei es, daß ihr Blick es mir antat, sei es, daß ich wähnte, in ihren Augen dadurch zu wachsen, daß ich mich an kein Verbot kehrte — ich gestand ihr den eigentlichen Grund. Während ich noch redete, wußte ich schon, daß ich eben eine große Dummheit beging, doch nun konnt' ich nicht mehr zurück.

Nastia erwiderte auch nichts darauf. Sie sagte nur: „So?" Aber ihre Augen gluteten sekundenlang, Haß und Hohn stand darin, dann wurden sie ruhig in kaltem Hochmut. Ob sie auch ewig weiter schweigen würde: dem Direktor vergaß sie das ihr Leblang nicht, das wußt' ich.

Übrigens trug mein Gehorsam und Eifer Früchte. Der Bericht über meine Leistungen (und wahrscheinlich auch über meine Lenkbarkeit) fiel so günstig aus, daß ich mit dem Ablauf des Probejahres fest angestellt wurde und vorläufig hier am Gymnasium weiter unterrichten sollte.

So hatte ich denn mein Ziel erreicht. Ohne Scheu konnt' ich es jetzt auch riskieren, das Dudek'sche Lokal zu betreten. Und ferner: es stand mir nun — wenigstens von mir aus gesehen — nichts mehr im Wege, Nastia zu heiraten.

Nastia zu heiraten — gewiß, das war ja die Hauptsache. Und Wochen, Monate hab' ich sie angefleht. Niemals hat sie Nein gesagt, immer mich angelacht, immer geschmeichelt. Noch ein wenig nur sollt' ich warten. Man könne das doch nicht vom Zaune brechen!

Vom Zaune brechen, wo wir so viele Jahre darüber gesprochen hatten!

Oder sie deutete mir an, daß ihr Bruder andere Pläne mit ihr vorhätte und daß sie ihn nach und nach erst vorbereiten müsse. Ein drittes Mal endlich stimmte sie mir fröhlich bei: ja, sie wollte mein sein, eine lustige kleine Lehrersfrau! In einem Vierteljahr sollte das Geschäft sowieso aufgegeben werden — bis dahin mußte sie sich naturgemäß noch freihalten.

Und wenn ich trotzdem noch zweifelte, wenn ich fühlte, daß sie mich mit leeren Ausflüchten abspeiste und hinhielt, so brauchte sie mich nur einmal schnell und heimlich zu küssen, und ich versprach alles, versprach, geduldig zu sein, versprach zu schweigen, versprach, mich und sie nicht zu verraten.

V.

Unter solchen Umständen schwand der Sommer, es wurde Herbst, und ich wäre wohl des ewigen Hinhaltens satt und müde geworden, wenn nicht jeder Abend, den ich im Kreis der Dudekschen Gäste verlebte, mein Begehren neu gereizt und angespornt hätte. Immer noch sprach ich unter diesem Stachel mir selber vor, daß ich kein höheres Ziel wüßte, als Nastia zu heiraten. Doch glaub' ich heut' manchmal, daß dies mehr und mehr ein Selbstbetrug war, den mein Wille aufrecht erhielt. Denn ob ich auch ein Schwächling und Narr war, so war ich doch schließlich kein Dummkopf, und es lebte geheim wohl längst die Erkenntnis in mir, daß Nastia niemals meine Frau werden könne. Äußerlich zwar bedrängte ich sie noch nach wie vor darum, im Innern jedoch glühte mir ein anderer, weniger schwer erfüllbarer Wunsch: daß sie noch einmal, ein einziges Mal mir gehörte wie in jener Sommernacht. Jeden Abend mußt' ich's mit ansehn, wie sie im Kreise der Gäste saß, die doch nur ihretwegen erschienen. Und ich sah auch, wie in den Augen aller die Flämmchen brannten, wie in jedem einzelnen sich ein heißes stummes Begehren reckte gleich dem meinen. Daraus schloß ich, daß Nastia sich den übrigen ebenso wie mir versagte oder mindestens so karg und spärlich gewährte, daß in jedem das heimliche Feuer nur noch geschürt ward.

Mir aber schien es, als stieße die Begehrlichkeit all der anderen noch zu meiner, als steigere sich meine Glut mit der Zahl derjenigen, die das Mädchen umwarben. Unerträglich ward dieses Begehren und so stark, daß ich begriff, wie die frommen Männer früherer Zeiten sich bis aufs Blut gegeißelt hatten, um Schmerz durch Schmerz zu vertreiben.

Endlich versuchte ich, mich zurückzuhalten, und hab' es unter Aufbietung der geringen Willenskraft, die mir eigen und die nur im Anlauf groß, aber niemals recht dauerhaft war, erst Tage, dann sogar Wochen durchgeführt. Ich glaubte manchmal schon frei zu sein. Den ganzen Dezember hatt' ich das Dudeksche Lokal nicht betreten und mit einer zagen Freude an mir selber ging ich ins neue Jahr — es war das Jahr 1863 — hinein.

Da kam ich an einem Januartage aus der Schule und erblickte Nastia Dudek vor mir auf der Straße. Ich hielt mich zurück in der

instinktiven Gewißheit, daß jede Begegnung mich unrettbar wieder in ihren Bann zwingen würde. Doch meine Augen konnt' ich nicht verschließen, so genau ich auch die Häuser und Bäume am Weg betrachtete. Immer von neuem irrte der Blick ab und folgte der Schreitenden. Niemand bewegte sich in der Stadt wie sie. Auch wenn sie in ihrer gewöhnlichen Art die Straße kreuzte, war es stets, als ob sie jemandem entgegenginge, den sie schon vor sich sähe, und als hätte die Freude der Erwartung sich ihren Schritten bereits mitgeteilt, ihnen so eine schöne Leichtigkeit und Freiheit verleihend. Unwillkürlich wollte man auch immer mit ihr mit . . .

Es war schlimm, daß ich sie getroffen hatte. Ich hatte es gleich gewußt und mich vor der Nacht gefürchtet. Als es dunkler und dunkler ward, durchmaß ich rastlos die bescheidene Bude, in der ich wohnte. Der eiserne Ofen, den ich anzuheizen pflegte, wenn ich vom Gymnasium heimkehrte, ging aus und erkaltete. Bald fror mich bitterlich.

Ich hatte die Uhr vor mir auf dem Tische liegen; sie tickte. Die Minuten krochen. Und immer öfter mußt' ich an die schöne Wärme denken, die jetzt bei den Dudeks herrschte, an die lustige Gesellschaft, den Wein, an Nastia.

Ich hielts nicht mehr aus. Nur einen Spaziergang durch die Straßen wollt' ich machen. Ich zog mir den Paletot an, wobei ich mich selber etwas schämte und leise verachtete, und betrat eine Viertelstunde später das Haus, dem ich mich über sechs Wochen ferngehalten hatte.

Es gab ein großes Halloh, als ich die Tür zum Gastzimmer öffnete.

„Sohn Gottes!" rief Herr von Chelmicki, der mir am wenigsten grün war, erstaunt und mit leichtem Ärger, — „lebt man denn noch?"

Und alle anderen, Zbiginiew Dudek voran, um mich her.

„Man lebt noch," sag' ich lustig, drück' die Hände, wie es sich trifft, und such' verstohlen nach Nastia. Sie ist die letzte, steht da, blickt mich an.

„Das ist schön!" Mehr spricht sie nicht, aber als sie mir die Hand reicht, fühl' ich so festen Druck, daß der schmale Ring, den sie trägt, mir seine Linien einpreßt. Ihr Gesicht ist leicht gerötet, und wie sie so dasteht und häufiger als sonst um mich und neben mir ist, rinnt eine warme Welle über mein Herz. Denn ich fühls, sie freut sich wirklich darüber, daß ich gekommen bin.

„Lustig, lustig bin ich," sagt sie stets von neuem. Und schüttelt den Kopf: „Weiß selbst nicht, warum. Man hat so närrische Tage." Der Reihe nach strahlt sie uns an . . . alle sollen wir vergnügt sein. Ich nick' ihr zu: Ja, wir müßten fröhlich sein, und sie natürlich voran.

„Bin ich das nicht?“ fragt sie. Plötzlich aber bleibt sie starr wie unter einer Eingebung stehen, zögert und lacht dann: „Ich hab’ ’was ... ich hab’ ’was!“

Eine Bewegung mit beiden Händen, als schiebe sie etwas fort: „Allons, Herrschaften — weg mit den Tischen hier! Dalli, Dalli ... vorn muß alles frei sein!“

Und während wir ihr den Willen tun, verschwindet sie.

Aber sie kommt bald wieder. Kommt wieder, daß nicht ein einziger von uns sitzen bleibt, sondern alles überrascht aufspringt: „Maria, Josef!“ Hat ein langes, faltiges Gewand an, weiß, lose, und die Ärmel fallen ihr, breit auslaufend, tief herab. So tritt sie in die Mitte des Raumes, den wir freigemacht haben, und beginnt zu tanzen, als stände sie auf der Bühne. Dazu singt sie, aber nur leise, denn sie weiß wohl, daß sie ihre Stimme, die leicht gell wird, nicht sonderlich erheben darf. Erst wiegt sie sich nur, dreht sich, beugt sich langsam und lockend vor, dann wird die Bewegung schneller und wilder, ihre Arme heben sich, aus den faltigen Ärmeln, die herabsinken, tauchen die nackten und weißen ohne Schmuck auf, und immer wirbliger wird der Tanz, gleich den Flügeln eines ungeheuren Schmetterlings entfaltet sich das Gewand, bläht sich, rauscht, raschelt und knistert. Plötzlich, in rasender Bewegung, scheint sie zu fallen; aber ebenso plötzlich steht sie unbeweglich und doch in einem fühlbaren Zittern aller Glieder — gleichsam in einem regungslosen und stummen Tanze, der sie nicht vom Fleck führt, und währenddessen biegt sie den Kopf zur Seite und sieht bald diesen, bald jenen an, jetzt als ob sie verschmachte und sich verliere, jetzt als wäre sie grausam und dürstend nach Blut, dann wieder sanft, fügsam, voller Hingebung. Und ihre roten Lippen brennen dabei, als wäre alles Blut in sie hineingeschlagen; ihr dunkles Haar, wirr und halb gelöst, peitscht ihr ins Gesicht und fliegt, heftiger fast, allen Bewegungen des Körpers nach, und wenn sie plötzlich, wie es oft geschieht, den Kopf so zurückwirft, daß die Pupillen oben unter dem Lidrande zu verschwinden scheinen, zieht sich wundervoll die Linie ihres Halses empor, und unsere Augen, in schmerzhafter Anstrengung daran hängend, glauben die Pulse an diesem weißen und schönen Hals hüpfen zu sehen.

Wir alle waren wie taumelnd vor Begehren und Begeisterung.

„Für wen tut sie das?“ sagt Herr von Chelmicki, und man hört an den Worten, wie sein Atem fliegt. „Für den Pan Kurras? Weil der verlorene Sohn zurückgekehrt ist?“

Ich versteh’ nur, daß sie es für mich tun soll. Mit halbem Jauchzen tret’ ich ihr einen Schritt näher.

Atemlos und erschöpft ist sie gerade stehen geblieben. Wir sehen uns dicht in die Augen . . . wir denken dasselbe.

„Musik," ruft sie dann . . . „wer spielt denn?"

Gleich zwei laufen zum Klavier. Graf Szrodzinski erreicht es zuerst. Er spielt schon, während er sich noch mit dem Fuß einen Stuhl heranzieht, — spielt einen Krakowiak, und während alles auf Nastia eindringt, sind wir uns, gleichsam übermächtig zusammengerissen, schon in die Arme geflogen. Lose und dünn ist ihr Gewand, ich presse sie an mich, es knistert wieder und rauscht — das alte Rauschen liegt mir im Ohr, das so viele Stunden meines Lebens begleitet hat. Wie wild und wahnsinnig fliegen wir dahin, angefeuert durch gelle Zurufe . . . aber bald wird es den anderen zu viel, sie wollen nicht nur Zuschauer spielen, Zbiginiew mahnt die Schwester. „Genug," sagt sie mit leisem Keuchen, und während ich sie freigeb', bedrängen sie die anderen schon, und immer noch hämmert der Spieler auf dem verstimmten Klavier herum.

Keiner hört in dem Braus das Glockenzeichen der aufgehenden Tür. Erst durch den scharfen Zug werden wir aufmerksam. Kopfschüttelnd steht Herr von Rembowski auf der Schwelle, die Pelzmütze noch in der Hand, das ganze Gesicht rot von der wilden Fahrt durch die Januarnacht. Er hat den schönsten Viererzug des Kreises und jagt damit los wie der Teufel.

Mit einem wilden Lachen schwenkt er die Mütze.

„Ihr tanzt, spielt, lärmt," ruft er — „heute tanzt Ihr! Richtig, richtig — immer so weiter!"

An seiner Aufregung merkt jeder, daß etwas geschehen sein muß. Das Klavier verstummt; der Tanz bricht jäh ab. Alle Gesichter sind nur noch dem späten Ankömmling zugewandt, der sich erschöpft einen Stuhl heranzieht.

„Was ist los? Was fehlt Dir? Warum sollen wir nicht lustig sein?" schwirrt es von allen Seiten.

„Spann' uns nicht auf die Folter — was bringst Du?"

Da sagt der von Rembowski nur: „Die Revolution!"

Totenstille — dann ein Sturm. Man packt ihn an die Schultern, hängt sich an ihn, kniet vor ihm — jeder will der erste sein, der Näheres erfährt.

Und der Ankömmling hatte wirklich Nachrichten, die in der ganzen Stadt noch unbekannt waren: in Warschau hatte es Straßenkämpfe gegeben, die bei der Gärung, in der sich Polen befand, zu allgemeiner Erhebung führen mußten.

Während er sprach, hing alles an seinen Lippen. Selbst Nastia war vergessen. Sie stand allein, die linke Hand leicht gegen das heftig schlagende Herz gedrückt, erhitzt vom Tanz und außer Atem, in dem freien Raum. Sie war es nicht gewöhnt, so unbeachtet zu bleiben, und preßte die Lippen zusammen. Ich war der einzige, der hin und wieder den Blick zu ihr hinüber gleiten ließ.

So mochte sie nicht ganz mit dem Aufstand einverstanden sein. Um so mehr war es ihr Bruder. Er wußte, daß man in so aufgeregten Zeiten gern länger im Gasthaus saß und eifriger trank. Auch jetzt holte er die besten Weine heran, denn natürlich mußte auf den Sieg der polnischen Waffen angestoßen werden; aber man beschloß daneben auch eine gewichtigere Unterstützung. Von jedem Spielgewinn sollte ein ziemlich hoher Prozentsatz den Kämpfenden zu gute kommen, und damit ein Anfang da war, wurde sofort eine Sammlung veranstaltet. Jeder gab gern und reichlich, und da der Nachfolger immer seinen Vorgänger zu übertreffen suchte, war zuletzt eine über Erwarten große Summe gezeichnet. Herr von Chelmicki sammelte ein.

„Nun, Pani Nastia," sagte er scherzend, als die Reihe herum war, — „beliebt es?"

Doch sie legte die Hände auf den Rücken und schüttelte den Kopf. „Hab' nichts, mein Bester! Zbiginiew hält mich zu knapp."

Aber er: „Was brauchen Sie Zbiginiew?" Und während sein Auge heiß über ihr Gesicht und ihre Gestalt glitt, riß er eine handvoll Taler aus der Tasche: „Hier, Pani ... für einen einzigen Kuß! Bedenken Sie, für das Vaterland ... seien Sie Patriotin!"

Doch stürmisch scholl der Protest der andern.

„Halt — halt, das ist Übervorteilung! Das Doppelte, Pani ... unbesehen!"

„Schämt Euch! Wer wagt einer Dame so wenig zu bieten! ... Das Dreifache gilt!"

Und jetzt, da Nastia mit einem Male wieder im Mittelpunkt des Interesses stand, brauste ihre alte Lustigkeit von neuem auf.

„Danke — danke," lachte sie und zeigte die Zähne, — „nun weiß ich doch, was ich wert bin."

Aber eh' sie sich entscheiden konnte, klang Herr von Rembowski an sein Glas und hielt eine Rede. Wenn die Pani Nastia, sagte er, wirklich gewillt sei, dem kämpfenden Vaterlande zu dienen, was jeder eben mit den ihm verliehenen Gaben tun müsse, so halte er es für das Einfachste und vor allem Einträglichste, durch Vornahme einer sogenannten amerika-

nischen Auktion den Kuß zu versteigern. Jeder würde sich begeistert daran beteiligen, und doppelt dann, wenn die Spenderin selber das Amt des Auktionators übernehme.

Einmütiger Jubel folgte den Worten. Nastia Dudek stand einen Augenblick unschlüssig, dann klatschte sie in die Hände. Es war an diesem lustigen Abend eine neue Sensation, und vor allem: sie selbst war der Mittelpunkt. So faßte sie mit den Spitzen ihrer Finger links und rechts das Kleid, verneigte sich mit vieler Schelmerei und erklärte, das patriotische Opfer bringen zu wollen. Sie ließ die Tische aneinanderschieben, wies die Plätze an und hielt sich selbst in der Mitte einen angemessenen Raum frei, so daß niemand sie stören und bedrängen konnte.

Nebenan, auf Stühlen und Bänken, standen halb und ganz geleerte Sektgläser, standen die Flaschen mit den silbernen Hälsen, die wegen der draußen herrschenden Kälte nicht erst gekühlt zu werden brauchten. Man stärkte sich also noch einmal und wartete der Dinge, die da kommen sollen.

Schon als Nastia begann, merkte man wohl, daß sie das Schrauben verstand. Sie ließ erst jeden, der mitbieten wollte, eine Grundgebühr von zwei Talern bezahlen, dann schürzte sie die Lippen, ließ die großen Silberstücke durch die Finger gleiten und sagte: „Also sechszehn ... ist niemand da ...?“

Natürlich kam sie gar nicht zu Ende.

„Siebzehn — achtzehn — neunzehn — zwanzig,“ rief es hier, da, drüben. Und da jeder den Abstand zwischen seinem Gebot und dem voraufgegangenen zu zahlen hatte, so rollten die Talerstücke in ununterbrochener Folge, von Scherzen begleitet, über den Tisch. Nastia hatte Mühe, sie alle aufzufangen.

„Fünfundzwanzig — dreißig — vierzig ... wer hat vierzig gerufen? Herr von Dasczynski, zehn Taler! .... Danke! Einundvierzig? Wenig galant, mein Lieber! Fünfundvierzig ... fünfzig!“

Es war eine jubelnde, lachende Emportreiberei. Wie Kinder mit Knöpfen, spielten hier alle mit dem Gelde. Immer größer ward der silberne Hügel, der sich vor Nastia aufbaute. Sie verstand es meisterhaft, jeden heranzuziehen. Die Klügeren hatten schnell begriffen, daß sie, wenn sie sich jetzt zurückhielten, später um so bessere Chancen hätten, aber Nastia war ebenso schlau. Mit der lächelndsten Miene holte sie sich grade die Drückeberger heran, deren es übrigens nur wenige gab. Denn man brauchte nur ihren Mund anzusehn, und alle Vorsicht war vergessen — diesen Mund, der glühte und lockte, lachte und plapperte, der immer zu sagen

schien: mich, mich, mich soll der Glückliche küssen, auf diese Lippen sich beugen dürfen!

Wie eine Wut kam es allmählich über uns alle, wie eine Wut auch über Nastia selber. Zum ersten Male fühlt' ich das Spielerblut meines Vaters in mir. Alle, die um mich herum saßen und boten, waren reich, verschwenderisch, leichtsinnig. Alle gierten nach den Lippen des Mädchens. Alle waren erregt und halb trunken von dem Wein, dem Tanz, den Warschauer Nachrichten. Wenn je, durften sie als glühende Patrioten heut verschleudern: galt es doch einem guten Zweck.

So überschrieen sich die Stimmen, und unheimlich schnell hob sich der Haufen der Münzen. Es klirrte und klang von allen Seiten; noch niemals war Nastia dazu gekommen, ein Gebot zum zweiten Mal aussprechen zu können. Und es schien, als wachse mit der Menge des Silbers auch ihre Erregung und Begierde. Sie vergrub die heißgewordenen Hände in dem kühlen Schatze, während ihre Lippen schnell und ohne Aufhören in atemloser Jagd die ihr zugerufenen Summen verkündeten. Schon waren es über zweihundert Taler ... alles, alles für einen Kuß von ihr! Und berauscht von ihrer Macht über die Menschen lockte, schürte, reizte sie weiter, ihre Stimme ward schon leicht scharf und gell, und in starrer Scheu sah ihr Bruder auf sie und das rollende Geld.

Dreihundert Taler! Vierhundert Taler!

„Bei fünfhundert mach' ich eine Pause .. wer nützt die Zeit noch aus?"

Und sie brauchte nicht lange zu warten. Tiefatmend hielt sie inne. Nur die Hand streckte sie aus: „Trinken!"

Überschäumende Sektgläser wurden ihr entgegengehalten. Sie blies den Schaum in Silber und Gold, in die Taler, die halben, ganzen und doppelten Friedrichdors hinein. Sie trank. Sie hielt das Glas immer von neuem hin: „bitte, eingießen!" Eine Spannung und Erregung wunderlichster Art lag über der Gesellschaft. Jeder stürzte den Wein mit solcher Hast hinunter, als hätt' er nachher doch keine Zeit dazu. An Nebentischen zählten verschiedene ihre Barschaft, liehen sich von denen, die mehr eingesteckt hatten. Herr von Chelmicki entnahm seiner Tasche ein Paket Visitenkarten und ließ sich von Zbiginiew den Bleistift spitzen.

Und wieder begann das wilde Spiel, zuerst in fast noch gesteigerter Heftigkeit. Nastias Lippen zitterten.

„Ich kann mich nicht heißer reden," sagte sie. „Gebote unter zehn Talern nehm' ich nicht mehr an."

Einige stutzten und hielten sich zurück. Nur vier bis fünf stritten und trieben sich weiter.

„Tausend Taler! Kein Gebot mehr unter zwanzig!"

Wieder schüttelte einer den Kopf und fiel ab. Aber Nastia, noch einmal ihre Stimme erhebend, mit ungestümer Bewegung: „Seid Ihr schon müde? Als Polen müde für Euer Vaterland? Und gibt es, psia krew, keine Kavaliere mehr?"

Von neuem greifen protestierend auch die Stillgewordenen ein. Immer höher schwillt die Summe. Immer mehr Ernst kommt in das Spiel. Die Welle, die Nastia aufgepeitscht, sinkt zurück. Drei Mann bieten noch. Schon fliegen feindliche, höhnische Blicke hinüber und herüber.

„Kein Gebot mehr unter fünfzig Talern!"

Herr von Chelmicki nimmt sofort auf. Er malt die Zahl auf seine Visitenkarte und wirft sie zum Übrigen. Mit verkniffenen Lippen sieht er sich um, ob ihm den Raub noch immer jemand streitig macht.

„Zum ersten — zum zweiten —"

„Noch fünfzig," sag' ich. Auch ich schreib' längst Zettel, die ich mit meinem Namen und der Summe, für die sie gelten sollen, versehe. Unheimlich, wie alles Klirren nun aufgehört hat, wie nur das Papier noch raschelt, und statt des fröhlichen Lärms mehr und mehr nur noch ein gedämpftes Flüstern um den Tisch läuft!

„Aber, meine Herren," mahnt Rembowski einmal, „wenn ich geahnt hätte, daß mein Vorschlag von Ihnen so aufgefaßt wird — —"

Er trommelt auf den Tisch. Es paßt ihm nicht mehr.

Wir aber hören ihn kaum. Unermüdlich bieten Herr von Chelmicki und ich weiter. Ich weiß, daß ich den ganzen Rest meines Vermögens verschleudere. Es ist mir gleichgültig. Eine kalte Wut ist in mir, die mich mitreißt, das Blut meines Vaters ...

Und Nastia, als hätte sich unsre Erregung in ihr getroffen und verdoppelt, als müsse sie sie mit wollüstigem Schauder ganz durchkosten, steht da ... lechzend fast, gierig nach Gold, nach immer größeren Zahlen ... und sieht nur uns beide noch an ... und ihre brennenden Augen, ihr trockner, roter Mund, ihre Zunge, die spielend hin und wieder die fiebernden Lippen befeuchtet, scheinen nichts andres zu wollen, als immer mehr ... mehr aus uns herauszupressen.

Herr von Chelmicki, heiser schon, schlägt vor, daß hundert Taler das Mindestgebot sein sollten.

Ohne Besinnen stimm' ich zu.

Weiter! Kein Wort mehr am Tisch — Totenstille. Und die Gebote fallen, die Karten fliegen hin. Der ganze Haufen von Münzen ist schon vom Papier der Schuldscheine bedeckt.

Wie zwei Gegner, die auf Tod und Leben kämpfen, stehn wir uns gegenüber. Ich noch immer kalt, äußerlich ruhig. Aber in mir tobt etwas. Ich will den Kuß haben. Ich weiche nicht, und ob es noch Stunden dauert. Dabei blitzt in manchen Momenten doch die furchtbare Frage in mir auf: Was tust Du? Kannst Du überhaupt die Scheine, die deinen Namen tragen, noch einlösen?

In schwindelnder Höhe bewegt sich die Summe schon, die hart, gell, triumphierend von Nastias Lippen fliegt.

Da hör' ich, während ich meinen Partner von neuem überbiete, deutlich: „Er ruiniert sich wie sein Vater!"

Und als wenn durch diese Worte meine ganze innere Erregung emporgetrieben würde und überbrausen müßte, schrei' ich auf: „Wer hat das gesagt? Ich will wissen, wer das gesagt hat!"

Alle sind im Augenblick starr. Keiner erwidert. Und meine ganze Wut wendet sich instinktiv gegen den, der mein steter Gegner gewesen ist, der auch jetzt zuletzt gegen mich gekämpft hat: gegen Chelmicki.

Ich tret' auf ihn zu: „Herr!"

Wie ein Peitschenschlag saust das Wort auf ihn nieder. Alles an mir zittert, meine Fäuste ballen sich, meine Augen treten hervor — einer jener Anfälle hat mich gepackt, worin ich mich selbst nicht mehr meistere.

Undeutlich seh' ich, daß mein Gegner im Gesicht braunrot wird. „Was wollen Sie?" Auch er zittert in wilder Erregung.

Die Anderen sind aufgesprungen, wollen begütigen. Zbiginiew Dudek läuft ängstlich von einem zum andern: „Aber meine Herren . . . ich bitte Sie!"

Er gibt seiner Schwester ein Zeichen.

Und ehe noch jemand dazwischen fahren kann, schreit sie gellend: „Zum Ersten — zum Zweiten — zum Dritten! Herr Kurras ist der Sieger!"

Meine jähe Aufwallung gibt sich unter diesen Worten. Ein Blutstrom rauscht mir durch den Kopf.

Achselzuckend, aber durch den Schluß des Ganzen doch auch aus seiner Erregung gerissen, geht Herr von Chelmicki an den Nebentisch und trinkt schweigend, von zweien seiner Freunde umstanden, ein paar Gläser Sekt.

Wie eine Erlösung ist es über alle gekommen. Der Bann ist gebrochen.

Nastia jauchzt auf. Es ist ein Gellen der trockenen, spröden Stimme, die allen metallischen Klang verloren hat. Noch einmal nennt sie die Summe, und wie ein Rausch packt es sie dann. Ihr Gesicht glüht; sie

hebt ihr Kleid, daß eine bauschige Mulde entsteht, und wie ein Kind, lachend, lustig, des Spielzeuges froh, streicht sie den ganzen Haufen von Gold, Silber, Papier da hinein. Sie hat die Zipfel so scharf gefaßt, daß kein Stück ihr entschlüpft. Und wie ein Kreisel tanzt sie damit im Zimmer umher: „Ich trag' den polnischen Kriegsschatz!“

Kaum, daß sie ihn abliefern will. Ich aber steh' derweilen auf Kohlen und verschling' sie mit den Blicken. Meine Lippen dörren in innerer Glut.

Bis sie plötzlich stehen bleibt und mich ansieht.

Da bin ich jubelnd auf sie zugesprungen, hab' sie umfangen und meinen vertrockneten Mund auf den ihren gepreßt. Ich spüre den festen Druck, ich blick' in die Augen, die vor mir schwimmen, ich fühle, wie ihr spitzes Zünglein sekundenlang durch ihre Lippen läuft, von den meinen mehr geahnt, als empfunden. Trunkene Schauer durchrieseln mich.

„Genug, genug!“ ruft Herr von Chelmicki rauh. Sie sagten mir später, sein Gesicht hätte sich verzerrt.

Da reißt sich Nastia los. Erglühend steht sie da. „Alles für Polen!“ spricht sie, halb beschämt, halb lächelnd. Und sie hebt den Arm, daß der weite Ärmel zurückfällt, und mit dem nackten weißen kühlen Vorderarm streicht sie sich über das heiße Gesicht bis zum Haar hinauf . . .

— —

Wir notierten uns die Summen, die wir schuldig waren. Am nächsten Tage sandte ich an Herrn von Rembowski, dem die Kasse übergeben war, was ich verspielt hatte. Es war alles, was ich überhaupt besaß. Ja, ich hatte mir sogar noch einen kleineren Betrag von einem Kollegen leihen müssen.

VI.

Es ward eine seltsam unruhige und aufgeregte Zeit, in der fast jedermann einherging, als erwartete er etwas Entscheidendes — nicht nur für die große Welt, sondern auch für die Verhältnisse seines eigenen Lebens. Jeder Tag brachte des Neuen überviel, so daß die Erwartung ständig gereizt und gesteigert wurde. Nachrichten aus dem Aufstandsgebiet drangen herüber; man flüsterte sich zu, daß dieser und jener plötzlich ‚verreist‘ sei, um ‚drüben‘ für das Vaterland zu kämpfen; über das schlechte Pflaster klirrten die Hufe preußischer Armeepferde. Fußvolk rückte ein, nahm Quartier und zog ostwärts zur Absperrung der Grenze weiter. Selbst durch die geschlossenen Fenster und dicken Mauern des Gymnasiums drangen die Märsche der Spielleute und steigerten die

Erregung. Besonders über den höheren Klassen, in denen sonst gerade vor der Osterversetzung angestrengt gearbeitet wurde, lag eine nicht zu bannende Unruhe. Sie äußerte sich nicht laut und nicht derartig, daß man jemanden dafür hätte verantwortlich machen können; sie lag in den Augen, sie zuckte in der Hand, die den Livius und den Homer durchblätterte. Es waren in der Prima ja starke und bärtige Jünglinge, die tausendmal lieber in den Kampf geeilt wären, als hier auf der Schulbank zu sitzen.

Auch mich wie alle Welt hatte diese merkwürdige Erregung gepackt. Sie war mir angeflogen. Ein guter Pole, was man so nennt, war ich eigentlich kaum. Hatte mich dem König von Preußen auch ohne Bedenken verschworen. Aber als es drüben nun losging, fühlt' ich doch, wohin ich gehörte und wem ich durch Abstammung verbunden war.

Es blieb auch nicht aus, daß mich mancher in dieser Zeit finster ansah, als wär' es nicht gut, daß ich mich als Lehrer den Preußen verschrieben hätte. Und das kränkte mich, weil ich selber ähnliches empfand und mich niemals so sehr als Pole gefühlt hatte, wie gerade jetzt während des Freiheitskampfes. Doch natürlich durft' ich das am wenigsten jetzt beweisen, wo doppelt aufgepaßt wurde. Es war ein unerquicklicher Zustand.

Dazu kam noch, daß ich langsam in Schulden geriet, seit ich mein Vermögen in jener Nacht losgeworden war, und daß ich gewiß war, über kurz oder lang müsse auch mein Verhältnis zu Nastia an den entscheidenden Punkt gelangen.

So hatt' ich Gründe genug, in verborgener Erregung zu warten.

In den ersten Tagen des März ließ mich der Direktor rufen und trug mir auf, eine Rede zu dem bevorstehenden Geburtstage des Königs auszuarbeiten. Es war Sitte, daß die Aufgabe, jene Festrede zu halten, bei den ordentlichen Lehrern rundum ging. Diesmal traf es mich als den jüngst Angestellten.

Es war mir bitter genug, daß ich gerade in solchen Zeitläuften in den bittren Apfel beißen mußte, aber ausweichen konnt' ich nicht. So wählt' ich wenigstens ein möglichst unpolitisches Thema: Die Verdienste der Hohenzollern um die Provinz Posen. Über Wegebau und dergleichen wollt' ich reden.

Der Direktor genehmigte das Thema und sprach sich über die Ausführung, die ich ihm vorlegen mußte, sehr lobend aus.

So rückte der 22. März näher und näher. Zu der Schulfestlichkeit wurden die üblichen Einladungen und Programme versandt, man erfuhr in weiteren Kreisen dadurch, daß ich diesmal sprechen sollte, und es war

vorauszusehen, daß ich als Stadtkind ein ziemlich zahlreiches Publikum herbeilocken würde.

Am 21. März hatt' ich eine Nachmittagsstunde zu geben, machte dann, um mir für den nächsten Tag einen möglichst klaren Kopf zu schaffen, einen längeren Spaziergang, versicherte mich zu Hause noch einmal, daß ich meine Rede völlig beherrschte, und beschloß, frühzeitig schlafen zu gehen.

Als es etwa acht Uhr war, hört' ich plötzlich unten das scharfe Halten eines Wagens, dann auf der Treppe ein lustiges Lachen und Lärmen, und gleich darauf ward an meine Zimmertür geklopft, die nach dem Flur hinausging. Da ich wenig oder gar keinen Verkehr pflegte, der mich zu dieser Stunde hätte besuchen können, glaubte ich an einen Irrtum und öffnete. Aber zu meiner peinlichsten Überraschung — denn ich war auf alles andere eher vorbereitet als darauf — erkannte ich Herrn von Rembowski und zwei junge Gutsbesitzer des Kreises, die mich stürmisch begrüßten, sich selbst über die gelungene Überrumpelung freuten und lachend in meine bescheidene Bude drangen. Der eine setzte sich auf das schon aufgedeckte Bett, die anderen auf Stühle, und alle taten so herzlich und vertraut, als wären wir die innigsten Freunde und zwischen ihnen und mir nicht der geringste Abstand und Unterschied. Indem einer immer den anderen unterbrach und ablöste, erzählten sie mir begeistert, daß soeben die erste Kunde eines großen polnischen Sieges hierhergelangt sei, daß das gesamte russische Heer in der Nähe von Ponin vernichtet worden wäre, daß nun nichts mehr das Vaterland auf dem Wege zur Freiheit aufhalten könne und man bereits von einer Intervention Napoleons rede. Ihr Herz sei so voll, dankbar und selig, daß sie nicht anders gekonnt hätten und persönlich eben zu mir gekommen wären: ich müßte mich doch mit ihnen freuen. Die Nachricht dringe bereits ins Volk, und kurz und gut: sie wollten mich abholen und wir müßten den Sieg feiern — bei den Dudeks natürlich!

Aber obwohl auch in mir ein stolzes Gefühl über den Ruhm der polnischen Waffen aufschwoll, weigerte ich mich in Gedanken an morgen doch, den Herren zu folgen. Rembowski mußte wohl ähnliches erwartet haben, denn er schmunzelte ein wenig und holte einen Brief hervor: „Festverschlossen, mein Lieber, soll ich ihn übergeben."

Ich erkannte Nastias Handschrift und konnt' es nicht hindern, daß ich rot ward, als ich den Umschlag aufriß. Sie schrieb mir nur die Worte: „Komm . . . ich hab' Sehnsucht, dich wieder einmal an den Ohren zu ziehn." Und wenn ich auch lächelnd, als könnte selbst dieser

Brief mich in meinem Entschlusse nicht beirren, den Kopf schüttelte, so war ich innerlich doch schon halb gewonnen und sicher, daß ich folgen würde. Nur ein wenig bitten wollt' ich mich noch lassen.

Draußen auf der Straße stand Rembowskis schöner Viererzug, und nach stürmischer Bedrängung versprach ich also mitzufahren, wenn auch höchstens auf eine Stunde. Damit erklärten sich die Herren ganz einverstanden, ich machte mich rasch ein wenig zurecht, und im Fluge trug uns das Gespann zum Ziel. Als wir vor dem Dudekschen Hause absprangen, die beiden jüngeren Gutsbesitzer schon langsam die Treppe emporstiegen, Herr von Rembowski noch einen Augenblick mit dem Kutscher sprach und ich so zwischen den Voranschreitenden und dem noch Zögernden allein auf der Straße stand, packte es mich plötzlich, und es war mir, als ob in meiner Brust ein guter Berater mich voller Angst und Ahnung anflehte: „Lauf fort . . . folge ihnen nicht, laß sie rufen, schelten, lachen, schließ dich ein . . . lauf, Waclaw Kurras, lauf!"

So stark war die Stimme, daß ich wirklich ein paar Schritte seitab ging und unentschlossen die dunkle Straße maß, die mich nach Hause führen konnte. Da öffnete sich die Tür des Gastzimmers, Nastia stand im halben Lichtschein, ich hörte sie nach innen gewandt sagen: „Wo bleibt er denn?", und sie trat vorn an die Treppe heran und rief leise: „Waclaw!"

Damit war mein Schicksal besiegelt. Ich atmete tief auf, und während ich grüßend die Treppe emporstieg, hatte ich das sichere Gefühl, daß nun der Würfel im Rollen war. Aber während ich innerlich so empfand, lächelte ich doch wiederum selbst über mich, und als ob ich mich damit beruhigen könnte, erklärte ich auch Nastia, daß ich höchstens eine Stunde bliebe.

„Besser als nichts," antwortete sie lächelnd und streifte mich im Schreiten.

Das Gastzimmer war so besetzt wie seit langem nicht. Von ihren einsamen Gütern waren die Herren, verzehrt von der Unruhe der Zeit, getrieben von der Hoffnung, neuere Nachrichten zu vernehmen, herbeigeeilt. Und da nun wirklich gerade heut die Botschaft des ersten größeren Sieges angelangt war — eines Sieges, den jeder zu sehr erhofft hatte, um ihn jetzt zu bezweifeln —, so brausten die Wogen der Begeisterung mächtig empor.

Als ich mit Nastia zugleich eintrat, ward ich mit einem Jubel begrüßt, der mich vielleicht hätte stutzig machen können, wenn meine Eitelkeit sich nicht zu sehr darüber gefreut hätte. Erst später hab' ich

erfahren, was dieser Jubel bedeutete, und es erspart mir viel, wenn ich es gleich sage. All diese Leute nämlich, mit denen ich so oft bei den Dudeks gespielt und gezecht hatte, waren glühende Patrioten und empfanden es schwer, daß gerade einer der Ihren unter den obwaltenden Zeitumständen die Festrede für den Hohenzollern halten sollte. Nach mannigfachen Erwägungen waren sie übereingekommen, dies auf jede Weise zu verhindern. Und da es anders nicht wohl möglich schien, so blieb nur die Hoffnung, mich tags vorher in den Kreis der vertrauten Zecher zu ziehn und mich dort so festzuhalten, daß ich außer stande wäre, das Katheder zu besteigen. Natürlich war es auch kein Geheimnis, daß mich vor allem die blinde Leidenschaft zu Nastia in das Dudeksche Lokal trieb, und um ganz sicher zu gehen, ward Nastia in den Plan eingeweiht und dafür gewonnen, den kleinen Bittbrief an mich zu schreiben. Des weiteren hatte man allseitig die Parole ausgegeben, mich heut so herzlich und freundschaftlich wie möglich zu behandeln, damit ich um so lieber und länger verweilte. Die Siegesnachricht kam noch dazu, und so schien sich alles auf das glücklichste zu vereinen, um den Plan gelingen zu lassen.

Besonders Nastia gab sich die redlichste Mühe, mich durch ein Lächeln, ein Schmeichelwort, eine leichte Liebkosung, die alle zusammen mir stürmische Hoffnungen erregten, zu fesseln. Es gelang ihr um so leichter, als ich von vornherein das Bewußtsein hatte, es wäre sowieso über mich entschieden und jede Auflehnung wäre überflüssige Torheit. Ich nahm gar nicht erst einen rechten Anlauf loszukommen, sondern blieb auch sitzen, als die vereinbarte Stunde längst verstrichen war.

Da wurde der fein eingefädelte Plan durch einen, der nicht eingeweiht war, fast zum Scheitern gebracht. Ziemlich spät nämlich erschien Herr von Chelmicki, begrüßte erst alle anderen und trat plötzlich, als er mich erblickte, wie verwundert einen Schritt zurück.

„Sohn Gottes, täuschen mich meine Augen, Pan Kurras, oder sind Sie das wirklich?"

Wir waren seit dem Abend der Auktion keine besseren Freunde geworden.

„Mit Ihrer Erlaubnis," erwiderte ich deshalb ziemlich kühl, „ist es noch immer kein anderer."

„Hätt' ich nicht gedacht," sagte er leichthin und ließ sich ein großes Glas bringen, in dem er nach seiner Gewohnheit Sekt mit englischem Porter mischte. Jedem trug er das Glas entgegen, jeden küßte er dabei, denn er war ein glühender Patriot, und niemanden konnte die Siegesbotschaft gewaltiger packen als ihn.

Zuletzt drehte er sich halb nach mir um.

„Darf man, Herr Doktor, auch mit Ihnen anstoßen?"

„Wer will, darf schon," entgegnete ich ihm. „Warum nicht?"

„O," meinte er achselzuckend, „fragen muß man doch. Es ist doch ... ein polnischer Sieg!"

„Versteh' ich nicht," gab ich kurz zurück und griff nach dem Wein. Wie eine Beklemmung war es bei seinen Worten über mich gekommen.

Er setzte sich rittlings auf einen Stuhl und hielt sein Glas über die Lehne weg.

„Aber, mein Bester, Sie sind doch preußischer Beamter! Was meint Ihr König dazu, Pan Kurras? Ihr König und Herr!"

Langsam stieg mir das Blut ins Gesicht. Aber ich wollt' mich nicht ärgern.

„Dadurch können Sie mich nicht reizen, Herr von Chelmicki!" Und drehte meinen Stuhl so, daß ich ihm nicht mehr ins Gesicht zu sehen brauchte.

„Gott," sprach er mit leisem Hohn — „reizen ... welch' ein Wort! Hier, wo alles so gemütlich ist! Aber es stimmt doch — nicht? Den Eid haben Sie doch geleistet? Auf den König von Preußen!"

Mit peinlichen Empfindungen mochten die anderen der Plänkelei zugehört haben, wahrscheinlich immer in der Furcht, Chelmicki könnte durch seine Sticheleien mir den Aufenthalt verleiden und so das Mißlingen ihres Planes verursachen.

„Wozu der Unsinn, Chelmicki?" fiel Herr von Rembowski jetzt begütigend ein. „Gerade heut! Feiern wir so Siege? Geht die Uneinigkeit schon los, wo die Freiheit und Einigkeit noch nicht einmal gewonnen ist?"

Und er klopfte mir zärtlich auf die Schulter:

„Machen Sie sich nichts draus, Freundchen! Er muß manchmal krakehlen. Das kennen wir schon!"

Ich freute mich der Hilfe, die mir so wurde, und des Beifalls, den Rembowski auch bei allen anderen fand.

„Schon gut, schon gut," winkt' ich also mit einer lässigen Handbewegung, die gleichsam etwas Unerquickliches beiseite schob. „Lassen Sie nur! Wenn es dem Herrn Spaß macht — —"

Ob nun in meinen Worten ein verächtlicher Ton klang, ob es Herrn von Chelmicki kränkte, daß seine sämtlichen Freunde unerwartet sich zu mir hielten — genug, er bekam plötzlich einen roten Kopf, sprang auf und stellte sein Glas so heftig hin, daß der Inhalt überschwappte.

„Spaß?" rief er. „Spaß soll es mir machen, wenn hier einer sitzt, der sich einen Polen nennt und den Preußen dient? Das wär' ein schlechter Spaß und keiner für meines Vaters Sohn! Der Pan Kurras irrt sich im Datum. Er feiert einen Tag zu früh. Sein König hat erst morgen Geburtstag."

„Bist Du denn heut ganz des Teufels?" fuhr Rembowski ihn ärgerlich an. „Psia krew, stör' uns die Freude nicht! Wir haben den Herrn Doktor extra hierhergeholt . . . ich lass' ihn nicht beleidigen!"

Ich selber zuckte nur die Achseln. „Was soll man da noch lange reden . . ."

Aber mein ganzes Herz schwoll vor Dankbarkeit, daß Rembowski sich meiner so annahm.

Chelmicki sah ziemlich verblüfft von einem zum andern. Er schüttelte den Kopf, er verstand seine Freunde nicht.

„Na, prost!" sagte er — „vielleicht habt Ihr recht. Auch der Herr Doktor hat recht, daß er so still ist. Er muß sich die Stimme und die schönen Worte für morgen aufsparen. Denn morgen, im Gymnasium, hält er die Festrede zu Ehren des preußischen Königs!"

Höhnisch und triumphierend sah er sich um. Es sollte heißen: Was meint Ihr nun. Wollt Ihr ihn auch jetzt noch, nach diesem letzten Trumpfe, verteidigen?

Rembowski preßte die Lippen zusammen und stampfte wütend auf: er mochte seinen Plan zerstört sehn und sich überlegen, was nun, wo das verpönte Thema einmal angeschlagen war, zu geschehen hätte.

Und während ich ein verächtliches Lächeln krampfhaft festhielt und eine Handbewegung machte, die großartig-überlegen wirken sollte, sich wahrscheinlich aber wenig glücklich ausnahm, versuchte Chelmicki, der das plötzliche Schweigen zu seinen Gunsten deutete, das Eisen zu schmieden, so lange es heiß war.

„Ja," rief er mit blitzenden Augen — „Die Festrede! Gott, welch ein Meisterstück wird sie werden! Niemand spricht so mit Überzeugung wie der Herr Doktor! Vom Katheder herab wird er morgen verkünden, daß wir Polen die schwarzen und undankbaren Schafe sind, die Deutschen jedoch die weißen Unschuldslämmer, die uns erst die Segnungen der Kultur gebracht und aus Mitleid und Menschenliebe unser Land annektiert haben. Und zum Schluß wird er den guten, edlen, greisen König Wilhelm den Ersten mit vor Rührung zitternder Stimme hochleben lassen. Unser allergnädigster Landesherr . . . er lebe . . hoch . . hoch . . und zum dritten Male hoch!"

Bei den letzten Worten hatte er das komische Pathos mancher Redner so glänzend nachgeahmt, daß die Zuhörer, obschon sie ratlos zu Rembowski hinüberblickten, als erwarteten sie von ihm ein Zeichen zur Heiterkeit oder Entrüstung, doch ein Schmunzeln nicht verbergen konnten. Nastia lachte sogar hell auf — hart wie immer —, und gleich einem Dolchstich drang es mir ins Herz. Es kochte in mir; vor Zorn und Wut sprang ich auf.

„Das ist ja lächerlich," schrie ich empört, „das ist ja lächerlich!" Und während meine Faust wuchtig auf den Tisch schlug, daß die Gläser tanzten: „Bin ich deshalb geholt worden, um hier angegriffen und verhöhnt zu werden? Hab' ich irgend jemandem hier Rechenschaft abzulegen? Ich wüßte wahrhaftig nicht, wem. Und ehe dieser Herr da klug redet, soll er doch erst anhören, was ich zu sagen habe!"

Als könne er nicht mehr an sich halten, kam in diesem Augenblick Rembowski mit jubelndem „Bravo" auf mich zu, fiel mir um den Hals und küßte mich, ob ich gleich zornig auch ihn abwehren wollte, links und rechts auf die Backe.

„Niemand," rief er, „soll den Pan Doktor mehr verhöhnen! Vor niemandem braucht er sich zu rechtfertigen! Wissen wir nicht alle, daß er ein guter Pole ist? Und glaubt ihr, daß ein guter Pole, wie er seine Brüder schlecht macht, daß er seinen und unsern Unterdrücker feiert?"

„Nein ... Nein ... Niemals!" scholl es brausend von allen Seiten.

Aber Rembowski war noch nicht fertig.

„Psia krew," fuhr er fort und seine Stimme dröhnte, „Freunde, Brüder, verachtet mich! Ich gestehe, auch ich hab' zuerst gedacht: die Festrede? Unser Freund, der Doktor? Aber wie hat er eben selber gesagt? Erst soll man anhören, was er spricht, und dann urteilen! Und er, ein guter Pole, wird das Hoch auf den Preußenkönig ausbringen? Wer glaubt das noch? Wer kennt unsern Freund so schlecht? Wer will ihn so verhöhnen?"

Einen Augenblick stutzte ich und wollt' abwehren, aber gratulierend, abbittend, freudig zustimmend umdrängten mich alle, und jeder streckte mir sein Glas hin, daß ich nur immer anklingen und „Danke" sagen konnte. Rembowski hatte derweilen Herrn von Chelmicki in eine Ecke gezogen und redete eifrig auf ihn ein. Mich aber nahm plötzlich hinterrücks jemand am Ohrläppchen: Nastia.

„Das ist recht," sprach sie leuchtenden Auges. „Überall mußt' ich dummes Zeug hören. Doch ich hab' nur immer die Achseln gezuckt und erklärt: den Waclaw Kurras kenn' ich besser, das ist kein Verräter. Eine Rede wird er vielleicht halten, aber nicht so, wie ihr denkt."

Und zärtlich, schmeichlerisch gab sie mir einen losen Klaps auf die Backe, bevor sie noch einmal zurücknickend entschlüpfte.

Ich wollt' ihr folgen, da vertrat mir Chelmicki den Weg. Er war ganz gerührt und benommen.

„Pan Doktor," fragte er, „können Sie einem Patrioten verzeihen?"

De- und wehmütig tat er Abbitte: sein ungezogenes Benehmen wäre nur der glühenden Vaterlandsliebe entsprungen. Es hätt' ihm am Herzen gefressen, daß ein Pole gerade zu dieser Zeit den Deutschen zu Munde reden wolle. Aber nun wäre er um so glücklicher, weil ich selber seine Befürchtungen zerstreut hätte.

Beide Hände streckte er mir bittend entgegen, während die andern in freudiger Erregung uns zutranken.

Was sollt' ich tun? Ich nahm die Hände, drückte sie und murmelte etwas.

Dabei merkt' ich an der Beklemmung meines Herzens wohl, daß ich mit jeder Minute stärker in ein Gewebe von Irrtümern verstrickt ward, welches ich kaum noch zerreißen konnte. Wie es gekommen war, verstand ich selber nicht recht: meine Worte mußten in der Erregung wohl falsch aufgefaßt worden sein, denn jeder einzelne nahm an, daß ich morgen die Rede nicht halten oder mich jedenfalls der Hauptsache, dem Hoch auf den König, entziehen würde. Ein paar Mal hatt' ich angesetzt, um die Herren aufzuklären. Aber die allgemeine Begeisterung, die mich umwogte, die dankbare Freude über Rembowski, der so treu zu mir gehalten hatte, insbesondere jedoch die Furcht, durch eine Richtigstellung von meiner Höhe herabzustürzen, statt der bewundernden Mienen verächtliche zu sehn und die Jubelnden grausam zu enttäuschen — das alles bewirkte, daß ich immer wieder mit jeder Aufklärung zurückhielt. Als aber nun Minute und Minute verstrich und kaum eine einzige darunter, in der mir nicht dankbar irgend jemand zugetrunken hätte, da fühlt' ich, daß die Zeit, in der ich allenfalls noch ungekränkt mit der Wahrheit hätte herausrücken können, vergangen war, und ließ mich einfach treiben. Entweder, dacht ich mir, würde den Freunden selbst Ruhe und Besonnenheit zurückkehren, und dann wäre der rechte Augenblick da, ihnen anzudeuten, daß sie Unmögliches von mir erwarteten. Oder aber sie blieben vorläufig bei ihrem Glauben. Die Schulfeier zum Geburtstag des Preußenkönigs würde ja doch schwerlich einer dieser begeisterten Polen besuchen, und später ließe sich wohl irgend eine Ausrede finden.

So beruhigte ich mich selber, erwiderte ohne Bedenken jeden auf meine morgige Rede gemünzten Zutrunk und ward, weil eben jeder einzelne mit mir anstoßen wollte, von der Menge des Weines allmählich berauscht.

Nicht in der Weise, daß er mich schläfrig und stumpf gemacht hätte, sondern im Gegenteil: er feuerte mich an und erregte zusammen mit der mich heut umbrausenden Begeisterung meinen Mut und mein Selbstvertrauen so, daß mir alles Kommende leicht, ja sogar verlockend erschien. In dieser Stimmung entschloß ich mich nach kurzer Erwägung, das Hoch auf den König wirklich fortzulassen. Was in aller Welt konnte mir denn geschehn und wer mir die Absicht nachweisen? Auf den anderen Anstalten behielt sich den Spruch auf den Landesherrn sowieso der Direktor vor, und schließlich konnt' ich das letzte Blatt meiner Rede vorher entfernen und mich mit meiner Vergeßlichkeit oder mit meinem Unvermögen, aus dem Stegreif zu sprechen, entschuldigen.

Da durch diesen Entschluß mein Gewissen den anderen gegenüber mit einem Male völlig rein und frei ward, so konnt' ich von nun ab die Wonne des Gefeiertwerdens erst ganz und ohne Beklemmung genießen. Ich selbst ward freudiger und kühner dadurch, und es dauerte nicht lange, da begann ich aus eigenem Antrieb über die Unverschämtheit des Direktors herzuziehen, der mir eine mein Vaterlandsgefühl so verletzende Aufgabe gestellt hätte. Natürlich kargte die Runde nicht mit ihrem Beifall, und unter diesem Einfluß und dem Stachel meiner Eitelkeit redete ich mich immer tiefer in eine Entrüstung hinein, die mich fast unmerklich weiterführte. Sie kam gewiß sehr spät, aber sie war nicht einmal unehrlich. Denn verständlicherweise versuchten meine Zechgenossen, mich das Vorgehen des Direktors durch dieselben Gläser sehn zu lassen, durch welche sie es betrachteten oder zu betrachten vorgaben. Ich griff danach um so lieber, als ich dadurch von neuem ihren Beifall erwarb. Und so hielt ich mich bald wirklich für frevelhaft gemißbraucht.

Es kam dazu, daß Nastia Dudek, die ihren Stuhl neben den meinen hatte setzen lassen, am fröhlichsten aufjubelte, wenn ich wieder ein heftiges Wort gegen den Leiter des Gymnasiums gesagt hatte. Sie lehnte ihre Schulter gegen meinen Arm und duldete es sogar einen Augenblick, daß mein Fuß sich suchend auf den ihren setzte. Das erfüllte mich stärker als aller Wein, den ich getrunken hatte, und da ich wohl wußte, daß Nastia den Direktor haßte, seit er mir einst den Besuch ihres Hauses hatte verwehren wollen, trug ich ihrem Hasse immer gründlicher Rechnung, schon um das Aufleuchten ihrer Augen zu sehn. Doch ob sie mich noch mehr reizen wollte oder sonst einen mir unbekannten Grund haben mochte — sie fragte mich jedenfalls laut und unvermutet vor dem ganzen Tische, ob es sich um denselben Herrn handle, der mir seinerzeit das Betreten dieses Lokals verboten hätte.

Bis unter die Haarwurzeln stieg mir die Schamröte, aber da sich Zorn und Wut doch nicht gegen meine Nachbarin kehren konnten, entluden sie sich in Schmähungen gegen den deutschen Tyrannen.

Lächelnd hörte sie Nastia mit an. Sie rückte ein wenig ab von mir, hob ihre Augen, die jetzt wieder ganz kalt waren, und sagte:

„Aber er hat kommandiert, und dem Kommando muß man gehorchen. Da bin ich auf die Rede morgen wahrhaftig neugierig. Darf ich hinkommen?"

Bevor ich das „Bitte" noch herausbringen konnte, sprang Chelmicki auf. Auch er hatte bereits manch gutes Glas geleert.

„Doktor," rief er, „Herzensbruder! Wenn ich Sie wär'! Warum erlaubt man mir nicht, auf das Katheder zu steigen? Haha ... Da seh' ich sie sitzen ... alle miteinander ... Die braven Leute! Und jeder dreht den Zylinder und wartet, bis das Hoch kommt, um einzustimmen. Ich aber würde sagen: Herrgott im Himmel und Du, heilige Jungfrau Maria, blick' gnädig herab auf unsere Brüder, die drüben kämpfen und bluten, gib, daß aus dieser heiligen Blutsaat ein freies Polen ersteht, erhör' unsre inbrünstigen Gebete, die wir emporsenden aus zitternden Herzen, und lass' den weißen Adler wieder fliegen ... fliegen, siegreich und herrlich über alle Feinde unsres armen, so lange geknechteten und niedergetretenen Vaterlandes!"

Er kam nicht weiter. Von übermächtigem Gefühl und einer Rührung übermannt, die gewiß auch zu einem Teil dem reichlichen Weingenuß zuzuschreiben war, hielt er inne.

Aber die zitternd gesprochenen Worte hatten in aller Herzen Funken geworfen. Jeder einzelne fühlte sie in sich brennen, wie zu Schwur und Flehen hoben sich die Hände, und als könne Chelmicki, der ihrer Sehnsucht Ausdruck verliehen, ihnen auch sonst helfen, drängten sie stürmisch auf ihn zu, küßten ihn, hoben ihn empor, trugen ihn ...

Auch ich war bewegt. Aber gleichzeitig stachelte mich eine geheime Eitelkeit, die es nicht dulden wollte und es schmerzhaft empfand, daß plötzlich ein anderer zum gefeierten Helden des Abends ward. Und während der starken Bewegung, die alle ergriffen und in der sich selbst Nastia von mir abgewandt hatte, arbeitete es fieberhaft in mir, als müßt' ich etwas suchen und finden, was die Aufmerksamkeit und Begeisterung wieder auf mich lenkte.

Da kam Nastia zurück. Sie trat ganz dicht an mich heran. Mir schien, ein Schauer ginge durch jedes einzelne ihrer Glieder. Ihre Augen

waren nicht mehr kalt, sondern heiß, fast hungrig, und während sie mich damit ansah, sagte sie leise: „Waclaw, hast Du gehört?"

Ich nickte nur.

Und sie, wieder mit der heißen, nicht lauten Stimme:

„Waclaw, hältst Du morgen diese Rede?"

Als wär' sie vom Satan besessen, brennen die Augen. Wie sie meinen Vornamen ausspricht — das streichelt, bettelt, verwirrt ... es ist, als ob sie mich anrührte!

Wie eine Klammer legt es sich vorn um meine Stirn. Aber ich besinne mich — ganz klar bin ich plötzlich.

Und ebenso leise wie sie: „Unsinn! Sei nicht unvernünftig! Das wäre ja ... wäre ja ..."

„Waclaw," sagt sie wieder, blickt mich immer nur an.

Ich lache kurz. Schon werden die andern ruhiger; einige sehen herüber zu uns; mir ist, sie hängen an meinen Lippen.

Und da stachelt mich wieder etwas auf. Ich greif' rückwärts nach meinem Glase, ich trinke.

„Es wär' Verrücktheit. Was hätt' ich davon?"

Da zuckt es wie ein Blitz aus der schweren Tiefe ihrer Augen, sie tritt mir noch näher, wunderlich und rasch verändern sich ihre Augen, die jetzt so dicht vor den meinen stehn, sie schwimmen feucht, und sie sagt ein einziges Wort, während sich alles an ihr zu spannen scheint.

„Mich!" sagt sie.

Ein Ruck und Rausch. Als stünd' ich nicht mehr sicher, greif' ich nach der Lehne des nächsten Stuhles und preß' die Hand darum.

Plötzlich kommt es mir zum Bewußtsein, daß es mit einem Male ganz still im Zimmer ist. Nur nebenan hantiert Zbiginiew Dudek mit Flaschen. Und der Rauch der Zigaretten wölkt sich schwer und langsam über den Tisch empor und strebt nach den Lichtkreisen der schwebenden Lampen.

Auch Nastia schrickt wohl vor der Stille zusammen. Denn sie wendet sich ab, setzt sich, dreht spielend ihr Glas.

Es ist wie eine Erlösung, als endlich ein Witzwort fällt. Bald herrscht wieder Lärm und Leben im ganzen Zimmer. Ich lache, trinke, rede mit. Das Gespräch lenkt wieder zurück auf den polnischen Sieg; man streitet, welche Verfassung das siegreiche Vaterland annehmen würde.

Besonders Rembowski spricht. Wenig nur versteh' ich deutlich, denn alle meine Gedanken sind bei Nastia. Er erklärt, ein freies Polen würde dankbar sein. Ein freies Polen würde seine mutigen Bekenner

nicht verlassen. Wohl fühl' ich dunkel, daß gerade dies mir gilt. Aber mechanisch nur nehm' ich es auf. Denn an meinem Arm lehnt wieder mit zartem Druck Nastia Dudeks Schulter. Mir ist, als überströme mich eine feine Wärme.

Einer beginnt ein altes polnisches Freiheitslied. Neuer Sekt wird dazwischen gebracht. Chelmicki, von seinem ersten Erfolg berauscht und durch den wilden Gesang noch mehr durchglüht, spricht stammelnd von neuem. Er wiederholt sich . . . er kommt immer nur wieder darauf zurück, was er sagen würde, wenn er auf dem Katheder stünde.

Aber trotzdem umbraust ihn der Jubel.

Da wend' ich mich zu Nastia Dudek, fass' ihren Arm, daß meine Finger blaue Male hinterlassen müssen, und frage nur, mit trockener, seltsam klingender Stimme:

„Gilt es?"

Sie beißt die Zähne zusammen, aber kein Laut entringt sich ihr. Nur ihre Augen erwidern — doch deutlich, deutlich, daß es mich wie ein heißer Strom durchbraust.

Und plötzlich stehe ich, während alle anderen sitzen, und blicke Chelmicki an und sage:

„Du, mein lieber Bruder" (— denn zu dieser späten Stunde nannten wir uns alle so —) „hast eben zum zweiten Male heut meine morgige Rede erwähnt. Und ich muß auch jetzt wieder bitten: hör' sie erst an, eh' Du davon sprichst. Wie willst Du denn wissen, ob sie nicht ebenso ist wie die deine vorhin oder gar besser?"

Im ersten Augenblick verstand es niemand wohl außer Nastia, die einen kurzen, rauhen Schrei ausstieß und mich wie rasend in den Arm kniff. Die übrigen, glaub' ich, errieten die Wahrheit mehr aus meiner Stimme und meinem Lächeln, als aus den Worten. Aber dann: als Sieger wiegt ich mich selig auf dem tosenden Jubel, und sie trugen mich, wie sie vorhin Chelmicki getragen, und bei den Gebeinen ihrer Väter schwuren sie alle . . alle, daß sie morgen dabei sein wollten. Über mich jedoch kam eine wilde Verwegenheit, eine stille Raserei, und nicht mit Sorgen, sondern mit Jauchzen dacht' ich daran, wie ich morgen vom Katheder herab reden und bekennen wollte. —

Von allem folgenden weiß ich nur noch wenig. Verschwommene Bilder ziehn auf: Rembowski nimmt mich auf seine Schultern, und ich reite darauf, wie es Knaben wohl tun, bis ich an eine der hängenden Lampen stoße.

Einmal hab' ich das rauchige Zimmer auch verlassen. Die Nachtluft war kühl und der Himmel bedeckt. Ich lehnte meine Stirn an die kalte Mauer des Hauses und schloß die Augen. So verharrt' ich reglos einige Zeit. Dann sagt' ich zweimal: „Es ist ja Irrsinn!"

Durch die stille Märznacht klangen die Worte sonderbar. Ich selber mußte darüber lachen und fuhr mir über die Stirn. Ich sah zum Himmel auf, an dem die Gestirne fehlten. Und dann sagt' ich, bevor ich zurückging, noch ein Wort, während ich mit der Hand durch die Luft einen schiefen Strich zog.

Ich sagte: „Schluß!"

(Ende im nächsten Heft.)

Die Wanderdüne.

(Kurische Nehrung.)

Verschollen rauscht das Haff tiefviolett.
Tief schweigt das Fischerdorf. Glutwolken drücken.
Und steil vor meinem dürren Kräuterbett
Die Wanderdüne wölbt den weißen Rücken.
Tief schweigt das arme Dorf.

Da reißt das Hochgewölk. Von grellem Licht umflossen,
Die Düne stiert ins Blau. Und halb verdrossen
Sich droben ihre Schleier heben —
Da ist's, als löse sich gespenstisch Leben
Aus dunkelm Traum:
Vorbeugt den blassen Leib
Ein Riesenweib,
Ein grausam kaltes Lächeln bricht
Aus dem medusenhaften Angesicht,
Zwei Arme knisternd Bürden hellen Sandes schleifen
Hinab ins stumme Tal und greifen
Nach mir und nach den dunstig müden Matten,
Strandhaferhalme sich verängstigt blähen — —

Da braust das Haff. In toten Schlaf und Schatten
Die Düne wieder sinkt. Und Hähne gellend krähen
Im grauen Dorf.

A. K. T. Tielo.

Unsere afrikanischen Kolonien und ihre Zukunft.

Von

Karl Peters.

Der Standpunkt, von dem aus unsere afrikanischen Kolonialbesitzungen hier nach ihrer wirtschaftlichen Eigenart und im Hinblick auf ihre zukünftige Entwicklung beurteilt werden sollen, ist der folgende. Wie oft hervorgehoben ist, stellen Kolonialgründungen Geschäftsunternehmungen ganzer Völker und Staaten dar. Sie sind entweder bestimmt, für den Überschuß einer anschwellenden Bevölkerung eine neue Heimat zu schaffen, oder aber, für den Volkshaushalt selbst die Produkte zu liefern, welche das Mutterland für seinen Bedarf nötig hat, aber gemäß seinen klimatischen und physikalischen Bedingungen nicht hervorbringen kann; wie für die nordeuropäischen Länder alle Arten von Produkten der tropischen Zone. Kolonien, welche die nationale Auswanderung aufzunehmen imstande sind, nennen wir Ackerbau-, solche, welche tropische Bedarfsartikel für das Mutterland liefern, Plantagenkolonien. Beide haben zu gleicher Zeit ihre große Bedeutung für die Industrie eines Volkes als Absatzgebiet für den Handel des Mutterlandes und zwar umsomehr, je mehr Handelsartikel sie selbst hervorbringen, je mehr danach ihre eigene Kaufkraft wächst.

Von dem Geschäftsunternehmen eines einzelnen unterscheidet sich solch eine nationale Unternehmung nur durch die Tatsache, daß das Leben des einzelnen kurz, das eines Volkes dagegen lang ist. Das einzelne Individuum, welches die Vorteile einer Geschäftsanlage noch selbst genießen will, wird demnach seine Kalkulationen auf erheblich kürzere Abschlüsse einzurichten haben, als ein ganzer Staat.

Wo jenes mit Jahren oder höchstens Jahrzehnten rechnen muß, kann dieser seine Kalkulationen auf Generationen einrichten. Er braucht nicht auf Gewinn für morgen zu spekulieren: kann demnach Anlagen großen Stiles machen, welche sich vielleicht erst im Verlaufe eines Jahrhunderts und darüber hinaus bezahlen. Dieser Umstand birgt die Möglichkeit von Kapitalanlagen in sich, welche der private Geschäftsmann nicht unternehmen könnte, und bietet demnach das Feld weitausblickender Arbeiten, welche oft für eine folgende Generation ausgeführt werden: wie der Bau von Eisenbahnen in urbar zu machenden Steppen, Regulierung von ganzen Flüssen, Berieselung dürrer Landstriche, Anlage neuer Häfen, Aufforstung öder Gebiete usw. Aber über diese weiterreichenden Kalkulationen hinaus gibt es keinerlei wesentlichen

Unterschied zwischen einem Privatgeschäft und einer staatlichen Kolonialunternehmung. Auch bei dieser, genau wie bei jenem, handelt es sich bei jedem Pfennig, der verausgabt wird, ausschließlich um die eine kaufmännische Frage: Ist das ausgezahlte Geld produktiv angelegt nach streng geschäftlichen Gesichtspunkten, d. h. wird es in irgend einer Form mit Zins und Zinseszins ins Mutterland zurückfließen, oder aber stellt es eine unproduktive Ausgabe dar, gegen welche am Abschluß einer Rechnungsperiode keinerlei Werterhöhung zu Buche steht, ist es demnach verschleudertes öffentliches Geld? Zu den ersteren Anlagen gehören z. B. die oben angeführten Ameliorisierungen von Grund und Boden und Verkehrsvorrichtungen; zu den zweiten sehr häufig bureaukratische Administrationsunkosten und Verluste von Kolonialgesellschaften und Privatpersonen, welche nicht nach kühler kaufmännischer Berechnung, sondern auf Grund phantastischer Wahnvorstellungen vorgehen. Wir werden sehen, daß unsere deutsche Kolonialpolitik Proben jeder dieser beiden Verirrungen aufweist.

Um meinen Standpunkt deutlich zusammenzufassen, sollen die afrikanischen Besitzungen des Deutschen Reiches hier unter dem rein geschäftlichen Gesichtspunkte ihrer Ertragsfähigkeit für das Vaterland untersucht werden. Wenn ihre Begründung gerechtfertigt sein soll, müssen sie nicht nur das in ihnen arbeitende Privatkapital voll verzinsen, sondern auch mit der Zeit die hineingesteckten Verwaltungsunkosten des Staates vom Tage ihrer Besitzergreifung an mit Zinseszins direkt oder indirekt ans Mutterland zurückströmen lassen. Ob unsere afrikanischen Besitzungen Aussicht hierfür bieten, und wie solche Aussicht unter Umständen verwirklicht werden kann, das soll den Gegenstand der nachfolgenden Darstellung bilden.

Um diese Frage zu lösen, müssen wir die einzelnen Schutzgebiete auf ihre allgemeinen physikalischen Verhältnisse untersuchen und daraus ein Urteil gewinnen, wie sie zu einer Quelle für die Schaffung neuer Werte werden und dazu beitragen können, den Wohlstand des deutschen Volkes zu vermehren. Von der Beantwortung dieser Frage wird es abhängen, ob das Deutsche Reich gut daran tut, sie fortzuentwickeln oder nicht.

Eine negative Antwort würde noch nicht die Schlußfolgerung erfordern, daß solche unrentablen Gebiete aufgegeben werden müßten. Denn bei derartigen Dingen ist neben dem geschäftlichen Kalkül auch immer das Prestige des Staates mit engagiert. Auch kann man niemals wissen, welche Werte in einem anscheinend nutzlosen Gebiet in Zukunft noch gefunden werden mögen. Aber unter allen Umständen wird eine genaue Untersuchung die Grundlage für die Berechnung bieten, wie viel Aufwendungen verständigerweise für ein solches Kolonialgebiet sich noch verlohnen.

I. Deutsch-Südwestafrika.

Von unseren Kolonialbesitzungen hat im letzten Jahr Deutsch-Südwestafrika die allgemeine Aufmerksamkeit durch seine Eingeborenenrebellion

in besonders unliebsamer Weise auf sich gelenkt. Da es zugleich der Zeit nach die erste unserer Kolonialbesitzungen ist, beginnen wir diesen Überblick naturgemäß am besten mit ihm.

Südwestafrika ist im wesentlichen ein Steppengebiet mit einer Ausdehnung von 831 000 qkm, welches sich von etwa 17 bis 29° südlicher Breite und im Norden ungefähr von $12\frac{1}{2}$ bis 21°, im Süden von 15 und 16° bis 20° östlicher Länge ausdehnt. Seiner geographischen Länge nach liegt es demnach im wesentlichen direkt südlich vom Deutschen Reich, dessen Zeiteinheit es auch naturgemäß angenommen hat. Seiner Breite nach gehört es im Norden noch zu den Tropen, während seine südliche Hälfte in die subtropische Zone unseres Planeten hineinreicht. Der untere Cunene trennt es im Norden von Portugiesisch-Westafrika und insbesondere von der Provinz Mossamedes; der Orangefluß bildet seine Südgrenze gegen die Kapkolonie. Im Osten wird das südwestafrikanische Schutzgebiet von Süden nach Norden begrenzt von Britisch-Betschuanaland, Beschuanaland-Protektorat und durch einen Zipfel von British South Africa oder Rhodesia. Diese politische Grenze kennzeichnet keinerlei physikalische Unterscheidung, sondern ist durchaus willkürlich bestimmt. Der Osten des Schutzgebietes ist den ihn begrenzenden britischen Gebieten in Bewässerung, Klima und Bodenart ganz gleich.

Die Küstenzone der Kolonie stellt einen etwa 150 km breiten, dürren und unfruchtbaren Dünengürtel dar, und diesem Umstand verdanken wir es augenscheinlich, daß das Gebiet deutsch geworden ist. Den alten Kolonialvölkern, Engländern wie Portugiesen, erschien das Land gar zu wenig begehrenswert. Nur auf die Walfischbucht, als das anscheinend einzige Eingangstor in das Hinterland, erhob Großbritannien für die Kapkolonie Ansprüche. Es ist kennzeichnend für die Zähigkeit der britischen Kolonialpolitik, daß sie diesen Anspruch bis auf den heutigen Tag festgehalten hat, trotzdem der Hafen ihr selbst direkt nicht vom geringsten Wert ist. Gleichzeitig ist es leider ein Zeichen für die Schwäche der deutschen Diplomatie, welche sich in allen kolonialpolitischen Arrangements mit Großbritannien gezeigt hat, daß sie keine der politischen Situationen ausnutzen konnte, um die Abtretung dieses natürlichen Eingangstores in die südwestafrikanische Kolonie zu erzielen. Dadurch wurde es nötig, das nördlich von der Walfischbucht gelegene Swakopmund durch einen Molenbau, welcher mit Nebenanlagen $8\frac{1}{2}$ Millionen Mark gekostet hat, in eine leidlich brauchbare Anlegestelle für den Ozeanverkehr umzubilden.

Wenn man, von Swakopmund kommend, den Dünengürtel durchzogen hat, tritt man in typisch afrikanische Buschsteppe ein, die mit Akazien, Mimosen, Dornbusch und trocknen Grasbüscheln bedeckt ist, und in welcher eine Reihe von Flußbetten eingerissen sind, die indes Wasser über der Erde nur während der Regenzeit führen. Kopjes und Felsgeröll treten aus der Landschaft hervor, welche terrassenförmig bis auf 1000 und 1200 m, ja in einzelnen Wasserscheiden bis auf 2000 m ansteigt und in den Höhenzügen von Damara-

und Namaqualand zwischen 16 und 18° östlicher Länge lebhaftere Gliederung gewinnt. Die Station Rehoboth liegt über 1350 m hoch. In diesen Steppen ist die Kulturmöglichkeit wesentlich an die Wasserfrage gebunden. Da die kalte Küstenströmung, welche Südwestafrika von Süden nach Norden berührt, die vom Ozean mit dem Südwestwind herüberkommende Luftströmung kondensiert und zu Niederschlägen verdichtet, bevor sie das Land selbst erreicht, sind die Regenfälle arm und unregelmäßig. Die Bewohner des Landes sind für ihren Bedarf an dem unentbehrlichen Stoff darum für den größeren Teil des Jahres auf unterirdische Wasserbestände oder Flüsse angewiesen, welche durch Bohrungen erschlossen werden müssen. Wie unsicher solche Beschaffung aber ist, ergibt sich aus den amtlich veröffentlichten Resultaten der Bohrungen, welche mindestens ebensoviel Fehlergebnisse, wie ganze oder halbe Erfolge aufweisen. Tatsächlich ist das ganze Deutsch-Südwestafrika im wesentlichen ein Oasenland. Kultivierbare Inseln sind über ein weites Wüstengebiet verstreut, und das Ganze, wie wir sahen, dann wieder durch einen Dünengürtel von 150 km vom Weltmeer getrennt. Es liegt auf der Hand, daß ein solcher Besitz für Ackerbau und Viehzucht immer nur einen sehr beschränkten Wert haben kann. Ich werde dieser Frage weiter unten nähertreten müssen.

Wenn der Wert des Gebietes „über Grund“ ein bedingter ist, so verfügt es doch augenscheinlich über Schätze unter der Erde, welche seinen Besitz für eine moderne Kulturnation begehrenswert erscheinen lassen müssen. Kupfervorkommen ist über einen weiten Flächenraum nachgewiesen; und insbesondere sind die Otavi-Lagerstätten durch eine sorgfältige Prüfung als abbaufähig festgestellt. Die Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft hatte es übernommen, dieses Minengebiet durch den Bau einer Bahn von Swakopmund nach Otavi zu erschließen und mit dieser wirtschaftlich so wichtigen Arbeit gerade begonnen, als der Aufstand der Hereros und Hottentotten die Unternehmungen erheblich verzögerte. Kupfer ist nachgewiesen auch im Hereroland und an anderen Stellen. Außer diesem wichtigen Metall ist in Südwestafrika an verschiedenen Punkten sogenannter „Blauer Grund“ entdeckt worden, der chemisch genau dem Diamantengrund von Kimberley entspricht und zu der Hoffnung berechtigt, daß bei näherer Untersuchung auch Diamanten in diesem Schutzgebiet gefunden werden.

Die Gibeongesellschaft wurde begründet, um solche weiteren Aufschlüsse vorzunehmen; aber auch sie wurde an ihrer Arbeit einstweilen durch den Eingeborenenaufstand verhindert. Dieser Fund von Blaugrund ist natürlich unter allen Umständen erfreulich für das Land, wenn wir auch den Handelswert von Diamanten nicht zu hoch anschlagen dürfen. Die De Beers Company von Kimberley hat tatsächlich das Monopol in diesem Artikel. Sie kann ihre Produktion beliebig vermehren, wenn die Nachfrage steigt, und beherrscht die Preisfestsetzung auf dem internationalen Markt fast unbeschränkt. Wir sehen es an dem Ergehen einzelner Kapminen, wie wenig Aussichten eine südafrikanische Konkurrenz zur Zeit gegen den De Beers Trust hat. Solchem

Druck werden selbstverständlich auch etwaige südwestafrikanische Diamantenminen ausgesetzt sein.

Indes sind mit diesen beiden Artikeln die Aussichten auf unterirdische Schätze in unserem Schutzgebiet nicht erschöpft. Es ist mindestens wahrscheinlich, daß mit der Zeit auch eigentliche Edelmetalle entdeckt werden, wenn natürlich auch niemand voraussagen kann, ob abbaufähige Minen dort vorhanden sind. Kohle ist bereits festgestellt, aber auch hier sind wir über die Hauptfrage der Abbaufähigkeit noch im dunkeln. Immerhin bieten sich in bezug auf die bergmännischen Aussichten eine Reihe von Perspektiven, welche unter Umständen eine sehr wesentliche Steigerung des Wertes dieses Schutzgebietes zur Folge haben könnten.

Von großer Bedeutung für die Frage der Zukunft eines afrikanischen, wie jedes anderen Gebietes der Erde, sind seine Arbeiterverhältnisse. Findet der weiße Ansiedler, der Minenunternehmer, der dort sein Glück versuchen will, nützliche und billige Arbeitskräfte im Lande, oder muß er solche von außen einführen? Südwestafrika ist, wie wir gesehen haben, in weiten Strecken das Land des „Weißen Mannes" und der europäische Ansiedler wird einen wesentlichen Teil seiner Arbeit selbst verrichten können. Aber für die eigentliche Roharbeit ist er doch überall auf farbige Kräfte angewiesen, genau wie der Farmer in Rhodesia, im Transvaal oder in der Kapkolonie. Der Bergbau im besonderen kann ohne farbige Arbeit überhaupt nicht unternommen werden.

In Bezug auf diesen Punkt liegen die Verhältnisse in Südwestafrika im allgemeinen ungünstig.

Von den Eingeborenenstämmen haben wir vornehmlich drei getrennte Völker ins Auge zu fassen. Ursprünglich scheinen in Südwestafrika, wie in den östlichen Ländern Südafrikas, insbesondere heute noch in der Kalahariwüste, Buschmannstämme gesessen zu haben. Dann erfolgte, vielleicht schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts, der Einbruch von Hottentottenstämmen aus dem Süden über den Orangefluß. Auf einer Karte von 1705 werden die Namaquastämme bereits genau da eingezeichnet, wo sie heute noch sitzen. (Siehe Dr. Carl Peters, Äquatorial- und Südafrika nach einer Darstellung von 1719.) Unter den zuerst eingewanderten Hottentotten befanden sich die Hoak Lanas (die „Rote Nation"), Fransmann-Hottentotten (Gokhas) und Bondelzwarts; zu den späteren, welche erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts aus der Kapkolonie eingewandert sind, gehören die Witboi-Hottentotten, welche sich in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und jetzt wieder in unliebsame Erinnerung gebracht haben.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts waren die Herero mit den nahe verwandten Ovambandjera, wahrscheinlich aus dem heutigen Mashonaland, über den Okavango eingebrochen und hatten die sogenannten Berg-Damaras ihres Landes beraubt und zu Sklaven gemacht, wie dies Sitte und Recht in Afrika von Urzeiten her gewesen ist.

Zu diesen beiden kriegerischen Völkern der Nama-Hottentotten und der Hereros kommt als dritter Stamm die Ovambo-Nation, welche den nördlichen Teil des Schutzgebietes beherrscht und insbesondere auch das Otavigebiet bedroht.

Naturgemäß hatten alle diese Stämme bis zur deutschen Besitzergreifung in unausgesetzten Fehden miteinander gelebt. Auf diese einzugehen, liegt außerhalb des Rahmens dieser Darstellung. Es genügt festzustellen, daß die Arbeiterfrage für Südwestafrika von vornherein ungünstig lag. Die deutsche Besiedlung hatte mit kriegerischen Erobererstämmen zu rechnen, welche selbst nicht arbeiten wollen, sondern andere für sich die Arbeit verrichten lassen möchten.

In solchen Fällen gibt es zwei Möglichkeiten: entweder man überläßt ein Land seinen früheren Eroberern, oder aber man faßt von vornherein kühl und konsequent die Gewinnung des Landes durch eigene Eroberung und die volle Unterwerfung der früheren Herren ins Auge. Das Recht der Waffen erkennt jeder Schwarze klar und deutlich an. Denn es ist der einzige Besitztitel, den die sämtlichen heute in Afrika herrschenden Eingeborenenstämme selbst haben. Es gibt im ganzen dunklen Erdteil beinahe keinen einzigen herrschenden Stamm, der nicht nachweislich seine Wohnsitze durch brutale Eroberung gewonnen hätte. Wenn man die Länder, welche er besitzt, selbst ausbeuten will, muß man ihm zunächst das Recht des Stärkeren klar machen, welches er versteht und anerkennt. Das sentimentale Gerede, man dürfte dem „armen Schwarzen" doch sein Land nicht wegnehmen, fällt zusammen vor der Tatsache, daß überall und immer er selbst es nur durch rohe Gewalt anderen abgenommen hat. Was wir nach seiner Besiegung ihm bieten, ist ein Paradies, verglichen mit dem, was er den von ihm Unterworfenen brachte.

Jedenfalls ist es ein ungeheurer Irrtum, wenn man vermeint, daß man diese ehemaligen Herren und Eroberer durch nachsichtige Behandlung mit dem neuen Herrschaftszustand versöhnen kann. Wenn man die amtlichen Weißbücher durchliest, so kann das Würgen an dem Problem, den Schwarzen mit der deutschen Herrschaft und dem preußischen Rechtsstaat zu versöhnen, fast Mitleid erwecken. Heute wird dies mancher in Deutschland zugeben, der noch vor einem Jahre eine solche Auffassung als ruchlos gekennzeichnet haben würde.

Man vermeinte, man könnte die zügellosen Banditen der Steppen durch Schutz gegen Übervorteilung seitens der Händler, durch liberale Landreservate, durch Bewahrung gegen den Mißbrauch alkoholischer Getränke, durch Pockenimpfung usw. mit dem Verlust ihrer Ungebundenheit aussöhnen. Man glaubte, der Schwarze werde alsbald die ungeheuren Vorteile der deutschen Zivilisation anerkennen und dankbar dafür auf seine eigenen Gelüste und bestialischen Instinkte verzichten. Man bildete sich ein, der deutsche Schulmeister, der die Schlacht von Königgrätz gewonnen habe, werde nunmehr auch den dunklen Erdteil uns erobern. Schule und Mission, das deutsche Strafgesetzbuch und behördliche Verordnungen sollten die Südwestafrikaner zu guten Patrioten und tüchtigen Staatsbürgern machen. Auf der einen Seite kajolierte man,

auf der anderen Seite wurde chikaniert. Eingeborene wurden von Weißen an die Tafel gezogen, sie erhielten Pensionen vom Reich und wurden für Verdienste dekoriert. Daneben aber wurden ihnen alle möglichen unnützen Scherereien bereitet, Kontrolle in ihren Lebensgewohnheiten, bureaukratische Firlefanzereien. Das erstere nahm ihnen die Furcht, auf welcher die europäische Herrschaft in Afrika überall beruht und stets beruhen wird; das zweite erbitterte sie. Beides zusammen trieb sie zur Rebellion, welche zwar nicht unsere Herrschaft in Südwestafrika, wohl aber die Ertragsfähigkeit dieses Schutzgebietes auf lange Zeit über den Haufen geworfen hat. Denn die Niederwerfung des Aufstandes hat dem Reiche schon gegen 400 Millionen Mark gekostet. Wann soll diese Summe zusammen mit den regelmäßigen Geldausgaben der letzten 20 Jahre aus dem dürftigen Lande wieder zurückverdient werden?

In solchen Fällen pflegen Privatgeschäfte Abschreibungen zu machen und gewissermaßen von vorne anzufangen. Der regelmäßige Reichszuschuß für die Kolonie — außer den Summen, welche die Bekämpfung des Eingeborenenaufstandes verschlingt — betrug 1904: 9810650 Mark. Dazu kommen die Eigeneinnahmen des Schutzgebietes aus Steuern, Zöllen und Gebühren, dem Eisenbahnbetrieb zwischen Swakopmund und Windhuk usw. in Höhe von 2 719 800 Mark, sodaß die Unkosten der Verwaltung sich im ganzen auf 12 530 450 Mark belaufen haben würden, wenn die Hottentotten- und Hererorebellion nicht dazwischen gekommen wäre. Die normalen Zuschüsse des Reiches seit Annektierung des Gebietes dürfen wir auf mindestens 100 Millionen Mark veranschlagen; und wenn wir annehmen, daß die Niederwerfung des Aufstandes und Wiedereinführung geordneter Verhältnisse dem Reiche nur rund weitere 400 Millionen Mark kosten wird, so wird das deutsche südwestafrikanische Schutzgebiet Ende 1905 mit einem Verlust von 500 Millionen Mark für den Staatssäckel zu Buche stehen.

Damit freilich ist die Debetseite für Deutschland als ganzes nicht erschöpft. Wir müssen hinzurechnen, was die in Südwestafrika arbeitenden deutschen Gesellschaften und was die einzelnen Privatansiedler ins Land gesteckt haben. Dies läßt sich hier nicht überschlagen und wir begnügen uns mit diesem Hinweis. Alle diese Ausgaben zusammengenommen bedeuten, geschäftlich gesprochen, eine Schuld der Kolonie, welche zunächst durch Amortisierung abgetragen werden müßte, damit das weiter anzulegende Kapital sich verzinsen und demnach Ertrag für unser Volk bringen könnte.

Nach unserer jetzigen Kenntnis des Schutzgebietes ist auf langehin keine Aussicht hierfür vorhanden; und deshalb sprachen wir oben aus, daß das südwestafrikanische Kolonialunternehmen als ganzes einstweilen mit einem geschäftlichen Fiasko abgeschlossen hat.

Denn, was auf der Kreditseite seines Kontos zu Buche steht, ist minimal gegenüber dieser Verlustseite. Dahin gehören die Eisenbahn von Swakopmund nach Windhuk und die schon erwähnten Hafenanlagen von Swakopmund;

ferner eine Reihe von öffentlichen Gebäuden für Beamte und Schutztruppe, eine Telegraphenlinie, welche Windhuk mit Swakopmund verbindet, und zwei Heliographenlinien von Windhuk über Gibeon bis Keetmanshoop und von Karibib über Omaruru bis Outjo.

Gegenüber den von Privaten und Gesellschaften angelegten Kapitalien standen am Ende 1903 eine Anzahl Farmen und Viehbestände sowie die Anlagen der englischen und deutschen Gesellschaften zu Buche, welche inzwischen durch den Aufstand eine sehr wesentliche Herabminderung erfahren haben. Eine zuverlässige Inventaraufnahme der noch vorhandenen Werte wird erst möglich sein, wenn Ruhe und Ordnung wieder hergestellt sind.

Wenn wir hinzufügen, daß die moralischen Ergebnisse der deutschen Administration seit 20 Jahren sich als gering erwiesen haben, daß also alle darauf verwendeten Ausgaben umsonst gewesen sind, so sind wir berechtigt vorzuschlagen, das bis daher für Südwestafrika vom Reiche verausgabte Geld als Verlust im wesentlichen abzuschreiben. Im nationalen Konto könnte es als Lehrgeld gebucht werden. Wir beginnen dann das Geschäft von 1906 an mit einer reinen Seite, indem wir die Eisenbahn und die übrigen vorhandenen realen Werte auf der Kreditseite vortragen.

Wenn der Bankrott unserer bisherigen Kolonialpolitik in Südwestafrika für Deutschland wirklich den Wert einer Belehrung gewinnen soll, müssen wir scharf erfassen, worin die gemachten Fehler bestehen und wie sie in Zukunft vermieden werden können. Vor allem müssen wir uns klar machen, auf welchen Grundlagen eine gesunde Entwicklung sich aufbauen läßt. Dazu ist es nötig, die wirtschaftlichen Aussichten des Landes nüchtern und kritisch ins Auge zu fassen.

Die Nachteile Südwestafrikas bestehen zunächst in seiner Hafenarmut, sodann in seinem Wassermangel. Wenn schon ganz Afrika arm an Küstenentwicklung ist, so trifft dies im besonderen zu auf Südwestafrika. Das deutsche Schutzgebiet, auf einer Küstenstrecke von beiläufig 1400 km Luftlinie, hat außer der Lüderitzbucht nur die künstliche Anlegestelle von Swakopmund. Daß die Otavigesellschaft eine Bahn nach diesem weit entlegenen Hafen bauen muß, um eine Verbindung mit der Außenwelt zu gewinnen, spricht mehr als jede theoretische Betrachtung für die Kümmerlichkeit dieser Verhältnisse. Hinter einer derartig armseligen Küste folgt dann der breite wüstenartige Dünengürtel und erst hinter ihm beginnt das Oasengebiet, welches für Viehzucht und hier und da auch für Ackerbau Gelegenheit bietet. Wir haben gesehen, wie elend auch in diesem Binnenland die Wasserverhältnisse bleiben. Während in Rhodesia und auch im Transvaal überall Bäche und Flüsse das ganze Jahr frisches Wasser führen, ist Südwestafrika im wesentlichen auf Eindämmungen von Regenwasser, Wasserlöcher und unterirdische Bohrungen angewiesen. In Südafrika hat dieses Land sein Ebenbild nicht in den wasserreichen Hochplateaus, sondern höchstens in der Karroo.

Indes könnte ein solches Gebiet immerhin noch Raum für eine gewinnbringende Rindvieh-, Schaf- und Angoraziegenzucht bieten. Ich erinnere an die Buschsteppen Australiens, in denen die Wasserfrage ganz ähnlich liegt. Für Afrika kommt hiergegen ein sehr gewichtiges Bedenken in Betracht.

Man hat hier und da gesagt, der schwarze Erdteil gehöre den Ameisen und Termiten. Mit mehr Recht könnte man sagen, er gehöre den Infusorien und Mikroben. Der ganze Erdteil ist verpestet mit diesen Krankheitserregern, welche in der Form von Malaria und Dysenterie, von Rinderpest, Rotz, Tsetse-Erkrankung, Hühnerkrankheit Wacht gegen die Eindringlinge von außen halten und den afrikanischen Kontinent erheblich wirksamer gegen das Eindringen der Zivilisation schützen, als die Giftpfeile oder Henry Martinis der eingeborenen Stämme dies vermögen. Sie sind es, welche insbesondere vorläufig noch einer rentablen Viehzucht in ganz Südafrika im Wege stehen. Wer mag einem Farmer raten, sein Kapital und seine Arbeitskraft in Viehherden zu stecken, wenn dieser befürchten muß, seinen ganzen Besitz durch eine der Infektionskrankheiten im Verlauf oft einiger Tage plötzlich zu verlieren? Dies ist überall dasselbe, so in Zentralafrika, wie in den Ländern südlich des Sambesi, in Rhodesia, Portugiesisch-Ostafrika. Es ist doch nicht zufällig, daß Südafrika sich noch heute, nach einer Besitzergreifung von mehr als 250 Jahren durch die holländischen Bauern, nicht selbst ernähren kann, sondern sein Fleisch von Australien und Argentinien, seinen Reis von Indien, seinen Weizen aus Nordamerika einführen muß. Es muß doch natürliche Gründe haben, wenn Milch und Eier knapp und teuer sind zwischen Tafelberg und Sambesi. Jeder Dampfer transportiert Millionen Eier aus Europa und Madeira nach Südafrika. Wie will Südwestafrika hoffen, seinen Volkshaushalt auf Viehzucht und Ackerbau zu gründen, wenn hierzu die soviel günstiger gestellte Kapkalonie, der Oranje-Freistaat, Transvaal, Rhodesia und Natal nicht einmal imstande sind?

Freilich, einen Beitrag zum südwestafrikanischen Volkshaushalt werden auch diese Gebiete liefern können, wie dies z. B. die Karroo tut. Wolle, Mohair, vielleicht auch Straußenfedern werden dazu beitragen, eine dünne Bevölkerung im Schutzgebiet zu ernähren, welche dann auch einen Teil ihres Bedarfes an Fleisch, Gemüse und Getreide wird selbst produzieren können. Aber für die Schaffung eines blühenden Gemeinwesens reicht das nicht aus. Der Kolonist, welcher nach Südwestafrika geht, anstatt nach gesegneteren Ländern, wie sie im Westen des Atlantischen Ozeans und in Neuseeland locken, opfert viel für den Vorzug, unter der deutschen Flagge zu verbleiben; und als Entschädigung sollte die deutsche Kolonialpolitik ihre ganze Aufmerksamkeit darauf richten, ihm im übrigen den Aufenthalt so erfreulich und angenehm zu gestalten, wie immer möglich. Geld verdienen aber kann der südwestafrikanische Farmer auch beim größten administrativen Entgegenkommen nur, wenn sich im Lande selbst eine leistungsfähige Industrie entwickelt. Wie die Dinge liegen, kann diese Industrie nur der Minenbau sein.

Wie wir sahen, bietet das Schutzgebiet Aussicht, daß der Abbau von Kupfer sich dort lohnen wird; vielleicht werden auch Diamanten und Edelsteine dort gefunden. Hier liegt die Chance, Kapital auf gesunder Berechnung ins Land zu ziehen, welches dann der zahlende Kunde für die landwirtschaftliche Produktion sein würde. Heute sind die einzigen zahlungsfähigen Käufer in der Kolonie Beamte und Militärs, welche ihrerseits wieder aus der Heimat bezahlt werden. Die Kaufkraft Südwestafrikas wird also letzten Endes vom deutschen Reichstag und aus den Taschen der Steuerzahler hergestellt. Die Aufgabe ist, Kaufkraft aus dem Lande selbst zu gewinnen. Dies ist überall und stets nur möglich durch Schaffung neuer Werte. Von der Frage, wie viele solcher Werte unter der Oberfläche Südwestafrikas ruhen, wird es abhängen, was das Gebiet für den deutschen Volkshaushalt noch zu werden vermag.

Die Grundlagen dieser Kolonialunternehmung sind also sehr unsicher, wenngleich sie auch heute keineswegs aussichtslos genannt werden können. Wo solche Verhältnisse gegeben sind, empfiehlt sich für den Staat vorsichtige Zurückhaltung und genau berechnete Sparsamkeit in den Ausgaben. Freilich, die wirtschaftlichen Unternehmungen müssen geschützt werden; im übrigen aber ist sorgfältig jeder Pfennig zu erwägen, der für rein administrative Zwecke ausgegeben wird. In Berlin glaubt man aber oft, neue Gemeinwesen könnten durch Verordnungen und amtliche Erlasse entwickelt werden, während sie doch in ihren Schicksalen und in ihren Aussichten völlig abhängen von der wirtschaftlichen Arbeit, welche der einzelne da draußen tut. Der Staat kann manches tun, solche Arbeit zu fördern: durch Belehrung und Versuchsanlagen, durch Hygiene und prophylaktische Maßnahmen gegen Infektionskrankheiten; vor allem auch durch Wege- und Eisenbahnbau, und in Südafrika durch Aufschließung und Errichtung neuer Wasserstellen. Auf solche wirtschaftlichen Arbeiten sollten die Staatsgelder verwendet werden, nicht auf eine Kolonne juristischer Beamter, welche da „verwalten wollen“, wo nichts zu verwalten ist, und die günstigenfalles nicht schaden. Deutschland hat seine offizielle Kolonialpolitik von vornherein schon in einer falschen Kurve begonnen. Fürst Bismarck warnte um die Mitte der achtziger Jahre vor der Nachahmung der französischen Schablone und wies auf das englische Vorbild hin. In Wirklichkeit aber hat das Reich von Anfang an französische Kolonialpolitik sans phrase betrieben, und zwar nicht sowohl moderne französische Kolonialpolitik, welche auch auf die Schaffung wirklicher Werte ausgeht und zum Teil große Erfolge erzielt, sondern die alte verkrachte Kolonialpolitik von Ludwig XIV. und Colbert in Kanada, welche da glaubte, mit landesväterlicher Fürsorge und polizeilicher Bevormundung neue Gemeinwesen über See ins Leben rufen zu können, und so elend vor dem Geist des angelsächsischen Individualismus, der gleichzeitig in Massachusetts und Virginia an der Arbeit war, Fiasko machte.

In die letztere Bahn sollte das Deutsche Reich, nicht nur mit Worten, sondern mit Taten einlenken. Nicht durch Ernennung von Beiräten aus den

Ansiedlern für die Beamten läßt sich das erreichen, sondern nur, wenn man ehrlich und energisch einen Strich durch das ganze bisherige System macht und die Kolonisten von vornherein daran gewöhnt, sich selbst zu verwalten. Man antwortet, dazu eigne der Deutsche sich nicht. Das könnten Engländer wohl tun, Deutsche müßten von oben dirigiert werden. Dies ist einfach lächerlich. In allen angelsächsischen Kolonien stellt der Deutsche ein genau so gutes Material zur Selbstverwaltung wie der Engländer. Weshalb sollte er ausschließlich in seinen eignen Kolonien versagen? Tatsächlich hat man es noch nirgends mit ihm versucht. Überall und von vornherein schickte man einen Troß von Juristen in die Schutzgebiete, welche die Neuordnung der Verhältnisse vorzubereiten hatten. Erst wenn dieses bureaukratische Gefüge fertig war, trat der Kaufmann, der Farmer herein: immer in all seinen Bewegungen abhängig von den Erlassen und Verordnungen der Behörden. So sind die Vereinigten Staaten, Australien, Neuseeland, Südafrika nicht besiedelt. In keinem dieser Gebiete erwartete den Ankömmling ein Geheimrat und nahm ein Regierungsassessor seine Personalien zu Protokoll. Mit der Axt in der Faust bahnte sich der Kolonist seinen Weg in die Wildnis und schuf sich sein Heim; die gesetzliche Ordnung aber begründete er durch freie Vereinbarung mit seinesgleichen. Der Staat als solcher hatte gar wenig zu tun mit der Anglisierung der Erde. Höchstens, daß in besonders gefährliche Gebiete Soldatenposten vorgeschoben wurden. Durch die Initiative des einzelnen und durch freiwillige Zusammenordnung von vielen sind diese großen Gemeinwesen über See entstanden. In einem solchen Entwicklungsgang aber kann der typische preußische Verwaltungsbeamte, der so großes geleistet hat im fridericianischen Preußen, tatsächlich nur hemmen. Das deutsche, bisher verfolgte Kolonialsystem ist unnötig teuer und erstickt die lebendige Entwicklung der neuen Gebiete.

Es ist erfreulich, daß der Reichskanzler die Änderung des bislang in Südwestafrika verfolgten Systems offiziell angekündigt hat. Wenn das Reich den Umschwung in den oben angedeuteten Grundzügen vornehmen will, so brauchen wir nur noch die Hoffnung auszusprechen, daß auch die Unternehmer aus dem Zusammenbruch der bisherigen Ordnung lernen werden. Die sogenannte deutsche Kolonialbewegung hat seit ihrem Beginn an dem Kardinalfehler viel zu vielen Theoretisierens gelitten. Es wäre nützlich, wenn jemand einmal eine Geschichte der verschiedenen in Deutschland ausgeheckten Kolonialprojekte schriebe. Es gehört dazu die Feder eines Lichtenberg, eines Swift. Was für Einfälle hat man nicht schon versucht zu verwirklichen. Und immer wird dann die nationale Trommel gerührt, um die Betriebsmittel zu beschaffen. Immer ist es eine „Ehrenpflicht“, den barocken Gedanken des Herrn X. „tatkräftigst“ zu unterstützen. So mußten deutsche Kolonialunternehmungen naturgemäß in Mißkredit kommen. Sie gewannen den fatalen Beigeschmack verschleuderter Geldsummen.

Tatsächlich ist es durchaus nicht in nationalem Interesse, daß irgend eine beliebige koloniale Privatunternehmung ins Werk gesetzt werde, sondern in den meisten Fällen ist es nützlicher, daß man sie verhindere. Bei einer so neuen nationalen Betätigung, wie die Kolonialpolitik, sollten Mißerfolge finanzieller Art so wenig wie möglich eintreten. Dies läßt sich erreichen, wenn neue Unternehmungen nur nach kühlster und kritischster Beurteilung aller realen Verhältnisse ins Leben gerufen werden.

Wir haben gesehen, wie beschränkt die wirtschaftlichen Aussichten des südwestafrikanischen Schutzgebietes im allgemeinen sind. Da verspricht nur die vorsichtigste Berechnung einen geschäftlichen Erfolg. Auf der andern Seite sollten die Tore der Kolonie für jeden, der daselbst wirtschaftliche Arbeit tun will, geöffnet werden, gleichviel, zu welcher Nation er gehört. Besonders dies können wir aus der britischen Kolonialpolitik lernen, welche groß geworden ist, weil sie das Prinzip „Fair play for everybody" im vollsten Umfange durchgeführt hat. Deutsche nahmen die Gastfreundschaft aller anderen Staaten für ihren Unternehmungsgeist über See in Anspruch. Es ist kindisch, wenn sie in ihren eignen, immerhin doch recht kümmerlichen Dependenzen Ausländern Schwierigkeiten bereiten wollten. Ausländische Arbeit und ausländisches Kapital müssen uns so willkommen sein, genau, wie deutsche Arbeit und deutsches Kapital in angelsächsischen Ländern willkommen sind. Den deutschen Kolonialpolitikern können wir nur zurufen: Öffnet die Tore weit für jeden, der mitarbeiten will, und macht es verlockend für ihn, hereinzutreten.

Diese neue Periode für Deutsch-Südwestafrika wird naturgemäß erst nach der vollen Niederwerfung des Eingeborenenaufstandes einsetzen können. Die rebellischen Stämme müssen schlechthin zu Unterworfenen gemacht werden. Dann empfiehlt es sich, die Reservatpolitik von Rhodesia in Anwendung zu bringen. Dort hat kein Neger das Recht auf irgend welchen Grund und Boden außerhalb der Reservate, und er hat nicht das Recht der Freizügigkeit im Lande. Will er irgendwo arbeiten, so muß er sich beim Native Commissioner einschreiben lassen, der ihm Arbeit vermittelt. Um 9 Uhr müssen alle Schwarzen in den Städten, auf ein Signal hin, zu Bett gehen. Kein Weißer hat das Recht, einem Schwarzen Schnaps auch nur etwa zu schenken; geschlechtlicher Verkehr eines Weißen mit einer Negerin wird gesetzlich bestraft. Wenn wir zu diesen Bestimmungen aus den ehemaligen Burenstaaten noch das Gesetz hinzutun, daß jeder Schwarze am Jahresabschlusse einen Arbeitsschein vorzeigen müßte, der ihm bezeugte, daß er im verflossenen Jahre mindestens sechs Monate bei einem Weißen gearbeitet hat, werden wir die Eingeborenen- und Arbeiterfrage im wesentlichen richtig gelöst haben.

Zur Durchführung solcher Bestimmung, gleichzeitig zur Kontrolle der schwarzen Bevölkerung überhaupt, empfiehlt es sich, eine schwarze berittene Polizei zu organisieren, nicht nach Analogie der ostafrikanischen Schutztruppe, sondern mehr nach dem Vorbild der Black Police in Rhodesia.

Gutes Material dazu liefern außer den Sudanesen auch Somalis, Wanjamwesi, Suahelis. Die Unterhaltung einer starken deutschen Truppe ist unverhältnismäßig kostspielig und für die Grenzdistrikte auch sicherlich unzweckmäßig. Derartige Posten sollten auf die großen Städte und wirtschaftlichen Unternehmungen beschränkt bleiben; vor allem sollten sich die Kolonisten selbst auch als Freiwilligenkorps organisieren. Wenn die Eingeborenen es gelernt haben, die Deutschen zu fürchten, und wenn man es aufgegeben hat, sich bei ihnen beliebt machen zu wollen, braucht man keine Truppenkörper, um sie in Zucht und Gehorsam zu halten.

Auf solchen Grundlagen wird eine neue Aera für Südwestafrika heraufziehen. Die Gesichtspunkte sind: möglichste Selbstverwaltung der Kolonisten, straffe Handhabung des Erobererrechts gegen die Eingeborenen, offene Tür für alle wirtschaftlichen Elemente und nüchtern erwogene, geschäftliche Unternehmungen. Die Zukunft der Kolonie beruht auf ihren Mineralschätzen. Ackerbau und Viehzucht können bei den physikalischen Verhältnissen des Landes nur nebenbei in Frage kommen. Alles in allem wird die deutsche Kolonialpolitik gut daran tun, immer im Auge zu behalten, daß Südwestafrika nur ein Teil von Südafrika überhaupt ist, und daß wir uns bei allen unseren Maßnahmen die Erfahrungen der übrigen Gebiete zunutze machen müssen.

II. Deutsch-Ostafrika.

Deutsch-Ostafrika ist die umfangreichste der deutschen Kolonien (etwa 941 000 qkm) und seiner physikalischen Eigenart nach die vielseitigste. Es hat eine gegliederte Küstenbildung mit einer Reihe guter Häfen. Es grenzt an die drei großen Seen Mittelafrikas und besitzt eine Anzahl entwickelter Flußgebiete, welche das ganze Jahr Wasser führen. Ihm gehört im Kilimandscharo der höchste Berg Afrikas, und es wird durchzogen von einer Kette entwickelter Randgebirge. Es hat Tiefländer und Hochplateaus, alle Klimate des tropischen Afrikas sind in ihm vertreten. In den Wanyamwesi und Wasukuma, den Wasuaheli, Waseguha, Wasambara und in manchem andern Stamm verfügt Deutsch-Ostafrika über das beste Arbeitermaterial, das es im dunklen Erdteil gibt; auch Spuren von Edelmetallen, sowie Kohle sind innerhalb seiner Grenzen entdeckt worden.

Freilich ist die heutige Kolonie nur ein Torso von dem, was sie hätte sein können. Indem die deutsche Politik es zuließ, daß Zanzibar und Uganda unter die Kontrolle Großbritanniens gelangten, trennte sie gerade die beiden wesentlichen Gebiete von dem, was man bis dahin als Handels- und Wirtschaftsgebiet der „Zanzibarküste" gekannt hatte. Es blieb ein Rumpf übrig, der sein Schwergewicht erst sehr langsam in sich selbst gewinnen muß und niemals für den Welthandel zu werden vermag, was das alte Wirtschaftsgebiet im ganzen hätte werden müssen. Mit Uganda verzichtete das Deutsche Reich auf die aussichtsvollsten Länder um den Viktoriasee und zugleich auf

eine unabhängige Nilpolitik, mit Zanzibar gab es das merkantile und finanzielle Zentrum aus seiner Hand und gestattete Britisch-Indien, seine Grenzen bis vor das Tor unserer aussichtsreichsten Kolonie zu schieben, ja, dieses Tor selbst in Besitz zu nehmen. Diese Konzession, welche absolut nicht nötig war, ist einstweilen nicht wieder gut zu machen und ein Hemmnis der wirtschaftlichen Entwicklung Deutsch-Ostafrikas.

Trotzdem hebt sich noch dieser übrig gebliebene Rumpf vorteilhaft von anderen afrikanischen Besitzungen ab. Zunächst und vor allem durch seine Küstenentwicklung, welche eine Reihe guter Häfen und Reeden bietet. Häfen, wie Tanga, Daressalam, Kilwa, Kissiwani, Lindi, Mikindani, stehen da unter den besten des gesamten schwarzen Erdteiles.

Hinter der Küste, welche im wesentlichen aus Korallenkalk besteht, erhebt sich das Hinterland, wie gewöhnlich in Afrika, terrassenförmig in verschiedenen Stufen zu übereinanderliegenden Steppen empor, welche, gemäß ihrer Höhenlage, von Busch- zu Baum- und Grassteppen wechseln. Diese Steppen erreichen um den Kilimandscharo etwa 800 m, und dort erheben sich die Vulkankegel des Kibo bis auf 6010, des Mavensi bis auf 5360, des benachbarten Meru bis auf 4730 m. Weiter gegen Westen steigen die Massaisteppen bis auf 1400 und 1500 m an. Die Oberfläche des Viktoria-Nyansa, dessen Südhälfte in unsere Interessensphäre fällt, ist 1180 m hoch; und weiter im Westen bilden Karagwe und Ruhanda wirkliche Hochländer, welche sich bis zu 1600 m, ja über 2000 m erheben. Ähnliche Verhältnisse beherrschen die Mitte und den Süden des Schutzgebietes. Mpuapua ist 1030, Kilimatinde 1210, Tabora 1230 m hoch, während die Oberfläche des Tanganjika 790 m über dem Meer liegt. Der Nyassa ist nur 520 m hoch, aber im Nordosten davon erhebt sich Uhehe bis zu 1500, 1800, ja 2200 m, während das Hinterland von Kilwa und Lindi allmählich, gegen die Umrandung des Nyassa hin, bis auf 700 und 800 m ansteigt.

Solche Gliederung von Hoch und Niedrig verursacht natürlich verschiedene klimatische Zonen, welche Gelegenheit für mannigfache Kulturen und Ansiedelungsbedingungen bieten. Die Regenfälle, das zweite wichtige Moment für tropische Länder, sind zwar auch in Ostafrika großen Schwankungen ausgesetzt. Aber sie erheben sich in einzelnen Teilen, insbesondere an den Ostabhängen der Randgebirge und Terrassenabfälle, zu stattlichen Ziffern, welche die Grundlage für die Entwicklung des ostafrikanischen Flußsystems bilden, dessen bedeutendster, der Rufidji, auf lange Strecken schiffbar ist, unter denen aber auch der Pangani, Wami, Kingani und Rovuma fließendes Wasser zu allen Jahreszeiten führen. Was dies für eine afrikanische Kolonie bedeutet, werden wir nach der Betrachtung der südwestafrikanischen Steppen besonders zu würdigen wissen.

Die bergmännische Erforschung dieses Gebietes hat klare wirtschaftliche Ergebnisse leider noch nicht gebracht. Die Jankeschen Goldfunde im Usindjadistrikt scheinen keine abbaufähigen Lagerstätten darzustellen, und ebenso-

wenig haben sich die Aussichten, welche sich an die Frangi-Entdeckungen knüpften, verwirklicht. Indes sind Spuren dieses edlen Metalles an manchen anderen Orten nachgewiesen, und das bisherige negative Ergebnis ist demnach sicherlich kein endgültiges.

Von anderen mineralischen Handelsartikeln mögen erwähnt werden die Glimmerlagerstätten im Ulugurugebirge, Granaten aus dem Bezirk Lindi und Steinkohlenablagerungen in den Tälern des Nyaka und Sumaessi, Nebenflüssen des in den Nyassa mündenden Ruhuhu. Die Granatenfunde im Lindigebiet lassen vermittels ihrer Begleitformation auch auf das Vorhandensein von Diamanten im Schutzgebiet schließen.

Ein weiterer wichtiger Punkt für die wirtschaftliche Bedeutung Deutsch-Ostafrikas ist die Tatsache, daß die Kolonialverwaltung von vornherein auf eine rationelle Forstwirtschaft bedacht gewesen ist. Im Jahre 1902/03 wurden vom Fiskus selbst bewirtschaftet im Forstbezirk Rufiyi 15 746 ha; im Forstbezirk Daressalam 2800 ha. Andere Bestände sind Privatunternehmern zur Ausbeutung pachtweise überlassen. Dies alles ist erst ein Anfang; aber er ist vielversprechend für die weitere Entwicklung. Im Jahre 1902/03 konnte eine Holzmasse von 1 136 434 fm und an Rinde 132 Zentner gewonnen werden, wodurch die Forstverwaltung eine Einnahme von 54 533 Rupien, einen Reingewinn von etwa 12 000 Rupien erzielte. Hier ist einer der wenigen Punkte gegeben, in denen die deutsche Kolonialverwaltung sich vorteilhaft von Fremden, insbesondere den Angelsachsen, abhebt.

Da die mineralogischen Aussichten Deutsch-Ostafrikas, wie wir gesehen haben, noch unsicher sind, kommt für den Wert des Gebietes alles darauf an, inwieweit dasselbe für agrikulturelle Erzeugnisse geeignet ist. Da es durchaus in der tropischen Zone liegt, etwa 1° südlicher Breite bis hinunter zu 11° südlicher Breite, kommt es bei dem gegenwärtigen Stande der hygienischen Wissenschaft für die Besiedelung zunächst gar nicht oder nur in ganz beschränkten Distrikten in Frage. Seine Entwicklungsfähigkeit ist vielmehr zur Zeit noch in erster Linie mit dem Plantagenbetrieb verbunden. Da Deutsch-Ostafrika Bodenarten von verschiedenster Zusammensetzung birgt, da es alle Höhenlagen aufweist und reichliche Niederschläge hat, läßt sich aussprechen, daß es auch für die verschiedensten Tropenkulturen zu verwerten sein wird. Wo solche bislang fehlgeschlagen sind, wie mit Tabaken und Baumwolle, muß dies irgendwie an Behandlungsfehlern, wahrscheinlich an der Auswahl von Grund und Boden liegen. Insbesondere für Baumwolle liegen die allgemeinen Verhältnisse günstig; es wird auch mit den Versuchen fortgefahren und hoffentlich rasch ein günstiger Erfolg erzielt werden.

Wir brauchen hier nicht auf alle Experimente einzugehen, welche im Verlauf von etwa 20 Jahren in Deutsch-Ostafrika gemacht sind. Es handelt sich darum, klar festzustellen, nach welcher Seite unanfechtbare Resultate erzielt worden sind. Dies ist nun der Fall mit dem Anbau von Faserpflanzen

wie Ramie, Bastbanane, Sanseviera, insbesondere Faseragaven. Diese für den Welthandel so wichtige Pflanze findet augenscheinlich in Deutsch-Ostafrika die ihr zusagenden Lebensbedingungen, und ihr Anbau kann demnach beliebig vermehrt werden. Wie es scheint, ist Sisalagave das für dieses Schutzgebiet geeignetste Produkt, da sie auch gegen lange Dürren verhältnismäßig unempfindlich ist. Doch ist auch der Anbau der üppigeren Mauritiusagave (Fourcroya gigantea) lohnend. Bereits 1902/03 wurden 356 768 kg Hanf im Werte von 145 535 Mark in den Handel gebracht, und seitdem hat sich der Anbau nach allen Seiten hin schnell ausgedehnt. Die Faseragave ist augenscheinlich der Gegenstand, bei dem die Nutzbarmachung Deutsch-Ostafrikas einzusetzen hat; sie ist derjenige Artikel, der vorzüglich dort gedeiht und profitabel dort zu bauen ist, der gleichzeitig im Welthandel eine fortdauernde, steigende Nachfrage erfährt. Die anderen Kulturen stellten mehr oder weniger ein Herumtappen dar, welches hier und da Erfolg hatte, meistens aber mit einem Fiasko abschloß.

Ein zweiter Artikel, den wir als einen sicheren bezeichnen dürfen, ist das Kopra, das wichtige Erzeugnis der Kokospalme. Dieser Baum gedeiht entlang der ganzen Küste und wird dem Lande eine stetige, wenn auch nicht überhohe Rente gewährleisten. Bereits 1902/03 wurden im Schutzgebiet 7 035 741 Pfund Kopra, im Wert von 546 483 Rupien produziert; 1903/04: 7 713 200 Pfund im Werte von 805 000 Mark.

Dazu kommen dann als weitere einheimische Produkte von altersher noch allerhand Ölfrüchte, wie Sesam, Erdnüsse usw., und das für die Welt immer wichtiger werdende Kautschuk. Kautschukanpflanzungen werden mit Erfolg angelegt. Besonders gute Erfolge hat die deutsch-ostafrikanische Plantagengesellschaft auf Lewa, der ehemaligen Tabakplantage aufzuweisen. Die gesamte Kautschukausfuhr betrug 1902/03 255 368 kg im Werte von 1 210 017 Mark, 1903/04: 339 600 kg im Werte von 1 994 000 Mark. Als einheimische Kulturen können ferner auch verschiedene Gewürze aufgeführt werden, wie Pfeffer. Ebenso ist Zuckerrohr ein alter ostafrikanischer Artikel. Vanille, Kapok, Kardamom, Cinchona, Wein, Tee sind versuchsweise gut ausgefallen; indes läßt sich über ihre kaufmännische Rentabilität noch nichts Bestimmtes aussagen.

Die größte Energie ist von allen landwirtschaftlichen Unternehmungen dem Anbau von Kaffee zuteil geworden, welcher eine stets wachsende Ausfuhr gewonnen hat. Im Jahre 1902/03 wurden 343 424 kg im Werte von 483 295 Mark von den Usambarapflanzungen exportiert, 1903/04: 337 300 kg im Werte von 526 000 Mark. Es wird dort die kleine aromatische Mokkabohne gepflanzt (Coffea arabica), deren Qualität vorzüglich ausgefallen ist. Leider hat diese Kultur, wie so manche andere in Afrika, von vornherein durch Mikroben zu leiden gehabt. Sehr bald quartierte die Hemilea vastatrix sich auf den Pflanzungen ein und ließ es sich wohlergehen; man konnte sie nicht ausrotten, und die Anlagen kränkeln. Dazu kommt, daß der Kaffeepreis

auf dem Weltmarkt gedrückt ist, so daß die ostafrikanischen Kaffeeplantagen bislang einen merkantilen Erfolg nicht gehabt haben. Schlimmer ging es mit den Kakaoanpflanzungen, welche meistens bald wieder aufgegeben sind.

Indes beweist diese kurze Zusammenstellung, daß Deutsch-Ostafrika, wenn nicht anderweitig, so als Plantagengebiet jedenfalls eine Zukunft haben wird, und damit allein ist seine Besitzergreifung im Interesse des deutschen Volkshaushalts vollauf gerechtfertigt. Denn alle solche Artikel muß unser Volk heute für ungeheure Summen vom Auslande kaufen.

Wir fügen hinzu, daß Kartoffeln und alle Arten von europäischen Gemüsen im Schutzgebiet vortrefflich gedeihen. Dies ist ein großer Vorteil für die Ansiedler, obwohl es kaum von hervorragendem merkantilem Interesse ist.

Rind- und Kleinviehzucht kann auf weiten Strecken beliebig ausgedehnt werden. Indes trifft auch auf Ostafrika zu, was für den gesamten Kontinent gilt. Solange die Bakteriologie nicht mit den Infektionskrankheiten fertig geworden ist, welche ganze Bestände oft in wenigen Wochen zerstören, kann man gewissenhafterweise keinem raten, sein Geld und seine Arbeit solch einem Betriebe zuzuwenden.

Einen Handelswert, wenn auch beschränkten Umfanges, hat der ostafrikanische Wildbestand. Die Kilimandscharo-Handels- und Landwirtschaftsgesellschaft widmete sich dem Tierfang, der Straußenzucht und der Zebrazähmung nicht ohne Erfolg, wenn auch ohne Gewinn. (Schluß folgt.)

Lieber schweigen!

Was mir zutiefst die Seele füllt,
Ich würd' es nie in Worte fassen,
Mein heilig Fühlen, unverhüllt,
Von andern kühl betasten lassen!
Und brächte jeder Schrei der Qual
Erlösung von des Schmerzes Gluten:
Viel lieber wollt' ich, tausendmal,
An meinem stummen Weh verbluten . . .

Alice Freiin von Gaudy.

Ferdinand Lassalle.

Von

Erich Brandenburg.

Hermann Oncken, Ferdinand Lassalle. Stuttgart 1904 (Politiker und Nationalökonomen. Herausgegeben von G. Schmoller und O. Hintze, Band 2). — Briefe von F. Lassalle an K. Marx und F. Engels 1849—62. (Aus dem literarischen Nachlaß von Marx, Engels und Lassalle, Band 4.) Herausgegeben von Franz Mehring, Stuttgart 1904.

Nach der offiziellen Geschichtsauffassung der Sozialdemokratie wird die historische Entwicklung durch das fortwährende Anschwellen der wirtschaftlichen Produktivkräfte beherrscht; jede Veränderung des politischen und geistigen Lebens ist nur der Reflex einer voraufgegangenen Änderung der wirtschaftlichen Technik. Alle diese Änderungen vollziehen sich sozusagen automatisch nach ewig gültigen Gesetzen, und der Einfluß eines einzelnen ihnen gegenüber ist verschwindend gering; höchstens daß er vielleicht hier ein wenig den notwendigen Gang der Dinge beschleunigen, dort ihn ein wenig verzögern kann.

Und doch hat die Sozialdemokratie selber durch ganz wenige Männer von hervorragender Begabung des Verstandes und Willens ihr Gepräge erhalten. Wohl hat das moderne Arbeiterelend ohne Marx, Engels und Lassalle die verbitterte Stimmung des Proletariats gegen die Besitzenden hervorgebracht; wohl sind längst vor ihrem Auftreten die kommunistische Gedankenwelt und das Reich der demokratischen Ideale von bedeutenden Denkern aufgebaut worden. Daß aber diese Gedanken und Ideale der Arbeiterschaft nahegebracht, von ihr ergriffen und in ihrem besonderen Interesse umgestaltet worden sind, das ist es, was der Sozialdemokratie ihr Gepräge gibt, und gerade das ist ausschließlich das Werk dieser Männer gewesen und hat ihre historische Bedeutung begründet. Auch die sozialdemokratischen Parteihistoriker, wie Franz Mehring in seiner Geschichte der Deutschen Sozialdemokratie, können daher nicht umhin, den Lebensschicksalen, Taten und Meinungen dieser Männer einen breiten Raum in ihren Darstellungen zu gewähren; und auch die reichlichste Umkleidung mit marxistischen Phrasen kann einen unbefangenen Leser

über diesen praktischen Bankerott der materialistischen Geschichtsauffassung nicht hinwegtäuschen.

Daß jede Partei die Vergangenheit im Lichte ihrer Doktrinen darzustellen, ihre Anhänger durch ein gemeinsames Werturteil über historische Dinge fester zu verbinden strebt, ist eine jedem Historiker bekannte Tatsache, und kann auch gar nicht anders sein. Nur ist, was so entsteht, nicht Geschichte, sondern Legende. Und je stärker eine solche Legendenbildung weite Kreise ergreift, desto ernster tritt an die historische Wissenschaft immer von neuem die Pflicht heran, durch den Nebel von Parteiweihrauch und Parteiverleumdung hindurch die wahren Umrisse der Begebenheiten und Persönlichkeiten zu erkennen und festzuhalten. Das Buch von Hermann Oncken will diese Pflicht einem der Begründer der Sozialdemokratie gegenüber erfüllen.

Die Möglichkeit dazu war gegeben, seitdem von Lassalle außer seinen wissenschaftlichen Arbeiten, politischen Broschüren und Reden auch bedeutsame intimere Aufzeichnungen und eine stattliche Anzahl von Briefen bekannt geworden sind. Unter den Briefen sind wohl die allerbedeutendsten die an Marx und Engels gerichteten, die Franz Mehring kürzlich herausgegeben hat. Leider sind die Antworten jener beiden der Forschung nicht zugänglich, obwohl wahrscheinlich noch vorhanden; indessen sind Lassalles Schreiben in allem Wesentlichen auch so verständlich. Mehring hat als Herausgeber durch Erklärung dunkler Stellen und Hinweisungen aller Art Tüchtiges geleistet, während die beigefügten Erörterungen über den geistigen Inhalt der Schriftstücke wieder mehr den Parteimann, als den Historiker verraten. Dieser wichtige Briefwechsel und manche andere Quellen hatten von den früheren Biographen Lassalles, wie Georg Brandes und Eduard Bernstein, noch nicht benutzt werden können, sind aber dem Onckenschen Buche trefflich zu statten gekommen. Aus der früheren Literatur über Lassalle war meines Erachtens die biographische Einleitung Bernsteins zu seiner Ausgabe von dessen Werken bei weitem das Beste; jetzt aber ist auch diese scharfsinnige und für einen Parteimann verhältnismäßig unbefangene Arbeit tief in den Schatten gestellt durch Onckens Werk.

Oncken hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht. Er ist eingedrungen in die wissenschaftliche Arbeitsweise, den persönlichen Charakter und die politische Agitationsarbeit seines Helden; er hat aber vor allen Dingen sein Verhältnis zu den großen objektiven Mächten seiner Zeit, zum Judentum, zur Philosophie Hegels, zum Liberalismus, Radikalismus und Kommunismus zu bestimmen gesucht. Wie weit ergriff er Vor-

handenes, wie weit schuf er Neues, wie verflochten sich Persönlichkeit und Schicksal in diesem Leben, das sind die Fragen, zu denen Oncken uns immer wieder hinführt, um so das Bild des Menschen und Kämpfers, nicht wie ihn Anhänger oder Feinde sehen möchten, sondern wie er wirklich war, vor unseren Augen entstehen lassen.

Und anziehend genug ist dieses Bild: Ein nie ruhender, ungeduldiger Feuergeist, der alles, was er anfaßt, mit der Kraft seines rücksichtslosen Willens unter sich zwingt, den jeder Widerstand zum erbittertsten Kampfe reizt, der keinen Gegner losläßt, bis er ihn niedergerungen hat, bei dem es kaum ein Besinnen und Überlegen zu geben scheint, sondern nur ein wildes Losstürmen auf das jeweils erstrebte Ziel. Ein scharfer und nie ermüdender Verstand, jedem noch so verwickelten Problem des Wissens wie des praktischen Lebens gewachsen, aber ganz im Dienste des beherrschenden Willens, dem er Menschen und Dinge zurechtschieben und präparieren muß nach dem Bedürfnisse des Augenblicks. Ein unablässiges Streben nach Macht und Genuß, ein fortwährendes Bedürfnis, bewundert und gesehen zu werden, und durch große Worte, auffälliges Tun die Blicke auf sich zu lenken. Bei alledem ein vornehmes Geringachten alles Menschlich-Kleinlichen, eine sorglose Verschwendung von Kraft und Geld, ohne jedes Rechnen und Feilschen, eine ruhige Zurschaustellung der eigenen Schwächen und Fehler, die man bald für Naivetät, bald für schamlose Frechheit zu halten geneigt ist. So tritt uns Lassalle auf der Höhe seines Lebens, in der Zeit seiner großen politischen Agitation entgegen, so zeigt ihn im wesentlichen aber schon das Tagebuch, das er als fünfzehnjahriger Schüler geführt hat, so zeigen ihn einige Jahre vor seinem öffentlichen Auftreten die Briefe an Sophie Sontzeff, jene Russin, die er damals zur Lebensgefährtin zu gewinnen hoffte. Wer jenes Tagebuch, diese Briefe (namentlich die lange Generalbeichte über sein vergangenes Leben) und hinterher noch die Schriftstücke aus den letzten Wochen seines Lebens liest, als ihn eine andere Liebesaffäre zur wildesten Anspannung seiner Tatkraft und zuletzt in den Tod trieb, der wird in allem denselben Menschen mit den gleichen Vorzügen und Fehlern erblicken.

Ich weiß nicht, ob dieser Kern der Persönlichkeit, diese menschliche Seite von Lassalles Wesen, dem Leser des Onckenschen Buches in gleicher Gegenständlichkeit und Schärfe entgegentritt, wie dem Leser jener Aktenstücke. Gewiß, es ist alles gesagt bei Oncken, nichts absichtlich verschwiegen und nichts tendenziös hervorgekehrt; und doch bleibt, für mich wenigstens, ein Unterschied zwischen dem Lassalle Onckens und dem der Quellen.

Vielleicht trägt schon Onckens ruhiger, objektiver Erzählerton, der frei ist von jeder Leidenschaftlichkeit und Schärfe, unwillkürlich ein milderndes und dämpfendes Element in dieses lodernde und flackernde Leben. Dann aber scheint es mir auch, als ob der ernste Wille, Lassalle gerecht zu zu werden, seine Schwächen nicht zu übertreiben, um ja recht fernzubleiben von jeder Art moralischer Splitterrichterei oder politischer Verunglimpfung, als ob gerade dieses Streben, so unentbehrlich es dem Historiker ist, Oncken verführt habe, die unsympathischen Seiten in Lassalles Persönlichkeit etwas zu sehr in den Schatten treten zu lassen. Die völlige Unfähigkeit Lassalles, sich unterzuordnen unter Menschen oder Ideen, seine völlige Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Lüge, seine oft ans Lächerliche streifende Eitelkeit kommen bei Oncken nicht kräftig genug zur Geltung. Indessen gebe ich gerne zu, daß dieser Fehler für den Historiker weit weniger schlimm ist als der entgegengesetzte und leider sehr viel häufigere, am politischen Gegner nur die Schwächen zu sehen. Davon ist bei Oncken keine Rede, und mit gutem Grunde läßt er Lassalles Privatleben, soweit es nicht für das Verständnis seiner politischen Entwicklung notwendig herangezogen werden muß, ganz außerhalb der Betrachtung.

Denn der Politiker Lassalle, sein Werden, sein Wollen und seine Leistung, ist der eigentliche Gegenstand des Buches; und obwohl natürlich die Auffassung, die man von dem Menschen gewinnt, auch die Darstellung seines politischen Wirkens beeinflussen wird, so treten doch soviele andere hierfür mitbestimmende Faktoren in die Erörterung ein, daß das Persönliche nicht als das allein Ausschlaggebende erscheint. In der klaren Darstellung von Lassalles politischem Wirken und der sachlichen Notwendigkeiten, unter welchen dieses Wirken sich vollzog, liegt ohne Zweifel das größte Verdienst des Buches. Mit immer gleich vorsichtiger und gleich scharfer Kritik geht Oncken jeder Phase in der politischen Tätigkeit Lassalles nach; mit größter Unbefangenheit würdigt er seine Abhängigkeit von früheren Denkern und von den jeweiligen Verhältnissen, und indem er den Leser jede Frage mit durchdenken läßt, weiß er doch die Einheitlichkeit der Darstellung zu wahren. Ganz besonders lehrreich und wertvoll ist mir seine Erörterung über Lassalles Beziehungen zu Bismarck erschienen.

Es ist hier nicht der Ort, darüber zu rechten, ob man nicht in manchen einzelnen Punkten anderer Meinung sein kann. Jedoch möchte ich eine Frage hier noch etwas näher ins Auge fassen, da sie für das Gesamturteil über Lassalle entscheidend ist, und da meines Erachtens gerade bei ihrer Beantwortung Oncken nicht ganz mit der ihm sonst eigenen

Schärfe und Klarheit vorgegangen ist. Ich meine die Frage, wie Lassalle innerlich gestanden habe zu den Ideen, als deren Vorkämpfer er auftrat, zum Sozialismus und zur Demokratie.

In dieses innerste Problem der politischen Tätigkeit Lassalles führt uns Oncken bei der Analyse seines Dramas „Franz von Sickingen" hinein. Der Politiker will vor allen Dingen handeln, etwas schaffen, die Verhältnisse in der Richtung auf sein Endziel umgestalten; gegenüber der zähen Beharrungskraft des Bestehenden, den Gegenwirkungen unzähliger andersgerichteter Willensenergien aber kann er das nur, wenn er vorläufig Kompromisse eingeht, Dinge tut oder geschehen läßt, die gegen seine Überzeugung sind, wenn er nur dadurch einen Schritt auf seiner Bahn vorwärts kommen kann. Das aber ist eine Untreue gegen die Idee, der er dient, und, je mehr er einer solchen Idee dient, auch gegen sich selber; es führt zu innerem Zwiespalt, zu tragischem Untergang. Das Bild eines solchen Politikers, der bei aller Höhe seiner Ziele, bei aller Kraft seines Willens und Verstandes, untergeht und untergehen muß, weil er durch ein „Listen mit der Idee" glaubt, etwas erreichen zu können, hat Lassalle in seinem Sickingen geschaffen, und damit, wie Oncken meint, sein eigenes Schicksal im voraus gezeichnet.

Welche Idee aber war es, der Lassalle gedient hat, der er durch Listen zum Siege zu helfen suchte? Waren es die Gedanken und Ziele des Marx-Engelsschen Kommunismus? Unzweifelhaft hatte im Revolutionsjahre 1848 die überlegene Dialektik des um mehrere Jahre älteren Marx auf den jungen Lassalle einen starken Einfluß geübt, aber in den folgenden Jahren war doch die Macht dieser Doktrinen über ihn geringer geworden; mit Recht hebt Oncken hervor, daß den Sickingen auch ein bürgerlicher Demokrat hätte schreiben können, aber nie ein überzeugter Marxist. Die scharfe Kritik, die Marx und Engels an dem Drama geübt haben, zeigt uns aufs deutlichste, daß sie die Verschiedenheit des darin wehenden Geistes von dem ihren stark empfanden. Und noch weniger hätte ein Marxist die Brochüre über den italienischen Krieg und die Aufgabe Preußens oder die Essays über Fichte schreiben können, die Lassalle bald nach dem Sickingen veröffentlicht hat. Freilich hat er alle diese Arbeiten seinen kommunistischen Freunden gegenüber damit verteidigt, daß er gar nicht meine, was er dort sage, sondern daß er nur dem Liberalismus und der preußischen Monarchie den Weg zeigen wolle, den sie gehen müßten, wenn sie ihre historische Aufgabe verständen; er sei aber sicher, daß sie diesen Weg nicht gehen könnten noch würden; und so werde die Wirkung beim Publikum eine Diskreditierung dieser feind-

lichen Mächte sein. Das sei es, was er wolle, nicht aber die Befolgung seiner Ratschläge. Oncken ist geneigt, in diesen „unterirdischen Argumenten" die wahren Gedanken und Motive Lassalles zu sehen; ich gestehe, daß es mir nicht möglich ist, daran zu glauben. Mir scheinen das alles sophistische Künste, Ausflüchte, um die immer bedenklicher werdenden kommunistischen Führer zu beruhigen, während Lassalle mit jenen Schriften in der Tat vorsichtig seine Fühler ausstreckte, ob nicht eine Anknüpfung mit den anderen in Deutschland mächtigen politischen Tendenzen für ihn möglich sei; eine Anknüpfung natürlich nur unter der Bedingung, daß ihm eine führende Stellung zufalle. Erst als sich aufs deutlichste zeigte, daß weder der Liberalismus noch die preußische Monarchie auf seine Bundesgenossenschaft unter solchen Bedingungen Wert legten, hat Lassalle definitiv die Fahne des Sozialismus erhoben. Auch Oncken sagt einmal: „Es ist auffällig, wie wenig von der Gedankenwelt Marxens man in den Schriften Lassalles bis 1862 begegnet"; ich meine, es ist dies eine Bestätigung dafür, daß jene Gedankenwelt niemals die seine war, sondern daß er die sozialistischen Argumente erst als Kampfmittel heranzog, als er sie gebrauchen zu können glaubte. Wieweit sie in den letzten Jahren seines Lebens wirklich ernstlich und innerlich die seinen waren, darüber wird sich streiten lassen; es ist ja, um mit Hegel zu reden, nun einmal eine „List der Idee", daß sie jeden, der sie aus fremden Beweggründen zu ergreifen und zu benutzen sucht, in ihren Bann zwingt und über sein Denken und Handeln Macht gewinnt. Man sieht das nirgends deutlicher als an Bismarcks Verhältnis zur deutsch-nationalen Idee. So mag es auch Lassalle mit den sozialistischen Ideen ergangen sein. Und jedenfalls hat Oncken Recht, wenn er sagt, daß das Primäre für ihn auch in seinen letzten Jahren nicht der sozialistische, sondern der demokratische Gedanke war, so oft er auch in seinen Agitations- und Gerichtsreden und in den Briefen an überzeugte Sozialisten jenen anderen Teil seines Programms als den wesentlichsten bezeichnet hat.

Überzeugter Demokrat aber ist Lassalle ohne Zweifel von den ersten Regungen jugendlichen Selbstgefühls bis an seinen Tod gewesen. Ganz gewiß nicht deshalb, weil er theoretisch die Demokratie für die beste Staatsform gehalten hätte; er spricht gelegentlich verächtlich vom Mob, dem man nicht alles sagen dürfe, und organisiert seine Arbeiterpartei nicht auf demokratischer Grundlage, sondern tritt in ihr als Alleinherrscher und Diktator auf. Die Intelligenz soll herrschen, und die Masse gehorchen, das ist stets seine Ansicht gewesen. Aber er war Demokrat, weil er nur als Führer der im Staatsleben bisher einflußlosen Massen eine

politische Rolle in Deutschland spielen konnte. Er gehörte seiner Herkunft nach nicht zu den regierenden Klassen, sondern zu den politisch Entrechteten und Unterworfenen; daher sein Haß gegen Privilegien und Regierende; er hat es selbst schon als junger Mensch gewußt und ausgesprochen, daß er Aristokrat gewesen sein würde, wenn er in den herrschenden Klassen geboren worden wäre. Nicht theoretische Überlegung führte ihn auf die Seite der Demokratie, sondern der sichere Instinkt des politischen Talentes, das ihm sagte: nur als demokratischer Führer kannst Du unter den gegebenen Verhältnissen Macht gewinnen im politischen Leben. Er hat bald erkannt, daß ohne materielle Machtmittel jeder Politiker nur eine lächerliche Figur ist; und ebenso, daß für ihn, da alle anderen Machtmittel in den Händen der Regierenden und Besitzenden lagen, nur eine solche Macht in Betracht kommen konnte: die gewaltige, aber unorganisierte Kraft der besitzlosen Massen, namentlich der Arbeiterschaft. Er will die politische Freiheit, weil nur sie seinem Ehrgeize und seinem Talent den Spielraum gewährt, der ihnen zum Wirken nötig ist; er versteht darunter die Beseitigung der bisherigen Aristokratieen und die Herrschaft der Intelligenz; er weiß aber auch, daß dies nur zu erreichen ist, wenn ein materielles Interesse, ein Klasseninteresse dahinter steht, und, Macht gegen Macht, den bestehenden Gewalten die Herrschaft entreißen kann. In dieser Erkenntnis schließt er seinen Bund mit der Arbeiterschaft.

Solcher Art sind Lassalles Beziehungen zur sozialistischen und demokratischen Idee, sowie zum Gedanken der politischen Freiheit. Sie sind ihm Machtmittel, er will sich ihrer bedienen zum persönlichen Emporkommen, und er hängt ihnen an, er identifiziert sich mit ihnen, er muß ihnen dienen, weil er sie braucht, weil er ihrer nicht entraten kann, wenn er politisch etwas bedeuten will. Er liebt sie, wie der Ritter sein gutes Schwert, das ihm den Sieg erstreiten soll. Er betrachtet sie genau ebenso, wie alles andere, was in seinen Gesichtskreis tritt; denn auch die Wissenschaft, der er zu dienen scheint, ja auch die Frauen, deren Sache er führt oder um deren Liebe er wirbt, sind im Grunde für ihn nichts als Machtmittel.

Ich bin mit dieser Betrachtung an den Punkt gelangt, wo das Verständnis des Politikers zurückführt auf das Verständnis der Persönlichkeit, und damit an den Punkt, wo mein Urteil über den Politiker Lassalle in dem gleichen Grade abweichen muß von dem Urteile Onckens, wie unsere Anschauungen über den Menschen Lassalle auseinandergingen. Ich kann mich nicht mit der Ansicht einverstanden erklären, daß Lassalle

wie sein Sickingen aufrichtig und ernst im Dienste eines großen sachlichen Zieles gestanden habe, und daß er deshalb gescheitert sei, weil er dieses Ziel, das revolutionärer Natur war, mit diplomatischen Mitteln habe erreichen wollen. Ich sehe in seinem rastlosen Streben kein anderes Ziel als persönliche Macht, und zur Erreichung dieses obersten Endzweckes dienten ihm Ideen und Menschen nur als Mittel, Mittel freilich, auf deren Eigenart er gewisse Rücksichten nehmen mußte, um sie mit Erfolg gebrauchen zu können, aber doch immer nur Mittel. Ich unterschreibe durchaus den Satz, in dem Oncken sein Schlußurteil zusammenfaßt: „So darf man sagen, daß er erst als demokratischer Machtpolitiker zum Sozialisten geworden sei"; aber es scheint mir, als ob dieser Satz doch nicht ganz im Einklange stehe mit der Auffassung der Beziehungen Lassalles zu den Ideen, die Oncken bei der Besprechung seines Sickingen vorgetragen hat, und auf die er im Verlauf seiner Darstellung öfter wieder zurückkommt.

In dieser verschiedenen Stellung zu den Ideen, für die sie kämpften, liegt auch sein tiefster Unterschied von Marx, der in dem sozialistischen Gedanken lebte, in ihrer Verwirklichung sein oberstes Lebensziel sah und Vaterland, persönliches Glück und Behagen dafür opferte. Marx hat diesen Unterschied empfunden, sobald Lassalle als politischer Agitator aufzutreten begann, und als er ihn klar erkannt hatte, hat er die persönlichen Beziehungen gelöst. Es ist gewiß richtig, daß auch Verschiedenheiten der Weltanschauung, verschiedene Urteile über die Menschen und Dinge ihrer Zeit sie trennten; aber alle diese Differenzen lassen sich jenem tiefsten Gegensatze unterordnen. Wenn Lassalle, wie Oncken vortrefflich ausführt, in seiner Geschichtsphilosophie einen idealistischen Zug hat, der mit dem historischen Materialismus von Marx unvereinbar ist, so beruht das gewiß zum Teil auf dem Nachwirken Hegelscher Gedankenreihen, zugleich aber doch wohl auf der Erkenntnis Lassalles, daß in einer gesetzmäßig und mechanisch abrollenden historischen Entwicklung für das Eingreifen des Individuums in den Geschichtsverlauf kein Platz bleibe; und eine solche Vorstellung war dem auf politisches Wirken und Handeln gerichteten Geiste des Agitators unerträglich. Wenn er dem Staate einen ungleich größeren Einfluß auf den Fortgang der Entwicklung, auf das soziale Leben zugesteht, als Marx dies tut, so werden wir uns auch da zunächst an Hegels Lehre vom Staate als der Verwirklichung der sittlichen Idee der Freiheit erinnert fühlen; aber daneben werden wir in Betracht ziehen müssen, daß jedes Machtstreben sich im Kampfe gegen den Staat oder in der Herrschaft über den Staat betätigen muß, und

namentlich dann, wenn es zu schnellen Erfolgen führen soll. Lassalle hat in dem letzten Briefe, den er vor Beginn der tötlichen Liebeskatastrophe an die Gräfin Hatzfeld schrieb, den höchst charakteristischen Ausspruch getan, daß er keinen Spaß habe an chronischen Prozessen. Was nützte es ihm, wenn die Gedanken, die er verfocht, nach Menschenaltern erst allmählich zur Verwirklichung gelangten? Jetzt mußten sie zum Siege gelangen, in kurzer, absehbarer Zeit, und unter seiner Leitung, sonst hatte die Mitarbeit daran für ihn geringen Reiz. So spricht nicht der Mann, dem eine Idee das höchste ist, sondern der Ehrgeizige, der mit ihrer Hülfe emporkommen will.

Oncken hat es überall stark betont, daß Lassalles Streben auf praktisches Wirken im politischen Leben gerichtet war, daß ihm die Beschäftigung mit Wissenschaft und Theorie nur Notbehelf gewesen ist; aber er läßt, wie mir scheint, sein praktisches Streben noch in zu hohem Maße als bestimmt durch sachliche Gesichtspunkte erscheinen, während der Wille zur persönlichen Macht durchaus dominiert.

Wenn ich in diesem Punkte von Oncken in der Beurteilung glaube abweichen zu müssen, so drängt es mich um so mehr, noch einmal hervorzuheben, wieviel wir seinem Buche verdanken. Es ist die erste Biographie des großen Agitators, die frei von politischer Parteinahme ihn historisch zu erfassen sucht; es ist zugleich ein Werk von künstlerischer Rundung, bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit fließend und anregend geschrieben, das jedenfalls zu den besten biographischen Leistungen der letzten Jahre gehört. Jeder, dem das historische Werden unseres politischen Lebens an sich selbst interessant und als Schlüssel zum Verständnis der Gegenwart wertvoll ist, sollte dieses Buch zur Hand nehmen, und daraus den Mann kennen lernen, der, wie Oncken sagt, der größte Demagoge gewesen ist, den die Deutsche Geschichte gesehen hat.

Zur Frage der künstlerischen Kultur.

Von

Paul Schubring.

Herrmann Muthesius, Kultur und Kunst. Gesammelte Aufsätze über künstlerische Fragen der Gegenwart. Inhalt: Kultur und Kunst. Die moderne Umbildung unserer ästhetischen Anschauungen. Über häusliche Baukunst. Zeichenunterricht und „Stillehre". Die Wiederherstellung unserer alten Bauten.

Mit unermüdlichem Eifer arbeitet Hermann Muthesius an der schweren Aufgabe, die Wege einer künstlerischen Kultur wieder freizulegen, die wir Deutsche einst besessen, aber längst verloren haben und die wieder zu erwerben nach all den Irrungen und Entstellungen der letzten hundert Jahre vielleicht schwieriger ist, als sie von Grund aus neu zu gestalten. Ein längerer Aufenthalt in England legt es Muthesius nahe, auf die zähen Bemühungen dieses Landes immer wieder zu exemplifizieren, wo man seit etwa 50 Jahren bestrebt ist, durch eine systematische und vernünftige Kunstpflege die breiten Massen zum Verständnis der zarteren Gesetze heranzuziehen. Ist es nicht beschämend, daß ein im Grunde so unkünstlerisches Land wie England, das in der Musik nie etwas geleistet hat, das in der bildenden Kunst bis zur Zeit der französischen Revolution gänzlich schwieg, das nur im Drama seine Renaissance erlebt hat, daß dies Land uns heut die Wege weisen muß, wie wir aus dem Unkünstlerischen wieder herauskommen? Der Grund liegt nicht etwa in der reiferen Art des Engländers, sondern in seinem vorzüglichen Organisationstalent. Aus demselben Grund, aus dem die deutsche Nationalökonomie auf das England nach 1848 immer wieder verweist, wenn es sich um soziale Probleme handelt, ist auch für den Bahnbrecher künstlerischer Kultur die Organisation Englands vorbildlich. Das klassische Jahr war dort 1851 mit der ersten Weltausstellung in London, die einen erschreckenden Tiefstand der künstlerischen Bildungen und Empfindungen des englischen Volkes bewies. Man setzte sofort energisch ein und proklamierte neben dem Lesen, Schreiben und Rechnen das Zeichnen als den vierten Radikalfaktor der Volksschule. Mit anderen Worten: die Anschauung und die Phantasie, von der die ersten Jahre des Kindes beherrscht werden, sollten von nun an durch den Eintritt in die Schule nicht durch eine einseitige Schulung des Gedächtnisses und der Vorstellung ertötet werden, sondern das Zeichnen sollte die Provinz ursprünglichen Gestaltens bleiben, in der sich blasse Anschauungen zu gesunder Klarheit und Frische entwickeln, wo man der Fülle des Gesehenen langsam Herr wird und wo man lernt, den so erworbenen Formenbesitz auch

zu verwerten und einzuordnen in die gegebenen Formen der Möbel, Geräte usw. Ausgegangen wird beim Unterricht durchaus von der Natur, die an jedem Sommertag frische Blumen und frische Früchte auf den Tisch stellt; an Winterabenden wird dann das Gewonnene stilisiert und in prägnantere und absolutere Formen umgearbeitet.

Wenn Muthesius im Jahre 1899 es noch beklagen mußte, daß nichts derartiges in Deutschland zu finden sei, so hat sich seitdem auf dem Gebiete des Zeichenunterrichts vieles geändert, namentlich durch die völlige Neugestaltung des preußischen Unterrichts, der in diesem Fall das Beispiel und Muster gegeben hat. Die Tätigkeit von Männern wie Lichtwark, Konrad Lange, Pallat, Jessen ist nicht umsonst gewesen. Mit einem Worte: das Zeichnen ist auf dem besten Wege, auch in der deutschen Schule als Radikale gewertet zu werden. Der Wert des zeichnenden und malenden Dilettantismus, den Lichtwark zuerst mit großer Tapferkeit betonte, wird heute von uns begriffen, die wir dank unseres musikalischen Dilettantisierens uns in der Musik ein achtenswertes Verständnis erobert haben. Die Besonnenen haben längst aufgehört, hier vom Unfug des Klavierspielens zu sprechen; Stümpern ist noch immer besser als gar nichts tun und gar nichts können. Viel günstiger liegt die Lernbarkeit aber beim Zeichnen. Hier bedarf es keiner besonderen Begabung; das Zeichnen ist ebenso lernbar wie das Rechnen. Und auch eine nur geringe Vertrautheit mit der Linie und ihren bewegten Reizen ist wertvoller als Gleichgültigkeit. Der Begriff der deutschen „Bildung", die fast ganz auf dem Bestand des Gedächtnisses beruht, muß mit aller Energie umgeprägt werden auf Grund dieses allgemein erreichbaren, neuen Formenbesitzes. Der die F o r m als selbständige Größe empfindende oder nachbildende Mensch erschließt sich dadurch ein ganz neues Gebiet, das nicht mit Worten und Zahlen, nicht mit Gedanken und Erinnerungen, sondern mit der sinnlichen Gegenwart ausdrucksvoller Gebilde der Seele die Gestaltungen einer gereinigten Wirklichkeit nahe bringt und teuer macht.

Unter denen, die, vielleicht ohne es zu wissen, den Bemühungen künstlerischer Kultur einen Damm entgegensetzen, sind nicht die „Gelehrten" die Gefährlichsten. Denn deren Aufgabe, die Vergangenheit zur Gegenwart zurückzuführen, ist mit so viel künstlerischen Elementen durchsetzt, daß nur die ganz Hochmütigen Feinde genannt werden dürfen. Dagegen ist in den Kreisen der Theologen ein starker Widerspruch gegen „künstlerische Kultur" lebendig. Das Wort, daß „die Kunst zu lenken nicht verstehe", daß an Stelle fester moralischer Postulate hier einer Freizügigkeit der Gedanken und Grundsätze das Wort geredet werde, die nur zu leicht zur Laxheit herüberleite, wird hier immer wiederholt. Vor allem herrscht in diesen Kreisen eine profunde Unterschätzung aller formalen Werte und dementsprechend jene Teilnahmlosigkeit für den Kampf der künstlerischen Gedanken, die schließlich jedem noch so ernsthaften Streben die Arme bricht. Wie wehmütig ist doch diese Grundstimmung, wenn man bedenkt, daß einst die Kirche die klassische Trägerin der künstlerischen Arbeit

war, daß nur in ihren Domen und deren Schatten das Edele gegossen und geschnitzt wurde. Heute wird die Kunst von diesen Kreisen soweit geduldet, als sie dem Gotteshaus und seinen Gedanken Weihe und Würde gibt. Eine echte Leidenschaft für die Kunst findet man hier höchst selten; immer werden die moralischen Fragen vorgeschoben. Die Natur soll sich dem herrschenden Geiste unterordnen, nicht dieser die Gebilde des Kosmos demütig verehren.

Seien wir nicht ungerecht: diese Stimmung ist begreiflich. Kein Geringerer als Albrecht Ritschl hat immer gegen die Schwächlichkeit der ästhetischen Weltanschauung gewettert und auch viele seiner Jünger, die so prächtig und herzerfrischend an der Arbeit sind, halten die Kunst für eine Dekoration des Lebens. Wie wir Laien oft es nicht begreifen, weshalb man im theologischen Lager über scheinbar Unwichtiges so streitet, so begreift man dort nicht den „Kampf um die Form". Der junge Anselm Feuerbach spricht doch gewiß ein Lebensgesetz aus, wenn er bekennt: „Alles Formlose war mir verhaßt." Derartige Sätze lassen sich sehr wohl zu einer Lebensphilosophie erweitern, die gewiß keine schlechte Moral enthält. Aber wir streiten hier nicht um Weltanschauung, sondern um die Pflege des künstlerischen Talents, zunächst um das obligatorische Zeichnen in der Schule. Und für dieses Ziel brauchen wir die moralische Unterstützung auch der Pastoren. Wir bitten sie, in ihren Kreisen mitzuhelfen, daß neben dem Schreiben, Lesen und Rechnen das Zeichnen tiefer gewürdigt werde; denn es ist identisch mit der Pflege der Anschauung und der Phantasie. Das gesteigerte Anschauungsvermögen bewahrt den Menschen vor dem Nebelhaften, dem Blassen, dem Allgemeinen und schützt ihn gegen das Gespinst der Selbsttäuschung, jawohl auch der Lüge. Es hilft dem Menschen zu dauernder Tätigkeit und führt ihn der reinen, ewig offen und so unendlich gütigen Natur herzlich zu. Über den Segen einer wachen Phantasie brauche ich nichts zu sagen; daß sie keine Purzelbäume schlage, dafür sorgt die Schule und — das Leben eher zu viel als zu wenig.

Zum Schluß noch ein anderes Wort zu Muthesius' trefflichem Buch. Gewiß, der Feind ist vor allem der „Gebildete". Aber wir kommen andererseits ohne historische Bildung auch in der Kunst nicht aus. Das wird heutzutage gern geleugnet und Lichtwark formuliert diese Absage bisweilen mit erfrischender Keckheit. Wir brauchen die Werke der Alten nicht als Schulbeispiele, sondern um der Maßstäbe willen. Um diese Werke zu verstehen, genügt es nicht, ein offenes Auge zu haben. Man muß auch sehr viel wissen, erst die relative Wertung hat Wert. Gewiß soll das Formale dasjenige bleiben, was zuerst gelehrt wird und was die Basis für das Andere gibt. Insofern haben wir gründlich umzulernen und die Historie an die zweite Stelle zu rücken. Aber diejenigen, welche mit ihrem geschärften Auge jedes alte Bild wie Gegenwart betrachten wollen, erfassen doch nur einen Teil desselben. Ich spreche nicht von den ideellen Werten. Wir verstehen auch die formalen Ideale nicht, wenn wir nicht das Volk kennen, das sich diese Ideale ausgestaltete. Ein Arm auf einem italienischen Bild will ganz anders eingeschätzt werden als einer auf einem

deutschen Bild. Gesundheit und Kraft heißt jenseits der Alpen etwas Anderes als diesseits. Die Menschen der Dantezeit können auch im Bild mit denen der Lutherzeit nicht ohne weiteres verglichen werden. Wieviel verdankt die Bewegung der künstlerischen Kultur den Büchern Jac. Burkhardts und Carl Justis. Ich glaube, wir müssen Sorge tragen, daß derartige Bücher auch von den Freunden der neuen Gedanken weiter gelesen werden. Sonst ziehen wir eine geistige Einseitigkeit groß, die mindestens so gefährlich ist wie der alte Historizismus.

Vergänglichkeit.

Wenn sich die goldnen Ähren müde senken,
In Demut harrend ihrer Erntezeit,
Muß meine Seele sinnend deiner denken,
Vergänglichkeit!
Du bist — — und bist doch nicht! Ein Zeichen nur,
Von Gott gesetzt für unsre Erdentage:
Daß uns die immer welkende Natur
Verlangen wecke nach des Ew'gen Spur
Und uns von Sehnsucht still zu Sehnsucht trage . . .

Durch deine stumme, kalte Grausamkeit,
Die nimmer ruht, das Schönste zu zerstören,
Strahlt mir ein Lächeln, mild und gottgeweiht,
Und aus der Totenklage dumpfem Leid
Glaub' ich ein Auferstehungslied zu hören:
Denn alles, was du zeitlich uns entrückt,
Gibt Gott mit leisen Händen segnend wieder!
Er, der den Erdkreis neu mit Farben schmückt,
Der neu uns tönen läßt der Vögel Lieder,
Er wird dereinst, aus Grabesdunkelheit,
Auch unsern Staub zu jenem Leben rufen,
Das sehnsuchtsvoll der Seele Träume schufen —
Er meistert sieghaft dich, Vergänglichkeit!

Kein Strahl des Lichtes geht im All verloren:
Er gleitet endlos fort auf Ätherwellen;
Es wird kein Ton im Weltenraum geboren,
Den ewig nicht die Lüfte weiterschwellen.
Unfaßbar unserm Blick, unhörbar unserm Ohr,
Lebt endlos, endlos, was dem Sinn versunken —
Und selig jauchze ich empor:
Auch ich bin Ewigkeit! Ein Gottesfunken!

Alice Freiin von Gaudy.

Der Protestantismus.

Was er gemeinhin geworden ist und was er sein sollte.

Von

Karl König.

I.

Der Protestantismus Luthers ist aus den unmittelbaren Tiefen der Seele geboren worden. Dort, wo Gott zum Menschen selber redet. Das persönlich empfundene und erlebte Göttliche bäumte sich auf gegen die kirchliche Mechanisierung. Es wollte nicht fabriziert und gelebt werden von Kirchengnaden her, es wollte selber leben, wieder von daher leben, wo es das göttliche Quellenrauschen hörte, wo es die Schöpfung sich betätigen und als Seligkeit und Kraft in der eigenen Seele aufsteigen fühlte: Gott verantwortlich und niemandem sonst.

Es war die tiefste Angst, die diese Schöpfung kennt, die Angst, sich selber, die Seele, das Innerste und Beste zu verlieren, durch Priesterhände weggerissen zu werden von der unmittelbaren Quelle des Lebens selbst, was Luther trieb und ihm keine Ruh und ihn alles einsetzen ließ, daß er sich selber behaupte. Sich selber? Nein! Den, der in ihm war! „Ich suche nicht mich, aber es ist einer, der da suchet." Das ist der Protestantismus an seiner Quelle.

Und heute? Wo haben wir heute diese tiefe Angst der Seele um das Unmittelbare in ihr? Und ist sie wirklich noch das den Protestantismus Charakterisierende? Kopfängste, ja, die haben wir genug und übergenug. Wir schelten sie nicht. Auch sie sind echte Kinder des Protestantismus. Aber vielleicht haben wir deren doch gar zu viel und der Seelenängste zu wenig. Wir mögen geistig anfassen, was wir wollen, wir mögen empfinden und fühlen, was wir wollen, immer schleicht nur die Angst um uns herum: ob es denn auch „wissenschaftlich haltbar" und „bewiesen" sei.

Das Kennwort des Protestantismus heißt heute „Wissenschaft". Und das, was Wissen schafft, ist der Kopf, der Intellekt. Der Protestantismus ist aus Herz, Gewissen, Seele hinauf in den Kopf und Intellekt gestiegen, ist Intellektualismus geworden. Das heißt aber nichts anderes als: er ist aus einer schöpferischen Bewegung von innenher zu einer verarbeitenden Tätigkeit von außenher geworden.

Er stellt sich vor das Leben hin und befragt es, was es sei und woher es komme und ob es ein Recht habe, zu existieren. Und diese letzte Frage beantwortet er gemeinhin dann mit Ja, wenn er selber das betreffende Stück Leben durch-

hellen und begreifen und rational machen kann oder wenigstens gemacht zu haben glaubt. Aber wenn trotz aller seiner Er- und Zerklärversuche das Leben es zürnend oder lächelnd verweigert, die Schleier abzulegen, und sich aus seinem Geheimnis nicht herauslocken läßt, dann fällt es dem Vulgärintellekt selten bei, sich selber für unzulänglich und inkompetent in diesem Falle zu erklären. Er erklärt vielmehr dies Leben selber für rechtlos und daß es als rückständig, weil irrational, abzuschaffen oder mindestens als für verständige Menschen nicht vorhanden zu betrachten sei. Und die, zu denen dies Leben dennoch mit warmen Augen kommt, um mit ihnen Bild und Wort und Seele zu tauschen, die Phantasie zu erregen, das Gemüt zu beseligen und den Willen mit Glut zu füllen, die werden, sind sie Religiosen, entweder mitleidig als inferior oder verächtlich als Taschenkünstler und Auguren behandelt, oder, sind sie Künstler und Dichter, nicht ganz ernst genommen, nur dekorativ.

Diese Behauptung mag stark klingen und heute, wo die Wendung zum Unmittelbaren sich wieder energisch verspürbar macht, schon vom Leben glücklicherweise überholt sein. Jedenfalls ist es unbestreitbar, daß es lange so war. Der Protestantismus war und ist noch zum größten Teile nichts als Intellektualismus. Als solcher muß er sich aber selber im Innersten aushöhlen oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, derartig unter die Luftpumpe stellen, daß er in der immer dünner werdenden Luft schließlich nur noch Licht, aber keine Wärme, keine Produktivität, kein Wachsen und Grünen mehr ist. Und damit wird er unfähig zur Kultur. Denn wo immer Kultur sein soll, müssen von innenher treibende Kräfte wirksam sein. Die Luftpumpe hat noch keinen Organismus hervorgebracht.

Selbstverständlich wird kein vernünftiger Mensch verlangen, der Intellekt solle damit aufhören, vor das Leben hinzutreten und es auf Grund, Weg, Ziel, Berechtigung und Wesen zu befragen und zu durchhellen. Wenn aber die ganze geistige Kraft des Menschen und einer Zeit in dieser Tätigkeit aufgeht oder nur der größte Teil derselben damit aufgebraucht wird, so gehört sehr wenig dazu, einzusehen, daß das eine furchtbare Schädigung unser selbst an unserem Seelenganzen bedeutet. Und wenn man sich dieses seines Protestantismus noch rühmt, dann kann einem wohl ein Grauen ankommen vor solcher Selbstzerstörung des Ganzen um eines Teiles willen; denn wir sind wahrlich mehr als Intellekt.

Wohl, der Natur außer uns schadet es nichts, wenn wir sie nur „wissenschaftlich" und technisch-praktisch betrachten, verarbeiten, uns zueignen. Sie bleibt in sich selber, was sie ist, und unmittelbar lebendig. Unsere mittelbaren Denkoperationen an ihr schädigen ihr unmittelbares Leben nicht. Sie schädigen höchstens uns selber, wenn sie uns die Fähigkeit verderben, der Natur auch noch anders, nämlich Seele gegen Seele, gegenüberzukommen.

Aber wenn wir es uns anzüchten, daß wir unser Innerstes und Unmittelbares mehr und mehr nur als Objekt für einen ganz außer ihm selber liegenden Zweck nehmen, nämlich für den der Intellektualisierung und Wissenschaftlichmachung, dann müssen wir subjektiv und unmittelbar mehr am Leben einbüßen,

als wir objektiv und mittelbar gewinnen. Denn der Intellekt kann sich selber ja nur solange aus dem Unmittelbaren bereichern, als er Material zur Bearbeitung von daher empfängt. Wenn er aber das Unmittelbare stillstellt, noch ehe es recht ins Laufen und Wachsen und Erstarken in ihm selber kommen konnte, dann kann es ihm nichts mehr darbieten. Das innere und unmittelbar quellende Leben erträgt es aber einfach nicht, fortwährend nur inquiriert und angestarrt zu werden. Es will nicht, sobald es über die Schwelle des Bewußtseins tritt, gleich objektiv behandelt, wie ein interessanter Gegenstand genommen und unter die Luftpumpe gebracht sein. Da geht ihm einfach der Atem aus, und es versagt. Es will vielmehr selber erst einmal unser Ich sein, unsere Seele füllen, es will in uns stürmen und jubeln, wettern und lachen, zu Phantasiegestalten sich verdichten, in Gefühlen glühen und schauern, in den Willen eingehen und als schaffende Kraft zur Tat werden. Nachher mögen wir es auch untersuchen, und dann hat es auch Wert, es zu untersuchen.

Wie aber kann es wirklich unser Ich und Eigentum werden, wenn man ihm schon auf der Schwelle mit dem Polizeiblick der Objektivität begegnet? Einen amtlichen Ausweisschein hat es ja nicht in Händen. Es kann nur bitten: Laß mich doch erst einmal ein und dir ein trauter Geselle sein, dann will ich dir durch die Tat zeigen, wer ich bin und daß ich dir ein starker Helfer werden kann.

Wer sich aber da zum Vertrauen nicht entschließen und dem Bittenden ohne intellektuelle Legitimation die Türen nicht öffnen kann, dem ist nicht zu helfen. Er muß arm bleiben, wo er reich sein könnte. Es wachsen seinem Intellekt aus dem eigenen Innern keine neuen Erscheinungen und Wunderländer mehr zu. Er muß sie sich höchstens von anderen zuweisen lassen. Das bedeutet aber, daß er, statt Erlebtes und Eigenstes zu verarbeiten, nur Geschildertes bearbeitet, statt Columbus Perthes und Andrä wird. Aber was hilft es ihm im Grunde, daß er zu all den anderen läuft, bei denen das Leben eingekehrt ist, und sich davon erzählen und berichten läßt, sei es persönlich, sei es durch Predigten, sei es durch Bücher. Das alles kann ihm wohl Mut machen und Vertrauen fassen lassen, daß er das nächste Mal selber das Herz öffnet und das Leben herein und in sich arbeiten läßt. Aber herein muß es eben doch, es selber zu ihm selber. Die Religion und Moral anderer kann man zur Not nur objektiv und intellektuell behandeln und darstellen. Aber schon, was sie an Innenwert und Lebenswert in sich tragen, das sagen sie uns nur Seele gegen Seele. Will einer wissen, was irgend ein Gutes im Bereich der Seele ist, wirkt und bedeutet, er tue es, und er weiß es. Und will einer wissen, was irgend ein als göttlich Empfundenes in der Seele wirkt und bedeutet, er lebe es und lasse es in sich lebendig sein, dann weiß er es. Alle Moralen und Theologieen von außenher, vom anderen her, können uns nichts weiter bedeuten und an uns nichts weiter wirken, als daß sie uns Mut machen, es auf unser eigenstes ihnen zustimmendes Ich zu wagen. Denn wenn das alles nicht irgendwie da drinnen in uns selber wäre und nicht in der Tiefe suchte und fragte, ob es herauf und in unser helles Ich

kommen dürfte, dann wäre doch alles umsonst. Wo nichts ist, hat nicht nur der Kaiser das Recht verloren.

Man kann sich aber um sein innerstes Ich und tiefstes Leben selber bringen. Und der Protestantismus hat sich in hohem Maße und weithin darum gebracht. Und zwar einfach deshalb, weil so ein rechter, echter, auf- und ausgeklärter Protestant dieser Tage sich selber und sein liebes Seelchen immer schon zum Objekt seines Intellektes zu nehmen gewohnt ist, ehe er noch wirklich Subjekt und lebendiger Träger der großen Lebensmächte und Lebensinhalte geworden ist, von denen er so verständig und beizeiten schwatzen lernt, um dann so aufgeklärt über sie zur Tagesordnung zu gehen.

Was ist das aber für ein Fluch, wenn jedes gute und große Gefühl, das unmittelbar in der Seele aufquillt, gleich dem kalten Lächeln oder mindestens dem zweifelnden Blicke des Intellektes begegnet! Und wenn er es auch nur gleich neugierig und wißbegierig anstarrt, selbst dann ist es leicht schon so geniert, daß es alle Schlichtheit und Natürlichkeit verliert, schamrot wird, linkisch, täppisch und mundtot.

II.

Dem, was „einem jeglichen von Natur eingebildet und in das Herz geschrieben ist", zu gehorchen und es zu verwirklichen mit aller Ehrfurcht, Tapferkeit, Treue und reiner Liebe, das ist Protestantismus. In diesem Sinne ist er nichts anderes als der Treubund der Seele mit sich selber, oder, weil die Seele nichts von sich selber hat, sondern je reiner sie sich empfindet, sich nur umsomehr als eine Quellader der Schöpfung selbst empfindet und immer als empfangende, so ist der Protestantismus der Treubund zwischen Geschöpf und Schöpfung, zwischen Menschenwille und Gotteswille. Und der eine große Zweck dieses Bundes ist: Emporentwicklung des Lebens in seinem ganzen Bereich, aber immer aus den innersten Kräften dieses Lebens selber her, nicht künstlich, sondern organisch, also: Kultur!

Für diesen wahren Protestantismus gibt es mithin, wo immer er sich auch betätigt, nur ein Gesetz, nämlich das, das in dem Leben selber wohnt und unweigerlich Befolgung heischt, wenn eine gesunde Entwicklung und Emporgestaltung erfolgen soll. Es gibt hier also kein Gesetz mehr von außenher, aus irgend welcher kirchlichen, moralischen, ästhetischen, politischen, ökonomischen Dogmatik her. Das Gesetz lebt in den Dingen und Lebensmächten, und die Aufgabe, die große, heilige des Protestanten ist, mit aller Energie seiner Seele darauf zu bringen, daß es erfüllt werde.

Das kann nur geschehen durch Ehrfurcht und Vertrauen.

Ehrfurcht vor dem Leben selber ist der Schlüssel, der allein die Tore des Lebens in uns und für uns öffnet und offen hält. Wir müssen ehrfürchtig erst das Leben selber zu uns reden lassen, ehe wir über es zu reden beginnen. Die meisten haben aber mehr Freude an ihrem Kopfgeschwätz über das Leben, als an

dem Leben selber. Und obendrein beherrscht uns in geradezu beängstigendem Maße die Neigung, unsere jeweiligen Erkenntnisse und Vorstellungen über das Leben gleich dogmatisch zu verhärten, zu verewigen, zu verabsolutieren, es sei kirchlich, künstlerisch, wissenschaftlich oder sonstwie. Das bedeutet aber jedesmal nichts als eine Stillstellung des innersten Lebensprozesses selbst, einen Aufenthalt, der nur durch Kampf und Qual wieder in Fortschritt verwandelt werden kann. Aber es ist freilich bequemer, irgendwelche Reflexionen über das Leben schnell zu dogmatisieren, als ein Diener des unmittelbaren, göttlichen Lebenswillens zu sein und in ehrfürchtigem Gehorsam gegen ihn in die Schöpfungsnebel der Zukunft zu wandern, auch wenn man noch gar nicht absehen kann, wohin die Wege führen. Luther sagt von sich, daß er hinangegangen sei wie ein Gaul mit verbundenen Augen. Das ist aber nur möglich, wenn wir uns durchweg entschließen, erst einmal Subjekt und Träger des Lebens zu sein, ehe wir uns zum Objekt des Intellektes nehmen und die Adern des Lebens in uns verkalken.

Wie aber? Soll denn etwa die Reflexion über uns selber verboten werden, und kann man Naivität und Unmittelbarkeit partout verlangen?

Gewiß, es wäre Unsinn, es zu verlangen. Es handelt sich uns vielmehr um unsere Selbsteinschätzung. Wir meinen, es müsse die Ehrfurcht vor dem Leben selber es uns verbieten, unsere Reflexion über das Leben als dem Leben gleich- oder gar als mehrbedeutend zu behandeln. Wir tun das aber nur zu gern, ganz eins, ob unsere intellektuellen Bearbeitungen des Lebens nun positiv oder negativ geendet haben. Sind sie positiv ausgefallen, so sind wir so vergnügt darüber und so überzogen davon, daß wir nur selten der Versuchung widerstehen, diese unsere Ergebnisse und Feststellungen von heute als in alle Ewigkeit festgestellt zu betrachten, d. h. sie zu dogmatisieren, zu „ewigen" Glaubens- oder Naturgesetzen zu verhärten und also religiöse Verehrung unserem lieben Kopfe zu widmen. Wir sollten aber mit der Verewigung unserer zeitweiligen und immer sehr verbesserungsbedürftigen Erkenntnisse und Vorstellungen des Lebens etwas sparsamer und bescheidener sein, weil solche Bescheidenheit, wenn sie auch uns unbequem sein mag, doch den kommenden Geschlechtern das Leben erleichtert. Wir sollten bei aller Dankbarkeit für das heute Erkannte uns doch die fröhliche Bereitschaft bewahren, es jederzeit ohne Bruch und Qual gegen ein Neues und Besseres auszutauschen, und dies in dem guten Bewußtsein, daß ja Leben und Erkenntnistrieb bleiben und nur ständig die Hüllen wechseln, um immer passendere zu finden. Und wenn man in der kirchlichen Gemeinschaft solchen wirklich lebendigen Protestantismus pflegen und sich hüten lernte, immer gleich die theologischen und liturgischen Verarbeitungen und Darstellungen des inneren Lebens mit dem Ewigkeitscharakter dieses Lebens selbst zu durchtränken und religiöse Verehrung an das zu verschwenden, was sie gar nicht verdient, an alle die Kopfmäßigkeiten der „Lehre", wie viel besser stände es da um das religiöse Leben selbst! Wir hielten uns in wachstem Bewußtsein, daß nicht die theologische Doktrin und liturgische Darstellung, sondern das religiöse Leben der Seele das Einzige ist,

um das es im Ernst sich drehen kann, und würden in allem unvermeidlichen Kampfe um Erkenntnis und Form doch niemals das Heil und die „Rechtgläubigkeit“ an diese Dinge hängen, vielmehr es als religiöse Pflicht empfinden, dem Wechsel getrost zu unterwerfen, was ihm nun einmal durch Gottes Willen unterworfen ist. Wir würden uns in den Formen der Erkenntnis, Lehre und Darstellung häuten, sobald sie zu eng geworden sind, und dies mit dem natürlichen Gefühle des frohen Wachstums und nicht mit dem unnatürlichen des bösen Gewissens.

Und würde unsere kirchliche Gemeinschaft sich grundsätzlich so stellen und eben damit als protestantische im Wesen sich dokumentieren, dann wäre unendlich viel gewonnen nicht nur für das werdende Leben der Religion, sondern auch für das vergangene und seine Neuschöpfung in uns selber. Denn weil man dann die eigene christliche Vergangenheit nicht mehr als Druck und Autorität und Fesselung empfände, so würde man ihr freundlich und naiv und ohne Arg gegenüberkommen. Wir würden die Bibel so ohne Angst und Bangen um unsere innerste Freiheit lesen, wie wir etwa den Koran oder die Veden oder sonstige Urkunden des religiösen Lebens lesen. Und dann erst würden wir den wunderbaren Lebenswerten und Lebenskräften, die in der Bibel walten, froh und dankbar die Seele öffnen, nicht aber durch den Argwohn, wir könnten dabei die innere Freiheit verlieren, ihnen von vornherein den Eingang zu uns erschweren und unmöglich machen. Dann würde dem Pfaffendünkel hüben und drüben bald der Garaus gemacht sein. Es stürbe die Orthodoxie, und das fanatische Kettengerassel eines im Innersten unfreien Radikalismus wäre dann auch bald ein Ding der Unmöglichkeit. Die innerlich unfreie Stellung zur christlichen Vergangenheit aber, in die die Kirche leider ihre Glieder hineinzwingt, ist es, die alle unsere kirchlichen Kämpfe so giftig und bitterböse macht. Die Sklavenkriege sind immer die furchtbarsten.

Aber es ist nicht nur die Verhärtung und Dogmatisierung unserer wirklich oder vermeintlich p o s i t i v e n Bearbeitungen und Erkenntnisse des Lebens, unter der wir zu leiden haben. Denn gesetzt den Fall, daß unsere intellektuellen Operationen am Leben rein n e g a t i v oder auch nur in lauter F r a g e z e i c h e n ausgelaufen sind, auch dann neigen wir sofort zur Überschätzung des Intellektes. Was wir nicht begriffen haben, wird einfach negiert, und was uns fraglich blieb, wird über die Achsel angesehen und als „fragwürdig“ behandelt. Ja, wenn wir es nur gerade dann als fragw ü r d i g, als würdig eines immer ernsteren und tieferen Fragens, zu behandeln uns angewöhnten! Aber soll es uns von sich selber etwas Wirkliches sagen und die Fragezeichen durch überwältigende Antworten löschen, so gibt es keinen Weg als den des Vertrauens: Laß es zunächst einmal leben, laß es in dir seine ganze Kraft entfalten, horche und gehorche! Denn sonst kann es dir gar nicht sagen, was und ob etwas zu ihm selber ist. Und eben das wolltest du doch gern wissen.

III.

Wir forden also, daß dem unmittelbaren Leben unserer Seele Vertrauen auch dann entgegengebracht wird, wenn der Intellekt es sich nicht oder noch nicht zuzueignen und seinen sonstigen Welt- und Naturerkenntnissen einzuverleiben vermocht hat. Ja, wir fordern um des Lebens selber willen noch mehr: Selbst wenn der im Äußeren des Naturprozesses fischende Intellekt wieder einen guten Fang getan und eines der „ewigen unveränderlichen Naturgesetze" wirklich und endgültig eingefangen haben sollte, was ja möglich ist, und nun diese Einkerkerung der äußeren Welt auch auf die innere wenden und Freiheit, Seele, Gott für „Phantasien" erklären will, selbst dann, wenn alles Äußere das Innere zu negieren scheint, sagen wir: Vertraut und lebt! Die Zeit des Intellektes ist hier noch nicht gekommen!

Alles, was ihm jetzt als das Wesentliche und Innerste der Schöpfung erscheint: das Gesetz, wird ihm bald anders erscheinen, nämlich als die Form, unter der er seiner kausalen Natur gemäß einzig und allein den Naturprozeß sich einverleiben kann, während im Innersten, wie in uns selber, Freiheit und Seele walten, die alles schaffende und wirkende Allseele, die wir freilich nur Seele gegen Seele, oder besser: Seele in Seele, empfinden und erleben können. Aber wenn wir sie empfinden und erleben, wie kommen wir dann nur dazu, sie und unser eigenes Innerstes am Intellekt erstarren und erfrieren zu lassen? Er freilich muß alles, was er anfaßt, objektiv machen, aus unserem warmen Ich hinauslegen und durchkälten. Wir aber brauchen uns dadurch keineswegs hindern zu lassen, es dann wieder getrost in uns hineinzunehmen, zu durchwärmen, subjektiv zu machen und mit Seele zu durchglühen. Unsere Seele fordert es, und wir haben ein unveräußerliches Recht dazu, ihr fröhlich zu vertrauen.

Diese Aufmunterung zum Vertrauen gegen unser unmittelbares Leben tut denen gewiß nicht not, in denen es stark und übermächtig quillt. Da setzt es sich von selber gegen alle intellektuellen Bedenken, Schuhriegeleien, Superklugheiten und Einkerkerungen durch, lachend oder zürnend. Eine starke Seele läßt sich einfach nicht von Kirchen-, Akademie- und Verstandesgnaden so oder so regieren. Sie regiert sich selbst von innenher. Das Dämonische ist zu stark in ihr. Die göttliche Naturmitgift spottet aller künstlichen Schrankensetzungen. Sie sagt einfach zum Intellekt: Ich lebe jetzt, warte du, bis die Reihe an dich kommt und ich dich rufe, ich gebe dir noch genug Rätsel und Nüsse zu knacken, aber warte, bis sie reif sind, dann erst gibt es ernste Arbeit und süßen Kern, sonst nur stumpfe Zähne und unnütze Zerstörung, erst der Prophet, dann der Professor!

Was wäre denn daraus geworden, wenn etwa Böcklin sich untertänig bei Meyer-Gräfe in die Schule hätte begeben können? Der hätte ihm die Seele wegraisonniert, die Phantasie, die schauende, verdichtende, gestaltende, und aus dem Genius wäre nichts als ein Technikus geworden. Und wenn Luther sich Eck und Genossen untertan gemacht hätte, so hätten wir keinen Protestantismus. Ja, wenn nicht ebendas die Natur des Genius wäre, daß er in seinem innersten

Haben so stark organisiert ist, daß er sich da vom Intellekt nichts wegreden und wegdemonstrieren und wegkommandieren läßt. Der Genius ist ein „Täter des Wortes“. Das Wort genommen in jenem umfassenden Sinne als der Schöpferruf, der durch die Seele dringt und ihr sagt, wozu sie, gerade sie auserkoren sei. Der Genius weiß, daß er ein Zukünftiger ist, daß Zukünftiges nur aus einem großen Vertrauen heraus an das Licht geboren werden kann, daß aber der Kritiker nichts als die Nachgeburt des Schöpfers ist und sein und bleiben soll.

Am Genius aber soll sich der Mensch über sich selbst orientieren.

Man kann sich über das Innerste des Werdens und Lebens nicht Auskunft holen bei den Quallen und Mollusken. Nur in den höchsten Exemplaren der Gattung tritt es rein in Erscheinung. An ihnen sehen wir aber durchweg dies, daß das Gesetz der Anpassung, das das Leben regelt, nur in der aktiven Form Leben, in der passiven Tod bedeutet. Wer sich den Dingen anpaßt, geht in ihnen unter. Wer die Dinge sich anpaßt, der lebt und zeugt Leben. Die Lebenzeugenden sind die, die von ihrem Leben zeugen und dies ihr Leben auch getrost setzen gegen den Intellekt ihrer Zeit. Ganz eins, ob dieser Intellekt sich scholastisch-formalistisch zu orthodoxen Kirchen-, Kunst-, Rechts-, Moral- und anderen Lehren und Dogmen versteinert und ausgebaut hat, oder ob er aufklärerisch-skeptisch in Negationen sich ermüdet und erschöpft, oder in rein destruktiven Protestationen sich wunderwie vorkommt.

Wohl ist jeder Genius selber ein lauter personifizierter Protest. Aber immer ein Protest des eigenen unmittelbaren Lebens gegen jede „gesetzliche“ Einzwängung oder skeptische Aushöhlung. Also durchaus positiver Protest. Der aber ist nur da möglich, wo unmittelbares Leben und Vertrauen zu ebendiesem Leben vorhanden sind, also da, wo man entschlossen ist, sich von der eigenen innersten Natur nichts abmarkten und wegräsonnieren zu lassen, und lieber den Schierlingsbecher trinkt und an das Kreuz sich schlagen und ächten und bannen läßt, als daß man den Gott im eigenen Busen leugnet und zur Untätigkeit zwingt. Wo solcher Entschluß in einer Seele ist, da allein ist Protestantismus, wie er sein soll.

Aber das unmittelbare Leben ist nicht in jedem so stark vorhanden. Und gerade da, wo es dem mittelbaren so eben noch die Wage hält, wie bei den meisten Menschen, geschieht es zu leicht, daß alle seine frohe Eigenbewegung vernichtet wird. Man muß einmal beobachten, wie wenig Selbstvertrauen so ein Menschenkind gegenüber dem schlichten Zuge seiner Seele hat. Es will doch „gebildet“, es will doch „aufgeklärt“ sein! Was horcht das nun immer nach den anderen hin, um sich ja nicht kopfmäßig zu blamieren! Als ob es eine Blamage wäre, in künstlerischen, moralischen, religiösen Angelegenheiten Eigenempfindung zu haben und sie rückhaltlos zu bekennen, selbst dann zu bekennen, wenn man intellektuelle Erklärungen dafür nicht gleich zur Hand hat!

Nun aber läßt man das Beten sein, weil man Gebet und Naturgesetze sich nicht mit seinem Intellekt zusammenreimen kann, und weil man Gott nicht

in Begriffe spannen kann, gibt man ihm den Abschied. Um der Schwäche des Intellektes willen wird die höchste Kraft des Menschentums außer Wirkung gesetzt und das unmittelbarste Erlebnis der Seele und ihr tiefstes Sehnen mißachtet. Wie aber können da wirkliche Protestanten wachsen, Menschen, die entschlossen sind, das Leben von sich selber zeugen und aus seinem innersten Lebenswillen heraus walten zu lassen, und die deshalb gegen jede Vergewaltigung des Lebens von außenher mit Einsetzung ihrer ganzen Kraft protestieren?

Hier kann nur eines helfen, die Predigt eines neuen großen Vertrauens zur Schöpfung selber und zumal an der Stelle, wo sie unmittelbar in uns selber arbeitet.

IV.

Das Wesen des Intellektualismus, den wir bekämpfen, ist dieses: Es kommen dem Menschengeiste alle Dinge und auch das eigene seelische Ich in erster Linie nur noch als Objekte des Intellektes in Betracht, und dies gemeinhin, ehe noch die eigene Innenwelt ihr Leben nach allen Richtungen zu entwickeln und als eigenes zu bewußtem Besitz zu erheben vermochte. Damit wird aber die schöpferische Selbsttätigkeit in höchstem Maße ausgeschaltet. Die Seele wird lahmgelegt. Das Unmittelbare wird kaltgestellt. Man objektiviert darauf los, ehe man noch Subjekt und Träger des Lebens geworden ist. Man will alles intellektuell haben, noch ehe man es in der Seele, also da hatte, wo es allein leben kann. Und was sich nicht intellektuell und objektiv machen lassen kann und will, wird weggeworfen und abgetan. Das notwendige Ergebnis ist: voller Kopf und leere Seele, Reichtum an Wissen und Begriffen, Armut an quellendem Gefühl und schöpferischem Willen, reiche Ernte und keine Aussaat. Aber alle diese Fülle des Kopfes ist nur eine solche nach dem Vergangenen hin, nach dem Zukünftigen hin ist alles leer. Und das ist leider das Bild des Protestantismus vulgaris.

Wollen wir vorwärts kommen und hinein in wirkliche Kultur, so müssen wir mit ihm brechen. Und das ist unsere Freude, daß überall sich dieser Bruch vorbereitet. Die unmittelbaren Lebensmächte verlangen wieder ihr Recht auf Leben und Betätigung, und zwar ganz unbeschadet ihrer nachträglichen und gewissenhaftesten Bearbeitung durch den Intellekt. Sie wollen die Seele, die Welt und das, was sie im Innersten zusammenhält, vom Heiligtum der eigenen Seele aus erobern und dann ihre Beute gern dem Intellekt zu Bearbeitung und Korrektur, Registrierung und Klassifizierung übergeben. So wird der wahre Protestantismus wieder lebendig, und wenn wir seine Definition geben sollten, so würden wir sagen: Der Protestantismus ist die große Kunst und der reine Wille, jedes Leben, und zumal das innerste, seiner Natur gemäß sich entfalten, entwickeln, darstellen und ausleben zu lassen. Und scheint jemandem diese Definition nicht „religiös" genug zu sein, weil er den Protestantismus für ein „religiöses" Prinzip zu halten gewohnt ist, so setze

er für sich dazu: „und dies um Gottes und seiner Schöpfung willen, daß sie in uns und durch uns werde, was sie werden soll“.

Aber der Protestantismus ist, obwohl er, von innen her verstanden, als Aufnahme des Schöpferwillens in unseren eigenen Willen, das religiöse Prinzip selber ist, doch nichts Religiöses im besonderen und eingeengten Sinne, vielmehr der das ganze Leben umfassende und mit hingebender Liebe es fördernde Wille; freilich eben dadurch wahrhaft religiös und jeder kirchlichen Verengung schlechtweg sich entziehend. Er will, was immer er vom Leben in seine Pflege nimmt, so pflegen, wie es dies Leben selber verlangt. Religion, Kunst, Wissenschaft, Politik, jedes soll seinen eigenen Ordnungen gemäß gelebt, behandelt und gepflegt werden. Es sollen nicht fortwährend Übergriffe und Vergewaltigungen geschehen. Es soll nicht immer eines des anderen Tyrann sein wollen. Denn das ist Gift für das Leben selber. Alle unsere geistigen Funktionen und Seelentriebe tragen ihre Ordnungen und Gesetze in sich selber und wollen lediglich danach, also wahrhaft sachlich und ohne Nebenabsichten, behandelt sein.

Wenn aber die Kirche verpolitisiert und die Politik verkirchlicht wird, wenn die Kunst auf sogenannte „moralische“ Gesichtspunkte irgendwelcher Leute sich einstellen und die Wissenschaft als Büttel der Konsistorien und unter der Obhut des Zentrums leben soll, oder wenn Religion, Kunst und Moral aus den Händen der „Wissenschaft“ ihr Brot empfangen und ihre Seele vom Machtspruch des Intellektes abhängig machen sollen, oder wenn endlich gar die politischen Parteien Parteireligion, Parteikunst, Parteimoral, Parteiwissenschaft zu kultivieren beginnen: dann ade Wahrhaftigkeit, Unmittelbarkeit, Seele und Gott! Es verdirbt sich alles gegenseitig, wo es sich gegenseitig Freund, Bruder und Gehilfe sein könnte, wenn es nur zu Respekt sich erzöge, zu Achtung vor sich selbst und vor einander!

Wie kann denn eine Seele, die sich selber achtet, mit ihrer innersten Lebensbewegung und der Äußerung dieses ihres Lebens etwa warten wollen, bis der Intellekt seine „Beweise“ dafür geliefert hat. Wenn Luther darauf hätte warten wollen, warteten wir heute noch auf die Reformation. Der Intellekt und die Wissenschaft sind Verarbeiter, aber nicht Schöpfer. Das sollen sie wissen und ihre Grenzen respektieren.

Und wie könnte und dürfte ein Künstler, der sich selber achtet, andere als künstlerische Gesichtspunkte bei seinem Schaffen gelten lassen? Eben das ist ja sein Protestantismus und seine Sittlichkeit. Sobald er „sittlich“ sein will, arbeitet er unsittlich. Das klingt entsetzlich paradox und ist doch einfachste Wahrheit. Denn des Künstlers Aufgabe ist nicht die, „sittliche“, d. h. irgendeiner Tagesmoral sich anbequemende Bilder zu malen, wohl aber die, sittlich seine Bilder zu malen, d. h. so sie zu malen, daß er beim Malen nur den in der Kunst selber liegenden Befehlen gehorcht und weder Rücksicht auf die Prüderie noch auf die Lüsternheit irgend eines lieben Publikums nimmt. Jeder Geschäftszweck ist ausgeschlossen. Der Kunstzweck beherrscht alles. Dann, wenn der Künstler also reinen Herzens die Kunst in sich walten läßt, ist er sittlich und sein Werk

sittlich, weil künstlerisch ernst und wahrhaftig. Mögen dann auch die Zeloten eifern und die Prüden die Kunst, Gott oder den Teufel wegen der Nacktheit in der Welt verklagen.

Und wie hier, so überall. Es ist die tiefste Unsittlichkeit und das wesentlich Unprotestantische, wenn sich irgend ein Teil unseres Geisteslebens seiner innersten Natur entfremden und zu außer ihm selber liegenden Zwecken mißbrauchen läßt. Man soll die Religion nicht zu dekorativen Zwecken und schönen Reden oder zur Vergoldung der Politik gebrauchen. Es ist unsittlich und unprotestantisch. Man soll nicht in der Parteipolitik immer nur vom ersten Motiv sprechen, das bei allen Leuten sehr „ideal" ist, und vom zweiten Motiv, obgleich es das wesentlich politische ist, schweigen, weil es gemeinhin sehr realer Natur und im Geldbeutel zu Hause ist. Es soll die Wissenschaft nicht die strengen Grenzen zwischen „Wissen und Glauben" verwischen und dem alten Adam zu Liebe als „bewiesen" oder „widerlegt" hinstellen, was weder zu beweisen noch zu widerlegen ist. Und ebensowenig sollen Kirche und Theologie diese Grenzen verwischen und um ihrer Vergangenheiten oder sonstiger Herrschaftszwecke willen als „bewiesen" hinstellen, was entweder längst widerlegt oder überhaupt nicht zu beweisen ist. Das alles ist unsittlich, irreligiös, lebensfeindlich. Der wahre Protestantismus dagegen respektiert das Leben und sein innerstes Bildungsgesetz. Er ist nichts als Gehorsam gegen die organisierende Gottheit selbst. Dieser Protestantismus hat sich je und immer als das innerste Prinzip der reinen Seelen in der Welt betätigt. Er ist nichts spezifisch Lutherisches oder Deutsches, wenn auch das deutsche Wesen ihm besonders verwandt ist und sicher verwandter als das romanische.

Sobald dieser Protestantismus auf religiösem Gebiete durch Luther wieder zum Durchbruch kam, da zog er auch sofort für das übrige Leben die Konsequenzen und gebar das protestantische Lebensideal des aus dem eigenen Lebensgesetz sich entfaltenden Natur- und Geistes-, Staats- und Kirchenlebens, oder was es auch für Leben sei. Die Autonomie, die Luther für sein religiöses Leben forderte, forderte er, trotz mancher Inkonsequenzen im Praktischen, doch grundsätzlich auch für Staat und Kunst und Wissenschaft. Er verlangte ein vom Papst befreites deutsches Kaiserreich, das sich selbst verwalte nach seinen eigenen Lebensbedürfnissen. Er hat sich mit aller Wucht gegen die Bilderstürmer und allen solchen fanatischen Unsinn gestemmt, der die Religion als Keule gegen das Leben benutzen will. Und seine größte Tat ist es vielleicht, daß er sein religiöses Haben im Bauernkriege rein und unverworren von politischen und selbstsüchtigen Machtzwecken hielt. Darin dem Nazareuer gleich, dessen Bild so wunderbar groß und erhaben aus der Versuchungsgeschichte herausleuchtet.

Und lediglich weil Luther jene tiefste Sachlichkeit gegenüber der Schöpfung sich bewahrte und sie aus sich selber leben zu lassen mit aller Energie als die einzige Möglichkeit eines gesunden und gottgewollten Lebensprozesses vertrat, nur darum hat er das ganze Leben nach allen Richtungen so unendlich befruchtet

und für die Welt die neue Daseinsweise der autonomen Unmittelbarkeit und schlichten Natürlichkeit eingeleitet.

Fragt man sich aber schließlich, wie es denn kam, daß gerade auf religiösem Gebiete das doch das ganze Leben umfassende Kulturprinzip des Protestantismus zum ersten entscheidenden Durchbruch kam, so ist die Antwort diese: Hier handelt es sich eben um das Innerste und Unmittelbarste des Menschen, um Sein und Nichtsein, um Leben und Seligkeit. Wenn sich hier der Mensch vergewaltigen läßt, dann ist es um alle edle und gute Schöpfung überhaupt geschehen. Wer seinem Gotte ins Angesicht heuchelt, heuchelt erst recht der Welt ins Angesicht. Wer im Innersten Knecht geworden ist, bleibt allenthalben Sklave. Hier also im Religiösen, wo der Quellpunkt des persönlichen Lebens und der Schöpfung in uns liegt, hier, wo um Freiheit und Ichsein die entscheidenden Schlachten geschlagen werden, hier und sonst nirgends mußte auch die Seele zu Freiheit und zum Eigenleben durchbrechen und als eine erlöste sich gegen eine ganze Welt setzen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir."

Und was damals geschah, geschieht und wird geschehen. Der Protestantismus stirbt nicht. Und wahrhaft Protestant sein, heißt für heut und immer: das Leben aus seinem eigenen innersten Willen und Gesetz heraus leben lassen, „es verdrieße Papst, Bischof oder wen es will"!

Totengräberlein.

(Von einer Knabenstimme zu singen.)

Ich schaufle hier die Toten ein, die Toten ein — —
Ins tiefe enge Kämmerlein, ins Kämmerlein — —
Ich decke sie mit Erde zu
Und wünsche ihnen sanfte Ruh,
Ich junges Totengräberlein.

Bin fünfzehnjährig letztes Jahr, erst letztes Jahr — —
Da lag mein Vater auf der Bahr, ach auf der Bahr — —
Es kam ein neuer Gräbermann,
Der nahm mich als Gehilfen an,
Mich junges Totengräberlein.

Bin ich erst groß, grab ich allein, ja grab allein — —
Und meinen Meister scharr ich ein dann, scharr ich ein — —
Nehm selbst mir einen Lehrling an,
Der wird ein Mann, begräbt mich dann,
Mich altes Totengräberlein.

Doch heute ist noch Sonnenschein, noch Sonnenschein — —
Und fröhlich blühn die Röselein, die Röselein — —
Brech eine mir vom Totenkranz
Und steck sie an im Morgenglanz,
Ich junges Totengräberlein.

Andreas Gildemeister.

Englische Politik und Heeresreform.

Von

Centurio.

Neuere englische Historiker sprechen nicht ohne Berechtigung von einem großen Reichskriege, der 1650 mit dem Kriege gegen die holländische Republik begann und erst 1815 auf den Gefilden von Waterloo endete, dessen Endzweck Erringen der unbedingten Seeherrschaft, dessen Kampfpreis der Kolonialbesitz in Asien und Amerika war. Der gegen den holländischen Zwischenhandel gerichteten Navigationsakte Cromwells vom Jahre 1651 mußte folgerichtig der Kampf mit der holländischen Marine auf Leben und Tod folgen.[1])

Noch im Jahre 1667 lief eine holländische Flotte in der Themse ein und zerstörte Chatham und Sheerneß. In seltsamer Verkennung ihrer Aufgabe verzichteten die Generalstaaten in einem Separatfrieden mit England vom 19. Februar 1674 aber freiwillig auf den Wettkampf zur See, indem sie unter Verringerung ihrer Flotte alle ihre Kräfte auf dem Lande zur Bekämpfung des damals mächtigsten Militärstaates, Frankreichs, einsetzten. Von diesem Zeitpunkt an beginnt der unaufhaltsame Niedergang Hollands. Von 1673 bis 1702 stieg die Tonnenzahl englischer Schiffe in den heimischen Häfen dank der energisch durchgeführten Navigationsakte von 25000 auf 326000, während sich die der fremden Schiffe von 47000 auf 29000 verringerte. Im Jahre 1689 nimmt England den Kampf mit Frankreich auf. Das Königliche Frankreich war damals die erste Kolonialmacht; in Nordamerika konnte es die politisch wertvollsten Teile sein eigen nennen, in Indien war der Grund zu einem anderen gewaltigen Kolonialreich gelegt. Auch in wirtschaftlicher Kultur stand damals Frankreich höher als England, noch 1740 produzierte es 26000 Tonnen Roheisen, während England nur 20000, hundert Jahre später

---

[1]) Noch 1743 erklärt Lord Hardwick: „Wenn unser Handel zurückgeht, so ist der Handel der Nation, die uns vom Markt auf dem Kontinent ausschließt, zu vernichten. Wir müssen ihre Schiffe von der See vertreiben und ihre Häfen blockieren."

allerdings wurden in Frankreich nur 350000, in England hingegen 390000 Tonnen gefördert. Während aber Frankreich die führende politische Rolle in Europa spielen und zugleich die erste Kolonial- und Seemacht sein wollte, strebte England nur einem einzigen Ziele zu: Gewinn der unbedingten Seeherrschaft. Frankreich ist an dieser Doppelgestalt seiner Politik gescheitert. So lange es auf zwei grundverschiedenen Gebieten den ersten Platz behaupten wollte, mußten sich naturgemäß für England Verbündete auf dem Festlande finden, die seine Schlachten schlugen. England ging hingegen aus diesem Kampfe als Sieger hervor, weil es instinktiv und ungehindert durch kleinliche dynastische Interessen oder philantropische Ideen das eine einzige Ziel verfolgte, ohne sich um die Wirren der europäischen Völker zu kümmern, wenn sie seinen Zwecken nicht dienten. Welfische Hausinteressen und mancherlei andere Beweggründe mußten allerdings dem Zweck dienen, seine wahren Pläne zu verschleiern. Das Wort vom „perfiden Albion" im Munde seiner wechselnden Bundesgenossen war nicht ohne Grund. Unter diesem einheitlichen Gesichtspunkte betrachtet, verliert die englische Politik im 18. Jahrhundert den Charakter des Schwankenden, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, sie zeigt sich im Festhalten ihrer Ziele, gestärkt durch eine von Jahr zu Jahr steigende, fast krankhafte, künstlich geschürte Abneigung gegen Frankreich, durchaus zielbewußt. Das britische Weltreich ist aber nicht wie das Reich Alexanders des Großen im bewußten Wollen, sondern aus meist wirtschaftlichen Notwendigkeiten emporgewachsen. „Es war wie das Emporwachsen einer Korallenbank: die Koralle, die ihren kleinen Lebensbedürfnissen nachgeht, ahnt nicht, daß sie damit an der Grundlage neuer Länder und Erdteile bauen hilft."[2])

„In einem Anfalle von Geistesabwesenheit," sagt Professor Seeley in seinem geistreichen Buche ‚The Expansion of England', „scheinen wir die Welt uns erobert und kolonisiert zu haben." Älteren Historikern war dieser rote Faden der englischen Entwicklung nicht erkennbar, ihr Augenmerk richtete sich mehr auf die parlamentarischen Kämpfe der Whigs und Tories, auf die dynastischen Kämpfe zwischen den Häusern Stuart und Hannover, als auf das schwer erkennbare Bindeglied aller Ereignisse. Carlyle spöttelt noch über die ängstliche Politik der George, die England aus Sorge für Hannover und aus Gott weiß was für Gründen in immer neue Verwicklungen hineingezogen hätte, die es im Grunde gar nichts angingen. Was hatte England mit der pragmatischen

---

[2]) Peters, England und die Engländer.

Sanktion zu tun, um welche englischen Interessen wurde bei Dettingen und Fontenoy gekämpft? Er übersieht, daß gerade unter den Georgen endgültig Frankreichs erdrückende Machtstellung in Nordamerika durch Wolfe, in Indien durch Clive gebrochen wurde. Jetzt verstehen wir es kaum, wie ein Schriftsteller vom Schlage eines Macaulay schreiben konnte: „Damit Friedrich der Große einen Nachbar berauben konnte, den er versprochen hatte zu verteidigen, kämpften schwarze Männer an der Küste von Koromandel und skalpierten sich rote Männer an den Seen von Nordamerika." Wir können Macaulay keinen Vorwurf machen, daß er Ursache und Wirkung verwechselt, er stand den Ereignissen noch zu nahe, um sie in ihrer Gesamtheit und ihrem inneren Zusammenhange überblicken zu können. Englands Anteilnahme am siebenjährigen Kriege ist nur bedingt durch die Gegnerschaft Frankreichs auf den Ozeanen, in Nordamerika und in Indien, nicht durch irgendwelche Rücksicht auf Hannover, Abneigung gegen Österreich oder Zuneigung zu Friedrich dem Großen. Nicht Rücksichten auf eine kleinliche Hauspolitik, die allerdings auch dabei nicht zu kurz kam, sondern Forderungen einer selbstsüchtigen Weltpolitik hatte das „perfide Albion", das sich selbst aber immer treu blieb, einmal auf Seiten der Feinde Friedrichs des Großen, dann als seinen Verbündeten gesehen. Mit gewaltigen Opfern hatte England endlich im Jahre 1815 sein Ziel erreicht, in den letzten 23 Jahren des Krieges gegen Frankreich von 1793—1815 war die Schuldenlast des Staates um 600 Millionen Pfund gestiegen, d. h. selbst durch erhöhte Besteuerung waren 1200 Millionen Mark der laufenden Ausgaben nicht zu decken gewesen. Am 1. Januar 1816 betrug die Höhe der Staatsschuld 1800 Millionen Mark. Politisch war viel gewonnen. In dreihundertjährigem Kampfe war das Volk politisch gereift. Bewundernswert war der stete ungebrochene Wille bei Schicksalsschlägen, die Opferfreudigkeit des ganzen Volkes, wenn es sich um große Aufgaben handelte und schließlich die Unterstützung der Regierung selbst in den Tagen des Unglücks. Noch im jüngsten Burenkriege haben wir gesehen, wie selbst die Feinde der Regierung schwiegen, man hatte wohl bedauert, unfähige und unglückliche Führer nicht wie einst den Admiral Byng kriegsrechtlich erschießen zu können, aber niemals ist der Ruf „Verrat" gehört worden. Alles ordnet sich dem einen Leitruf unter: „Right or wrong, my country!" —

Kein Staat konnte England jetzt noch die Herrschaft zur See streitig machen, im Besitz eines großen Kolonialreiches beherrschte es den Weltmarkt, die Leistungen seiner Kohlen- und Eisenindustrie ließ keinen Rivalen aufkommen. Bewundernd sah man auf dem Festlande zur technisch hoch-

entwickelten englischen Landwirtschaft empor. Hierzu kam, daß durch die anhaltenden Kriege alle Festlandsstaaten zu sehr gelitten hatten, um irgendwie für das kapitalkräftigere England gefährlich zu werden. England konnte ohne Bedenken jetzt seine schwere Rüstung verringern, auf handelspolitischem Gebiet war auch für ihn bei dem Fehlen aller ernst zu nehmenden Rivalen der Weg des Freihandels fest vorgezeichnet, jeder Schutzzoll mußte seinen Interessen zuwiderlaufen.[3])

Ohne Bedenken konnte es 1849 die gegenstandslos gewordenen Navigationsakte Cromwells aufheben. Verhängnisvoll mußten aber die Ideen des Freihändlers Cobden für die Politik werden. So behauptete er, England brauche seine teure Flotte nicht mehr, die Wohlfeilheit seiner Erzeugnisse garantiere seinen Welthandel, der Wegfall seiner Flotte bedeute eine Steigerung des Wohlstandes Englands, Kolonien dürfe man nicht mehr erwerben, man müsse suchen, sie sobald als möglich selbständig zu machen. Wenn man, belehrt durch den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, die Kolonien nicht rücksichtslos aussaugen könne, wozu sie noch länger behalten, nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt hätten, England zu bereichern, gerade der Kolonialbesitz drohe England in Verwickelungen mit anderen Mächten hineinzuziehen. Vor der Hand war noch keine Macht vorhanden, die den Frieden des erträumten Cobdenschen Paradieses stören konnte. Von diesen Ideen war auch Lord Palmerston nicht frei. Im Gegensatz zu der engherzigen Legitimität der Festlandsstaaten traten Canning, dann vor allem Lord Palmerston für die Auffassung ein, daß England, welches doch am heftigsten die französische Revolution bekämpft hatte, überall in Europa berufen sei, das Recht der Völker und die konstitutionelle Freiheit zu schirmen. In Weiterentwicklung Canningscher Anschauungen galt Lord Palmerston die auf physische Gewalt begründete Macht nichts; nur der Geist ist ihm die bewegende Kraft, ohne diesen die ganze Natur träge und leblos. In dem Dasein der Völker aber betrachtete Palmerston die öffentliche Meinung als das alles bedingende, die Übereinstimmung mit ihr als die einzige Quelle wahrer Macht. Es zeigt sich das seltsame Schauspiel, daß das für den Feind unangreifbare England die Stütze aller jener zentrifugalen Elemente wurde, die sich von den großen Staatskörpern loszulösen beabsichtigten. Auf dem Höhepunkte seiner Macht, getragen von den Erfolgen britischer Waffen in früheren Kämpfen, konnte Palmerston im Jahre 1838 sagen: „Wie ehedem der Römer sich von Schmach frei wußte, wenn er sagen konnte,

[3]) Erst 1822 fielen die Binnenzölle zwischen England, Schottland und Irland.

„Civis Romanus sum“, so soll ein britischer Untertan, in welchem Lande er sich immer befinden mag, das Bewußtsein in sich tragen, wie das wachsame Auge und der starke Arm Englands ihn vor Ungerechtigkeit und Unbilden schützen werden.“ Aber mit Droh- und Strafreden war es nicht gemacht, unmerklich war bei dem Verfall des Heerwesens und der Flotte England in das Schlepptau Frankreichs geraten. In der inneren Politik fanden zwar alle Parteien in Palmerston noch einen Vereinigungspunkt und ließen sich gern von ihm in einer Art von Neutralität halten, während der an Bedeutung stets zunehmende bürgerliche Mittelstand mit freudigem Erstaunen bei Palmerston eine immer entschiedenere Neigung wahrnahm, um jeden Preis Frieden zu halten, Englands Reichtum zu mehren und dem Prinzip des Freihandels, welches dem merkantilen Leben Großbritanniens einen unbegrenzten Spielraum in Aussicht stellte, durch Verträge bei den benachbarten Nationen Eingang zu verschaffen. Und bei alledem fehlte es Palmerston noch immer nicht an Erfolgen seiner auswärtigen Politik. Der italienische Einheitsstaat wenigstens verdankte ihm Großes; doch war dies streng genommen das letzte Mal, daß es Palmerston gelang, Englands moralische Geltung mit Glück zu verwerten. Diese mußte jedoch versagen, sobald sich den englischen Bestrebungen ein fester Wille entgegenstellte. Inhaltsleer erwiesen sich die englischen Drohungen zur Zeit der schleswig-holsteinschen Streitfrage,[4]) all' die kleineren Erfolge englischer Politik der damaligen Zeit verblassen vor den allerdings in England auch jetzt noch nicht eingestandenen Mißerfolgen Palmerstons in der amerikanischen Politik. Da er zur rechten Zeit versäumte, die Südstaaten anzuerkennen und wirksam zu unterstützen, so dankt Großbritannien ihm, — dem noch immer gefeierten Staatsmanne, das Emporkommen des für England gefährlichsten Rivalen, des geborenen Todfeindes Englands auf allen Gebieten, der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Palmerston war es nicht beschieden, an einem drastischen Beispiel zu erleben, daß wahre Politik nicht mit Gold und Brandreden,

[4]) Am 23. Juli 1863 erklärte Lord Palmerston im englischen Unterhause: „Wir sind überzeugt — jedenfalls bin ich es —, daß, wenn irgend ein gewaltsamer Versuch gemacht werden sollte, das Recht oder die Unabhängigkeit Dänemarks zu beseitigen, diejenigen, die einen solchen Versuch machen werden, finden würden, daß sie Dänemark nicht allein zu bekämpfen hätten.“ Der Seesieg der Dänen vor Helgoland rief eine solche Begeisterung im Unterhause hervor, als wenn es sich um einen Sieg der englischen Flotte gehandelt hätte. Lord Stanley erklärte allerdings, daß es für England Wahnsinn sei, sich an einem europäischen Kriege zu beteiligen, das Ministerium Palmerston mußte sich dann eine scharfe Kritik durch Disraeli gefallen lassen (3. Juli 1864).

sondern nur mit Blut und Eisen gemacht wird. Er starb am 18. Oktober 1865. England war unter seiner Führerschaft von seiner stolzen Höhe, auf der es Palmerston vorgefunden hatte, herabgesunken, sodaß der Satz von dem Rückgange Englands damals kaum mehr bestritten war.

Im Krimkriege hatte es sich der militärischen und politischen Führung Frankreichs untergeordnet. Das Jahrzehnt, welches dem Krimkrieg vorausging, zeigt die englische Wehrkraft zu Wasser und zu Lande im Tiefstand ihrer Leistungsfähigkeit. Die geringe Heereskraft diente vorwiegend Polizeizwecken in den Kolonien, sie genügte zwar noch den politischen Zielen der leitenden Staatsmänner, welche ängstlich einem Konflikte mit einer Militärmacht aus dem Wege gingen. Im Jahre 1847 erklärte der Herzog von Wellington, daß eine Landung an jeder Stelle der englischen Küste, mit Ausnahme unter den Kanonen von Dover und der wenigen Befestigungen möglich sei, daß nicht mehr wie 5000 Mann für Operationen im freien Felde zusammengebracht werden könnten. Dennoch erklärten Volksvertreter, daß das Land nicht die Kosten einer Heeresvermehrung von 25000 Mann tragen könne. Einstimmig war die Presse gegen die Vermehrung der Streitmittel. Nur der „Punch" hatte den Mut, seinen Lesern das Bild einer französischen Besetzung Londons auszumalen. Noch 1850 schrieb Sir John Burgoyne in einer Denkschrift, daß „ein Krieg mit Frankreich mit allen Mitteln und unter allen Opfern" vermieden werden müsse. Die Welt hat heute vergessen, daß nur der Ausbruch der Märzrevolution 1848, der Sturz des Königtums Louis Philippes eine Koalition der Festlandsstaaten gegen England verhinderte, welche am 15. März ihre Forderungen in London stellen wollten. Dennoch wurden einige Reformen durchgeführt, sodaß es möglich wurde, als Verwickelungen mit Rußland drohten, 25000 Mann nach dem Osten zu senden. Aber abgesehen von kaum ausgebildeten Rekruten war nichts mehr im Mutterlande vorhanden, Reserven gab es nicht. Schließlich zog der Oberkommandierende, Lord Raglan, es vor, mit seiner stark gelichteten Armee vor Sewastopol zu bleiben, anstatt Ersatzmannschaften zu erhalten, die doch in kurzer Zeit den Krankheiten erlagen. Disraeli schrieb 1862 in trefflicher Würdigung des britischen Staatswesens an Sir Stafford Northcote: „Im Krimkriege zeigten wir unsere Schwäche und unsere Stärke. Diese beruht in der Vielseitigkeit unserer Hilfsmittel, in der Stimmung und Zähigkeit unseres Volkes und in der Länge unserer Geldbeutel. Unsere Schwäche bestand in unserer Systemlosigkeit in der Anordnung und in der fehlenden militärischen Geschicklichkeit." — Aber auch diese Erkenntnis brachte keine Reformen zu

Wege. Der Furcht vor einer französischen Invasion Englands verdankten die Freiwilligen ihre Entstehung, neue Aufgaben stellte die Niederwerfung des indischen Soldatenaufstandes und die Übernahme der Erbschaft der ostindischen Kompagnie durch die Regierung. Dann erheischten die Wandlungen in der Weltlage neue Reformen. Im Laufe der sechziger Jahre, begünstigt durch die Mißerfolge Lord Palmerstons in der kontinentalen und amerikanischen Politik, waren neue Kolonialmächte herangewachsen. Das Jahr 1871 sah deutsche Truppen an der Küste des Kanals, ein einiges Deutsches Reich war entstanden und ohne Widerspruch mußte England zusehen, wie Rußland sich von den beengenden Bestimmungen des Pariser Friedens freimachte, noch 1877/78 hoffte England nur durch Noten die Fortschritte Rußlands auf der Balkanhalbinsel einzudämmen. Berufene Kenner englischer Verhältnisse, sogar englische Generale, gaben bei dem Verfall der englischen Flotte die Möglichkeit einer Landung in England unumwunden zu. Colonel Chesney malt seinen Zeitgenossen das Bild der Landung einer festländischen Armee in England und die Einnahme Londons.

Aber schon hatte eine mächtige Reformbewegung eingesetzt, die zunächst darauf ausging, Organisation und Bewaffnung, Offizierausbildung zu bessern, die Schlagfertigkeit des Heeres zu erhöhen. Der Stellenkauf im Offizierkorps wurde abgeschafft, nach preußischem Muster anstelle einer einheitlichen langen Dienstzeit eine kurze Dienstzeit mit einer Reserve eingeführt. Letzteres ermöglichte im Kriegsfalle die Erweiterung der schwachen Friedensarmee. Die englische Mobilmachung 1878 hatte noch ein Bild der Ohnmacht des Reiches enthüllt, einen gewaltigen Fortschritt zeigt die Mobilmachung zum Kriege in Ägypten 1882, dann vor allem die Bereitstellung der Streitkräfte für den Krieg in Südafrika. Die Truppe wurde bei dieser Neuordnung des Heeres im Frieden derart verteilt, daß die Hälfte im Inlande, die Hälfte im Auslande sich befand, erstere hatte für den Ersatz zu sorgen. Das System bewährte sich, so lange nicht eine Verstärkung der Auslandsgarnisonen nötig wurde, war dieses der Fall, so brach allerdings das ganze Gebäude zusammen. Es fehlte an einem kriegsbereiten Expeditionskorps, welches jederzeit ins Ausland gesendet werden konnte. Für die liberale Regierung, welche jeden Konflikt zu vermeiden suchte, reichte diese Organisation, welche nur Behauptung der Kolonien und Verteidigung des Mutterlandes gegen eine Invasion ins Auge faßte, aus, nicht so aber, als die konservativen Minister der englischen Politik größere Ziel zuwiesen. England sollte nicht mehr der kleine Inselstaat Europas, sondern ein Weltstaat sein. Grundbedingung für

diese Aufgabe war eine starke Flotte, welche nach alter Anschauung der Vereinigung der Streitmächte zweier Seestaaten gewachsen sein sollte. Bezeichnend ist aber in der Entwicklung der englischen Streitmittel die ruckweise Bewilligung großer Geldmittel, dann das Eintreten der alten Sorglosigkeit und das Fehlen jeder planmäßigen Vorbereitung auf den Krieg.

Mit dem Jahre 1889 beginnt die zielbewußte und planmäßige Entwicklung der englischen Flotte, die auch heute noch nicht zum Stillstand gekommen ist. Aber eins fehlt der gewaltigen Flotte von heutzutage, und das ist die sichergestellte Bemannung. In der napoleonischen Zeit war die Handelsflotte ein unerschöpfliches Reservoir für die Kriegsflotte, der Handelsmatrose hatte nur das sehr einfache Geschützexerzieren zu lernen, und war dann sofort an Bord verwendbar. Jetzt ist es anders, an Stelle des ‚able seaman' tritt jetzt der Techniker, und was noch mehr ins Gewicht fällt, ist, daß der Prozentsatz der englischen seefahrenden Bevölkerung immer mehr zurückgeht, daß an seine Stelle Skandinavier und Deutsche treten. Versuche, dieses zu ändern, haben nicht viel Erfolg gehabt. Als im Jahre 1898 der damalige Präsident des Handelsamtes, Mr. Ritchie, die ‚Mercantile Marine Fund Act' beim Parlament durchsetzte, verfolgte er damit den Zweck, nicht nur der britischen Handelsmarine die Bemannung ihrer Schiffe mit britischen Staatsangehörigen zu erleichtern; es handelte sich vielmehr in erster Linie darum, auch der Reserve der Kriegsmarine neue Kräfte zuzuführen. Bei der großen Gleichgültigkeit des gänzlich veralteten britischen Handelsamtes gegenüber der Handelsflotte wird das Staatsinteresse, das seit zehn Jahren der Schiffsjungenfrage entgegengebracht wird, nur durch die Schwierigkeit der Anwerbung für die Naval-Reserve erklärt. Es ist in England selbst sehr wenig bekannt, wie schlecht es um diese steht. Das Verhältnis zwischen aktiver Flottenbesatzung und Reserve ist in keinem Lande so ungünstig, wie in Großbritannien, ausgenommen allerdings die Vereinigten Staaten, welche eine Reserve überhaupt nicht kennen. In Frankreich beträgt die Besatzung der aktiven Flotte 53500 Mann, die Reserve 50000; in Italien stellt sich das Verhältnis auf 27000 Köpfe in der aktiven und 33000 Köpfe in der Reservemarine. Demgegenüber stellt sich das Verhältnis in England mit einer Reserve von 60000 Mann auf 131000 Mann im aktiven Dienst als das weitaus ungünstigste dar. Es ist auch kein Geheimnis, daß England mit seinen Linienschiffsbauten in den letzten Jahren noch erheblich schneller vorgegangen wäre, erwüchsen nicht bei der Anwerbung für den aktiven Dienst sowohl als für die Reserve sehr große Schwierigkeiten. Der ‚Board of Trade' hat schon

im verflossenen Jahre fremden, auf englischen Schiffen fahrenden Matrosen in dienstpflichtigem Alter besondere Erleichterungen für die Naturalisation eingeräumt, falls gleichzeitig die mit einer Prämiengewährung verführerisch gemachte und praktisch keineswegs drückende Verpflichtung zur Einschreibung in die Flottenreserve eingegangen wird. Obwohl hierin eine starke Verlockung für junge Leute, die sich der heimischen Dienstpflicht entziehen wollen, liegt, scheint auch dieses Mittel keinen großen Erfolg gehabt zu haben. Auf einem anderen Gebiete, dem der Einschreibung von ‚Royal Naval Volunteers', d. h. bei der Gewinnung von Freiwilligen, die sich selbst bekleiden und ausrüsten und zu zwei kurzen Übungen verpflichten, hat man es nur zu 2000 Meldungen gebracht, obgleich sowohl an der Themse wie am Clyde alles mögliche versucht worden ist. Seitdem der energische Sir John Fisher sein Amt als ‚Senior Naval Lord of the Admiralty' angetreten hat, hat überdies dort die Neigung, sowohl beim Schiffsbestande als hinsichtlich des Mannschaftsersatzes die Papierreserven ernsthaft zu nehmen, einer sachlicheren Auffassung Platz machen müssen. Damit hat auch die Reform der Schiffsjungengesetzgebung Aktualität erhalten. Die Admiralität hat kürzlich den Reederkreisen vertraulich einen Reformplan unterbreitet. Dieser mußte aber zurückgezogen werden, da er wegen der Kosten, welche er den Reedern aufbürdete, auf lebhaften Widerstand stieß.

Der veränderten Weltlage[6]) entspricht die mit Beginn des Jahres 1905 eingeführte Neugliederung der Flotte in europäischen Gewässern in ein eigentliches Heimatsgeschwader von zwölf modernen Panzern, in das Mittelmeer- (Malta) und Atlantische Geschwader (Gibraltar) mit je 8 modernen Panzern. Eine entsprechende Anzahl von Kreuzern ist zugeteilt. Es besteht dann noch eine ‚Particular Service Squadron' (Devonport), angeblich zu Ausbildungszwecken, drei Kreuzergeschwader in China, Ostindien und Australien, und ein Verbindungsglied von Kreuzern am Kap. Eine unmittelbare Verstärkung ist vorgesehen durch sechs moderne Panzer und sechs Kreuzer, welche als ‚emergency ships' sofort zu mobilisieren sind und für die Stämme bereit gehalten werden. Die Schlagfertigkeit der englischen Flotte ist hierdurch ganz wesentlich gesteigert. (Schluß folgt.)

[6]) Wie gewaltig sich alles seit einem Menschenalter verschoben hat, zeigen folgende Zahlen. Im Jahre 1872 besaß England 49 Panzer, Deutschland nur 3 nicht einmal selbstgebaute, und Rußland nur 5 Panzer. Die Vereinigten Staaten hatten kein einziges Panzerschiff, welches selbständig die Fahrt über den Ozean hätte antreten können.

Oscar Wilde: De Profundis.

Aufzeichnungen und Briefe aus dem Zuchthause in Reading (S. Fischer, Berlin).

Von

Arthur Sewett.

Ein Schriftsteller durch und durch ungesund und überspannt bis zur Lächerlichkeit, bizarr und grotesk, und derselbe Schriftsteller dennoch von Bedeutung nicht nur in künstlerischer, sondern gerade in ethischer Beziehung, erziehend trotz seines tiefen Falles oder vielmehr durch denselben, das ist das Interessante und bei allem Abstoßenden Anziehende in der problematischen Persönlichkeit Oskar Wildes.

Mit feinen, aber nachweisbaren Fäden schließt sich ein wunderbarer Zusammenhang um das Dichten und Leben Wildes. Er selber hat einmal sein Leben als die größte seiner Dichtungen bezeichnet. Zwei seiner Werke illustrieren am deutlichsten diesen geheimnisvollen Zusammenhang, vielleicht die bedeutendsten, die er je geschrieben, der Roman „Dorian Gray“ und „De Profundis“ (vgl. meinen Aufsatz: „Wildes seelische Kämpfe“ in der „Nation“ vom 28. Juli 1905). Jenes ist eine Dichtung und nichts anderes, dieses aber ein Lebensbuch, ein Bekenntnis im eigentlichen Sinne des Wortes. Wie entstand es und was enthält es?

Als der Marquis von Queensberry den gefeierten Dichter plötzlich eines Verbrechens anklagte, des unerlaubten Verkehrs mit seinem Sohne Lord Alfred Douglas, antwortete ihm Wilde mit einer Beleidigungsklage. Damit aber hatte er sein Verhängnis heraufbeschworen. Im Laufe des immer ungünstiger für ihn sich gestaltenden Prozesses mußte er seine Klage zurückziehen, aus dem Kläger wurde der Angeklagte. Ein Haftbefehl wurde gegen ihn erlassen. Zwar setzte man ihn gegen Kaution wieder auf freien Fuß. Zwar ließ man ihm Zeit zu fliehen, ja man hätte seine Flucht gewünscht. Aber der Stolz des Gentleman ließ Wilde bleiben. Ob dabei ein gewisser dämonischer Reiz mitspielte, das Schicksal erhobenen Hauptes herauszufordern, ob eine stille Hoffnung, daß sich die Sache doch noch zu seinen Gunsten wenden könnte, wer will es sagen? Genug, Wilde blieb, und zwei Jahre Zuchthaus waren die Strafe für ein Vergehen, das, so hart man es verurteilen mag, doch eher durch die ärztliche Wissenschaft als durch das Zuchthaus geheilt werden konnte. Die Gesellschaft, die ihn bis dahin in ihren Salons und im öffentlichen Leben verhätschelt, stößt ihn von sich, die Zeitungen, die ihm Weihrauch gestreut, verhetzen ihn, der Pöbel wird zu Demonstrationen der Wut und Verachtung gegen ihn organisiert und führt

Freudentänze vor dem Gerichtsgebäude auf, das Philisterium schleudert den Bannstrahl wider sein gezeichnetes Haupt, seine Bücher werden von der Polizei beschlagnahmt, die Aufführung seiner Werke verboten, Verleger und Theaterdirektoren verzichten auf ihre Rechte an seinen Dichtungen; so versiegen plötzlich seine Einnahmen, die Gläubiger verfolgen ihn, er kommt an den Bettelstab, seine Frau wendet sich von ihm, seine Kinder werden ihm abgesprochen; in einer Art von Kaninchenstall, über dem sich ein Drahtgitter ausspannt, schmachtet er zuerst in Wandsworth, dann in dem lieblichen Themsestädtchen Reading. Der zur Zwangsarbeit Verurteilte flickt Säcke Tag aus, Tag ein, oder zupft Werg, daß ihm das Blut unter den Nägeln hervorquillt.

Und hier im Zuchthaus zu Reading, inmitten dieser körperlichen und seelischen Qualen steigt dem durch Leid geläuterten Manne eine „vita nuova" empor, hier schreibt er, der einmal in naiver Selbstüberhebung der „König des Lebens" sich genannt, sein erschütterndes Bekenntnis: „De Profundis". Es ist das einzige Werk, das er im Gefängnis, das letzte, das er überhaupt geschrieben, er selber nennt es eine Enzyklika, „und wie die Bullen des Heiligen Vaters nach den einleitenden Worten heißen, mag man von ihr als der „Epistola in Carcere et Vinculis" sprechen." (S. 114.)

Verschieden ist die Beurteilung, die dieses Werk bei der Kritik gefunden. Der größere Teil schätzt es hoch ein, nennt es ein Buch, das man als Seelenanalyse einst vielleicht über alle Bücher unseres Kulturstaates stellen wird, rühmt vor allem die Wahrhaftigkeit und Echtheit seines Schmerzes. Ein kleinerer Teil, unter ihnen aber der Bedeutendsten Einer, Bernard Shaw, Wildes Lands- und Zeitgenosse, nennt dasselbe Buch eine „Meisterkomödie", wie sie noch kein anderer Irländer hervorgebracht hat.

„Trotz der entsetzlichen Grausamkeit der Umstände, unter denen dieses Werk geschrieben wurde, hat es mich belustigt und mehr zum Lachen gereizt, als irgend ein anderes Werk Wildes. Der Mann war so vollständig ungebrochen, so unberührt von Elend, Hunger, Strafe und Schande, so vollkommen erfolgreich und aufrichtig in seiner wunderbaren Pose kummervoller Überlegenheit — einer Gesellschaft gegenüber, die sich so schwach, so beschränkt, so gemein gegen einen großen Mann benommen hatte — daß Mitleid und Sentimentalität einfach zu Geistesschwäche und schlechtem Geschmack würden."

„Manchmal hat das einen unwiderstehlichen Beigeschmack von Komik. So groß auch Wildes Fähigkeit für Schmerz und Lust ist, seine Fähigkeit für Unglück ist so gering, daß er trotz seiner Absicht, das Buch zu einem Vorwurf gegen die Gesellschaft zu gestalten, diesen Zweck ganze Seiten lang vergißt und es abschweifend in einer Gautierschen Essay über Christentum verwandelt, der ein reines Stück „belles lettres" ist" (Neue Freie Presse vom 23. April 1905.)

Wie stellen wir uns zu so entgegengesetzten Urteilen? Hat der überlegene Bernard Shaw recht? Ist Wildes großer Schmerzensruf im letzten Grunde eine Pose?

Daß es eine Pose auch des tiefsten Schmerzes gibt, ist ohne Frage. Der echte Schriftsteller erlebt, erlebt vor allem sich selber, seine Freude ist intensiver, aber auch sein Leid. Beides wirkt sich in ihm ungewußt und ungewollt produktiv aus, er verbeißt den Schmerz nicht, um ihn innerlich still verbluten zu lassen, er läßt ihn ausströmen in heißen, erschütternden Klagen, und eine Pose ist da, die weder gemacht noch unehrlich zu sein braucht. Auch Shaw kommt zum Schlusse seiner absprechenden Kritik zu einem nicht unähnlichen Resultat: „Wilde hat an seiner Pose bis ans Ende festgehalten, weil es eine ehrliche Pose war. Deshalb ist sie der englischen Sittlichkeit so unaussprechlich widerwärtig gewesen, denn diese ist auch eine Pose, aber ohne die Entschuldigung der Ehrlichkeit zu haben".

* * *

Ganz von der Pose ist „De Profundis" nicht freizusprechen. Schon sein blühender, oft bombastisch ausklingender Stil, sein ewig wiederkehrendes Aufwühlen des Schmerzes, sein Spielen mit Worten, die dasselbe sagen, hat das Gespreizte der Pose. Sätze wie: „Das verursacht mir unendlichen Schmerz, namenlosen Kummer, grenzenlosen Gram, der mich nie verlassen wird", beweisen es und sind nicht einmal etwas Seltenes. Aber bei einem Manne wie Wilde stört mich diese dichterische Pose nicht, er hat sich sein ganzes Leben mit ihr umgeben, sie ist ein Stück seines Selbst geworden, wie sollte er sie im Zuchthaus ablegen?

Im Gegenteil — der mittelalterliche Zustand seines Gefängnisses, die stallartige Zelle mit ihrer Lattenpritsche, die Sträflingskleidung, die den Kummer in groteskem Lichte erscheinen läßt (vgl. seine pathetischen Bezeichnungen: „Klowns mit gebrochenem Herzen", „Hanswürste des Leids") fordert das alles nicht geradezu gebietend zur Pose auf?

Trotz dieser Pose halte ich sein Buch für das Werk eines großen Dichters, für ein Dokument von erschütternder psychologischer Kunst. Es offenbart mir vor allem einen echten liebenswürdigen Menschen trotz aller seiner Irrungen.

Man höre ihn nur selber: „Als ich zwischen zwei Polizisten aus dem Zuchthaus vor den Konkursgerichtshof geführt wurde, da wartete Robbie (Robert Roß) in dem langen Korridor, um zum Erstaunen der großen Menge, die ob einer so lieben rührenden Handlung verstummte, schlicht und ernst den Hut vor mir abzuziehen, während ich in Handschellen gesenkten Hauptes an ihm vorüberging. Um kleinerer Dienste willen sind Menschen in den Himmel gekommen ... Ich habe nie ein Wort darüber fallen lassen. Bis zur Stunde weiß ich nicht einmal, ob er gewahr wurde, daß ich seine Handlungsweise überhaupt bemerkte. Dafür kann man nicht in förmlichen Worten förmlichen Dank sagen. In der Schatzkammer meines Herzens bewahre ich das auf. Dort soll es ruhen als eine geheime Schuld, die ich zu meiner Freude wahrscheinlich nie zurückzahlen kann. Dort ist es einbalsamiert und behält sein liebliches Aussehen durch die Myrrhen und Narden vieler Tränen. Wenn alle Klugheit mir wertlos, die Philosophie

unfruchtbar und die Redensarten und Sprüche Derer, die mich zu trösten suchten, wie Staub und Asche im Munde erschienen, dann hat mir die Erinnerung an diesen kleinen, holden, stummen Akt der Liebe alle Bronnen des Mitleids rauschen lassen, die Pflanzen der Wüste in Rosen verwandelt, mich aus der Bitternis der einsamen Verbannung herausgehoben und in Einklang gebracht mit dem verwundeten, gebrochenen, großen Weltenherz“ (S. 5 ff.)

Kann man zarter, duftender und zugleich überwältigender von Dankbarkeit sprechen als es hier geschehen?

* * *

Und nun macht Wilde im Zuchthause langsam und allmählich den seelischen Prozeß durch, der sich mit ganz leisen, versteckten Fäden dichterisch bereits in seinem Roman „Dorian Gray“ angebahnt hatte: Er kommt zur Läuterung und Selbstbefreiung. Aber nicht auf dem bisher eingeschlagenen Wege des Auslebens seiner Persönlichkeit, des Hingebens an jeden Reiz animalischer Triebe, das sich in jenem Roman bis zu dem herausfordernden und lästernden Satze verirrt hatte: „Der einzige Weg, eine Versuchung los zu werden, ist, daß man ihr nachgibt,“ derselbe Mann schreibt jetzt: „Der höchste Augenblick eines Menschen — daran hege ich nicht den mindesten Zweifel — ist der, wenn er im Staube niederkniet, sich an die Brust schlägt und alle Sünden seines Lebens bekennt“ (S. 86). — Und an einer anderen Stelle: „Genau so wie man sich in der Kunst nur damit abgibt, was einem ein besonderer Gegenstand in einem besonderen Moment ist, verhält es sich mit der ethischen Entwicklung des Charakters. Es ist meine Aufgabe, alles, was mich betroffen hat, zum Guten für mich zu wenden“ (S. 20). Alle niederdrückenden Erfahrungen seines jetzigen Lebens zu vergeistigen, alles äußerliche zu verinnerlichen wird das Ziel Wildes. „Alles erscheint mir ganz wertlos, wofern es nicht aus dem Innern stammt“ (S. 16). „Ob Glaube, ob Agnostizismus, es darf nichts äußerliches für mich sein. Was es auch sei, seine Symbole muß ich selbst erschaffen haben. Transzendental ist nur, was sich seine eigene Form gestattet. Finde ich sein Geheimnis nicht in meiner Brust, dann werde ich es nie finden, besitze ich es nicht schon, so wird es mir nie zu teil werden“ (S. 20).

In diesem Lichte wirkt sein erschütternder Fall mit einem Male notwendig wie seine Läuterung erhebend. „Ich wünschte dahin zu gelangen, ganz schlicht und ohne Ziererei sagen zu können, daß mein Leben zwei große Wendepunkte hatte, den einen, als mich mein Vater nach Oxford, den anderen, als mich die Gesellschaft ins Gefängnis schickte“ (S. 21). Und weiter: „Ich fühle, daß ich mich meiner Strafe nicht schämen darf: das ist einer der ersten Punkte, die ich erreichen muß, um meiner eignen Vollendung willen und weil ich so unvollkommen bin“ (S. 27).

Man könnte sagen, für Wilde bahnt sich langsam hier der christliche Heilsweg an, den er, natürlich ganz in seiner Weise, tastend geht. Es glückt

ihm, ein griechisches Testament aufzutreiben. Jeden Morgen, wenn er seine Zelle gereinigt und sein Zimmergeschirr geputzt, liest er die Evangelien in der Ursprache, etwa ein Dutzend Verse, die er aufs Geratewohl herausgreift. „Es ist eine entzückende Art, damit den Tag zu beginnen. Jeder sollte es tun, selbst wenn er ein stürmisches, schlecht geregeltes Leben führt. Man hat die Evangelien zur rechten Zeit und am falschen Ort so zu Tode gehetzt, daß ihre Naivetät und Frische, ihr schlichter, romantischer Reiz darunter gelitten haben. Wir hören sie viel zu oft und viel zu schlecht lesen, und alle Wiederholungen sind geisttötend. Kehrt man aber zum Griechischen zurück, so ist es einem, als trete man aus enger, dunkler Stube in einen Liliengarten. Mir gewährt der Gedanke doppeltes Vergnügen, daß wir höchst wahrscheinlich die tatsächlichen Ausdrücke, ipsissima verba Christi hier vor uns haben" (S. 60 ff.). — Wunderbar, der Dichter der Dekadence, der Verfasser der „Salome" und des „Dorian Gray" kommt — zu Christus. Nicht zu dem Christus der Kirche, auch nicht zu dem des einfältigen frommen Christengemüts, als Künstler sieht Wilde zuerst den Künstler in Christus. „Ich sehe eine weit innigere und unmittelbarere Verbindung zwischen dem wahren Leben Christi und dem wahren Leben des Künstlers. Der Gedanke erfüllt mich mit großer Freude, daß ich, lange bevor sich meiner Tage das Leid bemächtigt und mich an sein Rad gebunden hatte, in der „Seele des Menschen geschrieben habe: Wer ein Christus ähnliches Leben führen wolle, der müsse ganz und gar er selbst sein" (S. 42). Und an einer anderen Stelle: „Die enge Verbindung von Persönlichkeit und Vollkommenheit, die wir in Christus entdecken können, ist es nicht allein, die den wirklichen Unterschied zwischen klassischer und romantischer Kunst bildet und Christus als den wahren Vorläufer der romantischen Bewegung im Leben erscheinen läßt, sondern die Grundlage seines Wesens war dieselbe, die das Wesen des Künstlers ausmacht: eine starke, lodernde Phantasie. Ihm kam in dem ganzen Bereich menschlicher Beziehungen jene Anteilnahme der Phantasie zum Bewußtsein, die in der Kunst das einzige Geheimnis des Schaffens ist" (S. 43). — Er entkleidet den Christus, den er immer tiefer sich zu eigen macht, alles Lehrhaften. Christus lehrt nach seiner Meinung überhaupt gar nichts, wir werden etwas dadurch, daß wir seiner Gesellschaft teilhaftig werden. Wie alle Dichternaturen liebte Christus die Unwissenden. „Er wußte, daß in der Seele eines Unwissenden stets Raum für eine große Idee ist." Aber die Dummen waren ihm unerträglich, besonders die, welche die Erziehung verdummt hat: Leute, die den Kopf voll Gedanken haben, davon sie keinen einzigen wirklich verstehen" (S. 66). Christi Hauptkrieg war deshalb gegen die Philister gerichtet. „Diesen Krieg," sagt Wilde, „hat jedes Kind des Lichtes zu führen." Und nachdem Wilde so sein persönliches Verhältnis zu Christus erst angebahnt, rückt er ihn in eine einzigartige ideale Höhe, Christus wird ihm mehr als Dichter und Künstler, der größte Individualist und der einzige in der Geschichte, zu dem jedes Individuum in lebendige Beziehung treten muß. „Jeder ist dazu prädestiniert, mit ihm zu verkehren. Einmal mindestens im Leben wandelt jeder von uns

mit Christus nach Emmaus“ (S. 72). — Im letzten Grunde kommt es ja auch weniger darauf an, was Christus objektiv ist, als was er dem einzelnen Suchenden subjektiv ist. —

So entsteht aus der Zimmermannswerkstätte in Nazareth für den gefallenen und gefangenen Dichter eine unendlich größere Persönlichkeit, als sie je Mythen und Sagen ersonnen, eine Persönlichkeit, die gerade ihm, dem Suchenden und Ringenden so viel werden mußte, weil ihre Moral, wie es jede wahre Moral sein sollte, ganz auf Mitleiden gegründet war.

* * *

Was Wilde bis dahin phantastisch gefühlt und ästhetisch gestaltet, oft ohne es zu erleben, das ist im Zuchthause zu Reading zum Erlebnis geworden. Die Phantasie machte ihn zum Dichter, aber das Erlebnis erst zum Menschen. Das Schicksal gestaltete hier den Menschen, aber — der Mensch gestaltete zugleich sein Schicksal.

Denn mag Wilde als Künstler und als Persönlichkeit noch so viel gefehlt und geirrt haben, ein großes Verdienst ist ihm zu eigen, und niemand soll es ihm nehmen: er hat sein schweres Schicksal nicht, wie es die meisten tun, wie eine dumpf-unabwendbare Last resigniert getragen, er hat sich nicht in titanenhaftem Trotze gegen das, was ihm auferlegt war, emporgebäumt und sich noch weniger von seiner Wucht erdrücken und zermalmen lassen, er hat das beste getan, was der Mensch seinem Schicksal gegenüber vermag: er hat es verwirklicht und verinnerlicht, er ist in dieses Schicksal langsam, kämpfend, verzweifelnd hineingewachsen.

Das Dokument dieser Kämpfe ist „De Profundis“, der erschütternde Gesang vom Zuchthaus zu Reading, das Buch von der Erlösung der Kreatur, die, bange um ihre falsche Gottähnlichkeit, im Leid und seiner Überwindung den Hauch des wahren wie das Frühlingswehen eines neuen Lebens erfährt.

Der gute Cura.

Skizze aus den Kordilleren.

Von

Andreas Gildemeister.

Die Wüste ist kahl und nackt, ihr Boden zerwühlt und zerrissen, da man ihm allerorten seinen Schatz, den weißen Salpeter, mit ungeduldiger Hand entnommen hat. Inmitten der heißen Öde liegt, wie ein wüster Trümmerhaufen aussehend, ein kleiner Ort, dessen steinerne Häuser, vielfach verfallen und menschenleer, eine Bevölkerung beherbergen, wild wie die Umgebung. Sie kommen, um rasch Schätze zu sammeln und wieder zu gehen. Keine festen Überlieferungen, alles vorübergehend, goldbegehrlich, zügellos. Der Alkohol ist mächtig, und freche, geschminkte Gesichter scheuen nicht einmal das Licht des Tages.

Aber ein guter Cura, ein Pfarrer, ist da. Ein Mann, der seit zehn Jahren in dieser Einöde und ihrer ewig wechselnden Bewohnerschaft und ewig sich gleich bleibenden Verworfenheit lebt. Ob man ihn zur Strafe für irgend eine Auflehnung oder in Rücksicht auf seine nicht große Geistesbegabtheit hierher verbannt und dann wahrscheinlich vergessen hat, — ich weiß es nicht. Ein runder, nicht großer Mann, mit einem Antlitz, nicht hart und wild wie das der Wüste, sondern glänzend und voll wie das der Sonne, welche hier Jahr aus Jahr ein aus unbarmherzig blauem Himmel auf gelben Sand herniederbrennt. Er lächelt fast immer. Die äußere Devotion der Leute vor dem Priester gibt seinen Zügen niemals einen Schein von Würde oder Ernst. Er liest seine Messen und hört die Beichte und hat Hörer genug. Aber weder diesen noch ihm selbst hat die kirchliche Form, die man beobachten muß, um nicht ewig verdammt zu werden, innerlich etwas zu sagen. Die einen gehen trotz aller Messen und Beichten dem Trunke, der gemeinen Lust, dem Zorne nach, ja Dolch und Messer sind ihnen Vertraute. Und dem Cura kommt nie ein Schatten von dem Gedanken, daß es außerhalb der weihrauchumdufteten, ampelbeleuchteten Mauern seines weißen armen Kirchleins noch eine Pflicht, eine Arbeit für ihn gebe. Anspruchslos lebt er ein ärmliches Leben mit

einem Jungen, der ihm kocht und seine Mula[1]) füttert. Um seine Gemeinde ist ihm nie eine flüchtige Sorge in das arme Gehirn gehuscht.

Aber er hat seine Herzensbedürfnisse, dieser Mann. Er hat von Natur ein warmes, liebendes Herz und einen Drang sich zu freuen und Freude zu machen. Vielleicht wäre er ein guter Gatte geworden, hätte man ihn nicht von früh auf zum Priester bestimmt. Aber als solchem ist ihm das Wohlgefallen an einer Vertreterin des anderen Geschlechts versagt und fremd geblieben. Schöne Pferde und kräftige Jünglinge, die sie zu reiten verstehn, das ist seine Freude. Es ist etwas Mannhaftes in dieser Vorliebe des friedsamen Klerikers.

„Aurelio!" ruft er, wenn er aus der Frühmesse kommt. Und Aurelio weiß, daß der Herr Pfarrer zuerst die Mula meint und nicht etwa das Frühstück. Oft hat er Mühe, seinen Herrn zum notwendigen Imbiß zu bewegen, und immer sieht er ihn schnell danach auf der alten steifen Mula davon reiten. Im Geiste fühlt sich der Cura auf einem feurigen Roß, das dem frischen Morgen entgegen wiehert. In Wahrheit aber brennt eine Sonne von unsagbarer Glut auf das belastete Tier und seinen ganz in Schwarz gekleideten geistlichen Reiter hernieder.

Er kehrt in einer halben oder drei Viertel- oder anderthalb Stunden auf irgend einem Salpeterwerk ein, wo ihn der Verwalter, ob Chilene oder Deutscher oder Franzose, gern an seiner gastlichen Frühstückstafel, die eine Stunde vor Mittag gehalten wird, aufnimmt. Aber zuerst reitet der Pfarrer in den Corral ein, den weiten unbedeckten Hof, in dem Maultiere und Pferde ungefesselt umherlaufen, anstatt nach europäischer Art in die Enge eines Stalles eingepfercht zu werden. Der Maëstro des Corrals[2]) kommt ihm entgegen. Zum Gruße erhebt der Cura segnend die Hände. Er steigt ab, und ein Knabe nimmt das Tier, um es von Sattel und Zaumzeug zu entlasten. Im Gefühle der Freiheit wirft sich die Mula zu Boden und wälzt sich im grauen Staube, der wie eine riesige Dampfwolke aufsteigt. Mit ein paar Sprüngen eilt sie dann weiter in den Hof hinein.

Der Cura ist inzwischen in lebhaftester Unterhaltung mit dem Maëstro. Da werden in der Werkstatt des Corrals neue Sättel gemacht. Der Cura bewundert sie eifrig. Da sind sechzig neue Maultiere angekauft. Der Verwalter hat einen Gast, einen Deutschen, und der hat ein prächtiges Trabpferd mitgebracht. Und drei neue Propios[3]) sind eingetreten. Alles muß der Cura sehen und beurteilen. Er gilt selbst beim Maëstro für eine Autorität in Pferde- und Maultierangelegenheiten, und ist nur auf falschem Wege, wenn er einmal eine Meinung des Maëstros nicht teilt.

„Muy bien, Don Manuel, muy bien,“ sagt der Pfarrer, „aber nun lassen Sie mich noch einmal das Pferd dieses Deutschen sehn .... die Deutschen sind keine Reiter,“ fügt er verächtlich hinzu.

„Gewiß nicht,“ erwidert der Corralero mit derselben Bestimmtheit.

Diese Deutschen sind vorzugsweise die Eigner und Leiter der Werke, und die Söhne des Landes sind ihre Angestellten. Daher ein geheimer Haß gegen diese Gringos, wie man die Fremden schilt, — um so lebhafter, je mehr man fühlt, daß sie als fähige Unternehmer unentbehrlich sind.

Das Pferd des Deutschen war ein stolzer Schimmel, mit raschen geschmeidigen Bewegungen und feinen, aber kräftigen Fesseln und Hufen. Lebhaft, nervös, aber unter seinem Herrn von tadelloser Leistungsfähigkeit. Da der Cura es betrachten wollte, machte sich der Gehilfe des Corralero, ein siebzehnjähriger Bursche, daran, es mit dem Lasso zu fangen. Immer wieder entging der Schimmel dem Wurfe und bahnte sich schnaubend einen Weg durch dichte Gruppen anderer Pferde und Maultiere. Es kam eine Unruhe unter alle diese Tiere, und der Corral, noch eben ein Bild der trägen Ruhe unter den Strahlen der Wüstensonne, begann einem aufgewühlten Ameisenhaufen zu gleichen. Endlich gelang es dem gewandten Jungen, das Lasso auf den Hals des zitternden Tieres zu werfen, und obgleich die Schlinge gar nicht über seinen Kopf gefallen war, fühlte es sich durch die bloße Berührung des über seinem Nacken liegenden Lederriemens gefangen und blieb stehen, die Hand des Lassowerfers zu erwarten. Mit Befriedigung musterte der Cura das schöne Tier und streichelte es und drückte, als darauf der deutsche Besitzer in den Corral trat, diesem sein Entzücken lebhaft aus. Kaum konnte in den höflichen Phrasen und Verbeugungen die wahre Meinung gelesen werden, die Pfarrer und Stallmeister eben erst über die Deutschen als Reiter so herzenseinig geäußert hatten.

Seine Pferdefreundschaft hatte den Pfarrer populär unter Corraleros, Propios und selbst Fuhrleuten gemacht. Aber der „gute“ Cura hieß er wegen seiner Aufopferungsfähigkeit für jeden noch so geringen Menschen, der in irgend einer Beziehung zu seiner Welt, der Welt der Pferde, stand.

Man erzählte sich, daß er Nächte lang nicht vom Lager seines Dieners gewichen sei, als dieser einst in schwerer Krankheit darniedergelegen. Er hatte Boten sieben Stunden weit ans Meer hinunter geschickt, um Arzt und Heilmittel aus der Stadt zu holen. Er hatte gebetet — an die hundert Paternoster die Stunde —; er hatte große Schweißtropfen der Angst vergossen — einige hielten diese Tropfen sogar für Tränen —; er hatte schließlich den Kranken gesund gepflegt, obwohl er das fromm

dem heiligen Petrus zuschrieb, der sein Schutzpatron war. Aber dieser Kranke war sein Diener gewesen.

Dagegen war er in einem anderen Fall fünf Stunden in finsterer Nacht geritten, um einen verunglückten Carretero,[4]) der ohne die Sakramente nicht sterben konnte, von unsäglicher Todesfurcht und Sündenlast zu befreien.

Des Pfarrers reines, gerades Herz war ein Magnet, der alles Gute und ihm Verwandte aus der Menge der Minderwertigen, ja aus dem Einzelnen, der ein Verderbter zu sein schien, unwillkürlich anzog. Unbegrenzt war die Zahl derer, die er auf seinen Ritten unterwegs anredete, beschenkte und durch leidenschaftliche Anteilnahme an ihren Interessen beglückte. Er war der geborene Stalljungen- und Fuhrmannsgeistliche, wie es in den zivilisierten Staaten ernannte Militärgeistliche gibt. Nur daß es nicht die Religion war, die er ihnen brachte — denn sie war ihrem Wesen nach ihm selber fremd, — sondern sein eigenes warmes und auf jenem einen Gebiete begeistertes Herz. —

* * *

Eines Tages wurde während der Frühstückstafel auf einer der Officinas[5]) der Verwalter an das Telephon gerufen. Er kam mit ernstem Gesichte zurück: Der Cura von San Antonio werde nachgefragt. Er war am Vorabend von dieser Officina allein und trotz Warnung zu später Stunde nach seinem weit entfernten Pfarrort abgeritten, da, nach telephonischer Meldung, ein plötzlich schwer erkrankter Pferdeknecht nach ihm verlangt hatte.

„Der ‚gute‘ Cura?“ fragte lächelnd oder neugierig die Tischgesellschaft, welche aus den höheren Angestellten des Werkes bestand.

Aber ganz anders war die Wirkung der Nachricht im Corral, wohin sie einer der bei Tische aufwartenden Diener durch Mittelspersonen gelangen ließ.

„Der gute Cura ist verloren,“ so hieß es von Mund zu Munde, und rasch malte sich die aufgeregte Einbildungskraft dieser Wüstensöhne sein mögliches Schicksal aus.

„Sie werden ihn ermordet haben — oder er wird in eine der Erdspalten, die dort auf dem Wege liegen, gestürzt sein — oder seine alte steife Mula hat ihn abgeworfen, und er hat das Genick gebrochen — oder,“ sagte zuletzt der Maëstro des Corrals langsam, „er hat den Weg verloren und ist verdurstet.“ Da fuhren alle erschreckt auf und wiederholten das Wort: „verdurstet!“

„Aber warum gaben ihm diese großen Herren, an deren Tische er aß, nie einen Propio mit? Jeder von uns hätte ihn gern begleitet."

„Gewiß, natürlich, ein jeder . . . .," wurde des Sprechers Ansicht von allen Seiten bestätigt.

„Wir müssen ihn suchen," so rief schließlich einer. Und ehe der Verwalter und seine Beamten noch vom Frühstück aufgestanden waren, warteten schon drei gesattelte Maultiere an den Pfosten der Veranda und drei halbwüchsige Burschen in Sporen und Ponchos [6]) und breiten Panamahüten an der Türe des Eßsaals, um sich Erlaubnis für die Suche nach dem Verlorenen zu erbitten.

Der Verwalter nahm zwei der Harrenden an, schickte nach zwei wegerfahrenen Älteren, befahl, zwischen ein paar Gepäckmulas eine Bahre zu befestigen und endlich sein eigenes Paßpferd zu satteln.

„Don Germanno reitet selber mit", die Nachricht erregte Sensation im Corral und gewann die Stimmung der Stallbevölkerung für den sonst nicht eben beliebten strengen Herrn. Schließlich schlossen sich noch zwei der höheren Angestellten der Gesellschaft an. Um ein Uhr, im Höhepunkte der Tageshitze, ritt man ab.

Der Administrador ließ feststellen, auf welchem Wege der Pfarrer gestern Abend das Werk verlassen hatte. Bis eine halbe Stunde in die Wüste hinein war das durch Augenzeugen anzugeben. Von dort weiter sollte der Spur seines Tieres gefolgt werden.

Diese Propios haben ein unglaubliches Geschick, in einer Menge neben-, gegen- und durcheinander laufender Huftritte eine Spur zu unterscheiden und festzuhalten.

Der Haupttrupp rückte langsam vorwärts, da die Packtiere mit ihrer hinderlichen Last nur Schritt gehen konnten. Unermüdlich ritten die Führer, der Fährte nachspürend, voraus und hin und her, wichtig im Gefühle ihres Amtes und besonders eifervoll im Gedanken an den guten Mann, den sie suchten.

Lange Zeit fand man die Hufspur der Pfarrermula inmitten der vielen Eindrücke des betretenen Weges. Aber nach anderthalb Stunden zweigte sie ab, quer in die Wüste hinein, wo nur vereinzelte gebleichte Maultierknochen und leere Flaschen, die üblichen Wegmarken der von gebahnten Straßen entblößten Wüste, auf einen selten benutzten Pfad deuteten. Dieser lief nicht wie der breite Weg, den man bisher geritten war, im Schutze einer Hügelkette, sondern führte mitten durch eine weite Sandebene, die erst in größerer Entfernung durch höhere Rücken begrenzt war. So hatte hier der Wüstenwind, der, in riesige Staubsäulen gehüllt,

alltäglich nach Mittag seinen regelmäßigen Gang durch die schrankenlose Weite macht, die Spuren des verlorenen Reiters fast völlig verwischt. Nur hie und da, etwa im Schutze eines größeren Felsblocks, vermochte man ein paar unverwehte Reste der verlorenen Fährte zu entdecken.

In so abgelegene, unbegangene Teile der weiten Wüste führte die mühsam verfolgte Spur, daß die Propios begannen, sich für die Sicherung des eigenen Rückweges Zeichen zu setzen. Denn Sand ist alles. Unregelmäßig ist die Ebene von Hügeln und höheren Bergen durchsetzt, die sich in Form und Gruppierung fast ununterscheidbar ähnlich sehen. Und die zwischen den kahlen gelben Rücken überall auftauchende Schneekette der Hochcordillere ist zu weit entfernt, um feste Richtungspunkte abzugeben. Dazu neigt sich der Tag. Man ist bereits fünf Stunden im Sattel.

Jetzt stockt der Trupp einmal wieder. Nach weitem Umherpatrouillieren kommen die Führer ratlos zurück. Man prüft die zuletzt verfolgten Hufabdrücke und entdeckt, daß sich zwischen vorwärtslaufenden rückwärtsweisende befinden. Also ist der Gesuchte hier umgekehrt. Aber bald sieht man, daß die rückwärts führende Spur endet. Von da aus muß also der Irrende von dem Pfade seines ersten Rittes, vielleicht infolge einbrechender Nacht, abgegangen sein. Aber in welcher Richtung?

Endlich bestimmt der Administrador, daß die Propios sich nach verschiedenen Seiten auf größere Strecken entfernen und, die Sonne zur Orientierung benutzend, in spätestens drei Viertelstunden an diesen Ausgangspunkt zurückgekehrt sein müssen. Dann soll das Suchen aufgegeben und im Dunkel nach Hause zurückgekehrt werden.

Die festgesetzte Zeit war fast verstrichen, als der eine der Ausgesandten in wildem Galopp dahergesaust kam, schon von ferne in großer Aufregung mit den Zipfeln seines Ponchos winkend. Kaum fand er die Worte, mitzuteilen, daß er den Vermißten gefunden — als Leiche, die Geier schon bei ihm.

Einer wurde am Sammelplatze zurückgelassen, die beiden anderen ausgeschickten Leute zu erwarten. Die Übrigen ritten eilends in der Richtung ab, wo der Propio seinen schrecklichen Fund gemacht hatte. Groß war die Erregung. Kaum hielt der Verwalter die Leute beim langsamen Schritt der Packmulas fest.

Endlich war das Ziel nahe. Man hatte einen flachen Hügelrücken mit einem riesenweiten Blick in ein ungeheures Tal, jenseits dessen die Schneeberge deutlicher als sonst sichtbar waren, erstiegen. Der Propio wies mit der Hand zur Linken. Dort stob ein Schwarm gewaltiger

Vögel auf. Zwei schwarze Massen waren im Sand, der hier schon im violetten Abendschatten lag, erkennbar.

Mit wortlosem Grausen ritt die Gesellschaft näher. „Ach, armer Cura!" rang es sich aus des Administradors Munde. — Da saß er, mit dem Rücken gegen einen Felsblock gelehnt, leidensvolle Züge, dennoch lächelnd. Die Hand, gekrümmt, schien den Rosenkranz gehalten zu haben, der jetzt im Sande lag. Denn die Geier — — Aber ihr Zerstörungswerk bleibe ungeschildert. Es war nur gering. Der zwanzig Schritte von der Leiche des Reiters ausgestreckte Cadaver des Maultiers, der mehr der Sonne ausgesetzt gewesen, hatte die schrecklichen Räuber abgelenkt .... Einer der Anwesenden wandte sich: „Er hat sterbend den San Pedro vor sich gesehn," sagte er.

Wirklich, dort ragte das gewaltige, schneebedeckte Gebirgshaupt dieses Namens. Man erinnert sich, San Pedro war des Pfarrers Schutzpatron.

Nun ordnete der Administrador an, die Leiche auf die Bahre zu legen und festzubinden. Die Pferde und Mulas scheuten und waren kaum zu beruhigen. Aber schließlich gelang das Werk. Man mußte eilen. In riesigen Dimensionen malten die Farben der sinkenden Sonne die kahlen Hügel und Bergwände in Rot und Grün und Violett, und nur der Himmel um die eisigen Schneehäupter trug noch ein tiefes Tagesblau. Die Nacht sinkt jähe in diesen Zonen.

Man war nun marschfertig. Der Kadaver des gefallenen Tieres blieb zurück. Als der Trupp noch nicht hundert Meter geritten war, sah der Verwalter, welcher sich umblickte, die großen Vögel, die ungeduldig über der Szene gekreist hatten, sich herabsenken und schreiend die Beute befallen.

* * *

Es war seit fünf Stunden Nacht, die klare kalte sternüberfunkelte Nacht der Wüste, als man auf der Officina einritt. Alles schien im Schlaf. Aber als man um die hohe Mauer des Corrals bog, machte loderndes Feuer Reiter und Tiere erschrecken. Hier lagerte, harrend der Ausgerittenen, ein großer Kreis. Alles sprang auf. Aus den Häusern der Arbeiter kamen Jung und Alt und Frauen und Kinder, die durch den Lärm der Ankunft geweckt worden. Auch die Beamten kamen aus dem Haupthaus des Werkes.

* * *

Vor Tagesanbruch in morgenkühler Frühe wurde der Tote nach seinem fernen Pfarrort gebracht. Dort gab es ein eiliges Begräbnis.

Aber Tränen flossen, — über verworfene Wangen selbst; und ein Gefolge von Männern und Jünglingen war anwesend, wie es die Pampa noch niemals beisammen gesehen. Dennoch, die Erregung dieses heißblütigen Volkes ist mehr leidenschaftlich als tief. Nur der eine Aurelio war es, der lieber seinem fassungslosen Schmerze in einsamer Kammer als dem reichlichen Genusse schnell tröstender Getränke in ausgelassener Gesellschaft nachgab. Groß war die Menge der unheilbergenden Flaschen, welche die Schenkwirte des Ortes an die zahlreichen Teilnehmer der Trauerfeier verkauften. Lärmend und wild wurde die Freude, bis der Zorn kam und Messer blitzten. Und am Abend des Tages lagen zwei blutjunge Gestalten, wie Totenopfer zu Ehren des einsam Dahingeschiedenen, auf der Bahre, von der man nicht wieder aufsteht.

---

[1]) mula = Maultier.
[2]) Maëstro del Corral = Corralero = Stallmeister.
[3]) Propio = Reitbursche.
[4]) Carretero = Karrenführer, Fuhrmann.
[5]) Officina = Werk, Fabrik, hier Salpeterwerk.
[6]) Poncho = ein gegen Sonne und Kälte schützender Mantel, mehr Überwurf.

Bücherschau.

Von der von Julius Lohmeyer begründeten Deutschen Marine- und Kolonial-Bibliothek „Auf weiter Fahrt", fortgeführt von unserem verehrten Mitarbeiter, Kapitänleutnant Wislicenus, ist soeben Band IV (reich illustriert; geheftet 3.60 Mk., gebunden 4.50 Mk.) erschienen mit einem erstaunlich reichen Inhalt und in prächtiger Ausstattung. Es genügt dieser Hinweis, um dem Werke die alten Freunde zu erhalten und neue zu gewinnen: das Buch ist eine herzerfrischende Lektüre, für Alt und Jung ein Sporn zu nationaler Begeisterung und Pflichterfüllung! O. H.

Die Sachsen im ungarischen Reichstage.

Von

Notus.

Wenn das an Zahl so geringe, aber an tüchtigen Eigenschaften so reiche siebenbürgisch-sächsische Volk in Mitten zahlreicher feindlicher Elemente seine Kultur auf achtungswerter Höhe erhalten hat, so ist dies dem engen geistigen Zusammenhange zu verdanken, der zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger, aber doch immer mit dem Mutterlande seiner Vorfahren und mit der deutschen Wissenschaft unterhalten worden ist. Nicht minder war in den schweren Kämpfen, die dieser deutsche Volkssplitter im verflossenen halben Jahrhundert um seine nationalen und politischen Güter wiederholt zu führen hatte, die Sympathie, deren er sich bei seinen Stammesgenossen im geeinigten Deutschen Reiche zu erfreuen hatte, eine starke moralische Stütze und ein wirksamer Ansporn zur Verteidigung des bedrohten Volkstums. Der mannhafte Widerstand, den das kleine Häuflein sächsischer Abgeordneter in der Debatte über den die staatsrechtliche Stellung der dritten ständischen Nation Siebenbürgens aufhebenden Gesetzentwurf „über die Regelung des Königsbodens" vor nahezu drei Jahrzehnten leistete, fand sympathischen Widerhall, so weit die deutsche Zunge klingt. Ebenso hat in neuerer Zeit der Wiedereintritt der sächsischen Abgeordneten in die Regierungspartei, die sie aus Anlaß des Ortsnamengesetzes verlassen hatten, fast überall, wo man dem Deutschtum Siebenbürgens wärmeres Interesse entgegenbringt, das vielfach zu Tage getretene Gefühl unwilligen Staunens hervorgerufen. Besonders im Hinblick auf den neuesten Volksschulgesetzentwurf, der im Widerspruch mit den wichtigsten Grundgesetzen der dualistischen Gestaltung der Monarchie die Axt an die nationale Kultur **aller** Nichtmagyaren legt, die weitaus schwerste Schädigung aber dem blühenden Schulwesen der Siebenbürger Sachsen zuzufügen droht, begreift man im Auslande diese politische Haltung seiner Vertreter nicht, wie ja auch ein großer Teil der eigenen Volksgenossen sie entschieden mißbilligt.

Das in der Ära Metternich unterdrückte und fast ganz eingeschlafene deutsche Bewußtsein der in ihren zweiundzwanzig Städten und Stühlen in argem Cantönligeist versunkenen Sachsen wurde in den vierziger Jahren vornehmlich als Reaktion gegen die stürmischen Magyarisierungsbestrebungen geweckt, die vom engeren Ungarn auch auf das Großfürstentum Siebenbürgen hinübergriffen, sich aber dabei vor der Welt einen freiheitlichen und fortschrittlichen Anstrich zu wahren verstanden.

Als in den sechziger Jahren die vom österreichischen Absolutismus beseitigte geschichtliche Selbständigkeit Siebenbürgens wieder hergestellt und die Gleichberechtigung der drei ständischen Nationen auch auf die Rumänen ausgedehnt wurde, befand sich das gesamte Sachsentum in einem politischen Lager. Aber schon der Ausgleich des Jahres 1867 sah die siebenbürgischen Deutschen gespalten. Die an den Traditionen des österreichischen Gesamtstaates festhaltenden Altsachsen verhielten sich sehr zurückhaltend gegen die von ihnen als ihrem Volkstum gefährlich erkannte neue Gestaltung der Dinge, die in den Ländern der Stefanskrone die Vorherrschaft dem Magyarentume in die Hände spielte. Die Jungsachsen warfen sich dem ungarischen (damals noch nicht magyarischen) Staatsgedanken vertrauensvoll in die Arme und glaubten zum Teil auf ehrliche Respektierung der nationalen und staatsrechtlichen Stellung der sächsischen Nation zählen zu dürfen, zum Teil hofften sie auf eine moderne Ausgestaltung der in manchen Punkten allerdings veralteten siebenbürgischen — nicht bloß sächsischen — „Privilegien", d. h. Partikularrechte. Es standen sich somit zwei Strömungen gegenüber, deren Vertreter sich im öffentlichen Leben und in der Presse ihrer Heimat scharf bekämpften. Der im kleinen sächsischen Volke wohl begreifliche, aber oft an Krankhaftigkeit streifende Drang nach Einigkeit, dem es nicht darauf ankam, die tiefgehendsten prinzipiellen Gegensätze momentan zu verkleistern, brachte im Mediascher Programm des Jahres 1872 eine Einigung der beiden Parteien und somit aller sächsischen Abgeordneten zu stande.

Als aber durch die Fusion des linken Zentrums mit der Deákpartei Koloman Tisza zur Macht gelangte, stand es für jeden politisch Denkenden fest, daß er eine Politik der nationalen Unterdrückung inaugurieren würde. Die große Mehrzahl der sächsischen Abgeordneten schloß sich deshalb der neugegründeten liberalen Partei nicht an, die wenigen, die es taten, wurden von der öffentlichen Meinung der siebenbürgischen Heimat als Renegaten angesehen, ja gebrandmarkt. Bis zum Jahre 1874 war in Ungarn die geheime Abstimmung fakultativ gewesen, die Siebenbürger Sachsen kannten keine andere, die Wahlen waren bei ihnen vollkommen frei, und so konnten die Abgeordneten als die wahren Vertreter der Meinung ihrer Wähler angesehen werden. Noch als Führer der Opposition hatte Tisza die Freiheit der Wahl als sicherste Gewähr der politischen Stellung der Nichtmagyaren im ungarischen Parlament erkannt und darum bei der novellarischen Abänderung des Wahlgesetzes der Beseitigung der geheimen Wahl gern zugestimmt.

Die damals gewählten sächsischen Abgeordneten waren nur zum Teil der ihnen bevorstehenden schweren Aufgabe gewachsen. Das kleine Volk von Bürgern und Bauern, das keinen autochthonen Adel besaß — quia virtus nobilitat hominem —, somit der berufsmäßigen Politiker entbehrte, die dem Magyarentum so reichlich zur Verfügung stehen, mußte die Abgeordnetenmandate fast ausschließlich an Angehörige der es — nach der Ausdrucksweise seiner nationalen Gegner — beherrschenden beiden Berufsklassen, „der Bureaukratie und Hierarchie",

vergeben, fast durchgängig ehrenhafte Leute mit verdienter Vergangenheit, aber oft ohne weiten politischen Blick, leider auch meistens der magyarischen Sprache nicht genügend mächtig, um sich an den parlamentarischen Vorgängen mit Erfolg beteiligen zu können. An einzelnen Strebern unter ihnen fehlte es wohl nicht, sie waren aber selten. An Charakter und persönlicher Achtbarkeit stand der Durchschnitt der meist ohne Wahlkämpfe, dafür aber oft aus Cliquennepotismus ohne Rücksicht auf parlamentarische Brauchbarkeit gewählten sächsischen Abgeordneten durchgängig bedeutend über dem Durchschnitt des ungarischen Reichstages, an politischer Begabung ebenso tief unter demselben. Vielfach wurde ihre Wahl und parlamentarische Stellung mehr durch Kirchturmsinteressen (Gerichtshof, Kaserne, Eisenbahn, Staatssubvention) als durch klare und reine Erwägungen bestimmt.

So kam es, daß von 19 sächsischen Abgeordneten zur Zeit, als Koloman Tisza seine auf die Beseitigung der im ungarisch-siebenbürgischen Unionsgesetze garantierten staatsrechtlichen Stellung der siebenbürgisch-sächsischen Nation abzielenden Gesetzesvorlagen dem Abgeordnetenhause unterbreitete, zwei im Regierungslager standen, zwei sich abseits hielten, nur fünfzehn den Beschlußantrag unterschrieben, der gegen den Gesetzentwurf über die Regelung (recte Aufhebung) des Königsbodens und der sächsischen Universität eingebracht wurde, und nur sechs in der Lage waren, sich in der Generaldebatte über den Entwurf als Redner einschreiben lassen zu können und in entschiedener, aber würdiger Weise für die natürlichen und gesetzlichen Rechte ihres Volkes einzutreten.

Von den sechs Rednern der Königsbodendebatte weilen zwei Männer untadeligen Charakters, die gewesenen Altsachsen Gustav Kapp und Carl Gebbel nicht mehr unter den Lebenden. Ersterer leistete seinem Volke und seiner Vaterstadt Hermannstadt noch als Abgeordneter zur Nationsuniversität und als Bürgermeister unvergeßliche Dienste, letzterer betätigte eine segensreiche Tätigkeit als Oberkurator der sächsischen Landeskirche. Die beiden Jungsachsen Emil v. Trauschenfels und Guido von Bausznern machten sehr bald ihren Frieden mit Koloman Tisza. Aus Anlaß des bei den 1878er Neuwahlen zu Tage tretenden Aufschwunges des sächsischen Nationalgefühls von seinen Wählern abgeschüttelt, wirkte der erstgenannte lange Jahre hindurch als k. ung. Schulinspektor und trachtete für die von ihm selbst eingeschlagene opportunistische Richtung unter seinen Volksgenossen — lange Zeit vergeblich — Propaganda zu machen. Der zweite gewann von Tiszas Gnaden das Mandat des stets regierungsfrommen Agnethler Wahlbezirks und blieb ein getreuer Satellit des parlamentarischen Diktators bis zu dessen Rücktritt. Adolf Zay suchte früh den Anschluß an die magyarischen Reichstagsparteien, allerdings lange Zeit hindurch auf oppositioneller Grundlage.

Bei den Wahlen des Jahres 1878 war zum Teil infolge der Verminderung der sächsischen Wahlbezirke, zum Teil infolge der den Regierungseinflüssen Tor und Tür öffnenden novellarischen Änderung des Wahlgesetzes, schließlich auch infolge des bei den Sachsen bisher unbekannt gewesenen Druckes von oben die Zahl der unabhängigen (oppositionellen) sächsischen Abgeordneten von 17 auf 9 gefallen und eine Anzahl von Wahlbezirken in gegnerische Hände geraten. Trotzdem bekämpfte

das kleine Häuflein tapfer den Gesetzentwurf über die obligatorische Einführung der magyarischen Sprache in die Volksschulen. Die Tiszasche Magyarisierungspolitik und das von Tiszas Vertrauensmann Wächter als Titularsachsencomes ausgeübte Willkürregiment rüttelte indes das sächsische nationale und historische Bewußtsein wach, wozu das im Jahre 1874 gegründete Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt unter der ausgezeichneten Leitung seines Redakteurs Dr. Karl Wolff sehr wesentlich beitrug. Der mächtige nationale Aufschwung trat bei den Wahlen des Jahres 1881 klar zu Tage und verstärkte die Zahl der nationalsächsischen Abgeordneten wieder beträchtlich. Allerdings hatte der kurz vor den Wahlen zusammengetretene Parteitag in dem Sächsischen Volksprogramm eine Richtschnur gegeben, an die sich alle nicht durch lokale Wünsche in das Regierungslager gedrängten unabhängigen sächsischen Wähler hielten, wenn sie auch kein striktes Verbot enthielt, in die Regierungspartei einzutreten. Trotz aller Mahnungen ängstlicher Gemüter, an denen es unter den seit jeher als prudentes et circumspecti bezeichneten Sachsen niemals gefehlt hat, war doch im großen und ganzen das Gefühl schwerer Rechtskränkung und das Bewußtsein, daß eine unablässige Verteidigung der bedrohten Freiheits- und Kulturgüter nationale Ehrensache sei, im sächsischen Volke zu stark, als daß die im Kreise selbst der unter oppositioneller Devise gewählten Abgeordneten stets vorhandenen Beschwichtigungshofräte das Übergewicht über die entschlossenen Verteidiger der Volksrechte hätten erlangen können.

Die nationale Unterdrückung, die das sächsische Volk seit dem Beginn der Ära Tisza zu erleiden hatte, löste dabei in ihm allmählich ein umfassenderes deutsches Bewußtsein, das Bewußtsein des ethnischen Zusammenhanges mit den an Zahl zehnmal so starken übrigen ungarländischen Deutschen aus, das zum Ausdruck zu bringen die Abgeordneten indes sehr selten geneigt waren. Sie verteidigten bestenfalls ihr *eigenes* Deutschtum, das ja allerdings historisch am festesten begründet war. Lange Jahre hindurch wollten die wenigsten sächsischen Abgeordneten etwas von ihren deutsch-ungarischen Stammesgenossen wissen, die zu organisieren ihre nationale Pflicht und ihr wohlverstandenes eigenes Interesse gewesen wäre.

Den zweiten bemerkenswerten Kampf im ungarischen Abgeordnetenhause führten die Sachsen gegen das Mittelschulgesetz, das den blühenden sächsischen Gymnasien und Realschulen eine empfindliche Schädigung zuzufügen drohte und nach seiner Durchführung auch tatsächlich zugefügt hat.

Eine Wendung in ihrer unabhängigen oppositionellen Stellung gegen ihren unversöhnlichen politischen Gegner Koloman Tisza brachte dann der Rücktritt Dr. Karl Wolffs von der Redaktion des Siebenbürgischen Deutschen Tagblattes infolge seiner Erwählung zum Direktor der Hermannstädter Sparkasse, in welcher Stellung er durch sein Eintreten für gemeinnützige Ziele, durch die Organisierung der Raiffeisenkassen und dergleichen Tätigkeit sich außerordentliche Verdienste um das sächsische Volk erworben hat. Allein von dem richtigen Grundgedanken ausgehend, daß dasselbe ohne wirtschaftlichen Aufschwung sein kulturelles Niveau

und sein deutsches Volkstum trotz aller politischen Energie und parlamentarischen Betätigung derselben nicht werde behaupten können, und daraus den falschen Schluß ziehend, daß ein allseitiger wirtschaftlicher Fortschritt ohne wohlwollende Förderung von Seiten der Regierung nicht zu erreichen sein würde, setzte er seine starke Persönlichkeit für eine möglichst regierungsfreundliche opportunistische Politik ein. Derselben Tendenz neigte der im Jahre 1887 gewählte Abgeordnete Oskar Meltzl zu, im Laufe von drei Dezennien vielleicht der einzige sächsische Volksvertreter, der die magyarische Sprache ebenso vollkommen beherrschte, wie die deutsche.

Einen Anteil an dieser opportunistischen Wendung hatte auch der persönliche Ehrgeiz und die Rivalität zweier der parlamentarisch tüchtigsten sächsischen Abgeordneten, die nach dem Posten des Hermannstädter Obergespans und Sachsencomes strebten. Ihr Antagonismus wirkte trennend auf alle ihre übrigen Kollegen zurück und ließ ein achtunggebietendes einheitliches Auftreten im Reichstage nicht mehr zu, obwohl die nationalen Vexationen der Tiszaschen Herrschaft dazu Anlaß genug geboten hätten.

Eine weichere Haltung der Abgeordneten fand nun Aufmunterung auch von einer Seite, die bisher in der nationalen Abwehr chauvinistischer Angriffe in zielbewußter Weise mitgewirkt hatte. Das waren die leitenden Männer der evangelischen Landeskirche Siebenbürgens, vor allem ihr Bischof und musterhafter Organisator Georg Daniel Teutsch, der verdiente Geschichtsschreiber seines Volkes. Niemand hatte den ethischen Gehalt des durch die parlamentarische Passivität der Romänen noch wesentlich erschwerten Kampfes der Siebenbürger Sachsen um ihr Recht und um ihr Volkstum dem Volksgewissen so wirksam einzuprägen gewußt, als sein Mitarbeiter, Landeskirchensekretär Franz Gebbel, dessen früher Hingang sich nur zu bald im Nachlassen des unbeugsamen Widerstandes gegen die unablässige Rechtsbeugung der Regierung und der Behörden fühlbar machte. Der ungarische Protestantismus, der im jahrhunderte langen Kampfe um die Religionsfreiheit und konfessionelle Gleichberechtigung seine Autonomie vor den Eingriffen der Staatsgewalt wirksam zu bewahren verstanden hatte, wurde von Tisza seines steifen Rückgrates zum Teil durch die Reform des Magnatenhauses beraubt, bei der unter dem gefälligen Titel des gleichen Rechtes auch die drei ältesten kirchlichen und weltlichen Oberhäupter der lutherischen und reformierten Kirchendistrikte neben den katholischen und orthodoxen Bischöfen Sitze in der oberen Kammer des Reichstages erhielten. Diese Magnatenhausmitgliedschaft wirkte nun überaus mildernd auf früher intransigent gewesene Standpunkte ein. Insbesondere ergab auch bei den Siebenbürger Sachsen ein in seinen Folgen bald klar zu Tage tretendes Zusammenwirken des egoistisch streberischen mit dem wirtschaftlichen und mit dem staatsmännisch drapierten Opportunismus. Manche der früheren Abgeordneten und politisch maßgebenden Persönlichkeiten, die konsequent für die Geltendmachung eines oppositionellen Standpunktes eingetreten waren, ließen sich durch persönliche Verhältnisse und Rücksichten von der offenen und energischen Bekämpfung der opportunistischen Pläne ausschalten, die auch in

den breiteren sächsischen Volksschichten nach einer fünfzehn Jahre hindurch oft nur unter schweren Opfern behaupteten politischen Kampfesstellung mit einem begreiflichen und entschuldbaren Gefühl der Kampfesmüdigkeit zusammentrafen. Ein gütiges Geschick ersparte indes dem sächsischen Volke damals die Schmach eines demütigenden direkten Friedensschlusses mit seinem ärgsten Bedränger und Vergewaltiger durch die in den politischen Verhältnissen Ungarns unerwartet eintretende Wendung.

Nach fünfzehnjähriger parlamentarischer Diktatur stieß Tisza und das von ihm auf Chauvinismus und Korruption erbaute Regierungssystem, das auch im Kreise der herrschenden Rasse eine mächtige Flut von Haß um sich hatte anwachsen lassen, aus Anlaß einer Militärvorlage auf den erbitterten Widerstand der Opposition, wobei der den nichtmagyarischen Nationalitäten des Landes als unerbittlicher Unterdrücker unvergeßlich gewordene Vertreter einer zielbewußten Magyarisierungspolitik den Boden auch bei den eigenen Stammesgenossen unter den Füßen verlor und die erste sich darbietende Gelegenheit benutzen mußte, um mit dem ihm noch gebliebenen Reste von politischem Ansehen von der Regierung zurückzutreten.

Sein Nachfolger, Graf Julius Szapáry, war von vornherein geneigt, andere Wege zu wandeln. Seine konservative Gesinnung ließ ihn Verständnis finden für den Kampf der Sachsen um ihr historisches Recht gegen brutale Willkür, wie sie insbesondere von den Obergespänen der Comitate Bistritz-Naszód und Großkokeln, Baron Desider Bánffy und Graf Gabriel Bethlen geübt wurde. Ein beträchtlicher Teil der sächsischen Politiker fand sich nun bereit, die oppositionelle Stellung gegen die Entfernung der beiden genannten Comitatspaschas und gegen Zusicherung ungehinderter Verfügung über das von magyarischer und insbesondere auch romänischer Begehrlichkeit stark umworbene sächsische Nationalvermögen und freier Bewegung auf dem Gebiete der Kirche und Schule aufzugeben. Ein anderer Teil mißtraute den gegebenen Versprechungen und wollte sich die Freiheit parlamentarischer Betätigung, den unentwegten Kampf für die nationalen Güter nicht einschränken lassen. Nur dem mächtigen Einflusse des Bischofs Teutsch auf seine intimsten persönlichen Freunde gelang es, im Zentralausschusse der sächsischen Volkspartei eine Mehrheit von zwei Stimmen für eine opportunistische Wendung in der politischen Haltung der sächsischen Abgeordneten zu erlangen, womit die schiefe Ebene des Aufgebens der unabhängigen Stellung im Parlamente betreten war. In kurzer Zeit war der Eintritt in die Regierungspartei von allen Abgeordneten vollzogen.

Während der Ministerpräsidentschaft Szapárys war das Verhältnis zwischen Regierung und Sachsentum ein ganz erträgliches. Der Abgeordnete Guido Bausznern wurde für seine langjährige treue Gefolgschaft mit dem Posten eines Obergespans im Fogarascher Comitate belohnt. Etwas später fand auch der früher stramm oppositionelle Zay eine Versorgung im Handelsministerium und war von da an politisch tot. An die Spitze des Kronstädter und später auch des Hermannstädter Comitates wurde ein national toleranter, milder und gerechter Mann, Graf Andreas Bethlen gestellt, der die nun einreißende politische Rückgratlosigkeit sehr geschickt zu fördern verstand. Im Reichstage waren die sächsischen Abgeordneten

alsbald eine quantité négligeable. Sie hielten sich fein still und ruhig, machten sich möglichst wenig bemerkbar, man sprach von ihnen so wenig, wie von einer tugendhaften Frau. Die niemals aufgegebene Entnationalisierungstendenz der Regierung und Gesetzgebung betätigte sich den Sachsen gegenüber nur behutsam, dagegen wendete ihnen die Regierungsgunst hier und da einen freundlichen Strahl zu. Auch als die konservativ angehauchte Ära Szapáry von dem schärfer betonten, hauptsächlich auf kirchenpolitische Ziele gerichteten Liberalismus des Kabinetts Wekerle abgelöst wurde und die Staatsomnipotenz aus Magyarisierungsrücksichten den Einfluß der kirchlichen Autonomie, auf der das deutsche Kulturleben der Siebenbürger Sachsen ruht, sehr empfindlich antastete, konnten sich die zu bequemen „Realpolitikern“ gewordenen sächsischen Abgeordneten nicht entschließen, das warme Nest des liberalen Klubs zu verlassen. In wunderbarer Mißdeutung der einem Vertreter des sächsischen Volkes naturgemäß obliegenden Pflichten begründeten sie fast alle — etwa mit Ausnahme des Abgeordneten Schwicker — ihr krampfhaftes Festhalten an der Äußerlichkeit der Parteistellung mit der deutschen Treue, die es verbiete, die Partei zu verlassen, auf deren Programm man gewählt worden sei. Nur der langjährige Vertreter der intransigenten deutschen Politik seines Volkes, der einen großen Teil der politischen capitis diminutio desselben bei der von ihm später selbst als Irrtum erkannten opportunistischen Wendung auf seine Verantwortung genommen hatte, Bischof Teutsch bereute diesen seinen — vielleicht einzigen — politischen Fehler und machte von seiner Mitgliedschaft im Magnatenhause unerschrocken rühmlichen Gebrauch, um die kirchenpolitische Gesetzgebung zu bekämpfen, die allen Nichtmagyaren eine lange fortwirkende Schädigung ihrer nationalen Kultur und kirchlichen Autonomie gebracht hat.

Als das Kabinett Wekerle den Widerstand des Magnatenhauses nicht zu brechen vermochte und nach seiner ersten Demission von der liberalen Majorität der Krone noch einmal aufgedrängt, schließlich die Leitung der Geschäfte dem Baron Desider Bánffy überlassen mußte, schien es selbstverständlich und beinahe Ehrensache für die sächsischen Abgeordneten, aus der Regierungspartei auszuscheiden. Allein sie hatten es verlernt, im schweren Kampfe für das Recht ihres Volkes das bittere Brot der Opposition zu essen und begnügten sich mit Bánffys vagen Versprechungen, daß er den Sachsen nichts zu Leide tun und sich sogar mit dem Programm der sächsischen Volkspartei, die als solche nur mehr ein Scheinleben geführt hatte, abfinden werde. Der hierüber mißgestimmten Wählerschaft wurde die „Realpolitik“ der Selbstentmannung als höchste staatsmännische Weisheit angepriesen. Dieser würdelose Verzicht auf nationale Betätigung im Reichstage, das daraus erwachsende Schwinden der politischen Moral und der allein den Bestand des deutschen Volkstums sichernden idealen Denkweise führte endlich zur Durchbrechung der Kruste politischer Indifferenz, die sich ertötend um das öffentliche Leben des sächsischen Volkes gelegt hatte. Eine Anzahl jüngerer Männer brach den Bann, den wirtschaftliche Rücksichten, kirchliche Besorgnisse und die persönliche Politik der Abgeordneten auf die freie und rückhaltlose Betätigung nationalpolitischer Gesinnung gelegt hatten. Sie entfesselten

und organisierten die „Grüne“ Bewegung und führten sie nach mehrjährigem, oft sehr erbittertem Kampfe, in dem sich wiederholt die Partei der regierungsfreundlichen „Schwarzen“ mit den Magyaren gegen die oppositionellen Volksgenossen verband, im Kronstädter Comitat, in der städtischen und kirchlichen Gemeindevertretung zum Siege. Dazu trug wesentlich bei, daß das ängstliche Regierungssachsentum sich vom chauvinistischen Ministerpräsidenten Bánffy so weit einschüchtern ließ, einen Parteitag ohne Bezeichnung des deutschnationalen Charakters einzuberufen, den begreiflicherweise die „Grünen“ und auch die eine Mittelstellung einnehmenden „Grauen“ unter Protest verließen.

Den mächtigsten Anstoß zur Wiedererweckung des doch nur künstlich eingelullten sächsisch-nationalen Volksbewußtseins gab indes Baron Bánffy durch sein Ortsnamengesetz, welches den amtlichen Gebrauch aller nichtmagyarischen Ortsnamen untersagte. Gegen diese Verletzung der historischen Pietät empörten sich auch die lammfrommsten Gemüter. Einige der Abgeordneten sahen nun doch ein, daß ihres Bleibens in der Regierungspartei nicht länger sei und traten unter dem Druck der heimatlichen Volksstimmung aus eigenem Antriebe aus dem liberalen Klub aus.

Es bedurfte der Drohung mit einem Mißtrauensvotum und mit direkter Aufforderung zur Mandatsniederlegung, um einige Vertreter selbst solcher Wahlkreise, welche früher stets national und nicht regierungsfreundlich gewählt hatten, schließlich ebenfalls zum Austritt aus der Regierungspartei zu zwingen. Aber selbst zu einer Zeit, als eine sächsische Frauendeputation an den Stufen des Thrones einen letzten Versuch machen wollte, die Nichtsanktionierung des das ganze sächsische Volk in seinen heiligsten Gefühlen, in seiner Pietät für eine 700jährige Vergangenheit verletzenden Ortsnamengesetzes zu erbitten, aber auf Betreiben Baron Bánffys nicht zur Audienz vorgelassen wurde, konnten sich die ausgetretenen Abgeordneten nicht zu einer ausgesprochen oppositionellen Haltung entschließen. Auch in dieser kurzen Zeit hochgeschwellten Nationalgefühls der sächsischen Volkskreise blieben die Abgeordneten von Bistritz, Mediasch und Reps, Fluger, Oberth und Pildner, getreue Schildknappen der Regierungspartei, im Sinne des vom erstgenannten geprägten geflügelten Wortes: „Die Regierung möchte ich sehen, die ich nicht unterstütze!“ Und dabei gab es immer einzelne Volkskreise, die angesichts des Damoklesschwertes, das die chauvinistische „Kultur“politik der ungarischen Ministerien über dem Kirchen- und Schulwesen der Sachsen sowie der übrigen nichtmagyarischen Nationalitäten aufgehängt hielt, den Grundsatz vertraten, daß das sächsische Volk trotz der ihm von Zeit zu Zeit immer wieder versetzten gelindern oder fühlbarern Fußtritte, seiner konservativen Natur nach seinen Platz unter allen Umständen an der Seite der jeweiligen Regierung nehmen müsse. Und diese Politik fand ihre Vertretung auch im journalistischen Hauptorgan des Sachsentums, das nach dem Rücktritt Dr. Carl Wolffs eine allmähliche Schwenkung in das opportunistische Fahrwasser hatte machen müssen. Dagegen trat die Kronstädter Zeitung wirksam für eine entschiedene deutsche Haltung ein und in ihr erschien damals der Artikel aus der Feder eines talentvollen, aber später als politisch sehr wandelbar erwiesenen Grünen, der in

flammenden Worten den schmerzlichen Eindruck wiederspiegelte, den der Toast Kaiser Wilhelms in der Ofner Königsburg auf alle national gesinnten Deutschen in Ungarn machte, wenn auch alle insbesondere von Bánffys Oberofficiosus Beksics suggerierten Schlüsse des Magyarentums, „daß nunmehr der Deutsche Kaiser selbst alle Deutschen jenseits der Leitha der Magyarisierung ausgeliefert habe", nur chauvinistische Hirngespinste sein konnten.

Die grüne Bewegung, die immer mit der Ängstlichkeit und Initiativlosigkeit auch der meist sehr ungern außerhalb der Parteien stehenden, somit nur scheinbar wirklich unabhängigen sächsischen Abgeordneten hatte kämpfen müssen, brachte auch eine Abwendung von der traditionellen engherzigen sächsischen Anschauungsweise zum Durchbruch, die noch lange nach der Aufhebung der staatsrechtlichen Stellung der sächsischen Nation, immer auf der separatistischen Grundlage derselben verharrte, den ethnischen Zusammenhang mit den übrigen Deutschungarn ignorierte und jeder Betätigung nationaler und politischer Gemeinschaft ängstlich aus dem Wege ging.

Die durch die stets schärfer sich betätigende Magyarisierungstendenz der Gesetzgebung und der Behörden unter den südungarischen Deutschen zu Tage tretende nationale Bewegung fand warme Sympathie und Förderung von sächsischer Seite nur zur Zeit der Blüte der grünen Bewegung, als deren geistige Leiter der alle Qualitäten eines Volkstribunen besitzende Kronstädter Advokat Dr. Carl Lurtz und der Professor und Redakteur der Kronstädter Zeitung Lutz Korodi bezeichnet werden müssen. Das machtvolle Wort des erstern und die gediegene Feder des letztern, unterstützt von dem hingebenden Eifer und Organisationstalent einer Reihe von Gesinnungsgenossen rüttelte das nationale Bewußtsein weiterer Kreise wach und brach den Einfluß der langjährigen Führer im Kronstädter Comitat gänzlich, während im Hermannstädter Comitat sogar die starke Persönlichkeit des durch wirtschaftliche Schöpfungen hoch verdienten und auch musterhaft integren Dr. Carl Wolff stark an Boden verlor, aber das Feld doch nicht vollständig der radikalen jungen politischen Generation räumte. Als im Jahre 1901 Korodi in den Reichstag gewählt wurde und wenige Monate später, bei den allgemeinen Wahlen, Lurtz ebenfalls ein Mandat erhielt, war die Meinung des sächsischen Volkes, daß nunmehr ein frischerer Zug in das Auftreten seiner Abgeordneten kommen würde. Aber diese Hoffnung fand nur zum geringen Teile Erfüllung. Insbesondere der für die deutsche Sache mit Feuereifer und mit überwältigender Beredsamkeit im Kreise seiner Volksgenossen eingetretene und die nationale Lauheit der sächsischen Abgeordneten schonungslos geißelnde Dr. Lurtz verstummte im Abgeordnetenhause sehr bald, ging jeder entschiedenen Betätigung des nationalen Standpunktes scheu aus dem Wege und lenkte in die opportunistischen Wege seiner „realpolitischen" Kollegen ein, die er als Führer der Grünen Bewegung wegen ihrer überängstlichen Haltung mit ätzendem Spott übergossen und mit hinreißendem Schwunge an ihre nationalen Ehrenpflichten erinnert hatte. Aber wenigstens einer der sächsischen Abgeordneten handelte, solange er diese Vertrauensstellung einnahm, unentwegt im Sinne seiner

vor seiner Wahl verfochtenen Überzeugung, hielt die deutsch-nationale Fahne hoch und trotzte den Ausbrüchen des sich in ganzer Stärke gegen ihn richtenden magyarischen Chauvinismus, was seinen „realpolitischen", nie offen auftretenden, sondern höchstens hinter den Kulissen diplomatisierenden Abgeordnetenkollegen äußerst unbequem war.

Doch sie sollten von ihm befreit werden.

Die von Koloman Széll bei seinem Antritt des Ministerpräsidentenpostens verkündete Devise „Recht, Gesetz und Gerechtigkeit" fand nur auf die magyarische Bevölkerung Anwendung. Die legitimsten Regungen nationalen Bewußtseins in der Presse der Romänen, Serben, Slovaken, Sachsen und südungarischen Schwaben wurden durch zahllose Preßprozesse zu unterdrücken gesucht. Und so wurde auch alsbald der kühne Anwalt der nationalen Gleichberechtigung und insbesondere des Rechtes der Sachsen und aller übrigen ungarländischen Deutschen in einen Preßprozeß verwickelt, der unter beispielloser Prostituierung der ungarischen Justiz zu einer Verurteilung auf ein Jahr führte. Vorher schon war er im Abgeordnetenhause niedergeschrien worden, sobald er dem Chauvinismus die Wahrheit zu sagen wagte. In den Annalen der sächsischen Abgeordneten wird ihr teilnahmloses Verhalten, ihr Nichteintreten für den Einzigen, der in dieser Zeit seiner Pflicht voll und ganz nachkam, stets eines der dunkelsten Blätter bilden. Daß Korodis Wähler einmal mit aller Entschiedenheit für ihn eingetreten sind, läßt es schwer begreiflich erscheinen, daß sie nach seiner durch die Verurteilung gebotenen Mandatsniederlegung einen opportunistischen Nachfolger wählten.

Noch stießen indes die leisen Versuche der in ihrer parteilosen Stellung sich unbehaglich fühlenden, anlehnungsbedürftigen sächsischen Abgeordneten, wieder in das warme Nest der Regierungspartei zurückzukehren, auf entschiedenen Widerspruch in der öffentlichen Meinung ihrer Heimat. Als die Unersättlichkeit des magyarischen Chauvinismus bei Unterbreitung der Gesetzesvorlage über die Erhöhung des Rekrutenkontingentes diesen Anlaß zur Erzwingung der magyarischen Kommandosprache zu benützen versuchte und das von Széll befolgte System der „passiven Resistenz" der Ungeduld der Krone und der Militärkreise eine zu schwere Geduldsprobe bot, wurde zwar der von magyarischem Standpunkt beste Minister, den Ungarn seit den Begründern des Dualismus gehabt hat, der Obstruktion geopfert. Allein sein Nachfolger, Graf Khuen-Hedervárÿ, der als Vertrauensmann des Monarchen den Sachsen sympathisch war, blieb so kurz an der Spitze der Regierung, daß es zu einer Annäherung an ihn nicht kommen konnte. Sein Rücktritt brachte das Ministerium Tisza an das Ruder, dessen Chef seit langem als Befürworter drakonischer Maßregeln gegen die Unbotmäßigkeit der Oppositionsparteien bekannt war. Die ihm nachgerühmte eiserne Hand gegen diese Verkörperung des schlimmsten Chauvinismus konnte ja den Sachsen willkommen sein, aber sie durften nicht vergessen, daß Tisza der Sohn seines Vaters, des Nationalitätenzermalmers und Totengräbers der staatsrechtlichen sächsischen Nation war. Einige halbwegs verbindliche, aber zu Nichts verpflichtende Redensarten über nationale Toleranz gegen die nichtmagyarischen Staatsbürger, kräftig verbrämt mit scharfer Bedrohung der bösen Agitatoren konnten doch vernünftiger-

weise nicht zur Hoffnung berechtigen, daß er den auch von ihm feierlich proklamierten „Ausbau des einheitlichen magyarischen Nationalstaates“ ohne Beeinträchtigung der übrigen Volksstämme zu Wege bringen werde. Dabei war es genau bekannt, daß sein Unterrichtsminister, Albert Berzeviczy, ein enragierter Chauvinist sei, und war mit Sicherheit vorauszusehen, daß sein brennender Ehrgeiz ihn zu gefährlichen Schritten auf der populären Bahn der Magyarisierungstätigkeit veranlassen werde.

Das hielt aber die sächsischen Abgeordneten nicht ab, zu einer Zeit, als alle Spatzen von den Dächern die bevorstehende Vorlage eines Volksschulgesetzes ankündigten und dessen Tendenz kennzeichneten, hinter dem Rücken, d. h. ohne Vorwissen ihrer Wähler, angeblich gegen gewisse vage Zusicherungen betreffs der Unschädlichkeit des Volksschulgesetzentwurfs, den formellen Eintritt in die Regierungspartei zu vollziehen. Daß ein Teil der Wählerschaften hinterher über diesen politisch unklugen, national würdelosen Schritt außer sich war und sich nicht mit der Entschuldigung begnügen wollte, daß ihre Vertreter — ein beschämendes Eingeständnis mangelnder Voraussicht — betrogen worden seien, konnte an der Tatsache nichts ändern, die sich allenfalls noch von den früheren Opportunisten begreifen ließ, von Seiten des gewesenen Führers der Grünen, des Abgeordneten Lurtz, des Rebellen gegen die frühere offizielle sächsische Politik nach der Kapitulation vor Szapáry indes nur als grobe Verletzung der politischen Moral charakterisieren ließ und allgemein empfunden wurde. Dieses Gefühl kam auch bei einer Kronstädter Wählerversammlung deutlich genug zum Ausdruck, aber weder hatte eine genügende Anzahl von Wählern das Rückgrat, den Wiederaustritt aus der Regierungspartei oder die, allerdings angebotene Niederlegung des Mandats zu fordern, noch fand es der scharf angegriffene Abgeordnete angemessen, die moralisch gebotenen Konsequenzen zu ziehen.

Der Referentenentwurf des Volksschulgesetzes, der bei allen Nichtmagyaren einen einstimmigen Schrei der Entrüstung über die drohende Schädigung ihrer Kultur durch rücksichtslose Verletzung und perfide Verdrehung grundgesetzlich gesicherter Rechte hervorgerufen hatte, wurde dem Reichstage in noch verschärfter Fassung vorgelegt. Jetzt sahen die kirchlichen Organe der Sachsen, Serben und Rumänen endlich ein, daß alle bisherige Leisetreterei nichts genützt, sondern den Magyarisierungseifer nur noch angestachelt hat. Nun kam Protest auf Protest. Auch die sächsischen Getreuen des Kabinetts Tisza in der Regierungspartei sahen sich unter dem Drucke teils ihres nationalen Gewissens, teils ihrer Wähler genötigt, die Erklärung abzugeben, daß sie den Berzeviczyschen Gesetzentwurf nicht annehmen, nachdem sie vorher nicht den Mut aufgebracht hatten, die Zurückziehung oder grundlegende Abänderung des Gesetzes zur Bedingung ihres Bleibens in der Regierungspartei zu machen, zu einer Zeit, wo ihr Austritt und der Anschluß an die liberalen Dissidenten die damals noch vorhandene Majorität Tiszas in Frage gestellt hätte.

Wie kurzsichtig die „kluge Realpolitik“ der Abgeordneten gewesen ist, hat in niederschmetternder Weise der Ausfall der vom Grafen Tisza zur Zerbrechung

der Obstruktion vorgenommenen Reichstagswahlen gezeigt. Die liberale Partei wurde in die Minorität gedrängt, in der siegreichen Koalition der oppositionellen Parteien ist das am schärfsten von Baron Bánffy vertretene chauvinistische Prinzip programmatisch zur Richtlinie künftiger parlamentarischer Ministerien erhoben worden.

Die achtunddreißig Jahre lang aus rein opportunistischen Gründen der jeweiligen Regierungspartei angehörenden Kroaten besaßen nun die politische Einsicht, alsbald nach Tiszas Niederlage auszutreten und sich die Freiheit des Handelns zu bewahren. Die zehn nationalistischen (rumänischen, serbischen, slovakischen) Abgeordneten schlossen sich sofort zu einem selbständigen Klub zusammen und reichten einen Adreßentwurf ein, der von sächsischem Standpunkt nahezu Wort für Wort unterschrieben werden könnte. Von den sächsischen Abgeordneten hatte in dieser kritischen Lage der Monarchie kein einziger den Mut, in der Adreßdebatte auch nur den Mund zu öffnen. Nach den bisherigen Erfahrungen scheint die Befürchtung gerechtfertigt, daß sich die viri prudentes et circumspecti noch einmal mit vagen Versprechungen ködern, noch einmal von besseren Realpolitikern, als sie sind, betrügen lassen werden. Die gesteigert chauvinistische Strömung, von der unter dem politischen Terrorismus der oppositionellen Koalition fast das gesamte Magyarentum ergriffen ist, beginnt der liberalen Partei den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Eine beträchtliche Zahl von Austritten aus dem liberalen Klub ist erfolgt, und um ein Weitergreifen dieser Desertion zu verhüten, hat Graf Stefan Tisza die Parteigenossen am 23. August eindringlich zum Aushalten bei der Fahne ermahnt. Und getreulich sind trotz der inzwischen wiederholt erfolgten chauvinistischen Enuntiationen Tiszas und seiner Organe die sächsischen Abgeordneten dem Rufe „ihres Parteichefs" gefolgt, und haben redlich das ihrige dazu beigetragen, das lecke Schiff der machtlos gewordenen einstigen Parlamentsmajorität wieder etwas fester zu zimmern, anstatt sich politisch auf eigene Füße zu stellen und sich die Freiheit ihres parlamentarischen Handelns durch ihren Austritt im Interesse ihres Volkstums zu wahren.

Hier und da Pietät, meist aber politisches Cliquenwesen, während des Kampfes zwischen Grünen und Schwarzen auch grenzenlose politische Gehässigkeit, hat eben an der Mandatskrippe zum Teil Invaliden gelassen oder Neulinge hingesetzt, deren politische und parlamentarische Kapazität, bei sonstiger persönlicher Achtbarkeit, alles zu wünschen übrig ließ, zum Teil strebsame jüngere und auch ältere Männer, deren politische Konsequenz sich wenig bewährt hat, in deren persönlichem Interesse ein gutes Einvernehmen mit der Regierung liegt, und die die übrigen nach ihrem Willen lenken. Natürlich können solche Vertreter des sächsischen Volkes im ungarischen Parlamente nicht imponieren, und der intelligentere Teil der sächsischen Wähler fühlt auch das Demütigende solcher Vertretung. Aber auch nur zur teilweisen Abhilfe fehlt die Energie. Es ist gewiß sehr hart und schwer, dies aussprechen zu müssen, und damit manche schöne Illusion zu zerstören. Aber nur schonungsloses Aufdecken dieser Verhältnisse und klares Erkennen ihrer politischen Unhaltbarkeit kann Abhilfe schaffen.

Vor den vom Kabinett Tisza zur Begrenzung der zu einer Gefahr für die ruhige Entwicklung Ungarns und für die Machtstellung der Monarchie gewordenen Obstruktion angeordneten Neuwahlen hatte allerdings das Sieb. Deutsche Tagblatt, das in den letzten Jahren sich unter gewandter journalistischer Leitung die allgemeine Unzufriedenheit durch eine nationale Entmannungspolitik zugezogen hatte, ganz plötzlich gefunden, daß die parlamentarische Vertretung der Sachsen unbedingt einer Regeneration bedürfe. Daß sich ungefähr gleichzeitig, später allerdings verleugnete, Ambitionen meldeten, die der Leitung des Blattes nahe stehen, läßt solch einigermaßen verspätetes Einbekenntnis nicht als rein sachlich erscheinen. Aber besser spät als nie. Nur wäre zu bemerken, daß immerhin noch wichtiger als rednerische Begabung und politisches Wissen für einen geeigneten Vertreter eines so kleinen Volkes der politische Charakter ist. Und an diesem hat es den meisten sächsischen Abgeordneten ebenso wie an der äußern parlamentarischen Eignung gefehlt. Darauf sollen sich die sächsischen Wähler besinnen, statt sich an dem Leitseil der Altweiberpolitik ihrer Kreisausschüsse führen zu lassen, wie leider noch bei den letzten Wahlen.

Bei aller Rücksichtslosigkeit unserer Darstellung — amicus Plato sed magis amica veritas — möchten wir aber doch entschieden der Anwendung des Satzes entgegentreten, daß jedes Volk solche Abgeordnete hat, wie sie es verdient. Das auf eine 700 jährige ruhmvolle Vergangenheit zurückblickende sächsische Volk steht höher als seine derzeitige parlamentarische Vertretung. Es hat schon musterhafte Abgeordnete gehabt und kann solche wieder finden, wenn es sich darauf besinnt, daß sein spezifisches Gewicht im politischen Leben und damit die Möglichkeit der Wahrung seiner Lebensgüter nicht allein von seinem häuslichen Fleiße, von der Wahrung seiner wirtschaftlichen und kulturellen Interessen im engen Kreise der ihm noch gebliebenen Autonomie, sondern sehr wesentlich auch von der, den Anforderungen der politischen Moral und der parlamentarischen Befähigung entsprechenden Zusammensetzung seiner Vertretung im ungarischen Reichstage abhängt. Eine in der Form noch so gemäßigte, im Wesen aber resolute Geltendmachung der für den Augenblick vielleicht aussichtslosen, aber unverjährbaren natürlichen und gesetzlichen Rechte muß von den Abgeordneten stets von neuem gefordert, stets von neuem versucht werden. Haben einmal die Wähler die Einsicht und den Mut, geeignete Männer in das Parlament zu entsenden, und ist die Mehrzahl der künftigen Abgeordneten entschlossen, den ihnen unter gar keinen Umständen ersparten Kampf für ihr Volkstum bei jeder sich darbietenden Gelegenheit aufzunehmen, so wird — aber auch nur auf diese Weise — bei treuer Festhaltung seiner bisherigen völkischen Tugenden, der nationale Bestand des sächsischen Volkes gesichert werden und dessen nationale Ehre gewahrt bleiben.

Rudolf Euckens Stellung zur christlichen Religion.

Von

Otto Siebert.

Das Wiedererwachen des religiösen Lebens ist heute eine unbestreitbare Tatsache. Die Religion ist unter uns trotz aller Angriffe nicht wie ein mattes Licht erloschen, sondern mit frischer Kraft emporgestiegen, und mit eindringlichen Wirkungen erweist sie heute die Fortdauer ihres Lebens. Dieses Wachstum beschränkt sich keineswegs auf die Kirchen, es erscheint auch jenseits derselben, ja nicht selten im direkten Gegensatz zu ihnen; es bildet geradezu einen wesentlichen Zug im Geistesleben der Gegenwart. Die schöne Literatur behandelt heute die religiösen Fragen mit wachsendem Ernst, die bildenden Künste suchen die religiösen Gestalten durch neue Darstellungsformen der modernen Empfindung anzunähern, vor allem aber ist die Philosophie, die alte Gegnerin der Religion, eifrig beflissen, ihr freien Platz zu schaffen. Und das nicht ohne Grund; denn die Religion hat sich heute nach der Erschütterung ihrer alten Grundlagen neue gesucht durch eine Aufweisung unzerstörbarer Wurzeln im tiefsten Wesen des Menschen; sie hat sich dazu inmitten des modernen Lebens durch große praktische Leistungen bewährt, besonders durch eine großartige Hilfstätigkeit gegenüber den wachsenden moralischen und sozialen Schäden. Sie läßt sich also heute nicht mehr wie ein altes Gerümpel beiseite stellen, und zwar um so weniger, weil der Glaube an die Allgenugsamkeit der modernen, weltfrohen und selbstbewußten Kultur in unsern Tagen vollständig erschüttert ist. Die Bewegung der modernen Gedanken ist, innerlich angesehen, in der Selbstentwicklung zugleich eine Selbstzerstörung gewesen. Man hat einsehen gelernt, daß die Welt nur so lange als ein System der Vernunft erscheint, als die Idee einer Überwelt ihren Glanz auf sie wirft. Man fühlte die innere Verarmung in aller äußeren Bereicherung, den Mangel eines festen Haltes gegenüber der stürmischen Lebensflut, das Fehlen eines großen, den ganzen Umkreis des Lebens beherrschenden, die Menschheit zusammenhaltenden, jeden einzelnen über seine kleine Natur erhebenden Zieles. Zugleich sind die uralten Rätsel des menschlichen Daseins mit elementarer Kraft wieder aufgestiegen: das tiefe Dunkel über unser Woher und Wohin, unsere Abhängigkeit von undurchsichtigen Mächten, die Gegensätze in unserem eigenen Innern, die Schranke unseres geistigen Vermögens, der Mangel an Liebe und Gerechtigkeit, mit einem Wort der schroffe Widerspruch der geistigen Anlage und der wirklichen Lage des Menschen. Aus alledem folgt, daß wir nur selbst den Schaden zu tragen haben,

wollten wir heute den Wahrheitsgehalt der Religion noch ebenso außer Wert setzen, wie das lange eine im Banne des Naturalismus liegende Weltanschauung der Moderne getan hat. Was aber von der Religion im allgemeinen gilt, das gilt im besonderen von ihrer charakteristischen Ausprägung im Christentum. Wie der Religion an sich, so ist besonders der christlichen heute mancher Bundesgenosse in solchen Gebieten entstanden, die früher dem Christentum nichts weniger als freundlich gesinnt waren. Das gilt, wie schon gesagt, vor allem von der Philosophie. Wir wollen das im folgenden weiter zu entwickeln suchen, indem wir die Stellung eines ihrer Führer zur christlichen Religion unsern Lesern etwas näher vor Augen führen; ist doch die Stellung dieses einen typisch für die der andern. Wir meinen den Jenenser Philosophen Rudolf Eucken, über dessen Grundgedanken die „Deutsche Monatsschrift" auch sonst schon verschiedene Abhandlungen gebracht hat.

Das Christentum besitzt nach Eucken nicht bloß vom Standpunkt des Gläubigen, sondern des Forschers aus eine überragende Größe. Zunächst gehört es in die höhere der beiden Gruppen, in welche die geschichtlichen Religionen zerfallen. Sie sind nämlich entweder Gesetzes- oder Erlösungsreligionen. Jenen ist der Kern der Religion die Verkündigung und Verfechtung einer sittlichen Ordnung, welche aus überlegener Höhe die Welt beherrscht. Aus heiligem Willen ergeht an uns ein strenges Gesetz für das ganze Leben, dessen Erfüllung ein großer Lohn, dessen Übertretung eine schwere Strafe winkt. So wird das Leben in seiner ganzen Ausdehnung fest an eine übersinnliche Welt gekettet und zu unablässiger Entscheidung für oder wider Gott angehalten. Ein solcher Aufruf wäre unmöglich ohne die Überzeugung, daß der Wille des Menschen stark genug sei, dem Guten zu folgen. Diese Überzeugung erklären die Erlösungsreligionen, nach Eucken mit Recht, für verkehrt; sie finden gerade in dem, was dort selbstverständlich dünkte, das schwerste aller Probleme, die wichtigste Frage und Sorge. Ihnen gilt der Mensch als von Grund aus unfähig zum Guten, und zugleich scheint diese nächste Welt durchaus verfehlt. So verlangen sie eine völlige Umwandlung und Erneuerung, die alte Welt muß versinken; ein neuer Mensch muß geboren werden, und erst dann läßt sich auch unser Tun für das Gute gewinnen. Damit erwachen unermeßliche Verwicklungen und die ganze Schwere der Weltprobleme fällt unmittelbar auf die Seele des Menschen. Aber der Verwicklung entspricht eine Vertiefung, das Leben wird unvergleichlich stärker erregt, erschüttert und umgewandelt. Schon das bloße Aufwerfen dieser Fragen macht aus den Gesetzesreligionen für Eucken bei allen Vorzügen ihrer größeren Einfachheit und Durchsichtigkeit eine niedere Stufe, die er innerlich von der weltgeschichtlichen Bewegung für gerichtet und überwunden erklärt, mag sie äußerlich noch so viel an Raum behaupten und sich auch kulturfreundlicher geberden.

Bei den Erlösungsreligionen scheidet Eucken den indischen von dem christlichen Typus. Wie beide das Böse von verschiedenen Ursprüngen ableiten, so suchen sie auch die Heilung in verschiedener Richtung. Die indischen Religionen

sehen in dem Dasein der Welt überhaupt ein Übel, ein Reich des Bösen; denn mit allem, was sie enthält, ist sie flüchtig und nichtig, nichts in ihr vermag sich bleibend zu behaupten. Fruchtloser Aufregung und unaufhörlicher Täuschung ist hier verfallen, wer diesem Schein eine Wirklichkeit beimißt und an ihm sein Glücksverlangen stillen will. So gilt es eine Befreiung von diesem unseligen Wahn; sie wird erfolgen, wenn wir mit ganzer Kraft unserer Seele den Schein als Schein durchschauen; denn dann wird unser Leben eine stille, heilige Ruhe, der Stand eines traumlosen Schlafes, sei es durch das Eingehen in das ewige Sein hinter dem Schein, wie in der brahmanischen Spekulation, sei es durch die Auflösung in ein völliges Nichts, wie im strengen Buddhismus. Hier wie da eröffnet sich kein neues Leben mit neuen Gütern, hier wie da liegt das Ziel des Lebens in weltentsagender Weisheit und vollem Gleichmut gegen alle Schicksale.

Welch anderen Geist atmet Eucken da das Christentum! Auch das Christentum findet die Welt voll Leid und Elend; aber wie es die Wurzel des Elends nicht in einer unwandelbaren Natur der Dinge findet, so kann es auch nicht die Welt schlechthin verwerfen. Ihr Grundbestand erscheint vielmehr als ein vollkommenes Werk göttlicher Weisheit und Güte. Aber dieser Grundbestand ist entstellt und verdorben durch moralische Schuld; eine freie Tat, der Abfall vernünftiger Wesen, hat schweres Elend, Tod und Verderben in die Welt gebracht, so daß sich die Welt aus eigenem Vermögen nicht wieder zum Guten zurückfinden kann. Gott kommt ihr daher selbst zu Hilfe, indem er dem moralischen Fall eine moralische Erneuerung entgegensetzt, indem er ein Reich der Liebe und Gnade eröffnet, welches das Gesetz in die innerste Gesinnung aufnimmt und zugleich in überschwenglicher Weise erfüllt. Durch dieses unmittelbar gegenwärtige Reich Gottes gewinnt der Mensch jenseit aller Beziehungen zur Welt ein neues Leben, ja ein neues Wesen. Das Verhältnis zu Gott gibt dem Menschen wie der Menschheit wieder einen unvergleichlichen Wert; es versinkt unser Kreis nicht nach indischer Art in den Abgrund der Ewigkeit, sondern er erhält durch die notwendige Entscheidung für oder wider Gott eine große Aufgabe und durch den ihm zugewiesenen Aufbau eines Reiches Gottes auf Erden eine große Geschichte; aus Wirkung und Gegenwirkung von Gutem und Bösem ergibt sich ein weltumspannendes Drama voll schwerer Verwicklungen und dunkler Rätsel, aber auch voll unergründlicher Tiefen und unermeßlicher Hoffnungen.

Indem das christliche Leben eine Weltverneinung und eine Welterneuerung miteinander verflicht, indem es durch tiefsten Schmerz zu seliger Vollendung aufsteigt, zugleich aber für die menschliche Lage auch inmitten der Rettung das Bewußtsein von Schuld und Leid festhält, entwickelt es nach Eucken eine den andern Religionen unbekannte Weite der Empfindung und gewinnt es eine unablässige innere Bewegung. Nichts liegt nach ihm dem Christentum ferner als ein Abschwächen und Ausreden des Schmerzes; wozu bedurfte es einer Erlösung, wenn das Leid nicht mit überlegener Schwere auf uns lastete! Aber alles Leid kann hier den Menschen nicht bezwingen und zur Verzweiflung treiben, weil er

durch göttliche Liebe in eine neue Welt gehoben wird, der alle feindliche Macht nichts anhaben kann. Diese Welt ist jedoch immer neu dem Reich des Dunkels abzuringen, und auch in die Seligkeit hinein klingt ein tiefer Schmerz, sie behütend vor aller trägen Ruhe und allem schwelgenden Genießen. Die Sache liegt hier für den Menschen so, daß in einer Sphäre des Glaubens und Hoffens schon als sicherer Besitz ergriffen wird, was dem übrigen Leben erst als fernes Ziel vorschwebt. So wird das menschliche Dasein zugleich ein Haben und Entbehren, ein Ruhen und Streben, Freude und Schmerz, Gewißheit und Zweifel. Eucken sieht in dieser Zweiseitigkeit des christlichen Lebens unvergleichlich mehr innere Bewegung und Weite, als sie die übrigen Religionen besitzen, so daß wir uns nicht wundern dürfen, daß er sein eigenes System des Geisteslebens mit diesen christlichen Gedanken aufs Engste verbunden hat.

Daß sich nun alles Mühen und Streben so entwickeln konnte, das lag auch für unseren Philosophen an der überragenden und beherrschenden Persönlichkeit Jesu Christi. Es gehört zum köstlichsten Besitz unserer Literatur, was Eucken in seinen Lebensanschauungen der großen Denker über diesen Jesus von Nazareth geschrieben hat. Es ist gewiß nicht leicht, den tiefen Eindruck, mit dem Jesu Persönlichkeit jedes unbefangene Gemüt ergreifen muß, einigermaßen in Begriffe umzusetzen; Eucken malt uns ein Bild, das zeigt, wie gerade diese Person mit unversieglicher Kraft für alle Völker und Zeiten beherrschend wirken mußte. Eigentümlich findet er bei Jesu eine große Einfachheit und Schlichtheit, aber gerade diese erwecken hier die Empfindung einer unergründlichen Tiefe, eines großen Geheimnisses. Bei äußerer Niedrigkeit erscheint eine überwältigende innere Hoheit, bei herzlicher Freude an allem Guten und Schönen der Welt die tiefste Empfindung des Schmerzes, bei weichstem Gefühl die männlichste Tatkraft, welche den Kampf gegen eine widerstrebende Welt mutig aufnimmt und tapfer besteht. Alle Mannigfaltigkeit der Lebensentfaltnng wird getragen und beseelt durch das eine Grundgefühl der völligen Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater; die belebende Kraft dieses Gefühls ist es vornehmlich, welche allen Äußerungen zugleich eine wunderbare Innigkeit und durchsichtige Klarheit verleiht. Dazu das ergreifende Schicksal dieser Persönlichkeit, das Eucken weniger in dem blutigen Tode findet als in der großen Einsamkeit, dem Mangel irgend welches tieferen Verständnisses das ganze Leben hindurch. Aber die unsagbare Wehmut, die über dem Ganzen liegt, wird überwogen durch einen Heroismus neuer Art, der das Leid von innen her überwindet, und dessen Siegeskraft den sichersten Tatbeweis für die Wirklichkeit der neuen, dem Christentum eigentümlichen Welt erbringt. Eucken zeigt, wie hier weit mehr als bei irgend einer anderen Religion das Ganze der Gedankenwelt mit der begründenden Persönlichkeit zusammenschmilzt. In dieser Persönlichkeit ist ihm eine zwingende Hinaushebung über die nächste Ordnung der Dinge vollzogen, zugleich aber ist durch sie ein schroffer Riß und mit ihm die Notwendigkeit einer großen Entscheidung in das Dasein der Menschheit hineingekommen. Der unermeßliche Ernst, der von dem Wirken und Leiden Jesu ausgeht, verwandelt

alles naive Auskosten der Freuden dieser Welt in Frivolität und alle Beruhigung bei dieser, wenn auch noch so ausgeschmückten und veredelten Welt in eine unerträgliche Flachheit. So wird von Jesu an nicht nur mit Recht ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte gerechnet, es ist durch ihn nach Eucken in Wahrheit die größte Umwandlung des menschlichen Daseins vollzogen. Kein Wunder, wenn Eucken infolgedessen ausspricht, daß das Christentum durch alle Wandlungen der Zeiten, inmitten der härtesten Anfechtungen und trotz aller inneren Spaltungen die „gewaltigste geistige Macht des geschichtlichen Lebens" bleibt und mit dem Ganzen seines Wirkens und Seins die „Religion der Religionen" bildet, die „geschichtliche Verwirklichung ewiger Wahrheit, die Erfüllung eines Verlangens, das deutlich oder versteckt durch alles Menschenwesen und Menschenleben hindurchgeht."

So sehen wir, wie Eucken dem Christentum eine Stellung zuweist wie keiner anderen Geistesmacht der Weltgeschichte. Er hat sich darum, wie wir schon sagten, auch bemüht, das eigene System des Geisteslebens mit der Substanz des Christentums eng zu verknüpfen. Die Zentralidee des Christentums, das Reich Gottes, die Eröffnung dieses Reiches zu unmittelbarer Gegenwart auch in diesem Leben, seine Entstehung nicht durch ein bloßes Zusammenwirken von außen her, sondern durch eine völlige innere Einigung, in der das Menschliche selbst zur Göttlichkeit erhoben wird, die dadurch herbeigeführte metaphysische Tiefe des menschlichen Daseins, die Überzeugung, daß sich im Geistesleben der letzte Grund der Wirklichkeit erschließt, zugleich aber auch, daß sich der Mensch in dieser Welt nicht schon befindet, und daß er nicht von der gegebenen Lage nur einfach fortzuschreiten braucht, sondern daß er eines Abbrechens und einer Umwälzung bedarf, um jener Erhöhung teilhaftig zu werden und zugleich die Tiefe seines eigenen Wesens zu finden — das alles wird durch Euckens philosophische Betrachtung des Geisteslebens durchaus bestätigt, nur daß er es von dem Religiösen mehr in das Allgemeine und Reinmenschliche wendet; besonders treibt sein Erfassen der Wesensbildung als des Kernes des Geisteslebens auf diese Bahn. Ebenso sind das Großwerden des Lebens durch das Teilgewinnen an der Göttlichkeit und durch die Berufung zu einer Entscheidung über ganze Welten, der Gewinn der seelischen Tiefe, einer inneren Freiheit, einer Geschichtlichkeit des Lebens, wie sie uns das Christentum entgegenhält, zugleich Forderungen des gesamten Geisteslebens. Auch die Bedeutung der einen großen Persönlichkeit, von der das Christentum ausgeht und zu der es immer wieder zurückkehrt, muß durch das Ganze seiner Untersuchung nur gesteigert werden; zeigt er doch, daß da, wo es die Eröffnung eines neuen Lebensprozesses gilt, die Persönlichkeit unvergleichlich mehr besagt, als wo bloße Lehren oder Leistungen in Frage stehen, auch wie unentbehrlich bei der Wendung der Religion zu einer charakteristischen Gestalt das Entgegenkommen eines anschaulichen Bildes der neuen Wirklichkeit ist, wie es uns nur das Lebenswerk einer großen Persönlichkeit zuführt. Freilich hat Eucken nun an der äußeren Form des Christentums gar manches auszusetzen, und hier möchte seine eigene Philosophie weiter bilden.

Die Daseinsform des Christentums hat sich unter dem Einfluß einer Zeit abgeschlossen, seit welcher sich die tiefgehendsten Wandlungen im menschlichen Leben und Wirken vollzogen haben. Das vierte und fünfte Jahrhundert, in die vornemlich jener Abschluß fällt, waren im allgemeinen ihrer Art eine Zeit geistigen Stillstandes und konnten dem Christentum eine Gestalt nur mit Hilfe des Altertums geben, dem seine innerste Tendenz so hart widersprach. So hat sich die Gedankenwelt und der Kultus des alten Christentums unter stärkstem Einfluß des griechischen, die Organisation der Kirche unter dem des römischen Geistes entwickelt. Dann kam die Übertragung des Christentums auf erst emporstrebende Völker und dabei unvermeidlich eine Vergröberung; dann das Mündigwerden dieser Völker und das Aufsteigen einer neuen Kultur, die bei aller Anknüpfung an das Altertum eine neue Stellung zur Wirklichkeit und eine neue Art des Lebens brachte. Wie hätte das alles vorbeiziehen können ohne wie das Ganze des Menschen so auch das Christentum zu verändern, ohne alte Werte zu entwerten und aus neuen Lagen neue Forderungen zu erzeugen. So sind nicht nur einzelne Lehren des Christentums unsicher geworden, es hat nicht nur das Wirken hier und da seine Richtung verschoben, sondern der ganze Mensch und das Ganze des Lebens hat sich in allem, was der Daseinsform angehört, gegen das vierte und fünfte Jahrhundert so wesentlich verändert, daß zum neuen Menschen auch die Religion in neuer Weise wirken muß und tatsächlich schon wirkt. Aber was an inneren Wandlungen erfolgt ist, das muß sich auch in einer entsprechenden Gestalt verkörpern und offen aussprechen, wenn nicht das religiöse, ja das geistige Leben an seiner Kraft und Wahrhaftigkeit Schaden erleiden soll. Hören wir, was Eucken in dieser Hinsicht verlangt!

Er findet zunächst einen unversöhnlichen Widerspruch in dem kirchlichen Dogma der Gottmenschheit Jesu Christi. Ein Mensch, der zugleich Gott ist, der als Gott die vollste Sicherheit absoluter Wahrheit besitzt und aus solcher Überlegenheit das menschliche Dasein führt, der seine Herrscherwürde nur zeitweilig niederlegt, der teilt ihm nicht das Sorgen und Suchen, das Kämpfen und Zweifeln, das das Schwerste, aber auch das Größte im menschlichen Leben bildet. Auch einem Leiden, das sicher die heilsamsten Folgen hat, ja eine Wendung in den Geschicken der Welt bringt, fehlt der Stachel, der das Leiden wahrhaft zum Leiden macht: die scheinbare Sinnlosigkeit, der Zweifel, ob nicht aller harte Kampf, aller bittere Schmerz vergeblich und verloren sei. Wer in seinem Leid nicht auch diesen Zweifel mit zu überwinden hatte, dem war nicht mehr, dem war weniger auferlegt als uns andern, aus dessen Siege kann für uns kein Trost hervorgehen. Auch Eucken gilt die Einigung von Göttlichem und Menschlichem als etwas Notwendiges, sie gilt ihm als ein großes, alle menschliche Geistigkeit begründendes Wunder, aber seiner näheren Fassung nach ist ihm dieses Wunder die Schöpfung eines neuen vollkommenen Lebens, die Begründung einer weltüberlegenen Wirklichkeit durch die Erzeugung einer übernatürlichen Lebenstiefe aus der Kraft und Liebe Gottes. Ein solches Wunder

kann sich ihm nicht auf einen einzelnen Punkt beschränken, sondern muß die ganze Weltgeschichte durchdringen und zusammenhalten, es muß aus seiner Kraft alles Aufsteigen zu echter Geistigkeit bewirken.

Wie wir schon sahen, wird die hervorragende, ja einzigartige Stellung Jesu von Eucken keineswegs geleugnet. Er kann, ja muß sie festhalten, weil das, was als eine zeitüberlegene Tatsache in allem Streben nach echter Geistigkeit wirkt, für das Bewußtsein und die volle Tätigkeit des Menschen erst auf dem Boden der Geschichte zu erringen ist. Hier muß es einen Wendepunkt geben, wo das bisher Verschleierte zu voller Klarheit, das bisher Zerstreute zu einheitlicher Gestaltung und Wirkung gelangt. Die Persönlichkeit aber, in deren Lebenswerk sich das vollzog, kann nicht nur in besonderer historischer Verehrung stehen, sie wird uns mit ihrer reinen Ursprünglichkeit des neuen Lebens immer wieder zu sich zurückziehen, sie wird uns näher sein und mehr bedeuten müssen als sonst je ein Mensch dem Menschen zu sein vermag, zugleich vertraut und überlegen, demütigend und erhöhend. Aber alle diese Wirkung bleibt für Eucken innerhalb des Rahmens der Geschichte; mag jenes Große hier die höchste Höhe bilden, so darf der Rahmen selbst doch nicht durchbrochen werden. Er erklärt solche Durchbrechung für eine innere Entfernung von uns und eine Minderung der Wirkung auf uns und meint, daß das gesamte Geistesleben in seiner Kraft und Spannung tief herabgedrückt würde, wenn es uns genügen sollte, daß das große Wunder irgend einmal geschehen wäre, wenn es sich nicht unablässig und auch bei uns zu wiederholen, sich als freilaufendes Werk zu erweisen hätte. Wird aber die Einigung von Menschlichem und Göttlichem als eine fortlaufende Tat, als eine unablässige Begründung und Erhaltung eines neuen Lebensprozesses verstanden und wird auch das Werk Jesu dieser Gesamtbewegung eingefügt, so ist das Verhältnis zu Jesus mit voller Konsequenz demgemäß zu gestalten, so „muß alles fallen, was an die ältere Fassung gebunden ist". Eucken weist darum alle religiöse Verehrung und Anbetung Jesu zurück. Sie ist ihm berechtigt, ja notwendig, wo Jesus in seiner Menschlichkeit zugleich als wahrer Gott betrachtet wird, wo aber diese Überzeugung verlassen ist, da wird ihm eine Verehrung Christi ein Abzug an jener Verehrung, die Gott allein gebührt. Wir lassen es dahin gestellt sein, ob diese Konsequenzen wirklich ganz richtig sind; vielleicht braucht auch ein Anhänger Euckenscher Gedanken eine Verehrung Jesu nicht zurückzuweisen, sofern er bei derselben nicht den Menschen, sondern die in dem Menschen wirkende Gottheit verehrt.

Im Zusammenhang mit diesen Gedanken steht Euckens Ablehnung aller sinnlichen Wunder als offenbarer Durchbrechungen der von Gott gesetzten Naturordnung. Er meint, daß eine Macht, die schon so viel Kraft gezeigt hat wie die Religion, zumal die christliche, auch schließlich die Kraft finden wird, ohne sinnliche Wunder und Zeichen auszukommen. Er erblickt das wahre Wunder im Geistesleben selbst, welches mit seinem weltbildenden Schaffen durchgängig die unmittelbare Gegenwart des absoluten Seins verlangt und das diese weiter

bekräftigt durch die Eröffnung einer neuen Tiefe weltüberlegener Geistigkeit. Auch die Natur wird ihm mit der Preisgebung der sinnlichen Wunder keineswegs dem bloßen Mechanismus überantwortet, und die Verneinung eines Durchbrechens ihrer Ordnung ist ihm mit dem Abbrechen aller Beziehung zum Geist keineswegs identisch. Das Problem wird nur vom Einzelnen ins Ganze verlegt, Welt und Welt, nicht Punkt und Punkt, werden aufeinander angewiesen. Eucken weist nach, wie selbst der Mechanismus Voraussetzungen hat, welchen er nicht erklären kann und die darum über ihn hinausweisen; so die Gesetzlichkeit, die Wechselwirkung, das Aufsteigen der Formen und Lebewesen aus dem scheinbar zerstreuten und seelenlosen Getriebe. So gewiß es ihm falsch erscheint, dieses alles im unmittelbaren Interesse der Religion zu deuten, so macht es ihm doch eine Tiefe der Wirklichkeit unverkennbar. Auch daß das Ganze der Natur schließlich dem Ganzen des Geistes dienen müsse, daran hat ihm die Religion trotz aller Unmöglichkeit einer näheren Durchführung unerschütterlich festzuhalten. Die Hauptsache aber muß ihr doch das Wunder des Geistes und das Wunder im Geiste selber bleiben; aufs Entschiedenste muß sie abweisen, was die Bedeutung dieses Wunders und seine bestärkende wie erhöhende Kraft abzuschwächen droht. Mag also der menschlichen Schwäche der Verzicht auf die sinnlichen Wunder schwer fallen, die Substanz der Religion muß für Eucken dadurch nur gewinnen.

Eucken hält die äußere Daseinsform der Religion, wie sie die christliche Kirche bietet, für absolut notwendig. So lange die Religion keine andere Aufgabe hat als das Ganze des Geisteslebens auf die Kraft seiner tieferen Urspünge zurückzuführen, bedarf sie weder eines besonderen Gebietes noch einer geschlossenen Gesellschaft; so gewiß sie aber ein neues Leben vertritt und an seiner Verwirklichung unter den Menschen arbeitet, so sehr bedarf sie auch eines Zusammenschlusses der Kräfte und der Ausbildung eines besonderen Lebenskreises, wie ihn die Kirche gibt. Eucken erklärt die religiöse Gemeinschaft für entbehrlich nur bei Verkennung sowohl des Gegensatzes des echten Geisteslebens gegen die Kulturkomödie als der Abstufung innerhalb des geistigen Gebietes. Sobald aber die Schärfe des Gegensatzes zur Welt und der Anspruch der neuen Wirklichkeit voll zu Bewußtsein gelangt, wird ihm die Bildung eines eigenen Lebenskreises notwendig, sowohl um die neue Welt mit ihren Gütern in wirksamer Gegenwart zu halten, als um die einzelnen Kräfte bis in das Innerste der Überzeugungen hinein durch den Zusammenschluß zu stärken, als um ein Ganzes der neuen Wirklichkeit im Bereich des Menschen aufzubauen.

Aber das Streben nach Erringung eines neuen Wesens, ohne welches die geistige Bewegung leicht zu einem bloßen Spiel menschlicher Eitelkeit sinkt, läßt sich nur aufrecht erhalten, wenn in jenem Kreise ein ewiger Gehalt des Geisteslebens bewahrt wird, und wenn er von hier aus als ein festes Maß für alles Unternehmen der Zeiten wirkt und aus dem unaufhörlichen Sinken ins Flüchtige und Nichtige Widerstand leistet. Diese Aufgabe aber kann die religiöse Gemeinschaft nach Eucken nur verstehen und erfolgreich fördern bei vollster Selb-

ständigkeit. Eucken erklärt es für eine Lähmung dieses Wirkens und fürchtet auch eine innere Verkümmerung, wenn sie dem Staat als bloßer Anhang untergeordnet und damit unvermeidlich in eben das zeitliche und äußerliche Getriebe verstrickt wird, von welchem sie befreien sollte. Nur muß die religiöse Gemeinschaft selbst der Schranken und Bedingungen eingedenk bleiben, welche ihr das eigene Wesen der Religion setzt. Die Religion erhebt den Menschen in eine unsichtbare Wirklichkeit und beruft ihn zur Mitarbeit am Reiche Gottes, der Zusammenschluß der Menschen zur Kirche erfolgt in der sichtbaren Welt, er kann also nicht das Reich Gottes selbst, sondern nur ein notwendiges Mittel für seine Verwirklichung bedeuten. Eucken weist darum die Neigung der Kirche, besonders der katholischen, die Rechte des Reiches Gottes an sich zu reißen, strikt zurück, zumal das Streben, die absolute und ewige Wahrheit, welche nur der göttlichen Tathandlung zukommt, für die menschliche Fassung in Anspruch zu nehmen und in starre unantastbare Bekenntnisformeln einzuzwängen. „Wie viel Hemmung und Druck, wie viel Verengung und Erstarrung durch die Bindung des Göttlichen an das Menschliche, des Ewigen an zeitliche Formen bewirkt ist, das steht deutlich vor Augen!“

Aus dem Wesen der Religion, als der Eröffnung eines neuen Lebens und einer neuen Welt folgert Eucken auch, daß die religiöse Gemeinschaft die Pflege dieses Lebens zur Hauptsache machen und an seine Anerkennung die Zugehörigkeit zu ihr binden muß. Gegenüber dieser zentralen Aufgabe soll alle periphere Gestaltung, besonders die Fixierung eines in festen Dogmen niedergelegten Gedankenkreises zurücktreten. Wohl kann die Religion eines eigenen Gedankenkreises nicht entraten, aber es bleibt Eucken doch ein großer Unterschied, ob dieser Kreis stets auf den begründenden Lebensprozeß zurückbezogen, daraus erfüllt und danach gemessen wird, oder ob er sich davon ablöst und als Dogmenlehre seine eigenen Wege geht. Eucken findet das Letztere mehr als bei anderen Religionen im Christentum geschehen; „welche Bedeutung hat z. B. für das religiöse Leben die Lehre von der Dreieinigkeit, die nur der spekulativ gebildete Bruchteil der Gläubigen einigermaßen verstehen kann!“ Die Religion ist freilich keine Allerweltssache, sie verlangt eine Scheidung der Geister; es kann nur ihrer eigenen Stärkung und der Wahrhaftigkeit des gesamten Geisteslebens dienen, wenn diese Scheidung energischer vollzogen wird, als es in der Verworrenheit und geistigen Feigheit unserer Tage geschieht. Aber es kommt darauf an, daß diese Scheidung selbst an dem entscheidenden Punkte erfolge, daß es sich dabei um Lebenswahrheiten handle, in deren Aneignung oder Verwerfung das innerste Sein des Menschen und die Hauptrichtung seines Strebens sich ausspricht, daß im besonderen die Kraft und die Tiefe des religiösen Verlangens darin zur Erscheinung gelange. Das aber geschieht für Eucken nicht in der Stellungnahme zu ausführlichen Bekenntnissen vergangener Zeiten; eine Bereitwilligkeit sie anzunehmen kann mit großer Flachheit des religiösen Lebens verbunden sein, ein Widerspruch gegen sie aus echtem Eifer für die Religion

erfolgen. Auch hier läßt sich nicht eine Nebensache zur Hauptsache machen, ohne daß die Hauptsache zur Nebensache herabsinkt.

Euckens Begründung der religiösen Gemeinschaft auf die Anerkennung des neuen, in Gott gegründeten Lebens enthält auch die Forderung einer völligen Freiheit der Zuwendung. Er erklärt es für einen schroffen und unerträglichen Widerspruch, einerseits die Religon zur Sache der Persönlichkeit und zur eigenen Tat des ganzen Menschen zu macheu, andererseits die Zugehörigkeit zu einer religiösen Gemeinschaft einem jeden als eine zwingende Notwendigkeit aufzuerlegen. Damit hängt auch zusammen, daß Eucken die christliche Religion nicht so den Jugendunterricht beherrschen lassen möchte, wie das heute der Fall ist. Sie soll hier nur „wie ein Allerheiligstes in der Ferne winken", nur „wie ein noch nicht ganz verständliches Mysterium andeutungsweise zugegen sein", nicht aber in ganzer Breite den im frohen Lebensdrange aufstrebenden Gemütern gewaltsam aufgedrängt werden. Es schade das sowohl der Religion durch die Erweckung eines berechtigten Widerwillens als auch dem Ganzen des Lebens durch die Gewöhnung an eine Unwahrhaftigkeit des Empfindens. Diese Freiheit soll die Religion keineswegs zu einer bloßen Geschmackssache machen; es soll nicht nach Belieben das Ganze der Religion so oder so gestaltet, sondern nur innerhalb des Ganzen dem einzelnen das Recht einer freien Stellung gewährt werden; denn ohne Freiheit gibt es in diesen Dingen keine Wahrheit, und an der Wahrheit hängt überall der Ertrag des Lebens, Schein kann nirgends mehr erzeugen als Schein.

So sehen wir, Eucken findet die äußere Daseinsform der christlichen Religion und kirchlichen Gemeinschaft in wichtigen Punkten verbesserungsfähig. Um so notwendiger aber erscheint es, zum Schluß ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß alle diese Fragen selbst schließlich ein unverwerfliches Zeugnis für die Eigentümlichkeit und die Größe des Christentums und der Kirche bilden. Eucken sagt im „Wahrheitsgehalt der Religion": Nur weil hier Absolutes, Weltüberlegenes, rein Innerliches in Frage steht, macht der Zusammenschluß der Kräfte besondere Schwierigkeit; aber im Gebiet seiner Stärke kann dieser Zusammenschluß inniger werden als irgendwelcher andere, weil ihn die Gemeinschaft großer Erschütterung und tiefen Leides trägt; er darf sich innerlich aller anderen Vereinigung überlegen fühlen, weil hier der Mensch die letzte Tiefe seines Wesens einsetzt, und weil er hier an dem Aufbau einer in Gott gegründeten Wirklichkeit mitarbeitet. Was nach der Seite der Erscheinung an menschliche Bedingungen gebunden bleibt, das trägt in seinem Kern eine sichere Beziehung zur überweltlichen Ordnung, die ein Ganzes ist und zum Ganzen drängt; wird jene Beziehung kräftig gemacht, so kann alle menschliche Schwäche nicht die in Gott gegründete Wahrheit verdunkeln.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

15. Oktober 1905.

Wir haben den Zusammenhang unserer politischen Übersichten am 20. August unterbrochen, um im Oktoberheft bei einer der wichtigsten Wendungen der Zeitgeschichte, der russischen Reichsduma, eingehender verweilen zu können. Hängt doch die Zukunft eines mächtigen uns politisch durch über ein Jahrhundert befreundeten Staates davon ab, wozu dieses Institut sich auswachsen wird, das bestimmt ist, den Übergang von dem absolutistischen zu dem konstitutionellen Rußland herzustellen. Die Antwort auf die hierin liegende Frage können wir auch heute nicht geben. Sie ruht, wie die Alten sagten, im Schoße der Götter. Trotz aller beunruhigenden Symptome wollen wir an einem günstigen und heilenden Ausgange nicht verzweifeln. Denn daß das soziale und politische Rußland eine schwere Krankheit durchmacht, ist unbestreitbar. Es harrt des Arztes, der vor allem den krankhaften Zuckungen revolutionärer, anarchistischer und kommunistischer Ausschreitungen ein Ziel setzt, die zumal in den Grenzprovinzen im Westen und Süden des Reiches ganz unerträgliche, mit keiner staatlichen Ordnung vereinbare Zustände gezeitigt haben. Doch das ungeheuere Material, das sich in den letzten zwei Monaten zur Beurteilung dieser Verhältnisse angesammelt hat, mag vorläufig ruhen, um uns Raum zur Beleuchtung der anderen Probleme zu lassen, die sich inzwischen in den Vordergrund gedrängt haben. Wir denken dabei an die Schwierigkeiten, die uns in Südwest- und in Ostafrika durch den Aufstand der Schwarzen entstanden sind, an den Friedensschluß zwischen Rußland und Japan und den damit zusammenhängenden englisch-japanischen Friedensvertrag, an die deutsch-französischen Verhandlungen in der Marokkofrage und die Delcasséschen Enthüllungen, endlich an die neue Wendung, die in den österreichisch-ungarischen Differenzen eingetreten ist. Es sind lauter Fragen von kapitaler Bedeutung.

Je länger und je aufmerksamer man den Blick auf die Schwierigkeiten richtet, die wir in unseren beiden größten afrikanischen Kolonien zu bekämpfen haben, um so deutlicher tritt es zu Tage, daß es keine Zufallstatsache ist, der wir gegenüber stehen und ebenso, daß es sich nicht um Folgeerscheinungen von Mißgriffen handelt, die unserer kolonialen Verwaltung zur Last fallen. Es läßt sich vielmehr mit aller Bestimmtheit behaupten, daß die deutsche Kolonisationsarbeit mit größerer Humanität und mit sorgfältigerer Schonung der einheimischen Bevölkerung durchgeführt worden ist, als sonst in aller Welt

irgendwo geschehen ist. Wir wollen uns das nicht einmal zu besonderem Verdienst anrechnen, denn unsere kolonisatorische Tätigkeit hat zu einer Zeit begonnen, da die humanitären Gedanken doch in ganz anderer Weise im Vordergrund jeder politischen Aktion standen, als im 18. Jahrhundert, da Engländer, Holländer und Franzosen, in weitem Vorsprung vor uns, den Grund zu ihrer Weltstellung außerhalb Europas legten. Der Aufstand der Herero steht in direktem Zusammenhang mit der neuen Politik, die England während des Burenkrieges inaugurierte, indem es die Schwarzen gegen die Weißen bewaffnete. Damit wurde die notwendige Scheu gebrochen, welche namentlich die Burenrepubliken so überaus wirksam den Schwarzen gegenüber behaupteten und die Herrenstellung untergraben, welche sie unbestritten jenen Halbwilden gegenüber einnahmen. Als die Engländer gar die Schwarzen politisch den Weißen gleichstellten, trat frecher Übermut und kindische Selbstüberschätzung an die Stelle der Unterwürfigkeit, und wenn auch nicht sogleich, übertrug doch allmählich diese Stimmung sich auch auf unsere Schwarzen in Südwest-Afrika. Nun mag es ja richtig sein, daß unsererseits der Fehler begangen worden ist, daß wir nicht gleich bei Behandlung der Schwarzen die bewährte und erlebte Politik nachahmten, für welche die Buren uns das Beispiel gegeben hatten. Indem wir ihnen den Gebrauch moderner Gewehre freigaben, ließen wir auch dem Mißbrauch, der damit getrieben werden konnte, freie Bahn. Als dann der Aufstand ausbrach, waren die Schwarzen zum Teil mit Waffen versehen, die sie durch unsere Vermittelung erhalten hatten, später aber sind sie systematisch von dem benachbarten englischen Territorium her, das ihnen zugleich ein sicheres Refugium bot, wenn sie weichen mußten, mit Waffen und Munition versorgt worden. Wir wollen damit der englischen Regierung keinen Vorwurf machen, in Betschuanaland und in der Kalahari übt sie nur eine nominelle Herrschaft aus, und die Waffenlieferungen sind gewiß nicht von ihr ausgegangen. Aber in Johannisburg kennt man die englischen Händler, die sie den Schwarzen verkaufen, sehr genau. Solchen „Privatgeschäften" gegenüber ist England allezeit sehr duldsam gewesen, sind doch Engländer die tätigsten Lieferanten Rußlands während des russisch-japanischen Krieges gewesen, früherer Zeiten nicht zu gedenken.

Was abgesehen von diesen Dingen uns die Niederwerfung des Aufstandes so sehr erschwert, ist der ungeheuere Raum, mit dem wir zu kämpfen haben, die Ungunst des Durstklimas, endlich die verhältnismäßig geringe Zahl deutscher Ansiedler und die zu Anfang des Aufstandes unzureichende Truppenmacht. Daß trotzdem kein einziger Fall vorgekommen ist, wo diese deutsche Minorität versagte, darauf können wir mit Recht stolz sein. Die Helden dieses afrikanischen Krieges haben Taten vollbracht, die einen Vergleich mit den ruhmvollsten Blättern unserer Kriegsgeschichte nicht zu scheuen haben. Was aber den, wie sich hoffen läßt, minder gefährlichen Aufstand in Ostafrika betrifft, so glauben wir in ihm den Reflex des südwestafrikanischen zu erkennen. In jener Welt naiver und böswilliger Übertreibungen erschien schon die lange Dauer unserer Kämpfe wie ein Sieg der Aufständischen; die Fama hat dann das ihrige getan, der Phantasie den Stoff zum Weiterarbeiten zu schaffen. Doch wie dem auch sei, wir sehen dem Ausgang mit voller Zuversicht entgegen, und hoffen, daß

von ihm für unsere gesamte Kolonialpolitik eine Ära neuen Aufschwungs datieren wird.

Es mag bei diesem Anlaß darauf hingewiesen werden, daß England ein neues Moment der Zwietracht und der Gefahr nach Südafrika dadurch getragen hat, daß es die Minenarbeit chinesischen Kulis übertragen und den Handel in indische Hände gespielt hat. Die Chinesen sind in Transvaal bereits zu einer Landplage geworden, der indische Händler aber verdrängt die weißen Kaufleute, und beides ist nicht unbedenklich, wenn man in Betracht zieht, wie ungeheuer der schließliche Ausgang des russisch-japanischen Krieges das Selbstgefühl der Asiaten gehoben hat.

Als Mitte August die Friedensverhandlungen in Portsmouth ihren Anfang genommen hatten, schaute man dem Ergebnis nicht ohne Sorge entgegen. Einmal waren allerlei Rivalitäten im Spiel gewesen, ehe die Entscheidung für Amerikanisch-Portsmouth fallen konnte. Wir wissen heute, daß Delcassé und Lansdowne gehofft hatten, die Vermittelung zwischen den beiden kriegführenden Mächten in ihre Hand zu nehmen. Daß die Entscheidung für Amerika fiel, geht zu nicht geringem Teil auf die persönlichen Beziehungen zurück, die den Präsidenten Roosevelt mit Kaiser Wilhelm verbinden, und ebenso ist das endliche Zustandekommen des Friedens durch das Zusammenwirken dieser beiden Faktoren sehr wesentlich beeinflußt worden. Das hat Präsident Roosevelt selbst in einem Telegramm, das er am 31. August an Kaiser Wilhelm richtete, ausdrücklich bezeugt. Aber unzweifelhaft hat der russische Bevollmächtigte, der Präsident des Ministerrats, Witte, jetzt Graf Witte, durch die Festigkeit und Geschicklichkeit, mit der er die Verhandlungen führte, das Resultat erst möglich gemacht, das schließlich erreicht wurde. Sein Verdienst ist um so größer, als zu Beginn der Verhandlungen die öffentliche Meinung Amerikas durchaus auf japanischer Seite stand. Er brachte einen völligen Umschlag hervor und wußte das Programm, das ihm vorgezeichnet war, nicht nur durchzusetzen, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach in seinen Zugeständnissen nicht bis an die Grenze zu gehen, zu der Rußland sich im äußersten Fall verstanden hätte.

Im wesentlichen hat Japan nur wenig mehr erreicht, als es im Februar vorigen Jahres in seinem Ultimatum forderte. Hinzugekommen ist nur die Abtretung von Süd-Sachalin; alle übrigen Forderungen Japans: Beschränkung der russischen Kriegsflotte im stillen Ozean, Kriegsentschädigung, Abtretung von ganz Sachalin usw., mußten fallen. Trotzdem war der Erfolg immer noch außerordentlich groß: Rußland räumt die Mandschurei, die russischen Pachtgebiete auf Liaotung gehen auf Japan über, endlich, Japan behauptet sich ohne Rivalen auf Koreanischem Boden! Die japanischen Patrioten, die durch aufrührerische Demonstratinen gegen den Friedensschluß zu protestieren für nötig fanden, sind sehr übel beraten gewesen. Auch hat sich die Erregung schnell gelegt, als am 1. September bekannt wurde, daß schon am 12. August ein Bündnisvertrag zwischen England und Japan unterzeichnet worden sei, durch den beide Mächte sich zu Schutz und Trutz und zur Garantie ihrer asiatischen Besitzungen auf 10 Jahre verbanden. Man fühlte sich nunmehr sicher und hoffte durch geschickte Ausnutzung der neu gefestigten englischen Freundschaft

auch materiell sich von den Lasten erholen zu können, die der Krieg gebracht hat. Auch ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß Japan dieses Ziel erreicht. Die Engländer werden dem Bundesgenossen den Zugang nach Indien für seinen Handel nicht verwehren können und wohl oder übel sich entschließen müssen, auf ihre Kolonien in Neuseeland und im Common wealth von Australien einen Druck auszuüben, der dem japanischen Handel auch diese weiten Gebiete eröffnet.

Der wesentliche Gewinn für Japan liegt aber auf einem anderen Felde. Es ist, wie wir schon oben andeuteten, das Ansehen Japans unter den asiatischen Völkerschaften in kaum glaublichem Maße gestiegen. Aller Augen, zumal in Indien, sind jetzt nach Japan gerichtet, und die Hoffnung, einmal unter Japans Führung die englische Fremdherrschaft umzustoßen, kommt so naiv und elementar zum Ausdruck, daß es kein Wunder ist, wenn man in England darüber stutzig zu werden beginnt. Im Lager der Liberalen wird es schon jetzt ausgesprochen, daß England es niemals werde riskieren dürfen, von dem Punkt des Bündnisvertrages Gebrauch zu machen, der Japan verpflichtet, auf Englands Ruf seine Truppen nach Indien, Afghanistan oder Persien zu werfen. Zu alledem kommt, daß der jetzt abgerufene Vizekönig Lord Curzon während seiner Verwaltung die englische Herrschaft noch unpopulärer gemacht hat, als sie es ohnehin war, und noch zuletzt durch die Teilung Bengalens in zwei Provinzen einen förmlichen Sturm erregte. Ein noch jetzt fortdauernder Boykott englischer Produktionen ist die Folge gewesen, wobei als charakteristisch und bedrohlich auffällt, daß die Bewegung von den indischen Literaten, namentlich von Studenten ausgeht.

In der englisch-indischen Zeitung „The Pioneer“ vom 10. September finden wir die folgende witzige Persiflage Curzons, einem indischen Blatt „Amrita Bazaar Patrice“ entnommen. Die Überschrift lautet: „Die Offenbarungen des 20. Jahrhunderts“.

1. Im Anfang als Georg Nathanael, Baron Curzon von Kedleston Herrscher von Indien wurde, war das Wort, und das Wort ward Rede und die Rede Worte.

2. Und die Regierung Indiens war wüste und leer und der Geist Lord Curzons schwebte über dem Lande.

3. Und der große Lord sprach: Laßt mich Indien lieben. Und siehe, er fing an, Indien zu lieben.

4. Und der Lord nannte diese Zeit ein Jahr; da ward aus Anfang und Ende das erste Jahr.

5. Und der große Lord sprach: Es werde ein self-government, da kam die Bewilligung der Mackenzie-Acte.

6. Und der Lord nannte es Fortschritt, 28 Beamte aber nahmen ihren Abschied.

7. Und es war Heulen und Zähneklappern, und der Lord sagte: Siehe es ist gut!

8. So ward aus Anfang und Ende das zweite Jahr.

9. Und der große Lord sprach: wir wollen eine friedliche Mission aussenden, — da kam der Krieg mit Tibet.

10. Und der Lord sandte Younghusband, auf daß er die Mission zu Ende führe, da kam das Nirvana über die Lamas.

11. Und der große Lord nannte es einen Handelsvertrag, und er sah, daß er sehr gut war. Und alles Volk zahlte höhere Abgaben und freute sich.

12. Da ward aus Anfang und Ende das dritte Jahr.

13. Und der große Lord sprach: Preßfreiheit soll entstehen, da wurde die Bill über Staatsgeheimnisse angenommen.

14. Der Lord aber nannte es Preßfreiheit, und die Presse freute sich.

15. Da ward aus Anfang und Ende das vierte Jahr.

21. Und der große Lord sah, daß Bengalen zu mächtig geworden war und teilte es in zwei Teile, und riß vom Herzen Bengalens die Genossen und nannte sie Ostprovinz und Assam.

22. Und der Lord sprach: Die neue Provinz soll viele fette Ämter hervorbringen. Und die Ämter entstanden.

23. Und der große Lord segnete die Besitzer dieser Ämter, die alten und die neuen, und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret Euch und bringet neue Ämter hervor. Füllet die Erde und machet sie Euch untertan, und herrschet über die Fische des Padma und Bramaputra und über die Tiere und das Geflügel in den Wildgehegen des Maharadja von Mymensingh und über alles, was in den beiden Provinzen lebt und webt.

So geht es noch geraume Zeit weiter in Spott und Haß, und es scheint nicht, daß die Ersetzung Curzons durch Lord Minto, den früheren Generalgouverneur von Canada, die Stimmung gebessert hätte, denn die Boykottierung dauert fort und ist sogar von Kalkutta nach Bombay übergesprungen, eine Tatsache, die lebhafte Beunruhigung erregt, da das Zusammenwirken von Ost und West eine für Indien geradezu unerhörte Tatsache ist.

Natürlich dürfen alle diese Dinge in ihrer Bedeutung nicht überschätzt werden. Es sind die Symptome sich vorbereitender Wandlungen, nicht mehr. Der Boykott wird früher oder später überwunden werden, und eine Erhebung der Eingeborenen gegen die englische Herrschaft gehört zu den größten Unwahrscheinlichkeiten; noch unwahrscheinlicher aber ist es, daß ein Aufstand Erfolg haben könnte. Aber das erwachende Selbstgefühl Asiens ist an sich von höchster Bedeutung und gewiß für keine Nation bedeutsamer, als für die Engländer. Die Geschichte jener englisch-japanischen Allianz wird daher, als die Einleitung in eine neue Periode des asiatischen Völkerlebens, wohl noch häufig allen politisch denkenden Köpfen zu ernster Erwägung Anlaß geben.

Überhaupt läßt sich nicht verkennen, daß es vornehmlich die Interessenfragen der englischen Politik sind, welche die Welt heute in Atem halten. Es ist ein merkwürdig unruhiges und nervöses Treiben, das seit den Tagen von Faschoda, Maskat und Samoa nicht zur Ruhe kommen will, und namentlich nach Beendigung des Burenkrieges die Nachbarstaaten — und wessen Nachbar ist England nicht — in Mitleidenschaft zog. Wir wollen die oft besprochenen Einzelerscheinungen dieser agazierenden Politik nicht herzählen. Im wesentlichen war es ein Jagen nach neuen Allianzen. Nachdem Rußland lange umworben worden war, kam das japanische Bündnis, welchem die doch höchst merkwürdige Ausgleichung der englischen und französischen Interessen vom 8. April

1904 sich wie eine Ergänzung anschließt. Von welcher Bedeutung der Vertrag vom 8. April für den Verlauf des russisch-japanischen Krieges war, soll hier nicht wiederholt werden; das wesentliche lag vielmehr darin, daß England den Franzosen gegen den Verzicht auf ihre Ansprüche an Egypten eine Anwartschaft auf Marokko bot, über welches freilich England verfügte, ohne auch nur einen Schimmer von Recht dazu zu haben. Hier liegt der Keim zu den Schwierigkeiten, die sich nun plötzlich aufbauten, als die französischen und englischen Politiker sich davon überzeugen mußten, daß sie nicht allein in der politischen Welt standen, und daß es zum Glück auch heute noch nicht möglich ist, geltendes Vertragsrecht einseitig aufzuheben. Das Intriguenspiel, das nun begann, ist noch keineswegs in seinen Einzelheiten aufgeklärt. Nach außen erkennbar war das kaum verhehlte Bestreben, Deutschland so völlig zu isolieren, daß es auf Gnade und Ungnade sich dem Willen einer französisch-englischen Kombination beugen sollte, der man die übrige Welt in mehr oder minder direkter Genossenschaft anzuschließen dachte. Bekanntlich hat der Einritt Kaiser Wilhelms in Tanger am 31. März 1905 die Blase zum Platzen gebracht. Es war nunmehr klar, daß die freie Verfügung über die Zukunft Marokkos nicht im Belieben der Ententemächte lag. Der Kaiser hatte sich mit allem Nachdruck dahin ausgesprochen, daß Marokko ein souveräner Staat sei und daß Deutschland die Aufrechterhaltung des Prinzips der offenen Tür beanspruche. Der völkerrechtlich garantierte Madrider Vertrag vom Jahre 1880 wurde damit wieder lebendig, und die pénétration pacifique Marokkos, die Herr Delcassé so überaus sicher angekündigt hatte, war zur Unmöglichkeit geworden. In der Zeit zwischen dem 31. März und 6. Juni, an dem Delcassé seinen Abschied nehmen mußte, hat eine Kette dunkler Intriguen gespielt, die durch Aussagen, die erst im Gil Blas, dann im Gaulois, zuletzt im Matin erschienen und direkt auf Herrn Delcassés Mitteilungen zurückzuführen waren, die internationale Lage in ein neues höchst merkwürdiges Licht rückt. Wenn nämlich die Mitteilungen, die in des Exministers Namen in die Öffentlichkeit drangen, Wahrheit und nicht freche Erfindung sind, ist das Folgende geschehen:

Herr Delcassé beabsichtigte zur Krönung des Umzingelungswerkes, das die Isolierung Deutschlands vollenden sollte, im Verein mit England den Frieden zwischen Rußland und Japan zu vermitteln und dann auch diese beiden Staaten in das System seiner antideutschen Allianzkombination zu ziehen, zu welcher er, wie es scheint, auch Italien als zugehörige Macht glaubte rechnen zu können. Was weiter seiner Absicht nach geschehen sollte, läßt sich nur aus den Tatsachen kombinieren, die der Matin mitgeteilt hat und die jetzt von Herrn Jaurès bestätigt worden sind. England hatte sich — immer nach den Mitteilungen, die der Matin auf Delcassé zurückführt — e r b o t e n, mit Frankreich eine Offensiv- und Defensiv-Allianz zu schließen, sich mit Hilfe seiner Flotte des Nordostseekanals zu bemächtigen und 100 000 Mann in Schleswig zu landen. Dieses mündlich „der französischen Regierung" gemachte Anerbieten habe England in einem späteren Stadium sich bereit erklärt, schriftlich — also doch wohl in Form eines Bündnisvertrages — zu wiederholen. Auch ist zwischen Herrn Delcassé und der englischen Regierung der Besuch der beiderseitigen Flotten in Brest resp. Portsmouth vereinbart worden, der inzwischen stattgefunden hat

und ebenso im Mai, also vor Delcassés Sturz, der Besuch der englischen Flotte in der Ostsee — doch wohl als Teil des Hauptprogramms.

Diesen Zusammenhang hat der bekannte Führer der Sozialisten, Jaurès, in einer Rede, die er zu Limoges hielt, folgendermaßen bestätigt:

„So kam es, daß, als Marokkos wegen Schwierigkeiten zwischen Frankreich und Deutschland ausbrachen und Deutschland, die geheime Absicht einer englisch-französischen Koalition ahnend, plötzlich eingriff, um die beiden Völker zu Erklärungen zu nötigen, England — ich bin gezwungen dies zu sagen — viel zu sehr geneigt erschien, zum Konflikte anzureizen. Es ist wahr, daß England sich an Frankreich in dem Augenblicke, wo diese Ereignisse sich vollzogen, mit einem Offensiv- und Defensiv-Bündnis gewandt hat, worin es uns seine volle Hilfe versprach, worin es sich verpflichtete, nicht allein die deutsche Flotte zu vernichten, sondern auch den Nordostsee-Kanal und Kiel zu besetzen, sowie 100 000 Mann englischer Truppen in Schleswig-Holstein zu landen. Wenn dieser Vertrag unterzeichnet wurde — und Delcassé wollte, daß er unterzeichnet werde — so war das der sofortige Krieg."

Jaurès sagt an anderer Stelle, er habe seine Nachrichten von 3 französischen Ministern, also offenbar von Teilnehmern an jener Sitzung des französischen Ministerrats vom 6. Juni, der der Präsident Loubet präsidierte und in der Delcassé zu Fall kam. Es ist in der Tat diesen sich häufenden, aus zwei entgegengesetzten Lagern stammenden Nachrichten gegenüber an der Wirklichkeit der Pläne Delcassés und seiner englischen Mitverschworenen nicht zu zweifeln. Wir haben allerdings vor der Gefahr eines Krieges gestanden, der ein Weltkrieg geworden wäre. Herr Delcassé hat Kaunitzsche Politik getrieben, aber sie war für seine Schultern zu schwer, und er ist unter der Last zusammengebrochen. Aber man erinnere sich, welche ungeheure Entrüstung es in Frankreich und England erregte, als unter dem Eindruck der Symptome der damals noch nicht enthüllten Intrigue der Schreiber dieser Zeilen in einer Wochenschau der Kreuzzeitung am 7. Juni (geschrieben am 5., also am Tage vor Delcassés Sturz) sagte: „Die Verhältnisse liegen allerdings so, daß Frankreich seit seinem Akkord mit England ein Werkzeug der britischen Politik gewesen ist, und daß, wenn Frankreich weiterhin sich zum Werkzeug gegen uns benutzen lassen sollte, uns nichts anderes übrig bleibt, als alle sich daraus ergebenden Konsequenzen, mit Nachdruck und voller Anstrengung unserer Kräfte, zu ziehen, solange es noch an der Zeit ist. Darüber ist in Deutschland nur eine Stimme."

Heute wird wohl jeder Deutsche diese Zeilen unterschreiben. Nur eines kann noch zweifelhaft sein, ob Delcassé der Versucher oder der Versuchte gewesen ist. Darüber wird wohl eine nicht ferne Zukunft Licht bringen.

Aber wie ernst ist die Mahnung, die sich aus dieser hoffentlich überwundenen Krisis für uns ergibt! Wenn je, so heißt es jetzt, stärker werden, und vor allem der eigenen Kraft zu Wasser und zu Lande die Ausbildung geben, die uns die Aussicht auf einen glücklichen Erfolg neuen Gefahren gegenüber mehrt.

Übrigens hat diese geplante englisch-französische Kombination nicht bei uns allein Beunruhigung erregt. Der New York Herald hat im Figaro eine sehr ernste Verwahrung eingelegt, und allerdings wäre die Vereinigung der englischen, französischen und japanischen Seemacht unter englischer Führung

die Organisation einer so unerträglichen Tyrannei zur See, daß demgegenüber alle Mächte sich zusammenzutun genötigt wären, denen daran gelegen ist, die Ehre ihrer Flagge aufrecht zu erhalten.

Wir warten mit Spannung auf den weiteren Verlauf, den die Aufklärungsarbeit nehmen wird. Je mehr Licht, um so besser. Wir brauchen es nicht zu scheuen.[1])

Nur mit wenigen Worten berühren wir die Krisis in Österreich-Ungarn. Sie rückt nicht vom Fleck, ist aber doch dadurch in ein neues Stadium getreten, daß Baron Fejervary das aufregende Schlagwort vom allgemeinen Wahlrecht in den Kampf der Parteien hineingeworfen hat. Es ist damit eine Parole ausgegeben worden, die nicht mehr von der Tagesordnung schwinden wird, bis sie sich zu einer Realität verkörpert hat. Man mag das beklagen, aber man wird damit rechnen müssen.

Die Trennung von Schweden und Norwegen ist, nachdem die Karlstader Verhandlungen am 23. September ihren Abschluß gefunden haben, seit dem 8. Oktober eine Tatsache geworden. Was noch aussteht, ist die Entscheidung über die Frage, ob Monarchie oder Republik in Norwegen. Aber wie immer die Entscheidung fallen mag, und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß wir ein monarchisches Norwegen zu erwarten haben, in dem einen wie in dem anderen Fall liegt es in unserem Interesse, die guten Beziehungen zu unseren skandinavischen Nachbarstaaten lebendig zu erhalten.

Bedenklich werden wiederum die Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel. Die unglücklichen nationalen und konfessionellen Rivalitäten in Makedonien und in Kreta wollen nicht zur Ruhe kommen, Rumänien und Griechenland haben darüber bereits alle politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu einander abgebrochen. Daß kein Krieg daraus wird, liegt lediglich an den geographischen Verhältnissen, nicht an der Stimmung beider Nationen. Die Türkei aber steht noch immer unter den Nachwirkungen des Attentats, das am Tage des Selamliks gegen den Sultan versucht wurde. Nebenher geht die alte Unordnung weiter — es ist nicht abzusehen, wann und wie eine Wendung zum Besseren eintreten soll.

---

[1]) Da wir die Korrektur dieser Betrachtungen lesen, wird bekannt, daß durch mündliche Erklärungen Englands an Deutschland erwiesen ist, daß weder England je den Franzosen Bündnisanträge gemacht noch Frankreich je um ein Bündnis angesucht habe. Demnach ist Herr Delcassé dupiert worden, was ihn vollends zu einem toten Mann macht!

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

16. Oktober 1905.

Der sozialdemokratische Parteitag in Jena, vor dessen Beginn unsere vorige Monatsbetrachtung abgeschlossen werden mußte, liegt nun hinter uns und ist bereits der Gegenstand lebhafter Erörterungen geworden. Die erste Frage dabei ist: Hat der Parteitag etwas Neues gebracht? Man muß diese Frage, wenn man sie in ihrem genauen Wortsinne nimmt, eigentlich verneinen. Wirkliche Änderungen, die für die bürgerlichen Parteien von Bedeutung sein könnten, sind nicht zu verzeichnen. Aber die Sozialdemokratie ist auf der Bahn, die in Dresden eingeschlagen wurde, wieder einige Schritte vorwärts gegangen. Die Führer suchen die Lage, die durch die letzten Reichstagswahlen für die Partei geschaffen worden ist, nach allen Richtungen auszubeuten. Sie wissen nämlich sehr wohl, daß die drei Millionen Wähler, mit denen man seitdem so ausgibig zu prahlen sucht, nur den Schein einer Machtstellung geschaffen haben, so wenig natürlich der parlamentarische Einfluß zu leugnen ist, den die äußerste Linke den Stimmen zahlreicher Mitläufer und der häufigen Pflichtvergessenheit in den Reihen der bürgerlichen Parteien zu danken hat. Wäre die Sozialdemokratie wirklich die Vertretung der Überzeugungen von drei Millionen zielbewußter deutscher Wähler, so wäre die Spaltung oder Mauserung der Partei auf die Dauer kaum noch aufzuhalten gewesen. Darüber konnten sich erfahrene Demagogen, wie die Herren Bebel und Genossen doch unstreitig sind, unmöglich täuschen. Darum schmiedete Bebel vor zwei Jahren das Eisen, so lange es heiß war, d. h. er schlug, gestützt auf den einfachen, brutalen Haß des echten Proletariers gegen jede Form geistigen und materiellen Besitzes, alle Regungen, die die Gefahr einer Spaltung der Partei oder einer Milderung der Parteiorthodoxie in sich trugen, rücksichtslos zu Boden und sang das Triumphlied der siegreich vordringenden Revolution. Freilich geschah das in der Form, daß die streitenden „Genossen" sich gegenseitig ganze Kübel von Schmutz über das Haupt gossen. Bebel beschönigte nachher diese häßliche Prozedur, indem er den Dresdner Parteitag als einen Jungbrunnen pries. Aber man hatte doch genug davon und benutzte den vorjährigen Parteitag in Bremen, um vor allem diese Eindrücke, die denn doch sogar manchem abgehärteten Genossen über das Maß des Erträglichen hinausgegangen waren, einigermaßen zu verwischen.

Um so eifriger sind die Führer in diesem Jahre darauf bedacht gewesen, den revolutionären Charakter der Sozialdemokratie wieder auf das stärkste zu betonen. Allerdings war das nur dadurch möglich, daß die Arbeit der „Regie" bei dem Kongreß sehr energisch und aufmerksam geleitet wurde und daß Bebel seine ganze Autorität als Führer in die Wagschale warf, um Entgleisungen fern zu halten. Deshalb mußte auch alles zurückgeschoben werden, was die

Debatte zu sehr ins Weite und Unberechenbare geführt und dadurch die Aufgaben der Leitung erschwert hätte. Auch als Gegner kann man zugestehen, daß Bebel dies ausgezeichnet verstanden hat. Die Berliner „Genossen“ wollten Erörterungen über die Stellung der Sozialdemokratie zur Weltpolitik als besonderen Punkt auf die Tagesordnung setzen. Bebel wußte aber sehr wohl, daß wirkliche Debatten über diesen Gegenstand den Eindruck der Verhandlungen des Parteitags, so wie er sie sich gedacht hatte, außerordentlich abschwächen würden. Er hatte die Begrüßungsrede zu halten, und diesen Umstand benutzte er, um sich die Sache vom Halse zu schaffen. Er knüpfte in seiner Rede an die Schlacht bei Jena an und sprach dann über — Weltpolitik. Natürlich auf seine Weise, wie es ihm der Geist eingab, d. h. mit einer so willkürlichen Behandlung der Tatsachen und ihrer Zusammenhänge, daß man den Bürgern des Zukunftsstaates nur wünschen kann, sie selbst möchten nicht einer ähnlichen Behandlung ausgesetzt werden. Aber Bebel erreichte doch durch sein Auftreten, daß schon vor dem Eintritt in die Tagesordnung alles gesagt worden war, was er selbst über Weltpolitik zu sagen wünschte, und daran konnte sich nun zwanglos der natürlich von anderer Seite, aber auf Bebels Veranlassung gestellte Antrag reihen, den schwierigen Punkt von der Tagesordnung abzusetzen.

Es gelang, noch andere Wetterwolken zu zerteilen und zu verscheuchen. Kurz vor dem Parteitag hatte häßlicher Zank zwischen dem Vorwärts und der Leipziger Volkszeitung getobt, und dieses „Literatengezänk“ sollte auf dem Parteitag zum Austrag gebracht werden. Auch das hat Bebel zu verhindern gewußt. Der Parteivorstand veranlaßte, daß dieser Punkt einer Kommission anvertraut wurde, die hinter verschlossenen Türen tagte. Am Schluß des Parteitags wurde dann der Vorschlag der Kommission in einer Sitzung, die mit allen Resten aufzuräumen hatte und kaum noch Interesse fand, kurzerhand genehmigt. So war die Bahn frei gemacht für die eigentliche Absicht der sozialdemokratischen Führer, den Parteitag zu einer scharfen und deutlichen Bekundung des revolutionären Charakters der Partei zu benutzen. Dazu diente die Frage des „Generalstreiks“, die in der letzten Zeit durch die Gewerkschaften einerseits und durch das Treiben der sogenannten Anarcho-Sozialisten andererseits in den Vordergrund gerückt war. Die Parteileitung wollte offenbar dieser Bewegung nicht ihre Seele verschreiben, aber sie doch benutzen, um den Gewerkschaften, die trotz ihres Radikalismus doch immer die Hinneigung zur praktischen Lösung der auf wirkliche Arbeiterinteressen bezüglichen Fragen bekunden, wieder einmal deutlich zu Gemüte zu führen, daß zuerst die alleinseligmachende Parteitheorie und dann alles übrige kommt. Man hütete sich wohl, den Generalstreik, die allgemeine Arbeitsniederlegung, direkt zu empfehlen, denn zu einer offenen Kriegserklärung an die Gesellschaft hielt man die Dinge noch nicht für reif. Aber man glaubte doch den revolutionären Bedürfnissen des Proletariats soweit entgegenkommen zu dürfen, daß man in einer stark verklausulierten, im Kanzleistil mit unzähligen Vordersätzen eingeleiteten Resolution die Drohung mit dem Generalstreik im Hintergrunde zeigte. Nun konnte der Häuptling der Anarcho-Sozialisten, Dr. Friedeberg, der kurz zuvor von dem Zentralorgan der Partei noch wie ein Schulknabe abgekanzelt worden war, Herrn Bebel gerührt die Hand schütteln und ihm die Versicherung geben, das sei ganz das, was er gemeint habe, und auch die Gewerkschaften schwenkten ein wie die Unteroffiziere. Leute, die dieses Kunststück der Parteitaktik etwas

näher betrachten, werden freilich leicht die Ursache der wunderlichen Übereinstimmung erkennen: die Resolution war künstlich so eingerichtet, daß jeder herauslesen konnte, was ihm paßte. Sie forderte den Generalstreik und forderte ihn auch wieder nicht. Aber dieser Widerspruch hatte in Wahrheit nichts zu bedeuten. Wenn die Sozialdemokratie an Widersprüchen sterben müßte, sie wäre längst mausetot. Die Massen rechnen nicht ängstlich damit; sie wollen Schlagworte hören, die ungefähr die Eindrücke erwecken, die ihrem Empfinden entsprechen. Und das ist auch das einzige, was für die bürgerlichen Parteien bei der Beurteilung der Sache in Betracht kommt. Die Führer der Sozialdemokratie haben der Resolution eine Fassung gegeben, die bei den Massen den Eindruck einer Drohung mit dem Generalstreik erzeugen mußte — das ist das Ergebnis, das sich die bürgerlichen Parteien merken müssen. Die Sozialdemokratie hat also in Wirklichkeit einen Schritt weiter auf dem Wege zur Revolution getan und die Erwartungen derer Lügen gestraft, die geglaubt haben, ihre Zukunft liege in der Linie einer radikalen Reformpartei. Dem entspricht es auch, daß die Partei sich in Jena eine straffere, die Kompetenz des Parteivorstandes erhöhende Organisation gegeben hat. Die Einzelheiten können hier übergangen werden, da sie nicht von allgemein-politischem Interesse sind. Tendenz und Ergebnisse des Jenaer Parteitages sind durch das hier Erwähnte zur Genüge gekennzeichnet.

Es scheint, als ob sofort die Probe auf das Exempel gemacht werden sollte. Wir haben in Berlin einen Streik erlebt, der als typisches Beispiel für die verhängnisvollen Wirkungen des gewissenlosen sozialdemokratischen Parteitreibens gelten kann. Die Schraubendreher und Lagerarbeiter in den Berliner Elektrizitätsfirmen traten um verhältnismäßig geringfügiger Forderungen willen in einen Lohnkampf ein. Geringfügig darf man diese Forderungen nennen nicht deshalb, weil sie etwa für die Arbeiter materiell bedeutungslos gewesen wären, sondern weil die Erfüllung ihres wesentlichen Inhalts durch Verhandlungen mit den Arbeitgebern leicht zu erreichen war. Es wird von Sachkundigen allgemein anerkannt, daß den großen Elektrizitätsfirmen in dem Verhalten gegen ihre Arbeiter nichts vorzuwerfen ist. Sie haben sich stets gegen berechtigte Forderungen der Arbeiter entgegenkommend gezeigt. So auch in diesem Falle. Sie bewilligten in der Hauptsache die Wünsche der Arbeiter, indem sie eine nicht unwesentliche Lohnerhöhung eintreten ließen, obwohl sie nach den allgemeinen Lohnverhältnissen und der Organisation ihrer Betriebe wohl kaum eine moralische Verpflichtung dazu hatten. Aber für die Hetzer und Treiber in diesem Streit handelte es sich nicht darum, sondern um eine Machtprobe. Da es Sätze für Akkordarbeit waren, die hier in Frage kamen, so wurde die Gelegenheit vom Zaune gebrochen und das in Arbeiterkreisen herrschende Mißtrauen gegen diese Form der Lohngewährung wachgerufen. Dieses Mißtrauen ist ja bei der gewöhnlichen Unternehmerpraxis leider häufig nicht unberechtigt, hier aber lag gar keine Veranlassung dazu vor. Indessen von sozialdemokratischer Seite wurde geschürt und gehetzt, bis die Arbeiterschaft der drei großen Firmen — es waren die Aktiengesellschaft Siemens & Halske, die Siemens-Schuckert-Werke und die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft — in der nötigen Kampfstimmung war. Der Streik wurde mit dem neuerdings beliebten Trick in Szene gesetzt, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Arbeiter in den Ausstand eintritt, wobei aber dafür gesorgt wird, daß die Arbeit an den Stellen niedergelegt wird, die für den Betrieb des Ganzen

die empfindlichsten sind. Daraus erwächst den Unternehmern die größte Verlegenheit, während die Streikkasse nicht übermäßig belastet wird. Die bedrohten Firmen ergriffen die Maßregel, die in solchem Falle, wie auch vernünftige Arbeiter anerkennen, die einzig richtige ist: sie schlossen die gefährdeten Betriebe ganz und sperrten die darin beschäftigten Arbeiter aus. Es erscheint vielleicht manchem auf den ersten Blick hart, daß über 30000 Arbeiter für 800 Streikende leiden mußten, aber der ungeheuren Frivolität solcher Lohnkämpfe gegenüber gibt es für die Arbeitgeber kein anderes Mittel, sich der Schädigungen zu erwehren, die in letzter Linie doch die Arbeiter tragen müssen. Der Streik war von vornherein aussichtslos, obwohl versucht wurde, noch weitere Kreise von Arbeitern in einen sogenannten „Solidaritätsstreik“ hereinzuziehen. Die Elektrizitätsfirmen taten also recht daran, den stärksten Druck anzuwenden, um durch eine Notlage die Arbeiter zur Einsicht zu bringen. In allerletzter Stunde, am 14. Oktober mittags, kurz vor dem Augenblick, wo eine weitere Aussperrung erfolgen sollte, unterwarfen sich die Streikenden den Arbeitgebern, die übrigens ruhig und besonnen an den einmal gemachten Zugeständnissen festgehalten hatten. Die Vertrauensmänner der Arbeiter sagten in ihrem Bericht zu dem Vorschlag der Wiederaufnahme der Arbeit: „Maßgebend für den Vorschlag sei die rein sachliche Erwägung, daß das wirkliche Kampfobjekt mit den Opfern und Entbehrungen eines ins Ungemessene ausgedehnten Riesenkampfes tatsächlich in keinem Verhältnis stände. Auch müsse den streikenden Schraubendrehern und Lagerarbeitern sehr ernsthaft die Frage vorgelegt werden, ob sie es vor sich verantworten könnten, daß wegen ihrer etwaigen nochmaligen Ablehnung der wenn auch minimalen Zugeständnisse noch weitere Zehntausende von Arbeitern und Arbeiterinnen aufs Pflaster gesetzt würden.“ Das waren freilich Erwägungen, die von Anfang an hätten angestellt werden können. Diesmal war denn auch in bürgerlichen Kreisen die allgemeine Stimmung gegen die Arbeiter. Der Abgeordnete Singer versuchte in sehr eigentümlicher Weise diese Stimmung auf die Probe zu stellen. In der Berliner Stadtverordnetenversammlung brachte er einen Antrag ein, die Versammlung möge den Magistrat ersuchen, daß aus bereiten Mitteln 500000 Mark zur Unterstützung der Familien der ausgesperrten Arbeiter den beteiligten Arbeiterorganisationen zur Verfügung gestellt würden. Zur Beratung dieses mehr als seltsamen Antrags ist es nicht gekommen; der Antragsteller selbst zog ihn zurück, angeblich um die Verhandlungen nicht zu stören, in Wirklichkeit weil er wohl rechtzeitig fühlte, wie er dadurch die Wucht der Niederlage verstärken würde.

Während in Berlin der Friede zwischen Arbeitgebern und Arbeitern geschlossen wurde, hat die Gärung in der mitteldeutschen Textilindustrie den Ausbruch eines neuen Lohnkampfes herbeigeführt. Hier handelt es sich um Lohnforderungen, die von den Arbeitgebern nicht in vollem Umfange bewilligt werden können, weil die allgemeine Geschäftslage in diesem Industriezweige es nicht gestattet. Der äußere Verlauf des Kampfes ist bis jetzt dem des Berliner Streiks ähnlich. Kleinere Gruppen von Arbeitern haben die Arbeit niedergelegt; die Verbände der Arbeitgeber haben mit Aussperrungen geantwortet. Hier stehen wir erst am Anfang der Bewegung. Möge die Hoffnung berechtigt sein, daß auch hier bald der Weg zum Frieden gefunden werden wird.

Die scharfe Betonung des revolutionären Elements in der sozialdemokratischen Bewegung hat natürlich auch auf diejenigen bürgerlichen Kreise zurückgewirkt, die

gern an dem Glauben festhalten wollten, daß sich die Sozialdemokratie zu einer wirklichen Vertretung der Arbeiterinteressen entwickeln werde, so daß unter Umständen schon jetzt, sicherlich aber später ein Zusammenarbeiten der Partei mit dem bürgerlichen Liberalismus möglich sein werde. Bekanntlich hatte sich die Freisinnige Vereinigung mit der Mehrzahl der Nationalsozialen unter Führung Naumanns zu einer politischen Einheit verschmolzen, für die man den Namen der Sozialliberalen erfunden hatte. Wenn sich schon mehrfach Schwierigkeiten für die Aufrechterhaltung dieser Verschmelzung ergeben hatten, so ist das Vorhandensein einer Spaltung erst neuerdings schärfer hervorgetreten. Der äußere Anlaß zur öffentlichen Erörterung dieses Verhältnisses wurde zwar durch einen Beschluß des Parteitages der Freisinnigen Volkspartei gegeben, der das Zusammenhalten der Freisinnigen Vereinigung mit den Nationalsozialen direkt als ein Hindernis für eine Verständigung der beiden freisinnigen Parteien bezeichnete, aber die eigentliche Ursache der innern Uneinigkeit der Freisinnigen Vereinigung ist darin zu suchen, daß ein Teil der Abgeordneten dieser Partei, die früher dem Vorstand angehörten und seit der Fusion mit den Nationalsozialen sich von der Führung zurückgezogen haben, zu der Einsicht gelangt ist, daß das Zusammengehen mit der Sozialdemokratie, wie es unter der Führerschaft Barths und Naumanns versucht wurde, für eine Partei, die ihre Stütze im Bürgertum suchen muß, jetzt nicht mehr am Platze ist.

Die Auseinandersetzung der Parteien untereinander, die Formulierung ihrer Aufgaben und die Beschlußfassung über ihre Taktik, — das sind die üblichen politischen Herbstbeschäftigungen, die den parlamentarischen Winterfeldzug einleiten. Die Vorbereitungen dazu werden auch in anderer Weise getroffen. Schon hat der Bundesrat seine Beratungen wieder aufgenommen, um den Stoff für die Verhandlungen des Reichstags fertig zu stellen. Im Vordergrunde steht jetzt die Frage der Reichsfinanzreform. Der Entwurf, der die Grundlage dieser dringenden Reform bilden soll, ist im Reichsschatzamt ausgearbeitet worden und soll jetzt im Bundesrat die Gestalt erhalten, in der er dem Reichstag unterbreitet werden wird. Unterdessen wird die Frage eifrig in der Presse erörtert, aber es liegt auf der Hand, daß die verbündeten Regierungen bei diesen Arbeiten noch weniger als bei andern Veranlassung haben, das nach den Bestimmungen der Verfassung zu hütende Geheimnis vorzeitig preiszugeben. Denn sie wissen im voraus, daß sie es niemand ganz recht machen können. Irgendwo werden Opfer an Überzeugungen, sogar an grundlegenden Überzeugungen, gebracht werden müssen, wenn das Werk zustande kommen soll. Finanzvorlagen haben überall, und im Deutschen Reich ganz besonders, die Eigentümlichkeit, daß ihr Ziel allgemein als eine dringende Notwendigkeit erkannt wird, während jeder Weg, der dorthin führt — er mag sein, welcher er will —, von irgend einer Seite für ungangbar erklärt wird. Schon jetzt beginnen grundsätzliche, theoretische Erörterungen über die Frage der direkten und indirekten Steuern. Das Reich ist auf indirekte Steuern angewiesen, und somit wirft sich die Gegnerschaft auf die Untersuchung der Natur der indirekten Steuern und kramt die alte Weisheit aus, daß die indirekten Steuern vorzugsweise die untern Klassen belasten und deshalb sozial ungerecht seien.

Alles recht schön! Nur wird damit das Problem nicht gelöst, wie die eigenen Einnahmen des Reichs erhöht werden können. Die Möglichkeit, eine direkte Reichssteuer zu erheben, ohne in die Finanzhoheit der Einzelstaaten ein-

zugreifen und ihre finanzwirtschaftliche Grundlage zu erschüttern, ist nun einmal noch nicht gefunden, am allerwenigsten von denen, die am ersten mit Vorschlägen über direkte Reichssteuern bei der Hand sind. Man braucht nicht „Partikularist“ zu sein, um zu erkennen, daß Einrichtungen, die an einer beliebigen Stelle den bundesstaatlichen Charakter des Reichs kurzer Hand über den Haufen werfen, selbst dann nicht so ohne weiteres möglich sind, wenn etwa Zeichen und Wunder geschehen und die Beschlüsse einer Zufallsmehrheit im Reichstag sie begünstigen sollten. Will man also bei dem System direkter Steuern streng festhalten, dann muß man eben versuchen, wie bisher den Hauptbedarf des Reichs durch Matrikularbeiträge zu decken, und nur darauf bedacht sein, die Verteilung dieser Matrikularbeiträge genau der finanziellen Leistungsfähigkeit der Einzelstaaten anzupassen. Das ist bekanntlich die Meinung, die der Abgeordnete Spahn bei der letzten Erörterung der Reichsfinanzreform im Reichstage im Namen der Zentrumsfraktion vertreten hat. Aber auch hier bleibt wieder der Einwand bestehen, wie denn nun ein wirklich gerechtes System der Verteilung der Matrikularbeiträge gefunden werden soll, wenn dem Reich nicht direkt eine Kontrolle der einzelstaatlichen Finanzen eingeräumt wird. Und da alle diese Fragen nicht gelöst sind und sich vor der Hand auch nicht lösen lassen, andererseits aber die zerrüttende Wirkung der bisherigen Wirtschaft mit Matrikularbeiträgen auf die einzelstaatlichen Finanzen geradezu unhaltbare Zustände herbeigeführt hat, so bleibt doch zur praktischen Lösung nichts anderes übrig, als die Erhöhung derjenigen Einnahmen des Reichs ins Auge zu fassen, die ihm in der Reichsverfassung eigens zugewiesen worden sind. Alle theoretische Gegnerschaft gegen indirekte Steuern kann nicht genügende Gründe hergeben, um an der offenen Tür dieses bisher als einzig möglich erkannten Auswegs vorbeizurennen und einen anderen zu suchen. Und wir müssen doch einmal aus der Not heraus. Freilich ist damit nicht gesagt, daß wir nun blindlings unentbehrliche Lebensbedürfnisse indirekt besteuern sollen, in der Hoffnung, daß die unbemittelten Verbraucher auf diese Weise die Sache „nicht merken“. Aber schließlich brauchen wir uns auch ebenso wenig von einer theoretisch-agitatorischen Betrachtungsweise dieser Fragen so sehr gefangen nehmen zu lassen, daß wir die mancherlei Mittelstufen zwischen den allerdings gehässig wirkenden Steuern auf die notwendigsten Lebensbedürfnisse und den wirklichen Luxussteuern übersehen. Ohne Geschrei wird es ja bei solchen Steuern, z. B. bei schärferer Heranziehung von Bier, Tabak usw., gleichfalls nicht abgehen. Aber irgendwie müssen wir doch den Kampf gegen die Schlagworte, mit denen der zahlungsunlustige Philister bearbeitet zu werden pflegt, aufnehmen. Denn jede Art von Finanzreform wird bitter befehdet werden. Nach den Andeutungen, die bisher in die Öffentlichkeit gelangt sind, werden die verbündeten Regierungen dem Reichstag diesmal in der Tat ein „Steuerbukett“ überreichen. Das ist sehr vernünftig, daß nicht alles Heil von einer einzigen, hochgeschraubten Steuer erwartet wird, sondern daß man an mäßige Ausnutzung mehrerer Steuerquellen denkt. Auch das wird die unvernünftige Agitation der Oppositionsparteien so darstellen, als ob die Unersättlichkeit der Regierung Orgien feiern wolle. Indessen wir wollen hoffen, daß die Stimme der Vernunft doch zuletzt Gehör finden wird. Die einzelnen Ergebnisse der Arbeiten des Bundesrats wird man ruhig abwarten müssen.

Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke.

Von

Generalleutnant z. D. E. v. Liebert.

I.

Die Hoffnung, in diesem Bericht über die kolonialen Ereignisse des verflossenen Vierteljahres den Abschluß des großen Kolonialkrieges in Südwestafrika erörtern zu können, hat sich leider nicht erfüllt. Im Gegenteil liegen die Verhältnisse dort recht ungünstig, es ist keine Aussicht auf eine baldige, endgültige Befriedung des Landes vorhanden. Der bisherige Operationsplan, mit großen Schlägen den Aufstand niederzuwerfen, ist als gescheitert anzusehen; es muß von jetzt an[1]) nach einem neuen Programm verfahren werden. Die Hottentotten haben sich als ein sehr viel schwierigerer Gegner als die Herero erwiesen, sie haben sich jeder Einkreisung zu entziehen gewußt und stehen noch heute als achtunggebietende Macht auf weiter Fläche in der Mitte und im Süden der Kolonie verteilt. Wenn man sich ein Quadrat von etwa 300 km Seitenfläche vorstellt, so befindet sich Hendrik Witboy mit seinen Scharen in der nordwestlichen Ecke dieses Quadrats, in dem schwer zugänglichen Gebirgsgelände von Nananib und Zaris, westlich Gibeon, Morenga an der Ostseite des Quadrats am Ostabhange der großen Karrasberge, Morris und Cornelius mit ihren Banden an der Südseite des Quadrats am Fischflusse und in der Gegend von Warmbad.

Der General von Trotha kehrt nach Deutschland zurück. Ein neuer Gouverneur übernimmt die Geschäfte der Landesverwaltung und die Oberleitung der Schutztruppe. Ob wieder ein höherer Offizier das Kommando der letzteren erhalten wird, ist gegenwärtig noch unbekannt. Jedenfalls werden aber die den einzelnen Hottentottenbanden gegenüberstehenden Stabsoffiziere (v. Estorff, Meister, v. Semmern u. a.) größere Bewegungsfreiheit und Selbständigkeit erhalten als bisher. Sie werden jeder in seinem Abschnitt die Verantwortung und Leitung übernehmen und werden sich den besonderen örtlichen Verhältnissen entsprechend besser einrichten können. Es wird nichts mehr von großen Schlägen verlauten, der Krieg wird ein afrikanisches Gesicht bekommen; es handelt sich um ein langsames Niederringen des Gegners, ein Kämpfen um Höhen und Klippen, um Schluchten und Wasserlöcher, ein Einzelnabschießen, ein Aushungern und Durstenlassen, ein Viehabjagen und Gefangenemachen, bis die zähe Widerstandskraft der Wilden endlich gebrochen ist, und sie die Überlegenheit unserer Waffen wieder anerkennen.

[1]) Mitte Oktober.

Der Krieg wird mit jeder Woche und jedem Monat grausamer und blutiger werden, die Nama rühmen sich bislang ihrer Erfolge, ein volles Jahr die Weißen in Atem gehalten zu haben. Es fragt sich, ob jetzt noch Verhandlungen am Platze sind, und ob nicht — der Natur und dem Denken des Negers entsprechend — alles über die Klinge springen muß, wessen die Deutschen habhaft werden, um die Achtung vor uns wiederherzustellen.

Der neue Gouverneur geht mit einem Programm hinaus, das Frieden atmet und Versöhnung zu stiften wünscht. Die Herero sollen in Reservaten, die ihnen als Pachtland übergeben werden, untergebracht werden, sobald sie die Waffen abgeliefert haben. Mit Morenga soll verhandelt, die Witboys dagegen außer Landes gebracht werden. Das letztere ist durchaus zu billigen. Es steht aber zu fürchten, daß sich das in Deutschland wohlklingende und allgemein gebilligte Programm draußen vor dem Feinde, gegenüber den unbezähmbaren Wilden nicht durchführen lassen wird, sondern erheblich verschärft werden muß. Möge die sympathische Persönlichkeit des neuen Gouverneurs eine günstige Wirkung ausüben, und mögen ihm bittere Erfahrungen erspart bleiben! Erreicht er das erstrebte Ziel, Beruhigung des Landes durch Milde, so ist das hoch anzuerkennen; jedes Mittel ist recht, wenn nur die Kolonie endlich wieder Frieden findet.

Die Schwere des Krieges wird im Deutschen Reiche gar nicht empfunden und nicht bemerkt. Die täglichen Verlustlisten in den Zeitungen werden mit Stillschweigen übergangen. Kolonialkriege sind nicht beliebt und werden totgeschwiegen. Das deutsche Volk ist von der Idee des ewigen Friedens bereits derart angekränkelt, daß es seinen Frieden nicht gestört wissen will. Als der Araberaufstand in Ostafrika 1889 tobte, erhielt der Reichskommissar v. Wißmann den Auftrag, den Aufstand niederzuschlagen, Offiziere und Unteroffiziere sowie die Sudaner wurden auf seinen Namen angeworben, das Deutsche Reich lebte in tiefem Frieden. Als der deutsche Gesandte in Peking ermordet ward, ein Panzergeschwader und gegen 20000 Mann nach dem fernen Osten abgingen, ward in der deutschen Presse das Wort „Feldzug" oder „Krieg" ängstlich vermieden, man las nur von „Chinawirren". Und gegenwärtig wird nach fast zweijähriger Dauer eines großen Krieges, der uns an Offizieren bereits mehr Verluste als der dänische Krieg 63/64 gekostet hat, noch nicht die Bedeutung dieses ernsten, großen Kolonialkrieges anerkannt. Man spricht noch immer leichthin von dem Aufstande im Schutzgebiete. Der Deutsche Kolonialkongreß, der Anfang Oktober in Berlin tagte, hat unter der unendlichen Fülle der dort behandelten Gegenstände kein Wort für Kolonialtruppen, Kolonialarmee, koloniale Kriegführung übrig gehabt, obgleich man meinen sollte, daß diese Dinge gegenwärtig recht zeitgemäß wären. Vor allen Dingen ist es schmerzlich, feststellen zu müssen, daß wir aus dem langwierigen, blutigen Kriege in den wichtigsten Punkten nichts lernen, weder in militärischer Beziehung noch in Betreff des Eisenbahnbaues.

Genau vor einem Jahre wurde an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß uns trotz der ausgezeichnetsten Vorbereitung des deutschen Heeres auf den Kriegs-

fall dieser afrikanische Krieg gänzlich unvorbereitet getroffen habe, und daß alles, was auf den Kriegsschauplatz abgehe, „improvisiert“ werden müsse. Trotz der inzwischen gewonnenen schlimmen Erfahrungen ist noch immer nichts von Vorbereitungen zur Aufstellung einer Kolonialarmee zu hören, man scheut das zu überwindende Mißvergnügen des Reichstags und läßt alles beim alten. Nach wie vor werden „Freiwillige“ für den Dienst in der Schutztruppe angeworben, leider auch Freiwillige aus dem Beurlaubtenstande, d. h. Brot- und Arbeitslose, die nicht das beste Soldatenmaterial abgeben, wie es die so außerordentlich strapaziöse und opfervolle Kriegführung auf dem bösesten aller Kriegsschauplätze erfordert.

Die lange Dauer und die großen Verluste dieses Krieges erweckten die Hoffnung, daß der Reichsregierung der Rücken so weit gesteift würde, daß sie nunmehr endlich Kolonialtruppen fordern und organisieren werde. Die Notwendigkeit ist nun wohl zur Genüge nachgewiesen, daß die Mannschaft an Land und Klima, an Sitten und Kriegführung der Eingeborenen gewöhnt, die Pferde akklimatisiert sein müssen, wenn sie dort wirksam auftreten sollen. Außerdem sollte doch die Staatsklugheit dem Gedanken nicht fern stehen, daß auch nach Beendigung des Krieges die Kolonie lange stark militärisch besetzt bleiben muß, und daß eine bedeutende Militärmacht uns in Südafrika eine vielleicht entscheidende Stellung verschaffen würde. Wenn irgendwo, wäre dort ein Eingreifen in die Weltpolitik ermöglicht, falls die Vorbereitungen richtig und sachgemäß getroffen werden.

Wenn einerseits die Verwendung für den Kriegsschauplatz nicht vorbereiteter Truppen die lange Dauer des Krieges erklärt, so kommt als zweiter noch schlimmerer Faktor der Mangel an natürlichen und künstlichen Verbindungslinien hinzu. Hier zeigt sich leider, daß wir 20 Jahre hindurch einer großzügigen, weitblickenden Kolonialverwaltung entbehrt haben, weil das Übelwollen des Reichstages wie ein Bleigewicht jedes größere Projekt in die Versenkung herniederzog. Ganz abgesehen von der Möglichkeit kriegerischer Verwicklungen mußte eine Kolonie, die vornehmlich als Siedlungsgebiet für deutsche Auswanderer ausgenutzt werden sollte, vor allem mit Eisenbahnen versehen werden, da naturgemäß für bequeme Ein- und Ausfuhr zu sorgen war. Aber der Ochsenwagen beherrschte bis zum Jahre 1897 die Situation unumschränkt. Und als dann plötzlich die Viehseuche und das Einstellen des Frachtverkehrs die Schutztruppe im Innern mit Verhungern bedrohte, entschloß sich die Regierung zwar auf eigene Verantwortung zum Bau der Linie Swakopmund—Windhuk, ließ sie aber als eine Feldbahn mit 60 cm Spurweite „billig und schlecht“ herstellen. Die üble Trassenführung wie die mehr als geringfügige Leistungsfähigkeit hat der jetzige Krieg leider erwiesen.

Und außer dieser einen, so wenig leistenden Strecke liegt das ganze ungeheure Gebiet von 830000 □ Kilometern ohne Schienenstrang da. Man hat es unterlassen, die Eisenbahn von Windhuk auf Rehoboth und Keetmannshoop fortzuführen und sieht jetzt die traurigen Folgen der Verbindungslosigkeit auf der

langen, so wichtigen Linie. Eine Privatgesellschaft baut die Linie Swakopmund—Otavi. Schmerzlich aber fehlt die natürliche Verbindung, Lüderitzbucht—Keetmannshoop, deren Existenz den Hottentottenaufstand mit einem Schlage niederwerfen würde. Nicht der Kampf mit dem geschickten, verschlagenen und erbitterten Gegner ist das Schwerste für unsere braven deutschen Truppen, sondern die Hilfs- und Bewegungslosigkeit, da sie in allem — häufig selbst betreffs des Wassers — auf Nachschub angewiesen sind und die Transporte trotz größter Mühe und hoher Kosten die Truppe nicht erreichen. Ungeheure Massen von Vorräten und Kriegsbedarf lagern und verkommen in Swakopmund und Lüderitzbucht und die Soldaten im Innern vor dem Feinde leiden ernsten Mangel. Das sind erbärmliche Zustände, die dem deutschen Volke schmerzliche Opfer an Gut und Blut kosten, und die — ebenso wie der ganze Aufstand — zu vermeiden waren, wenn man sich rechtzeitig entschlossen hätte, das große Gebiet durch Eisenbahnen zu erschließen. Das Militärtransportwesen auf der Strecke Lüderitzbucht—Kubub (120 km) hat bisher 27 Millionen Mark verschlungen, während der Bahnbau auf dieser Strecke auf 6 Millionen veranschlagt ist. Sapienti sat! —

* * *

Ganz plötzlich und unvermutet ist im August die Kunde eingetroffen, daß auch in Deutschostafrika die Eingeborenen sich erhoben haben, und daß militärisch gegen sie vorgegangen werden müsse. Diese Nachricht kam um so überraschender, als in jener Kolonie seit geraumer Zeit friedliche Zustände geherrscht haben und das Land sich in erfreulicher, stetig zunehmender wirtschaftlicher Entwicklung befindet. Ebenso befremdend ist es, daß die Erhebung unmittelbar an der Küste (zwischen Rufidjimündung und Kilwa) bei den Matumbileuten ihren Anfang nahm, einem armen, unentwickelten, zurückgebliebenen Stamme. Die Lokalbehörden schreiben die Bewegung Zauberern oder Medizinmännern zu, die die Neger zum Kampf gegen die Weißen aufreizen sollen, eine bisher dort zu Lande in solchem Umfange ganz unbekannte Erscheinung. Der Aufstand hat sich sodann nach Süden bis in den Bezirk Lindi ausgedehnt, der kleine, schwach besetzte Posten Liwale wurde überfallen und eine Schar katholischer Missionare ermordet. Andererseits ist die Bewegung den Rufidji stromaufwärts gegangen und hat sich bis Mahenge, vielleicht sogar bis Uhehe fortgepflanzt.

Das Gouvernement ist sofort energisch eingeschritten und ist dabei von dem einzigen Kriegsschiff der Station, S. M. Kreuzer „Bussard", in hoch anzuerkennender Weise unterstützt worden. Die Mannschaft des Kreuzers hat nicht nur die Küstenplätze besetzt, um die Schutztruppe abzulösen und frei zu machen, sondern sie ist sogar zu Expeditionen in das Innere verwendet worden. Unter anderem ist ein Kommando Marine-Infanterie mit der britischen Ugandabahn nach Muansa am Viktoria Nyanza befördert worden, eine ausgezeichnete Maßnahme, die sehr guten Eindruck im Innern Afrikas machen wird. Vom Oberkommando der Marine sind ferner zwei weitere Kreuzer, „Thetis" und „See-

adler", von der ostasiatischen zur ostafrikanischen Station beordert und Anfang Oktober dort eingetroffen.

Ebenso zu loben sind die Schritte der Reichsregierung, die mit größter Beschleunigung Verstärkung an Marine-Infanterie über Wien und Triest entsandte, sodann einen starken Transport von Offizieren und Unteroffizieren nach Daressalam beförderte und endlich 3 Kompagnien Sudaner oder Abessynier in Massaua anwerben läßt. Das sind Zeichen von Energie und Entschlossenheit, die vorteilhaft abstechen gegen die früheren halben Maßregeln oder Unterlassungen bei ähnlichen Gelegenheiten. Wer hat uns ehedem beim Wahehe-Aufstande geholfen, und wer wagte in Berlin einen Pfennig über den Etat auf eigene Verantwortung anzuweisen!

Bislang ist unsere ostafrikanische Schutztruppe überall Sieger geblieben und hat die Aufständischen mit leichter Mühe und unter ungeheuren Verlusten in jedem Gefecht zu Paaren getrieben. Sie selbst hat so gut wie gar keine Verluste erlitten. Das kann nicht Wunder nehmen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Rebellen ganz unbedeutenden, unkriegerischen Stämmen angehören, keine Führer und keine modernen Waffen (Hinterlader) besitzen. Gegenüber solchen Gegnern veranstalten Hinterladergewehre und Maximgeschütze naturgemäß ein fürchterliches Blutbad. Dies Strafgericht ist aber dringend notwendig, da es das einzige Mittel ist, das der Neger anerkennt, und dem er sich fügt.

Vorläufig lauten alle Nachrichten vom Aufstandsgebiet unbedenklich und können keine großen Besorgnisse erwecken. Die einzige unliebsame Botschaft ist diejenige über den Aufstand der Wangoni, die ihre Hauptstadt, die Station Songea, angegriffen und eingeschlossen haben sollen. Wenn sich dies bewahrheitet, so wäre die Tatsache höchst unerfreulich, daß ein Stamm, der sich vor acht Jahren der deutschen Herrschaft unterworfen und seitdem friedliche Kulturarbeit geleistet hat, plötzlich in die alte Wildheit und Kriegslust zurückgefallen wäre. Da wir weder Eisenbahn- noch Telegraphenverbindung (es ist ja eine deutsche Kolonie!!) von der Küste nach Songea (600 km) haben, so sind unsere dortigen Truppen völlig abgeschnitten, und Nachrichten kommen überhaupt nur über Langenburg am Nyassasee—Rhodesia—Kapstadt. Hier liegt der dunkle Punkt des Aufstandes, der im übrigen nur gefährlich werden kann, wenn die großen, kriegerischen Stämme des Innern (Wanyamwesi, Wassukuma, Warundi, Wanyaruanda), die nach Hunderttausenden, sogar nach Millionen zählen, sich gegen die deutsche Herrschaft erheben sollten. Dafür liegen aber keine Anzeichen vor.

Sehr schmerzlich ist die allgemeine Störung der Produktion, der Ausfall an Ein- und Ausfuhr und am Ertrage der Hüttensteuer in den aufständischen Bezirken. Das Budget der ostafrikanischen Kolonie, dessen Einnahmen von Jahr zu Jahr wuchsen, wird von den unruhigen Verhältnissen sehr ungünstig beeinflußt werden. Das ist doppelt bedauerlich, da zum Ausfall in den Einnahmen die bedeutenden Mehrkosten für Verstärkung der Schutztruppe und für kriegerische Expeditionen sich gesellen. Immer wieder ist die Forderung zu erheben, daß den

Kolonien das Militärbudget abgenommen und dies auf das Reichsbudget übernommen wird; denn die Kolonien sind noch nicht im stande, solche unvorhergesehenen Kosten, die durch force majeure entstehen, zu ertragen.

Glücklicherweise sind die Mitte und der Norden der Kolonie ganz vom Aufstand verschont geblieben, und dort liegt der wirtschaftliche Schwerpunkt durchaus. Es steht nur zu hoffen, daß die an sich schon schwierige Arbeiterfrage durch die Unruhen nicht berührt wird, damit die zahlreichen Kaffee-, Baumwoll-, Agaven- und Kautschukpflanzungen in ungestörtem Betriebe bleiben. Was die Kolonie jetzt bereits erzeugt, hat die Mitte August in Sansibar veranstaltete Ausstellung von Erzeugnissen Deutsch-, Englisch- und Portugiesisch-Ostafrikas, Uganda, Zentralafrika, Comoren, Madagaskar, Reunion, Mauritius, Seychellen, Benadirküste und Sansibars erwiesen. Dort hat Deutschostafrika nicht nur durch seine Kartoffeln, europäischen Gemüse und Landesfrüchte, sondern vor allem durch seine Proben von Baumwolle, Sisalhanf und Kautschuk die Mitbewerber glänzend geschlagen. Wenn diese in erfreulichster Weise sich vollziehende wirtschaftliche Entwicklung durch die rohe Bestialität und den Zerstörungstrieb der Neger gehemmt oder unterbrochen würde, so wäre das aufs tiefste zu beklagen.

* * *

Leider ist das einzige Interesse, das man aus dem deutschen Publikum bezüglich der Kämpfe in unseren Kolonien vernimmt, auf die hohen Kosten gerichtet, die diese gegenwärtig, und im besonderen der Aufstand in Südwestafrika verursachen. Anstatt darüber zu klagen, sollte man sich nur an die richtige Adresse wenden und den Reichstag verantwortlich machen für das Unglück und die Schädigungen, die er durch seine unfreundliche Gesinnung gegenüber den Kolonien mit verursacht hat. Wir ernten jetzt nur, was wir für unsere früheren Unterlassungssünden verdient haben.

Was andere Völker für ihre Machtstellung und für ihre Zukunft leisten, das zeigt uns Großbritannien. Dort sind 200 Millionen Mark ausgegeben für Befestigung und Eisenbahnbau zum Schutz der indischen Grenze, 200 Millionen Mark sind bewilligt für die Neuordnung des anglo-indischen Heeres, das Marinebudget beläuft sich fast auf 700 Millionen Mark (Deutschland 233 Millionen), und trotz alledem geht man jetzt schlankweg an den Ankauf der großen Docks von Singapur und scheut die gewaltigen Kosten nicht, um dort im fernsten Südosten einen neuen befestigten Flottenstützpunkt anzulegen. Ja, die Engländer legen solche Summen für ihre wirtschaftliche Zukunft an, die biederen Deutschen verausgaben diese Summen lieber für Alkohol.

Umschau in neuer Welt- und nationalpolitischer Literatur.

Von

Otto Hötzsch.

(P. Samassa, Das neue Südafrika. — Our Country Japan. — Lauterer, Japan. — van den Bergh, Japans geschichtliche Entwicklung. — Takaoka, Die innere Kolonisation Japans. — A. Hamilton, Korea. — v. Zepelin, Sachalin. — C. Spielmann, Arier und Mongolen. — Martin, Soll Deutschland die Zeche bezahlen? — A. Hettner, Das europäische Rußland. — Al. Ular, Die russische Revolution. — Sembratowycz, Polonia Irredenta, und: Das Zarentum im Kampf gegen die Zivilisation. — K. Zilliacus, Das revolutionäre Rußland. — Al. Herzen, Rußlands soziale Zustände. — Taburno, Die Wahrheit über den Krieg. — England in deutscher Beleuchtung 1. 2. — A. Gildemeister, Deutschland und England. — M. Schwab, Chamberlains Handelspolitik. — V. Georgevitch, Das Ende der Obrenovitch. — Bothmer, Serbien unter König Peter I. — Das Deutschtum im Wirtschaftshaushalte Österreichs. — Meyers Handatlas.)

Mit diesen Rundschauen, die etwa viertel- oder halbjährlich erscheinen sollen, möchte die „Deutsche Monatsschrift" häufiger geäußerten Wünschen aus ihrem Leserkreise entgegenkommen und in Ergänzung ihrer Übersichten über die Neuerscheinungen aus anderen Gebieten neue Welt- und nationalpolitische Literatur besprechen. Je stärker auch bei uns die auswärtige Politik sich Beachtung und Interesse erzwingt, umso größer wird damit das Bedürfnis nach rascher, aber zugleich gründlicherer Orientierung über die oft blitzschnell hintereinander auftauchenden weltpolitischen Fragen, als sie die Tagespresse zu bieten vermag. Man kann aber nicht sagen, daß diese politische Buchliteratur in Deutschland sich heute schon ebenbürtig neben die englische und französische stellen kann. Wird eine Frage aktuell, tritt ein neues Stück des Erdballs in den Bereich der weltpolitischen Verwicklungen, so taucht bei uns sogleich eine Flut von Broschüren und Büchern auf, die zum großen Teile stets denselben Wissensstatus reproduzieren, meist wenig mehr wert sind, als das Papier, auf das sie gedruckt sind, und mit Recht rasch wieder vergessen werden. Wir haben erst noch wenige Männer und Bücher, die die Weite des politischen Blickes verbinden mit den nötigen geographischen, historischen, volkswirtschaftlichen und anderen Kenntnissen, die, ausgereift, im Falle des Bedarfs dem danach Suchenden wirklich zutreffende Maßstäbe geben können. Haben wir z. B. über das russische Reich Werke von der dauernden und zugleich hochaktuellen Bedeutung, wie sie die Franzosen in Leroy-Beaulieus ‚L'empire des Tsars', die Engländer in Wallaces ‚Russia' besitzen?

Diese Rundschauen sollen den Versuch einer Orientierung nur über die in diesem Sinne förderliche Buchproduktion machen. Sie werden daher alle Eintagsfliegen prinzipiell ausschließen und nur solche Erscheinungen[1]) besprechen, die für

[1]) Aber auch aus der englischen, französischen, nordamerikanischen und russischen politischen Literatur.

die politische Bildung von wesentlichem und dauerndem Werte sind, und stets mit Rücksicht auf die augenblicklichen Bedürfnisse unseres Leserkreises. Ein Buch dieser Art ist nun das eben erschienene von Paul Samassa: Das neue Südafrika (Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn). Der bekannte nationale Publizist hat im vorigen und in diesem Jahre eine längere Studienreise durch Südafrika gemacht und bespricht auf Grund seiner Erfahrungen die politischen und nationalen Probleme, die der Krieg Englands gegen die Burenstaaten und deren Eingliederung in das britische Kolonialreich geschaffen hat. Ich gehe absichtlich auf die materielle Seite nicht ein, denn dazu wäre ein besonderer Aufsatz nötig, und will nur unsere Leser nachdrücklichst auf das vortreffliche Buch hinweisen. Deshalb verzeichne ich nur die einzelnen Kapitel, die eine genaue Vorstellung des Inhalts geben. Sie handeln über: 1. Südafrikanische Probleme, 2. Das Afrikandertum der Kapkolonie, 3. Englands Herrschaft, 4. Randmagnaten und Goldindustrie, 5. Burenrenaissance, 6. Allerlei Rassenfragen, 7. Wirtschaftliche Zukunftsaussichten, 8. Auf dem Wege zu den „Vereinigten Staaten von Südafrika, 9. Deutschtum und deutsche Arbeit in Südafrika. Das Buch hat deshalb einen so großen Wert, weil es mit der großen, an Ort und Stelle erworbenen Einzelkenntnis ein außerordentlich vorsichtiges und bedachtsames Urteil verbindet. Ist auch die Grundstimmung, mit der Samassa die Zukunftsaussichten der Buren bespricht, im großen und ganzen optimistisch, so wird doch kein Leser des Buches sagen können, daß es über bedenkliche und trübe Punkte hinweggleite oder seine Behauptungen unbelegt in die Welt schicke. Zwei Proben daraus möchte ich nur geben für die Ausblicke in die Zukunft, zu denen die Betrachtung der Gegenwart führt:

> „Engländer und Buren in gutem Einvernehmen als freie Herren ihres Schicksals für ihr Vaterland tätig, die holländisch-afrikanische Sprache neben der englischen nicht nur geduldet, sondern auch geachtet und anerkannt: dies Zukunftsgemälde möchte insbesondere dem als eine ferne Fata morgana erscheinen, der heute mitten in der Wirrnis des politischen Lebens Südafrikas vergeblich nach dem ersehnten Zukunftsland ausblickt. Auch möchte ich mich nicht unterfangen, den Zeitpunkt prophezeien zu wollen, wo sich solches verwirklicht; aber daß dies Ziel einmal erreicht werden wird, dafür scheint mir die natürliche Logik der Dinge zu sprechen ... Aber kommt diese große Zukunft auch nicht, so wird sich doch in begrenzterem Rahmen eine Entwicklung vollziehen, die, durch das Zusammenwirken zweier Nationalitäten an sich schon eigenartig, dadurch ihre besondere Bedeutung gewinnt, daß es sich um das einzige Gebiet des schwarzen Kontinents handelt, in dem die weiße Besiedlung bisher schon einige Ausdehnung gewonnen hat und zu eigenen staatlichen Bildungen fortgeschritten ist. Die Gegenwart mit ihrer stärkeren Betonung kolonialer Abhängigkeit kann in der Geschichte Südafrikas nur eine Episode sein. Dies Land aber ist die große Anpassungsschule der weißen Rasse an den schwarzen Kontinent."

Und der Schluß des ganzen Werkes: „Es ist kein Weltreich, das da (in Südafrika) heranwächst, kein Staat, von dem wir zu befürchten haben, daß er mit jugendfrischem Selbstvertrauen in die Welthändel eingreifen und uns durch seine wirtschaftliche Entwicklung in besorgtes Erstaunen setzen wird. Aber unter besonderen Bedingungen entwickelt sich hier, zuerst auf dem schwarzen Erdteile, ein Ableger vom alten Stamme unserer europäischen Kultur und verspricht eigenartige Früchte. Es wäre kein niedriger Ehrgeiz des deutschen Volkes, daran auch in Zukunft mitzuarbeiten und sich nicht bloß

mit dem Anteil zu begnügen, der bereits der Geschichte angehört." Das Buch verdient weite Verbreitung und aufmerksame Leser in hohem Grade, die zu finden sein sehr flüssiger, angenehm lesbarer Stil das Seine beitragen wird.

* * *

Heute, unter dem Eindrucke des Friedens von Portsmouth und der russischen Verfassung vom 19. August stehen Rußland und Japan auch in der Literatur dieser Art nur durchaus im Vordergrunde. Für Japan nenne ich wenigstens: Our Country Japan, Unser Vaterland Japan, ein Quellenbuch geschrieben von Japanern. Herausgeg. von Alfred Stead.[1]) (Deutsch bei Seemann in Leipzig 1904), nicht frei von Unebenheiten und Widersprüchen und in den einzelnen Beiträgen von ungleichem Werte, aber ein treffliches Quellenwerk. Denn von geistig hochstehenden Japanern, unter denen wir die führenden Namen Japans namentlich aus Politik, Finanz und Unterricht finden, geschrieben, umfaßt es alle, besonders aber die politisch interessanten Seiten des japanischen Lebens, die es mit großer Objektivität und Unvoreingenommenheit darstellt. Ganz brauchbar ist auch wenigstens in einzelnen Teilen: Japan, das Land der aufgehenden Sonne einst und jetzt nach seinen Reisen und Studien geschildert von Joseph Lauterer. (Mit vielen Abbildungen, Leipzig, O. Spamer.) Eine kurze Übersicht der japanischen Geschichte gibt mit ruhigem Urteil: „Japans geschichtliche Entwicklung" von Oberbaurat van den Bergh. (Halle a. S., Gebauer-Schwetschke, 1,20 Mk.) In dem Buche eines Japaners: Kumao Takaoka, Die innere Kolonisation Japans (Leipzig, Duncker und Humblot, 1905, Schmollers staatswissenschaftliche Forschungen) findet man eine notwendige und vortreffliche Ergänzung zur Betrachtung der japanischen Kolonialpolitik, die den Zwang für Japan, nach außen vorzustoßen, deutlich klarmacht.

Das Ziel dieses Vorstoßes schildert sehr hübsch und mit genauer Kenntnis Angus Hamilton: Korea, Das Land des Morgenrots. (Mit Abbildungen, Übersetzung aus dem Englischen. Leipzig, O. Spamer. 7 Mk., geb. 8,50 Mk.), zur Orientierung über das für die Weltpolitik wesentliche nur zu empfehlen. Dazu ist eine willkommene Ergänzung: „Die Insel Sachalin" von General v. Zepelin. (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1905.)

Ich nenne damit nur Bücher, die zum Studium geeignet sind, und lasse die Menge von Schriften, die das Thema von der gelben Gefahr mehr oder minder agitatorisch variieren, bei Seite. Denn ich sehe nicht, daß aus Betrachtungen, auch wenn sie historisch gut fundiert sind, wie C. Spielmanns: Arier und Mongolen. Weckruf an die europäischen Kontinentalen unter historischer und politischer Beleuchtung der Gelben Gefahr. (Halle, H. Gesenius, 3,20 Mk.), besonders viel für die politische Erkenntnis herauskommt. Die Erweiterung unseres historischen Gesichtskreises durch ein solches Buch erkenne ich gern an. Aber dazu liegen die Dinge im fernen Osten viel zu verwickelt (und zwar nach allen Richtungen hin), und sind sie andererseits noch viel zu wenig spruchreif, als daß man ihnen mit der Aufforderung an Europa zum Zusammenschluß gegen die Gelbe Gefahr im Ernste beikäme. Diese Art der Betrachtung zeigt typisch den eingangs bezeichneten Fehler unserer politischen Buchliteratur: sie verliert

[1]) Dem Sohne von Mr. W. T. Stead, dem bekannten Herausgeber der Review of Reviews.

unter dem unmittelbaren Eindruck des Tages und in dem Mangel an wirklich eindringender Einzelkenntnis alle Maßstäbe für ein begründetes politisches oder historisches Urteil.

Dasselbe gilt auch im allerhöchsten Maße von dem Buche, das in der letzten Zeit ein so großes Aufsehen erregt hat: „Soll Deutschland die Zeche bezahlen?" „Die Zukunft Rußlands und Japans." Von Rudolf Martin, von mir im letzten Hefte ausführlich besprochen. Seitdem habe ich Rußland wiederum selber besucht, und ich kann nicht sagen, daß das, was ich dort gehört und gesehen habe, mich veranlaßt, mein ablehnendes Urteil über Martins Schrift irgend zu modifizieren.

Im Oktoberheft erwähnte ich schon als sich dagegen vorteilhaft abhebend: A. Hettner, Das europäische Rußland. Mit 21 Textkarten. Leipzig, B. G. Teubner. Ich nenne dies ausgezeichnete Buch eines Geographen nochmals, weil es seine Absicht, die Eigenart Rußlands in ihrer geographischen Bedingtheit zu fassen, m. E. mustergültig erfüllt. Wer das Zarenreich schon kennt, wird seine Beobachtungen gern damit vergleichen; anderen wird es eine treffliche Quelle der Belehrung sein. Mir hat das Buch deshalb besonders gefallen, weil es echt wissenschaftlich so vorsichtig seine Urteile fällt.

Auch Alexander Ular: Die russische Revolution (Berlin, S. Fischer) nannte ich bereits: Tendenzschrift, oft mit maßloser Übertreibung und auf oft ganz unkontrollierbarem Quellenmaterial aufgebaut, aber der Verfasser hat viel gehört und findet oft sehr feine und gute Bemerkungen. Wer es mit Kritik zu lesen vermag, wird vielerlei daraus lernen können. Besonders wertvoll ist der ausführliche Hinweis auf das Erwachen der Nationalitätengegensätze, das jetzt auch in Rußland vor sich geht. Zu deren Verständnis nenne ich darum noch zwei kleinere Bücher, obwohl sie schon vor einiger Zeit erschienen sind: Roman Sembratowycz, Polonia irredenta und von demselben: Das Zarentum im Kampfe mit der Zivilisation. (Beide im Neuen Frankfurter Verlag. 1903 und 1905. 2 und 1 Mk.) Hierin erhält man eine umfassende Aufklärung über das Ruthenen- oder Kleinrussentum in Österreich und Kleinrußland (beides sind durchaus synonyme Begriffe) und seine Bewegung gegen die Polen und Großrussen, deren Wellen von den Karpaten bis an den Kaukasus rollen. Ich werde demnächst in der „Deutschen Monatsschrift" darüber auf Grund von Studien an Ort und Stelle eingehender berichten.

Ular nahe steht das Buch von: Konni Zilliacus, Das revolutionäre Rußland. Eine Schilderung des Ursprungs und der Entwicklung der revolutionären Bewegung in Rußland. (Aus dem Schwedischen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Löning 1905.) Das Buch, ursprünglich für Schweden und Finnland bestimmt — der Verfasser ist führendes Mitglied der sog. „finnischen Aktionspartei" — gibt eine Schilderung der russischen Freiheitsbewegung seit dem Dekabristenaufstand, natürlich vorwiegend aus revolutionären Quellen. Aber es bemüht sich, die Einseitigkeit möglichst zu vermeiden, muß indes auch mit Kritik gelesen werden. Vorläufig wird man zu solchen Werken greifen müssen, bis wir wissenschaftliche deutsche Darstellungen erhalten. Material dafür, das freilich noch lange nicht ausreicht, wird schon vielfach geliefert, so in den Sonder-Veröffentlichungen der bekannten, jetzt nach Paris verlegten Zeitschrift „Oswoboschdenije" (Befreiung), von denen mir ein Heft, Die soziale Bewegung unter Alexander II. (Obschtschest-

wennoje Dwijenije pri Aleksandrje II.), vorliegt. Hierher gehört auch die ganz dankenswerte Neuausgabe von Alexander Herzens: „Rußlands soziale Zustände" im „Museum" Bd. II. Herausgegeben von H. Landsberg. (Berlin, Pan-Verlag.)

Aus der Kriegsliteratur merke ich heute nur die interessanten und offenen Aufsätze des Kriegskorrespondenten der „Nowoje Wrenja" an, Taburno: Die Wahrheit über den Krieg. (Deutsch bei S. Cronbach, Berlin 1905.)

Der besseren Kenntnis Englands in Deutschland und damit der Förderung der deutsch-englischen Beziehungen will ein Unternehmen des Verlags von Gebauer-Schwetschke (Halle 1906) dienen: England in deutscher Beleuchtung. Einzelabhandlungen herausgegeben von Thomas Lenschau. Die Absicht und den Plan, der u. a. folgende Themen bringen soll: 1. Die englische Kolonialpolitik und Kolonialverwaltung von M. v. Brandt, 2. Die englische Handelsschiffahrt, 3. Die englische Seemacht (Kapt.-Leut. Graf zu Reventlow), 4. Das englische Landheer, 5. England in wirtschaftsgeographischer Beziehung, 6. Das englische Bildungswesen, 7. Größerbritannien, ferner über „Die englische Presse", „Englische Parteiverhältnisse", „Die Stellung Englands im Weltverkehr und auf dem Geldmarkt", „Über Homerule" usw., begrüßen wir. Aber das 1. Heft ist nicht gerade sehr gelungen. Es mußte im ganzen angelegt werden, wie das IV. Kapitel: Moderne englische Behandlung kolonialer Fragen, denn mit der übrigen Masse von Tatsachen in Kapitel I—III ist nichts anzufangen. Überhaupt sei dabei allgemein gesagt, daß solche Sammlungen nur Beachtung verdienen, wenn sie sorgfältig gearbeitet sind und die entscheidenden geschichtlichen und Gegenwartstatsachen richtig und scharf hervorheben. Alles andere ist ungerechtfertigte Erweiterung unserer an sich schon überreichlichen Buchproduktion.

Erheblich besser als Heft 1 ist das 2. Heft: Die englische Handelsschiffahrt. Von E. Schroedter. Hier wird eine Menge Material aus Reederei, Schiffbau und Seeverkehr wirklich geschickt und brauchbar zusammengestellt, und ebenso verdient der Standpunkt der Achtung vor dem gewaltigen, gesunden und entwicklungsfähigen Organismus, den die englische Handelsmarine darstellt, vollste Zustimmung.

Sehr erfreulich ist ein kleines Heft, das unter dem Titel „Deutschland und England" von Andreas Gildemeister „Randbemerkungen eines Hanseaten" zu diesem Thema wiedergibt. (Berlin, Alexander Duncker. 50 Pf.) Das ist der Standpunkt, den nach und nach unser ganzes Volk England gegenüber einzunehmen lernen muß: Achtung vor dem englischen Volke und Staatswesen, Lernen da, wo uns dies Volk Vorbild sein kann, Streben, ein freundschaftliches Verhältnis zu erhalten, starke Rüstung zur See, für den Fall, daß doch einmal die englische Kriegspartei die Oberhand gewinnt. Möchten recht viele danach greifen und durch diese auf persönlichem Schauen und Erleben gegründeten Bemerkungen sich in ihrem Urteil über England, das bei uns so erstaunlich unsicher und vielfach so unberechtigt abfällig ist, bestimmen lassen! Freilich kann ich dem Verfasser in seiner pessimistischen Beurteilung der kriegerisch-militärischen Seite der Engländer nicht zustimmen: ich meine, dagegen spricht nicht nur die große Geschichte ihrer Marine, sondern auch ihre Leistungen im Landkrieg.

Ein tüchtiges, wertvolles Buch zur englischen Politik sei im Anschluß daran noch empfohlen: Chamberlains Handelspolitik. Von Marie Schwab. Mit einem Vorwort von Adolf Wagner. (Jena, G. Fischer, 1905.) Es gibt eine

wirklich umfassende, kritische und m. E. — auch in den Schlußfolgerungen und Urteilen — richtige Darstellung der großen Chamberlainschen Gedanken und der Wirtschaftstatsachen, die ihnen zu Grunde liegen, wie wir sie bisher noch nicht besaßen. Für den, der sich für das Thema interessiert, ist das Buch unentbehrlich und macht eine Menge von Flugschriften und Aufsätzen überflüssig. Deshalb hätte die Verf. aber doch Literaturangaben nicht ganz beiseite lassen sollen.

* * *

Wenn auch nicht eigentlich in diesen Rahmen gehörig, möge doch das zeitgeschichtlich höchst interessante Werk des früheren serbischen Ministerpräsidenten Dr. Vladan Georgevitch: Das Ende der Obrenovitch. Beiträge zur Geschichte Serbiens 1897—1900 (Leipzig, S. Hirzel, 1905) auch hier genannt werden. G. schildert seine Tätigkeit unter König Alexander und die Vorbereitung der Katastrophe bis zum Tode König Milans. Eine Fortsetzung im gewissen Sinne gibt das VII. Jahrbuch des Deutsch-österreichischen Orientclubs: Serbien unter König Peter I. Von Konsul Heinz Bothmer. (Berlin 1905/06.)

* * *

Endlich zum Schluß ein Werk über Österreich, das schon im vorletzten Hefte der „Deutschen Monatsschrift" von Herrn Dr. Johannes Zemmrich rühmend genannt wurde: „Das Deutschtum im Wirtschaftshaushalte Österreichs", Teil I: „Der Besitzstand der Deutschen in Österreich". Erschienen im Verlage der „Deutschen Volkszeitung" (Rudolf Gerzabek & Co.) in Reichenberg, 543 Seiten mit zahlreichen Text- und 11 Sondertafeln. Preis 5 Kronen. Hierin ist ein ungeheures Quellenmaterial gesammelt, das von jedermann benutzt werden muß, der sich ein begründetes Urteil über die gewaltige wirtschaftliche Kraft der Deutschen in Österreich verschaffen will. Dem ungenannten Verfasser gebührt lebhafter Dank für seine ungemein wert- und mühevolle Arbeit und der Wunsch baldigster Fortsetzung. Möge sie in den nationalen deutschen Kreisen weiteste Verbreitung und vor allem aufmerksame Leser finden!

* * *

Schließlich: Wer sich für Bücher, wie die hier besprochenen, interessiert, wird stets einen Atlas zur Verfügung und Hand haben müssen. Für solche Zwecke ist der eben in seiner Ausgabe A fertig gewordene, schon öfter besprochene „Meyers Handatlas" außerordentlich bequem und empfehlenswert. Es sind 115 Karten (10,— Mk. gebunden), denen nun ein Namenregister als Ausgabe B folgen soll. (Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.) Ausführung und Ausstattung ist natürlich musterhaft; was den Atlas aber vor allem empfiehlt, ist seine wirkliche Handlichkeit, die seine Benutzung stets neben Büchern und Zeitungen bequem gestattet. Er sei darum aufs beste empfohlen!

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an **Dr. Otto Hötzsch,** Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart", alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den **Verlag Alexander Duncker.** Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Diesem Hefte sind Prospekte der Firmen:
Hermann Costenoble in **Jena**, **Greiner & Pfeiffer** in **Stuttgart**, **Erwin Nägele** in **Stuttgart**, **A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch)** in **Würzburg** und **B. G. Teubner** in **Leipzig** beigegeben.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart

Begründet von Julius Lohmeyer

Fünfter Jahrgang

Dezember 1905 Heft 3

Diesem Hefte liegen bei Prospekte der Firmen **C. H. Beck, München; Eug. Diederichs, Jena; J. Engelhorn, Stuttgart; Ferd. Enke, Stuttgart; H. Gesenius, Halle; Greiner & Pfeiffer, Stuttgart; E. Hofmann & Co., Berlin; Georg Reimer, Berlin; Theodor Thomas, Leipzig; Rust & Schröder, Hamburg.**

„Und hat uns gebracht, aus seiner wunderbar schönen Menschenseele heraus, dieses: den Glauben an hohe göttliche Würde und Wert jeder Menschenseele, und, aus diesem Glauben stammend, den Glauben an die Güte und Nähe der unerkannten ewigen Macht, und aus demselben Glauben, aufschießend wie aus guter Erde schwere schöne Frucht, den Glauben an schwere schöne Aufgaben der Menschheit und an ihr wunderbar hohes Ziel, dem Reiche Gottes zu! Und hat damit Sinn und Wert des Menschenlebens ans Licht gebracht und ihm ewigen Adel gegeben."

Aus: „Hilligenlei". Roman von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Herzen schlagen ernst und schwer.

Mit blanken Augen und bebender Stimme hat er die alte schöne Weihnachtsgeschichte erzählt, mein lieber herziger Junge. Uns Großen wars wunderbar zu Mut, wie eben nur am Christabend. Die Welt heiliger Stille und seligen Friedens tat sich vor uns auf, und zaghaft-sehnsüchtig schritten wir über ihre Schwelle.

Nun spielen die Kinder in voller Freudigkeit, ich aber muß unter dem brennenden Baum über die alte Geschichte von Weihnachten grübeln und sinnen: was in Herzenstiefen, von Welt und Leben gebannt, geschlummert hat, heute darfs emporsteigen, mich selber stillfröhlich machen und mit leisen Liebesfäden die andern umspinnen. Wir wechseln nicht viel Worte, aber mit warmem Blick grüßen die Seelen einander in schweigendem, tiefen Verständnis.

Es muß doch ein herrlicher Mann gewesen sein, der uns Menschen solche wunderbare Welt schuf, in deren Zauberbann wir noch heute stehen. Wie ist es begreiflich, daß die Menschheit in unendlicher Liebe sich nicht genug tun konnte, sein Bild zu zeichnen, daß es in unheimlicher Kraft leuchtet über Meer und Land?

Sein Bild! Mich reizt es plötzlich, Zug um Zug desselben zu schauen, ganz klare Umrisse vor mir zu haben, um den ganzen Mann in voller Lebenswirklichkeit zu gewinnen. Ich greife zu dem alten Buch, das von ihm redet, ich höre seine frohen und freien, seine friedetiefen und sturmatmenden Worte — aber, merkwürdig, ich kann kein ganz klares Bild mir schaffen. Ich spüre die großen Gegensätze, die auch in ihm lebendig gewesen, ich fühle mit dem Verständnis, das meine Zeit mir anerzogen hat, die suchende, dichtende Sehnsucht der Seinen, die seine Lebenswirklichkeit mit wunderbarem Glanz übersponnen hat — mir ists, als zerrönne sein Bild, als schwände es in nebelhafte Ferne, die nicht mehr klar und scharf mich schauen läßt.

Ich weiß, sein Bild ist so vielen zerronnen. Augen, die nur das Wirkliche, die eindeutigen Dinge in Raum und Zeit zu schauen gewöhnt, sahen ihn schwinden in Dunkel und Nichtsein. Soll ich mich ihnen anschließen? Soll ich so bettelarm werden, wie sie es sind, auch wenn sie es nicht eingestehen?

Mein Blick fällt auf die Bilder, die in unendlicher Mannigfaltigkeit Künstlerhände von ihm geschaffen, seit den Tagen der ersten Christen bis zu Uhde und Steinhausen. Künstler trinken aus dem tiefen Bronnen der Wahrheit, sagen die Menschen. Ob sie nicht auch mir helfen können, zur Wahrheit zu kommen?

Ich nehme die Bilder aus den Katakomben zur Hand: Jesus steht vor mir, gebildet wie ein schöner Jüngling, den Wanderstab in der Hand, bereit, stillfreudig ins Land des Lichts zu schreiten, seinen Brüdern und Schwestern voran als der erstgeborene unter vielen Brüdern. Menschensehnen jener Tage im Bilde des Heilands verkörpert: in reiner schöner Menschlichkeit wert zu sein, in Gott einzugehn, mit einer Seele voll Weisheit an der ewigen Wahrheit teilzuhaben.

Wenige Jahrhunderte später, welch verändertes Bild: auf den Wolken des Himmels der Herr mit bärtigem Antlitz, Ernst, fast Strenge in seinem Blick, die Hand erhoben, wie richtend den Erdkreis. Seltsame Wandlung und doch so verständlich: Herzen schlugen ernst und schwer, eine Welt, die nur voll Torheit und Zuchtlosigkeit zu sein schien, sank in Trümmer, eine neue Welt galts zu schaffen, nur harte Zucht und strengbindendes Gesetz konnten sie bauen.

Wieder Jahrhunderte dahingerauscht, Jahrhunderte voll harten Ringens, furchtbarer Kämpfe, viel persönlichen Menschenleids. Da bilden die Künstler den gekreuzigten Jesus. Aus tiefer Not wenden die Blicke der Menschen sich zu ihm: der leidende Herr, über den die düsterste

Nacht kam, er versteht sie alle, die Kreuzträger dieser Erde. In seiner Passion ist Erlösung für all die Mühseligen und Beladenen, sein Leid ist das große unendliche Menschheitsleid, das furchtbar ist und doch zugleich der Zugang zu Gott.

Unsere Tage: Jesus, im Gewand unserer Zeit tritt er in das ärmliche Taglöhnergemach, wo die Menschen der Arbeit eben zu kärglichem Mahl sich niedersetzen wollen; die Sonne gleitet über seine Gestalt und über die Runzelgesichter, seine Nähe macht die schlichten Menschen, die unruhvoll zwischen Sorgen und Särgen schreiten, stillfroh und stark. Menschheitssehnen unsrer Tage: Das persönliche Leben, das voll Unrast und Arbeit ist, mit heimlicher Kraft zu füllen, in allem Ringen und Erdenmühn doch die Ewigkeit in sich zu tragen, um dies Erdenleben freudig bejahen zu können.

Merkwürdiger Wandel des Jesusbildes und doch in seinen Motiven so begreiflich und so erlösend. Die Künstler, die aus der Wahrheit sind, sie haben den Mann der Wahrheit verstanden. Was kümmert sie sein zeitlich Aussehen, sein zeitlich Gewand, Jesus Christus ist ihnen der Menschheit leuchtend Bild, das, ob auch in seinen einzelnen Zügen wechselnd im Wandel der Zeiten, doch immer wahr ist und zu immer größerer Klarheit sich vollendet.

Jetzt weiß ich's wieder, und meine Seele jubelt in Dankbarkeit: ich kann ja gar nicht arm werden. Jesus, wie er einst durch sein Heimatland geschritten ist, er bleibt mir lieb, auch wenn sein Leben in der Wirklichkeit seiner Tage hie und da anders war, als dichtende Liebe sie einst uns geschildert, mein bestes Leben stammt doch aus ihm, aber lieber noch ist mir der Christus, den aus Jesus von Nazareth durch die Jahrhunderte der Menschheit tiefstes Sehnen geschaffen hat, der Herr, der der Geist ist, heute bei mir und alle Tage, zu immer höherem Leben mich führend und mit mir die Menschheit.

Alte Weihnachtsgeschichte, über die ich sann, wie bleibst du wahr! Gläubig wie ein Kind will ich dir lauschen, deinen wunderbaren Klängen aus der Ewigkeit, in der ich lebe und bin.

Weihnachten 1905. Paul Luther.

Im polnischen Wind.

Erzählung
von
Carl Busse.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

VII.

Wann und wie ich nach Haus kam, kann ich nicht mehr sagen. Ich weiß nur, daß ich am nächsten Morgen erst nach unsäglicher Mühe ermuntert werden konnte. Rembowski, der, wie er mir lachend berichtete, mich begleitet und die wenigen Stunden auf meinem Kanapee geschlafen hatte, war eifrig um mich beschäftigt. Er ließ starken Kaffee brauen und hielt mir ein Fläschchen unter die Nase, aus dem ein scharfer, kaum erträglicher Geruch stieg, der mir den Kopf merkwürdig befreite.

Gleichzeitig sorgte er auch dafür, daß die bunten Bilder der verflossenen Nacht mit all ihrem Drum und Dran mir wieder lebendig wurden, daß ich mich meines Versprechens oder gar Schwures, wie er es nannte, erinnerte, und daß ich, ernüchtert, nicht gar zu sehr darüber erschrak. Er wandte alle Mittel an, um mich auch jetzt am Morgen in der Stimmung der Nacht zu erhalten, und obwohl ich mich selber kaum noch verstand und innerlich mit halbem Entsetzen an die kommenden Stunden dachte, wahrt' ich unter seinem Einfluß äußerlich doch meine Haltung. Er hatte sich noch gestern mit altem Portwein versehen, den er mich zu trinken nötigte und der mir warm ins Blut ging.

„Nichts hilft einem besser, Freundchen," sprach er und goß mir Glas nach Glas ein. Und ich folgte ihm, weil mir nach jedem mein Vorhaben leichter und der Siegespreis — Nastia — verlockender schien.

Endlich war es Zeit, zu der Feier aufzubrechen. Rembowski half mir noch in den Frack hinein und nahm unter der Haustür mit kräftigem Händedruck von mir Abschied. Er wollte mich aus gutem Grunde nicht bis zur Pforte des Gymnasiums begleiten.

„Du weißt, Waclaw," sprach er und nannte zum erstenmal meinen Vornamen, „worum es sich handelt. Wir alle hören dich, wir verlassen dich nicht. Aber nicht nur wir hängen heut an deinem Munde, sondern mit uns ganz Polen." Und lächelnd: „Nicht zu vergessen Nastia Dudek."

Noch einmal nickte er mir zu. Ich winkte lose mit der Hand, ohne zu erwidern. Und auf dem Wege, den ich tausendmal geschritten, ging ich dem Gymnasium zu. Schüler grüßten mich wie immer. Ein Kollege schloß sich mir kurz vor der Pforte an und setzte mir irgend etwas Nebensächliches mit vielen Worten auseinander. Ich antwortete ihm und hörte doch nur auf das wunderliche Sausen in meinem Kopfe. Plötzlich glaubte ich in einer Dame, die in Gesellschaft mehrerer Herren eben in dem Gebäude verschwand, Nastia zu erkennen. Unwillkürlich macht' ich ein paar hastige Schritte vorwärts, daß mein dozierender Begleiter erstaunt schwieg, doch war es nicht mehr möglich, genaueres festzustellen. Nur einen großen wippenden Federhut sah ich noch.

Die Türen der Anstalt waren weit geöffnet. Daneben stand der alte Pedell im schwarzen Rock und den blanken Denkmünzen und Ehrenzeichen, um die Gäste nach der Aula zu weisen. Über die Treppen, über die sonst nur flinke Knabenfüße sprangen, raschelten heut auch die seidnen Schleppen der Damen.

Die Schüler hatten sich in ihren Klassenzimmern zu versammeln. Von dort sollten sie durch ihre Ordinarien auf ein Glockenzeichen in die Aula geführt werden.

Ich begab mich nach meiner Klasse, stellte wie immer fest, daß niemand fehlte, und durchmaß dann wartend den Korridor. Er war mit Steinfliesen belegt, auf denen die Schritte merkwürdig hallten, als ginge man über einem Gewölbe. Angst oder Aufregung verspürt' ich seltsamerweise gar nicht. Nur mein Herz schlug unregelmäßig, und der Kopf sauste mir, und alles erschien mir fast unwirklich.

Da schlug die Uhr, und gleich darauf trat der alte Pedell an die Glocke und gab das Zeichen.

In den Klassenzimmern wird es einen Augenblick still. Dann hört man das dumpfe Geräusch vieler Füße. Tür um Tür öffnet sich, langsam schieben sich die Scharen der Schüler über den Korridor nach der Treppe zu, die zum ersten Stockwerk führt. Auch für mich wird es Zeit, mich anzuschließen. In Doppelreihen treten die Jungens an. Allmählich kommen wir vorwärts, aber dieses langsame schrittweise Vordringen, Warten und wieder Vordringen macht mich nervös. Endlich liegt die Aula vor uns mit ihren hohen drei Saaltüren. Die Sänger unter den Schülern schwenken rechts ab, um ihre Plätze auf dem Podium zu gewinnen. Die anderen strömen nach der linken Seite.

Die Aula ist ein länglicher Saal, der sich schwer heizen läßt und in dem es fast immer zu kühl ist. Vorn ein Podium, in dessen Mitte

sich das Katheder erhebt. Man ersteigt es in drei Stufen. Rechts davon, nach Stimmen geordnet, stehen die Sänger. Im ausgewachsenen Frack vor ihnen Gesangslehrer Neumann. Links vom Katheder sitzt das gesamte sonstige Lehrpersonal, fünfzehn Mann hoch, um den Direktor gruppiert. Auch ich finde da Platz, stelle den Zylinder unter meinen Stuhl und knöpf' an den weißen Handschuhen. Der Saal vor mir ist angefüllt mit Menschen. Uniformen blinken sogar hier und da hervor.

Und nun tönt der einleitende Dankchoral, es folgen die unvermeidlichen Deklamationen, es wird von neuem gesungen, und wenn dieser zweite Chor verklingt, bin ich an der Reihe.

Ich weiß es ganz genau und lächle sinnlos vor mich hin. Nun hör' ich, wie das Lied abschwillt, wie die Stimmen der Schüler verzittern und schweigen. Aufatmend zieht der Gesangslehrer mit dem Taktstock gleichsam den Schlußstrich. Ein leises Murmeln geht durchs Publikum, noch tönt ein Räuspern, knirscht eine Bank, rückt ein Stuhl. Dann wird es still ... alle warten.

„Immer nur Mut ... kein Lampenfieber," flüstert mir ein älterer Kollege zu. Der Direktor sieht mich an. Beugt sich vor: „Ist Ihnen nicht wohl?" Ich schüttle den Kopf, erhebe mich. Langsam gehe ich an der Stuhlreihe entlang, steige die drei Stufen empor und stehe nun auf dem Katheder. Dicht davor, also grade unter mir, ist die Büste des Königs aufgestellt — auf einem kleinen Gerüst, das mit schwarz-weißem Fahnentuch bespannt ist. Links und rechts davon Palmen. Ihre schmalen Blätter langen bis zu mir herauf.

Mechanisch mache ich eine tiefe Verbeugung ... gradeaus, vor dem Publikum. Eine zweite schräg hinüber zum Direktor und den Kollegen. Ziehe aus der Fracktasche das vollgeschriebene Heft, schlage es auf.

Unten ist es ganz ruhig. Viele wollen mich, wie gesagt, hören, weil ich ein Stadtkind bin. Rechts der Gesangslehrer flüstert den Schülern noch zu, daß nachher „Salvum fac regem" gesungen wird. Das Wort läuft leise weiter bis zu den hinteren Reihen. Notenblätter knistern ...

Und ich beginne: „Die Verdienste der Hohenzollern um die Provinz Posen."

In meinem Kopf geht es dabei drunter und drüber. Ein ununterbrochenes dumpfes Brausen ist darin, das nicht Ruhe gibt. Ich höre meine Stimme, aber ich höre sie wie die eines Fremden.

Erst die Einleitung — natürlich! In welchem Zustande sich unsere Heimat befand, als sie an Preußen kam ...

Hundert Gesichter seh ich unten. Da sitzen die Freunde, starren mich an, kneifen ein Auge zu. Nastia mitten unter ihnen. Sie reckt sich etwas; ich glaube, sie nickt mir zu, denn die große weiße Feder an ihrem Hute schwankt. Sonderbar ist diese Feder ... immer größer wird sie ... sie scheint auf mich zuzukommen ... hinüberzuwachsen über alles, was vor ihr sitzt. Sie schwebt über dem Kopfe des Landrats, sie schwebt über den Kreisrichtern, über einer Uniform ... gleich wird sie bei mir sein!

Instinktiv klammere ich mich am Katheder fest, fühle den Schweiß auf der Stirn, aber lese weiter. Genau wie es im Texte steht: alles, was früher war, mal' ich schwarz; was jetzt ist, weiß.

Langsam wird mir besser. Die große weiße Feder geht zurück. Deutlich unterscheid' ich schon wieder die Gesichter der Zuhörer.

Auf Nastia bleibt mein Blick haften. Sie jedoch wendet das Haupt und zuckt die Achseln. Spott und Wut les' ich aus den Mienen der Freunde. Und mit einem Male erschreck' ich: vor mir steht die letzte Nacht ... was ich gelobt hab' ... und da, da winkt der Siegespreis — Nastia!

Mitten im Satz hör' ich auf. Seltsam muß mein Gesicht gewesen sein, denn Totenstille wird. Und ich seh mich um — da blickt der Direktor mich unruhig an und verzieht die Stirn. Neben ihm der Lehrer, der mich damals angezeigt hat, lächelt. Ich glaub' es nicht und fixier' ihn: der deutsche Schuft lächelt.

Wie Wut und Rausch überkommt es mich, doch gleich darauf werd' ich voll eisiger Kälte. Ich klappe das Heft zu, fasse vorn das Katheder mit beiden Händen, die schweißig sind trotz der weißen Glacés, beuge mich weit vor, und ohne daß ich weiß, wo ich die Worte herhabe, sage ich, nicht sehr laut, aber Silbe für Silbe und ganz deutlich, während meine Augen Nastia und die Freunde suchen:

„Was ich eben hier vorgetragen habe, meine verehrten Anwesenden, ist die sehr einseitige und sehr anfechtbare Meinung der deutschen Historiker. Es ist selbstverständlich, daß ein Land während eines Jahrhunderts Fortschritte macht. Aber können die Polen sich wirklich dessen freuen? Haben sie nicht recht, wenn sie sagen: Ja, die Straßen waren früher schlechter, aber es waren *unsere* Straßen, die Städte kleiner, aber es waren *polnische* Städte, die Bevölkerung geringer, aber sie war frei — frei! —? O, ihr Männer und Frauen, und ihr, Kinder polnischer Mütter, legt nur alles, was ihr so gewonnen habt, in die eine Schale, und in die andere werft den Kaufpreis, den ihr dafür bezahltet, eures Landes Ruhm und Freiheit — welche Schale, meint ihr, schnellt empor? Und dafür sollen wir dann danken? Dafür wollen sie mich, einen Polen, zwingen, von

diesem Katheder herab den Preis der Hohenzollern zu verkünden? Haben wir die Deutschen denn gerufen und gebeten: Helft uns! —? Sind sie nicht von selbst gekommen wie die Wölfe und haben unsere Mutter zerfleischt und in Stücke gerissen, mit keinem anderen Rechte als dem der Gewalt? Unfrei, geknechtet, totwund liegst du, Polen, heiliges Vaterland. Und wir, die Enkel der Beraubten und Unterdrückten, selber beraubt und unterdrückt, sollen für den Abkömmling der Bedrücker hier singen und beten? Dieser König da unten — ist er unser König? Stammt er aus unserem Blute? Haben wir ihn gewählt? Spricht er unsere Sprache? Schlägt sein Herz wie das unsere?"

Und mit einer wilden Bewegung:

„Sagt ja, wenn ihr könnt! Aber ihr könnt nicht — könnt nicht — könnt nicht!"

Tausend Worte strömen mir zu, kaum kann ich sie halten und fassen. In einem Rauschglück fühle ich, wie ich wachse, wachse, wie meine eigenen Worte mir selbst den Glauben geben, wie mich mit jedem ein stärkeres Kraft- und Jubelgefühl durchdringt.

Unten war es erst lange still geblieben. Die einen mochten glauben, sie hätten sich verhört. Die andern, daß ich mich gleichsam für kurze Zeit auf den Standpunkt der Gegner stellen wolle, um ihn dann desto wirkungsvoller zu widerlegen.

Dann jedoch begann hier und da ein Murmeln und Murren, immer größer ward die Unruhe, ein dumpfes Brausen scholl zu mir empor, ein Brausen, das zum Tosen wird.

Die ganze Menschenflut dort unten ist in Bewegung, es brandet heran und herauf —

Ich aber stehe unerschüttert und hoch über allen, zwischen den zu mir aufstrebenden Palmen, und seh trunkenen Herzens hinein in den Aufruhr. Aus dem Brausen und Schreien ringt sich nur wenig, was mir verständlich ist. Ich sehe den Direktor verzweifelt und wie irrsinnig auf mich zustürzen: „Verlassen Sie das Katheder! Augenblicklich verlassen Sie das Katheder!" Lehrer drängen sich um ihn; einer will mich packen und herabziehen — ich schüttle ihn ab, daß er zurückfliegt. Ein Kreisrichter protestiert laut und will reden: „Das ist unerhört!" Alles, was in Uniform da ist, setzt den Helm auf und drängt zur Saaltür.

Aber ich lache nur. Und über alle anderen Stimmen, über das Getöse, das zu mir emporschlägt, hebt sich meine Stimme:

„Horcht auf, Ihr Brüder unten, Ihr Brüder in allem Land, das einst polnisch war — nicht zu feiern haben wir, sondern zu kämpfen.

Drüben in Rußland ist der heilige Krieg entbrannt, der weiße Adler wird wieder steigen, die alten zerbrochenen Schwerter von Grochow und Ostrolenka sind wieder jung und blitzen — was zögert ihr noch? Drüben unser Ziel, nach drüben unser Weg! Werft sie ab, die Ketten, wie ich, bekennt wie ich, widerruft die falschen Schwüre wie ich!"

Brausender Jubel der Kameraden tönt empor zu mir, ich hör' Nastias hartgellende grüßende Stimme, ich hör' einen wilden Tumult.

„Lassen Sie singen ... um Himmelswillen," kreischt der Direktor dem Gesanglehrer zu. Der hebt den Taktstock — das „Salvum fac regem" setzt ein und übertönt einen Moment alles andere. Diejenigen, die schon an der Saaltür oder auf dem Korridor waren, bleiben stehen, kehren zögernd, wie um abzuwarten, zurück.

Ich aber wende mich ungestüm nach rechts, zu dem schwitzenden, dirigierenden Lehrer, zu den Schülern, die zusammengepfercht wie eine Hammelherde, auf dem Podium stehen.

„Schweigen!" dröhnt meine Stimme, — „Schwei — gen!"

Und der Gesanglehrer, sowieso gewöhnt, uns Akademikern zu gehorchen, hält erschrocken inne, die Stimmen der Schüler verwirren sich, der Baß setzt aus, der Sopran geht weiter, hört, daß er allein ist, erschrickt, kommt aus dem Takte, schweigt ...

Noch einmal sammelt sich alles und setzt ein, Lehrer Neumann auf einen Zuruf des Direktors selber mit voller Macht, aber da schwillt meine Stimme wie das stürmende Meer, alle anderen Geräusche verschlingend, Lärm und Gesang übertönend, sie fährt wie ein Orkan über die sich duckenden Häupter, sie hat eine alles niederwerfende Kraft wie niemals vorher und niemals nachher.

„Nicht dieses Lied singen wir heut. Wir singen ein andres!"

Und vom Katheder herab, dem preußischen Katheder, über der Büste des preußischen Königs, stimm' ich jubelnd und gewaltig an:

„Jeszcze Polska nie zginęła
Póki my zyjemy,
Co nam obca przemoc wzięła
Mocą odbierzemy.

Marsz, marsz, Dąbrowski
Z ziemi włoskiej do Polski
Za twoim przewodem
Złącem się z narodem!"

Lachend und weinend, begeisterungstrunken fallen die Freunde ein. Über das „Salvum fac regem" zu Ehren des preußischen Königs tönt das

polnische Lied und verschlingt es. Hingerissen wagen ein paar ältere Schüler, es mitzusingen ... immer stärker wird der Chor. Verzweifelt schlägt Lehrer Neumann ununterbrochen mit dem Taktstock gegen den Notenständer.

Unterdessen hat der Ordinarius einer Mittelklasse, energischer als die übrigen, die völlig den Kopf verloren hatten und erfolglos protestierten, einen Teil der Schüler gesammelt und zur Aula hinausgeführt. Andere folgen, und als wär' es die Erlösung aus Unschlüssigkeit und Verderben, drängt jetzt alles nach den Saaltüren, auch die Lehrer, auch der Direktor, der händeringend sich an den Landrat hängt.

Die Türen sind breit, aber nicht breit genug für die Menge, die überstürzt und aufgeregt, als würde sie verfolgt, den Raum verlassen möchte. Ein wirrer Knäuel entsteht ...

Mir da oben jedoch ist, als hätt' ich allein sie alle in die Flucht geschlagen. Und unser Lied braust weiter und weiter, es füllt die Luft mit seinen Tönen, und wie zum Hohn für die eilig Abziehenden donnert der Refrain:

Marsz, marsz, Dąbrowski
Z ziemi włoskiej do Polski
Za twoim przewodem
Złączem się z narodem!

Ein unsägliches Glücks- und Kraftgefühl hebt mich, trägt mich. Über alle andern hinweg dröhnt meine Stimme, und gewaltiger als je ist das Rauschen in mir und um mich, das mich durch mein Leben begleitet.

Da endet der Sang. Nur vier Polen sind noch im Saale. Auf mich zu fliegen die Freunde, auf mich zu fliegt Nastia. Sie lassen mich nicht aus ihren Armen, sie weinen vor Glück. Und wie ein Sieger zieh' ich mit meinen Trabanten aus der Aula.

An der Tür blick' ich mich noch einmal um.

Alles leer, still. Feierlich und gerade die Palmen, und zwischen ihnen die Büste ... der preußische König ... ein alter, stiller Mann ... verlassen von allen ... wie ein Besiegter.

Besiegt durch mich!

So haben wir den 22. März 1863 gefeiert. Niemand von uns konnte ahnen, daß zu derselben Stunde an demselben Tage jenseits der Grenze unsere Brüder bei Kalisch einen neuen Sieg über die Russen errangen.

VIII.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht, daß im Gymnasium Ungewöhnliches vorgefallen wäre, durch die Stadt verbreitet. Vor dem eisernen Tore harrte eine große Menschenmenge, und immer neue Ankömmlinge stießen dazu, fragten, stellten sich auf die Zehen und reckten die Hälse.

Wie durch ein Spalier zogen wir ab, angestaunt wie die wilden Tiere, hier und da von scheuem Beifall begleitet. Natürlich führte unser Weg zum Dudek'schen Lokal — wohin auch sonst? Und wieder stand in den spitzen Gläsern die weiße Haube überm Wein, und Nastia saß mir auf dem Schoße und flüsterte mir zu: „Held Du ... Geliebter!“

Glühend drängte sie sich an mich: „Und wenn es die ganze Welt sieht —!“

Sie war besiegt, überwunden, gierig nach mir ... fast zitternde Sklavin.

Keiner, der mir dies Glück heut mißgönnt hätte. Jeder erzählte etwas anderes. Was er beobachtet, was dieser oder jener gesagt hätte. Das „Jeszcze Polska“ klang auch hier. Und wenn Nastia mich für einen Augenblick verlassen hatte, kam Herr von Chelmicki und nahm meinen Kopf in beide Hände und konnt' sich nicht genugtun, mich zu preisen und zu liebkosen.

Langsam jedoch fühlte ich, wie die Stimmen sich durcheinanderwirrten und die Gesichter zusammenflossen ... genau wie zuerst auf dem Katheder. Und ob Nastia mich umschlang und küßte, ob der Wein mich für Minuten auch anregte und ermunterte — die Ermattung ward danach nur noch tiefer und zwingender. Wohl versucht' ich mit aller Gewalt, mich wach und aufrecht zu erhalten, und mein Gesicht muß in dem krampfhaften Bemühen, die Lider, die mir doch stets von neuem zufielen, emporzureißen, seltsam und possierlich ausgesehen haben, aber es half schließlich alles nichts. Da legt' ich beide Arme auf den Tisch und den Kopf darauf.

Sie kamen zu mir, schüttelten mich: Was fehlt Dir? Bereust Du schon? Nastia zieht meinen Kopf an ihre Brust, raunt, flüstert, streichelt mich. Ich will ihr anworten, aber selbst dazu bin ich nicht imstande. Stärker als mein Wille ist die ungeheure Erschöpfung. Nur schlafen will ich — nichts weiter.

Man trägt mich endlich nach oben ... in ein Gastbett. Ich höre Gelächter ... Bemerkungen ... noch einmal schlag' ich wie gezwungen die Augen auf: Da steht Nastia noch im Rahmen der Tür, die kleinen Hände fest zusammengekrampft, und blickt mich an mit solchem Hohn und

Haß, daß ich verwirrt mich halb aufrichte. Doch sie dreht sich kurz und wirft die Tür krachend hinter sich ins Schloß.

Was tuts? Mir ist alles egal ... Ruhm, Reichtum, Macht der Welt, selbst Nastia. Und immer, wenn ich jetzt zurückdenke, scheint mir in meinem Leben dies mit das Furchtbarste und Lächerlichste: daß mir die Frau, um derentwillen ich doch hauptsächlich Amt und Zukunft hingeworfen hatte, in dem Augenblicke, wo alle meine Wünsche vor der Erfüllung standen, so fern rückte und gleichgültig war wie jede andere. Nur schlafen — schlafen — schlafen ...

Aber in der ungeheuren Abgespanntheit flieht mich der Schlaf. Ich liege lange in einem traumähnlichen Zustande, wie tot.

Später hab' ich dann erfahren, daß auch die anderen nach kurzer Zeit aufbrachen. Nur Chelmicki blieb und nahm ein Zimmer. Er nahm mehr: den Preis, für den ich meine Zukunft geopfert. Nastias Lippen, die sich heut so wild nach mir gesehnt hatten und durstig geblieben waren, küßte er satt.

Ich muß noch jetzt manchmal lachen ... lachen!

— —

Bis in den nächsten Mittag hinein hab' ich geschlafen. Keiner, der mich geweckt hätte. Warum auch? Die Uhr war stehen geblieben, das Werk abgelaufen. Nur aus der Helle und dem Fall der Schatten schloß ich auf die vorgerückte Stunde.

Plötzlich schreck' ich auf. Meine Gedanken sind noch immer verwirrt: ich muß ja zur Schule ... ich hab' ja die Zeit verschlafen!

Hastig spring' ich vom Lager empor — da bleib' ich wie angewurzelt stehen, mit bloßen Füßen auf dem kühlen Boden. Meine Augen irren scheu über das fremde Zimmer. Und langsam kriech' ich ins Bett zurück und fange am ganzen Leibe zu zittern an. Sekundenlang dünkt mich, alles, was sich mir plötzlich aufdrängt, sei nur geträumt. Dann weiß ich, daß es wahr ist. Und stärker wird das Zittern ... wie ein Hammer klopft mir das Herz. Nicht daran denk' ich, daß ich nun mein Amt verloren habe und mir irgendwo anders ein bescheidenes Brot werde suchen müssen. Das tritt ganz zurück vor dem Gedanken an meine Rede, an die Tat selbst.

Nachträglich überfällt mich eine unsägliche Furcht. Die Zähne klappern mir wie in einem Schüttelfrost aufeinander. Ich kriech' vor Feigheit zusammen, obwohl alles doch längst vorüber ist. Und ich begreife nichts mehr — gar nichts.

So lieg' ich mit fliegenden Pulsen. Endlich jagt mich ein wütender Hunger auf. Ich zieh' mich an, mach' mich fertig, laſſ' mir vom Dienstmädchen Verschiedenes bringen.

Ob das Fräulein unten sei, frag' ich.

Nein, das Fräulein wäre sehr müde und für niemanden zu sprechen. Aber ein alter Herr hätte schon mehrfach nach dem Herrn Doktor gefragt und wolle in einer halben Stunde wiederkommen.

Gut — ich warte. Dann hör' ich Schritte auf der Treppe, ... langsam ... schwer; Stufe für Stufe nehmen sie und rücken immer näher. Und während ich noch darauf horche und mir fast ausrechnen kann, wann diese Schritte endlich mein Zimmer erreicht haben werden, packt mich plötzlich die Angst. Wer hat bei mir etwas zu suchen? Was kommt da so langsam ... langsam näher? Die Polizei? Mein Gesicht muß aschfahl gewesen sein. Kerzengrade richt' ich mich auf. Kaum bring' ich, als es klopft, das „Bitte" heraus.

Und ebenso jäh setzt die Spannung aus; tief, wie erlöst atme ich auf: es ist nur der alte Rechtsanwalt Tarnowski. Am Stocke kriecht er hin. Er ist der Führer der polnischen Demokraten, bleibt aber immer heimlich im Hintergrunde. Von dort dirigiert er.

Was, frag' ich mich kopfschüttelnd, will er bei mir? Doch da fällt mir der Siegesjubel der Freunde ein, die den gestrigen Tag einen Triumph für Polen genannt hatten.

Er will Glück wünschen, denk' ich.

Ächzend setzt er sich mir gegenüber, nimmt den Stock zwischen die Beine und sieht mich an. Ob ich wohl erlaubte, daß er rauche. Er schnieft etwas durch die Nase. Dreht sich eine Zigarette — mir auch. „So", sagt er, „geht es besser".

Und dann spricht er, aber es ist kein Glückwunsch ... bei Gott nicht.

„Lieber Herr", sagt er, „Sie mögen ein guter Pole sein und es ehrlich gemeint haben. Ihre Freunde auch, aber der Adel hat Polen schon einmal ruiniert, und was er bejubelt, ist an sich schon verdächtig. Wozu das alles? Ich bitte Sie — was ist der Erfolg Ihrer Provozierung? Sie selbst bringen sich um Amt und Brot; man leitet eine Disziplinaruntersuchung gegen Sie ein, und Entlassung ohne Pensionsansprüche ist das Mindeste. Schön! Vielleicht aber wird man Sie verhaften ... wegen Majestätsbeleidigung. Auf jeden Fall wird man zusehen, ob man Sie nicht wegen irgend eines Ausdrucks fassen kann.

Alles dieses ist Ihre Sache. Doch Sie haben auch uns Polen geschadet — nicht nur sich. Hätten Sie zehn Taler für die Aufständischen

drüben bezahlt, so wär' das wahrhaftig mehr gewesen. Lieber Herr, merken Sie denn wirklich nicht, daß man nur auf solche Blößen wartet, um uns mit einem Schein von Recht den Daumen schärfer aufs Auge drücken zu können? Sehen Sie, drüben der Aufstand ... nun, mit Rußland allein könnten wir vielleicht fertig werden, wenn die Brüder reichlichen Zuzug aus Posen und Galizien erhalten. Aber wenn Preußen Anlaß bekommt, auch loszuschlagen, so sind wir rettungslos verloren. Deshalb hat die Nationalregierung schon Ende Januar proklamiert, daß hier im Preußischen alles ruhig bleiben müsse. Wozu also die unnötige Provokation, die niemandem nützt und allen schadet?"

Ganz bedächtig trägt mir der alte Mann das vor, schnieft dabei und raucht eine Zigarette nach der andern. Ich entsinne mich noch genau, was er für feine Finger hatte, wie geschickt er die durchsichtigen Papierblättchen füllte und durch leises Rollen den Tabak gleichmäßig darin verteilte.

„So, mein lieber Herr, steht also die Sache. Darf ich nun fragen, was Sie beschlossen haben?"

Ich war sowieso schon ganz klein ... seine Worte hatten mir meine Tollheit und ihre Folgen im nüchternsten Lichte gezeigt. Nun werd' ich immer verzagter. Zum Erbarmen mag ich wohl ausgesehen haben.

Tarnowski wiegt den Kopf her und hin.

„Zum Spaß bin ich natürlich nicht zu Ihnen 'raufgeklettert. Es ist nur ... ich könnt' Ihnen wohl einen Weg zeigen, auf dem Sie sich und uns nützen und Ihre Unüberlegtheit wieder gut machen könnten."

Auf meine bittende Bewegung: „Also hören Sie. Was tun Sie hier in Trzemeszno? Wahrscheinlich werden Sie morgen verhaftet. Ganz sicher schaden Sie hier der polnischen Sache. Das beste ist deshalb, Sie reisen sofort ab. Nicht nach Posen oder Berlin. Sollen Sie hier gefaßt werden, werden Sie es dort auch. Nein ... wie sagten Sie, wenn ich recht berichtet bin, selber in Ihrer Rede? Drüben in Rußland, wo gekämpft würde, liege unser Ziel, nach drüben müsse unser Weg führen. Sehr gut und richtig — also bitte! Nicht nur, daß man begeisterte Patrioten dort nötig hat. Wir brauchen für eine wichtige Meldung auch einen direkten Boten an Paderewski. Der Bote könnten Sie sein. Die nötigen Mittel würd' ich Ihnen sofort aushändigen. Bitte, bitte — eh' Sie reden, rauchen Sie noch eine Zigarette und erst dann erklären Sie mir, ob Sie wollen."

Er selbst hat mir die Zigarette auch gedreht. So sitzen wir uns schweigend gegenüber, nur das glimmende Papier knistert wohl einmal kurz.

Ich seh' den blauen Rauchringeln nach und versuch' abzuwägen. Ein töricht Beginnen: ich war so geduckt und niedergeschmettert, daß ich zu großen Überlegungen gar keine Ruhe finde. Wenn auf der Treppe ein Schritt ertönt, zittere ich, als käme die Polizei schon. Dann möcht' ich am liebsten aufspringen und sofort die Flucht ergreifen, über die Grenze laufen, zu Paderewski oder irgendwohin.

Nur Eins ist so schwer, nur Eins läßt mich zögern: was wird aus Nastia?

Die Zigarette brennt mir zwischen den Fingern, ich werf' den Rest zu Boden.

„Nun?" fragt Tarnowski.

Ein merkwürdiger Mensch. Als wisse er genau, was mir einzig den Entschluß noch erschwert, erzählt er mir nebenbei, er hätte vorhin mit dem Fräulein gesprochen. Es fühle sich von mir beleidigt und wolle mich erst wiedersehen, wenn ich aus dem Aufstand zurückkehrte.

Immer stärker wird das Zimmer vom Rauch durchwölkt.

„Hat im ganzen nicht unrecht, die Dame," brummt der Alte. „Augenblicklich kann man nicht viel Staat mit Ihnen machen. Ohne Amt, ohne Vermögen, ungewiß selbst, ob Sie morgen noch frei sind — danke! Gehn Sie jedoch 'rüber — lieber Gott, wer weiß. Befreite Völker sind dankbare Völker. Ein selbständiges Polen wird auch Sie nicht vergessen. Warum reden Sie nicht?"

Da bin ich aufgestanden und hab' ihm die Hand hingestreckt: „Ich will gehn!"

„Wußt' ich!" sagte er freundlicher. „Nehmen Sie noch eine Zigarette. Es beruhigt."

Er zog die Uhr. Es war vier geworden. Sowie es dunkel war, sollt' ich fort. Für alle Fälle bis zur nächsten Bahnstation zu Fuß. Dann direkt der Grenze zu. Trotz der Absperrung konnt' ein Einzelner leicht hinüberkommen.

Tarnowski versah mich noch mit Geld. Als ich rot ward, schüttelte er knurrig den Kopf. „Rot? Warum? Es ist nicht von mir, sondern von der Nation. Und nun die Bestellung an Paderewski."

Dreimal mußt' ich sie wiederholen, eh' er zufrieden war. Es handelte sich um die Lagerung und den Transport neuer von England kommender Enfieldbüchsen.

„So," sagte er. „Wär' das nun alles?"

Aber als ich nickte, schniefte er unmutig durch die Nase.

„Unbedacht, unbedacht, mein Bester." Und hob den Stock: „Wollen Sie im Frack fahren?"

Er wünschte aber nicht, daß ich in meine Wohnung zurückkehrte, sondern ließ sich nur von mir eine Karte geben, auf der ich meine Wirtin von meinen Wünschen unterrichtete. Ein Bote sollt' mir dann innerhalb einer Stunde alles bringen.

Ächzend, die siebente Zigarette rauchend, zog der Alte davon. Dumpf stieß sein Stock gegen das Holz der Treppe. Ich horchte wie vorhin darauf, nur daß es jetzt immer ferner rückte und schwächer ward.

Pünktlich traf nach einer knappen Stunde der Bote ein. Ich kleidete mich um, ging nach unten, aß. Dann fragt' ich nach Nastia. Sie hatte ihr Zimmer noch nicht verlassen. Ich klopfte. Keine Antwort. Ich klinkte. Die Tür war verschlossen. Ich bat himmelhoch: nur Abschied wollt' ich nehmen. Nichts! Doch der Gedanke, daß ich sie so lange nicht wiedersehn sollte, quälte und schmerzte mich so, daß ich immer neue Versuche machte, noch ein Lebenszeichen von ihr zu erhalten. Ich hab' gebettelt wie ein Verurteilter, aber alles blieb still.

Da hört' ich ein unterdrücktes Lachen. Unten im Gange stand das Dienstmädchen und sah mir zu. Nicht einmal Scham empfand ich, nur zog jählings eine große Leere in mein Herz.

Es war genug . . . übergenug. Müde und gleichgültig ging ich auf meine Stube zurück.

Als die Lichter angesteckt wurden, verließ ich das Haus, verließ ich Trzemeszno. Es war ein dunkler Märzabend, windig und wolkenschwer. Und mechanisch ging ich in das Dunkel hinein . . . Schritt für Schritt . . . immer weiter den langen, langen Weg.

Und während ich so marschierte, die Blicke wie suchend stets auf die finstere Landstraße gerichtet, die sich kaum abzeichnete, sagt' ich halblaut:

„Dies, mein Freund, wird nun Deine Heimat sein!"

Aber ich erschrak, denn es klang nicht, als ob ich, sondern als ob ein Fremder neben mir mit gedämpfter Stimme gesprochen hätte. —

* * *

Der Landstreicher, der neben dem Gendarm auf der Bank unter dem Christusbilde saß, erzählte nicht weiter. Er hatte sich vorgeneigt und sah über das weite, ebene Land, das den Blicken kaum ein Ziel bot, wenn nicht eben die Mühle am Horizont gewesen wäre oder hier und da in Feldmitten versprengter Baumwuchs.

Als hätte sein Wille die Kraft gehabt, den schwächenden und störenden Husten auszuschalten, hatte er fast ohne Unterbrechung gesprochen. Selten nur war seine Rede stockend geworden. Er hatte ja sein Leben

in den letzten Jahren, in schlaflosen Nächten und auf einsamen Wanderungen, immer von neuem bis in die kleinste Kleinigkeit durchlebt und es unwillkürlich, indem er sich Rechenschaft ablegte und den geheimen Zusammenhängen nachsann, auch schon in Worten geformt, so daß er nun ohne Schwanken zu erzählen vermochte.

Der kleine rotbärtige Gendarm hatte ein paarmal nach der Uhr gesehen, dann aber ruhig zugehört. Er wußte nicht recht, was er erwidern sollte, als sein Gefangener jetzt schwieg. Doch da er fürchtete, sich schon zu lange aufgehalten zu haben, stand er auf. Es wollte sich etwas in ihm frei ringen, aber soweit er auch suchte, er fand nicht den Ausdruck dafür. Da bekam er runde hilflose Augen und sagte nur:

„Schweres Leben, Pan Doktor ... jeder geht seinen Weg."

Doch dann, als hätt' er doch noch gefunden: „Gott ist gerecht. Er wird richten!"

Der andere schwieg noch immer. Und plötzlich befiel ihn ein schwerer Hustenreiz. Als wollt' sich der Husten dafür rächen, daß er so lange unterdrückt worden war, brach er heftig und den ganzen Körper erschütternd aus.

Waclaw Kurras krümmte sich wie ein Wurm darin. Und der gutmütige Rotbart war zu Tode erschrocken.

„Sehen Sie, Pan Doktor," jammerte er und sprang zu, „da haben wir es! das kommt vom Erzählen ... Gott erbarme sich!"

Helfend klopfte er ihm den Rücken.

Langsam erst erholte sich der Landstreicher wieder. „Wir können gehen," sprach er, und setzte sich in Marsch. Die Augen hielt er hartnäckig gesenkt, gleich als wolle er von der Straße ablesen, wer alles auf ihr schon gefahren und gewandert sei.

„Die Stimme," sagte er dann ganz unvermutet nach längerer Zeit, „hat recht gehabt. Heimat ist mir seitdem die Straße!"

Und im Wandern begann er weiter zu erzählen, aber müder, als vorhin, stockender, interesseloser. Wie über Gleichgültiges, als lohnte sich der Rest kaum:

„Mein Leben war damit fertig. Alles, was kommt, ist nur Anhängsel noch ... überflüssig.

Oft denk ich: wenn wenigstens eine russische Kugel dich getroffen hätte! Es wär' noch ein Ausgang gewesen, ein Schluß. Und ich phantasier' so: auf ihren kleinen Pferden rücken die Kosaken an ... im Sonnenlicht ... Sotnie neben Sotnie. Wir aber, eng zusammengeschlossen, halten schweigend und warten. Nur unsere Sensen funkeln ... wie

furchtbare Geierschnäbel stehen sie in der Luft, lang, geradegeschmiedet. Und die kleinen Pferde mit den geflochtenen Mähnen sausen heran, daß die Erde dröhnt, ein Zucken geht durch unsere Reihn — doch wir halten und warten, denn wir wissen Bescheid. Und plötzlich fahren die funkelnden Geierschnäbel wie Blitze nieder — nicht auf die Reiter, sondern über Stirn und Nasen der Gäule. Das Blut strömt, Blut in den Augen steigen sie hoch. Geblendet, rasend vor Schmerz, dem Zügel nicht mehr gehorchend jagen sie davon. Hin und her wogt die Schlacht, Maria, Polens Königin, segnet uns und steht droben auf flammender Wolke am Himmel. Sieg, Sieg! jauchzen die Unseren — ich jedoch liege, durch die Brust geschossen, mit verdürstenden Lippen. Niemand kommt mir Wasser reichen. Aber das jubelnde „Sieg! Sieg!“ fällt auf mich wie Tau. Und so sterb' ich, selig ...

Äh ... so denk' ich jetzt! Damals hätt' ich mich, psia krew, bedankt. Den Sieg wollt' ich wohl, aber nicht die Kugel. Und die Kosaken haben wir wenig gesehn. Ich komm' zu Paderewski, bestell' ihm alles, schließ' mich seinen Truppen an. Immerzu marschieren, marschieren, marschieren. Alle Städte russisch — unser nur die Wälder, das flache Land. Ab und zu fangen wir kleinere Abteilungen des Feindes ab ... liegen im Hinterhalt. Hundertmal warten wir auch vergebens. Und so auf dem feuchten Boden im Aprilwetter — man fühlt, wie die Nässe eindringt, wie sie durch die Glieder schleicht, wie sie einen schwer macht. Tausende sind im Aufstand gefallen; ebensoviele haben den Tod ganz heimlich nach Hause geschleppt. Auch ich Freundchen, war darunter.

Vielleicht, wenn ich gleich in gute Verhältnisse gekommen wär', hätt' ich alles verwunden. Aber so? Der Aufstand ging aus, es war nichts mit den Schwertern von Grochow nnd Ostrolenka: sie zerbrachen wieder. Traurig, traurig ... alles umsonst: alles Blut und alle Opfer. Uns, die kleine Abteilung, führte ein Edelmann aus der Gegend von Lodz. Er weinte, als er uns nach Hause schickte. Er selbst wollt' nach Frankreich, wir andern zerstreuen uns.

Müde, abgerissen schlepp' ich mich über die Grenze. Gute Leute reichen mir Nahrung. Andere lassen mich stehen. So komm' ich nach Trzemeszno.

An Nastia hatt' ich drei Mal geschrieben. Eine Antwort hatt' ich nie erhalten. Es war ja auch schwer möglich.

Und nun — wo sind die Dudeks? Das Haus ist verkauft. Zbiginiew, heißt es, sei in Posen, Nastia jedoch lebe mit Herrn von Chelmicki in Paris. Während des Aufstandes war auf die Polen schärfer geachtet

worden; man hatte in Erfahrung gebracht, daß ich häufig bei den Dudeks verkehrt und auch die letzten Stunden vor meiner Abreise dort verweilt hatte. Man stellte also das Lokal unter genauere Beobachtung, und mit der alten Herrlichkeit war es seitdem vorbei, gespielt durfte nicht mehr werden, da man niemals vor einer Überraschung sicher war; die Gutsbesitzer zogen sich mehr und mehr zurück, Nastia begann sich zu langweilen, und Zbiginiew verdiente nicht mehr genug. So löste er das Geschäft auf ...

Dies alles erzählt mir ein alter Chausseearbeiter, während ich auf dem Steinhaufen sitze und zuseh', wie er klopft. Hab' nichts darauf erwidert, hab nicht geschrieen — nichts. Bin über die Wiesen gegangen und wollt' noch einmal in die beiden Gärten. Aber es war Herbst und der Bach wieder geschwollen. Eine Stange zum hinüberspringen hatt' ich nicht. Und vielleicht hätt' ichs auch nicht mehr gekonnt.

So setzt' ich mich ein Weilchen ruhig an den Rand des Grabens. Die Wellen darin flossen schneller und unruhiger, und durch das Schilf lief wieder das Rauschen. Aber so sehr ich auch horchte, ich verstand es nicht mehr, und es erschien mir sinn- und zwecklos. Als ich mich bald erhob, war mir zu Mute, wie wenn ich nun auch ein letztes verloren hätte und ganz fertig wäre. Es war am klügsten und besten, zu sterben.

Doch dazu fehlte mir der Mut. Und weil ich doch essen, trinken, schlafen wollte, bald aber keinen Groschen mehr besaß, ging ich auf die Güter, zu den alten Zechkameraden. Alle wußten, was ich in der Aula getan, daß ich im Aufstand gekämpft hatte. Und sie ließen mich nicht im Stich ... sie beschenkten mich ... reichlich sogar. Aber, Pan Wachtmeister, man sagt so: Ein Märtyrer! Erstens, war ich denn einer? Und dann: ein Märtyrer muß tot sein. Wenn man für ihn bezahlen muß, wird er leicht lästig. Dieselben, die mich einst an dem 22. März umarmt hatten, gaben mir bald zu verstehen: warum warst du eigentlich so dumm?

So hab' ich hingelebt ... hier ... da. Rembowski verschaffte mir sogar eine Stelle als Hauslehrer. Doch dort, auf dem Gute, war es fromm und langweilig, und wer einmal auf der Straße war, verträgt das nicht mehr. Zu nichts hatt' ich auch mehr Lust. Und die Krankheit hier ging schon an.

Da bin ich weitergewandert. Im Sommer hin, her durch die ganze Provinz. Hab' mich bei Lehrern als Kollege vorgestellt ... schön, sie machten ein saures Gesicht, aber griffen in die Tasche. Wo Wasser und Schilf war, lag ich stundenlang. Im Winter saß ich dann still, meist irgendwo in der Nähe von Trzemeszno. Hab' versucht, für Zeitungen

zu schreiben, hab' gehungert und auf das Frühjahr gewartet. Mancher wollt' mir Arbeit geben, aber ich konnt' nicht mehr und wollt' nicht mehr. Nur eins hab ich gern getan: vor mich hinsinnieren über mich, mein Leben, Nastia.

Warum, dacht ich oft, hat sie mich so sehr bedrängt, daß ich die Rede hielt? Weil sie wußte, sie würde mich dann los sein? Weil sie den Direktor haßte? Weil die andern sie gebeten hatten? Es war wohl dies alles, aber es wäre allein nicht stark genug gewesen. Die schöne Nastia Dudek liebte nur eben die Aufregungen und brauchte sie. Und sie war im Grunde ihrer Seele so kalt, daß ihr niemals der Gedanke kam, was andere für diese Aufregungen zu zahlen hatten.

Nun — wozu noch einmal anfangen! Aber das viele Denken und Denken tat mir nicht gut. Es ist ein Gift, Pan Wachtmeister. Nichts hält davor Stand — irrsinnig kann man werden. Bei allem frag' ich: warum? Und die Antwort, die mir früher genügte, sieht mich jetzt an, kalt, leer, höhnisch, daß ich mir die Stirn schlage und nichts mehr begreife — mich nicht, die andern nicht. Nehmen Sie an: ich . . . ein Pole . . mein Leben hab' ich daran gesetzt. Und plötzlich kommt mir der Gedanke: bin ich wirklich einer? Kurras . . Kurras . . . ist denn das überhaupt ein polnischer Name? Ich frage . . suche. Einer sagt mir, er stamme aus dem Wendischen; es wär' die gleiche Wurzel darin wie im lateinischen corvus . . . haha, zum Verzweifeln ist es, alles zerbricht mir.

Und nun sehen Sie: Ihnen, einem Deutschen, erzähl' ich. Ihnen muß ich danken. Ach, mein lieber Pan Wachtmeister, nur wenn man gesund ist und sein Brot hat, ist man Deutscher oder Pole, Russe oder Türke. Wenn man elend und krank ist, friert und hungert, dann ist man nichts mehr . . . nur eben ein armer Mensch. Zu jedem, der noch ein gutes Wort für einen hat, sagt man Bruder, fragt nicht mehr nach seiner Sprache, seiner Kleidung. Es fällt alles ab wie Plunder." —

Mühsam nur hatte der Landstreicher das Letzte herausgebracht. Häufiger plagte ihn der Husten. Er schwieg auch jetzt wieder.

Da bog die Straße schräg ab. Sie wich einem See aus, der mit blankgeschliffener Spiegelfläche dalag. Schilf stand an seinem Ufer.

Ein irres Leuchten trat in die Augen von Waclaw Kurras. Er bat stammelnd. Nur einmal wollt' er nach unten gehn, nur wenige Minuten.

Aber er ging nicht, er lief. Bis dicht an das Schilf lief er heran, lief ihm entgegen wie seinem ältesten Freunde. Sonne lag darauf, Sonne

brannte durch die Bäume des nahen Waldes. Rotgolden leuchtete das Laub der Buchen.

Und der kranke Landstreicher faßte links und rechts ein paar Stauden, als müßte er sich festhalten, und lauschte. Er schloß beide Augen. Das Rauschen der Kindheit klang in seinem Ohre. Er hörte darauf und verstand es wieder. Auch hier gingen Vögel hindurch, und die Schafte läuteten aneinander.

„Ja, ja," sagte er, und plötzlich, als ein neuer Hustenanfall ihn gequält hatte, verzerrte sich sein Gesicht in fürchterlicher Angst.

Er fing an zu weinen. Wie ein Tier heulte er auf.

„Ich will noch nicht sterben ... will nicht .. Jesus, Sohn Gottes, erbarme dich! ... Dreiunddreißig Jahr bin ich erst! Sagen Sie, Pan Wachtmeister, daß ich Hoffnung hab'! Ich hab' doch noch Hoffnung, die Ärzte werden mich retten, anflehn werd' ich jeden einzelnen, alles tun, was sie sagen ... Die Brust ist ja noch gut, gut, nur der Husten .... Ein neues Leben will ich beginnen. Ich gelobe es!"

In verzweifeltem Flehn fiel er auf die Knie und hob die Hände zu dem kleinen Gendarm, der erhöht am Rande der Straße stand.

„Natürlich, natürlich," tröstete der Rotbart und fuhr sich mit dem Finger um den Hals, als ob der Kragen zu eng wäre und spannte.

„Na — türlich," plapperte Waclaw Kurras mechanisch nach. Er wurde ganz still, erhob sich, wendete sich ab. Und als der Gendarm gutmütig drängte, riß er einen langen Halm des Rohres ab und kam.

Er trug den Halm wie eine Fahne vor sich hin. Die braunen Büschel daran wehten droben und wiesen die Richtung der leisen Luftströmungen.

„Nun weiß niemand mehr, wo er gestanden hat," sprach der Landstreicher nach einer Weile. Und langsam, sich oft vergreifend und nach den Worten suchend, fuhr er fort: „Wie heißt das? Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darübergehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet keiner mehr."

Der kleine Gendarm nickte. Aber seit vorhin hatte er vor seinem kuriosen Begleiter eine gewisse Scheu.

So war er froh, als vor ihnen der Dom von Gnesen sichtbar ward.

Er machte den Gefangenen darauf aufmerksam.

„Dort also," sprach dieser, und ein seltsames Lächeln zog um seinen Mund. Er begann sich sorgfältig abzuklopfen, und auch der Rotbart rückte sich zurecht.

„Nun können wir also einziehen," sagte Waclaw Kurras. „Genug erzählt, genug gewandert. Ich danke Ihnen, Pan Wachtmeister, für alles. Vorhin im Schilf ... es war ein Anfall. Ganz wird man niemals damit fertig. Ich gehe jetzt zur vorletzten Station, bald zur letzten. Das Frühjahr werd' ich nicht mehr erleben. Bitte, bitte ... warum wollen Sie lügen? Aber zu den Ärzten werd' ich sagen: Meine Herren, ich versteh' lateinisch! Gar zu leicht pflegen sie sich in dieser Sprache darüber zu unterhalten, wie viel Wochen oder Tage der Kranke noch vor sich hat. Und das möcht' ich vorher nicht gerne wissen.

Sie aber, Pan Wachtmeister, werden allein den Weg zurückgehn. Grüßen Sie mir das Schilf ... niemals wieder werd' ich es rauschen hören, höchstens im Traum, im Fieber, in den Nächten, wenn der Schweiß kommt. Auch an Sie werd' ich dann manchmal denken. Werde denken, daß Sie zufrieden in Kuchary sitzen, warm, warm in Amt, Freundschaft, Familie, und daß Sie vielleicht noch einen Orden kriegen wegen treuer Dienste und eines rechten Wandels.

Doch fünfzig Jahr später? Pan Wachtmeister, alles, was wir gelebt und gelitten, was Ziel und Sehnsucht für uns war, — wo ist es dann? Weggelöscht wie von einem Schwamme, ausgestrichen, nicht mehr vorhanden. Ob wir gut und gerecht waren oder Lumpen und Räuber — es ist gleich, denn es ist vergessen. Nur unser Weg ist verschieden; das Ende ist dasselbe. In den schwarzen Kasten müssen wir alle. Euer Kaiser, Nastia, Sie, ich ... Würmerfraß!

Und daran, Pan Wachtmeister, werd' ich in den letzten Nächten auch denken!"

Die Ergebnisse der Ansiedlungspolitik in Posen und Westpreußen.

Von

Landrat a. D. v. Dewitz,

Mitglied des Pr. Hauses der Abgeordneten.

In der Begründung des Gesetzes vom 26. April 1886, betreffend die Förderung deutscher Ansiedlungen in den Provinzen Westpreußen und Posen, wird als Ziel hingestellt: „die Überflutung jener Landesteile mit polnischen Elementen zu verhindern" und „durch Erwerbung größerer Besitzungen, welche sich in polnischen Händen befinden, und durch Wiederveräußerung derselben in Teilstücken an Erwerber deutscher Abkunft jenen bedrohlichen polonisierenden Bestrebungen entgegenzutreten". Seitdem sind nahezu 20 Jahre vergangen; es sind seitens des Staates in dieser Zeit nach der Denkschrift von 1904/05 210 399 411 Mk. für die bezeichneten Zwecke aufgewendet und insgesamt 261 662 ha, rund 46 □Meilen, angekauft worden. Da liegt der Anreiz zu einer Prüfung nicht fern, ob wir uns jenen Zielen nähern und ob die aufgewendeten Mittel ausreichend erscheinen, um dauernde Ergebnisse zu gestalten. Daß in dieser Beziehung ein starker Pessimismus herrscht, ist bekannt. Auch die Kreise, die die Germanisation im Osten lebhaft zu fördern gewillt sind und diese ihre Absicht durch Zustimmung zu dem viel umstrittenen § 13b des Gesetzentwurfs vom vorigen Jahre, betreffend die Gründung neuer Ansiedlungen, betätigt haben, fangen mehr und mehr an zu zweifeln, ob die Gesetzgebung und das System, mit dem das Ansiedlungswerk in Posen und Westpreußen betrieben wird, genügen und zweckmäßig sind.

Drei Tatsachen stellen sich dabei als entscheidend zur Erwägung:

1. haben die Polen seit 1886 an Bevölkerungszahl zugenommen und an Grundbesitz erheblich gewonnen,
2. suchen die Deutschen nach Möglichkeit ihren Grundbesitz zu verkaufen und verlassen meistens die Ansiedlungsprovinzen und
3. stellen sich die seitens des Staates aufgewendeten Kosten als so hoch heraus, daß ein Weitergehen auf dem betretenen Wege,

namentlich in Hinblick auf den Erwerb vorzugsweise deutschen Eigentums durch die Ansiedlungskommission, nahezu ausgeschlossen erscheint.

Der Zuwachs der polnischen Bevölkerung in der Provinz Posen beträgt nach dem Ergebnis der letzten Volkszählung in den Jahren von 1890 bis 1900 $10^1/_2$ v. H., der der deutschen Bevölkerung trotz der Ansiedlungskommission nur $3^3/_4$ v. H., während im Deutschen Reich sich der Zuwachs auf 15 v. H. stellt. In einzelnen Kreisen Posens nahm die polnische Bevölkerung um 13 v. H. zu, die der deutschen Bevölkerung um 10 v. H. ab. In wirtschaftlicher Beziehung betrug in den letzten vier Jahren von 1897 bis 1900 der Verlust der deutschen Hand in Posen 1752 Grundstücke mit einer Fläche von 15 997 ha, in Westpreußen in derselben Zeit 1154 Grundstücke mit einer Fläche von 14 630 ha. Das macht trotz der Ansiedlungskommission einen Gesamtverlust von 2906 Besitzungen mit 30 627 ha.

Die Polen haben in diesen vier Jahren 63 300 ha aus deutscher Hand erworben, während die Ansiedlungskommission von 1886 bis 1900, also in 15 Jahren, nur 83 000 ha aus polnischer Hand gekauft hat. Unterstützt wurden sie dabei bekanntlich durch die Generalkommission in Bromberg, welche allein 2400 polnische Ansiedler als Rentengutsnehmer in Posen und Westpreußen angesetzt hat — in derselben Zeit, in der die Ansiedlungskommission mit teurem Gelde polnische Besitzer auszukaufen strebte, um Deutsche an ihrer Stelle seßhaft zu machen. Diese famose Tatsache wird ein dauernder Merkstein für den preußischen Bureaukratismus bleiben. Hunderte von Millionen werden flüssig gemacht und im nationalen Sinne verwertet, und zu gleicher Zeit wirkt eine andere preußische Behörde unter dem Drang juristischer Gewissensbefriedigung diesen nationalen Bestrebungen mit einer seltenen Geschicklichkeit entgegen. Es scheint, daß hier zu viel der Gewissenhaftigkeit der Beamten und zu wenig der Vernunft des Staatsbürgers in Rechnung gestellt wird, wenn diese Aktion noch heute Verteidiger findet.

Leider liegt keine Statistik darüber vor, in welchem Grade die polnische Bevölkerung seit 1900 zugenommen hat und in welcher Höhe dieser Zuwachs an Grund und Boden gestiegen ist. Daß dies tatsächlich in erheblichem Maße der Fall ist, unterliegt keinem Zweifel und ist bei Beratung des § 13b des Gesetzes vom 10. August 1904, betreffend neue Ansiedlungen usw., als Voraussetzung des Gesetzes nachgewiesen und anerkannt worden. Es geben unter anderem auch dafür die reichlichen Dividenden der polnischen Ansiedlungsbanken beredtes Zeugnis ab.

Unter der steigenden Schärfe des Nationalitätenkampfes ist ein anderer Gang der Verhältnisse auch nicht anzunehmen gewesen. Die Polen müssen mit allen Mitteln nach Grundbesitz streben, sonst sind sie verloren. Auch die polnischen Städte, wenn sie von rein deutschen ländlichen Gemeinden umklammert sind, müssen erliegen. Das ist ja auch vollauf im gegnerischen Lager erkannt, und deshalb beherrscht die Grundbesitzfrage als Ausfluß der nationalen Frage das ganze geistige und wirtschaftliche Leben der Polen. Hinter ihr tritt nicht nur die Religion und Kirche, sondern selbst die sonst den Volkscharakter so ansprechende sozialdemokratische Bewegung zurück. Die polnische Sozialdemokratie weigert sich, gemeinsame Sache mit den deutschen Genossen zu machen, wenn sie auf nationale Ziele verzichten soll.

Wir stehen also nach fast zwanzigjährigem Kampfe einer wirtschaftlich erstarkten, an Zahl gewachsenen und national mehr als vorher geschlossenen Bevölkerung gegenüber.

Wie die Ideologen noch glauben können, daß die Kultur durch die Wirkung von Schule, Presse und Verkehr hier mildernden Einfluß ausüben würde, scheint der Tatsache gegenüber unverständlich, daß fast in allen rassenverschiedenen Ländern gerade mit der Entwicklung der Kultur die Nationalitätenfrage jene beängstigende Glut erhalten hat, die territoriale Grenzen von jahrhundertlanger Dauer zu zerstören droht. Wie die Kölnische Volkszeitung angesichts der jüngsten Reichstagswahl in Kattowitz noch immer dazu raten kann, mit dem gemäßigten Teile der Polen zu paktieren, ist nur dann zu verstehen, wenn man voraussetzt, daß die Tatsache der Glaubensgemeinschaft mit den Polen den Blick und das Empfinden für ein nationales Bewußtsein stark getrübt hat. —

In seiner Polenrede vom 13. Januar 1902 führte der Reichskanzler Fürst Bülow aus: „Ich halte die Ostmarkenfrage nicht nur für eine der wichtigsten Fragen unserer Politik, sondern geradezu für diejenige Frage, von deren Entwicklung die nächste Zukunft unseres Vaterlandes abhängt.“

Wohl als eine Folgewirkung dieser weitzielenden Äußerung ist die schon erwähnte Gesetzesvorlage vom Jahre 1904, betreffend die Gründung neuer Ansiedlungen, anzusehen, in der in § 13b die Bestimmung enthalten ist, daß in den Ansiedlungsprovinzen und den benachbarten Provinzen, beziehungsweise Regierungsbezirken zur Ansiedlungsgenehmigung eine Bescheinigung des Regierungspräsidenten darüber erforderlich ist, daß die Ansiedlung mit den Zielen des Gesetzes von 1886, betreffend die Förderung von Ansiedlungen in den Ostmarken, nicht im Widerspruch steht.

Durch dieses Gesetz ist die Parzellierung von Gütern durch die polnischen Ansiedlungsbanken nahezu ausgeschlossen; es können wohl noch Parzellen abverkauft werden, aber neue polnische Ansiedlungen lassen sich nicht mehr begründen.

Die Folge dieses Ansiedlungsverbotes wird und muß eine gesteigerte Nachfrage namentlich nach unteilbaren Bauernhöfen sein, die sich in deutscher Hand befinden. Sicher läßt sich das Geschäft wegen mangelnder Kaufkraft der Kaufliebhaber nicht so leicht bewerkstelligen, wie der Absatz kleiner, von den Banken bewirkter Ansiedlungen von 3 bis 5 ha. Aber daß sie mit ihren Hintermännern auch hierzu Mittel und Wege finden werden, scheint bis zu einem gewissen Grade ebenso berechtigt, anzunehmen, wie es ihnen in ungeahnter Weise möglich wurde, enorme Summen für das bisherige Ansiedlungsgeschäft flüssig zu machen. An dem guten Willen und an hilfreicher Hand, die sich angeblich auch von außen in das Land hineinstreckt, wird es nicht fehlen.

Daher steht auch nicht zu erwarten, daß die durch die Konkurrenz des Staates mit den polnischen Banken über das vernünftige Maß hinaufgeschraubten Grundstückspreise wesentlich von ihrer abnormen Höhe weichen, und es bleibt vermutlich der bisher vielleicht unvermeidliche, aber deshalb doch äußerst bedauerliche Fehler bestehen, daß für die deutschen Einwohner der Ansiedlungsprovinzen nach wie vor ein Anreiz geschaffen wird, ihre Besitzungen zu hohen Preisen, sei es an die Ansiedlungskommission, sei es sogar an Polen zu verkaufen.

Aus der nachstehenden Übersicht für die Jahre 1900 bis 1904/05 sind das Angebot und die Käufer der Ansiedlungskommission ersichtlich:

1900:	Angebot	aus	polnischer	Hand	38 082	ha	= 30,7	v. H.,	darunter	65	Bauernhöfe
	„	„	deutscher	„	85 933	„	= 69,3	„ „	„	86	„
	Kauf	„	polnischer	„	4 982	„					
	„	„	deutscher	„	11 593	„					
1901:	Angebot	„	polnischer	„	52 056	„	= 34	„ „	„	102	„
	„	„	deutscher	„	101 273	„	= 66	„ „	„	126	„
	Kauf	„	polnischer	„	4 700	„					
	„	„	deutscher	„	12 319	„					
1902:	Angebot	„	polnischer	„	45 866	„	= 19	„ „	„	148	„
	„	„	deutscher	„	193 135	„	= 81	„ „	„	209	„
	Kauf	„	polnischer	„	4 910	„					
	„	„	deutscher	„	17 097	„					
1903:	Angebot	„	polnischer	„	35 238	„	= 14	„ „	„	143	„
	„	„	deutscher	„	210 575	„	= 86	„ „	„	237	„
	Kauf	„	polnischer	„	3 067	„					
	„	„	deutscher	„	38 985	„					

1904/05: Angebot aus polnischer Hand			} 216 675 ha = ? v. H., darunter 505 Bauernhöfe	
„	„ deutscher	„		
Kauf	„ polnischer	„	3 477 „	
„	„ deutscher	„	23 632 „	

Für das Jahr 1904/05 ist eine Scheidung des Angebots aus polnischer und deutscher Hand in der Denkschrift nicht mehr vorgenommen. Das ist sehr zu bedauern. Vielleicht ist hierfür die Angabe maßgebend gewesen, daß die Vermittler von Angeboten aus polnischer Hand vielfach nicht gehörige Vollmacht zu haben schienen.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die Polen, solange der Grundstücksankauf ihnen unter sich völlig freisteht, das Angebot an die Ansiedlungskommission über kurz oder lang stark beschränken, ja vielleicht ganz einstellen werden. Ein neuerdings erlassener Aufruf von 12 polnischen Gutsbesitzern, in welchem jedem, der an einen Deutschen verkauft, gesellschaftliche Ächtung in Aussicht gestellt wird, wirft einen Schatten der Bewegung voraus.

Erwägt man nun, daß im Jahre 1886 der Hektar von der Ansiedlungskommission für 560 Mk. angekauft wurde, daß sich dieser Kaufpreis im Jahre 1900 auf 814 Mk., das ist der 80fache Grundsteuerreinertrag, und im Jahre 1904/05 auf 1025 Mk., das ist der 112,5fache Grundsteuerreinertrag, stellt, so ist der Anreiz zum Verkauf für den deutschen Besitzer zu verstehen.

Die Absicht der Regierung, die in der Begründung zum Gesetz von 1886 bezeichnet wurde, und wie erwähnt, dahin ging, polnische Güter zu erwerben, sie zu parzellieren und an Deutsche zu vergeben, ist nur zu einem kleinen Teile zur Ausführung gekommen. Die Germanisierung der Ansiedlungsprovinzen nimmt mehr und mehr den Charakter an, als bestehe die Aufgabe des Gesetzes darin, die Polen zu belassen und den Besitz schwacher deutscher Existenzen aufzukaufen, um aus ihm lebensfähige Rentengüter zu schneiden.

Der Staat gibt damit die Offensive, das ist militärisch ausgedrückt die schwächere Form mit positivem Ziel, zugunsten der Defensive, das ist der stärkeren Form mit negativem Ziele, auf.

Insgesamt hat die Ansiedlungskommission seit 1886: 261 662 ha angekauft, von denen

162 472 ha = 62 v. H. aus deutscher Hand
99 190 „ = 38 „ „ „ polnischer „

stammen. Das ist also noch ein Verhältnis von 62 zu 38, während sich dieses Verhältnis im Jahre 1900 auf 69,9 zu 30,1 und im Jahre 1904/05 wie 89,5 zu 10,5 stellt.

Sicher sind es gute und schwerwiegende Gründe gewesen, die die Regierung bewogen haben, die grundsätzliche Idee des Gesetzes, so weit, wie geschehen, zu verlassen. Sie liegen vielleicht nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiet, das heißt in der Schwäche der Verkäufer, sondern auch auf politischem Gebiet, insofern die Deutschen der Ansiedlungsprovinzen für jeden Zusammenbruch eines Berufsgenossen oder für jeden Verkauf an einen Polen die Ansiedlungskommission verantwortlich machen, wenn sie nicht dem Verkaufsantrage des letzteren, sei er auch noch so exorbitant bemessen gewesen, Folge gegeben hat. Aber zu bedauern bleibt die Tatsache deshalb nicht weniger. Bei dem herrschenden System und den engen Grenzen, die das Gesetz der Ansiedlungskommission hinsichtlich der Mittel und Wege zur Erhaltung des deutschen Eigentums zieht, ist sie vielleicht unvermeidlich, und es wird daher später zu erörtern sein, wie der Fehler zu korrigieren ist; denn korrigiert muß er werden.

Es besteht doch ein gar zu klaffender Widerspruch zwischen der Absicht, ein Land germanisieren zu wollen, und der Ausführung, die ja einem erheblichen Teil der in ihm wohnenden Deutschen die Gelegenheit verschafft, unter möglichst günstigen Verhältnissen das Land zu verlassen, und keine Wege bahnt, ihn dem Lande zu erhalten. Die Aufgabe des Staates ist eine politisch-nationale, zu deren Lösung er sich eines speziell wirtschaftlichen Hebels bedient. Dieser Hebel ist aber nicht allein in der Ansiedlung neuer deutscher Familien, sondern vielleicht noch wirkungsvoller in der Erhaltung der eingesessenen Deutschen und ihrer Lebensfähigkeit zu suchen. Gibt das Gesetz hierzu keine Möglichkeit, so ist es verfehlt; das System bedarf dann der Änderung und Vervollständigung.

Hier spielt die finanzielle Frage wesentlich hinein. Von anderer Seite ist vor kurzer Zeit berechnet worden, daß der preußische Staat einen Kredit von zirka 1400 Millionen eröffnen müßte, um die polnischen Güter in den Ansiedlungsprovinzen aufzukaufen. Soll er seine Ziele ausdehnen und auch noch die Besitzungen von wirtschaftlich schwachen oder verkaufslustigen Deutschen erwerben, so läßt sich im voraus sagen, daß die erforderlichen Mittel, von denen ein gewaltiger Teilverlust in sicherer Aussicht steht, niemals von den gesetzgebenden Faktoren bewilligt werden würden.

Die umstehende Tabelle gibt ein höchst bedenkliches Bild der finanziellen Verhältnisse.

Spalte 10 ergibt, daß für 68 endgültig aufgeteilte Güter sich die Summe der Aufwendungen gleich 27 729 429 Mk. (Spalte 9) mit 2,36 v. H. verzinst; in diesen Aufwendungen sind aber noch nicht die Zinsverluste (Spalte 15) enthalten, die dem Staate für seine Baraufwendungen während

der Besiedlungszeit entstanden und daher dem Einzelkonto anzurechnen sind. Dadurch wird die Verzinsung naturgemäß erheblich beeinflußt. Für alle 68 Güter ergibt sich demnach nur ein Zinsfuß von 1,99 v. H. (Spalte 16). Derselbe wird aber noch weiter durch die allgemeinen Verwaltungskosten herabgedrückt, die sich für das Jahr 1903 schon auf 1003464,46 Mk. belaufen. Die Ansiedlungskommission stellt in ihrem Jahresbericht von 1897 diesen Verlust selbst mit 0,20 v. H. ein, sodaß tatsächlich nur eine Verzinsung der zu Ansiedlungszwecken verwendeten Staatsgelder mit 1,79 v. H. erübrigen würde.

Bei Annahme eines herrschenden Zinsfußes von 3,5 v. H. würden also die Aktivzinsen beinahe nur die Hälfte der Passivzinsen ausmachen. Nahezu die Hälfte des Anlagekapitals ist demnach verloren.

Dieser beklagenswerte Umstand ist nicht etwa auf die unvollkommene Einarbeitung der Ansiedlungskommission zu schieben, im Gegenteil stellt es sich heraus, daß das Zinsverhältnis für den Staat sich bis zur neuesten Zeit verschlechtert: denn während im Jahre 1900 sich für die bis dahin endgültig aufgeteilten Güter noch eine nominelle Verzinsung von 2,39 v. H. (Spalte 10) und eine faktische Verzinsung von 2,01 v. H. (Spalte 16) ergab, ist der Zinsfuß nach Ablauf von weiteren 4 Jahren auf 2,36 bezw. auf 1,99 v. H. heruntergegangen.

Auf den erwähnten 68 Gütern sind im ganzen 1827 Ansiedelungsstellen geschaffen. Der Barverlust des Staats beläuft sich bei der Gesamtausgabe von 32990302 Mk. (Spalte 9 und 15) auf rund 16 Millionen Mark, sodaß jede Ansiedlungsstelle im Durchschnitt einen Zuschuß von 8760 Mk. erfordert.

Liegt der wesentliche Grund dafür auch hier wieder in den teuren Ankaufspreisen für Grund und Boden? Gelänge es dann nicht, diese zu ermäßigen und zu normieren, so würde ein ähnlicher Kapitalverlust des Staates wie bisher nicht zu vermeiden sein.

Zu bedenken bleibt bei Beantwortung der Frage, daß der Ankauf der 68 Güter aus der ersten Ankaufszeit stammt und sich nur mit zwei Ausnahmen bis zum Jahre 1895 erstreckt. Das ist ein Zeitraum, in dem nur durchschnittlich 604 Mk. pro Hektar bezahlt wurden. Da liegt die Befürchtung nahe, daß sich das Verhältnis für den Staat aus den neueren Ankäufen, bei denen über 1000 Mk. pro Hektar angelegt wurden, verschlechtert.

Oder liegt der Grund in einer zu geringen Rente, die dem Ansiedler aufgelegt wird? Der Durchschnittspreis der zu Ansiedlungsstellen

Laufende Nummer	Berichtsjahr	Flächen ha	Des Ankaufs Monat	Des Ankaufs Jahr	Dauer der eigentlichen Besiedlung von	Dauer der eigentlichen Besiedlung bis	Zahl der Ansiedlungsstellen	Renten- bezw. Pachtzinsfuß %	Das jährliche Aufkommen an Rente und Zinsen beträgt ℳ	₰	Summe der Aufwendungen nach Abzug der Einnahmen ℳ	₰
1	2	3	4		5		6	7	8		9	
1—52	Bis zum Jahre 1900	28595	·	·	·	·	1373	·	479555	—	20069542	—
	1901											
1	Eitelsdorf, Kreis Znin	614	6	1890	1896	1898	32	$2\frac{1}{2}$*)	12574	71	536942	70
2	Arkusdorf, Kreis Gnesen	463	6	1893	1895	1897	20	3	12402	84	467852	94
3	Kornaty, Kreis Wreschen	372	—	1887	1892	1898	24	2 u. 3†)	5733	20	373151	47
4	Ostwehr, Kreis Hohensalza	681	—	1888	1892	1895	31	2 (3)	11228	60	635628	96
5	Wyganow, Kreis Koschmin	520	4	1891	1894	1896	26	$2\frac{1}{2}$	11113	52	517671	45
6	Striesen, Kreis Mogilno	339	—	1888	1891	1894	17	$2\frac{1}{2}$	5323	40	296565	18
	Summa 1—6:	2989	·	·	·	·	150	·	58376	27	2827812	61
	1902											
7	Wilhelmsau und Dorposch, Kreis Culm . . .	741	—	1887 1893	1889 1896	1894 1899	28 23	2 (3)	18667	56	841338	60
8	Sendziewojewo und Stanislawowo II jetzt Sendschau, Kreis Wreschen	742	—	1890 1893	1892 1897	1898 1899	28 12	3	20486	06	785435	56
9	Grünhof, Kreis Witkowo	294	11	1897	1898	1898	15	3	9837	44	368542	61
10	Griewenhof mit Druschin, Kreis Strasburg . .	792	5 2	1894 1891	1894	1898	31 17	3	13851	46	601329	54
	Summa 7—10:	1829	·	·	·	·	154	·	62841	52	2596646	60
	1903											
11	Schechin, Kreis Gnesen	257	8	1889	1897	1901	15	$2\frac{1}{2}$	5349	82	280607	71
12	Wonsin, Kreis Strasburg	656	3	1895	1895	1898	33	3	9976	24	437618	37
13	Mittenwalde, Kreis Obornik	339	9	1896	1898	1898	12	3	4113	88	132563	54
	Summa 11—13:	1252	·	·	·	·	60	·	19439	94	850789	63
	1904											
14	Brüderhausen, Kreis Wongrowitz	503	—	1903	1895	1898	24	$2\frac{3}{4}$	10138	07	357897	76
15	Weizenfeld, Kreis Pleschen	401	6	1891	1893	1900	27	3	12503	58	473995	53
16	Tonndorf, Kreis Znin	843	3	1893	1895	1899	39	3	12719	47	552745	54
68	Summa 14—16:	1747	·	·	·	·	90	·	35361	12	1384638	82
		36412	·	·	·	·	2827	·	655573	—	27729429	—

Spalte 8 in % von Spalte 9	Kaufpreis ℳ	₰	Barausgaben nach Abzug der Bareinnahmen (exkl. Inventar, alte Gebäude und Drainage) ℳ	₰	Verloren wurden die Zinsen bei Spalte 11 für Jahre	Spalte 12 für Jahre	Summe des Zinsverlustes aus Spalte 11—14 ℳ	₰	Spalte 8 in % von Spalte 9 und 15	Aufwendungen für Schule und Gemeinde ℳ	₰	Aufwendungen für Kirche ℳ	₰	In Spalte 11 nicht enthaltener Betrag für rückgekaufte Stellen ℳ	₰	
10	11		12		13	14	15		16	17		18		19		
2,39	17247372	—	—	—	—	—	3756818	—	2,01	1847275	—	347585	—	—	—	Vergleiche Polenfrage und Ansiedlungskommission. Von Dr. E. Stumpfe.
2,34	308457	50	291897	—	8	4	127233	68	1,90	43441	—	561	—	—	—	*) Eine Stelle im Werte von 4500 ℳ mit 3%.
2,65	397493	81	98007	—	4	2	62509	62	2,40	49853	—	—	—	—	—	
1,54	261518	38	173540	—	11	5½	134091	02	1,18	27579	—	5884	—	—	—	†) 206580 ℳ zu 2%, 6500 ℳ zu 3%.
1,77	543623	51	145714	—	7	3½	151037	72	1,42	60905	—	1962	—	—	—	
2,14	407174	36	130209	—	5	2½	82648	79	1,85	42969	—	1019	—	—	—	
1,80	218837	51	88624	—	6	3	75260	39	1,51	30820	—	808	—	—	—	
2,04	2137105	07	927991	—	—	—	612781	22	1,70	255567	—	10234	—	—	—	
	394326	25														
2,22	375015	56	53498	—	6	3	167179	07	1,85	67008	—	15014	—	—	—	
	769341	81														
	378499	85														
2,61	219157	60	280195	—	7	3½	180749	95	2,12	60666	—	683	—	—	—	
	597657	45														
2,67	346596	24	24947	—	1	½	12567	40	2,58	33910	—	—	—	—	—	
2,30	441001	03	176735	—	5	2½	92639	49	2,00	48819	—	65769	—	—	—	
2,45	2154595	53	535375	—	—	—	453135	91	2,13	210403	—	81466	—	—	—	
1,91	182720	31	97887	—	11	5½	83190	57	1,45	17767	—	—	—	—	—	
2,28	404432	35	34184	—	3	1½	44260	06	2,07	43978	—	2855	—	—	—	
3,10	152687	22	20124	—	3	1½	17088	67	2,75	9984	—	—	—	—	—	
2,43	739839	88	152195	—	—	—	150539	30	2,09	71729	—	2855	—	—	—	
2,83	361681	77	27464	—	3	1½	39418	44	2,55	36093	—	2367	—	—	—	
2,64	344781	94	147194	—	9	4½	131789	36	2,06	38947	—	—	—	—	—	
2,61	459935	69	141470	—	6	3	116690	84	1,90	63552	—	932	—	—	—	
2,69	1166399	40	316128	—	—	—	287898	64	2,17	138592	—	3299	—	—	—	
2,36	23445311	—	—	—	—	—	5260873	—	1,99	—	—	—	—	—	—	

umgewandelten 36412 ha (Spalte 3) beläuft sich unter Einschluß des Zinsverlustes und der Ausgaben für die öffentlich-rechtlichen Verhältnisse auf 906 Mk. pro Hektar, das ist 302 Mk. höher als der durchschnittliche Ankaufspreis. Wiederholt wird in der Denkschrift als erfreuliche Tatsache angeführt, daß die Rentenpflichtigen ihren Verpflichtungen mit geringen Ausnahmen nachkämen, und daß Verkäufer kleinerer Rentenstellen sich solche von größerem Umfange erworben hätten. Es wird dem zwar meistens hinzugefügt, daß man nicht wisse, ob die Verkäufe mit Vorteil erfolgt seien; aber die Art der tatsächlichen Anführung läßt doch auf diese günstige Annahme schließen.

Für den Außenstehenden wird es schwer sein, eine der beiden Fragen zu bejahen, und doch wird das geschehen müssen, da ein dritter Grund für den ungewöhnlich hohen Zins- und Kapitalverlust des Staates schwer zu ermitteln sein dürfte.

Ausgeschlossen scheint es nicht, daß beide Gründe zutreffen.

* * *

Bei Erörterung der Bewegung, die ins Leben zu rufen ist, um den angeführten, das ganze Germanisierungswerk in Frage stellenden Zuständen entgegenzutreten, wird es nötig sein, sich darüber klar zu werden, daß eine Germanisierung nicht wie in den früheren Zeiten hätte der Fall sein können, von einer deutschen Landeskultivierung abhängig ist, sondern daß es sich darum handelt, der polnischen Bevölkerung überwiegende deutsche Massen entgegenzustellen. Der Kauf von Domänen, die Auslegung von Restgütern und größeren Bauernstellen ist von diesem Gesichtspunkt aus nur dann richtig, wenn dafür Sorge getragen wird, daß die Arbeiterbevölkerung auf diesen Besitzungen deutsch und nicht polnisch ist. So sehr es zu begünstigen ist, möglichst zahlreiche Handwerker und kleine Stellen von 1 bis 10 ha zu schaffen, deren Besitzer zum Teil anderswo Arbeit nehmen oder ihre Wirtschaft ohne fremde Arbeitskräfte selbst betreiben, so ergibt sich doch hier bald eine Grenze, die durch die für die kleineren Stellenbesitzer zu schaffende Arbeitsgelegenheit und durch politische und kommunale Rücksichten gezogen ist. Der große und Mittelbesitz ist vom Standpunkt der Germanisierung nur dann bedenklich, wenn er mit polnischen Arbeitern bevölkert ist. In der Denkschrift von 1904/05 wird angeführt, daß sich auf 225 Ansiedlungen außer 311 deutschen Arbeiterfamilien und 1144 deutschen Knechten und Mägden im ganzen 2500 Seelen, noch 686 polnische Familien und 1026 polnische Mägde und Knechte, im ganzen 4262 Seelen befinden. Die Verteilung der Polen auf die einzelnen Ansiedlungen läßt sich nicht ersehen.

Es ist aber bekannt, daß in einigen Gemeinden, wie z. B. in Lulkau bei Thorn infolge der Einstellung polnischer Arbeiterfamilien in der Schule die Zahl der polnischen Kinder der Zahl der deutschen gleichkommt.

Im Durchschnitt der Jahre 1886 bis 1904 sind Stellen begeben worden vom Hundert:

0—5 ha	5—10 ha	10—15 ha	15—20 ha	20—25 ha	25—50 ha	über 50 ha
12,2	19	26	22,2	10,5	8,6	1,5,
durchschnittlicher Bedarf an Arbeiterfamilien:				13,2	27,3	10.

Während für die vier ersten Stellenkategorien dauernd auf fremde Arbeitskräfte vielleicht nicht oder nur zu einem geringen Teile gerechnet zu werden braucht, tritt für die übrigen nach Abzug von jedesmal 10 ha, die auf Selbstarbeit entfallen, ein allmählicher Bedarf von mindestens einer Arbeiterfamilie für je weitere 10 ha ein. Es sind daher auf die Dauer der Zeit für je 100 Ansiedlerstellen rund 50 fremde Arbeiterfamilien erforderlich. Das bedeutet bei 8862 Ansiedlerstellen, die bis zum Berichtsjahr 1904/05 vergeben sind, ein Erfordernis von 4431 Arbeiterfamilien.

Die vorstehende Berechnung kann nur eine ungefähre sein, aber sie läßt so viel ersehen, daß mit der Entwicklung der Ansiedlungen, solange von 100 Stellen 68,8 mehr als 10 ha groß sind und infolgedessen teils vorübergehende, teils dauernde fremde Arbeitskräfte benötigen, die Frage vom nationalen Gesichtspunkt aus erheblich an Bedeutung gewinnt, ob polnische oder deutsche Arbeiter zur Verwendung kommen. Seitens der Ansiedlungskommission ist das vollauf anerkannt, da sie einmal die Zahl der kleinen Stellen bis zu 10 ha allmählich vermehrt — was übrigens auch der Nachfrage entspricht und ausgedehnt werden kann — und zweitens möglichst deutsche Arbeiter heranzuziehen sucht. Auch auf den Domänen soll das der Fall sein.

Hier dürfte ein Hebel anzusetzen sein, um diese Bestrebungen durchgreifend zu unterstützen; denn ohne eine solche Unterstützung fehlt die Sicherheit, den Bedarf zu decken, da ein Anreiz, nach Posen oder Westpreußen zu ziehen, für den deutschen Arbeiter nicht besteht. Ohne ein Benefizialsystem wird ein solcher nicht zu schaffen sein.

Zur Übernahme einer selbständigen Arbeiterrentenstelle gehört heute ein Vermögen von ca. 500 Mk. Es bedarf einer Bestimmung, nach der jedem deutschen Arbeiter, der 5 Jahre hindurch auf einer Domäne oder einer deutschen Ansiedlung Arbeit geleistet hat, 500 Mk. bei Übernahme einer Rentenstelle anzurechnen sind. Alsdann ließe sich über kurz oder lang eine genügende Einwanderung und vollkommene Besiedlung der

Ansiedlungsgemeinden erwarten. Die finanzielle Bedeutung einer solchen Bestimmung ist nicht groß. Man erwäge, daß 10000 Arbeiterfamilien dem Staate 5 Millionen kosten würden, während nach der oben aufgestellten Rechnung 10000 Ansiedler einen Zuschuß von 87,4 Millionen erforderten.

Vom Standpunkt der Population besteht aber ein wesentlicher Unterschied zwischen der Ansiedlung eines Arbeiters und eines Bauern nicht.

Die Anzahl derartiger Rentenstellen den Verhältnissen entsprechend zu beschränken, ist Sache der Ausführung. Hier soll nur das Prinzip betont werden, dem einwandernden Arbeiter Aussicht auf Aufstieg zu eröffnen. Tritt in Verbindung damit eine vermehrte Auslegung von selbständigen Stellen bis zu 10 ha, so ist nach Möglichkeit ein Nachwuchs sicher gestellt, aus dem sich später Lehrer, Handwerker, kleinere Beamte, Streckenarbeiter usw. rekrutieren.

* * *

Von gleich hoher Bedeutung ist für die Population die Erhaltung der Deutschen in ihren heutigen Besitzverhältnissen. Sie ist ungleich schwieriger als die Ansiedlung von Arbeitern, aber desto mehr fordert sie vom nationalen Gesichtspunkt aus weitgehende Berücksichtigung. Der alte Grundsatz in der Landwirtschaft, morsche Gebäude zu stützen, um den teuren Neubau zu vermeiden, gilt auch hier.

In seiner eindrucksvollen Rede vom 9. August dieses Jahres mahnte der Kaiser die Beteiligten mit folgenden Worten: „Wer als Deutscher ohne Grund seinen Besitz im Osten veräußert, der versündigt sich an seinem Vaterlande. Welch Standes und welch Alters er auch sei, er muß hier aushalten. Hier im Osten zu wirken, ist eine Verpflichtung gegen das Vaterland, und wie der Posten nicht von seiner Wache darf, so dürfen Deutsche nicht aus dem Osten weichen."

Jedoch das Angebotsfieber hat nunmehr alle Besitzklassen in den Ostmarken ergriffen. Auch die Zahl der verkaufslustigen Bauern ist von 380 (1903) auf 505 (1904) gestiegen. Der Affektionspreis von Grund und Boden, der durch die Konkurrenz zwischen Staat und Polentum entstanden ist, wirkt auch auf den Bemittelten wie eine Lockung in das gelobte Land. Auch er hält sich teilweise für berechtigt, dem Staat die Drohung hinzuwerfen: „kaufst du nicht, so gebe ich meinen Besitz an den Polen, der mir so und so viel geboten".

Das ist eine vollständige Verkennung der Aufgabe des Staates. Er soll nach dem Gesetz von 1886 nicht deutsches, sondern polnisches

Besitztum erwerben. Er hat vor allen Dingen keinen Anlaß, die hohen Erwerbspreise zu zahlen, die landhungrige polnische Banken aus Vernichtungsfurcht und Selbsterhaltungstrieb zahlen, gleichviel was aus ihren Abkäufern wird.

Es ist aber auch eine völlige Verkennung der nationalen Pflichten. Greift der Staat mit einer großen Aktion in die Verhältnisse des Ostens ein, so geschieht das in erster Linie im Selbstinteresse, sodann aber doch auch unmittelbar im Interesse der Einwohner; sie und ihre Kinder sind es, denen die aufgewendeten Kosten und Mühen unmittelbar zugute kommen sollen und werden. Die vorhin angeführte Rede des Kaisers trifft einen wunden Punkt, der bei den Stützen der Ansiedlungsgesetzgebung mehr als schmerzlich empfunden wird, und es muß jetzt ihre Sache sein, dem Mangel des nationalen Empfindens nachzuhelfen und dem unberechtigten Drängen, die heimatliche Scholle zu verlassen, Einhalt zu gebieten; denn es liegen keine Anzeichen von einer Wirkung des Kaiserwortes vor. Möglich ist es ja, daß einzelne Bevölkerungsklassen, namentlich solche, die gesellschaftliche Folgen fürchten, sich ermannen, aber im großen und ganzen wird, dem Geiste der Zeit folgend, das reale Interesse über das ideale Pflichtgefühl den Sieg behalten.

Freilich gibt es Umstände und Familienrücksichten, drohender wirtschaftlicher Ruin und dergleichen, die den Verkäufer, selbst den Verkäufer an einen Polen, entlasten, wie den Verhungernden, der sich unberechtigt Nahrung nimmt, nur das Strafgesetzbuch, aber nicht die öffentliche Meinung verurteilt. Jedoch treffen diese Entschuldigungsgründe bei weitem nicht in allen Fällen zu, in denen deutscher Besitz durch Verkauf an einen Polen überging.

Der Staat hat also mit einer gewissen Vernachlässigung zu rechnen, und muß dieser im eigenen Interesse entgegentreten. Als Mittel bietet sich hierzu der Artikel 119.1 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch, welcher lautet:

„Unberührt bleiben die landesgesetzlichen Bestimmungen, welche
1. die Veräußerung eines Grundstückes beschränken."

Analog der Bestimmung des § 13b des Ansiedlungsgesetzes von 1904 bedarf es einer Vorschrift bei jeder Veräußerung von Landgütern, daß eine solche nur zu beurkunden ist, wenn eine Bescheinigung des Regierungspräsidenten vorliegt, daß sie mit den Zielen des Gesetzes vom 26. April 1886 nicht im Widerspruch steht.

Die Tragweite einer solchen Vorschrift wäre von weitgehender wirtschaftlicher Bedeutung. Es soll anerkannt werden, daß das Recht zu

einer derartigen Eigentumsbeschränkung nach der herrschenden Auffassung über das Verhältnis des Einzelwohls zum Allgemeinwohl nur aus einem nationalen Bewußtsein und Verantwortlichkeitsgefühl hergeleitet werden kann. Wenn aber die Nation es wie eine ihr selbst angetane Schmach empfindet, daß ein Teil der in den Ostmarken eingesessenen Deutschen trotz der enormen Aufwendungen des Staates für nationale Stärkung und Kräftigung ihren Zwecken direkt entgegenarbeitet oder damit droht, so darf sie auch nicht vor durchgreifenden Mitteln zurückschrecken, die nicht sie, sondern andere heraufbeschworen haben.

Wird dem Gesetz die Vorschrift zugefügt, daß die Bescheinigung des Regierungspräsidenten zu erteilen ist, wenn Existenz oder Familienrücksichten eine Veräußerung unumgänglich machen, so werden berechtigte Interessen gewahrt.

Es ist klar, daß mit Einführung der vorgeschlagenen Maßregel jede Tätigkeit der polnischen Landbanken und Ankaufsgesellschaften beendet ist. Als Bewerber für ländliche Grundstücke bleiben nur der Staat und der Deutsche oder der deutsch gesinnte Pole übrig. Unter einer so beschränkten Konkurrenz sinkt natürlich der Grund und Boden in seinem Preise auf den allgemeinen Wert herab. Der künstliche Spezialwert hört auf, und es treten die normalen Verhältnisse ein, wie sie in den übrigen Provinzen herrschend sind.

Die Eigenart der Ostmarken und die nationalen Ziele, die der Staat verfolgt, machen es aber erforderlich, daß, wenn er mit der einen Hand nimmt, er mit der andern gibt.

Wie schon oben ausgeführt, ist die Erhaltung des deutschen Eigentums in den besitzenden Händen fast von noch größerer Bedeutung als der Neuerwerb aus polnischer Hand. Das wichtigste Mittel dazu ist die Eröffnung eines Staatskredites in Form von letztstelligen Hypotheken im Bedarfsfall, das heißt in solchen Fällen, in denen nach sachverständiger Taxe anzunehmen ist, daß der Besitzer eines Grundstückes sich nur mit einem staatlichen Leihkapital gegen 3½ % Zinsen einschließlich ½ % Amortisation halten und der betreffenden Provinz erhalten werden kann. In ca. 52 Jahren ist die Hypothek amortisiert. Der Staat sichert sich außerdem durch eine Fälligkeitsklausel der ganzen Resthypothek im Verkaufsfall und durch ein in das Grundbuch einzutragendes Vorkaufsrecht. Wird die Maßregel nur auf die heutigen Grundbesitzer in den Ostmarken und unter ihnen nur auf diejenigen ausgedehnt, deren Existenz Hilfe erfordert und Hilfe lohnt, so ist die Zubuße des Staates voraussichtlich eine geringe und steht jedenfalls nicht in annäherndem Verhältnis zu den

Opfern, die er den Übernehmern von Rentenstellen bringt. Von aktueller Bedeutung ist ein solches Vorgehen namentlich für den Bauernstand, der beinahe noch mehr als die Großgrundbesitzer auf Verkauf zu drängen scheint. Ob dies aber aus Gründen wirtschaftlicher Schwäche oder infolge der hohen Verkaufswerte der Wirtschaften geschieht, ist nicht bekannt.

Zu erörtern bleiben schließlich Vorschläge, welche darauf hinauslaufen, die staatlichen Kosten der Ansiedlung einzuschränken und die Durchführung der Germanisation damit überhaupt zu ermöglichen. Denn es erscheint als zweifellos, daß letzteres nicht der Fall sein kann, wenn der Staat bei jeder Ansiedlerfamilie durchschnittlich 8760 Mk. ohne Anrechnung der von privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten aus einzustellenden Kosten für die Ansiedlungskommission selbst zusetzt. Noch trüber wird der Ausblick, wenn man in Rücksicht zieht, daß der in den Jahren 1886 bis 1895 mit durchschnittlich 604 Mk. erstandene Hektar vor seiner endgültigen Begebung einen Kostenaufwand von 905 Mk. ohne Gebäude verursachte, und daraus seine Schlüsse für den Herstellungspreis der in den Jahren 1886 bis 1904 erworbenen Grundstücke zieht, für die sich der durchschnittliche Ankaufspreis schon auf 800 Mk. stellt, welcher für die Jahre 1900 bis 1904 gar auf rund 900 Mk. steigt. Wenn der für die obigen 68 Güter berechnete Herstellungspreis den Ankaufspreis um 300 Mk. übersteigt, so würde der Hektar für die Zukunft sich nicht unter 1100 bis 1200 Mk. berechnen lassen. Da aber eine entsprechende Schadloshaltung des Staates durch wesentliche Erhöhung der Rente bedenklich ist, wenn der Rentengutübernehmer lebensfähig sein soll, ergibt sich für den Staat ein noch höherer Verlust, als er für die obigen 68 Güter mit nahezu der Hälfte berechnet worden ist.

Würde man vom Hundert statt wie bisher 30 etwa 40 Stellen in Größen bis zu 10 ha als Rentengüter ausgeben, die übrigen 60 v. H. unter Gewährung zweitstelliger Hypotheken mit Amortisationszwang direkt verkaufen, teilweise eventuell vorerst mit Vorkaufsrecht verpachten, so müßten die bisherigen Verluste sich bezüglich der Rentenstellen auf 40 v. H. vermindern, während bei den restlichen 60 v. H. das Kapital durch Amortisation **unbedingt** wieder einkommt und nur ein geringfügiger Zinsverlust verbleibt.

Ein Beispiel möge das veranschaulichen:

Von 100 Stellen werden vergeben

20 Stellen mit durchschnittlich	3 ha	=	60 ha
20 „ „ „	7 „	=	140 „
60 „ „ „	20 „	=	1200 „
		Sa.	1400 ha

Der Hektar kostet dem Staat heute 900 Mk.

Also Summe der Kosten. . . . . 1260000 Mk.

Verlust nach den Ergebnissen bis heute: rund 630000 Mk.

Werden nun die vorstehenden kleineren 40 Stellen mit 200 ha nach wie vor als Rentengüter vergeben, die übrigen 60 Stellen mit 1200 ha verkauft, und nach Beleihung der Landschaft für die ersten 10 Jahre mit 3prozentigen Hypotheken einschließlich $^1/_2$ % Amortisation, für die fernere Zeit bis zur Tilgung der Schuld mit $3^1/_2$prozentigen Hypotheken einschließlich $^1/_2$ % Amortisation beliehen, so stellt sich die Rechnung folgendermaßen:

40 Stellen mit 200 ha à 900 Mk. = 180000 Mk.

Daran Verlust wie bisher $^1/_2$ . . = 90000 Mk.

60 Stellen à 20 ha zu 900 Mk. erhalten nach Beleihung durch die Landschaft mit der Hälfte = 450 Mk. eine amortisierbare Hypothek von 300 Mk. pro Hektar, die in den ersten 10 Jahren $2^1/_2$ %, in den Restjahren 3 % an Zinsen trägt.

1200×900	= 1080000 Mk.
Beleihungshälfte durch die Landschaft	= 540000 „
Beleihung durch amortisierbare Resthypotheken . .	= 360000 „
Verlust für 10 Jahre von 1 % . . .	= 36000 Mk.
Verlust für 55 Jahre von $^1/_2$ % . .	= 99000 „
	Sa. 135000 Mk.
Dazu Verlust aus den Rentenstellen	= 90000 Mk.
	Gesamtverlust: 225000 Mk.

Das ergibt dem bisherigen Verfahren gegenüber einen Vorteil für den Staat von 405000 Mk., das sind pro Hektar rund 250 Mk.

* * *

Immer wieder leuchtet hervor, daß der Hauptfaktor der Ansiedlungsmöglichkeit sowohl für den Staat, wie für den Rentengutsnehmer und den Käufer von Ansiedlungsstellen ein normaler Ankaufspreis des Grund und Bodens ist, und daß mit ihm das ganze Germanisationswerk steht und fällt. Es ist daher auch die Frage zu beleuchten, ob der Staat durch Selbstankauf und Einrichtung der Ansiedlungsgüter in eigener Regie dieses Ziel nicht falsch beeinflußt.

Daß er politisch mit seinem Unternehmen, welches eine Menge Interessenten unbefriedigt läßt, nicht gerade günstig wirkt, ist bekannt. Der Pole sieht in ihm nicht nur seinen gesetzgeberischen, sondern auch seinen dauernden wirtschaftlichen Feind. Man kann ihm das nicht übermäßig verargen; nachdem der Nationalitätenkampf sich bis zu dem herrschenden Stadium entwickelt hat, ist an eine Versöhnung nicht mehr zu denken.

Der Deutsche, sei es, daß er als Rentengutsnehmer auftritt oder als Verkäufer, betrachtet den Staat mehr und mehr als den Racker, der seine Aufgabe vollständig verkennt, wenn er nicht die pflichtschuldige Bereitwilligkeit zeigt, ihm aus seiner jeweiligen Notlage herauszuhelfen. Jede abschlägige Antwort fällt auf den fruchtbaren Boden vernichtender Kritik und Unfähigkeitserklärung, mit der nicht nur die Ansiedlungskommission, sondern auch die ganze Regierung zum Tode verurteilt wird.

Das sind Gewichte, die sich gelegentlich wie Blei an die Bewegungen des Staates und seiner Organe hängen. Ihnen schließen sich Momente wirtschaftlicher Natur an, die noch schwerer wiegen.

Die Behauptung, daß der Staat in geschäftlicher Hinsicht nicht mit dem freien Verkehr konkurrieren kann, findet auch hier seine Bestätigung. Der freie Verkehr kauft billiger ein, weil er an keine Rücksichten, als an die auf das eigene Interesse gebunden ist; er braucht weit kürzere Zeit zur Einrichtung der Ansiedlungsgüter und spart dadurch an Zinsen, weil hier nur im wesentlichen ein einzelner Unternehmer oder sein Beauftragter das ganze Geschäft in der Hand hat, während dort eine Mehrzahl von Unterorganen, sodann die Ansiedlungskommission und nicht zuletzt die Oberrechnungskammer in Betracht kommen. Die Entscheidungen fallen hier Schlag auf Schlag, während sie dort eine Menge Erörterungen in den Kommissionen und höheren Instanzen erfordern.

Es ist bekannt geworden, daß der Ansiedlungskommission von Unternehmern Güter angeboten worden sind, deren Ankauf sie abschlug, um sie später nach 1 oder 2 Jahren um 30- bis 50000 Mark höher selbst zu erwerben. Es ist bekannt, daß die Ansiedlungskommission bis zur definitiven Besiedlung sechs und mehr Jahre braucht, während im freien Verkehr nur drei Jahre gerechnet werden.

Fast auf allen Gebieten hat es sich gezeigt, daß in rein geschäftlicher Beziehung der freie Verkehr dem Staat überlegen ist. Das kann nicht anders sein und ist daher auch kein Vorwurf; aber die Lehre ist daraus zu entnehmen, daß der Staat nicht ein Unternehmen betreiben soll, weil er glaubt, daß er es besser macht, sondern nur dann, wenn andere außerhalb des Unternehmens selbst liegende Gründe ihn dazu veranlassen. Solche liegen aber hier nicht vor. Der Ankauf von Gütern zum Zweck der Parzellierung und die Einrichtung von Ansiedlerstellen erhalten für den Staat erst in dem Moment Bedeutung, wo diese Stellen in Rentengüter umgewandelt oder beliehen werden sollen. Scheinen sie ihm nicht dazu geeignet oder sind sie zu teuer, oder sind die öffentlich-rechtlichen Verhältnisse nicht genügend geordnet, nun so beleiht er eben

nicht, bis seinen Anforderungen genügt ist. Man kann es getrost dem Unternehmer überlassen, daß er sich sichert, ja noch besser, man kann ihm behilflich sein und auf Verlangen einen Staatskommissar zur Verfügung stellen, der ihn bei Erwerb und Einrichtung durch Angabe von Direktiven vor späteren unliebsamen Einwendungen schützt. Der Staat soll aber nur ausnahmsweise, wie etwa der Domänenfiskus, selbst in das eigentliche Landerwerbsgeschäft eintreten. Es ist bekanntlich nicht unmoralisch, ihn zu schröpfen und diese communis opinio trägt sicher nicht zur Verbilligung des Preises bei. Vermessen ist die Behauptung wohl nicht, daß in den Ostmarken nie der Grundstückspreis auf die heutige Höhe gelangt wäre, wenn der Staat sich nicht entschlossen hätte, als Konkurrent mit den polnischen Banken aufzutreten.

Der fremde Unternehmer wird dabei verdienen? Ja, das ist ein geradezu Entsetzen erregender Einwand. Gewiß muß er verdienen, wie jeder Geschäftsmann und jede Erwerbsgesellschaft. Auf der letzten Sitzung der Kolonialgesellschaft führte ein bekannter Afrikareisender, der kürzlich einmal wieder Ostafrika besucht hatte, aus, es sei ihm so vorgekommen, als habe die Verwaltung dort gegen jeden Unternehmer, der verdiene, ein gewisses Mißtrauen. Also der Einwand ist nicht nur ein kontinentaler; das ist aber auch der einzige Trost für die, die ihn erheben.

Aber es kommt doch im vorliegenden Fall nicht darauf an, ob der Zwischenhändler verdient, sondern ob er billiger kauft und einrichtet als der Staat. Daß dies der Fall ist, läßt sich auch absolut beweisen. Der größte Teil der durch die Generalkommission in Preußen gebildeten Rentengüter ist durch Einzelunternehmer und Gesellschaften geschaffen worden. Der Rentengutsnehmer zahlt seine $3\frac{1}{2}$ % und prosperiert doch. So führte der Direktor der Landbank, Hofkammerrat a. D. Paschke, in einem am 11. Dezember 1903 in Berlin gehaltenen Vortrage aus, daß von 630 Ansiedlerstellen, die die Landbank bis 1900 geschaffen hat, bei 615 Ansiedlern Zinsrückstände überhaupt nicht vorhanden seien, daß dagegen ohne vertragliche Verpflichtung durchschnittlich 450 Mk. auf die Stelle freiwillig abgetragen seien. Auch der Unternehmer muß dabei gewinnen, sonst würde er sich auf die Tätigkeit nicht einlassen und auch die gemeinnützige Gesellschaft gewinnt in Form von Rücklagen zum Reservefonds, die sie unbedingt zur Übernahme ihres Risikos nötig hat. Aber dieser Gewinn, den z. B. die Landbank auf zirka 7 % des Verkaufserlöses oder mit einer im voraus festgestellten Ansiedlungsgebühr berechnet, drückt bei billigem Einkauf den Rentengutspreis nicht übermäßig und steht durchaus nicht in einem besonders vorteilhaften Verhältnis zu dem Risiko, das dem

Unternehmer durch die Übernahme der Resthypotheken auch nach durchgeführter Besiedlung verbleibt.

Das Mißtrauen, daß der Unternehmer, namentlich wenn es sich um eine in breiter Öffentlichkeit arbeitende und in dem Gedeihen von ihrem geschäftlichen Ruf abhängige Gesellschaft handelt, in antinationaler Richtung wirken könne, ist völlig unbegründet.

Bezeichnend ist hierfür die Anführung in dem oben erwähnten Vortrage, daß die Landbank von 50000 ha, die sie in den Jahren 1895 bis 1902 in den Provinzen Westpreußen und Posen erwarb, nie Güter oder Ansiedlungsstellen anders als an Deutsche abgegeben hat.

Daß der Unternehmer auch weit besser in der Lage ist, den Zuzug von im Auslande lebenden Deutschen als Ansiedler zu vermitteln, liegt schon wegen der Komplikationen, die bei einer staatlichen Anwerbung zu befürchten sind und dem Vernehmen nach auch schon eingetreten sein sollen, auf der Hand.

Die vorstehenden Erörterungen führen nun zu folgendem Ergebnis:

1. Die Zunahme der polnischen Bevölkerung in den Ansiedlungsprovinzen ist durch vermehrte Begebung kleinerer Stellen und durch Einführung von deutschen Arbeitern mit Hilfe eines Benefizialsystems auszugleichen.

2. Es ist vor allen Dingen anzustreben, daß der Grundstückspreis wieder auf eine normale Höhe zurückgeht. Der Ankauf von Gütern zu Ansiedlungszwecken hat möglichst aus polnischer Hand zu erfolgen.

   Dem Übergang von Landgütern aus deutscher in polnische Hand ist durch Einführung einer Veräußerungsbeschränkung entgegenzutreten.

   Der wirtschaftlich schwache Deutsche ist möglichst zu erhalten und ihm zu diesem Zweck ein billiger Kredit in Form einer amortisierbaren Hypothek zu eröffnen.

3. Der Verlust von nahezu der Hälfte des Anlagekapitals bei Begebung von Rentengütern ist auf die Dauer unerträglich.

   Eine Beschränkung der Rentengüter auf Stellen bis zu 10 ha und ein Verkauf von Ansiedlungsgütern mit landschaftlicher und staatlicher billiger Beleihung — seitens des Staates in den ersten 10 Jahren mit 3%, in

den folgenden Jahren bis zur Amortisation mit 3½ % — wird die Zubußen des Staates erheblich vermindern.

Der Staat, wenn er selbst als Konkurrent auf dem Grundstücksmarkt auftritt, verteuert den Preis. Der Ankauf von Gütern und die Errichtung der Ansiedlungsstellen ist Unternehmern oder Gesellschaften zu überlassen, die vermöge ihrer geschäftlichen Überlegenheit imstande sind, billiger zu kaufen, schneller einzurichten und zu begeben.

Die Ansiedlungskommission beschränkt besser ihre Tätigkeit auf die Feststellung der Renten, bezw. die Beleihung der Güter.

Durch eine Verminderung des Personenstandes der Ansiedlungskommission läßt sich an den jährlichen Kosten für sie, die bereits die enorme Höhe von mehr als einer Million erreicht haben, erheblich sparen.

Winterwanderung.

Schnee deckt die Lande,
Schweigen umher! —
Weiß des Gefildes
Endloses Meer.

Ragende Bäume
Blätterlos, kahl;
Scharf weht der Ostwind,
Schneidend wie Stahl.

Schon sank der Sonne
Glutroter Ball,
Funkelnde Sterne
Allüberall.

Peitschengeknalle,
Sonntag ist's heut,
Näher und näher
Schlittengeläut'.

Mit einem Schlage
Wird mir's bewußt:
Wie mich's erinnert
An selige Lust!

Wonnige Stunden,
Dich in den Arm,
Herz sprach zum Herzen
So liebewarm.

Was ich gewonnen,
Halte ich fest,
Habe gegründet
Sicher mein Nest.

Heimchen am Herde
Traulich und leis,
Trotzend dem Winter,
Ostwind und Eis.

Still in der Erde
Schlummert der Keim —
Frühling im Herzen
Kehre ich heim.

H. v. F.

Aus J. Fr. Herbarts pädagogischem Gedankenschatz.

Zum Gedenktag seines Hervortretens.

Von

Wilhelm Münch.

Es fehlt nicht an Spott über das Bedürfnis des gegenwärtigen Geschlechts, keinen möglichen Gedenktag ungefeiert zu lassen. Ob diese Tage mehr sich aufdrängen oder mehr hervorgesucht werden, mag man fragen. Vielleicht ist beides gar nicht recht zu unterscheiden: eingerissene Sitte läßt das Bedürfnis lebendig und die Aufmerksamkeit wach bleiben. Tatsächlich finden sich, wenn wir nach Marksteinen auf dem Gebiet unserer Kulturentwicklung zurückblicken, jetzt um hundert Jahre zurückblicken, just in der damaligen Zeit zahlreiche Ausgangspunkte für die Kulturwerte, deren wir uns nun freuen. Die berechtigteste Art des Zurückgedenkens aber gilt doch nicht sowohl den Geburts- und Todestagen, als den Augenblicken des Hervorgehens großer Leistungen, folgenreicher geschichtlicher Wendungen, der Entstehung einflußreicher Werke, der Verkündigung neuer Gedanken.

Gedanken über Erziehung können sehr richtig und selbst sehr wertvoll sein, ohne der Mit- und Nachwelt ein allgemeineres Interesse abzugewinnen. Das Gebiet ist jedem zugänglich und lädt gar zu leicht zu Meinungsäußerungen ein. Die Literatur ist von ungeheurer Breite und die Probleme entbehren naturgemäß der Neuheit. Dem weiten Kreise der Gebildeten sind nicht viele Namen pädagogischer Denker bekannt. Vielleicht sind es nur Rousseau und Pestalozzi, die in jedermanns Ohr klingen. Beide haben, wenn auch auf ganz verschiedene Weise, durch ihr Hervortreten großes Aufsehen erregt, und ihre Namen sind auch da nicht verklungen, wo von ihrem Denken und Bemühen nur eine sehr unbestimmte Vorstellung vorhanden ist. Aber aus der Volkstümlichkeit auch dieser wenigen Namen geht immerhin hervor, daß bedeutungsvolle und eigenartige pädagogische Ideen Anspruch zu geben vermögen auf eine Stelle unter den wichtigsten Förderern menschlicher Kulturentwicklung. Und dieser Anspruch wird ja auch von keinem Nachdenkenden verkannt werden.

Vielleicht kann man gegenwärtig noch einen Namen wie Comenius als ziemlich weithin bekannt voraussetzen, vielleicht den von Locke, von Montaigne, vielleicht auch den unseres Herbart. Das wäre doch ein Deutscher neben all den Fremden oder Halbfremden. Natürlich ist die Reihe der großen pädagogischen Vordenker und namentlich unserer Landsleute unter ihnen für den Sachkundigen viel größer.

Aber so sehr Herbarts Name allen Fachleuten gegenwärtig im Munde liegt, auch ihnen ist er oft nicht nach allen Seiten seines Wesens bekannt oder steht doch nicht in diesem Sinne lebendig vor ihren Augen. Dabei brauchen wir nicht einmal an den Philosophen im engeren Sinne, den Schöpfer eines eigenartigen Systems, zu denken: es handelt sich einfach um die Vielseitigkeit seines pädagogischen Ingeniums. Herbart kann gewiß am wenigsten zu denen gerechnet werden, in deren Brust zwei Seelen wohnen. Er hat nach Einheit und Zusammenhang in all seinem Denken gestrebt von früh auf und seinem Denken alles zu unterwerfen getrachtet. Er selbst bezeichnet sich als „Begriffsmensch". Gerne äußert er sich mißbilligend und spottend über ein Wesen, woran wir die „Gefühlsmenschen" erkennen würden. Aber er ist doch ein Mensch von allseitiger Bildung und dazu, namentlich in seinen jüngeren Jahren, von hohem Schwung des Wesens, auch, wenn schon Begriffsmensch, keineswegs bloß Büchermensch. Er hat frühzeitig viel Menschliches beobachtet und verglichen, eine bedeutende Spannweite des Blickes errungen, und er gehört eben doch der besten Periode deutschen Geisteslebens an und wird, bei aller sonstigen Verschiedenheit des Wesens, von einem so vollen Begriff der Bildung geleitet wie die edelsten unserer klassischen Dichter. Dabei hat er, übrigens auch darin schon die Höhe seiner persönlichen Bildung verratend, eine Sprache ganz für sich, eigentümlich gedrängt und von verhaltener Kraft, ruhig zugleich und schwungvoll, auch das rein Verstandesmäßige nicht eigentlich nüchtern behandelnd, und andrerseits immer unbedingt fern vom bloßen Pathos, in der Verwendung der Ausdrücke vielfach etwas eigensinnig (nicht im üblen Sinne), überhaupt nichts weniger als leicht durchsichtig, aber auch da, wo er verworren erscheint, für den ruhig eindringenden Blick immer Wohlbedachtes bietend. Das alles gilt allerdings ganz wesentlich für sein großes Jugendwerk, in dem aber nicht bloß alle seine fruchtbaren pädagogischen Gedanken schon enthalten sind, sondern das an Macht des Ausdrucks seine späteren Schriften weit überragt. In ihm haben wir Herbart in seiner besten Bedeutung und Eigenart. Die „Allgemeine Pädagogik" (mit dem Zusatz „aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet") ist 1805 geschrieben und gegen das Neu-

jahr 1806 im Druck erschienen. Über einen Zeitraum von hundert Jahren blicken wir nun auf dieses Erscheinen zurück.

Übrigens war keine Zeit gerade auch an bedeutungsvollen Schriften zur Erziehungswissenschaft so reich wie das Jahrzehnt zwischen 1800 und 1810. Von Pestalozzi wußte und sprach, wenige Jahre nach seinem Hervortreten als pädagogischer Schriftsteller und Neuerer, in der ganzen Welt jeder Gebildete. Herbart, ein Jüngling gegenüber dem alternden Manne, empfing persönlich von ihm schätzbare Anregung. Aber er entwickelte sich dann in ganz anderer Richtung. Und heute gerade, in den letzten Jahren, sind diese beiden Namen mehrfach einander in dem Sinne gegenübergestellt worden, daß man ausdrücklich den einen lieben und den andern hassen, dem einen anhangen und den andern verachten müsse. Herbart oder Pestalozzi? ist als Ruf erhoben worden, mit dem Bestreben, den ersteren abzutun, um den letzteren neu auf den Schild zu heben. In Wahrheit ist von beiden überaus Wertvolles zu entnehmen, ohne daß der eine oder der andere schlechthin das Wahre und Rechte gegeben hätte. Aber es ist wahr, Pestalozzi gräbt eigentlich noch tiefer, und einige seiner Hauptgedanken müssen für die Gegenwart ausdrücklich wieder fruchtbar gemacht werden. Im ganzen ist es fast seltsam zu sehen, wie ungleich die beiden Männer einander gegenüber stehen.

Norddeutscher der eine, nach Abstammung, Wesen und körperlicher Erscheinung, mit ruhig blickendem, aber der stillen Tiefe nicht entbehrendem blauem Auge, auch bei lebhafteren Bewegungen fest und sicher, und der andere — sofern er als Deutscher gerechnet werden darf, trotz des italienischen Namens und der politischen Jenseitigkeit — dem deutschsprechenden Süden angehörig, leidenschaftlich in seinem Fühlen und Wollen, hastig und praktisch unsicher in allem Tun, das dunkle Auge Lichtblitze versendend und mit geheimnisvollem Glanz sich den Menschen zuwendend. Jener ein vornehmer Mann und bei seinen Erziehungsidealen an die wenigen denkend, von denen die vielen abhängen sollen, der höchsten Bildung den Zögling entgegenführend, dieser von der Liebe zum Volke getrieben, an den Kleinen und Armen am liebsten arbeitend, für alle ohne Unterschied befreiende Kräftebildung anstrebend. Jener auch in der äußeren Darstellung seiner Person sorgfältig, aristokratisch, dieser in höchster Gleichgültigkeit sich äußerlich vernachlässigend. Jener ein Begriffsmensch, dieser ein rechter Herzensmensch; jener ein eindringend klarer Denker, dieser immer ein Stück Träumer oder auch ein begeisterter Seher. Jener frühzeitig zu seiner Reife gelangt, dieser sein langes Leben hindurch ein Suchender. Jener planvoll von früh auf gebildet und sich

bildend, Philosoph von Beruf, akademischer Lehrer von tadellosem Vortrag, dieser wesentlich Autodidakt, dem Bücherstudium sich ganz entfremdend, klaren Ausdruck für sein Fühlen und Denken oft vergeblich suchend, oft übersprudelnd und in Worten schwelgend, oft verstummend oder sich verwirrend. Jener tatsächlich der Urheber oder Anreger streng methodischer Didaktik, dieser — obwohl eine unbedingte Methode mit gleichem Vertrauen suchend — doch wesentlich Träger eines neuen, echten pädagogischen Geistes. Jener nur sehr allmählich zur Anerkennung gelangend und zur Wirkung, dieser sofort in allen Landen gefeiert, gewissermaßen zum Heiligen eines ganzen Standes erhoben. Des ersteren Gedankensystem später durch übereifrige Jünger mehr verengert als entwickelt, der letztere bei Lebzeiten von vielen hingebungsvoll unterstützt und freilich mitunter auch gehemmt und durchkreuzt, aber seine Gedanken bald doch auch freier und praktischer ausgestaltet und zur Wirkung gebracht.

Dieses Auseinandertreten der beiden Naturen zu beobachten, ist wohl nicht bloßes Spiel: man fühlt deutlicher, wie jeder seinen eigenartigen Wert besitzt, und ahnt bestimmter, wie sie einander ergänzen können. Ergänzen in ihrer Wirkung, in dem was heute der pädagogisch Suchende und Versuchende nützen kann. Es ist indessen das Schicksal bedeutender und origineller Geister, daß nach einer gewissen Zeit zwar alle Welt ihre Namen kennt und von ihrer Bedeutung eine Vorstellung hat, daß aber der eigentümliche Wert ihrer Leistung auf eine bestimmte Formel gebracht ist, daß die Nachwelt eigentlich doch nur gewisse Bruchteile ihres Werkes und Wesens im Bewußtsein behält, daß man auf bequem mittelbarem Wege so vollgenügend über sie unterrichtet zu sein glaubt, um nichts mehr auf unmittelbarem suchen zu müssen. Das ist denn auch so bei Pestalozzi und Herbart, wiederum auf verschiedene Weise bei jenem und diesem. Von Pestalozzi weiß man, was die treibende Kraft war und was die allgemeine Tendenz seines pädagogischen Strebens. Von Herbart kennen die Fachleute — das System! Dabei ist es Gewohnheit, gar nicht recht zu unterscheiden zwischen den Gedanken Herbarts selbst und denen seiner Anhänger, namentlich des bekanntesten, Ziller, obwohl bei genauer Prüfung der Geist dieses Jüngers eigentlich von dem des Meisters ziemlich weit absteht. Aber sei das Verhältnis zwischen den beiden wie es wolle, das was sich bei Herbart tatsächlich an streng Begrifflichem, geradlinig Gerichtetem, doktrinär Starrem findet, hat viele, die seine Bekanntschaft suchten, ihm abwendig gemacht, und man würdigt darüber nicht das, was bei Herbart, und insbesondere in seiner vorgenannten Hauptschrift, in anderm Sinne Wertvolles zu finden

ist. Der feinsinnige, hochstrebende Mensch, der in aller Stille warm Empfindende, der verständnisvolle Freund der zu bildenden Jugend, der umsichtige Beurteiler der Welt und der Menschen, und endlich auch der Meister in eigenartig edler Sprache scheint den meisten fremd zu bleiben; man hört davon selten etwas rühmen. Und doch wäre, wenn jener eine Herbart, der Systematiker, nicht dagewesen oder nicht noch da wäre, dieser andere sicher wert, gekannt und gerühmt zu werden. Diesen andern in einem gewissen Zusammenhang zu zeigen, sei der Zweck der folgenden Seiten, wobei es denn erlaubt sein muß, unter Auflösung des sorgsam strengen Gedankengewebes der „Allgemeinen Pädagogik" auf andere, freie Weise, durch Aufreihung und Verknüpfung zahlreicher einzelner, aus ihren Stellen herausgehobener Urteile neuen Zusammenhang herzustellen.

Nur ein kurzes Wort vorher über das, was als eigentlicher Begriffsschatz des Herbartschen Systems unter den Fachleuten im Umlauf ist. Dazu gehört zunächst die Gegenüberstellung der sogenannten bloßen Regierung der Kinder und der eigentlichen Erziehung, und innerhalb der letzteren die Unterscheidung von Unterricht und Zucht, wobei unter Zucht wesentlich die Einwirkung auf die Bildung von Wille und Charakter gemeint ist. Ferner die Bezeichnung des letzten Erziehungsziels als Charakterstärke der Sittlichkeit, während dem Unterricht als solchem Erweckung vielseitigen Interesses als das eigentliche Ziel vorgesetzt wird. Weiterhin die Unterscheidung der verschiedenen möglichen und wünschenswerten Arten des Interesses (als empirisches, spekulatives usw.). Dann die Zerlegung des Unterrichts- oder Lernprozesses in die Stadien von Vertiefung (= Hingabe an das Objekt) und Besinnung (= subjektiver Verarbeitung desselben), und weitere Zerlegung dieser beiden Stadien oder Stufen im Zusammenhang mit den Prinzipien der Herbartschen Psychologie, während seiner Ethik noch die Aufstellung bestimmter praktischer ethischer Ideen entnommen wird, die als Freiheit, Güte, Rechtlichkeit (oder auch in vollständigerer Aufführung) das Innere des Erzogenen beherrschen sollen.

Wenden wir uns indes unserm Plane der Aufreihung schätzbarer Einzelgedanken in Unabhängigkeit von all jenem Systematischen zu. Zunächst hat über die Größe der Aufgabe — nicht der Aufstellung eines pädagogischen Systems, sondern des Werkes der Erziehung selbst Herbart mehr als ein treffendes und schönes Wort gesagt. Wohin ist es, daß die „gescheuchten Hoffnungen" der Menschen „sich endlich retten"? „In den Schoß der Jugend — welcher der Schoß der Zukunft ist." Es ist wertvoll, „die Idee der Erziehung in ihrer Schönheit, in ihrer Größe vor Augen zu haben". Ein wie „unermeßlich vielteiliges und doch in allen

seinen Teilen innigst verbundenes Geschäft" ist rechte Erziehung! „Kann man zu erziehen gedenken, ohne zu erschrecken vor der Masse der vielfachen Sorgen und Aufgaben, die da bevorstehen?" Es ist wahr, daß Herbart bei den Worten erziehen und Erzieher zunächst immer an die Tätigkeit eines zu diesem Zwecke von einer Familie berufenen Hauslehrers oder Hofmeisters denkt, aber es ist auch bezeichnend, daß er weder den ersteren noch den letzteren dieser sonst üblichen Namen anwendet, denn deren wahrer Beruf wäre damit nicht gekennzeichnet. Und um so gewisser dürfen wir, was er sagt und fordert, auf den weiteren Kreis der zum Erziehen Berufenen ausdehnen.

Weit entfernt ist denn ferner unser Schriftsteller, die Grundsätze und Zielbestimmungen gewisser allbekannter Autoritäten der wirklichen Größe und Schwierigkeit der Aufgabe entsprechend zu finden. Mit treffendem Spott weist er Rousseau ab, der „in Gedanken das ganze eigentümliche Leben des Erziehers aufopfert, den er zum beständigen Begleiter dem Knaben dahingibt". „Diese Erziehung ist zu teuer!" Und auf Rousseaus Wort „Leben ist das Métier, das ich lehren will" ruft er aus: „Aber ist denn das bloße Leben dem Menschen so schwer? Wir glaubten, die Menschenpflanze gleiche der Rose; wie die Königin der Blumen den Gärtner am wenigsten bemüht, so wachse auch der Mensch in jedem Klima, nähre sich von allerlei Nahrung, lerne am leichtesten sich mit allem behelfen und allem den Vorteil abgewinnen. Nur freilich, mitten unter kultivierten Menschen einen Naturmenschen zu erziehen, das muß dem Erzieher ebensoviel Mühe machen, als es nachher dem Erzogenen kosten möchte, unter so heterogener Gesellschaft fortzuleben." Nicht minder unbedingt wird der Standpunkt Lockes abgelehnt, der seinen Zögling vor allem anleiten wolle, „sich in die Gesellschaft zu schicken". „Für Väter, die ihre Söhne der Welt bestimmen, braucht man nach Locke kein Erziehungsbuch mehr zu schreiben." Es wäre auch „ganz vergeblich, eigentlichen Weltleuten den Willen ausreden zu wollen, daß ihre Söhne auch Weltleute werden sollen". „Gelingen kann übrigens die Welterziehung; denn mit den Weltleuten ist die Welt im Bunde." Alles trefflich ausgedrückt, wenn auch Locke eigentlich ungünstiger wegkommt, als er verdient. Auf Rousseau wie Locke aber wird an anderer Stelle wieder hingedeutet mit der Gegenüberstellung: „Die konventionelle Erziehung sucht die jetzigen Übel zu verlängern; Naturmenschen bilden, heißt die Reihe aller überstandenen Übel von vorn an wiederholen." Und bestimmter noch weiterhin wird über das trügerische Evangelium der Natur geurteilt in den Worten: „Den Menschen der Natur überlassen oder gar derselben zuführen und anbilden zu wollen,

ist töricht; denn was ist die Natur des Menschen?" „Die menschliche Anlage, welche auf die verschiedensten Zustände berechnet scheint, schwebt in solcher Allgemeinheit, daß die nähere Bestimmung, die Ausarbeitung, durchaus der Gattung überlassen bleibt."

Daß Herbart das pädagogische Denken auf eine möglichst bestimmt wissenschaftliche Bahn gebracht zu sehen wünscht, um es über alles Zufällige und Subjektive zu erheben, ist das für ihn in erster Linie Charakteristische. „Wissenschaft und Denkkraft" sind es denn auch, die er von dem berufsmäßigen Erzieher fordert. „Mag Wissenschaft andern eine Brille sein: mir ist sie ein Auge, und zwar das beste Auge, was Menschen haben, um ihre Angelegenheiten zu betrachten." Nur strenges Denken kann zu Ergebnissen führen, die sich mit Unbedingtheit auferlegen. „Nur wenn die Denkenden eins sind, kann das Vernünftige, nur wenn die Besseren eins sind, das Bessere siegen." Ganz geringschätzig behandelt er demgemäß das so gewöhnliche Sichberufen auf gemachte „Erfahrungen". „Wollten wir nur bedenken, daß jeder nur erfährt, was er versucht! Ein neunzigjähriger Dorfschulmeister hat die Erfahrung seines neunzigjährigen Schlendrians; er hat das Gefühl seiner langen Mühe; aber hat er auch die Kritik seiner Leistungen und seiner Methode?" Wer will aus seiner Erfahrung bestimmen können, „was alles durch Erziehung möglich sei?" Und dann weist Herbart auf die anerkannten Erfahrungswissenschaften (Physik, Chemie) hin, um erkennen zu lassen, „was alles dazu gehört, um nur einen einzigen Lehrsatz im Felde der Empirie so weit festzustellen, wie es in diesem Felde möglich ist", zu erkennen, „daß man aus einer Erfahrung nichts lernt, und aus zerstreuten Beobachtungen ebensowenig", auch „daß man nicht eher von Erfahrung reden darf, bis der Versuch geendigt ist, bis man vor allem die Rückstände genau geprüft hat". Und: „der Rückstand der pädagogischen Experimente sind die Fehler des Zöglings im Mannesalter!" Für ein einziges solcher Experimente aber bedürfte es doch eines halben Menschenalters! Wer also darf sich „einen erfahrenen Erzieher" nennen? — Behalten wir gegenüber der Berechtigung des letzten Urteils einige Zweifel, so ist doch die nachdrückliche Abweisung schlecht begründeter Ansprüche auf Autorität verdienstlich.

Man ist leicht darüber einig, daß die Pädagogik sich auf der Psychologie aufbauen und von der Ethik sich das Ziel setzen lassen müsse. Aber man kann befürchten, daß jene Grundlage selbst sich nie so recht sicher oder doch nicht ausreichend darbieten wolle, und auch den ethischen Systemen kann die rechte Freiheit oder Fruchtbarkeit abgehen. Solche Befürchtung kann man gegenwärtig — und konnte man schon damals

hegen. Herbart ist es denn, der zuerst das Wort aussprach: „Es dürfte wohl besser sein, wenn die Pädagogik sich so genau als möglich auf ihre einheimischen Begriffe besinnen und ein selbständiges Denken mehr kultivieren möchte, wodurch sie zum Mittelpunkt eines Forschungskreises würde und nicht mehr Gefahr liefe, als entfernte, eroberte Provinz von einem Fremden aus regiert zu werden. Nur wenn sich jede Wissenschaft auf ihre Weise zu orientieren sucht, und zwar mit gleicher Kraft wie ihre Nachbarinnen, kann ein wohltätiger Verkehr unter allen entstehen. Der Philosophie selbst muß es lieb sein, wenn ihr die andern denkend entgegen kommen." Herbart selbst hat freilich doch sein System der Psychologie im Hintergrunde, und es deutet sich z. B. an in Stellen wie die: „Aus Gedanken werden Empfindungen, und daraus Grundsätze und Handlungsweisen" — wie denn auch die ihm eigentümlichen ethischen Begriffe weiterhin in seine pädagogische Lehre naturgemäß hineinspielen. Wie manche neue Begriffe oder doch Bezeichnungen man Herbarts selbständiger Beobachtung des seelischen Lebens verdankt, ist nicht jedermann bewußt: das „Gedächtnis des Willens", die „Motivität" seien hier genannt. Aber seine Lehre als solche soll ja eben hier nicht behandelt werden. Und so sei nur noch der Stelle gedacht, wo er ausdrücklich gegen den Zentralbegriff von Kants Ethik Stellung nimmt: „Es war ein Mißgriff, die Sittenlehre wissenschaftlich mit einem kategorischen Imperativ anzufangen." Als den schwereren Mißgriff freilich bezeichnet er es dann, praktisch „die Menschheit vom kategorischen Imperativ entbinden zu wollen".

Wie wenig die Erziehung als ganze, als tatsächlich sich vollziehende, in dem Tun des einzelnen, berufsmäßigen Erziehers oder auch der Gruppe erziehender Personen beschlossen sei, fühlt Herbart sehr bestimmt. „Die ganze Macht dessen, was Menschen je empfanden, erfuhren und dachten, ist der wahre und rechte Erzieher" und derjenige, der dem Zögling „gebührt". „Die Menschheit selbst erzieht sich fortwährend durch den Gedankenkreis, den sie erzeugt." Und so sind denn auch, außer und vor dem wirklichen Unterricht, Erfahrung und Umgang als die natürlichen und wertvollen Quellen der Bildung zu betrachten und im Unterricht selbst zu nützen. „Wer möchte Erfahrung und Umgang bei der Erziehung entbehren? Es ist, als ob man des Tages entbehren und sich mit Kerzenlicht begnügen sollte! Fülle, Stärke, individuelle Bestimmtheit für alle unsere Vorstellungen . . . muß aus jenen Urquellen des geistigen Lebens geschöpft werden."

Was aber das zu erstrebende Bildungsideal betrifft, so hat unser Autor es nicht bloß an bestimmten Stellen seines Systems formelhaft bezeichnet; in warmen Tönen redet er davon bei mehr als einer Gelegen-

heit. Er spricht von „der Verbindung der Kultur mit der Innigkeit, zur echten Vielseitigkeit"; oder von dem Ziel des Unterrichts, daß davon „das Herz voll und groß werden" soll (auch „selbst da, wo keine schönen Familienverhältnisse usw. zu Hilfe kommen möchten"); und er rühmt von der „Gemütslage", welcher der gesamte erziehende Unterricht entgegenführen soll: „in ihr ist Lebenslust vereint mit der Hoheit der Seele, welche weiß vom Leben zu scheiden". Natürlich darf die zum öfteren erörterte Vielseitigkeit nicht der Charakterlosigkeit nahe bringen. „Der charaktervolle Mensch will nicht der Kanal sein für alle Empfindungen, die der Moment schickt, noch der Freund für alle, die sich an ihn hängen, noch der Baum, worauf die Früchte aller Launen wachsen." Und die Sittlichkeit hätte noch keinen Wert, ihre „Ausübung wäre nur Schwäche, wenn sie nur Nachgiebigkeit wäre gegen Ansprüche von außen". Während sie tatsächlich für viele nur „etwas Beschränkendes" ist, soll sie „ein Prinzip des Lebens selbst" sein. Die „Grundlage" aber „des Sittlichen im Menschen muß auf jeden Fall ein ruhig klares, festes und bestimmtes Urteilen ausmachen". Ein „ungestümer Eifer" oder eine „kränkliche Sehnsucht" nach dem Guten ist noch nicht „sittliche Wärme", macht auch nicht „tauglich zum zweck- und zeitgemäßen Handeln". Gerade „wir, in der Mitte einer kultivierten Staatenreihe mit dem Interesse für Menschheit und Gesellschaft, sind schon dadurch getrieben, eine Gedankeneinheit zu suchen", im Unterschied von den Menschen der einfacheren Kulturstufen, die vielleicht „in dunkler Natureinfalt glücklich und leidlich für sich hin leben". Es ist unseres Philosophen Überzeugung, daß „die große sittliche Energie der Effekt großer Szenen und ganzer, unzerstückter Gedankenmassen" sei. Leichter wird man ihm zustimmen bei dem Ausspruch: „Fehlt die innere Sicherheit, fehlt das geistige Interesse, fehlt wohl auch der Vorrat an Gedanken, so ist der Boden leer für die animalischen Begehrungen." Und unschwer wohl auch darin, daß es „im Reiche der Wissenschaften" nicht eine einzelne gebe, „welche für sich allein den ihr Hingegebenen zu tragen vermöchte im Strom des Lebens". Natürlich kann denn auch das Ideal des Virtuosen ebensowenig befriedigen wie das des (mit übler Nebenbedeutung so genannten) Gelehrten, die einseitige Hingabe (nach Herbart „Vertiefung") so wenig wie die Vielseitigkeit „bei schwacher Durchdringung". Was dem Erzieher als Ziel und Norm vor Augen steht, soll — nicht eine gewisse Anzahl einzelner Lebenszwecke sein, sondern „die Aktivität des heranwachsenden Menschen überhaupt, das Quantum seiner inneren Belebung und Regsamkeit". Und keineswegs soll es dabei abgesehen sein auf ein Bildungsergebnis, das

alle besonderen Züge verwischte: daß man schließlich an ihm „das reine Gepräge der Person, der Familie, der Geburt und der Nation unverwischt erblicke“, darin soll der Erzieher des Zöglings „für sich eine Ehre suchen“. Freilich, die Schranken der Nationen möchte unser Schriftsteller doch in einem gewissen Sinne aufgehoben wünschen; er denkt sich „einen europäischen Patriotismus, die Griechen und Römer als unsere Vorfahren“, und er ruft dazu aus: „Man sage nicht, wir Deutschen seien ohnedas zu sehr weltbürgerlich gestimmt; zu wenig patriotisch, das leider ist wahr!“ Aber Patriotismus und Weltbürgersinn auszusöhnen, dünkt ihm keine Schwierigkeit. Irgendwie wird man ja auch immer wieder nach Verbindung und Ausgleich streben. Übrigens denkt Herbart — es ward schon oben angedeutet — bei seiner Zielsetzung niemals an die Allgemeinheit der Zöglinge, an die Jugend im ganzen, an die große Menge. „Wie sehr man sich sträube, die Welt hängt von wenigen ab; wenige richtig Gebildete können sie richtig lenken.“

Von seinem hohen Standpunkt aus blickt unser pädagogischer Denker mit begreiflichem Unmut auf die Verfehlungen, die in der gewöhnlichen Erziehung üblich sind, und seiner Kritik unterliegt insbesondere auch die in der damaligen Zeit liegende Neigung, durch reichliche unmittelbare Wirkung auf das Gefühl, durch „Rührung“ veredelnd auf den Willen einzuwirken, eine Richtung, der Herbart nach seiner ganzen Persönlichkeit durchaus abhold sein mußte. Aber auch die ängstliche Sorge um möglichste Behütung der Jugend vor innerer wie äußerer Gefahr widerstrebt dem auf das Große und Volle gerichteten Sinn des Mannes. Daß er gegen die Äußerlichkeit spezifisch weltlicher Erziehung spottende Worte richtet, ist um so natürlicher. Nicht minder unterliegt indes eine ungesunde Art des Idealismus gelegentlich seiner Kritik. So finden sich denn, verteilt über die verschiedenen Kapitel seines Buches, Äußerungen wie die folgenden:

Gewisse Erzieher und Erzieherinnen „bemächtigen sich der Empfindungen des Zöglings; an diesem Bande halten sie ihn und erschüttern unaufhörlich das jugendliche Gemüt dergestalt, daß es seiner selbst nicht inne wird. Wie kann sich nun ein Charakter bilden?“ Es läßt sich „schwerlich viel von dem Hin- und Herrütteln der Empfindungen erwarten, wodurch besonders Mütter so manchmal die Erziehung zu besorgen glauben“. „Eine besondere Wirksamkeit kann aus vereinzelten Exaltationen, denen ein sicheres Zurücksinken folgt, nimmermehr erwartet werden.“ Unter der Einwirkung der gewöhnlichen Erzieher und Erziehungsgrundsätze „wächst ein Knabe heran, der sich versucht hat in allem, was nicht gefährlich ist“. „So äußerst notwendig es ist, daß die Jugend nie gemein

werde mit dem Schlechten, so braucht doch die Schonung des sittlichen Gefühls nicht so weit zu gehen, daß die Menschen, wie sie sind, den Jüngling noch befremden könnten ..... Die Menschheit früh in ihren mannigfaltigen Gestalten erkannt zu haben, schafft eine frühere Übung des sittlichen Blicks." „Es wäre wohl Grund, den (innerlichen) Kampf hinwegzuwünschen; aber einer Aftermoral, welche lehrt, daß man nicht kämpfen solle, ist es nicht gegeben, den Kampf auszurotten." „Die geistige Tätigkeit ist auch gesund, sowohl wie die Tätigkeit der Gliedmaßen und der inneren Organe! Es werde alles zusammen in Bewegung gesetzt, so daß es leiste, was es könne — ohne irgend eine Kraft zu erschöpfen. Nur was ohne Interesse lange fortgetrieben wird, das verzehrt Geist und Körper." „Die äußere Kälte abhalten, heißt nicht die innere Wärme erhöhen; sondern umgekehrt, die sittliche Erwärmung entsteht großenteils aus der inneren Arbeit und Aufregung, in welche allmählich die schon vorhandene Kraft durch die Stacheln des äußeren Schlechten gesetzt wird." „Schon die Absicht, zu bilden, verdirbt die Kinderschriften. Stellt Kindern das Schlechte dar, deutlich, nur nicht als Gegenstand der Begierde: sie werden finden, daß es schlecht ist. Unterbrecht eine Erzählung durch moralisches Räsonnement: sie werden finden, daß ihr langweilig erzählt. Stellt lauter Gutes dar: sie werden fühlen, daß es einförmig ist, und der bloße Reiz der Abwechslung wird ihnen das Schlechte willkommen machen." „Es ist offenbar unmöglich, Kinder wie Bürger zu regieren; aber man kann sich wohl die Maxime festsetzen, nie ohne bedeutende Gründe das Bestehende unter den Kindern zu zerrütten, noch ihren Verkehr in erzwungene Gefälligkeit zu verwandeln." „Man rät mit Recht, den natürlichen Frohsinn der Kinder zu begünstigen; mit ebensovielem Grunde aber widerrät die Pädagogik alles, was durch Empfindungen der Lust das eigene Selbst hervorstellt: also alles, was die Begierden ohne Nutzen beschäftigt, was Wünsche verfrüht, die den späteren Jahren gebühren, alles was Eitelkeit und Eigenliebe nährt." Die meisten Menschen schenken „dem jungen Wildfang ihre Teilnahme, wenn er mit einiger Kraft fehlt, und sie verzeihen im Grunde ihres Herzens alles, was nicht lächerlich und nicht tückisch ist. Und dann die entgegengesetzte Seite: oft „wird über dem Hinaufschauen zu der Hoheit unserer Bestimmung die Individualität und das irdisch vielfache Interesse vergessen — bis es bald darauf jene vergessen macht; und indem man die Sittlichkeit in den Glauben an transszendentale Kräfte einwiegt, stehen die wirklichen Kräfte den Ungläubigen zu Gebote, die die Welt regieren." (Schluß folgt.)

Unsere afrikanischen Kolonien und ihre Zukunft.

Von

Karl Peters.

(Schluß.)

Die handelspolitische Bedeutung Deutsch-Ostafrikas erschien mir bei seiner Erwerbung 1884 als das wesentlichste Merkmal dieses Gebietes. Hier liefen die uralten Handelsstraßen zum Tanganjika und dem oberen Kongo, zum Viktoria Nyansa und nach Uganda. Es schien, daß der Herrscher in diesen Ländern auch den wesentlichen Hauptteil des zentralafrikanischen Verkehrs für sich werde monopolisieren können. Die Entwicklung der letzten 20 Jahre hat solche kühnen Erwartungen gar sehr herabgedämpft. Die Begründung des internationalen Kongostaates riß zunächst die Länder westlich vom Tanganjika von der alten Handelssphäre Zanzibars; dann kam die Überlassung Ugandas und des oberen Nils an Großbritannien und schließlich die Losreißung Zanzibars selbst von seinem natürlichen Hinterland. Dies alles wirkte verstümmelnd auf den einst so blühenden ostafrikanischen Handel, dessen Zugänge uns die Besitzergreifung von 1884 in die Hand gespielt hatte. Wir können uns demnach nicht wundern, wenn der Binnenhandel verkümmerte, statt aufzublühen unter der deutschen Herrschaft, wenn die Zollerträge in Bagamoyo infolgedessen ab- statt zunahmen.

Dazu kam, daß Großbritannien, wie überall, sein Kolonisationswerk mit einer großen Verkehrsunternehmung, der Ugandaeisenbahn von Mombassa zur Nordostseite des Viktoriasees, begann und damit sogar den Frachtverkehr aus den uns gehörigen Nyansaländern von unseren Küstenplätzen nach den britischen ablenkte. Für jeden kolonialpolitisch Erfahrenen hat es geradezu etwas Beschämendes, daß ein deutsches geplantes Unternehmen, das Usinjagold-Syndikat, genötigt war, für seine Kommunikationen in seinem Prospekt auf die britische Eisenbahn hinzuweisen, und doch entsprach dies durchaus den durch die Ugandabahn geschaffenen Verhältnissen. Schließlich hat natürlich auch die Abnahme der Elfenbeinausfuhr, das völlige Aufhören der Sklavenausfuhr herabdrückend auf den alten traditionellen Zanzibarhandel gewirkt, wie er sich noch vor einem Vierteljahrhundert durch Deutsch-Ostafrika bewegte.

Somit können wir uns nicht wundern, wenn der Handel dieses großen Gebietes immer noch ganz unverhältnismäßig geringe Ziffern aufweist: Er ist gekennzeichnet durch nachfolgende Tafel:

Jahr	Einfuhr Mk.	Ausfuhr Mk.	Gesamthandel Mk.
1896	8 665 946	4 117 139	12 782 185
1897	8 942 078	4 938 505	13 880 583
1898	11 852 656	4 332 945	16 185 601
1899	10 822 586	3 937 156	14 759 736
1900	12 630 540	4 293 645	16 324 185
1901	9 510 766	4 623 475	14 134 241
1902	8 858 463	5 283 290	14 141 753
1903	11 188 000	7 054 000	18 242 000

Der hervorstechende Charakter dieser Liste besteht in dem Überwiegen der Einfuhr über die Ausfuhr. Die letztere kennzeichnet die Kaufkraft des Landes, das Plus der Einfuhr über die Ausfuhr wird mit Gehältern bezahlt, welche das Mutterland liefert, und bezeichnet in Wirklichkeit einen regelmäßigen Verlust des Deutschen Reiches und der draußen arbeitenden Gesellschaften. Die Rubrik: Gesamthandel ist demnach von dem bei dieser Betrachtung eingenommenen Standpunkt aus nichtssagend. Erfreulich bei unserer Tafel ist, daß die Einfuhr seit 1898 um etwa drei Millionen abgenommen hat. Es bedeutet dies einerseits, daß Artikel, welche bis dahin von außen bezogen werden mußten, im Lande selbst produziert werden konnten, wie Reis, Getreide, Zucker, Tabak usw., anderseits, daß irgendwo Ersparungen an Personal gemacht wurden; zum größeren Teil freilich auch, daß Arbeiten, wie z. B. der Tanga-Eisenbahnbau ins Stocken gerieten, und deshalb Einführung von Materialien unterblieb.

Die Zunahme in der Ausfuhr, welche das Entscheidende ist bei der Entwicklung des Landes, beruht auf der gesunden Grundlage erhöhter Produktion, wie bei Kautschuk, Kaffee, Sisalhanf, Zucker, Gewürzen, Kopra, Getreide und Hülsenfrüchten. Sie kennzeichnet also die Entwicklungslinie, in welcher das Heil für die Zukunft liegt. Dahin muß gearbeitet werden, daß diese Ziffern sich verzehn- und verhundertfachen. Dann wird Deutsch-Ostafrika für unser Vaterland ein lebendiger Faktor.

Bemerkenswert für die tonangebende Stellung, welche Zanzibar fortdauernd auch für unser Schutzgebiet behauptet, ist die Tatsache, daß im Jahre 1902 57, 10 vH. der Einfuhr von Zanzibar kam, gegen nur 23,30 vH. von Deutschland; und 67,16 vH. der Ausfuhr nach Zanzibar ging, gegen 28,78 vH. nach Deutschland. Es hatte am Gesamthandel Deutsch-Ostafrikas Zanzibar einen Anteil von 60,87 vH., Deutschland nur 25,36. Deutsch-Ostafrika ist also auch heute noch im wesentlichen eine kommerzielle Dependenz von Zanzibar. Nur durch eine stark gesteigerte Eigenproduktion kann es diesem Zustand ein Ende machen.

Nichts veranschaulicht deutlicher die heutige geringe wirtschaftliche Bedeutung Deutsch-Ostafrikas als die Zusammensetzung seiner weißen Bevölkerung. Am 1. Januar 1903 wurde dieselbe auf 1269 Seelen beziffert, davon waren 356 Personen Angehörige des Gouvernements, der Schutztruppe und der

Post, 21 Beamte der Tangaeisenbahn, 262 Missionare und 31 Missionsschwestern, nur 138 Kaufleute und Händler und 91 Pflanzer.

Von den 1269 Weißen bezogen also 670 direkt ihren Unterhalt aus Geldzahlungen von der Heimat, entweder aus direkten Staatsgeldern oder aus Sammlungen für die Mission. Wenn man aber erwägt, daß die 138 Kaufleute sich ebenfalls aus Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und anderer Handelshäuser zusammensetzen, daß die 91 Pflanzer fast alle Angestellte der Plantagengesellschaften sind, daß die meisten selbständigen Geschäftstreibenden aber als Hotel- und Kneipwirte, Agenten, Kommissionäre usw. indirekt aus den Gehältern der Beamten, Offiziere, Missionare und Angestellten leben, so erhält man leider ein kümmerliches Bild von den volkswirtschaftlichen Verhältnissen dieser Kolonie, welche im wesentlichen immer noch ein Parasit ist, der vom Blut des Mutterlandes sich nährt.

Dies kommt klar zum Ausdruck in den Finanzen und im Etat des Schutzgebietes. Für das Rechnungsjahr 1904 waren die Eigeneinnahmen der Kolonie mit 3 455 483 Mark eingestellt, und hierzu wurde für die Verwaltung ein Reichszuschuß von 6 181 237 Mark verlangt, so daß die Verwaltungsausgaben für ein Gebiet, welches im ganzen eine Ausfuhr von etwas über 5 000 000 Mark hat, auf etwa 10 000 000 Mark pro Jahr gesetzt wurden. Dieses ist für das laufende Jahr ziemlich unverändert geblieben, wenn auch erfreulicherweise die Eigeneinnahmen gestiegen sind und der Reichszuschuß auf 4 863 556 Mark herabgesetzt werden konnte. Aber, wenn wir den allgemeinen, zu Anfang dieser Ausführungen gekennzeichneten Standpunkt der kaufmännischen Ertragsfähigkeit festhalten, werden wir doch aussprechen müssen, daß diese ganz unverhältnismäßigen Reichszuschüsse sachlich in keiner Weise gerechtfertigt sind. Dieses Kapital, welches hier wesentlich unproduktiv verausgabt wird, würde, zweckmäßig angelegt, den wirtschaftlichen Entwicklungsgang Deutsch-Ostafrikas in ein ganz anderes Tempo gebracht haben. Wenn man die Verwaltung auf die Eigeneinnahmen der Kolonie basierte, würde man vom Reichstag für wirtschaftliche Arbeiten jede verständig erwogene Summe erhalten.

Wir kommen hiermit zum springenden Punkt der ganzen Frage. Wenn Deutsch-Ostafrika seine Besetzung rechtfertigen soll, kann es dies nur tun durch eine schnelle Entwicklung seiner Eigenproduktion und, damit Hand in Hand gehend, seines Handels. Denn nur die Produktion von Gütern gibt einem Gebiet die nötige Kaufkraft, um seinerseits Industriewaren zu importieren.

Alle, die auch nur das geringste von Kolonialpolitik verstehen, stimmen mit mir überein, daß eine solche Entwicklung nur möglich ist bei modernen Kommunikationsmitteln, daß demnach die Aufschließung neuer Gebiete zu beginnen hat mit Wege- und Eisenbahnbau. Selbst der amtliche Bericht vertritt diesen Standpunkt. Großartig hat ihn in den letzten Jahrzehnten Großbritannien überall praktisch durchgeführt. Wir wiesen bereits auf den Bau der Ugandaeisenbahn hin, welche unseren eigenen Küstenorten den Lebensstrom unter-

bindet. Noch bewunderungswürdiger ist, was in dieser Richtung in Rhodesia geschaffen wurde. Die Bahnlinie von Kapstadt nach Bulawayo wurde einerseits auf Salisbury weitergeführt, wo sie mit der gleichzeitig gebauten Beira—Mashonalandbahn sich vereinigt und auf der anderen Seite zum Zambesi an die Viktoriafälle und darüber hinaus auf den Tanganjika zu fortgesetzt ist. Breite Fahrstraßen für Ochsen- und Pferdegespanne durchziehen daneben das ganze Land von einem Ende bis zum andern. Es gibt kein einzelnes Gehöft in Rhodesia, welches nicht durch mindestens eine solche Fahrstraße an den Weltverkehr angeschlossen wäre. Dies gilt den englischen Kolonialpolitikern als eine so selbstverständliche Vorbedingung jeder weiteren Arbeit, daß man darüber auch nicht einmal redet. Damit vergleiche man, um den Unterschied britischer und deutscher Kolonialpolitik in all seiner Schärfe kennen zu lernen, was die amtliche, dem Jahresetat beigegebene Denkschrift über Deutsch-Ostafrika in Bezug auf die Trassierung der für den Handel der Kolonie äußerst wichtigen Straßen Kilwa—Songea und Nyassa—Tanganjika sagt: „Die Arbeiten werden erst in einigen Jahren zum Abschluß gelangen können, da die geringen für Wegebauzwecke verfügbaren Mittel nur ein langsames Vorgehen gestatten.“ Die Art unseres Vorgehens ergibt sich auch aus der folgenden Darstellung desselben Berichts (S. 35): „Die zentralafrikanische Seengesellschaft hat das für die Einrichtung und Erbauung einer Salinenanlage in der Nähe der Einmündung des Rutschugi in den Malagarasifluß im Bezirk Udjidji notwendige Material, insbesondere Siedepfannen und Maschinen, von der Küste aus mit Trägern an Ort und Stelle gebracht und den Bau inzwischen soweit gefördert, daß die Eröffnung des Betriebes bevorsteht.“ Engländer und Amerikaner würden solche Unternehmung mit einem Eisenbahn- oder Wegebau begonnen haben. In unseren Kolonialberichten steht die Eröffnung irgend eines Betriebes meistens bevor, oder derselbe ist gerade wieder aufgegeben. Die Ursache für die letztere Erscheinung ist nicht weit zu suchen. Sie liegt fast immer in der völlig vernachlässigten Kommunikationsfrage.

Man hört in Deutschland so oft, Großbritannien gäbe noch unendlich viel mehr für seine Kolonien aus, als das Deutsche Reich. Das mag meistens richtig sein. Nur wendet es seine Ausgabe an andere Objekte als wir, z. B. zahlt der britische Staat keinen Pfennig für die Administration Rhodesiens, aber das englische Publikum legt sein Geld in rhodesischen Bahnen und Minen an. Wir haben eine derartige Privatinitiative über See noch nicht. Dafür muß der Staat eintreten. Der Fehler bei uns ist, daß der Staat seine Zuwendung nicht nach kaufmännischen, sondern nach ausschließlich bureaukratischen Gesichtspunkten macht.

Wie aber läßt sich das ändern? Länder müssen doch verwaltet werden! Ich antworte, das sollen sie auch, soweit die deutschen Interessen das erheischen. Aber es darf keine teure Beamtenverwaltung, sondern es muß im wesentlichen Selbstverwaltung sein, die dem Staat nichts kostet und den Kolo-

nisten möglichst freie Hand läßt. Unsere Kolonialverwaltung glaubt, durch Einsetzung von Beiräten zu ihren Verwaltungsorganen die Selbstverwaltung einleiten zu können. Damit aber trifft sie das unwesentliche. Das wesentliche, nämlich die Ersparung eigener Beamten, läßt sich nur erreichen, wenn die Kolonisten nicht bloße Beiräte sind, sondern im großen und ganzen die Ordnung ihrer öffentlichen Geschäfte selbst besorgen wie in fast allen angelsächsischen Kolonien. Inzwischen ist es erfreulich, daß im Juni vorigen Jahres wenigstens die Mittel für den Bau der Bahn von Daressalam nach Mrogoro (220 km) vom Reichstag bewilligt sind. Das erschließt das fruchtbare Gebiet Ukami und ist als erstes Stück der großen afrikanischen Durchquerungsbahn vom Indischen bis zum Atlantischen Ozean zu betrachten, von welcher Deutsch-Ostafrika seine zukünftige Weltstellung zu erwarten hat. Sie wird ihm mit einem Schlag seine alte handelspolitische Bedeutung zurückerobern und zugleich weite entwicklungsfähige Striche im Innern erschließen. Eine zweite Bahn muß mit der Zeit von Kilwa—Kissiwani an den Nyassa gebaut werden, um die gesunden Hochländer des Hinterlandes der wirtschaftlichen Unternehmung zu eröffnen und den deutschen Teil des Nyassahandels an die Küste zu ziehen. Bei der landwirtschaftlichen Entwicklungsfähigkeit der Nordseite des Sees, bei den Mineralfunden, welche in seiner Nähe gemacht sind, wird dies von einer stetig wachsenden Bedeutung sein. Solche afrikanischen Bahnen sind zu Beginn niemals rentabel. Ihr Bau muß demnach vom Staat unternommen werden, der länger auf Gewinne warten kann als der einzelne. Oder aber, es müssen den Privaten, welche die Ausführung in die Hand nehmen wollen, ganz besonders günstige Bedingungen gestellt werden: entweder in der Form von Zinsgarantie oder aber durch Überlassung der Zollerhebung bezw. der Steigerung aus den Zollerträgen in dem Küstenplatz, wo die Bahn ausmündet. Es ist nur billig, daß die Finanziers, welche ihr Geld an eine so unberechenbare Sache riskieren, auch möglichst große Gewinnchancen erhalten. Die Steigerung der Zölle durch eine Nyassabahn in Kilwa—Kissiwani wird ausschließlich dem Finanzsyndikat, welches die Bahn baut, zu verdanken sein. Es ist demnach durchaus in der Ordnung, daß die Erträge auch in dessen Tasche fließen. Die Eisenbahngesellschaften garantieren dem Reich den Jahresdurchschnitt der Zölle aus etwa den letzten fünf Jahren und lassen sich das Plus zusichern. Dies würde ein Anziehungspunkt für das Kapital sein. Ein weiterer muß geschaffen werden durch liberale und großzügige Landkonzessionen entlang dem Bahnkörper. Je mehr Land einer solchen Gesellschaft gegeben wird, um so schneller wird die Kolonie entwickelt werden. In Deutschland scheint umgekehrt ein Standpunkt kleinlicher Knickerei vorzuherrschen. Man schachert um Hektare, gleich als ob man sie für teures Geld gekauft hätte. Bei der Aufteilung Afrikas spottete man über diejenigen, welche halbe Erdteile annektieren wollten, und verschenkte bei internationalen Vereinbarungen viele Tausende von Quadratkilometern rechts und links. Jetzt, wo man mit

den eigenen Staatsbürgern und Landsleuten zu tun hat, ist man engherzig und knauserig. Gerade umgekehrt müßte es sein. Die Regierung kann mit gutem Gewissen Land- und Minenkonzessionen gegen die Übernahme der Verpflichtung von Eisenbahnbauten abgeben. Die Hauptsache ist, daß sie gebaut werden; und wenn auch einmal ein großer deutscher Spekulant Millionen dabei verdient, braucht deshalb noch nicht ein wildes Geschrei darum erhoben zu werden. Das ist immer noch besser, als wenn das Ganze brach liegen bleibt. Ja, man könnte behaupten, die Kolonien sind gerade dazu da, daß einzelne reichlich dabei verdienen, so lange dies durch Schaffung wirtschaftlicher Arbeit geschieht. Je mehr Deutsche Millionen aus unseren Kolonien machen, um so wertvoller werden diese für unsern Volkshaushalt. Neben Eisenbahnen müßte der Hauptzuschuß des Reiches für den Wegebau in Deutsch-Ostafrika verwendet werden. Daß dort immer noch die antidiluviale Form der Trägerkarawane überwiegt, ist ein unwürdiger Zustand, der unsere Kolonialpolitik auf der ganzen Erde lächerlich macht. Und mit Recht! In dieser Beziehung läßt sich das Deutsche Reich nicht nur von Großbritannien, sondern auch von Frankreich, Holland, Portugal, ja Spanien schlagen. Es ist so, Deutschland gibt verhältnismäßig am meisten für seine Besitzungen aus und leistet am wenigsten von allen. Man sollte einmal einen unternehmenden Ingenieur an die Spitze von Deutsch-Ostafrika stellen und ihm den Reichszuschuß zur eigenen Verfügung übergeben, derart, daß die angesessenen Interessenten mit über dessen Verwendung zu bestimmen hätten. Dann würde die ganze Sache in ein schnelleres Tempo geraten. Hier sei noch einmal theoretisch ausgesprochen, daß in Afrika keine Plantage hoffen kann, zu gedeihen, die nicht wenigstens eine Wagenverbindung mit einem Hafen besitzt. An der Vernachlässigung dieses Kardinalpunktes ist unsere gesamte Kaffeekultur in Usambara gescheitert. Die Trägerverbindung verteuert den Betrieb sicherlich um das Doppelte.

Genug! Das Gesagte wird ausreichen, um klar zu machen, welche wesentlichen Änderungen mir für die deutsch-ostafrikanische Verwaltung nötig erscheinen, wenn wir hoffen wollen, daß die latenten Schätze dieses Gebiets im Interesse des deutschen Volkes gehoben werden.

Da die mineralischen Prospekte des Schutzgebietes noch unsicher sind, muß der ganze Schwerpunkt der Arbeiten bis auf weiteres auf landwirtschaftliche Unternehmungen verwendet werden. Die Produktion des Landes im ganzen muß gehoben werden durch Anlegung gut kalkulierter Plantagen von Weißen und durch Heranbildung der Eingeborenen zum Anbau von Handelsartikeln, welche sich ohne viel künstliche Bearbeitung ziehen lassen. In beiden Richtungen sind gesunde Anfänge gemacht. Prinzipiell muß die deutsche Kolonialverwaltung bestrebt sein, den eigentlichen Regierungsetat des Schutzgebietes auf dessen Eigeneinnahmen zu basieren und Reichszuschüsse von der Volksvertretung nur für wirtschaftliche Unternehmungen zu verlangen. Dies

kann erreicht werden, wenn man mit der Selbstverwaltung nicht mehr bloß spielt, sondern wenn man sie in Wirklichkeit durchführt, soweit dies irgend angeht. Dadurch läßt sich ein Troß teurer Beamten ersparen. Wenn man die Kolonie mit Wegen und Eisenbahnen durchzieht, wird man Kapital und Arbeitskräfte von allen Seiten anlocken, und dies wird unmittelbar zu einer Wertsteigerung von Grund und Boden führen, so daß es sich verlohnt, in der Kolonie Grundspekulationen zu machen.

Ich erinnere hierbei an die Erfahrungen, welche Deutschland zum Beispiel in der Lüneburger Heide gemacht hat. Ein Morgen Land, welcher vor 50 Jahren vielleicht 10 oder 20 Mark wert war, ist durch die bloße Regelung der Verkehrsfrage auf moderner Grundlage auf vielleicht 150 oder 200 Mark gestiegen. Überhaupt können wir aus der Entwicklung der Lüneburger Heide viel für die Kultivierung auch Deutsch-Ostafrikas lernen. Zum Beispiel können wir daraus erkennen, welch eine wirtschaftliche Bedeutung die Aufforstung öder Gebiete zu gewinnen vermag. Weshalb machen wir uns diese in nächster Nähe gesammelten Erfahrungen nicht zu nutze? Und weshalb schließen wir so konsequent die Augen gegen das, was Großbritannien und Frankreich uns zu lehren vermögen?

Von ersterem können wir vor allem lernen, daß jede Kolonialpolitik liberal sein muß oder überhaupt nicht sein kann. „Öffnet die Tore“ jeder ehrlichen Arbeit und öffnet sie besonders weit dem Leben bringenden Kapital! Knausert nicht mit Land- und Minenkonzessionen, sondern macht nur ihre Gültigkeit abhängig von einem klar vorgeschriebenen Maß von Arbeit, das jährlich zu verrichten ist. Knausert dagegen mit jedem Pfennig, der für administrative Zwecke nach europäischem Muster verlangt wird. Europa hat seine heutige kostspielige Verwaltung auch erst erlangt, nachdem es sich durch eine mehr als tausendjährige Entwicklung die Mittel und gleichzeitig das Bedürfnis hierfür erworben hatte. Weshalb soll Deutsch-Ostafrika da anfangen, wo Deutschland aufgehört hat? Laßt uns die ungeheure Arbeitskraft nutzbar machen, welche wir in den ostafrikanischen Stämmen besitzen, durch eine ernste Zucht, welche um so humaner ist, je bestimmter sie den Schwarzen anhält, zu arbeiten! In dieser Beziehung stehen wir der deutschen Verwaltung mit Vertrauen gegenüber. Hier ist einer der Punkte, in denen wir die Engländer mit ihren Exeter Hall-Phrasen schließlich schlagen werden.

Wenn so die deutsche Energie sich mehr und mehr ausschließlich auf die wirtschaftlichen Aufgaben konzentriert und vor allem sämtliche von der Heimat bewilligten Geldmittel nur für wirklich produktive Zwecke verwendet, dann, aber n u r d a n n , dürfen wir hoffen, aus Deutsch-Ostafrika einen nutzbringenden Besitz für unser Volk zu machen.

Leider wird die wirtschaftliche Entwicklung auch des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes in diesem Jahr durch eine rebellische Bewegung der Eingeborenen-Stämme zurückgehalten. Wenn auch zu hoffen steht, daß die

sofortigen energischen Maßnahmen des Gouverneurs, Grafen von Götzen, ein Aufflammen der Revolution, wie in Südwestafrika, noch rechtzeitig verhindert haben, so bedeutet sie doch unter allen Umständen eine weitere Belastung des ostafrikanischen Ausgabe-Etats, sowie eine Verzögerung der wirtschaftlichen Entwicklung. Vor allem ist sie ein neuer Beweis dafür, daß in unserer Behandlung der Eingeborenen ein prinzipieller Fehler sein muß. Die deutsch-ostafrikanische Schutztruppe ist unverhältnismäßig groß und anerkannt leistungsfähig. Wenn sie dennoch nicht ausreicht, die Neger von rebellischen Gelüsten abzuschrecken, so liegt der Fehler sicherlich am Prinzip des Verwaltungssystems.

Was immer man vom bösen Einfluß der eingeborenen Medizinmänner reden mag, dieser Einfluß, der sicherlich gegen die Fremdenherrschaft hier, wie überall, arbeitet, würde nicht stark genug sein, zu rebellischen Handlungen aufzureizen, wenn nicht der Nährboden für solche in den Herzen der Schwarzen bereits vorhanden wäre. Natürlich verursacht das System der Hüttensteuer und der erzwungenen Frohnarbeiten naturgemäß Unzufriedenheit. Solche Unzufriedenheit aber läßt sich überall mit Furcht unterdrücken. Die eingeborenen Autokraten, wie Micambo, Mtesa, Gungunjana, Tschaka, oder die alten arabischen Herren legten den schwarzen Stämmen ganz andere Lasten auf, als die deutsche Verwaltung, und sie ertrugen sie willig, ja freudig. Denn ihnen imponierte die brutale Peitsche der Herren, welche populäre Heldengestalten der schwarzen Welt wurden.

Wir Deutschen spielen auf der einen Seite ebenso die Befehlenden; auf der anderen aber bringen wir das Evangelium der allgemeinen Brüderschaft und wollen den Schwarzen durch Schule und „Bildung" glücklich machen. Hinter den Schwarzen-Rebellionen nun steckt sicherlich zum guten Teil die Reaktion gegen diese Doppelrolle der modernen Konquistadoren. Ob gleichzeitig auch schon die sogenannte „äthiopische" Bewegung, welche den „schwarzen Erdteil für die Schwarzen" reklamiert und sich mehr und mehr in Südafrika breit macht, in Deutsch-Ostafrika mit an der Arbeit ist, vermag ich nicht zu beurteilen, glaube es indes nicht.

Gegenüber der heutigen Lage im Schutzgebiet wird ein klares energisches Auftreten erfordert, um den Eingeborenen rebellische Velleitäten für absehbare Zeiten auszutreiben, und dadurch Raum für die wirtschaftliche Eroberung der Kolonie zu schaffen.

III. Die westafrikanischen Tropenkolonien.

1. Kamerun.

Kamerun und Togo, am Golf von Guinea gelegen, sind ausgesprochene Tropenkolonien. Wenn man die Karte von Westafrika betrachtet, sieht man auf den ersten Blick, wie sehr das Hinterland von Kamerun für unsere Interessen

verkümmert ist. Im Norden drückt die britische Kolonie Nigeria mit ihrem wohlabgerundeten Areal auf das Schutzgebiet; von Süden und Osten her umklammert es der französische Kongo, der es am 15° nördlicher Breite fast einschnürt. Dadurch erhält die Kolonie die lächerliche Figur eines sitzenden Vogels mit weitvorgestecktem Schnabel, wie aus einem Kinderspielkasten. Vom Niger, wo der verstorbene Flegel deutsche Rechtstitel geschaffen hatte, wurden wir schon 1885 durch den britischen Mitbewerb verdrängt, und bei den weiteren Grenzregulierungen ging das wichtige Yola verloren, der eigentliche Mittelpunkt des Handelsverkehrs von Adamaua. Aber erst 1894 in der Grenzregulierung mit Frankreich, in der es sich um den Zugang zum Tschadsee handelte, entstand die verschnörkelte Figur, welche Kamerun heute auf der Karte darstellt. Deutschland erhielt ein Stückchen am Ufer des Tschad und einen Zugang von der Küste dorthin. Aber das Schutzgebiet, dessen Verbindung mit Deutsch-Ostafrika, quer durch den dunklen Weltteil, einstmals erträumt war, blieb ein Torso, eine Enklave in fremden Herrschaftsgebieten.

Deutsch-Kamerun ist nicht ganz 500000 qkm groß, umfaßt also etwa die Hälfte des Areals von Deutsch-Ostafrika, aber es besitzt weder dessen Küstengliederung, noch auch sein Flußsystem. Dafür aber hat es einen physikalischen Faktor für sich, der ihm eine außerordentliche Überlegenheit gibt. Es hat regelmäßigere und stärkere Regenfälle. Es besitzt ferner alle für den Plantagenbau in Frage kommenden Höhenlagen und äußerst fruchtbare Bodenarten. Infolgedessen ist Kamerun zum Teil ein Plantagengebiet ersten Ranges. Wir sind hier in der Zone urwaldartiger Flora, die Ackerkrume ist reich und tiefgründig. Zwar ist das Klima infolge dieser Umstände ungesunder als im Osten. Aber in den höheren Lagen, wie z. B. im Gouvernementssitz Buea sind durchaus erträgliche klimatische Verhältnisse gegeben. Freilich wird niemand daran denken, in Kamerun jemals wirkliche weiße Ansiedlungen ins Leben zu rufen, wie solche doch für weite Strecken Südwest- und auch Deutsch-Ostafrikas möglich erscheinen. Aber als Plantagenland steht dieses Schutzgebiet seinen beiden größeren Schwestern voran, und hierin ist seine Bedeutung für Deutschland enthalten.

Denn es scheint hier auch der zweite wesentliche Faktor für die gesunde Entwicklung eines Plantagenbetriebes gegeben zu sein, nämlich eine leistungsfähige eingeborene Arbeiterbevölkerung. Wenn auch in Kamerun die Arbeiterfrage noch nicht völlig zur Zufriedenheit der Pflanzer gelöst ist, so scheinen die Eingeborenen doch im ganzen willig sich der neuen Ordnung der Dinge zu fügen. Im Bezirk Viktoria, dem Hauptplantagendistrikt des Schutzgebiets, wurden 1902/03 im ganzen 5026 Arbeiter angeworben, davon 3173 durch Angestellte der Pflanzungen, der Rest durch das Gouvernement. Die Küstenstämme, insbesondere die Bali, sind ein sehr kräftiger, zu Pflanzungsarbeiten und Trägerdiensten besonders geeigneter Schlag. Auch die Duallas bieten ein fortdauernd sich verbesserndes Material. Der Durchschnittslohn ist nur 13 Mark per Monat. Die Haussas in Adamaua und Deutsch-Bornu, dem

eigentlichen Hinterland der Kolonie, sind freilich eine mehr kriegerische Bevölkerung, mit welcher indes die Beziehungen der deutschen Verwaltung sich bislang in durchaus befriedigender Weise zu entwickeln scheinen. Überhaupt sind uns bis jetzt im Schutzgebiet Kamerun größere Eingeborenenbewegungen erspart geblieben. Dies bedeutet zwar nicht unter allen Umständen, daß wir ihnen dauernd entgehen werden. Wir wollen nur daran erinnern, wie unliebsam wir in Deutsch-Südwestafrika und Ostafrika überrascht wurden, wo alles in bester Ordnung zu sein schien. Indes nimmt bei der weiteren wirtschaftlichen Entwicklung, welche neue Verkehrswege und neue Bedürfnisse für die Eingeborenen schafft, die Gefahr immerhin ab.

Es ist für unsere Zwecke nicht nötig, eine Beschreibung dieses Schutzgebietes im einzelnen zu liefern, es genügt festzustellen, daß das Land eine Küstenausdehnung von 400 km hat und eine genügend gute Reede. Ein Vorteil gesundheitlicher Art ist, daß der imposante Kamerunberg, ein Vulkan, sich unmittelbar hinter der Küste erhebt und damit gesundheitlich gute Höhenlagen in der Nähe des Meeres bietet. Da in Kamerun mineralogische Funde von Bedeutung bislang noch nicht gemacht sind, kommen für seine Wertschätzung im wesentlichen nur die agrikulturellen und kommerziellen Aussichten in Frage.

Als allgemeine Kennzeichnung des Schutzgebietes in dieser Richtung möge bemerkt werden, daß wir uns hier in der Zone der Öl- und Kokospalmen befinden, gleichzeitig im Gebiet eines ausgedehnten Gummi- und Elfenbeinexports. Daneben hat sich Kakao vorzüglich eingeführt. Der Kakao wird nicht nur von europäischen Pflanzern, sondern auch von den Eingeborenen, den Batangas mit Erfolg gebaut. Gute Erfolge sollen einzelne Plantagengesellschaften erzielt haben, welche neben Kakao auch erfolgreiche Versuche mit dem Anbau der Kickxia elastica Preuss gemacht haben. Da das bis jetzt in Kamerun befolgte Raubbau-System auf Gummi in absehbarer Zeit mit Erschöpfung des Schutzgebiets an diesem so wichtigen Handelsartikel enden muß, ist zu hoffen, daß die Regierung entsprechend den Verordnungen im Kongostaat hier bald Wandel schaffen wird.

Es wird berichtet, daß einzelne Gesellschaften bereits Kautschukpflanzungen angelegt haben, und daß die Gesellschaft Nordwest-Kamerun auch mit Kakao und Vanille gute Resultate erzielt haben soll. Kurz, die Ertragsfähigkeit von Kakao, Gummiarten, Öl- und Kokospalmen in Kamerun ist über jeden Zweifel gestellt, und hierin ist für d i e s e s Schutzgebiet der sichere Gegenstand gegeben, von dem ausgegangen werden kann. Denn der Weltmarkt ist für Gummi und Palmenöl wie für Kopra, wenn auch nicht für Kakao, fast uneingeschränkt aufnahmefähig.

Dagegen ist für rentable Viehzucht in diesem feuchtwarmen Klima kein Feld; und wir werden danach nicht überrascht sein, wenn wir in den amtlichen Berichten lesen, daß Viehzucht von Europäern nur für den eigenen Bedarf betrieben wird.

Über die drei angeführten Plantagenbetriebe: Gummi, Ölpalme, Kakao hinaus hat nun das Gouvernement von Kamerun an verschiedenen Stellen höchst interessante und wichtige Versuche mit anderen Handelsartikeln anstellen lassen, welche nach den vorliegenden Berichten befriedigend ausgefallen sind.

In Victoria besteht seit Jahrzehnten ein botanischer Garten, in welchem alle Arten tropischer Nutzpflanzen gezogen werden. In einem Versuchsgarten zu Bula haben sich Cinchonavarietäten (Chinin) gut entwickelt; ebenso Tee und Kickxia elastica. An anderen Orten geben Reis- und Maisfarmen gute Resultate; kurz und gut, es wird sich ohne Übertreibung aussprechen lassen, daß die Rentabilität Kameruns als eines tropischen Plantagengebietes erfahrungsmäßig festgestellt ist.

Auf Grund dieser Entwicklung zeigt der Handel Kameruns im allgemeinen, insbesondere aber die Ausfuhr eine stetig fortschreitende Steigerung. Dies wird veranschaulicht durch nachfolgende Tabelle:

Jahr	Einfuhr Mk.	Ausfuhr Mk.	Gesamthandel Mk.
1896	5 358 905	3 961 208	9 320 213
1897	6 326 751	3 385 463	9 712 214
1898	7 296 797	4 601 620	13 898 417
1899	11 133 196	4 840 781	15 973 977
1900	14 245 014	5 886 458	20 131 472
1901	9 251 151	5 984 576	15 235 727
1902	13 275 764	6 264 099	19 539 803

Wenn wir diese Ziffern mit der Handelsstatistik des doppelt so großen Deutsch-Ostafrika vergleichen, so erkennen wir, daß die Verhältnisse Kameruns erheblich gesunder sind. Deutsch-Ostafrika hatte 1902 einen Gesamthandel von 14 141 753 Mark gegen 19 539 803 Mark in Kamerun, es exportierte für 5 283 290 Mark Güter gegenüber 6 264 099 Mark in Kamerun. Die Steigerung des Exportes beruht nach den amtlichen Berichten vornehmlich auf der vermehrten Ausfuhr von Palmenkernen, Kakao und Hölzern (besonders Ebenholz). Dies ist ein erfreuliches Symptom. Die Einfuhr besteht vornehmlich aus Lebensmitteln, Salz, Geweben aller Art, Getränken, Tabaken.

Es wohnten 1903 im Schutzgebiete 670 Weiße, 586 Männer, 58 Frauen und 26 Kinder, davon waren 561 Deutsche. Von dieser weißen Bevölkerung waren 187 Kaufleute, 100 Pflanzer, 71 Missionare und 73 Beamte, 93 Angehörige der Schutztruppe und 36 im Dienst des Gouvernements stehende Handwerker. Auch diese Zifferliste hebt sich vorteilhaft von der ostafrikanischen ab. Im ganzen arbeiteten 1902 im Schutzgebiete 37 Handels- und Erwerbsgesellschaften.

Die wirtschaftliche Entwicklung dieses Schutzgebietes liegt heute zum guten Teil in der Hand großer Konzessions- und Pflanzungsgesellschaften.

Hiergegen ist in Deutschland eine starke Opposition entstanden. Ich habe bereits bei der Beurteilung der ostafrikanischen Verhältnisse darauf hingewiesen, daß dies durchaus unberechtigt erscheint. Ein neues Land, besonders ein so ausgesprochen tropisches Gebiet, wie Kamerun, hat in erster Linie Kapital nötig, wenn es sich entwickeln soll. Solches kann entweder der Staat selbst hineinwerfen, wenn er als Privatunternehmer großen Stils auftreten will; oder, wenn der Staat dies nicht will und das Privatkapital einzelner sich nicht hineinwagt, bleibt nur die Bildung großer Gesellschaften übrig, um das Ziel zu erreichen. Damit ist ja dem schließlichen Eintreten des Kleinunternehmers nicht der geringste Abbruch getan. Denn auch die großen Konzessionsgesellschaften können ihr Geschäft nicht machen, ohne daß sie ihr Gebiet in liberaler Weise öffnen. Der Staat muß nur immer im Auge behalten, die Konzessionen von einer gewissen, jährlich darauf zu leistenden wirtschaftlichen Arbeit abhängig zu machen. Das zwingt solche Gesellschaften geradezu, Unterbeteiligten, welche einen Teil der Arbeit übernehmen wollen, liberale Bedingungen zu stellen. Verhindert muß werden, daß sich eine Finanzgruppe zu reinen Spekulationszwecken auf einem Landkomplex niederläßt und dann wartet, bis andere durch wirtschaftliche Arbeit eine Steigerung der Grundrente im allgemeinen bewirkt haben, um daraufhin ihren Besitz mit hohem Gewinn wieder loszuschlagen. Das macht solche Konzessionsgebiete zur „toten Hand" und wirkt geradezu hindernd auf den Gang der Erschließung. Wird dem aber vorgebeugt, so gibt es gar kein wirksameres Mittel für die Erschließung großer neuer Gebiete als die Schaffung starker Konzessionsgesellschaften, deren größter Vorzug ist, daß sie, die dauernden Besitz haben, aus eigenem wohlverstandenem Interesse der Verwüstung der Kolonie durch Raubbau steuern, welche stets die unausbleibliche Folge des unbeschränkten Handelsbetriebes in den Landesprodukten mit den Eingeborenen ist.

Für die wirtschaftliche Entwicklung auch Kameruns im großen Stil kommt natürlich alles auf die Lösung der Kommunikationsfrage an. Eisenbahn- und Wegebau werden auch hier entscheiden. Bislang ist in beiden Richtungen noch nicht eben viel getan. Die Küste ist mit drei Leuchtfeuern versehen worden: bei Debundja, Kap Nachtigal und in Kribi. Eine Eisenbahnlinie von Hickory über den Bomono-Creek, Meynka, Ndo, Mamelo gegen Nordosten bis Mamelo ist roh trassiert. Im übrigen sind nur kleine Lokal- und Feldbahnen gebaut, und der Wegebau ist in Kamerun wie in Ostafrika auf die Umgebung der Städte beschränkt geblieben. In den amtlichen Berichten wird uns viel von Maßnahmen für den Rechtsschutz und landesväterlicher Fürsorge für die Schwarzen erzählt. Hoffen wir, daß auch hier alsbald die eigentliche Erschließungsarbeit des Landes ernstlich angefaßt wird, damit bald Tatsachen berichtet werden können!

Im übrigen sind die Finanzen Kameruns wie die gesamten wirtschaftlichen Grundlagen gesunder als in Südwest- und Deutsch-Ostafrika. Die Kolonie hatte 1903 Eigeneinnahmen an Steuern, Zöllen und sonstigen Ab-

gaben von 2 681 200 Mark und einen Ausgabenetat von 4 086 000, so daß ein Reichszuschuß von nur 1 404 800 Mark nötig war. Nach dem letzten Etat balanziert der Etat für Kamerun mit 4 484 717 Mark, zu denen das Reich 1 756 517 Mark beizusteuern hat. Auch hier gilt, von unserem Standpunkte aus, im wesentlichen, was bei Südwestafrika und Deutsch-Ostafrika gesagt wurde. Man sollte die administrativen Ausgaben durchweg auf die Eigeneinnahmen der Kolonie beschränken und dann getrost Reichszuschüsse, auch in größerem Umfang, für kühlerwogene, nützliche wirtschaftliche Unternehmungen, vor allem für Eisenbahnen und Wegebau verlangen.

Sicherlich wird der Leser mit mir einverstanden sein, daß bei einem Lande, wie Kamerun, größere Aufwendungen in nationalem Interesse sich verlohnen werden.

2. Togo.

Togo ist das einzige deutsch-afrikanische Schutzgebiet, welches dem zu Anfang dieser Betrachtung aufgestellten Ideal einer kolonialen Verwaltung entspricht. Es kostet dem Reich keinen Pfennig Zuschuß, ja es verspricht für 1905 einen Überschuß von 151 000 Mark. Alles in Togo von Deutschland angelegte Kapital arbeitet demnach produktiv. Die Kolonie ist tatsächlich, nicht nur auf dem Papier, ein auf gesunder Grundlage ruhendes Geschäftsunternehmen. Die Ursache für diesen glücklichen Zustand liegt daran, daß wir in Togo ohne eine eigentliche Schutztruppe auskommen können. Seine Polizeitruppe, welche allen Anforderungen entspricht, bestand 1903 nur aus einem Kommandeur, einen Leutnant mit 3 Unteroffizieren, einem Sanitätsunteroffizier, einem Büchsenmacher und kostete für das weiße Personal im ganzen nur 32 700 Mark, wozu 60 000 Mark für das gesamte farbige Personal kommen. Das ergibt die Höhe von im ganzen 92 700 Mark.

Die Einnahmen des Schutzgebietes setzen sich zusammen aus Steuern, Zöllen, sonstigen Abgaben und Gebühren und dem Betrieb der Landungsbrücke zu Lome, dem Eingangshafen, wozu für 1903 an Ersparnissen aus den Rechnungsjahren 1901 und 1902 450,000 Mark kommen. Dies ergab im ganzen 1 605 500 Mark, was sämtliche Ausgaben deckte. Der friedliche Ave-Stamm, mit welchem die Verwaltung von Togo vornehmlich zu tun hat, ist augenscheinlich mit den bestehenden Zuständen völlig zufrieden.

Die allgemeinen geographischen und meteorologischen Verhältnisse gleichen im allgemeinen denen Kameruns. Wie dieses, ist Togo am Golf von Guinea gelegen, und zwar bildet es einen Teil der sogenannten Sklavenküste. Von etwa 6° n. Br. dehnt es sich bis 11° n. Br. in einer Größe von etwa 100 000 qkm aus, zwischen dem britischen Aschanti im Westen, dem französischen Dahomey im Osten und dem französischen Sudan im Norden gelegen. Wie bei Kamerun, steigt das Hinterland terrassenförmig an. Wie Kamerun, so gehört auch Togo zur Zone der Ölpalmenkultur. Die Hauptausfuhrartikel sind:

Kautschuk, Palmenkerne, Palmenöl, Mais, Kopra, Kakao, Elfenbein und Baumwolle. Den Verkehr mit der Außenwelt vermitteln die Reeden von Lome, dem Gouvernementssitz, und von Anecho.

Nach einem Gutachten des Geheimrats Wohltmann eignet sich das gesamte Schutzgebiet für Baumwolle, während Kakao und Tabak für bestimmte Landesstrecken am Agu und Kola für die Waldgebiete des Togogebirgslandes in Frage kommen. Nach weiteren Untersuchungen ist der Boden auch für die Kickxia geignet. Da die Arbeiterverhältnisse im Schutzgebiete besonders günstig liegen, ist also die gesunde Grundlage für einen rentablen Plantagenbetrieb vorhanden. Im Versuchsgarten zu Lome wurden auch alle Arten sonstiger Nutz- und Handelspflanzen mit Erfolg gezogen, von denen die Faserpflanze: Agava sisalana und Fourcroya besonders erwähnt werden mögen. Die Kokospalme gedeiht natürlich ebenfalls im Schutzgebiet und erfährt einen wachsenden Anbau.

Es zeugt für die erfreuliche wirtschaftliche Entwicklung des Landes unter deutscher Verwaltung, daß sein Außenhandel im schnellen und stetigen Anwachsen ist, wie die nachfolgende Tabelle darstellt:

Jahr	Einfuhr Mk.	Ausfuhr Mk.	Gesamthandel Mk.
1896	1 886 841	1 651 417	3 538 258
1897	1 975 942	771 025	2 746 967
1898	2 490 925	1 470 484	3 961 409
1899	3 279 708	2 582 701	5 862 409
1900	3 516 786	3 058 902	6 578 688
1901	4 722 899	3 690 550	8 413 449
1902	6 206 477	4 107 060	10 313 537

Eingeführt werden vornehmlich Textil- und Eisenwaren, daneben natürlich Spirituosen, Nahrungsmittel, Salz, Tabake. Ausfuhrartikel sind neben Kautschuk Palmenkerne und Palmenöl, Baumwolle, Mais usw.

Im Schutzgebiete Togo sind im ganzen 28 Firmen und Erwerbsgesellschaften tätig. Die weiße Bevölkerung betrug 1903 168 Köpfe, darunter 20 Frauen. Hiervon waren 155 Deutsche. Den Berufsklassen nach gab es 60 Regierungsbeamte, 10 Beamte der Brückenbauanstalt Gustavsburg, 35 Kaufleute, 6 Pflanzer, 37 Missionare mit 11 Missionsschwestern und 3 Pflegeschwestern. Die Entwicklung Togos wird sofort in ein schnelleres Tempo geraten, wenn der geplante Eisenbahnbau Lome—Agome—Palime ausgeführt sein wird und ein rationeller Wegebau das Schutzgebiet in allen Richtungen erschließt. Im amtlichen Bericht von 1903/04 heißt es: „Es ist den Anstrengungen englischer Firmen gelungen, einen Teil der im deutschen Hinterland produzierten und bisher über Lome ausgeführten Produkte der Ölpalme über das in unmittelbarer Nähe der Grenze gelegene, zur englischen Goldküsten-Kolonie gehörende Denu zur Ausführung zu bringen.“ Der deutsche Ausfuhr-

handel erlitt dadurch einen Ausfall an Palmkernen um 77 000, an Palmöl um 454 000 Mark.

Dies ist genau wie mit der deutschen Ugandabahn in Ostafrika. Gegen solche Ausfälle schützen am sichersten gute Kommunikationen nach den deutschen Ausfuhrplätzen. Da im diesjährigen Soll-Etat ein Überschuß von 151 000 Mark aus Zöllen usw. ausgerechnet ist, dürfen wir hoffen, daß dieser ganze Betrag ohne jeden Abzug auf die Anlegung von Fahrstraßen zur Verwendung gelangen wird. Der Straßenbau auch im Togoland scheint sich im wesentlichen auf die Umgebung der größeren Ansiedelungen zu beschränken. Das ist ganz gut und nützlich. Aber, wenn wir das Land gründlich öffnen wollen, müssen wir gerade den afrikanischen Busch mit breiten Verkehrsstraßen vom einen Ende zum andern durchziehen. Wenn das Reich diese Aufgabe energisch anfaßt, braucht uns um das weitere Gedeihen dieses Schutzgebietes nicht bange zu sein.

* * *

Ich bin mit meiner Betrachtung der afrikanischen Schutzgebiete Deutschlands zu Ende, und es ist kein glänzendes Bild, welches ich auf Grund der vorliegenden Tatsachen entfalten konnte. Nirgend sind unsere Kolonien in Afrika erster Klasse, weder auf mineralogischem noch auf agrikulturellem Gebiet. Wir besitzen weder einen Rand wie im Transvaal, noch annähernd etwas, was sich mit den üppigen Weiden Argentiniens oder mit dem scheinbar unerschöpflich tiefgründigen Boden Brasiliens vergleichen ließe. Südwestafrika reicht höchstens an die ärmsten Teile des britischen Südafrika heran. Zwischen Tafelberg und Sambesi gibt es gar manchen Strich Landes, der Südafrika an Bewässerung, Fruchtbarkeit und Klima voransteht; kaum einen, der ihm nachstände. Deutsch-Ostafrika hat den Vorteil einer reicheren Küstengliederung und durchweg besserer Feuchtigkeitsverhältnisse. Aber der Gang der kolonialen Entwicklung der letzten zwei Jahrzehnte hat in Zanzibar und Uganda gewissermaßen die beiden Flügel von diesem Wirtschaftsgebiet abgerissen; was übriggeblieben, ist ein starrer Rumpf, in welchem nur die sorgfältigste und vorsichtigste Behandlung von neuem den Lebensodem wirtschaftlichen Gedeihens wird entfachen können. Kamerun und Togo zeigen im allgemeinen bessere landwirtschaftliche Aussichten, aber sie sind beide umklammert von fremden Kolonialreichen und stellen in der Tat nur kleine Enklaven in ausländischen Kolonien dar. Sie haben beide nicht den nötigen Ellbogenraum, um die Grundlage zu bilden für eine wirklich großzügige deutsche Kolonialpolitik. Die kolonialen Abgrenzungen sind auf der ganzen Linie zu Ungunsten des Deutschen Reiches ausgefallen. Um 1884 träumten wir von der Gründung eines großen und blühenden deutschen Kolonialreiches in Afrika, welches von Meer zu Meer reichen sollte und Raum für unsere Auswanderung wie für die Produktion unserer Kolonialartikel bieten könnte. Dagegen muß das Erreichte als klein bezeichnet werden.

Kein erfreuliches ist das Bild der deutschen Kolonialverwaltung. Wir erkennen überall nur Schablone und Nachbildung heimischer Institutionen. Nirgendwo ist die geniale Originalität ersichtlich, welche für neue vorliegende Aufgaben auch neue Formen zu finden weiß. Somit gewähren denn unsere afrikanischen Kolonien überall das Bild eines unfruchtbaren bureaukratischen Hinschleppens. Verordnungen drängen sich; das deutsche bürgerliche Recht und unser Strafgesetzbuch werden auf Verhältnisse angewendet, auf welche sie schlechterdings nicht passen. Man glaubt, etwas geleistet zu haben, wenn man Negerreservate grundbuchmäßig eingezirkelt hat, und der junge Neger, dem man das Lesen und Schreiben beigebracht hat, gilt als Gewinn für die Kultur. Man vergißt ganz, daß Deutschland am Ende nicht Kolonialpolitik treibt, weil es die Neger beglücken will, welche sich schließlich am glücklichsten fühlen, wenn man sie allein läßt; sondern, daß wir die Hand auf afrikanische Gebiete legten, weil unser eigener Volkshaushalt solche überseeische Expansion erheischte. Wir erschließen die afrikanischen Steppen, weil wir Plantagenländer und Gebiete für den Absatz unserer Industrie und unseres Handels nötig haben. Um sie hierzu geeignet zu machen, müssen wir nationalökonomische Werte in ihnen schaffen, damit sie Kaufkraft gewinnen. Hierzu müssen wir Kapitalien aufwenden, und damit diese nutzbringend verwendet werden können, müssen wir den Negern Zucht und Disziplin beibringen. Damit wird letzten Endes auch der Zivilisierung der schwarzen Stämme besser gedient, als durch Mission und Schule. Aber man würde unbillig sein, wenn man unsere Kolonialverwaltung allein für die Verknöcherung unserer kolonialpolitischen Entwicklung verantwortlich machen wollte. Peccatur intra et extra muros. Die Kolonialverwaltung ist nicht schlechter und unpraktischer als unsere gesamte sogenannte „Kolonialbewegung", in der Tat ist sie nur das natürliche Extrakt aus den kolonialpolitischen Anschauungen und Velleitäten, wie sie unter den gebildeten Deutschen überhaupt gang und gäbe sind. Wo wäre denn in der deutschen Geschäftswelt schon ein klarer und praktischer Gedanke für die lebendige Förderung unserer kolonialen Entwicklung irgendwo in die Erscheinung getreten? Überall gründen sich Vereine, überall viel Gerede und theoretische Diskussionen. Nirgend ein energischer Entschluß, ein praktisches Zupacken bemerkbar, wie dies in der britischen Expansionspolitik so schlagend hervortritt. Die Sir William Mackinnon, Cecil Rhodes, ja auch die Curzon, Milners, Lord Cromers fehlen eben im deutschen Volk.

Bei uns ist es soweit gekommen, daß Kapitalanlagen in deutschen Kolonien als patriotische Heldentaten betrachtet werden und grade dadurch fast jeden kaufmännischen Kredit verloren haben. Etwas besser ist es in unseren beiden westafrikanischen Tropenkolonien, in denen der hanseatische Kaufmann von vornherein eine tonangebende Rolle spielte; am schlimmsten aber in Deutsch-Ostafrika, wo der sogenannte „Afrikaner" sich unliebsam bemerkbar macht. „Afrikaner" oder „Afrikareisender" wird jemand, der einmal zum Kilima-

ndscharo oder zum Viktoria eine Bummeltour gemacht hat, und ein „alter Afrikaner" ist eine Respektsperson und eine Autorität in allen möglichen kolonialen Fragen, nicht nur, wo es sich um Land und Leute und Klima und Bodenbeschaffenheit des Landes, welches er gesehen hat, handelt, sondern auch in Fragen der Verwaltung, der Kommunikationen usw. Er hält Vorträge in Deutschland, er wird zitiert in der polemischen Literatur, welche unausgesetzt über alle möglichen kolonialen Fragen tobt, und Tröpfen wird schließlich Autorität beigemessen, weil sie einige Jahre in Afrika gewesen sind.

Neben dem „Afrikaner" ist von unheilvoller Wirkung in der deutschen Kolonialpolitik, daß alle möglichen Bewegungen theoretischer Art sich fortwährend in rein praktische Geschäftsfragen hineinmischen. Die Bodenreformer mit ihrer Antikonzessionsbewegung sind im letzten Jahrzehnt besonders laut gewesen. Sie übertragen willkürlich Anschauungen, welche vielleicht für europäische Kulturländer zutreffen, auf Verhältnisse, von denen sie keine anschaulichen Kenntnisse haben, und ziehen deshalb Schlußfolgerungen, welche die öffentliche Meinung in Deutschland verwirren.

Eine andere Erscheinung in unserer Kolonialbewegung ist das theoretische Gezänk über eine Reihe Fragen rein geschäftlichen Kalküls. Leute wollen eine Bahn von Daressalam zum Tanganjika bauen, andere möchten ihr Geld in der Tangabahn anlegen. Eine dritte Gruppe versucht, das Kilwa—Nyassa-Projekt ins Leben zu rufen. Anstatt, daß eine jede Gruppe nun sich beschränkt, die rein geschäftlichen Prospekte des von ihr verfolgten Planes festzustellen und klar darzulegen, greift eine Gruppe die Behauptungen der anderen an: Es entspinnt sich ein wilder Preßkampf zwischen dem „Nordprojekt" und der „Zentralbahn" und der „Südbahn". Das Ergebnis ist, daß das in Frage kommende Publikum schließlich nicht mehr aus noch ein weiß; daß jahrelang g a r n i c h t s getan wird, und daß ausschließlich die deutsche Pamphletliteratur um einige Dutzend Exemplare anschwillt.

Dies sind einige Erscheinungen der sogenannten deutschen Kolonialbewegung, welche Schuld mit sind an der Stagnation unserer kolonialen Entwicklung. Alles dies muß überwunden werden, wenn wir hoffen wollen, gesundere Verhältnisse zu schaffen.

Und es wird überwunden werden. Der Deutsche hat seine Schwächen; aber er hat seine nationalen Tugenden. Zu diesen gehört in erster Linie Fleiß, Ausdauer und Gründlichkeit. Wie immer man über unsere Bureaukratie denken mag, diese Tugenden sind auch ihr im hohen Maße eigen. Sie werden schließlich unsere mangelnde Energie in Entschluß und Ausführung überwinden und uns auch in der Kolonialpolitik zu einem guten Ende führen. Möge dies nicht allzuferne sein!

Wir haben gesehen, daß unsere afrikanischen Besitzungen alle gewisse Aussichten für wirtschaftliche Erfolge in sich tragen. Es kommt nur darauf an, die vorhandenen Keime in vorsichtiger und umsichtiger Weise zu entwickeln.

In Kolonien, wie wir sie in Afrika besitzen, muß man sich vor allem vor der Vergeudung in acht nehmen: der einzelne sowohl wie der Staat im ganzen. Man muß, wie man zu sagen pflegt, jeden Pfennig dreimal in der Hand umdrehen, ehe man ihn ausgibt. Mit anderen Worten: man muß sich vor unproduktivem Geldausgeben hüten, mit produktivem aber stets bei der Hand sein. Ich habe mit genügender Deutlichkeit im vorstehenden auseinandergesetzt, wie ich dies im einzelnen meine.

Deutsche bilden überall in fremden Kolonien das beste Menschenmaterial. Es wäre doch wunderbar, wenn sie unter ihrer eigenen Flagge einfürallemal versagen sollten. Dies ist nicht zu befürchten, wenn wir uns nur ein offenes, scharfes Auge für unsere Schwächen und Fehler bewahren. Weil so viel von ihrer Überwindung abhängt, ist diese Darstellung offen und rückhaltslos gewesen. Die Aufgabe ist, aus den begangenen Fehlern für die Zukunft zu lernen. Dann kann der endliche Erfolg nicht ausbleiben.

Garten der Erinnerung.

In meines Vaters Garten
Blühen der Blumen so viel,
Gar sonderbare Arten —
Mein Sinnen kommt nicht zum Ziel.

Sie blühen so dicht wie Garben
Und haben so eigenen Duft
Und so blasse Märchenfarben,
Ganz wunderlich abgestuft.

Und stehen so steif auf den Stielen
Im schweren Sommerschlaf;
Kein Lüftchen mag sie umspielen,
Kein Regen je sie traf.

Doch wenn die Schatten brüten,
Der Abend grausilbern rinnt,
Dann regt sich's um alle die Blüten,
Und ein eigenes Leben beginnt.

Da flüstert's von alten Zeiten,
Es haucht manch' Kinderwort,
Ein Ton aus verklungenen Saiten,
Ein Koselaut hier und dort. —

Du meines Vaters Garten,
Du Märchen aus Kinderzeit,
Deiner braucht niemand zu warten
In stiller Versunkenheit.

Längst haben sie die Stätte
Verwüstet und verbaut;
Wenn ich die Träume nicht hätte,
Gäb's keinen mehr, der dich schaut.

In meiner Erinn'rung da blühst du
So herrlich wie nimmer zuvor,
Und meine Sehnsucht ziehst du —
Weit offen steht immer das Tor — —

C. Eysell-Kilburger.

Jugend-Literatur.

Von

Victor Blüthgen.

Wir leben im „Jahrhundert des Kindes“ — das neueste Schlagwort wird noch lange seine Wirkung tun. Um uns dem Übermenschen-Ideal in etwas rascherem Tempo näher zu bringen, ist es das logisch Richtige und wohl auch praktisch Richtige, die Sache bei der Wurzel anzugreifen. Vernünftig angefaßt hat der Gedanke, die Hebung des geistigen Niveaus unseres Volkes beim Kinde anzufangen, hohen Wert. Nur ist er in dieser allgemeinen Fassung nichts Neues: wir danken ihm seit lange die von aller Welt bewunderte Ausgestaltung unseres Schulwesens. Neu ist nur die immer mehr Platz greifende Überzeugung, daß wir mit unserem Bemühen in dieser Richtung noch in den Kinderschuhen stecken. Das Kind hat noch viel zu viel unkontrollierte Freiheit, es muß noch viel intensiver erzogen und gebildet werden. Die Möglichkeit, Musterkinder zu ziehen, Idealkinder, ausgerüstet mit dem gesichertsten Abscheu vor ästhetischer und moralischer Minderwertigkeit, ist bisher wohl andeutend geahnt worden; aber sie ist in Wirklichkeit viel größer, als man sich träumen ließ!

Das 20. Jahrhundert wird es fertig bringen, das moderne Höhenkind zu züchten. Es wird vor Entrüstung strampeln, schon wenn ihm die Mutter ein ästhetisch nicht vollwertiges Wiegenlied singt. Es wird seinen Vater verachten, wenn der nicht die „Jugend“ und den „Simplizissimus“ hält und etwa rückständig genug ist, ihm ein Bändchen Nieritz anzupreisen. Nebenbei gesagt ist kein Geringerer als Adolf Stern im Begriff, eine gute Auswahl der besten Arbeiten von Nieritz zu besorgen.

Ein bißchen so wird mir zu Mute vor einer Zeitschrift, die dem Darmstädter Ästhetenkreise entstammt und den Titel trägt: **Kind und Kunst**, Monatsschrift zur Förderung der Bestrebungen für die Pflege der „Kunst im Leben des Kindes“, Herausgeber Hofrat **Alexander Koch**. Trotzdem ist diese Monatsschrift einer warmen Empfehlung wert. Sie ist erstklassig ausgestattet, steht auf der Höhe des modernen Kunstgeschmackes mit vornehmer Grenzlinie nach der Extravaganz hin, bietet namentlich in den instruktiven Artikeln eine Fülle wertvoller Anregung, um Kind und Ästhetik miteinander in Fühlung zu bringen, die Betätigung des Erwachsenen in diesem Sinne zu wecken und fruchtbringend zu gestalten. Ungleich an Wert sind die zur Mitteilung an die Jugend bestimmten Texte, über die Kunst ist der Herausgeber doch sicherer beraten als über das

Kind; und recht überflüssig sind gewisse zu Illustrationen geschriebene poetische Texte, die in jedem Fall wertlos sind, mag man sie als für das Kind oder den Erwachsenen geschrieben ansehen. Jedenfalls ist die Zeitschrift zur Zeit das klassische Organ für die modernen Bestrebungen im Sinne des Schlagwortes „Die Kunst im Leben des Kindes" und sollte als solches gefördert werden, sich in wohlhabenden Kreisen einbürgern.

Auf gleicher Höhe steht und uneingeschränkt die wärmste Empfehlung verdient eine unter dem Titel „Macht auf das Tor" von Maria Kühn herausgegebene Sammlung deutscher Volkskinderlieder, Reime und Spiele mit Melodien (Düsseldorf und Leipzig, Karl Robert Langewiesche). Ein überaus reizvolles, apartes, übrigens nicht illustriertes Hausbuch, sehr gut gewählt und redigiert, so viel bietend, als man irgend von dem Stoffe wünschen kann. Hierin sind die klassischen Vorbilder für die deutsche Kinderlieder-Dichtung beschlossen, wenn diese auch heute mit etwas feinerer Hand schaffen darf. Das Buch ist die willkommene Ergänzung zu einer gleich vortrefflichen Sammlung deutscher Volkslieder, die unter dem Titel „Von Rosen ein Kreuzelein" voriges Jahr im gleichen Verlag erschien.

In vornehmer, sehr sympathischer moderner Ausstattung empfiehlt sich eine Sammlung von fünf Märchen-Puppenspielen von Joh. Benda, mit Buchschmuck von O. Ubbelohde. Es handelt sich um geschickt und drollig für ein Kindertheater geformte dramatische Schnurren, denen die Märchen: Das tapfere Schneiderlein, Aschenbrödel, Siebenschön, Der Froschprinz, Der Gänserich zu Grunde liegen — der Froschprinz hat Gesang-Einlagen, Aschenbrödel ist sogar ganz als Puppen-Oper gedacht, zwar fehlt die Musik, da hierfür aber bekannte Kinderlieder-Melodien in Anspruch genommen werden, schadet das nicht viel. Auf alle Fälle eine sehr schätzenswerte und erwünschte Bereicherung der Kinderstuben-Literatur, für deren Herausführung aus der eigenen Familientruhe in die Öffentlichkeit der Verfasser Dank verdient hat. Die Ubbelohdeschen Zeichnungen sind ganz entzückend.

An neuen Märchenbüchern für den Weihnachtstisch ist diesmal kein Mangel. Davon kommt zunächst als Sensation das Ergebnis der Scherlschen Märchenkonkurrenz in Betracht, betitelt: Neuer Deutscher Märchenschatz, 7. Sonderheft der Woche. Die Entstehungsgeschichte dieser Sammlung, über die der Verlag in einem Vorwort berichtet und Heinrich Seidel eine niedliche bevorwortende Märchenplauderei geschrieben hat, ist bekannt, und der zu Grunde liegende Gedanke, der Märchendichtung auch außerhalb des zunftmäßigen literarischen Schaffens Anregung zu geben und Schätze zu entlocken, gewiß verdienstlich, wie das Ergebnis zeigt. Außer der Gräfin Bethusy-Huc, die ein besonders hübsches Märchen beigesteuert, befindet sich kaum ein bekannterer Name unter den Verfassern der dreißig neuen Märchen, die dieser Neue Deutsche Märchenschatz enthält, und der den ersten Preis von 3000 Mark erhalten, ist sogar ein einfacher Kieler Arbeiter, wenn auch bei seiner Schöpfung die feine sichere Hand Professor Wissers, des Sammlers der holsteinischen Volksmärchen, formend mitgewirkt hat. Weit über

4000 Märchen sind eingesandt worden, ein Beweis, wie erstaunlich fruchtbar die deutsche Märchenschöpfung von heute ist: kein Volk der Erde hätte auch nur entfernt ähnliches leisten können. Über die kritische Behandlung dieses Materials ist Nasenrümpfen hin und her gewesen, aber schwerlich wird jemand sagen können, wie es anders hätte gemacht werden können, als daß untergeordnete Kräfte eine Vorwahl vornahmen, den Wust von Dilettantismus und Blaustrumpftum und Formunzulänglichkeit absiebten, selbst auf die Gefahr hin, daß da Mißgriffe vorkamen, während den Preisrichtern — fast durchweg auf dem Gebiet der Märchendichtung anerkannten literarischen Namen mit Carmen Sylva an der Spitze — nur 100 mit Vorzug bezeichnete Märchen in Wahl gegeben wurden. In gewissenhafter Prüfung haben diese mit Majoritätsbeschluß ganz ordnungsmäßig dreißig am meisten der Veröffentlichung werte und davon wieder drei für die großen Preise von 3000, 2000 und 1000 Mark ausgewählt. Nicht zu vergessen: die besten „volkstümlichen" Märchen waren zu ermitteln. Wenn da ein Märchen wider Verdienst zu kurz gekommen sein sollte, so wäre das bedauerlich, aber man kann niemand mit Fug dafür belasten. Keiner der Preisrichter ist mit dem Ergebnis für sich vollkommen einverstanden, aber keinem wird einfallen, seinen Privatgeschmack für den allein berechtigten hinstellen zu wollen. Und die dreißig erwählten Märchen des Buchs, von denen jedes einem besonderen Meister des modernen Buntbildes zur Illustration übergeben worden, sind fraglos ein Märchenschatz, mindestens befinden sich ausreichend Perlen der Märchendichtung genug darunter, um diese Bezeichnung zu rechtfertigen. Die Ausstattung des Buches ist populär gehalten; den Geschmack des Eichrodtschen Umschlags mit seinem waschblauen Grundton und das Wilde, Verworrene, Unsympathische, in der Farbe Fragwürdige der und jener Illustration kann man anfechten. Gleichviel — das Buch wird seinen Weg machen, und im ganzen nicht zu unrecht. — Ein etwas gesucht naiv ausgestattetes Märchenbüchlein hat Anna Maria Biel unter dem Titel „Was meine Hausgeisterchen mir erzählten" mit gestrichelten Schwarzkunst-Illustrationen von Theodor Herrmann im Niedersachsenverlag Carl Schünemann-Bremen herausgegeben. Ziemlich stilwidrig zeigt sich die Verfasserin, ihrem Töchterchen Märchen vorlesend, photographisch aufgenommen auf einem Vorsatzblatte. Die Märchen sind niedlich erzählt, aber etwas ärmlich in den Motiven: Kronen und Märchenkönige spielen da etwas reichlich mit; immerhin spricht überall guter Geschmack und echter Märchenton, der auch den Illustrationen nicht zu bestreiten ist. — Ungewöhnlich amüsant sind die Lustigen Märchen für kleine und große Kinder von Lucie Ideler. Ein ergötzlicher, zuweilen barocker Humor, der von drolligen Einfällen wimmelt und eine sehr lustige, purzelige Kindersprache redet, hat diese originellen Märchenschnurren erfunden; schade, daß er nicht immer ganz geschmackssicher ist, über die Schnur haut, sich vergreift. Ich bin ein entschiedener Gegner beispielsweise jener Unbekümmertheit, mit der Reuter in Hanne-Nüte die Tiere menschlich behandelt, dafür gibt es Grenzlinien, die es ausschließen, daß man auch nur einen Augen-

blick vergißt, daß man es mit Tieren und nicht mit Menschen zu tun hat, und diese Grenzlinien überschreitet Lucie Ideler auch in ihren Tiermärchen für mich in unerlaubter Weise manchmal stark. Moderne Stimmungsmärchen darf man bei ihr nicht suchen, ihre Märchen sind stofflich originell und so nüchtern-lustig, wie etwa Bechstein erzählt. Illustriert sind sie auch, der Verlag von Levy und Müller in Stuttgart hat ihnen süßliche Buntbilder und ziemlich rohe moderne Strichillustrationen beigegeben, die das Buch herabziehen.

Von Jugenderzählungen liegen mir nur zwei Bücher für Mädchen von Margarete Lenk vor: Lenas Wanderjahre und die 2. Auflage ihrer Bettelsänger (Verlag von Johannes Herrmann in Zwickau), letzteres zum Überfluß mit höchst fragwürdigen Illustrationen von R. Ritscher versehen. Frau Pastorin Lenk ist eine fleißige Schriftstellerin „für Jugend und Volk" und eine „gangbare" dazu, sogar die deutsche Kaiserin interessiert sich für sie. Sie erzählt nett und freundlich, von viel Wohlwollen für die Jugend erfüllt, Kindererlebnisse auf dem Hintergrunde von Familienschicksalen, in Geschichten, die auf literarischen Wert kaum Anspruch erheben und die vor allem daran leiden, daß alle Augenblicke ein frommer Exkurs im Traktätchenstil eingeschoben wird, als besänne sich die Verfasserin: Jetzt wirds mal wieder Zeit für so was. Sie hat keinerlei Eigenart, wie etwa die Spyri und die Averdieck, und ihre Figuren und deren Schicksale entbehren des vollen Lebens, wie sie selber des rechten Wirklichkeitsgefühls. Man muß verhüten, daß sie wohltuender Gemütstöne halber überschätzt wird, die ihr wahrscheinlich einen größeren Leserkreis sichern werden.

Zum Schlusse sei noch eine kleine Sammlung eigner Kinderliedchen von Egon H. Strasburger erwähnt, mit dem Porträt des strebsamen jungen Poeten als Vorsatz, die sich „Kinder-Lieder für das Volk" betiteln (Verlag Mannheimer Aktiendruckerei) und drei primitive Eichrodtsche Zeichnungen als Schmuck aufweisen. Die gefälligen Sächelchen für 20 Pf. wollen den ärmeren Schichten Kinderpoesie zuführen; jedenfalls eine löbliche Absicht.

Das ist alles, was mir für jetzt zugänglich gemacht worden.

Bücherschau.

Die gesammelte Ausgabe der Romane und Novellen Theodor Fontanes (Berlin, F. Fontane & Co.) ist nun mit Bd. 6—10 (Quitt. — Unterm Birnbaum. — Unwiederbringlich. — Frau Jenny Treibel. — Die Poggenpuhls. — Effi Briest. — Der Stechlin) vollständig geworden. Wir kommen noch einmal darauf zurück; heute empfehlen wir die trefflich ausgestattete und billige (der Band 4 Mk.) Sammlung nochmals aufs wärmste für den Weihnachtstisch. O. H.

Englische Politik und Heeresreform.

Von

Centurio.

(Schluß.)

Auch das Heer mußte anders werden, wenn sich die Staatsleitung andere und größere Aufgaben stellen wollte, wenn sie erst einmal von dem Bewußtsein durchdrungen war, daß die Politik nicht mit Noten und Demonstrationen, sondern nur durch Waffengewalt ihr Ziel erreichen kann. Diese Änderung in den Anschauungen bewirkte eine völlige Umgestaltung der alten Parteien des Landes, der Whigs und Tories mit Zielen rein englischer Politik, aus ihnen entstanden die Parteien der Konservativen und Liberalen, in ihren Zielen gekennzeichnet durch die Bestrebungen ihrer beiden Vertreter, Lord Beaconsfield und Gladstone. Es bedurfte erst einer solchen phantasiebegabten Natur des als Staatsmann, Mensch und Romanschriftsteller gleich hervorragenden Lord Beaconsfield, um England aus der kleinlichen Kirchtumspolitik in die Weltpolitik emporzuführen, mochten ihm auch seine Gegner vorwerfen, daß er nicht mit Tatsachen, mit der nackten Wirklichkeit, sondern allein mit dem Wünschenswerten rechnete. Die reichlichen Mißerfolge der englischen Politik 1877/78 sind nicht auf seine Rechnung, sondern auf die seiner liberalen Amtsvorgänger zu setzen. Das Aufkaufen der Suezkanalaktien, die Krönung der Königin von England zur Kaiserin von Indien waren nur die ersten Schritte, um seine Partei für den Gedanken der Reichseinheit vorzubereiten. Hatte man doch allen Ernstes unter seinen Gegnern, den Männern des ‚peace at any price' die Frage erörtert, ob die Kolonien denn überhaupt das Geld wert seien, sie zu behalten. Beaconsfields Erbe wurde von Lord Salisbury und dessen Schwiegersohn Balfour übernommen, seine Ideen wurden durch die ‚Primrose League' im ganzen Reiche verbreitet. Kennzeichnend für das englische politische Leben ist der Wechsel zwischen konservativen und liberalen Parteileitern, auch in nicht allzuferner Zeit scheint ein solcher Wechsel in Aussicht zu stehen. Die Konservativen, die alten Tories, mit ihren Organen Standard und Morning Post, sind die Vertreter des Reichsgedankens,

fordern eine starke äußere Politik, gestützt auf ein kräftiges Heer und auf eine allzeit schlagbereite Flotte. Gerade unter konservativer Führung, die nicht immer ganz vom Jingoismus frei ist, hat England stets die entscheidensten Fortschritte gemacht.

Die Liberalen, welche das undankbare Erbe der Whigs und der Manchesterschule angetreten haben, warnen vor einer Politik, die England in Abenteuer stürzen könnte, sie suchen die Ausgaben für Heer und Flotte zu beschneiden und möchten um jeden Preis im Frieden leben, um dafür alle möglichen Reformen im innerpolitischen Leben Englands auszuführen (Wahlrecht, Schulen, Home-Rule). Der Gladstonesche Gedanke, los von den Kolonien, von Indien,[6]) fort mit Irland hat allerdings niemals einen rechten Wiederhall in der Seele des britischen Volkes gefunden.

Schärfer noch als Lord Salisbury und Balfour hat Chamberlain Wesen und Kern der Disraelischen Gedanken erfaßt, indem er die seit 1881 offener hervorgetretenen Ideen eines Reichsbundes (Imperial Federation) aufgriff.[7]) Für den Kampf um die Reichseinheit hat sich

[6]) Unter Gladstone wurde Kandahar geräumt, und ohne alle Garantie das in Afghanistan erreichte preisgegeben. Seine überstürzte Beendigung des Burenkrieges führte zu der bekannten verhängnisvollen Unterschätzung der südafrikanischen Republiken.

[7]) Bismarcks Urteil über Chamberlain ist nach Angabe v. Rothenburgs (S. Münz in der „Neuen Freien Presse") nicht ohne Wert:

„Wenn Fürst Bismarck heute noch lebte, so würde er meiner Überzeugung nach die Schutzzollpolitik Chamberlains in ihren Zielen als die für England richtige bezeichnet haben. Aber darum hätte er doch schwerlich Chamberlain als einen großen Staatsmann eingeschätzt. Der Fürst hat so oft gesagt, es sei gar nicht so schwer — in der Politik sowohl wie auf irgend einem anderen Gebiete — richtige Gedanken zu fassen; die Kunst beginne erst, wenn es sich um die Ausführung handele. Ich war in London, als Chamberlain die große Aktion gegen das Oberhaus in Szene setzte, reiste bald darauf nach Friedrichsruh und erzählte dem Fürsten von dem Meeting im Hydepark. Der Fürst lächelte ironisch und sagte schließlich: „Was ich an den großen englischen Staatsmännern der früheren Zeit stets bewundert habe, ist ihr historisches Verständnis; dank diesem Verständnis hat sich die Entwicklung Englands — das darf man im allgemeinen sagen, schrittweise, nicht sprungweise vollzogen. Das „non facere saltus" sollte sich die Politik ebenso zum Grundsatz nehmen, wie es die Natur tut. Ein Politiker aber, der die englische Geschichte richtig erfaßt hat, kann unmöglich so gegen das Oberhaus agitieren, wie Chamberlain es tut. Auch in dem modus procedendi, glaube ich vergreift er sich. Er arbeitet mit amerikanischen Mitteln; aber so sehr dieselben jenseits des Ozeans am Platze sein mögen, in England sollte man sie nicht anwenden. England ist im Grunde doch ein aristokratisches Land — das Wort im guten Sinne genommen — und wer England liebt, muß wünschen, daß es so bleibe."

Chamberlain anscheinend die Einigungsbestrebungen im Deutschen Bunde als Muster genommen, die ganz, wie damals von den Kleinstaaten in Deutschland, jetzt auch in ‚Greater Britain‘ mehr von den Kolonien als von der Zentralgewalt begünstigt werden. Ein Vergleich ist von besonderem Interesse. Dem Deutschen Bunde unseligen Angedenkens fehlte die Zentralgewalt, die ‚Greater Britain‘ im Mutterlande besitzt, die Folge war, daß der Deutsche Bund nicht einmal ein entscheidendes Wort im eigenen Hause sprechen konnte. ‚Greater Britain‘ fehlt aber ein Bundesheer und Bundesflotte, welche der damalige Deutsche Bund, wenn auch in recht dürftiger Form, besaß. Dieses zu schaffen ist das erste Ziel der Imperialisten, auf diesem Gebiet dürften die Ideen Chamberlains den geringsten Widerstand finden. Hierzu kommt, daß sich in dem politischen Denken der Kolonien eine Umwandlung vollzogen hat, sie beginnen sich als Nationen zu fühlen. In Kanada sehen wir es am deutlichsten, in Australien weniger deutlich an die Oberfläche treten. Wie zwischen Amerikanern und Engländern, so bilden sich auch zwischen Australiern, Kanadiern und Engländern nationale Unterschiede aus, je weiter die politische Entwicklung fortschreitet, desto mehr müssen ganz notwendig die politischen Ziele und Ideale zwischen Mutterland und Kolonien auseinandergehen. Die rasche Ausbildung eines kanadischen und australischen Nationalgefühls zeigt, daß man sich dieser Tendenzen anfängt bewußt zu werden. Wenn Separationsgelüste der Kolonien bislang in keiner Weise bemerkt sind, so ist doch nicht zu verkennen, daß in kritischen Zeiten bei ungenügendem Schutz durch die britische Streitmacht die Kolonien sich zu neutralisieren versuchen werden. Dieses kann nur durch engeren Zusammenschluß verhindert werden. Vorderhand erkennen die Kolonien auch an, daß selbst bei Bildung eines Reichsbundes die Lasten für die Verteidigung geringer sein müssen, als wenn jede Kolonie auf ihre eigene Kraft angewiesen wäre.

Nur gemeinsame politische Interessen können ein solches Reich zusammenhalten. Die Worte des Premierministers von Kanada: „Entweder wir müssen enger zusammenschließen oder wir treiben unvermeidlich auseinander“, fanden einen Wiederhall in der ganzen Kolonialwelt. Während die Kolonien mehr die politische Vereinigung betonen, erhebt man in England zunächst die Forderung eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses. Das materielle Band soll ein Zollverein bilden, dessen Verwirklichung allerdings auf große Schwierigkeiten stoßen muß. Bemerkenswert ist, daß Chamberlain, um dieses Ziel zu erreichen, aus einem überzeugten Freihändler Schutzzöllner geworden ist. Ein solches Reich, wie Chamberlain

es plant, würde alles, was es brauchte, produzieren können und würde dabei noch die Mittel haben, dem Handel der übrigen Welt durch übergroße Schutzzölle die Häfen zu schließen. Dieses hat keine Bedenken, da der Reichsbund für jeden Bedarf genügend Konsumenten zählt. Gewiß hat Chamberlain dabei das Bild des preußischen Zollvereins vorgeschwebt, welcher zweifellos die beste Vorstufe für einen Bundesstaat unter preußischer Führung bildete. Als Österreich sich ihm nicht anschloß, mußte sein Schicksal sich vollziehen, wenn es in dem nun unvermeidlichen Kampfe um die Führerschaft in Deutschland nicht Sieger blieb. Die Frage ist nur, ob in diesen Reichsbund sämtliche Kolonien oder nur die mit vorwiegend europäischer Bevölkerung aufgenommen werden sollen, wie Australien, Kanada, Südafrika. Die Neigung, Indien, als ein mit dem Schwerte erobertes Land, auszuschließen, ihm die gleiche Berechtigung wie den anderen Kolonien zu verweigern, wozu jetzt anscheinend Neigung vorhanden ist, dürfte für die weitere Entwicklung des Reiches geradezu verhängnisvoll sein. Anscheinend auch aus diesem Grunde hat man indische Kontingente gegen die Buren nicht verwendet, während man gern die Angebote von eigentlichen Kolonien annahm. Der Einwand, daß man nicht Farbige gegen Europäer verwenden wollte, ist hinfällig, da man nicht gezögert hatte, die Eingeborenen Afrikas gegen die Buren zu bewaffnen. Allerdings wurden sie nur im Etappengebiet verwendet. Ist denn nicht auch die anglo-indische Armee dermaleinst zum Kriege gegen Rußland bestimmt? Hiermit ist ein Unterschied konstruiert, der zu einer Schwäche des ganzen Reichsbundes werden muß. In Indien empfindet man diese Zurücksetzung um so mehr, da Indien nach Bevölkerung, Handel[8]) und schließlich auch nach seinen Leistungen für die allgemeine Verteidigung des Reiches durch eine besondere Armee einen gewichtigen Faktor im britischen Reichskörper ausmacht. Vertreter indischer Interessen betonen gerade, daß sich das Land mit der Übernahme dieser Lasten gleichwertig mit dem Mutterlande stelle. Der indische Handel mit den britischen Kolonien sei ganz unbedeutend, besondere Beziehungen zu diesen beständen nicht, für Indien bestehe einzig und allein der Handelsverkehr mit Großbritannien.

Die Schwierigkeit des engeren Zusammenschlusses zwischen Mutterland und Kolonien liegt in dem Umstande, daß die letzteren mit dem Recht der Selbstverwaltung auch das Recht erhielten, ihre Zollpolitik selbständig, selbst auch mit dem Mutterlande regeln zu können. Während England sich für den Freihandel aussprach, entschieden sich die Kolonien

---

[8]) Im Jahre 1904/5 war die englische Ausfuhr nach Indien ebensogroß als nach Kanada, Australien und Südafrika zusammengenommen.

zum Schutz ihrer sich nur langsam entwickelnden Industrie für den Schutzzoll. England ist für die Kolonien wirtschaftlich ein ebenso fernstehender Staat, wie z. B. Frankreich oder Rußland, englische Einfuhr unterliegt den gleichen Beschränkungen wie die aus den fremden Staaten kommenden Waren. Das Ergebnis ist gewesen ein langsames Zurückgehen der englischen und Anwachsen der fremden Einfuhr in die Kolonien.[9]) Ein Zollbund kann aber nur geschlossen werden, wenn England seine Einfuhr: Rohstoffe, Lebensmittel gegen das Ausland und die Kolonien besteuert, dann den Kolonien Vorzugszölle gewährt. Hier findet zur Zeit Chamberlain im Mutterlande den meisten Widerstand, und es erscheint sehr fraglich, ob großen politischen Zielen zu Liebe die Volksvertreter zugeben werden, daß das „Brot des armen Mannes“ verteuert wird. Einige Kolonien haben sich andererseits ohne Gegenleistung bereit erklärt, die Zollsätze für die englische Einfuhr zu ermäßigen und zwar Südafrika um 25, Neu-Seeland um 10 und Kanada steigend bis auf 33 Prozent. Hindernd für eine solche Vorzugsstellung sind aber die englischen Handelsverträge mit den kontinentalen Mächten. England, welches früher für den Weltfreihandel eingetreten ist, und erleben mußte, daß entgegen den Prophezeiungen der Cobdenschen Schule sich in Schutzzollländern dennoch eine lebensfähige, sogar für England gefährliche Industrie entwickeln konnte, verlangt durch den Mund einiger weitsichtiger Politiker jetzt: „Schutzzoll gegen die nicht britische, völliger Freihandel gegen die britische Welt.“

Ganz anders steht es mit dem Bundesheer, nachdem im Burenkriege Kanada und Australien Hilfstruppen gestellt hatten. Zur Zeit besitzen die Kolonien zur Landesverteidigung Milizen und Freiwillige, sowie eine schwache Flotte, sie sind in einem Kriegsfalle auf den Schutz durch das englische Heer und die Flotte angewiesen. Die englische Forderung, entweder einen Teil dieser Bundesstreitmacht zu stellen oder durch Geld zu ihrer Unterhaltung beizutragen, ist durchaus berechtigt. Das englische Flottenbudget betrug für das Jahr 1904 im ganzen 856,8 Millionen Mark; Australien steuert dazu bei 4,8 Millionen Mark, während die jährlichen Kosten des in den dortigen Gewässern dauernd in Dienst gehaltenen Geschwaders das Doppelte betragen. In den südafrikanischen Gewässern wird ein Geschwader unterhalten, dessen Kosten

[9]) Es kostet z. B. die Fracht für 40 Kubikfuß Segelschiff-Last: von Hamburg nach Australien 8½ bis 18½, von Liverpool nach Australien 25 bis 28½ Schilling. Während England die gleiche Warenmenge per Dampfer für 30 bis 45 Schilling nach Australien schicken kann, kostet die Fracht einer gleichartigen Ware von New York nach Australien nur 12½ bis 15 Schilling.

jährlich auf ungefähr 5,6 Millionen Mark geschätzt werden, dagegen beträgt der jährliche Zuschuß, welchen die Kapkolonie und Natal für die Flotte leisten, nur 1,5 Millionen Mark. Nur das „Wie" der Leistung ist noch nicht entschieden; die auch vom englischen Flottenverein vertretene Anschauung „eine einzige Flotte unter einheitlicher Führung" wird in den Kolonien, namentlich in Australien nicht geteilt. In kolonialem Sinne ist auch in Kanada die Übernahme der Küstenbefestigung von Halifax und Esquimault durch kanadische Truppen erfolgt. Gegen eine Flotte verhält man sich zur Zeit in Kanada noch ablehnend.

Ein weiterer Schritt ist nach Regelung dieser Beiträge unvermeidlich. Diese Leistungen ziehen das Recht nach sich, auch in Reichsfragen ein Wort mitzureden. In Frankreich sind Vertreter der Kolonien in den Kammern, in England nicht, wohl noch ein Überrest aus der Zeit, wo man die Kolonien nur ausbeutete, nicht ausnützte. Hierin liegt die zweite Schwierigkeit bei Bildung eines Reichsbundes. Neben dem englischen Parlament, welches dann zu einer rein englischen Körperschaft herabsinken würde, muß noch ein Reichsparlament entstehen. In England müßte das Parlament einen großen Teil seiner Rechte aufgeben, im Reichsparlament fürchtet man dann, daß nach der Art der Bundesbeschlüsse im alten deutschen Bundestag die Zentralgewalt durch die Kolonien majorisiert werden könnte; schließlich ist die entscheidende Frage: welche Kolonien sollen zum Reichsparlament zugelassen werden, soll Indien aufgenommen werden, ist die indische Bevölkerung schon so weit gediehen, daß ihre Vertreter neben den Briten, den Nachkommen der ersten Ansiedler französischen, holländischen und englischen Stammes über das Wohl und Wehe des Reiches beraten können? Die Zentralgewalt fürchtet, ohne Entsprechendes zu gewinnen, zu viel aus der Hand zu geben. Andererseits kann und will man die im Reiche herrschende imperialistische Strömung nicht ungenützt zur Stärkung der Wehrmacht vorübergehen lassen. Die ‚Imperial Federation League' will sich zur Zeit nur mit dem Erreichbaren begnügen, verzichtet auf einen gesetzgebenden und entscheidenden Körper und begnügt sich mit der Forderung einer beratenden Behörde und mit einem Gerichtshof für koloniale Streitfälle. Der Völkerrechtslehrer Sir Frederic Pollock sieht die berufenste beratende Behörde in dem schon bestehenden Geheimen Rate (Privy Council), welcher ohne besondere Tätigkeit die hervorragendsten Vertreter der Verwaltung, des Heeres und der Flotte umfaßt.

Zwar ist der britische Reichsbund noch nicht in Kraft getreten, aber unzweideutig hat der britische Ministerpräsident Balfour doch schon er-

klärt, daß es sich bei den großen militärischen Fragen nicht mehr wie früher um die Verteidigung Englands handle. Dafür genügen Miliz und Freiwillige und eine jederzeit kampfbereite Flotte, die nicht allein dem Bunde von zwei, sondern auch von drei Seestaaten gewachsen ist, die nicht warten darf, bis der Feind seine Vorbereitungen beendet hat, sondern die mit Übergabe der Kriegserklärung schon in den feindlichen Häfen erscheinen muß. Das wahre Problem der Reichsverteidigung liegt an der Stelle, wo allein ein Zusammenstoß mit einer großen Macht möglich ist, das ist an der Nordwestgrenze Indiens. Diese Aufgabe bedingt naturgemäß den Besitz Ägyptens und des Kaplandes und die Pflege guter Beziehungen zu Frankreich, da sonst alle Truppentransporte zu dem weiteren Weg um die Südspitze Afrikas gezwungen sein würden. Wohl niemals hat ein englischer Politiker besser die Aufgaben klargelegt, welche der englischen Reichsverteidigung gestellt werden müssen, als Balfour am 11. Mai 1905 in einer Rede im Unterhause, in der er die Bedeutung des Schutzes des Mutterlandes durch die Flotte ausführte. Gewiß, solange die britische Flotte das Meer beherrscht, solange ist eine Invasion der britischen Inseln wenig wahrscheinlich; ist aber die englische Flotte vernichtet, so ist es von ganz untergeordneter Bedeutung, wie lange die Landtruppen noch Widerstand leisten können. Allein schon der vorübergehende Besitz Londons würde einen unermeßlichen Schaden bedeuten, noch wichtiger ist, daß dann die Zufuhr abgeschnitten sein würde, daß ohne diese die Bevölkerung nicht mehr leben kann. Aufrechterhaltung der Zufuhr[10]) macht aber gerade Verteidigung der Kolonien und Schutz der Zufuhrwege besonders wichtig.

Einsichtsvolle Engländer haben sich gesagt, daß das Land bei den wechselvollen politischen Konstellationen nicht immer auf den ausreichenden Schutz durch die Flotte rechnen könne, daß bei einem großen Kriege Freiwillige und Milizen in hohem Maße zur Verstärkung der Feldarmee und der Mittelmeergarnisonen, selbst zur Ablösung regulärer Truppen in Indien und Südafrika verwendet werden müssen, daß der einzige wirksame Schutz des Landes nur in Wehrhaftmachung des ganzen Volkes bestehen könne.

Diesen Standpunkt vertritt unter dem Vorsitz des Herzogs von Wellington mit vielem Erfolge die ‚National Service League' durch

[10]) Der Getreidebau ist in England erheblich zurückgegangen. 1874 waren noch 1469075 Hektar, 1902 nur noch 688275 Hektar im Getreidebau. Von den 285 Millionen Kilogramm Brotmehl, die England jährlich einführen muß, kommen nur 38 aus den Kolonien und nur 140 aus den Vereinigten Staaten.

eifrige Propaganda in Wort und Schrift. Sie sucht das Verständnis dafür zu wecken, daß nichts billiger sei, als die militärische Erziehung des Volkes, daß dieses auch nicht verfehlen würde, einen heilsamen Einfluß auf das gesamte Volksleben auszuüben. Verteidigung des heimischen Herdes sei nicht nur eine Pflicht, sondern auch das Vorrecht eines jeden waffenfähigen Bürgers. Gerade durch allgemeine militärische Vorbildung würde Heer und Flotte bei großen nationalen Kriegen ein unerschöpfliches Reservoir für Ergänzung haben. Die Frage ist nur, ob aus dieser militärischen Erziehung sich allmählich eine allgemeine Wehrpflicht entwickeln kann. Zum Beweise ihrer Behauptung, daß das englische Heeressystem das kostspieligste ist, stellt die ‚National Service League' folgende Tabelle auf:

	Es kostet jeder Soldat im Frieden	Schuldenlast auf den Kopf der Bevölkerung
Großbritannien	3 168 Mk.	370 Mk.
Deutschland	1 022 „	52 „
Frankreich	900 „	624 „
Österreich-Ungarn	640 „	102 „
Italien	840 „	303 „
Rußland	700 „	112 „
Japan	120 „	24 „ (?)

In England kostet jeder Mann des stehenden Heeres 2622, jeder Milizmann 2040, jeder Yeomen 4556, und jeder Freiwillige 3757 Mark im Jahre. Das jetzige System ist nach den Ausführungen der League ganz und gar ungenügend, der Ersatz wird schlechter, ist außerdem nicht zahlreich genug, um allen Bedürfnissen zu entsprechen. Es liegt aber in den Kolonialverhältnissen begründet, daß neben einer Armee mit kurzer Dienstzeit und einer Reserve auch noch eine Kolonialarmee mit langer Dienstzeit bestehen muß. Erstere ist für Angriff und Verteidigung bestimmt, da für letztere Aufgaben die Milizen und Freiwilligen nicht ausreichen. Trotzdem ihnen so wichtige Aufgaben zugedacht sind, so fehlt ihnen doch so ziemlich alles, um auch nur einige Tage im Felde zu leben. Vor allem fehlen alle kriegsgemäßen Verbände. Eine geradezu vernichtende Kritik an den bestehenden Verhältnissen übte der unter dem Vorsitze des Herzogs von Norfolk zusammengetretene Ausschuß an Freiwilligen und Milizen aus. Ganz unumwunden sprach er sich dahin aus, und Lord Roberts stimmte dem bei,[11]) daß pflichtmäßig jeder Bürger von ent-

[11]) So sagte u. A. Lord Roberts im Juli 1905 in einer Rede im Oberhause: „Wollen unsere Landsleute denn nie begreifen lernen, welches ernste Risiko wir hin-

sprechendem Alter und körperlicher Brauchbarkeit für die Zwecke der Landesverteidigung auszubilden ist und im Fall des Bedarfes daran teilzunehmen hat.

Das entscheidende Wort allgemeine Wehrpflicht war damit ausgesprochen, ohne daß sich, wie in früheren Jahren die öffentliche Meinung scharf dagegen erklärt hätte. Nach den Erfahrungen des südafrikanischen Krieges ist die Stimmung für die allgemeine Wehrpflicht günstiger geworden, indessen in einer Form, die ein Mittelding darstellt zwischen den Schweizer Milizen und den englischen Freiwilligen.

Die von seiten der Regierung vorgeschlagene Heeresreform besteht darin, neben einer Kolonialarmee mit langer Dienstzeit und einer vorwiegend in England garnisonierenden Feldarmee — gewissermaßen als Hauptreserve für das Reich — die Freiwilligen zwar noch bestehen zu lassen, die Verteidigungsarmee aus durch das Los auszuhebenden (was gesetzlich zulässig ist, aber was noch niemand auszuführen gewagt hat) Milizen zu bilden. Es ist das unleugbare Verdienst der ‚National Service League' nachgewiesen zu haben, daß das bisherige System der kurzen Dienstzeit mit einer Reserve völlig versagt hat, dem Lande eine gute Armee zu liefern. Die Armee steht in der Rekrutenfrage dauernd im Wettbewerb mit der Nachfrage des Arbeitsmarktes, und leidet, da sie auf die Anwerbung angewiesen, unter der Konkurrenz, die ihr Freiwillige und Milizen machen. Die ‚National Service League' hat mit dürren Zahlen den Beweis geliefert, daß auch der Ersatz der Armee immer schlechter und schlechter wird, obwohl die Anforderungen an Alter und körperliche Entwicklung immer mehr zurückgesetzt wurden. Das angeworbene stehende Heer zählte am 1. Januar 1904 197389 Mann, das Defizit betrug nur 1815 Mann, während die Miliz mit 34445 Mann unter der Sollstärke von 132447 blieb, den Freiwilligen fehlten von 348120 Mann 106840, der Yeomanry mit 28114 Mann fehlten 1022

sichtlich Behauptung unserer Weltmachtstellung unter den jetzigen völlig unzureichenden Bedingungen laufen, wo alle Nationen Europas in Waffen sind? Wie können wir erwarten, unsere eigenen Interessen wahrzunehmen und unser Reich intakt zu halten, wenn nicht erforderlichenfalls die ganze Nation persönlich ihr Teil zur Verteidigung des Reiches beiträgt? Jede Regierung wird durch das Nationalgefühl inspiriert und gekräftigt, ist dieses apathisch geworden, wie können wir da von einer Regierung tatkräftiges Handeln in bezug auf nationalen Fortschritt erwarten?" Nur eine allgemeine Ausbildung aller waffenfähigen jungen Leute kann eine Invasion Englands unmöglich machen. Im Jahre 1805 waren von einer Bevölkerung von 17 Millionen etwa 780000 Mann (9.25%) im Gebrauch der Waffen ausgebildet jetzt nur 3.92% der ganzen 43 Millionen zählenden Bevölkerung.

Mann. An der stolzen Sollstärke von 853234 Mann aller Streitkräfte mit Ausnahme der auf Kolonialetat befindlichen fehlten 191384 Mann. Rechnen wir Leute unter 21 und über 40 Jahren als nicht felddienstfähig ab, so finden sich von den Rekruten: 1873: von dieser Kategorie 28%, 1904: 82%; unter 17 Jahren im stehenden Heere 1903 41 (1871 nur 18) in der Miliz unter 18 Jahren 34, unter 19 Jahren 60%. Während von 1845 bis 1872 die Mindestgröße auf 1,68 m festgesetzt wurde, ist sie jetzt nur 1,57 m, ebenso ist die Zahl der Leute mit einem geringeren Brustumfang als 84 cm auf 1000 Rekruten gestiegen von 193 (1900) bis auf 218 (1902). Noch bedenklicher ist das geringe Körpergewicht, es fanden sich unter 1000 Mann unter 62 kg Gewicht 1871: 159, 1902: 364 Mann. Die Miliz steht um ein unerhebliches schlechter.

Daß aber die englische Jugend doch besseres Material hat, zeigen folgende Zahlen:

		Durchschnittsalter	Größe	Brustweite	Gewicht
Junger Mann		17 Jahre	1,68 m	83,9 cm	59,5 kg
„ „		19 „	1,70 „	109, „	73,4 „
Rekruten	1900	19,9 „	1,65 „	86 „	56,3 „
„	1901	19,7 „	1,6 „	85,6 „	56 „
„	1902	19,6 „	1,58 „	86 „	56 „

Unbedingt muß anerkannt werden, daß bei sorgfältiger Ausbildung sich die Leute in der Armee gut entwickeln, aber der Ersatz an und für sich genügt nicht den geringsten Ansprüchen. Das Ergebnis ist, daß selbst unter Einberufung der Reserven England bei der großen Jugend und bei der geringen körperlichen Entwicklung der bei der Fahne befindlichen Mannschaften nur einen Teil seiner Streitkräfte außer Landes verwenden kann. Dieses erklärte z. T. die durch die ungenügende Kräfteentwicklung bedingte lange Ausdehnung des Burenkrieges. Hier vermag nur gründliche Änderung des Wehrsystems Wandel zu schaffen, dieses wagen englische Politiker indessen noch nicht zu fordern. Die Armeereform erstreckte sich zunächst nur auf die taktischen Vorschriften, sodann auf Gliederung, Führung und Verwaltung der Armee.

Nach dem südafrikanischen Kriege wurde entsprechend den neuen Aufgaben eine den kontinentalen Wehrverhältnissen entsprechende Gliederung des Heeres in Armeekorps fallen gelassen, dafür im Übungslager von Aldershot und in der Nähe der Einschiffungshäfen ein Expeditionskorps, ‚the striking force‘ zusammengehalten. Für die übrigen Streitkräfte ist eine Gliederung in Divisionen vorgesehen. Noch immer aber sind die eigentlichen Landesverteidigungstruppen ohne entsprechende Gliederung.

Die Milizen und Freiwilligen sind wohl in erster Linie für die Verteidigung der Festungen und für die Besetzung der Küstenforts bestimmt, aber dennoch braucht man zur Abwehr einer Landung eine organisierte Feldtruppe. Diese fehlt. Die Lage bei einer Landung in England, wenn ‚the striking force‘ außer Landes sein sollte, würde schrecklich sein, es fehlen den Milizen und Freiwilligen Stäbe, Trains, Feldartillerie und Munitionskolonnen. Kurz alles dasjenige, was erst für die Operationen im Felde von Bedeutung ist. Die Geschichte des Sezessionskrieges und der französischen Nationalverteidigung 1870/71 zeigen, wohin ein solcher Mangel an Vorbereitung führen muß. Das Landungsmanöver in Essex 1904 hätte ganz andere Lehren enthalten können, wenn das Verteidigungsheer nicht aus aktiven Truppen, sondern nur aus Milizen und Freiwilligen bestanden hätte. Alles hätte dann erst organisiert werden müssen, ohne Reibungen wäre es nicht abgegangen, aber welche Erfahrungen hätte man sammeln können! Nur die Unfertigkeit in der Organisation scheint bestimmend gewesen zu sein, auf ein solches, allerdings wirksameres Experiment als die Ostermontagsmanöver der Freiwilligen zu verzichten.

Weit einschneidender für die ganze Ausgestaltung des Heeres erwies sich die Reform des verzopften War Office, einer übermäßig zentralisierten Vereinigung von Kriegsministerium und Generalstab, bei der sehr zum Schaden der Schlagfertigkeit des Heeres die eigentliche Generalstabstätigkeit gegenüber den Verwaltungsgeschäften, welche weder besondere Vorschulung noch Befähigung verlangten, in den Hintergrund trat. Eng verknüpft war damit die Frage des Oberbefehls, ob die Armee ihre Spitze in einem Vertreter des Parlaments oder in einem Offizier erblicken sollte. Beide Fragen mußten gemeinsam entschieden werden. Die Stellung des englischen Herrschers zur Armee ist das Ergebnis der langen Kämpfe zwischen Parlament und Königtum, in welchen die Volksvertretung schließlich siegte und die Wehrkraft des Landes zu einem Parlamentsheere machte. Der König ist zwar noch immer das ideelle Haupt der Armee, er ist Chef mehrerer Regimenter, er ist aber nicht der oberste Kriegsherr, der Feldherr, der in großer nationaler Krise die Streitkräfte des Landes führt, der einheitlich die Schulung der Armee für diese Aufgabe überwacht. Parlament und Königtum stehen sich in England derart gegenüber, daß eine solche Stellung des Herrschers unmöglich wäre. Die Forderung des Parlaments, Einfluß auf die Verwaltung, Gliederung und Verwendung des Heeres zu haben, schuf die Stellung des ‚Secretary of State for War‘ als Kriegsminister, während die Vertretung der Armee-

interessen, die Ausbildung, Bekleidung und Bewaffnung des Heeres dem Oberkommandierenden (Commander in Chief) zufiel. Dieser war die letzte nichtparlamentarische Spitze des Heeres, welche von einem Kabinettswechsel nicht getroffen wurde. Der Oberkommandierende hat aber keine Exekutivgewalt, er ist nur der Berater des Zivil-Kriegsministers, auch war nicht geplant, ihm bei einem Kriege den Oberbefehl zu geben. Seine Stellung war eine seltsame Verquickung zwischen Oberbefehlshaber und Kriegsminister, seine Verwendung im Felde hätte geradezu die Unterhaltung des mobilen Heeres stören müssen. Während in der Theorie beide Verwaltungsgebiete gegeneinander abgegrenzt waren, ergaben sich durch die widerstrebenden Interessen beider Behörden Reibungen, die um so schwerer zu überwinden waren, da es dem Kriegsminister, der die wahren Bedürfnisse des Heeres nicht kannte, an jeder militärischen Vorbildung fehlte. Wohl die schärfsten, wenn auch nicht unbegründeten Angriffe auf die Stellung des Zivil-Kriegsministers hatte Viscount Wolseley erhoben: „Was wir aber immer noch erleben, ein Mann, der kein Soldat ist und nichts vom Krieg weiß, wird nur aus politischen Rücksichten zum Kriegsminister gemacht, ebensogut könnte ich zum leitenden Arzt eines Krankenhauses gemacht werden, die meisten dieser Minister wissen über Krieg und Soldaten weniger, als Soldaten über Mystizismus und Theologie.“ [12])

Die unzureichende Vorbereitung des Landes auf einen großen Krieg zur Zeit des Krimkrieges führt Lord Wolseley auf den Einfluß der politischen Parteien auf die Armee und auf die Vertretung ihrer Interessen durch einen Zivilkriegsminister zurück. „Niemals ist ein Volk so schlecht gerüstet in einen großen Krieg gestürzt worden. Mr. Bright und die Fabrikanten seiner Schule dachten schon lange, das sicherste Mittel, um England aus den europäischen Händeln zu halten, sei, daß es keine kriegsbrauchbare Armee habe. Und noch immer ist dies beim Alten. Ein Mann, der nicht Soldat ist, und vom Kriegswesen nichts versteht, wird aus rein politischen Gründen zum Kriegsminister gemacht. Früher oder später muß dies niederträchtige, alberne Verfahren das Land in ernste Ungelegenheiten, wo nicht ins Unglück stürzen . . . Die Generale und Generalstäbler, die in der Krim die englische Armee befehligten, waren größtenteils geschniegelte Pflastertreter und wußten von der Feldherrnkunst soviel und sowenig, wie von der Differentialrechnung. Das einzig Richtige, um derartigen Mißständen vorzubeugen, wäre, daß gelegentlich

---

[12]) The story of a soldiers life I, 92.

einige der verantwortlichen Minister aufgehängt würden; hoffentlich finden sie aber im Jenseits wenigstens die verdiente Strafe."

Aber war es denn anders unter Lord Wolseleys Regime vor Ausbruch des Burenkrieges? — Vernichtend lautet dann auch sein Urteil für die Gegenwart: „Wir sind in keiner Weise für den Krieg bereit und besitzen kein Ministerium, das diese Wahrheit zuzugestehen wagt, wiewohl sie allen einsichtigen Militärs bei uns und sicherlich auch jenen des Auslandes geläufig ist. Aber diese Wahrheit wird dem Volke sorgfältig verschwiegen." Vor wenigen Wochen sagte Lord Roberts im gleichen Sinne im Oberhause: „Die Lehren Südafrikas sind vergessen und ich stehe nicht an, festzustellen, daß unsere Streitkräfte durchaus ungeeignet und ebenso unvorbereitet für den Krieg sind, als 1899 und 1900". An Kopfstärke sei die heutige Armee zwar der von 1899 gleich, sie steht aber an Zahl der Offiziere hinter ihr zurück. „Wir haben im Kriege gegen die Buren schließlich gewonnen, weil der Feind an Zahl, an Manneszucht und an Organisation hinter uns zurückstand, aber mit einer Armee, wie wir sie hatten, würden wir nicht haben hoffen können, erfolgreich gegen einen Feind zu sein, der auch nur annähernd gleich stark und dabei ausgebildet und organisiert gewesen wäre, wie die Armeen der großen Militärmächte dies sind." „Die Männer, die während eines Friedens die Möglichkeit eines Krieges in Erwägung ziehen," fährt Wolseley fort, „sind bei den maßgebenden Politikern schlecht angeschrieben. Im Schoße des Friedens, des Überflusses und des Gedeihens ist es für leichtlebige Leute nicht angenehm, sich immer wieder sagen zu lassen, daß nur ein starkes Heer dauernd den Frieden aufrecht erhalten kann. Dieser Mangel an Vorbereitungen ist nicht den militärischen Autoritäten zur Last zu legen, sondern den am Ruder befindlichen Politikern. Ohne Zweifel würde es Geld kosten, die bewaffnete nationale Macht in einer ernsthaften Kriegsbereitschaft zu halten, aber es würde erheblich weniger kosten als die Unordnung bei irgendwo ausbrechenden Feindseligkeiten. Wenn der Krieg plötzlich da ist, wie dies zuletzt in Südafrika der Fall war, dann entdeckt die Nation plötzlich, daß nichts da ist, keine Kanonen, keine Munition, keine Sättel, kein Zaumzeug, keine Fahrzeuge usw., nichts von alledem, was eine Armee für ihre Kriegsbereitschaft braucht. Wenn die Dinge bei Beginn des Krieges schlecht gehen — und bei der augenblicklichen Art zu handeln, werden sie immer bei einem ernsten Kriege zuerst schlecht gehen —, so versucht der Politiker den Unwillen des getäuschten Volkes auf die militärischen Autoritäten zu lenken, und die, welche allein zu tadeln sein würden, machen es oft möglich, sich ohne persönlichen

Schaden aus der Affäre zu ziehen, nachdem sie den Strom der Mißgunst auf die Soldaten abgelenkt haben, die wohl im Amt, aber nicht an der Macht sind.“ Als dann Wolseley 1870 schnell und ohne große Kosten in Kanada am Red River einen bedenklichen Aufstand niederwarf, da führte er dieses darauf zurück, daß die ganze Unternehmung ohne Mitwirkung des Kriegsministers geplant und ausgeführt sei. Nur für Lord Cardwell, an dessen Seite er berufen war, an der großen Armeereform in den siebziger Jahren mitzuarbeiten, hat Wolseley Worte der Anerkennung: „Er war der einzige Kriegsminister, der etwas von militärischer Verwaltung verstand, und der eine feste Anschauung hatte, wie eine Armee für schnelle Mobilmachung organisiert sein müsse.“

Tatsächlich war nach der Organisation der Zivilkriegsminister das Haupt der Armee, der Oberkommandierende nur ein Puffer, ein Verbindungsrohr zwischen diesem und dem ‚Secretary of the State‘. Gewiß, diese Stellung war eines hervorragenden Soldaten unwürdig, das Heilmittel lag aber niemals in Änderung der Stellung des Oberkommandierenden, sondern nur in der des Kriegsministers. Der beste Ausweg aus dem Zwiespalt hätte sich geboten, wenn man dem Oberkommandierenden Sitz im Kabinett gegeben und ihm einen Generalstabschef und zur Vertretung der parlamentarischen Interessen einen Zivilkriegsminister beigeordnet hätte. Durchaus klar war, daß zwischen einem militärischen Oberkommandierenden und einem parlamentarischen Kriegsminister gewählt werden müßte. Da die Entscheidung im Parlament fiel, so war klar, daß die Armeereform nur auf eine Stärkung der Stellung des Kriegsministers herauslaufen konnte. Die Stellung des Oberkommandierenden wurde abgeschafft, dem Kriegsminister eine Anzahl beratender Ausschüsse beigegeben. Die Verwaltung des Heeres wurde zwei gleichgestellten Behörden überwiesen, dem Armeerat und dem Verteidigungskomitee, in letzterem hat der jeweilige Premierminister eine ausschlaggebende Stimme. Ein allerdings erst in der Zukunft sich geltend machender Vorteil scheint der zu sein, daß das englische ‚Defence-Committee‘ sich nach und nach zu einer Reichsbehörde auswachsen muß, in der die Vertreter der einzelnen Kolonien zeitweise oder dauernd Vertreter besitzen. Es würde hier zu weit führen, auf die Einzelheiten dieser Einrichtung einzugehen, hervorgehoben sei, daß die militärischen Mitglieder dem Verteidigungsausschuß nur zwei Jahre angehören sollen und nicht zu hohen Ranges sein dürfen. Der Einfluß des Parlaments in dieser Körperschaft ist hingegen durch den Premierminister und seinen auf fünf Jahre gewählten Sekretär ausreichend

gesichert. Auch auf den Armeerat ist der von seiner Partei abhängige Kriegsminister von Einfluß. Ganz unhaltbar ist aber die Stellung des neugeschaffenen Generalinspekteurs, die man als das letzte Zugeständnis an die Krone ansehen kann. Er kann besichtigen und berichtigen, ob aber der Armeerat auf seine Forderungen eingehen wird, ist eine andere Frage. Aber es darf auch nicht verkannt werden, daß mit dieser Reorganisation es gelungen ist, Kriegsministerium und Generalstab zu trennen, daß durch Scheidung der Verwaltungsgebiete es möglich geworden ist, einen wirklichen Generalstab zu schaffen. Der Nachteil der Neuordnung besteht darin, daß zu viel beratende, unverantwortliche Körperschaften gebildet sind, daß es aber an handelnden Persönlichkeiten fehlt, die durch Erfahrung und Charakter Einfluß auf das ganze Leben der Armee gewinnen können. Für die parlamentarische Vertretung hat die Neuerung den Vorteil, daß der Minister nicht mehr mit dem ihm an Erfahrung und Alter meist überlegenen ‚Commander in Chief' zu verhandeln haben wird, sondern, von einem ständigen Stab militärischer Berater umgeben, eher imstande sein wird, seine ausschlaggebende Stimme mit den Ansichten des Verteidigungsausschusses in Einklang zu bringen.

Auch in Indien sind durchgreifende Änderungen zu verzeichnen, seitdem dort Lord Kitchener im Jahre 1903 den Oberbefehl übernommen hat. Von allen englischen Besitzungen ist nur Indien einem Angriff zu Lande ausgesetzt. Lord Roberts wies in seinen Lebenserinnerungen darauf hin, daß Englands Stellung in Indien sich seit Niederwerfung des großen Soldatenaufstandes wesentlich geändert habe. Vorher sei England eigentlich die einzige europäische Macht in Asien gewesen, da es von Rußland durch ausgedehnte, unabhängige Staaten getrennt gewesen sei, jetzt sei aber Großbritannien infolge des unaufhaltsamen Vorschiebens der russischen Grenze zu einer Kontinentalmacht geworden, die ihre Grenzen auch mit kontinentalen Verteidigungsmitteln, d. h. mit einem großen Heere schützen müsse. Die Dinge haben sich für England weiter noch ungünstiger gestaltet, seitdem mit dem Anfange des Jahres 1905 zwei russische Bahnlinien von der Südostecke des Kaspi und von Orenburg bis dicht an die afghanische Grenze führen, weitere Bahnbauten in Persien in Vorbereitung sind und auch ein Verbindungsstrang zwischen Taschkend und der großen sibirischen Bahn geplant wird. Für Bemessung der Heeresstärke in Indien hat man im wesentlichen an den Grundsätzen festgehalten, wie sie nach Niederwerfung des großen Soldatenaufstandes festgesetzt wurden, gebrochen hat man nur mit dem Herkommen, der eingeborenen Armee eine schlechtere Waffe als den europäischen Truppen in die Hand zu geben. Festgehalten

wird aber, daß nicht mehr als zwei eingeborene Soldaten in Bengalen, drei in Madras und Bombay auf den Europäer kommen.[13]) Das ganz ungerechtfertigte Mißtrauen gegen die eingeborene Bevölkerung spricht sich darin aus, daß man es nicht für angebracht hält, eine kurze Dienstzeit mit einer starken aber im Lande verteilten Reserve einzuführen. Solange die Politik weiter verfolgt wird, die Bevölkerung zu entwaffnen und möglichst von kriegerischer Beschäftigung abzulenken, ist eine für den Kriegsfall wünschenswerte Ausdehnung des indischen Heeres ausgeschlossen. Vor allem fehlen für etwaige Neuaufstellungen die europäischen Offiziere. Das Ziel der Regierung muß sein, die Einheiten im Kriege durch vermehrte Rekruteneinstellungen vollzählig zu erhalten. Lord Kitcheners Verdienst besteht zunächst darin, daß er den Ersatz aus den militärisch weniger wertvollen Teilen des Landes eingeschränkt und die Armee so untergebracht und gegliedert hat, daß sie für eine Verwendung an der Nordwestgrenze Indiens, für einen Vormarsch auf Kabul und Kandahar bereitsteht. Es ist ihm ferner gelungen, die Zahl der verfügbaren Feldtruppen erheblich zu steigern. Denn während man bei einem Konflikt mit Rußland 1885 nur mit zwei Armeekorps rechnete, wird die indische Feldarmee jetzt auf 9 Divisionen mit 160000 Mann und 350 Geschützen berechnet, zu denen dann noch 8 Divisionen aus England stoßen sollten, sodaß Rußland bei Kabul etwa mit vier, bei Kandahar mit etwa 13 Divisionen zu rechnen hätte. Da die ersten englischen Truppen erst etwa sechs Wochen nach ausgesprochener Mobilmachung in Indien landen können, sind seitens der indischen Regierung Unterhandlungen mit den näher gelegenen Kolonien eingeleitet; zu welchem Ergebnis dieselben geführt haben, ist noch nicht zu erkennen.

Hierdurch scheint Indien nach außen völlig geschützt, im Lande ist aber so gut wie nichts zurückgelassen, sodaß nichts anderes übrig bleibt, als die englischen Milizen zum Besatzungsdienst heranzuziehen.

Die Arbeiten der konservativen Partei, die hier in großen Zügen dargestellt sind, haben sich durchweg in gesunder Richtung bewegt, die Führer haben die Krisis erkannt und zu bemeistern gesucht. Jetzt, wo der Stern der Konservativen zu erbleichen beginnt, da fragt man sich, ob die liberale Partei hierin ihre Erbschaft antreten wird. Das bleibt für England und Europa eine große und entscheidende Frage.

---

[13]) Vor dem Aufstand 36000 Europäer und 257000 Eingeborene.

Selma Lagerlöf und die Saga.

Von

H. Bonus.

Selma Lagerlöf, Gösta Berling; München, Langen (geh. 4.—, geb. 5.— Mk.). — Novellen und Erzählungen; Mainz, Fr. Kirchheim (2,80, geb. 4.— Mk.). — Jerusalem; 2 Bde., München, Langen (7.50, geb. 9.50 Mk.). — Die Königinnen von Kungahälla; ebenda (2.50, geb. 3.50 Mk.). — Eine Herrenhofsage; ebenda (1.50, geb. 2.50 Mk.). — Dasselbe unter dem Titel: „Ingrid"; Jos. Roth, München und Wien, Allgemeine Bücherei 9—10 (0.80 Mk.). — Christuslegenden; München, Langen (3.50, geb. 4.50 Mk.). — Herrn Arnes Schatz; ebenda (2.— Mk.). — Der Antichrist; ebenda (geb. 4 — Mk.).

Der schwedische Professor Levertin hat eine liebenswürdige Studie über Selma Lagerlöf geschrieben, erfreulich besonders dadurch, daß sie eine einschneidende Kritik mit einer Anerkennung verbindet, die Achtung und Liebe und selbst etwas wie Begeisterung verrät und erweckt.[1]) Schon gleich die ersten Sätze beweisen, daß der richtige Standpunkt für das Verständnis der Dichterin mit Sicherheit eingenommen ist: „Selma Lagerlöf ist die wunderbarste literarische Anomalie, die ich kenne. Was man ewig veraltet wähnt, hat sie erneut, was man längst überlebt und begraben glaubte, dem hat sie eine Auferstehung bereitet, die aller Herzen ergriffen hat." Am liebsten schriebe ich die darauf folgenden Sätze mit ab.

Indessen man kann auch sofort widersprechen: „Anomalie"? ist das richtig? Kann es richtig sein, kann jemals darin eine Anomalie liegen, daß Dinge aufwachen, die gewesen sind, die man aber „ewig veraltet", „längst überlebt und begraben" glaubte? Da doch ihre Auferstehung beweist, daß sie zu Unrecht für veraltet und überlebt galten? Ist das nicht der Begriff geradezu, den wir mit dem Wort Auferstehung verbinden, daß etwas zu früh oder zu Unrecht überwunden Gewähntes gegen seine Niederlegung protestiert? Sei es nun ein alter Klang, der verschollen geglaubt war, der aber jung in sich ist und deshalb aufwachen muß, so lange die Menschheit selbst jung bleiben will — mag

[1]) Die Literatur. Herausgegeben von G. Brandes. 7. Band: Selma Lagerlöf von Oskar Levertin. Übersetzt von Fr. Maro. Mit Bildern. Berlin, Bard, Marquardt & Co., kart. 1.25, Pergamenteinband 2.50 Mk.

sein, daß die Menschheit einmal wirklich alt wird, dann wird es nicht zu früh sein, das alte Lied zu begraben und dann wird es auch nicht mehr auferstehen, es ist nur die Frage, ob das, was dann Menschheit heißt, noch Menschheit ist — oder sei es eine neue Kraft, die von alten orthod-oxydierenden Gewalten im Rost gefangen wurde, und frisch und blank aufsteigt, wenn das Weltenschicksal zu schleifen beginnt.

Wie dem sei, eine Anomalie ist eine solche Auferstehung nicht, außer für den allerersten Blick, was denn Levertin auch wohl nur sagen wollte. Viel mehr ist dieses Wiederauferstehen alter Phantasiekraft, das Allergesetzmäßigste, Allernotwendigste, was uns jetzt kommen konnte, was man überall ersehnt, ja erwartet und fast gefordert hat — während sich in solchen Dingen nichts fordern läßt —, was auch durch die ganze europäische Welt hin am Werk ist.

Und auch das, daß gerade eine Frau es sein mußte, die diese Stimme so besonders rein und doch reich zum Ausdruck brachte, so, daß ihr Name fast eine Parole wurde, hat uns nur auf den ersten Blick als anomal, in der Tiefe aber als gesetzmäßig berührt. Wir haben stets gemeint und uns darauf gefreut, daß das Aufwachen der Frau ein Wiederaufwachen von Kräften und Stimmen bedeuten würde, die in unserer Gesamtkultur zum Schweigen gebracht sind, und deren Schweigen uns verarmt und verkünstelt. Und nun während die Parteien streiten, ob eine Frau jemals genial oder schöpferisch sein könne und während man Dichterinnen oder Malerinnen zu loben meint, wenn man ihre Kunst „männlich" nennt, kommt diese Frau und fängt unbekümmert, einfältig, fröhlich, ganz auf eigene Hand so etwas wie eine Art literarische Revolution an und bleibt doch ganz und gar Frau. Und nun will ich die bei Levertin folgenden Sätze doch herschreiben:

„In einer Zeit, die vor allem erfahren und alt erscheint, und deren Dichtung es, selbst wenn sie Jugend spielt, schwer fällt, die Fältchen an den Schläfen und das weltkluge Lächeln um den Mund zu verbergen, betrachtet sie die Welt wie ein zum ersten Mal aufgeschlagenes Märchenbuch und vermag das, was sie sieht, so zu erzählen, daß all die Alten und Überklugen rings im Kreise gleichfalls wie Kinder werden und an ihren Lippen hangen. In einer Zeit, wo die Wagschale der intellektuellen Berechnung die der Unmittelbarkeit überwiegt, ist sie eitel überquellende Phantasie und spricht einzig und allein aus ihres Herzens Einfalt — das Wort in seiner biblischen Bedeutung genommen. In einer Zeit des Zweifels und des Mißtrauens, die das Leben hart und unerbittlich anblickt, hat sie für alles Lebende jenes zärtliche Umfangen, jene liebes-

trunkene Begeisterung für Menschen, Tiere und Blumen, wie man sie beim heiligen Franziskus und anderen südländischen Heiligen mit dem Wesen glückberauschter Singvögel findet. All dies bildet zusammen eine Dichtung, die in Fehlern und Verdiensten etwas ganz Einziges ist und mit beinahe mystischer Originalität wirkt."

Wäre sie nur etwas „ganz Einziges", so könnte sie freilich eine Anomalie sein, wirkt sie aber „mit beinahe mystischer Originalität", so würde das eine Anomalie nicht können.

Das dritte Moment, das in dem Phänomen Lagerlöf gesetzmäßig berührt, ist, daß uns diese Stimme aus dem Skandinavischen kommt.

Wir hätten sie freilich eher aus Norwegen als aus Schweden erwartet. Und vollends macht es uns stutzig, wenn Levertin versichert, daß die Gösta Berling-Saga „zu dem Schwedischsten" gehöre, „was je gedichtet worden ist" (S. 329) oder (S. 79) daß die Quellen, die die Lagerlöf neu habe springen gemacht, „unendlich weit zurückreichen, bis in Schwedens ferne Vorzeit".

Ich vermute, daß Levertin hier eine etwas flüchtige Sprechweise möchte angeschlagen und „schwedisch" für „skandinavisch" gesagt haben. Denn was bedeutet „Schwedens ferne Vorzeit" literarisch? Die nordischen Völker haben ihre „ferne Vorzeit" literarisch auf Island verlebt. Tegnér und Geijer und selbst der Gelehrte des 17. Jahrhunderts, den Levertin anführt, können keine ferne Vorzeit repräsentieren. Und an der einzigen Stelle, an der Levertin wirklich von ferner Vorzeit spricht, weist er denn auch ganz richtig auf die „isländischen Erzählungen" hin, von denen sie und Björnson, der einzige moderne Dichter, der auf sie Eindruck gemacht und Einfluß gehabt habe, gelernt hätten. Dies scheint mir nun auch richtig. Man braucht nicht daran zu erinnern, daß ihre Heimat Vermland an der norwegischen Grenze liegt und daß es mindestens zur Zeit Haralds des Schönhaarigen noch für norwegisch galt; die literarische Herkunft aus der Saga genügt. Norwegen hat seine literarische Besonderheit darin, daß in ihm die Verbindung mit der ältesten Stammesdichtung mehr ist als eine patriotische Schrulle.

In der deutschen Lesewelt weiß man davon wenig. Bei uns gelten die Norweger literarisch noch zumeist als norwegisch schreibende Franzosen. Mag auch sein, daß es solche unter ihnen gibt. Die mag man dann auch wirklich zu den Franzosen rechnen. Sowie man Jan Mabuse oder Jan van Skorel nicht ernsthaft als niederländische Maler im charakterisierenden Sinne des Wortes bezeichnet, sondern als italienische. In der Hauptsache bedeutet das Urteil über den französischen Einfluß auf Nor-

wegen doch wohl nur, daß wir, was Kunst sein will, noch immer aus Paris haben müssen, seien es kronprinzeßliche Hochzeitskleider oder moderne Malerei oder eben norwegische Romane.

Wenn ich nicht irre, hat Björnson für sich und die hauptsächlichsten modernen Norweger die französische Abstammung rundweg geleugnet und sicherlich mit Recht. Wie sehr mit Recht, davon hat man in Deutschland keine Anschauung, weil man trotz Teutonismus und Urgermanentum die einzige germanische Literatur alten Stils, die wirkliche Bedeutung hat, nicht kennt — die Sagaliteratur. So sehr nicht kennt, daß man nicht einmal weiß, was „Saga“ heißt. Wenn freilich Levertin nicht mehr von der Saga weiß, als er verrät, und wenn seine Kenntnis für Schweden typisch ist, so weiß man in Schweden davon auch nicht mehr als in Deutschland. Darüber müssen wir noch sprechen.

* * *

Die letzten drei Ynglinger in Schweden kamen nicht im Kampfe oder an Krankheit um, sondern auf andere und außerordentliche Weise. Und das ging so zu:

König Onund der Wegebrecher war ein milder, vielgeliebter Herrscher. Damals war Schweden noch fast ganz Waldland. Onund legte Wege über Odwälder, Gebirge und Sümpfe. Tief in den Wäldern fand man bei dieser Arbeit baumloses Land und dort wuchsen ganze neue Gaue. Er richtete Königspfalzen in allen Gauen auf und durchzog das Land. Einst zog er einen Weg, da wo es Himinheide heißt. Das sind Bergtäler und das Gebirge steht drohend auf beiden Seiten. Es war viel Regen gefallen und vorher hatte lange Schnee auf den Felsen gelegen. Da hub ein Gleiten zu Häupten der Männer an und führte Geröll- und Lehmmassen über sie, daß Onund Wegebrecher allda den Tod fand und viel Gefolge mit ihm.

Sein Sohn Ingjald erhielt den Namen Illrada, das ist der Böses im Schilde führt. Man erzählt, daß er als Knabe auf einem Opferfest bei den Upsalir, das sind die Hochsäle — das heutige Upsala — mit anderen Knaben, Söhnen eines Unterkönigs, Kampfspiele hielt und verlor. Da weinte er. Sein Pflegevater sagte, das sei eine große Schande, daß er schwächer sei als andere. Er ließ am andern Tage einem Wolfe das Herz herausnehmen und am Spieße braten. Das gab er Ingjald dem Königssohn zu essen. Darnach wurde er der grimmigste und schlimmste unter den Menschen.

Zu Upsala waren die Opfer, da saßen die Oberkönige, da wurde der Thing der Schweden gehalten. Es gab damals viele Unter- und Gaukönige im Lande. Die kamen zu den Opfern nach Upsala.

Sie kamen auch als nun Ingjald das Erbgelage hielt. Ingjald ließ dazu einen neuen Saal bauen, ebenso groß und prächtig, als der Upsaal war. Darin ließ er sieben Hochsitze errichten und nannte ihn den Siebenkönigssaal. Er selbst mit seinen Leuten saß im Upsaal.

Zu jener Zeit war die Sitte: Wenn ein König oder Jarl das Erbe antreten wollte, und das Erbgelage hielt, so mußte er auf einem Schemel zu Füßen des

Hochsitzes Platz nehmen und durfte ihn nicht eher verlassen als bis der Becher hereingetragen ward, den sie den Bragibecher nannten. Im Angesicht des Bechers mußte er aufstehen und ein Gelübde tun, darnach den vollen Becher trinken. Dann bestieg er den Hochsitz wie sein Vater vor ihm und damit hatte er das Erbe in Empfang genommen.

Nun geschah es, daß als der Bragibecher hereinkam, König Ingjald sich erhob und das große Tierhorn entgegennahm und darauf diesen Schwur tat: daß er sein Reich ein halb mal größer machen wolle nach jeder Himmelsrichtung als es sei, wo nicht, so wolle er sterben. Darnach trank er das Horn.

Am Abend aber, als alles Volk trunken war, ließ er den Siebenkönigssaal umstellen und Feuer an ihn legen. Also verbrannten darin die Könige mit allen ihren Mannen; wer aber den Ausgang gewann, ward erschlagen. Darnach unterwarf sich König Ingjald die Reiche der Könige und erhob Schatzung darin.

Von den Geladenen war einer nicht gekommen, König Granmar von Sudermannaland. Als er erfuhr, was geschehen war, glaubte er zu wissen, daß ihm große Vorsicht nötig sei.

In jenem selben Sommer kam König Hjörward der Ylfing nach Schweden und legte ganz in der Nähe der Stelle an, wo König Granmar sich befand. Als der König das erfuhr, lud er ihn mit seinem ganzen Gefolge zum Gelage ein. König Hjörward nahm das gerne an, denn er hatte in Granmars Reiche nicht geheert.

Nun war es bei den Festlandkönigen Sitte, daß man paarweise, Mann und Weib, trank, jenachdem man sich gewogen war, die Überzähligen aber zusammen. Bei den Wikingern dagegen war Sitte, daß man Genossenschaftstrunk tat, alle miteinander.

König Hjörward und König Granmar saßen auf Hochsitzen, die einander gegenüber errichtet waren.

Da rief König Granmar seine Tochter Hildigunn, den Gästen Meth zu reichen. Sie war die lieblichste unter den Weibern. Sie nahm einen Silberkelch und füllte ihn und ging und trat vor den König Hjörward und sprach: „Allen Ylfingen Heil zu Rolf Krakis Minne.“ Darnach trank sie den Kelch zur Hälfte und reichte ihn König Hjörward. Der ergriff den Kelch und ihre Hand zugleich und bat sie, sich neben ihn zu setzen. Sie sagte, das sei nicht Wikinger Sitte. Hjörward antwortete, da sei eher zu erwarten, daß er die Wikinger Sitte fahren lasse, als daß er nicht mit ihr trinke. Da setzte sich Hildigunn zu ihm und sie tranken zusammen und sprachen viel mit einander, so lange der Abend währte.

Am folgenden Tage warb König Hjörward um Hildigunn und sie wurde ihm gegeben. Er aber blieb bei König Granmar, der keinen Sohn hatte, um das Reich verteidigen zu helfen.

Noch im selben Herbste rüstete Ingjald und die Könige desgleichen. Ingjald zog ein ungeheures Heer aus allen den unterworfenen Reichen zusammen. Er war in großer Übermacht als er im Feindesland anlegte. Aber als man sich noch gar nicht lange geschlagen hatte, da wandten sich die Häuptlinge der unterworfenen Reiche mit ihrem ganzen Heere zu den Schiffen. Da kam König Ingjald in große Not. Voller Wunden und fliehend erreichte er noch die Schiffe. Seine besten Leute fielen.

So zog König Ingjald nach Upsala zurück und war übel zufrieden mit seiner Fahrt. Auch dünkte ihm, daß das Volk aus den unterworfenen Ländern nicht allzu treu erfunden wäre.

Darnach ging lange Zeit Unfriede hin und her, bis endlich ein Friede zustande kam; der sollte währen solange die drei Könige lebten, und das ward mit Eiden und Treuen gebunden.

Im Frühjahr darauf fuhr König Granmar nach Upsala, der Sitte gemäß zum Sommer zu opfern und daß Frieden bliebe. Aber der Opferspahn fiel ihm dort so, als sollte er nicht mehr lange leben.

Als es Herbst wurde, waren die Könige auf einer ihrer Pfalzen auf einer Insel zum Gelage. Da kam des Nachts König Ingjald mit seinem Heere. Er erreichte unvermerkt das Gehöft und verbrannte sie mit allen ihren Leuten. Darnach unterwarf er sich ihr ganzes Reich.

Es geht die Rede, daß Ingjald zwölf Könige zu Tode brachte, alle im Frieden mit Hinterlist. Davon erhielt er seinen Namen Illrada, wie geschrieben ist.

Er hatte zwei Kinder, Asa und Olaf. Den Olaf ließ die Königin in Westergantland erziehen. Er ist der, der später den Beinamen Tretelgja, das ist der Zimmerer, erhielt.

Asa wurde dem Könige Gudröd von Schonen gegeben. Sie hatte den Sinn ihres Vaters und erhielt denselben Beinamen. Sie stiftete ihren Gemahl an, seinen Bruder zu töten. Darnach bereitete sie ihm selber den Tod. Alsbald kam Ivar, Gudröds Neffe, zur Rache herauf nach Schweden.

Asa Illrada war zu ihrem Vater gezogen, der saß damals zu Räning zum Gelage, als er die Ankunft Ivars erfuhr.

Da war König Ingjald in Not. Er sah, daß er nicht stark genug war, sich mit Ivar zu schlagen; wollte er aber fliehen, so sah er klar vor sich, daß sich von allen Seiten Feinde über ihn herstürzen würden. Da faßte er mit Asa zusammen den Entschluß, der berühmt geworden ist. Sie machten ihr Volk tottrunken und legten darauf Feuer an den Saal. Da verbrannte die Halle und alles Volk, das darinnen war, und Ingjald der König und Asa.

So singt Tjodolf:

Aber dem Ingjald
Ins eigene Leben
Trat nun Feuer
Und Rauch zu Räning.
Wie der heimliche Dieb,
Auf feurigen Sohlen
Stieg es heran,
Stand gegenüber

Plötzlich dem König.
Was nutzt ihm, daß Götter seine Ahnen!
Da schien allem Volk
Zum ersten Male
Gerecht der König,
Da er das eigene
Leben, das freche,
Im Feuer erstickte.

Als König Ingjalds Sohn Olaf den Tod seines Vaters hörte und von Westergantland aus heraufzog, da erhob sich das Volk in Schweden einmütig, um dieses Geschlecht auszurotten. Olaf wich nach Westen hin aus und zog mit seinem Gefolge Waldwege, bis sie an den Strom kamen, der da von Norden in den Wenersee fällt und Elf heißt. Dort blieben sie und begannen zu roden und zu brennen und wieder zu bauen. Da entstanden weite Gaue. Und das nannten sie da Vermaland, das ist warmes Land. Da waren gute Landnahrungen.

Als sie aber in Schweden erfuhren, daß Olaf Wälder rode, da lachten sie und nannten ihn Tretelgja, den Zimmerer.

Inzwischen kam Ivar ins Land, der den Namen Vidfadmi führte — das ist der Weitfassende. Er unterwarf Schweden und vereinigte es seinem weiten Reiche,

das Dänemark, das ganze Ostreich, das ist die russische Küste, einen Teil Sachsens und ein Fünftel Englands umfaßte. Da mußten nun viele Leute in die Acht vor Ivar. Und da sie von den neuen guten Landnahrungen Olafs in Vermaland hörten, so zogen sie zu ihm. Das war eine so große Menschenmenge, daß das Land nicht faßte, was geboren wurde, und Fruchtmangel und Hunger entstand. Sie rechneten das dem Könige an, so wie die Schweden gewohnt sind, gute und böse Zeit ihrem Könige anzurechnen. Da nun Olaf kein großer Opferer war, so schoben sie den Fruchtmangel darauf, zogen ein Heer zusammen, überfielen den König und verbrannten ihn in seinem Gehöft. Sie weihten ihn dem Odin und opferten ihn für Fruchtbarkeit. Das war am Wenersee.

So singt Tjodolf:

Feuer wirft goldenen Schein auf den Meth des Gelages,
Feuer frißt gierig die Leiche Olafs des Wälderkönigs.
Rauch verhüllet die Glut,
Rauch des Urwaldriesen Sohn
Löst die Gewande dem König.
So schied der alte Name
Hoher Könige Geschlecht
Von Upsala vorlange.

* * *

Dies ist die Saga von der Entstehung Vermlands. Wir haben sie erzählt, weil dieses Vermland die Heimat der Dichterin ist und so auch die Heimat ihres ersten Buches, der Gösta Berling-Saga.

Und dann, weil diese Geschichte von der Entstehung des Landes fast wie ein Symbol ist von der Entstehung ihrer Dichtung. Sie selbst könnte sie in ihren Christuslegenden erzählt haben als die Geschichte von der Entstehung eines seelischen Landes. Dieses, wie Onund einen ersten Kampf mit der Natur führt, um ihren stumpfen Widerstand zu brechen, wie er Wälder, Gebirge und Sümpfe in Banden schlägt — erste Kulturarbeit. Aber die Natur ist stärker. Die Menschen segnen ihn wohl; aber Stein- und Schneemassen stürzen sich über ihn, während er einen seiner Wege zieht. Sein Sohn Ingjald versucht es umgekehrt. Er will den Widerstand der Menschen brechen und nimmt die wilde Naturkraft des Feuers zu Hilfe. Es ist die Politik mit noch ungefügen Mitteln. Zwölf Könige, erzählten die Menschen, habe er verbrannt, alle mit Hinterlist mitten im Frieden. Schließlich von seinem Volk und allen Menschen verflucht, entfesselt er das Feuer gegen sich selbst. Olaf der Zimmermann, der Erbe des aufgespeicherten Hasses, der Träger des Fluchs, zieht in die Wildnis und er gründet sich ein Reich nach innen. Man lacht über das Königreich des Zimmermanns. Doch gibt es goldene Tage und die alte Fruchtbarkeit kehrt wieder. Aber es ist, als hätte er nicht genug gegeben, indem er sich selbst nicht mitgab. Sein Volk opfert ihn dem höchsten Gotte um gute Ernte.

Das sind eigentümlich mystische Zusammenhänge. Ganz wie die Nordländer überhaupt und Selma Lagerlöf im besonderen sie lieben. Sie laden ein dazu, sich in sie zu versenken, sie typisch auszudichten.

Man kann es sich vorstellen, wie die Dichterin, falls ihre Phantasie einmal an der Ingjaldgeschichte hängen bleiben sollte, wie sie dabei verweilen würde, die grimmige innere Notwendigkeit zu schildern, mit der Ingjald als dreizehntes Königsopfer sich selbst zum Feuertod verurteilt.

Und hierbei mag nun von dem die Rede sein, was die Dichterin mit der Saga verbindet und was sie von ihr trennt.

Die Saga gibt den Stoff der Geschichte, wie er jahrhundertelang durch die Phantasie eines naiven jugendlichen, aber nachdenklichen Volkes gegangen ist. Auf dieser Wanderung ist dieser Stoff immer wieder vereinfacht und stilisiert, das Typische und Befehlende, das sich in ihm ahnen ließ, betont, das Zufällige zurückgedrängt oder dienstbar gemacht worden. Wie es nun aber eine Mehrheit von Menschen ist, in der er erzählt wurde und die an ihm formte, in gewisser Weise das ganze Volk, und auch im engeren Sinne doch eine große Reihe von nebeneinanderstehenden und aufeinanderfolgenden „Sagamännern", so ist er nun von den verschiedensten Seiten her in dieser symbolisierenden, typisierenden, stilisierenden Weise angeschliffen worden. Schließlich gleicht er einem kostbaren Gestein mit vielfach gebrochenem Glanz.

Wir haben vorhin eine Deutung der Ingjaldgeschichte zu geben versucht, das eine Mal im Zusammenhang der drei Ynglinger, in denen dieses Geschlecht sich vom Upsalaboden loslöst und über Vermland nach Norwegen hinübergreift, wo ihm dann die großen Einwaltkönige Harald der Schönhaarige, Olaf Tryggvason und Olaf der Heilige entsprießen. Das andere Mal sahen wir die Ingjaldgeschichte mehr für sich, psychologisch an. Beide Deutungen gehen nicht ganz zusammen. Bei jeder treten andere Momente in den Vordergrund, andere entfallen ganz.

Man könnte die Geschichte auch unter dem Gesichtspunkt anschauen, wie Ingjald wird, was er nachher ist. Es würden dann wiederum ganz andere Elemente in den Vordergrund treten, zum Teil solche, die wir Raumersparnis halber in unserer Übersetzung weggelassen haben: wie der schüchterne Knabe, der Sohn eines vielgeliebten Vaters, beim Spiele weint, wie sein Erzieher, der König Svipdag — „der Blinde" wird er genannt — ihm die Wolfsgesinnung einflößt. Man vermutet, daß der Vater dem etwas weichen Knaben diesen Erzieher als Gegengewicht mit Absicht ausgesucht haben möge. Wie ihm eine Frau gesucht wird, die Tochter des Königs Algot; dieser aber gibt sie ihm gern, denn an König Önunds

Sohne könne sie nur einen guten Gemahl bekommen. Wie unter den Königen, die er beim Erbgelage verbrennt, vor allem die sind, im Wettstreit mit denen er einst geweint hat, dann aber nicht zuletzt König Algot, seines Weibes Vater. Bei der Verbrennung aber tauchen als Helfershelfer wieder auf König Svipdag der Blinde und seine Söhne. Wie sein Weib ihrem Sohne Olaf in ihrer Heimat eine Erziehung aussucht, und er des Großvaters Gesinnung erbt usw.

Wer nun entscheiden sollte, welche dieser Deutungen dem Sinn der Saga am nächsten komme, wäre in Verlegenheit. In der Saga werden eben die einen Elemente mit gleicher Wichtigkeit vorgetragen wie die anderen. Das ist die Vieldeutigkeit der Saga, die etwas von der Vieldeutigkeit des Lebens hat.

Wer mit starkem Bewußtsein lebt, der weiß, daß er das eigene Leben ohne jede Absicht und meist auch ohne es selbst zu wissen, auf sehr verschiedene Weise in sich, in seiner Phantasie, in seiner Lebensauffassung, in seinem Gefühl trägt. Er weiß, daß jenachdem diese oder jene Erlebnisse oder Stimmungen ihn so oder anders aufschließen, eine ganz andere Kette von Erlebnissen vor seinem inneren Auge symbolisch aufleuchtet. Er sieht sein Leben im Lichten, er sieht es auch im Schatten, er sieht es zuversichtlich und manchmal wiederum zweifelnd. Es gibt Augenblicke, wo durch Nebel und gleitende Schatten eine göttliche Schöpfung sich enthüllen zu wollen scheint; und wiederum solche, in denen alles als Zufall und wie eine große Albernheit herauskommt. Es ist nicht das Ideal, daß der Mensch sich zwinge, eins dieser Selbstporträts auf Kosten der anderen durchzusetzen, sondern sie alle sind nötig, sind wie Schleifflächen, in denen der Mensch von den verschiedenen Seiten aus sein inneres Wesen herausstelle.

Und hierin nun eben gleicht die Saga dem Leben. Es ist nicht so, daß etwa der Leser die symbolischen Beziehungen nur hineinlese; einige natürlich, die wir darin lesen, sind nicht so, wie wir sie sehen, drin. Dafür andere um so deutlicher. Und sie sind auch mit offenbarem Bewußtsein vom Erzähler empfunden. Aber niemals wird der Sagaerzähler das verraten. Dazu ist der künstlerische Instinkt viel zu mächtig in ihm. Er wird stets so erzählen, als berichte er die einfachsten Dinge von der Welt und als hätte er auch kein anderes Interesse daran, als eben geschehene Dinge aufzuzeichnen und aneinanderzureihen. Und wie so der Leser von Zug zu Zug, Geschehnis zu Geschehnis weiterschreitet, fügt sich ihm innerlich das große Bild mit den lebendigen Beziehungen.

Hier ist nun Gleichheit und Unterschied zwischen der Saga und der Dichterin. Ganz offenbar ist die Dichterin darauf aus, in der Geschichte

zu bleiben, nicht aus der Bühne heraus zu sprechen, nur darzustellen, nicht aber die Darstellung auch noch zu deuten. Darin ganz Stil der Saga. Andererseits — und das ist der Unterschied — ist sie geneigt, nur einen Zug, nur eine Beziehung zu sehen, auszubilden und alleinherrschend zu machen. Ich könnte mir vorstellen, wie sie in der Ingjaldgeschichte ohne das geringste psychologische Räsonnieren rein darstellend die Feuerphantasie gestalten würde. Der Mann kann nur noch in Feuer denken. Es ist sein Allheilmittel in allen Verlegenheiten. Eine an sich große Idee schwebt vor: es ist schon die Einheitsidee, welche die Ynglinger nachher in Harald dem Schönhaarigen und den Olafen so hoch hebt, die sich hier meldet! — Wie er nun durch diese Feuer, die er dieser Idee entzündet, den Haß immer stärker rings um sich her zum Aufflammen bringt. Und wie er dann in der letzten Not in seiner vom Feuer erfüllten Phantasie einfach nichts anderes findet als Feuer. Wie endlich diese Feuerphantasie um sich gegriffen hat und aus dem Volke heraus über dem unschuldigen Sohn zusammenschlägt. Das Tragische, das darin liegt. Dies alles würde sie darstellen und zu vollendeter durchsichtiger Gestalt bringen. Aber das Vieldeutige, Schillernde, vielfach Gebrochene des Glanzes in der Saga würde nicht drin sein.

Ich möchte das des näheren noch an einer Geschichte zeigen, die ihr mit der Saga gemein ist, der Geschichte von der stolzen Sigrid und dem König Olaf Tryggvason. Hierfür muß ich ein neues Kapitel beginnen. Inzwischen möchte ich noch kurz auf die Saga zurückkommen und auf das Mißverständnis, das sich in Deutschland ganz allgemein an diesen Namen heftet, und das auch bei Levertin zu meiner Verwunderung vorliegt.

Lagerlöfs „großes Erstlingsbuch“ — die Gösta Berling-Saga — — „ist nämlich nicht nur eine altertümliche Saga, es ist auch ein altertümlicher Roman, und darin nicht halb so gut“ — eine sehr treffende Kritik. „Die Saga und der Roman,“ fährt Levertin fort (S. 21), „haben eine ganz verschiedene Art, mit den Dingen umzuspringen.“ Auch das kann noch richtig sein. Die Saga steht immer und während der ganzen Dauer der Erzählung in den Ereignissen, die dargestellt werden. Der Roman steht außer ihnen. Das heißt, um kein neues Mißverständnis aufkommen zu lassen, die Saga erzählt die Ereignisse von außen im Tone des Berichterstatters, sie spricht sich aber niemals neben der Erzählung über die Dinge aus, wie es der Roman fortlaufend tut oder zu tun geneigt ist — auch in seinen höchsten Formen, z. B. bei Goethe. Darin ist die Saga eine ästhetisch stärkere Gattung. Ich könnte die merkwürdigsten Beispiele

dafür geben, wenn der Raum es zuließe.[2]) Nun fährt Levertin fort: „Die Saga läßt alle Ereignisse, auch die unglaublichsten, gelten, wofür sie gelten können, und es fällt ihr nicht ein, sie erklären zu wollen — der Roman will den Zusammenhang von Seelen und Taten zeigen.“ Stünde diese Bemerkung nicht im festen Zusammenhang mit dem, was Levertin über die isländische Saga, Björnsons und der Lagerlöf gemeinsame Anregerin, gesagt hat, so würde ich an einen Übersetzungs- oder Druckfehler denken. Denn gerade dieser Gegensatz zwischen Saga und Roman ist der denkbar falscheste. Er trifft zu für das, was wir gewöhnlich Sage nennen. Er trifft zu für die vorisländische keltisch-irische Sage, deren Form für die isländische vorbildlich gewesen sein soll.[3]) Er trifft auch zu für die Verfallzeit der Saga, als die keltisch-deutschen Konzeptionen eindringen und die romantischen Sagas entstehen.[4]) Gerade aber für die Glanzzeit, die eigentlich kassische Zeit der Saga, trifft er nicht zu. Für diese Saga ist vielmehr gerade dies charakteristisch, daß nichts erzählt wird, was der Sagamann für irgendwie unglaublich hielt. Daß

[2]) Wer es näher verfolgen mag, der lese etwa Kapitel 2—4 der Färeyinga-Saga (mit deutscher Übersetzung herausgegeben von Rahn und Mohnike; Kopenhagen 1833) und achte darauf, wie bis zum letzten Augenblick nicht gesagt ist, von wem der Diebstahl ausging, dessen weitere Behandlung den Thrand so reich macht. Erst indem der Leser die seltsame Geschichte in der Phantasie herumwirft, findet er die Lösung. Gesagt ist sie nirgends; und wer sie bestreitet, hat ebenso recht. Ganz wie in der Wirklichkeit.

[3]) In beiden wird die Prosa durch Verse unterbrochen, was aber auch in Indien, in Arabien und noch heutigen Tags, wenn auch seltener, in den Märchen aller Völker vorkommt. Bedenkenswerter wäre schon die stark dialogische Form, die beiden gemein ist. Alles andere steht im äußersten Gegensatz zueinander. Eine Anschauung von der irischen Sagenwelt gibt die vorzügliche Sammlung von „Sagen aus dem alten Irland“, welche Rudolf Thurneysen in deutscher Übersetzung bei Wiegandt und Grieben 1901 hat erscheinen lassen (6.— Mk., geb. 7.— Mk.). Orientierende Vorbemerkungen versetzen in den jeweiligen Zusammenhang und vermitteln die zum Verständnis nötigsten Kenntnisse. Beim eigentlichen Genuß läßt man sie natürlich besser weg. Ich möchte diese Originaldichtungen mehr empfehlen als die sogenannte keltische Renaissance der Fiona Macleod, die etwas für meinen Geschmack unerträglich Gespreiztes und Unechtes, Talmiartiges hat. Wer nun den Gegensatz der keltischen und der isländischen Erzählung recht nahe beieinander haben will, der schaffe dazu an aus demselben Verlag „Die Geschichte vom Hühnerthorir, eine altisländische Saga übersetzt von Andreas Hensler,“ 1900 (2.— Mk., geb. 3.— Mk.), mit guter, wenn auch im einzelnen sehr bestreitbarer Einleitung vom Übersetzer. Angreifbarer sind die Übersetzungen nordischer Sagas, welche F. Khull hat erscheinen lassen; doch empfehle ich: „Die Geschichte des Skalden Egil Skallagrimsson (wenn auch nicht „für die reifere Jugend“), 2. Aufl.; Wien, Karl Gräser, 1898. — „Die Geschichte Palantokis und der Jansburger“; ebenda 1892. — „Das Leben König Olafs des Heiligen“; Graz, Styria, 1895. — „Viga-Glum“; Graz, Leuschner & Lubensky, 1888. (Diese Khullschen Übersetzungen sind für wenig Geld zu haben.)

[4]) Für welche als besonders gutes und hochstehendes Probestück die Fridthjofs-Saga genannt sei (übersetzt von Poestion, Wien 1879 u. ö.).

natürlich der heidnische oder eben angechristete Isländer der Zeit vom 10. bis 13. Jahrhundert, der diese Sagas erzählte und schließlich niederschrieb, andere Dinge für glaublich hielt als unsereins, tut nichts zur Sache. Die Zurückhaltung gegenüber dem Außergewöhnlichen und Übertriebenen ist für die isländische Glanzzeit das durchaus Charakteristische. Und dem Leser wird sie auch in der Saga von der Entstehung Vermlands aufgefallen sein. Was die Saga gelten läßt, das läßt sie in demselben Sinne gelten, wie der moderne Roman — weil sie es für wahr hält. Auch ist übrigens für die Lagerlöf und ihren Stil eher die Unerschrockenheit charakteristisch, mit der sie Unglaubliches gelten läßt, als das Gegenteil. Andererseits ist nun der straffe „Zusammenhang von Seelen und Taten" das Allercharakteristischste für die isländische Saga. Es ist das, was dieser Literatur einen ganz einzigartigen Platz in der Weltliteratur sichert. Es gibt vollendete Meisterstücke psychologischer Schilderung in ihr (z. B. das 55. Kapitel der Egils-Saga), stets so, daß die Psychologie nicht erläutert wird wie im Roman, sondern in der Situation, im Benehmen und Sprechen der Personen kenntlich wird.

Nein, diese Levertinsche Gegenüberstellung ist verfehlt. Was sie meint, ist auch wohl etwas anderes und dann auch völlig in Ordnung. Selma Lagerlöf stellt gern ein besonderes psychologisches Problem in den Mittelpunkt, und in diesen Problemen und ihrer Lösung ist sie nicht immer völlig glücklich. Da erliegt sie, wie Levertin ganz richtig bemerkt, besonders zu Anfang jener Scheinpsychologie der älteren Sensationsromane, „deren Hauptregel war, daß jede Ursache die denkbar größte Wirkung haben mußte. Eine edle Frau wurde von ihrem Geliebten betrogen, schwupps mußte sie in den Schlamm hinabsinken und sich an dem ganzen Männergeschlecht als ein Vampyr rächen; ein Schurke wurde auf seinem verbrecherischen Pfad von der Unschuld eines Kindes entwaffnet und mit einem Zauberschlag in eine Lichtgestalt verwandelt. Billiger tat mans nicht". Von dieser Psychologie hat die Saga nichts, während Selma Lagerlöf nicht völlig frei von ihr ist.

Indessen wir wollen mit dieser kritischen Bemerkung nicht schließen, und deshalb sei abschließend zitiert, was Levertin wenig später sehr mit Recht ihr als Lob zuerkennt: „Von Natur gehört sie sicherlich zu den reichsten Dichtertemperamenten unserer Literatur. Schon von Anfang an finden sich in ihr drei selten friedlich zusammenhausende Gaben vereint: eine unerschrockene, visionäre Einbildungskraft, fließende ursprüngliche Erzählergabe und ein Reichtum des Gefühls, das alles, Lebendes wie Totes, in einer Umarmung von tiefer milder Menschlichkeit umfangen muß."

Die russische politische Presse im November 1905.

Von

George Cleinow.

Das Manifest vom 17./30. Oktober hat naturgemäß den stärksten Eindruck auf die feinfühligsten Organe der russischen Gesellschaft gemacht. Unter ihnen kann wohl die Presse als das empfindlichste bezeichnet werden. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sich gerade in der Presse während der letzten vierzehn Tage eine so umfassende Veränderung vollzogen hat, daß man glauben könnte, die Zeitungen von heute und von vor drei Wochen würden in Rußland von zwei ganz verschiedenen Gesellschaftsgruppen geschrieben. Und doch sind es genau dieselben Menschen wie früher. Dabei ist die Umwandlung so schnell und so gründlich vor sich gegangen, daß wir schon heute einen Überblick haben darüber, was wir von den einzelnen Organen der russischen Presse in der nächsten Zukunft zu erwarten haben.

Was wir früher an der russischen Presse am meisten zu beklagen hatten, war ihre Unaufrichtigkeit.[1]) Wir wissen, daß diese Unaufrichtigkeit eine erzwungene war und durchaus nicht auf Charaktereigentümlichkeiten des Slaven oder Semiten zurückgeführt werden darf. Die Handhabung der Zensur legte dem schreibenden Teil der Gesellschaft eine derartige Fessel auf, daß an einen wahren Ausdruck der eigenen Meinung nur dann gedacht werden konnte, wenn diese Meinung mit der gerade von der Regierung als richtig anerkannten übereinstimmte.

Aber auch dann war es gefährlich zu schreiben; denn der Autor brauchte nur irgend einen Senator oder auch nur einen ganz geringfügigen „Beamten für besondere Aufträge", der mit einem Senator verwandt ist, verletzt zu haben, um dadurch in die Gefahr zu geraten, von der Zensur hochnotpeinlich zur Verantwortung gezogen zu werden. Diese Verhältnisse haben zur Ausbildung eines Stils geführt, der den Leser nötigte, den Sinn des Geschriebenen zwischen den Zeilen zu suchen.

---

[1]) Die Presse vor dem Manifest versucht ein Feuilleton in Nr. 1025 und 1027 der „Kölnischen Zeitung" aus meiner Feder zu kennzeichnen.

Es gab Leute, die — besonders von der „Nowoje Wremja" sehr gut bezahlt — in dieser Richtung eine Übung hatten, daß eigentlich jeder Leser aus einem Artikel dasjenige herausfinden konnte, was seinem Geschmack gerade zusagte. Daß eine solche künstlich gezüchtete Unaufrichtigkeit tief demoralisierend nicht allein auf die schreibenden Kreise, sondern auch auf das lesende Publikum wirken mußte, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Bemerkt aber muß sein, daß für den ausländischen Politiker oder Zeitungskorrespondenten, der die einzelnen Federn nicht zu bewerten vermochte, durch diese Schreibweise die große Gefahr entstand, zu falschen Schlüssen über die Stimmung in der russischen Gesellschaft zu gelangen.

Das hat aufgehört. Die Presse schickt sich an, von dem einzigen Vorteil des Zensurdruckes, der in der Ausbildung einer erstaunlichen Biegsamkeit der Sprache lag, Nutzen zu ziehen. Der Zeitungsschreiber kann seine Stilgewandtheit dazu gebrauchen, um das auch in schöner Form zu sagen, was er denkt, ohne sich vor tausend Fußangeln fürchten zu müssen. Das ist wohl der Hauptgrund für die Tatsache, daß wir durchgehends, mit Einschluß selbst der kleinsten Lokalblätter, in den Zeitungen einen recht guten, leicht faßlichen Stil finden. Die langen, den Sinn verschleiernden Sätze scheinen zu verschwinden, und mit wenigen gewählten Worten sagen uns die Politiker und Publizisten, was sie denken.

* * *

Die bedeutendste und einflußreichste Blätter-Gruppe bezüglich ihrer Zahl und der in ihr vertretenen Intelligenz, wird gebildet durch die Presse der demokratischen Bürgerparteien. Sie ist wieder einzuteilen in zwei Gruppen: die höher stehende politisch-literarische und die händlerische. Die Blätter links von Rußkija Wjedomosti möchte ich zur ersten, diejenigen rechts zur zweiten Gruppe rechnen.

An der Spitze der ersten Gruppe steht das bekannte Moskauer Blatt „Rußkija Wjedomosti". Es zeichnet sich vor allen andern Blättern aus durch seine hervorragend sachlichen Berichte über das Ausland. Zum Verständnis dieser Bemerkung muß darauf hingewiesen werden, daß die russische fortschrittliche Presse bisher auf der einen Seite große Sympathien für England und auf der anderen für die Entwicklung des Sozialismus hatte. Ich erkläre mir die Zuneigung zu England aus zwei Gründen: England ist der älteste parlamentarisch regierte Staat; es ist dasjenige Land, dessen Bürger sich durch Jahrhunderte währende Arbeit auf allen Gebieten die größten politischen Freiheiten errungen haben, und der eng-

lische Parlamentarismus wird von den russischen Konstitutionalisten als der Gipfel der für Rußland erreichbaren Wünsche betrachtet. Diese Zuneigung hat zu einer intensiveren Beschäftigung mit der englischen Literatur und zum Studium der Geschichte des Landes geführt. Ferner ist England stets gastfrei gegen die Vorkämpfer des russischen Fortschritts gewesen; nur in ganz ausnahmsweisen Fällen hat es sich zwingen lassen, russische Volksbeglücker, die ihre Theorien auf englischem Boden in die Praxis umzusetzen wünschten, auszuweisen. Wie bekannt, lebt der in Rußland hoch geachtete Anarchist Fürst Krapotkin schon seit Jahrzehnten im Lande der Briten als Mitarbeiter englischer Zeitschriften und Tageszeitungen; Leo Tolstoi ließ seine Angriffe gegen die russische Regierung gewöhnlich in englischer Sprache erscheinen und auch kleinere Geister traten ihren Flug zum literarischen Olymp von englischer Erde aus an. Daß diese Sympathien von englischer Seite klug ausgebeutet werden, scheint nur zu verständlich. Rußland wimmelt von englischen Korrespondenten, die sich im Gegensatz zu den meisten deutschen Korrespondenten nicht scheuen, in den Kreisen der Opposition zu verkehren.

Der zweite mehr äußerliche Grund der Sympathie für England bei den Demokraten liegt in der, man könnte sagen, historisch gewordenen Gegnerschaft zwischen England und dem offiziellen Rußland. Die fortschrittliche Gesellschaft dankt den Engländern dafür, daß sie den Absolutismus fortgesetzt geschädigt und erniedrigt haben; — man denke an den Krimkrieg, an das Verhalten der Engländer im Türkenkriege; man erinnere sich an den Ausbruch und Verlauf des Krieges mit Japan und an das rücksichtslose Vordringen der Engländer in Mittelasien und Persien. Die russische Gesellschaft argumentiert: ohne Englands Einschreiten gegen das absolutistische Rußland hätte die fortschrittliche Bewegung nicht die Kraft besessen, den Absolutismus zu stürzen.

Was die Fortschrittler mit England verbindet, trennt sie von Deutschland. Sie sehen in Deutschlands Herrscher den stärksten Freund des absoluten Monarchen und machen merkwürdigerweise Deutschland den Vorwurf, es habe aus unverständigem Egoismus den Fortschritt in Rußland aufgehalten. Vertieft wird dieser Groll noch in den Kreisen, denen das Ideal allslawischer Verbrüderung vorschwebt, durch die Rußland und Deutschland gemeinsam aufgebürdete Polennot. Auch hier soll Deutschland die Schuld tragen, daß es den Polen nicht besser unter dem russischen Adler gefällt. Erst in den allerletzten Tagen lasen wir in den Zeitungen, die russische Intelligenz mache den deutschen Kaiser und den Fürsten Bülow dafür verantwortlich, daß über das Zartum Polen gerade in dem

Augenblick der Kriegszustand verhängt wurde, in dem die Gesellschaft glaubte, Polen würde eine Autonomie mit selbständigem Landtag erhalten. — Und die Idee scheint keinem Argument der Vernunft weichen zu wollen!

Aber es gibt auch eine Verbindung nach Deutschland. Sie beruht auf sozialer Basis. In dem Maße, wie sich die Gesellschaft hier für den Sozialismus überhaupt interessiert, in dem Maße ist die Zuneigung speziell zu den deutschen Sozialdemokraten entwickelt. Eine ganze Anzahl russischer oder ehemaliger russischer Untertanen füllen die Reihen der deutschen Sozialdemokratie, und Marx, Bebel und Kautsky gelten als Heilbringer. Die tiefer gebildeten Elemente erkennen zugleich an, daß die soziale Gesetzgebung in keinem Lande eine Ausdehnung gewonnen hat wie in dem als konservativ verschrienen Deutschland.

Gerade die Anerkennung dieses Vorzuges hebt die „Rußkija Wedomosti" über alle anderen demokratischen Blätter hinaus. Ihr Berliner Mitarbeiter hat das große Verdienst, vielleicht die sachlichsten Berichte über Deutschland in Rußland zu veröffentlichen. — Eine weitere Verbindung knüpfen die Beziehungen des Kreises um „Prawo" zu Mitgliedern der deutschen freisinnigen Volkspartei.

Den politischen Anschauungen der „Rußkija Wjedomosti" am nächsten steht die in Petersburg erscheinende Wochenschrift „Prawo", herausgegeben von den Vettern Gessen, die beide unter die bedeutendsten Männer des werdenden Rußland gerechnet werden müssen. Während aber „Rußkija Wjedomosti" als das Organ der Moskowitischen Intelligenz zu bezeichnen ist, nimmt „Prawo" dieselbe Rolle für die intelligenten Demokraten der Grenzländer, speziell der Juden, Polen und Kleinrussen für sich in Anspruch. Weiter links von den beiden genannten Blättern stehen in Moskau „Rußkoje Slowo", ein Nachrichtenblatt ersten Ranges, in Petersburg „Nascha Shisn", von dem Nationalökonomen Prof. L. Chodski und „Syn Otetschestwa" von W. Juritzyn herausgegeben.

Rechts von „Rußkija Wjedomosti" steht „Rußj". Obwohl das Blatt erst kaum seit zwei Jahren besteht, flicht sich bereits um seinen Lebenslauf ein weiter Sagenkranz. Der Herausgeber und Leiter des Blattes, Ssuworin, ist der Sohn des bekannten Herausgebers der „Nowoje Wremja". Er hat sein Blatt von vornherein populär gemacht durch einen — wie seine Gegner behaupten — improvisierten Skandal mit seinem Vater. Andere sagen wieder, „Rußj" sei gegründet worden im Einverständnis mit dem Minister Plehwe, um der Regierung bezüglich der Polenfrage behilflich zu sein. Eine weitere Gruppe ist der Ansicht,

Ssuworin habe die Geschäftstüchtigkeit seines Vaters geerbt, und die Aufnahme der Polenfrage in sein Blatt sei lediglich ein Mittel, um sich die westrussische, vorwiegend polnische und jüdische Intelligenz als Abonnenten zu sichern. Gegenwärtig sucht „Rußj" das Leiborgan der Sjemstwo zu werden und zwar derjenigen Gruppen, die sich energisch für einen allslawischen Staatenbund ins Zeug legen. Der bedeutendste Mitarbeiter auf dem Gebiet der Sjemstwo-Politik ist der bekannte Rechtslehrer Kusmin-Karawajew. Während die Berechnung bezüglich der Polen als durchaus gelungen bezeichnet werden muß, scheint das Attentat auf die Sjemstwo nicht zu glücken, denn der Liberalismus Ssuworins hat einen so starken geschäftlichen Beigeschmack, daß man seiner Echtheit noch nicht recht trauen will. Bei dem stark ausgebildeten nationalen Eigendünkel kann der Liberalismus Ssuworins nicht echt sein. Das Blatt ist aber ausgezeichnet geleitet, tritt gegen die Bureaukratie mit großer Energie auf und sorgt dafür, daß die russische Gesellschaft nicht vergißt, daß das Deutschtum der gefährlichste Feind der Slawen sei. Den Anknüpfungspunkt für alle Angriffe gegen das Deutschtum bildet die Polenfrage. Leider hat sich ein Korrespondent in Berlin gefunden, der die Hetzereien auch von jenseit der Grenze systematisch ergänzt. Der junge Ssuworin ist gegenwärtig etwa 45 Jahre alt, ein Mann von seltener Energie, von Bienenfleiß und hochentwickelter Intelligenz, aber ein Fanatiker. Ich denke, wir in Deutschland werden genötigt sein, uns mit dem Herrn noch öfter zu beschäftigen; es ist nicht ausgeschlossen, daß er in seinem Verhältnis zur Regierung das Erbe des Vaters antreten wird.

Ganz ausgesprochen händlerische Blätter sind die „Nowosti", von Notowitsch geleitet und die „Birsheweja Wjedomosti" Proppers. Nowosti ist ausschließlich für das jüdische Geschäfts-Publikum geschrieben, während Birsheweja Wjedomosti sich an alle Vertreter des Handels wendet und auch verdient, entsprechend gewürdigt zu werden. Herr Propper ist ein großer Anhänger des Grafen Witte und hat nicht selten die Rolle von dessen Homer gespielt. Solange Rothstein, der bedeutende Leiter der Petersburger Internationalen Handelsbank, noch lebte, war Propper vielfach das Sprachrohr der internationalen Geldgeber Rußlands. Nowosti ist antideutsch und anglophil, Birsheweja Wjedomosti deutschfreundlich, — oder richtiger gesagt, so wie es gerade die wirtschaftliche Lage Rußlands erheischt — ein durchaus gesunder Standpunkt.

Die Mitarbeiter der skizzierten demokratischen Blättergruppe sind in drei verschiedene, einander noch nicht unfreundlich gesinnte Lager zu teilen. Das jüdische, das auch die Zeitschrift „Wos'-chod" bedient, das fast

völlig isolierte der „Rußj“ und das der literarischen Gruppe. Im zuletzt erwähnten Lager finden wir die Namen aller der Persönlichkeiten, die in den letzten zwei Jahren für die Befreiung Rußlands eingetreten sind. Es sei nur erinnert an die Namen: Dolgorukow, Kokoschkin, Roditschew, Gessen, Trubetzkoj, um sich ungefähr ein Bild machen zu können, in welchem Sinne die Politik in diesen Kreisen betrieben wird. Für die auswärtige Politik haben die Blätter bis auf „Rußj“ noch keine Zeit gefunden — damit beschäftigen sich heute vorwiegend die am weitesten rechts stehenden, der Umformung Rußland gleichgültig oder feindlich gesinnten Kreise.

Der Vollständigkeit halber müssen wir noch der in Kijew von Professor Lutschitzki herausgegebenen „Kijewski-Otkliki“ gedenken. Sie vertreten speziell die Interessen der Kleinrussen. Wer sich für die Ruthenen-Frage interessiert, sollte nicht versäumen, das Blatt aufmerksam zu verfolgen.

In den großen Städten Charkow, Odessa, Kasan, Wilna erscheinen eine ganze Anzahl von Blättern, die im demokratischen Sinne mit stark sozialistischer Färbung geleitet werden. Je nach dem Rayon überwiegen in ihnen moskowitische, kleinrussische oder jüdische Tendenzen. Sich mit ihnen auch nur ganz oberflächlich zu beschäftigen, beanspruchte mindestens 10 Druckseiten. Ihre Zahl möchte ich gegenwärtig auf 120 schätzen, sie wächst, vom Einfluß jeglicher Regierungstätigkeit befreit, täglich.

In die Reihe der demokratischen Bürgerpresse müssen wir noch die Monatsschriften „Wjestnik Ewropy“, „Rußkaja Mysl“ und „Rußkoje Bogatstwo“ einfügen.

Wie sich denken läßt, befinden sich unter den russischen Literaten eine große Zahl Juden, und sogar der Leiter des ziemlich weit rechts stehenden „Westnik Ewropy“, Slonimski, ist ein solcher.[2])

* * *

Mit großen Überraschungen für die bürgerliche Demokratie war das Erscheinen der ersten sozialdemokratischen Zeitung, der „Nowaja Schisnj“ (Neues Leben) verbunden. Eine ganze Anzahl von bisherigen Mitarbeitern der bürgerlichen Presse haben sich als Anhänger der Sozialdemokratie bekannt und fallen in den ersten fünf bis heute erschienenen Nummern des Blattes in schamlosester Weise über ihre bisherigen Kampfgenossen her. Leiter des Blattes ist N. M. Minski, ein hochbegabter und als Philosoph und Mystiker bekannter Mann mosaischer Herkunft.

[2]) Siehe hierüber Nr. 17 des „Westnik Literatury“, herausgegeben von M. O. Wolf, Petersburg 1904.

Was das Blatt will, sagt Minski in einem wenig freundlichen offenen Briefe an seine bürgerlichen Freunde: „das Proletariat zur Herrschaft bringen!“ Der nächste für ihn einzuschlagende Weg ist die Erkämpfung des Achtstunden-Tages auf „revolutionärem Wege!“ — Unter den achtundvierzig aufgezählten bedeutenderen Mitarbeitern fallen die Namen Maxim Gorki, K. Balmont, N. Lenin, bisher Leiter der in Genf erscheinenden „Iskra“ (Funke), ferner unsere deutschen Sozialdemokraten G. Großmann, Kautsky, K. Liebknecht und Röschen Luxemburg auf. Das fleißige rote Röschen hat aber nicht genug an der Mitarbeiterschaft an dem einen Blatte, und so hat sie gemeinsam mit den Genossen Adler, Bebel und Franz Mehring ihre Feder auch einem zweiten noch nicht erschienenen sozialdemokratischen Blatte „Natschalo“ (Anfang) zur Verfügung gestellt. Leiter dieses zweiten ist der bekannte Agrarpolitiker D. M. Hertzenstein. Er hat in der Sjemstwo-Organisation und im Sojus Sojusow bisher eine große Rolle gespielt. Das Blatt führt sich mit folgendem Aufruf ein:

> „Unsere Zeitung ist das Organ des revolutionären Proletariats. Das Proletariat Rußlands hat uns durch seinen selbstlosen Kampf das Feld des freien Worts geöffnet, wir stellen unser freies Wort in den Dienst des Proletariats in Rußland. Wir stehen auf dem Boden des Programms der russischen sozialdemokratischen Arbeiter-Partei .... das Proletariat Rußlands ist zur Avantgarde der revolutionären, sozialistischen Armee der ganzen Welt geworden. (!) Darum dienen wir als Vorkämpfer des russischen Proletariats gleichzeitig allen bedrückten Klassen der Welt ...!“

Unter den einunddreißig hervorragenderen Mitarbeitern finden sich folgende auch in Deutschland bekannte Namen: Wolkenstein, Sassulitsch, Kleinbrot, Panin, Parvus, Ssaltykow u. a.

Das eilige Auftreten der Sozialdemokraten, unter gleichzeitigem Bruch mit dem Bürgertum, in Rußland wird, so glaube ich, von ihnen noch recht bedauert werden. Sie wähnen sich so gestärkt, daß sie meinen, ohne die bisherigen Verbündeten aus der bürgerlichen Intelligenz auskommen zu können. Darin aber täuschen sie sich doch gewaltig. Nicht das echte russische Arbeiterproletariat ist von sozialistischen Ideen durchtränkt, sondern die durch das bisherige System so arg mitgenommene bürgerliche Gesellschaft. Indem nun die Sozialdemokraten sich vom Bürgertum lossagen, vermindern sie auch die Einwirkung auf sie und verlieren wertvolle Bundesgenossen zur Verbreitung ihrer Theorien unter

dem Bauernvolk. . . Gewiß wird der Abgang vieler und nicht der schlechtesten Mitarbeiter von den bürgerlichen Blättern auch den Verlust vieler Abonnenten nach sich ziehen. Am letzten Ende aber wird die Frage, ob die bürgerlichen Blätter oder die des Proletariats die Oberhand behalten, eine reine Geldfrage werden. Die großen reichen Blätter, wie „Rußj“, „Rußkija Wjedomosti“ u. a. sind so leicht nicht zu verdrängen; eher schon „Syn Otetschestwa“ und „Nascha Shisnj“, die gerade von den radikalsten Kreisen gelesen wurden. Daraus muß sich m. E. für das Bürgertum die Notwendigkeit ergeben, sich nach rechts zusammen zu schließen. Die Aussichten der Sozialdemokraten müssen sich aber noch um ein ganz erhebliches verringern, sobald die Judengesetze auch in der Praxis ihre Geltung verlieren. Denn allein im Ansiedlungsgebiet besteht eine soziale Arbeiterfrage, nicht im eigentlichen Rußland.

* * *

Haben wir bisher die Presse des Fortschritts kennen gelernt, so sei es gestattet, uns im folgenden derjenigen des extremsten Rückschritts zuzuwenden. Die wohltuenden Verheißungen des Manifestes vom 17./30. Oktober hatten zur Folge, daß dieser extreme Rückschritt nur von zwei Organen im Reich repräsentiert wird: „Moskowskija Wjedomosti“ W. Gringmuts, und die Wochenschrift: „Rußkoje Djelo“ S. Scharapows. Ihre Mitarbeiter sind: der frühere Präsident der Kaiserlichen Moskauschen landwirtschaftlichen Gesellschaft, Fürst Schtscherbatow, hohe Moskauer Geistliche, der Edelmann Pawlow, Graf Scheremetjew und andere. Das sind — wenn nicht Initiatoren — so doch die Prediger des Aufstands der Bauern gegen die Intelligenz. Darin reichen sie sich mit den Sozial-Revolutionären, die ein Blättchen in Saratow herausgeben, die Hand. Gegenwärtig bekämpfen diese Leute den Grafen Witte, den sie als hauptsächlichsten Förderer westeuropäischen Wesens in Rußland mißachten. So geringfügig die Gruppe ist, so groß ist ihr Einfluß bei Hofe durch die Vermittelung der Kaiserin-Mutter. Wenn beide Blätter auch schwerlich zusammen über 2000 Abonnenten verfügen, müssen sie trotzdem als Macht berücksichtigt werden.

Durch eine tiefe Kluft von der eben geschilderten Gruppe getrennt, muß die konservative Presse erwähnt werden. Ihr bester und intelligenster Vertreter ist Fürst Meschtscherskij, Herausgeber des zweimal wöchentlich erscheinenden „Graßhdanin“. Meschtscherskij ist der erste gewesen, der seiner Zeit auf die Gefahren der Sjemstwobewegung aufmerksam machte. In seinem Blatte erschienen zuerst die Aufrufe an das konser-

vative Element, sich zu organisieren, um gegen die Flut der Demokratie geschützt zu sein. Wie bekannt, ohne Erfolg. Denn ein konservatives Element in dem Sinne, in dem der Deutsche das Wort versteht, gibt es in Rußland nicht. Wo wir aber wirklich konservativen Ansichten begegnen, da sind ihre Träger vorwiegend Deutsche oder Polen.

Bezüglich der geistigen Höhe steht Grashdanin am nächsten die Tageszeitung „Kijewljanin", deren Mitarbeiter hauptsächlich Professoren der Kijewer Universität sind. — Fürst Uchtomsky, Herausgeber der „Petersburgskija Wjedomosti", möchte ich zu irgend einer politischen Gruppe nicht rechnen, am allerwenigsten zu den Konservativen. Ich glaube, seine Neigungen liegen von der Politik recht weit entfernt, vielmehr auf stilistischem Gebiet. Seit er den Anschluß an den Zarenhof verloren hat (durch Sipjagin verdrängt), spielt Uchtomsky auch keine bedeutende Rolle. Die Verdienste seiner Blätter liegen in der Erörterung von orientalischen Fragen und in der Aufklärung über die heidnische Bevölkerung in Rußland. Als konservative Blätter müssen noch bezeichnet werden: „Swjet", der absolut keine Bedeutung mehr hat, und die in Moskau erscheinenden Blätter: „Moskowskij Listok" und „Russkij Listok"; beide wenden sich in erster Linie an die Bauern, Gutsbesitzer und Kaufleute Moskowiens. Man darf in ihnen den Stock der sich entwickelnden Agrarier-Presse erblicken.

Besondere Erwähnungen als politisch bedeutende Blätter verdienen „Novoje Wremja" und Slowo" ohne daß man sie einer Partei anhängen dürfte. Die alte „Nowoje Wremja" durchlebt gegenwärtig eine starke Krisis. Entgegen allen ihren Wünschen und Hoffnungen ist Graf Witte Leiter der gesamten russischen Politik geworden. Diese Tatsache ist gleichbedeutend mit einer Annäherung an Deutschland. Ssuworin aber ist stets für eine solche an England eingetreten. In der inneren Politik schlägt ihm auch das letzte Stündchen, da sein Einfluß auf die Büreaukratie mit dem Augenblick zu Ende gehen muß, mit dem die politisch sich reif fühlende russische Gesellschaft das eben gebildete Beamtenkabinett nach Hause schickt. Das kann aber in vierzehn Tagen, spätestens nach Zusammentritt der Reichsduma im Februar 1906 geschehen. Wie aber die Dinge auch verlaufen werden, „Nowoje Wremja" muß auch in der Zukunft ein interessantes Blatt bleiben; Ssuworin ist nicht nur ein sehr vielwissender Mann, sondern auch ein sehr besitzender. Unter den Mitarbeitern ist Mentschikow als einer der glänzensten Literaten zu erwähnen. Wir Deutschen würden durch das Absterben dieses Blattes keine Verluste zu beklagen haben.

„Slowo“ wurde Anfang dieses Jahres durch den Großfürsten Alexander Michailowitsch, bis vor kurzem Leiter des Departements für Handelsschiffahrt, ins Leben gerufen. Chefredakteur ist der Marinebaumeister Pertzow, der es verstanden hat, sich in den Professoren der Nationalökonomie Migulin, Oserow, Lochtin, Pogodin, in den Journalisten Gribowski und Demtschinskij u. a. einen intelligenten Redaktions- und Mitarbeiterstab zusammenzustellen. Das Blatt verfolgte in erster Linie wirtschaftliche Ziele und behandelte infolgedessen auch alle Fragen der auswärtigen Politik mit großer Nüchternheit lediglich vom Standpunkte ihrer Nützlichkeit für Rußland aus. Leider hat die Ernennung des Grafen Witte die Entfernung des Großfürsten aus seinem Amt und damit aus seiner wirtschaftspolitischen Tätigkeit zur Folge gehabt. Daher steht zu erwarten, daß auch „Slowo“ wieder an Bedeutung verliert. Daß meine Ansicht nicht ganz unbegründet ist, geht vielleicht daraus hervor, daß der Professor Gurjew, früherer wissenschaftlicher Hilfsarbeiter Wittes, seine Tätigkeit an „Slowo“ aufgegeben hat, um Chefredakteur des offiziellen Organs des Finanzministeriums, „Torgowo-Promyschlennaja Gaseta“, zu werden. Die Ratten verlassen das sinkende Schiff! —

Ein herbes Lied.

Die kleine, braune Nachtigall
Die mußte mir gestehen,
Warum die Zitterespen all'
In Klagen sich ergehen.

Die kleine, braune Nachtigall
Die mußte mir vertrauen,
Warum die Tausendschönchen all'
So bang zum Himmel schauen. —

Stumm blickt der Mond vom Walde her,
Es flüsterte die Linde
Und schluchzend klang und tränenschwer
Das herbe Lied der Sünde:

Blaublümchen pflückte einst ein Kind;
Hoch standen alle Saaten;
Da hat ein schmucker Sausewind
Sein blondes Lieb verraten. —

Ein sonnengelber Schmetterling
Kam über's Feld geflogen,
Da ward ein armes blondes Ding
Betrogen, ja betrogen.

Oskar Wiener: Aus der Sammlung: „Das hat die liebe Liebe getan.“ Verlag J. C. C. Bruns, Minden.

Die Zurückziehung der ostasiatischen Besatzungstruppen aus China.

Von

Oberstleutnant Rogalla von Bieberstein.

Die beschlossene Zurückziehung der ostasiatischen Besatzungstruppen aus der Provinz Tschili und aus der Kreisstadt Kaumi des Kiautschougebiets bezeichnet eine wichtige Phase in der ostasiatischen Politik Deutschlands und der übrigen Mächte, deren Bedeutung nicht nur, wie dies vielfach geschehen, als eine einfache Folge der wiedereingetretenen Ruhe in China aufzufassen ist, sondern nur im Gesamtrahmen der für sie in Betracht kommenden Verhältnisse beurteilt zu werden vermag.

Die Aufgabe der deutschen Besatzungsbrigade bestand darin, im Verein mit den Truppen der übrigen Mächte die Etappenstraße von Taku bis Peking besetzt zu halten, damit nicht nur der Schutz der Gesandtschaften in Peking, unterstützt durch die Befestigung ihrer Wohnsitze und besondere ständige Besatzungen, sondern auch im Fall der Wiederholung des Boxeraufstandes, namentlich aber eines feindlichen Auftretens Chinas, das baldige bewaffnete Einschreiten der Mächte gegen dessen Hauptstadt jederzeit gesichert blieb. In dieser Absicht erfolgte auch die Schleifung der die Mündung des Wasserweges nach Peking, des Peiho, beherrschenden Takuforts und die Vertiefung des Peiho bis Tientsin für Kriegsschiffe geringen Tiefgangs, wie Kanonen- und Torpedoboote. Außer den starken Gesandtschaftswachen in Peking wurde die Etappenstraße in den Städten Taku, Tientsin und Tanku von stärkeren Abteilungen Deutschlands, Englands, Rußlands und Frankreichs, sowie weit schwächeren Italiens, Österreich-Ungarns und Japans nach Beendigung des Boxerkrieges und der Chinaexpedition besetzt, während die Vereinigten Staaten an dieser Besetzung keinen Teil nahmen, und Rußland bei Ausbruch seines Krieges mit Japan seine Besatzungstruppen zurückzog und mit seinem Operationsheere vereinigte, deutscherseits aber auch die Kreisstadt Kiautschous, Kaumi, mit 6000 Mann der Besatzungsbrigade besetzt, und deutsche nun ebenfalls aufgegebene Postämter in Schantung errichtet worden waren.

Schon bald nach dem Friedensschluß mit China, der den Expeditionskrieg gegen dasselbe beendete, war die Ruhe in der Provinz Tschili wieder hergestellt und wurde seitdem, nur vorübergehend von Störungen bedroht, nicht mehr unterbrochen, so daß der eine der Gründe, welche die Besetzung der Etappenstraße nach Peking veranlaßt hatten, damit wegfiel, und die Zurückziehung der Besatzungstruppen in dieser Hinsicht schon weit früher angängig erschien. Allein die wichtigere Möglichkeit eines eventuellen erneuten feindlichen Auftretens Chinas gegen die Expansionsbestrebungen der Mächte auf seinem Gebiet, die in der erzwungenen Abtretung des Kwantunggebiets und Port Arthurs an Rußland, sowie in der tatsächlichen Inkontrollnahme der gesamten Mandschurei russischerseits, und in der Besitznahme Weiheiweis durch England, ferner derjenigen Tsingtaus und des Kiautschougebiets durch Deutschland, ihren deutlichen Ausdruck fanden und keineswegs lediglich auf die Förderung des Handels der Mächte mit dem Reich der Mitte abzielten, diese Möglichkeit blieb auch fernerhin bestehen. Wenn daher fortan mit der Zurückziehung der Besatzungstruppen aller Mächte jene Möglichkeit als ignoriert erscheint, so ist darin offenbar eine Folge der mit dem Ergebnis des ostasiatischen Krieges und dem neuen anglo-japanischen Bündnisvertrage sehr veränderten politischen Gesamtlage in Ostasien zu erkennen.

Denn mit dem Vertreiben der Russen aus der Mandschurei nach deren Norden und der Unterstellung Koreas unter Japans Kontrolle ist die russische Expansion in China auf nicht absehbare Zeit, vielleicht für immer, völlig lahm gelegt und gewann Japan kraft seiner Siege die unbestrittene Vormachtstellung in Ostasien, solange die sich anbahnende Regeneration Chinas ihm diesen Rang nicht streitig macht.

Konnten bislang, in Anbetracht des bisherigen russischen, nunmehr allerdings gescheiterten Vordringens in China, wenn auch kaum weitere große Gebietserweiterungen, so doch die Gewinnung bestimmt abgegrenzter Interessenzonen, wie z. B. das Yangtsekiangbecken als diejenige Englands, die Mandschurei als diejenige Rußlands und Schantung als diejenige Deutschlands, als das im Stillen gehegte Ziel der an China besonders interessierten Mächte gelten, so ist dieses Ziel russischerseits nunmehr definitiv ausgeschaltet. Und England und Japan beherrschen kraft ihres Bündnisses und ihrer Flotten, sowie des dem jeder Großmacht ebenbürtigen japanischen Landheeres, die politische Lage in Ostasien derart, daß sie etwaige neue Gebietserweiterungen und bestimmte Interessenzonenbeanspruchung anderer Mächte dort zu verhindern vollkommen in der Lage sind.

Den Konsequenzen einer derartigen Umprägung der dortigen Situation aber vermögen sich die an ihr interessierten Mächte nicht zu entziehen, und haben ihnen Rechnung zu tragen. Mit Recht wird daher der jetzige Zeitpunkt, in welchem die politische Lage in Ostasien ein neues Gepräge erhielt und überdies China von ganz anderem politischem Gewicht wie bisher zu werden beginnt, von der deutschen Regierung und den übrigen beteiligten Regierungen benutzt, um einer Okkupation ein Ende zu machen, deren Zwecke z. T. gegenstandslos, und in Anbetracht der veränderten Gruppierung der Mächte in der angedeuteten Richtung nicht mehr erreichbar sind, und die ostasiatischen Besatzungstruppen zurückzuziehen. Einem erstarkten China und den etwa sich ablehnend verhaltenden anglo-japanischen Alliierten gegenüber würde die Lösung ihrer Aufgaben überhaupt unmöglich sein und zu ernsten Konflikten führen können,[1]) und nur unter der Voraussetzung der ferneren vollkommenen Übereinstimmung aller oder doch der mächtigsten der beteiligten Staaten durchführbar sein. Somit aber können fortab alle territorialen Expansionsbestrebungen der Mächte im fernen Osten, da wo sie etwa in der Stille noch gehegt würden, mit Ausnahme von England und Japan, als definitiv unrealisierbar gelten. Es muß im besonderen für Deutschland das als Norm dienen, was Generalkonsul Knappe s. Z. mit den Worten aussprach: „Das was man uns oft als unsere Aufgabe vorhält, sind Eroberungspläne. Das liegt uns fern! Wir suchen keine Gebietserweiterung. Es wäre scheinheilig zu sagen, daß wir als segenspendende Propheten ins Land gekommen sind. Mit klaren Worten also: wir suchen Absatz unserer Waren und Industrieartikel, Zinsen für unser Kapital und Verwendung deutscher Arbeitskräfte gegen guten Lohn im Lande. Um den Warenabsatz zu vergrößern, ist in erster Linie nötig, die Kaufkraft des Landes zu erhöhen, und in dieser Richtung sind Ausbeutung der Bodenschätze des Landes und Entwicklung der Eisenbahnen die besten und zunächst einzigen Mittel."

Was das weitere Geschick der deutschen ostasiatischen Besatzungsbrigade betrifft, so traten bereits Stimmen auf, die ihre Truppenteile als den willkommenen Stamm einer dauernd zu bildenden Kolonialarmee in Anspruch nehmen. Allein das die Bildung der Brigade bestimmende Etatsgesetz enthält die ausdrückliche Bestimmung, daß die Brigade, sobald sie ihre Aufgabe erfüllt hat, aufzulösen ist. Außerdem

[1]) China hält zur Zeit die ersten großen Heeresmanöver in den Provinzen Tschili und Schantung ab, und somit grade in den Provinzen, die von den Mächten besetzt sind.

sind die Offiziere und Mannschaften derselben kontraktlich nur für den Dienst in Ostasien verpflichtet, und es erscheint fraglich, ob sie sich, seit Jahren von der Heimat entfernt, in der Mehrzahl zu einer neuen Verpflichtung für den Dienst in Afrika entschließen würden.

Bücherschau.

Asien von Professor Dr. Wilhelm Sievers (Gießen). Zweite neubearbeitete Auflage. Mit 180 Abbildungen im Text, 16 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Geheftet in 15 Lieferungen zu je 1 Mk. 712 S. Mk. 17.— Bibliographisches Institut Leipzig 1904.

Die vorliegende zweite Auflage ist einer vollständigen Neubearbeitung unterzogen, von der ersten Auflage ist nur der einleitende erste Abschnitt, die Erforschungsgeschichte des Weltteils, in annähernd gleicher Darstellung und Umfange bestehen geblieben. Alle übrigen Abteilungen sind in der Weise gründlich geändert worden, daß die wissenschaftliche Art der Behandlung in Begriffskategorien aufgegeben ist zu Gunsten einer Gliederung in geographische Einzellandschaften, wie dieses auch am besten dem praktischen Bedürfnisse entspricht.

Asien ist seit dem Erscheinen der ersten Auflage (Oktober 1892) in den Vordergrund nicht nur der geographischen Untersuchungen, sondern auch der Weltpolitik getreten. Schon aus diesem Grunde, aber auch wegen des seitdem verflossenen langen Zeitraums von 12 Jahren hat sich die geographische Literatur über Asien in einer fast unübersehbaren Weise vermehrt, insbesondere diejenige über die russischen Besitzungen, Zentralasien, China, Japan, Hinterindien und den Malayischen Archipel.

Die Aufstellung der geographischen Einzellandschaften ist zwar für Asien weniger schwierig als z. B. für Südamerika, weil die natürlichen Verhältnisse des Erdteils eine Ausscheidung von großen geographischen Landschaften mehr begünstigen, und weil die Begriffe Vorderasien, Zentralasien, Ostasien, auch Südasien und Nordasien, schon seit langer Zeit jedermann geläufig oder doch wenigstens leicht verständlich sind. Über die Abgrenzung der einzelnen Gebiete gegen einander können jedoch Zweifel aufkommen, vor allem über die von Nordasien gegen das schon 1892 eingeführte und auch diesmal beibehaltene Westasien.

Wo Abweichungen nötig wurden, da sind sie durch die Eigenart des Gebietes wie z. B. im Abschnitt: der Malayische Archipel bedingt. Der Vorteil dieser Behandlungsweise fällt um so mehr ins Auge, wenn man Belehrung über einzelne Fragen allgemeiner und wirtschaftlicher Natur sucht. Wir verweisen besonders auf die Abschnitte Eisenbahnen und Bevölkerung. Jeder Kenner dortiger Verhältnisse wird überrascht sein durch die prägnante Art, mit der es gelungen ist, die Ergebnisse wichtiger Forderungen auf engem Raume zu vereinigen, man lese z. B. nur die Stellen über Kafirs und Dravidas. Zweckmäßigerweise ist dabei alles ausgeschaltet, was nur auf Überlieferungen beruht.

Nur mit den reichen Hilfsmitteln des bibliographischen Instituts ist es möglich gewesen, das Werk mit einem derartig reichen Kartenmaterial und zum Teil künstlerisch ausgezeichneten Bilderschmuck auszustatten. Durchweg sind Karten und Abbildungen recht gut gewählt.

Die Brauchbarkeit des Buches wird erhöht durch ein sorgfältig angelegtes Register und ein eingehendes, sich allerdings nur auf die Buchliteratur erstreckendes Quellenverzeichnis. Für eine neue Auflage würde es sich empfehlen, Typen der verschiedenen asiatischen Schriftzeichen sowie eine systematische Zusammenstellung der in den verschiedensten Idiomen gebräuchlichen üblichen und häufig auf Karten und in Büchern wiederkehrenden geographischen Ausdrücke zu geben. Das Buch ist in jeder Weise eine Musterleistung auf dem Gebiete geographischer Darstellung und kann auf das Wärmste empfohlen werden. B.

Bücher und Menschen.[1])

Von

Adolf Bartels.

II.

Ernst von Wildenbruch, Das schwarze Holz. — Joseph Lauff, Frau Aleit. — Karl von Perfall, Bittersüß. — Georg Freiherr von Ompteda, Herzeloide.

Wenn das Weihnachtsfest herannaht, spürt man als kritischer Berater eines Teiles des Publikums, der man natürlich zu sein glaubt, das Bedürfnis, eine Anzahl von Werken zu empfehlen, die sich zu Geschenkzwecken eignen. Es ist das aber eine eigene Sache: Im Geschenk soll doch eigentlich ein Stück vom Wesen des Schenkenden stecken, und so muß der, falls es sich um ein Buch, ein Dichterwerk handelt, auch selber prüfen und zusehen, ob dieses ihm sympathisch ist, mehr, ob es zu seiner Weltanschauung stimmt, ob er es lieben kann. Nun kann ja eine kritische Empfehlung gewiß jemanden auf ein solches Buch bringen, sicherer ist es aber doch allemal, man nimmt ein älteres, einem längst vertrautes Buch. Doch die Lebenden haben recht, moderne Dichter wollen auch gekauft sein, sind in Deutschland sogar sehr stark auf den Weihnachtsmarkt angewiesen! Da pflegt man denn die neuen Bücher bekannter Autoren zu nehmen oder was gerade Mode ist. Ich will's diesmal nicht schelten, ich will der Gewohnheit sogar soweit entgegenkommen, daß ich hier zu Weihnachten die neuesten Bücher einiger berühmter Autoren der Gegenwart bespreche.

Ernst von Wildenbruch hat einen neuen Roman „Das schwarze Holz“ (Berlin, Grote) veröffentlicht. Das schwarze Holz ist der Übername eines nicht mehr ganz jungen Dienstmädchens, Adelgunde Schwarzholz, die bei wackeren Pfarrersleuten in einem thüringischen Dorfe dient. Sie soll einer alten thüringischen Grafenfamilie entstammen, und aufzuzeigen, wie durch die Verkümmerung der Gegenwart das alte stolze Leben wieder hindurchbricht, ist die Aufgabe, die sich Wildenbruch vor allem stellt. Leider fundiert er seine Geschichte aber meiner Ansicht nach nicht sicher genug: er nimmt an, daß die Menschen auf den thüringischen Burgen an der Saale einst jahrhundertelang „jeden Tag und jede Stunde Auge in Auge mit dem Tode lebten, mit dem Tode, der drüben lauerte, auf dem anderen Ufer der Saale“, und meint, daß „wir in den Armen des Friedens

[1]) Eben ist auch G. Frenssens lange angekündigtes neues Buch: „Hilligenlei“ (Berlin, bei Grote) erschienen. Seine ausführliche kritische Würdigung werden wir demnächst bringen.

weich gewordene Menschen uns kaum mehr vorstellen können, wie eisern glühend es in den Seelen jener Menschen ausgesehen haben, wie das Leben in ihnen keuchend auf- und niedergegangen sein muß, wechselnd zwischen Todesangst und Verzweiflung und zwischen brüllendem Jubel, wie er an dem Tage erscholl, als König Heinrich der Vogelsteller die Ungarn niederritt und sie in die Unstrut warf". Als leidlicher Kenner deutscher Geschichte und deutschen Volkstums halte ich diese Auffassung für ganz falsch, das kampffreudige gesunde Geschlecht jener Tage regte sich schwerlich sonderlich auf über die stete Gefahr, sie war ihm ganz natürlich. Und so kann die elementare Glut, die in Adelgunde Schwarzholz steckt, nicht gut so begründet werden, und die wendische Blutzumischung, die ihr Geschlecht erfahren haben soll, macht ihr Wesen nicht plausibler. Jedoch man kann einem Dichter unter Umständen seine Voraussetzungen zugeben, wenn er nur dann konsequent verfährt, „König Lear" beginnt auch märchenhaft. Wildenbruch gehört ja aber überhaupt zu den Dichtern, die man nicht ihres Weltbildes, sondern ihrer Persönlichkeit wegen genießt. Ich weiß wohl, im Grunde soll beides zusammen fallen, je größer die Persönlichkeit, desto klarer und bedeutsamer das Weltbild und umgekehrt, aber wir Deutschen sind unsern Dichtern gegenüber immer sehr weitherzig gewesen und haben auch die gelten lassen, die, wie Schiller oder sein Antipode E. T. A. Hoffmann, ihr Weltbild nicht der wirklichen Welt abgewannen, sondern es gewissermaßen im Gegensatz zu ihr aus der eigenen Seele heraus schufen. Wildenbruch gehört nicht durchaus zu ihnen, aber, ein starkes Temperament, wie er vor allem ist, fragt er unter Umständen sehr wenig nach der Grundlage seines Geschehens und seiner Charaktere im wirklichen Leben; wiederum strebt er aber auch nicht nach dem falschen Schein des Lebens, mischt er nicht Wahres und Unwahres unter dem einzigen Gesichtspunkte der Wirkung auf das breite Lesepublikum, und so kann man sich ihn gefallen lassen. Es kommen in dem Roman vom schwarzen Holz, das sich leidenschaftlich in einen Sergeanten verliebt und diesen einem Kammermädchen, das ihn gar nicht hat, abkauft, dann wegen der Großzügigkeit ihrer Erscheinung die Bewunderung eines modernen Ästheten erregt und von ihm nach Berlin geführt wird, dort aber bald an ihrer Leidenschaft zu Grunde geht, Dinge vor, die das Kopfschütteln jedes „mit Verstand" lesenden Menschen erregen müssen. Es sind auch im einzelnen allerlei Schwächen da, die man früher bei Wildenbruch nicht fand, so hat er sich beispielsweise ein direktes Dazwischenreden und Kritisieren seiner Menschen angewöhnt. Andererseits aber ist die Psychologie der Adelgunde Schwarzholz, immer den Ausgangspunkt zugegeben, oftmals von großer Tiefe und Konsequenz, vortrefflich in ihrer Art sind der Sergeant und sein Kammerkätzchen, die des Lebens Gemeinheit repräsentieren, und der Ästhet ist doch in unserer Zeit beinahe so möglich. Auch die Putzmacherin Elvira will ich nicht vergessen, sie sieht aus, als wäre sie vom seligen E. T. A. Hoffmann her oder auch von Viktor Hugo her in den Roman Wildenbruchs herübergesprungen. An diesen Franzosen und an Zola muß man bei den grandiosen Schlußscenen des Romans denken — ja, ja,

ich weiß, man kann sagen, daß der Sturm in diesen Scenen aus der Seele Wildenbruchs und nicht aus den Gestalten komme, daß seine und nicht ihre Glut hier walle — aber es ist doch immerhin etwas, Sturm, Glut, Temperament in sich zu tragen. Unnatur fehlt diesem Werke Wildenbruchs gewiß nicht, aber es ist auch Stärke da, und wenn man sich hineingelesen hat, wirkts zweifellos interessant, fesselnd, spannend, nicht im schlechten Sinne; denn das Grundmotiv ist zuletzt ausgiebig. Mir fiel immer wieder Zola ein, trotz all seines Naturalismus, seiner Wirklichkeitsbeobachtung ist die Wirkung seiner Werke im Kern ganz dieselbe wie hier — die Frage für den Literaturpsychologen wäre nun, ob ihm Wildenbruch nur durch die Zeit oder auch von Natur verwandt ist. Ich glaube, daß keiner von unseren deutschen Dichtern Zola und dem wie er für das Romanentum charakteristischen V. Hugo von Haus aus näher steht als Wildenbruch. —

Man sieht Joseph Lauff im großen Publikum vielfach als Nachfolger Wildenbruchs an, da er auch brandenburgische Dramen geschrieben hat wie dieser. Jedoch war Lauff als Dichter schon fertig, als er brandenburgische Dramen zu schreiben begann, und seine Bedeutung beruht überhaupt nicht auf seinen Dramen, sondern auf seinen epischen Dichtungen und Romanen. Ein Dichter von starkem Temperament ist Lauff auch, dazu Manierist, dennoch aber nicht zu unterschätzen, der Wirklichkeit nahe stehend, ein tüchtiger Heimatpoet. Das hat vor allem sein „Kärrekiek“ erwiesen, der mit dem „Jörn Uhl“ gleichzeitig erschien und ihn als Komposition und an Echtheit übertrifft. Er hat jetzt doch das vierte Tausend erreicht, ein schwächeres Werk, das ihm gleich nachfolgte, „Pittje Pittjewitt“, sogar das elfte Tausend. Und nun erscheint Lauffs dritter Roman vom Niederrhein, „Frau Aleit“ (Berlin, Grotes Verlag). Ja, da kann man, wenn man nicht gleich auf die Hauptsachen geht, außerordentlich viel tadeln. Zunächst Lauffs Stil: er schreibt manieriert und er schreibt sehr oft schlecht, Reporterdeutsch. „Er war belastet, wenn auch nicht ständig belastet, aber doch immerhin so angekränkelt, nicht alle Dinge in der richtigen Weise aufzunehmen, wie sie sich gaben“ — ist das ein Deutsch! Schnee „zwitschert“ bei Lauff unter den Füßen, eine weiße Schneedecke „quiekt und piept“, die ewige Lampe „flämmert“, kurz, Lauff geht in dem Streben nach Anschaulichkeit so weit, daß er „schreiend“ wird. Dialektausdrücke wie „stur“, „kregel“ usw. dienen demselben Zweck, unbedingt hat Lauff Frenssen studiert, dem er auch die Stimmungmache abgesehen hat. Dabei laufen ihm sehr wenig „konzinne“ Bilder unter: „Ihr Untergestell war von einer beneidenswerten Fülle so weit entfernt wie der Gesang einer Dohle von dem eines Kanarienrollers. Alert, schnellfüßig, beweglich, kurz, ein vives Frauenzimmer, das war sie, aber Waden hatte die Latten-Sophie leider Gottes in ihrem erbaulichen Leben niemals besessen.“ Das ist schon nicht mehr Frenssen, das ist Johannes Dose. Leider greift die ästhetische „Leichtfertigkeit“, möchte ich sagen, dann auch auf die eigentliche Gestaltung über, Lauff karikiert häufig gut angelegte Gestalten, um humoristisch zu wirken; beispielsweise ist eine Wahrsage-

geschichte, die von der Sichbefragenden ganz ernst genommen wird, so auf das schnoddrige Berlinertum gestimmt, daß sie ganz unglaubwürdig wird. Auch Lauff muß es gesagt werden: man soll keine Komödie mit dem Volksleben machen. Auf gewisse Tendenzgeschichten will ich nicht eingehen — wenn Lauff zu freieren Anschauungen gelangt ist, soll er sich freuen, aber seine dichterische Darstellung nicht durch Beleuchtung der katholischen Intoleranz stören — man merkt die Absicht und man wird verstimmt, selbst wenn die Absicht eine gute ist. Von allem diesen aber nun abgesehen: trotzalledem hat Lauff ein in den Hauptzügen gutes, ja, großzügiges, im Detail echtwirkendes Bild des Lebens seiner niederrheinischen Heimat zustande gebracht, und seine Geschichte hat, trotzdem er gelegentlich etwas stark aufträgt und mit „Antithesen" wirkt, Hand und Fuß. Es ist eine Leidenschaftsgeschichte, ähnliche sind hundertmal geschrieben worden, aber diese hat ihren besonderen Ton, ihre besondere Farbe, es sind wirkliche Menschen, unter denen sie sich abspielt, alle im Kern glaubwürdig, einige, wie der belastete Kiwi, sehr eigenartig. Und die Gabe der Menschengestaltung macht den Dichter. Man muß, ich wiederhole es, bei Lauff auf die Hauptsachen und den Kern gehen, äußerlich ist sehr viel zu tadeln, der Dichter macht, um in moderner Weise zu wirken, von guten Gaben nicht überall den besten Gebrauch. Aber er hat sie, wir haben keinen besseren Darsteller niederrheinischen Lebens als ihn — und dies niederrheinische Leben, das den Übergang zum holländischen bildet und inmitten einer eigentümlichen Natur steht, ist ein nicht zu unterschätzendes Feld deutscher Heimatkunst.

Im katholischen Leben steht auch Karl von Perfalls neuer Roman „Bittersüß" (Egon Fleischel, Berlin), doch hat er mit Heimatkunst, obschon er in Bayern gut lokalisiert ist, weiter nichts zu tun. Der letzte Roman, den ich von Perfall gelesen, war der im Jahre 1897 erschienene „Sein Recht" — alles in allem ist er derselbe geblieben: Noch immer faßt er gern Bedenkliches an, nicht gerade aus besonderer Vorliebe für das Pikante, aber aus jener nüchternen, zugleich jedoch scharfen und klaren Lebensanschauung heraus, die man bei uns stets dem „Weltmann" vindizierte und die ihre Höhe etwa in dem Franzosen Maupassant erreicht hat, der ja auch bei uns schulbildend geworden ist. Die Geschichte Perfalls ist diesmal ziemlich einfach: Es leben ein junger Adliger und eine junge Adlige als Nachbarn auf zwei bayrischen Gütern, die, beide tüchtige Menschen, augenscheinlich für einander bestimmt sind. Aber beide irren, sozusagen, Nebenseiten ihrer Natur folgend, ab, er heiratet eine Weltdame, sie läßt sich mit einem Studenten ein und wird die Mutter eines unehelichen Kindes; zuletzt finden sie sich doch. Dazu kommt allerlei häßliches Nebenwerk, Darstellung perverser Dinge, wie sie ja leider in unserer Zeit vorhanden sind. Auch die ideale Seite ist übrigens vertreten, in einem Volksschullehrer und seiner Frau — ich kann mir nicht helfen, aber dies modische Idealisieren unserer Lehrer (auch in „Hilligenlei" haben wirs), die ja gewiß recht tüchtig und strebsam, aber doch nicht so ohne weiteres zum führenden Stand in Deutschland berufen sind, muß auf die Dauer gefährlich werden. Natürlich schreibt dieser Lehrer auch und erhält „unter Hinweis auf

seine literarisch-pädagogische Tätigkeit einen sehr vorteilhaften Antrag an eine große Privatanstalt in Thüringen, die im wesentlichen nach den von ihm vertretenen Grundsätzen einer weitherzigen Ausbildung zu freiem Menschentum geleitet wurde". Ja ja, in zwanzig Jahren werden wir, wenn der Staat nur einigermaßen vernünftig ist und unseren Reformern ein wenig Spielraum verstattet, gewiß lauter Mustermenschen haben. Doch dies Thema verdient einmal ganz ausführlich behandelt zu werden. Alles in allem hinterläßt Perfalls Roman einen ziemlich trüben und quälenden Eindruck, zum Weihnachtsgeschenk ist er nicht eben geeignet — andererseits möchte ich diese Art scharfbeleuchtender Romanliteratur aber auch nicht entbehren, sie ist seit den Tagen Lesages immer dagewesen, und Perfall ist zurzeit wohl ihr bedeutendster Vertreter bei uns.

Man könnte in Versuchung kommen, Georg von Ompteda, der ja Maupassant übersetzt hat und in nicht wenigen seiner Romane und Skizzen die scharfe Beleuchtung anwendet, gleichfalls zu dieser Schule zu rechnen, doch wissen wir seit dem Erscheinen seines „Sylvester von Geyer", daß zwei Seelen in seiner Brust wohnen, eine französische und eine deutsche, sozusagen, und die deutsche hat, nach dem neuesten Roman „Herzeloide" (Fleischel) zu rechnen, nun das Übergewicht erlangt. Ich habe seit langer Zeit kein Buch gelesen, das mich so ergriffen hätte, als diese schlichte Geschichte zweier Verhältnisse eines Offiziers, die beide zu glücklichen Ehen führen. Etwas von Storm, überhaupt von der alten deutschen Sehnsuchtsnovelle lebt hier wieder auf, dazu kommt ein bißchen von Ricarda Huch und Hermann Hesse („Peter Camenzind") her, wenig, vielleicht nur zufällig Angeflogenes, das Beste gibt Ompteda selber, den starken Herzschlag dieses absolut effektlosen Buches, der doch die gelegentliche feine Beobachtung der Umwelt nicht tötet. In der Tat, hier haben wir ein Weihnachtsbuch, auch eins für junge Mädchen, aber nicht etwa bloß für junge Mädchen, und die weisen Herren Kritiker, die da sagen, daß es doch etwas reichlich simpel sei, wollen wir recht herzlich auslachen.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

20. November 1905.

Am 15. Oktober hat der schwedische Reichstag die Vorlage der Regierung über Auflösung der Union Schwedens und Norwegens angenommen. Es war ein anderer Ausweg nicht möglich, wenn nicht Schweden zu den Waffen greifen wollte, um einen politischen Zusammenhang aufrecht zu erhalten, der sich als moralisches Band von Volk zu Volk durchaus nicht mehr behaupten ließ. Ein wahrscheinlicher Sieg Schwedens hätte aber in eine Zwangsherrschaft ausmünden müssen, die auf die Dauer gewiß nicht aufrecht zu erhalten war, und so haben König Oskar und das schwedische Volk schweren Herzens sich dazu entschlossen, die fast hundertjährige Verbindung zu lösen. Auch der Ausweg, einen schwedischen Prinzen zum künftigen König von Norwegen zu machen, erwies sich als nicht durchführbar. Fand die Trennung statt, so ließ sich auch ein indirekter dynastischer Zusammenhang nicht behaupten. Und so geschah, was geschehen mußte. Nachdem noch eine Zeitlang um die prinzipielle Frage gestritten worden war, ob das selbständige Norwegen Republik oder Monarchie werden sollte, hat eine Volksabstimmung für die letztere entschieden, und am 18. November ist dann Prinz Karl von Dänemark als König Hakon VII. zum König von Norwegen gewählt worden, nachdem man sich vorher versichert hatte, daß er die Krone annehmen werde.

Wir wünschen dem neuen Königreiche und dem neuen Könige das beste. Die Norweger sind eine mannhafte, hochbegabte Nation, und wir hoffen, daß unter der neuen Dynastie die radikal-demokratische Geistesrichtung, welche in dem letzten Jahrzehnte immer weiter und tiefer in Norwegen Fuß faßte, ihre Übertreibungen fallen lassen und in eine maßvollere und gesundere politische Strömung ausmünden wird. Jedenfalls sind die besten Aussichten dafür vorhanden, daß wir gegenseitig gute Nachbarschaft halten werden und daß die auswärtige Politik des Staates eine eminent friedliche sein wird. Daß aber Norwegen sich neutralisiert, wünschen wir der Nation nicht. Das führt zu einem Phäakentum, in welchem auf die Dauer die besten seelischen Eigenschaften einer Nation ersticken. Exempla docent.

Mit außerordentlicher Genugtuung begrüßen wir die Ernennung des Erbprinzen zu Hohenlohe-Langenburg zum Chef unseres Kolonialamtes. Ganz abgesehen von den hervorragenden Eigenschaften des Geistes und des Charakters, die, wie die Erfahrung gezeigt hat, den Hohenlohes eigen sind, ziehen wir aus dieser Wahl den Schluß, daß die Absicht besteht, unserer kolonialen Politik mehr Selbständigkeit zu gewähren und mit erneuter Energie an den Ausbau unserer kolonialen

Welt zu schreiten. Die noch immer nicht ganz niedergeworfenen Aufstände in Südwest- und Ostafrika, auf deren endgültige Beseitigung in naher Zukunft wir aber mit Bestimmtheit rechnen dürfen, haben sehr viel dazu beigetragen, uns die Augen über die Schäden zu öffnen, die unserer Kolonialpolitik anhaften. Wir haben Gelegenheit gehabt, viel zu lernen, und werden aus der Tatsache, daß jetzt Tausende unserer Landsleute, und unter ihnen Männer von hoher Bildung, Tatkraft und Einsicht, die Bedürfnisse jener Gebiete aus eigener Erfahrung genau kennen gelernt haben, ohne Zweifel Nutzen ziehen. Sparsamkeit zur unrechten Zeit, bureaukratischer Formalismus und was sonst an offenkundigen Mißgriffen heute klar zu Tage tritt, werden in Zukunft vermieden werden, und es läßt sich zuversichtlich hoffen, daß auch die Einwanderung in größerem Maßstabe erfolgen wird, sobald erst völlige Sicherheit eingetreten ist. Auch in der Behandlung der Schwarzen wird eine Wandlung eintreten müssen, man wird genötigt sein, auf die Methoden zurückzugreifen, welche die Buren in Transvaal und Oranje-Republik einhielten, sich auch von Fehlern fernzuhalten wissen, welche neuerdings die Engländer in Südafrika durch Heranziehung rassenfremder Arbeiter und Händler begangen haben. Unsere Kolonien müssen deutsch bleiben und der deutsche Ansiedler sich als Mitglied einer herrschenden Rassenaristokratie zu behaupten verstehen. Wir haben viele Wünsche für unsere Kolonien, zunächst für die beiden hier besonders hervorgehobenen großen afrikanischen: Ausbau des Eisenbahnnetzes, Besserung der Hafenverhältnisse, energische Ausbeutung der Bodenschätze und so fort, und wir hoffen, daß für diese Gebiete mit dem Namen Hohenlohe eine neue Periode ihrer Geschichte beginnen wird.

Die weitere Entwicklung der Marokko-Affaire ist inzwischen in eine Periode der Vorverhandlungen getreten, die zu einem deutsch-französischen Programm für die bevorstehende Marokko-Konferenz geführt haben. Sie wird auf spanischem Boden, wie die erste Marokko-Konferenz von 1880, stattfinden und zwar in Algesiras. Wie zu geschehen pflegt, ist die Verständigung auf Grund gegenseitiger Zugeständnisse erfolgt, aber wir können mit größter Bestimmtheit sagen, daß an den drei wesentlichen Punkten: Aufrechterhaltung der Souveränität des Sultans, Integrität seines Territoriums und Behauptung des Prinzips der offenen Tür, nicht gerüttelt werden wird. Davon abzugehen, ist für uns nach dem ganzen Verlauf, den diese Angelegenheit genommen hat, nicht möglich. Auch hat man das offenbar in Frankreich eingesehen. Wenn wir trotzdem der Konferenz nicht mit voller Zuversicht entgegensehen, so hat das seinen Grund in zwei Erwägungen: einmal darin, daß die französisch-marokkanische Grenze nach Algier und zum Hinterland von Algier zu, noch keineswegs ganz sicher feststeht, und daraus, da Frankreich die Grenzpolizei behalten soll, leicht Zwischenfälle entstehen können, deren Tragweite nicht zu berechnen wäre; zweitens aber, weil es im Wesen der englisch-französischen Entente liegt, Frankreich weiter vorzuschieben, als es bei kaltblütiger Abwägung der eigenen Interessen wohl gehen möchte. Aber wir hoffen, daß die friedliche Tendenz, zu der sich die französische Leitung der auswärtigen Politik bekannt hat, trotz der in ihrer Kanzlei fortlebenden Delcasséschen Tradition, schließlich überwiegen wird. Jedenfalls werden alle Interessenten sich Glück wünschen können, wenn beim Schluß der Konferenz die Marokkofrage für längere Zeiträume zur Ruhe gebracht ist.

Von den inneren Verhältnissen Frankreichs ist wenig Erfreuliches zu sagen. Dem Ministerium Rouvier wird die Behauptung seiner Stellung herzlich schwer gemacht. Nach dem Fall von Herrn Delcassé hat es jetzt einen zweiten Minister über Bord werfen müssen, den Kriegsminister Berteaux, der wiederum zum Nachfolger einen Zivilisten, den bekannten Führer der französischen Kolonialpartei, Herrn Etienne erhalten hat. Minister des Innern ist Dubief, Handelsminister Trouillot geworden, und das bedeutet in seiner Summe eine weitere Schwenkung nach links. Man fragt sich, wann auf diesem Wege der Zeitpunkt eintreten wird, da der nackte Sozialismus am Staatsruder sitzen wird. Herr Rouvier hat den Ehrgeiz, noch im Senat die endgültige Annahme des Gesetzes über die Trennung von Kirche und Staat durchzusetzen, und man gewinnt aus der Haltung seiner Gegner wohl den Eindruck, daß man ihn bis dahin im Amt lassen will. Aber auf ganz sicheren Füßen steht das Ministerium nicht mehr. Am 18. Februar nächsten Jahres läuft zudem die Amtsdauer des Präsidenten der französischen Republik Loubet ab, so daß in jedem Fall wichtige Entscheidungen bevorstehen. Der Präsident hat eine größere politische Rolle gespielt als sein Vorgänger, wie wohl die Zukunft deutlicher zeigen wird als heute zu zeigen möglich und ersprießlich ist. Jedenfalls hat er in seine repräsentative Stellung mehr Inhalt hineingelegt als seit den Tagen Grevys üblich war. Als Tatsache läßt sich wohl beobachten, daß Frankreich noch sozialistischer geworden ist und namentlich, daß die sozialistische Propaganda in Heer und Marine ebenso einzudringen beginnt, wie in die Zivilämter und in die Landesvertretung. Das Merkwürdige dabei ist, daß trotzdem die großen sozialen Reformen, die sich bei uns als etwas selbstverständliches eingebürgert haben, in Frankreich ebensowenig durchgesetzt werden konnten wie in England, das in dieser Hinsicht am meisten rückständig ist. Die Frage ist nur, wie diese Entwicklung weiter gehen wird, wenn wir einmal ein rein sozialistisches Ministerium und einen korrekten Sozialisten als Präsidenten der französischen Republik haben. Daß die nächsten Wahlen dahin führen, ist heute noch unwahrscheinlich, aber wenn nicht überraschende Wandlungen eintreten, muß die Zukunft diese Kombination bringen.

In England bereitet sich der Entscheidungskampf zwischen dem konservativen Ministerium und den Liberalen vor. Es wird zugleich ein Kampf Chamberlains um Zurückgewinnung einer leitenden Stellung sein. Die Argumente, mit denen Balfour und Lansdowne für ihre Partei und für die Fortdauer der Herrscherstellung der Sippe Salisbury kämpfen, sind vornehmlich der auswärtigen Politik entnommen. Und in der Tat können sie eine stattliche Reihe von blendenden Vorteilen aufführen, die sie England gesichert haben. Aber das sind doch mehr Scheinerfolge als Realitäten. Die Entente mit Frankreich, das japanische Bündnis, die ungeheuere Flottenaufrüstung mit dem Anspruch, andere Potenzen nicht aufkommen zu lassen, das alles sind, sobald man die Zusammenhänge analysiert, Kombinationen, die sich früher oder später gegen England wenden werden und eine sorgfältige Prüfung führt nicht zu dem Ergebnis, daß dieser scheinbar glänzenden Frontstellung ein kräftig gedeihender Kern entspricht. Das alte Wort: qui trop embrasse, mal étreint! muß auch hier zur Wahrheit werden, und wir meinen, daß es viele besonnene Engländer gibt, die das sehr wohl fühlen. Auch läßt sich in der antideutschen, ihrem Wesen nach ebenso

ungerechten wie brutalen Kampagne eine Abnahme konstatieren, so daß sich hoffen läßt, daß, wenn die Männer, deren Metier es ist, gegen Deutschland aufzuregen ihre Schlagworte verbraucht haben werden, das gesunde Urteil, das für eine Verständigung mit Deutschland spricht, zur Geltung und Herrschaft kommen wird.

Mit besonderem Vergnügen können wir feststellen, daß unsere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika die allerbesten sind und daß dazu die Kongenialität zwischen dem Präsidenten Roosewelt und Kaiser Wilhelm nicht unwesentlich beigetragen hat. Namentlich während der hinterlistigen Delcassé-Kampagne ist uns die sich stets gleichbleibende bona fides des Präsidenten von größter Wichtigkeit gewesen.

In der Balkanfrage war und ist die makedonische Reformfrage immer noch das wesentlichste Moment. Sie hat sich schließlich dahin zugespitzt, daß die Mächte gewisse Garantieen für die finanzielle Sicherung der Verwaltung der 3 makedonischen Vilajets verlangen und auf die Weigerung des Sultans, diese Garantieen zu gewähren, eine Flottendemonstration vor Bosporus und Dardanellen angekündigt haben. Deutschland, das im Prinzip sich für die Aktion der Mächte ausgesprochen hat, weil es gleichfalls auf jene finanziellen Garantieen einen großen Wert legt, wird an der Demonstration selbst nicht teilnehmen. Wir haben zur Zeit außer 2 Schulschiffen keine Fahrzeuge im Mittelmeer und können jetzt von unserer Kriegsflotte nichts abgeben. Aber wir haben zugleich dafür Sorge getragen, daß diejenigen Forderungen der Mächte, die einen Eingriff in die souveräne Stellung des Sultans bedeuteten, aus dem Programm, das der Pforte vorgelegt wird, beseitigt worden sind. Immerhin ist die Lage auf der Balkanhalbinsel nicht erfreulich. Wir sehen nicht, daß von den alten politischen Rivalitäten auch nur eine beseitigt wäre: bulgarische, serbische, griechische Rivalitäten, vor allem aber der alte Gegensatz zwischen Patriarchat und Exarchat spielen weiter und drohen sich zu einem gordischen Knoten zu verwickeln.

Natürlich macht sich bei diesen, wie bei den anderen Fragen auswärtiger Politik, geltend, daß zur Zeit der russische Faktor überall nur ideell, nicht tatsächlich mitspielt. Die furchtbare Krisis, in welcher das Reich sich unruhig von einem Extrem in das andere wälzt, wie ein Fieberkranker, macht eine aktive politische Aktion Rußlands so gut wie unmöglich.

Die Verfassung vom 19. August hat die Kraft nicht gehabt, die erregte öffentliche Meinung des Landes zu beruhigen. Obgleich die Regierung eine ganze Reihe von Zugeständnissen machte, um den Wünschen der drängenden Intelligenz nachzukommen, dauerte die revolutionäre und sozialistische Agitation fort. Sie dehnte sich immer mehr über alle Provinzen des Reiches aus, und als am 17. Oktober endlich der Friedensvertrag zwischen Rußland und Japan amtlich verkündigt werden konnte, ging auch das an der russischen Gesellschaft wirkungslos vorüber. Und doch hatte man so laut und oft so drohend nach Beendigung des Krieges verlangt, daß die Regierung wohl glauben mußte, daß sie einen glühenden Wunsch der Nation erfülle, wenn sie hier nachgebe. Es ist aber heute als zweifelhaft zu betrachten, ob vom militärischen Gesichtspunkt aus der Friede für Rußland eine Notwendigkeit war. Jedenfalls hätte ein nicht revolutioniertes Rußland noch große Machtmittel ins Feld werfen können, und es

kann wohl als sicher gelten, daß wenn Rußland weiterkämpfte, auch das englisch-japanische Bündnis nicht abgeschlossen worden wäre. Die russische Revolution hat es zustande gebracht. Denn das ist das Charakteristische dieser russischen Revolution, daß sie auf die Weltstellung des Reiches nicht die geringste Rücksicht genommen hat. So nahm man denn den Definitivfrieden teilnahmlos und gleichgültig hin, und nur drei Tage danach gab Moskau das Signal zu jenem Generalstreik, durch welchen die Revolution den Widerstand der Regierung gegen ihre Forderungen endgültig glaubte brechen zu können. Was sie verlangte, war eine konstituierende Versammlung, die auf Grund des allgemeinen, geheimen, direkten Wahlrechts berufen, über die Zukunft Rußlands entscheiden sollte. Ob diese Zukunft zu einem demokratisch-parlamentarischen Kaiserreich oder zu einer demokratisch-sozialistischen Republik führen sollte, darüber gingen die Meinungen auseinander. Es ist erstaunlich, wie stark sich die Organisation der Revolutionäre zeigt. Die Leitung, die in den extremsten Händen lag und deren Namen bis zur Stunde unbekannt geblieben sind, offenbar weil Niemand den Männern — oder sind es Knaben? — gehorcht hätte, wenn sie an die Öffentlichkeit getreten wären, fand rückhaltlosen und fast widerspruchslosen Gehorsam in allen Ecken und Enden des Reiches, und das zu einer Zeit, da sich die Regierungsorgane fast überall unfähig und zum Teil wohl auch unwillig zeigten, ihr Ansehen zu behaupten. Mit dem politischen Ausstand, der sich nicht nur auf die Arbeiter, sondern auf alle Zweige des Handels und Verkehrs, auf alle Unterrichtsinstitute, alle Berufsgenossenschaften, auf Post, Telegraphen und Eisenbahn erstreckte, ging eine Agrarrevolution kommunistischen und in einzelnen Gebieten, wie in den baltischen Provinzen, anarchistischen Charakters her, die rücksichtslos alle Kulturwerke zerstörte: Naphtaquellen, Fabriken, Läden, die Ernten in den Scheuern, das Vieh im Stall. Destruktiv und kulturfeindlich, mörderisch und grausam. Wir glauben, daß die Unerträglichkeit solcher Zustände dahin geführt hätte, daß diese Ausstandsbewegung mit ihren Begleiterscheinungen in sich zusammengebrochen wäre, wenn die Regierung Nerv genug gezeigt hätte, zu warten und im rechten Augenblick strafend einzugreifen. Wenn sie dann, nach errungenem Siege, das an Zugeständnissen verlieh, was mit dem Fortbestand staatlichen Lebens vereinbar war, bot sich die Aussicht, die russische Revolution zu schließen und Rußland als konstitutionellen Rechtsstaat aus der Krisis hinauszuführen.

Aber das alles geschah nicht. Am 30. Oktober, während der Ausstand noch in scheinbar ungeminderter Kraft fortdauerte, unterschrieb der Zar ein Manifest, das am 31. Oktober publiziert wurde. Die Regierung verlieh dem Volke die ersehnten Grundrechte: Unverletzlichkeit der Person, Gewissens-, Rede-, Preß- und Versammlungsfreiheit. Sie wandelte die nach dem Bulyginschen Plan als beratend konstituierte Reichsduma in eine beschließende um, sie dehnte das Wahlrecht — allerdings unter Beibehaltung eines Zensus — auf diejenigen Klassen aus, die bisher ausgeschlossen waren, sie versprach eine Amnestie für politische Verbrechen. Am 1. November wurde der verhaßte Oberprokureur des hlg. Synods seines Amtes entlassen — kurz sie gab was sie irgend geben konnte, ohne sich selbst und damit den Staatsgedanken der Revolution auszuliefern.

Man hätte annehmen sollen, daß die Nation, oder wenigstens doch die Gebildeten in ihrer Mitte hätten zugreifen und der Regierung helfen müssen, um

was das Manifest verheißen hatte, auch wirklich ins Leben zu führen. Handelte es sich doch darum, die höchsten Güter der Menschheit, Freiheit und Eigentum, vor einem urteilslosen und erhitzten, von Fanatikern der Destruktion oder ruchlosen Bösewichtern geführten Pöbel zu schützen.

Aber die russische Intelligenz, fast ohne alle Ausnahme bis in die Reihen der Hochgebildeten hinein, versagte vollkommen. Sie führte nicht, sondern sie ließ sich den Weg, den sie gehen sollte, vorschreiben von jenen unbekannten Häuptern der Revolution, und die hatten nur einen Gedanken: wir haben einen ersten großen Sieg errungen, das Ziel ist weiter zu stecken, nieder mit allem was aufrecht steht! Anarchismus und Kommunismus erhoben begehrlicher als je das Haupt, und nun wurde erst recht verlangt, daß jene konstituierende Versammlung berufen wurde, von der man hoffte, daß aus ihr die sozialistische russische Republik hervorgehen werde.

Was nun folgte, war schrecklich. Eine andere Masse des russischen Pöbels, als die, welche unter sozialistischer Leitung bisher den Städten ihre Gesetze vorgeschrieben hatte, erhob sich aus dem Dunkel der Vorstädte und aus den Gassen der Dörfer. Ein Volk, in dem noch alle alten Überlieferungen und Instinkte der Nation lebendig waren: die Vorstellung von der Allmacht des Zaren, die mißtrauische Kirchlichkeit, der Haß gegen die Beamten und gegen die Gebildeten überhaupt, der Haß vor allem gegen die Juden, die nicht mit Unrecht von ihnen für die eigentlichen Leiter der antimonarchischen und antikirchlichen Bewegung gehalten wurden. Fast acht Tage lang raste eine Judenhetze durch das Reich; in 70 größeren und kleinen Städten wurden die Juden, friedliche Bürger, wie Revolutionäre, von den wütenden Haufen mißhandelt und ermordet, ihr Eigentum geraubt oder zerstört, ihre Häuser in Brand gesteckt. Glücklich, wer mit dem nackten Leben davonkam. Es war eine furchtbare Nemesis. Diejenigen, die die Revolution geweckt hatten, mußten nun ihre zerstörende und erbarmungslose Kraft an sich selber spüren. Es ist nicht zu bestreiten, daß die lokalen Obrigkeiten an einzelnen Orten diesem Treiben nicht ohne Schadenfreude und nur spät, meist zu spät eingreifend zugeschaut haben. Es ging ein Entsetzen durchs Land. Die Sozialrevolutionäre standen diesen elementaren Gewalten ebenso ratlos gegenüber wie die Regierung. Sie haben schließlich gesucht, diese erbosten Massen zu sich hinüberzuziehen. Uns liegt ein Aufruf vor, der in zahllosen Exemplaren unter dem Moskauer Pöbel verteilt worden. Er geht von den Sozialrevolutionären aus und führt die Überschrift: Was wollen die Leute, die mit der roten Flagge umziehen?

Und die Antwort lautet: Sie wollen alles Land des Adels, der Kaufleute, der Krone und der Apanagen zur Nutzung dem ganzen arbeitenden Volke geben. Sie wollen den 8stündigen Arbeitstag und volle Sonntagsruhe. Sie wollen gute Arbeitslöhne, damit alle Menschen menschenwürdig leben können.

Und daran knüpft sich eine utopische Aufzählung alles dessen, was ihr Zukunftsstaat den Arbeitern bieten wird, wenn erst die Herren beseitigt sind.

Aber der Schluß mündet in eine weinerliche Bitte aus: Ihr Bewohner von Moskau, weshalb fallt ihr über uns her, mit Knüppeln und Messern und setzt euch unseren Kugeln aus. Weshalb verteidigt ihr die Polizei ... Fallt nicht über uns her, wie Kain über Abel, wir sind eure Brüder, schlagt nicht

einzelne waffenlose Leute, sonst ladet ihr Sünde auf euer Gewissen und führt durch euere Grausamkeit das von der Obrigkeit gequälte Rußland in das äußerste Verderben.“ Eine Wirkung ist von diesen Klagen nicht zu erwarten. Die Regierung selbst hat schließlich den Schutz gewährt und die Ruhe äußerlich hergestellt. Wie es denn scheint, als ob sie sich jetzt ermannen wollte. Der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch ist zum Oberkommandierenden des Petersburger Militärbezirks, Trepow zum Kommandierenden der Palastwache ernannt worden, Witte, dem es endlich gelungen ist, ein Geschäftsministerium zu konstruieren, hat die polnischen Ansprüche energisch zurückgewiesen und über die „Weichselgouvernements“ den Kriegszustand verhängt. Die Matrosenmeutereien in Kronstadt und in Wladiwostok sind blutig niedergeschlagen worden, in die einzelnen Gouvernements sind General-Adjutanten mit diktatorischen Vollmachten gesandt worden, um die Ordnung herzustellen. Aber trotz alledem sieht es noch trostlos aus. Am schlimmsten vielleicht in den 3 baltischen Provinzen, die völliger Anarchie preisgegeben sind und in denen Mord und Raub straflos ihr Wesen treiben.

Wohin wird das führen?

Ein Petersburger Korrespondent des „Journal des Débats“ beantwortet diese Frage folgendermaßen:

„Das wahre Drama hat noch nicht begonnen. Es wird anheben, wenn der graue Bär sich von seinem Lager erhebt. Dann werden die Städte überrumpelt werden, die immer höher steigende Flut der nach Rache dürstenden und nach Beute gierigen Bauern wird sie überschwemmen. Dann werden alle Juden massakriert werden, dann die Gebildeten, endlich die Fremden. Und seien Sie überzeugt, daß die Truppen fast überall mit den Aufständischen, mit den Helden der Bauernelemente im Namen des Zaren, mit dieser ungeheueren kommunistisch-konservativen Masse, gemeinsame Sache machen werden. Und das wird die entscheidende Stunde der Krisis sein, wenn alles unter der Brandfackel der empörten Bauern in Flammen aufgeht ...“

Es ist eine furchtbare Vision — aber wer mag dafür einstehen, daß sie nicht zur Wahrheit wird?

Meyers Historisch-Geographischer Kalender für 1906. X. Jahrgang. Mit 365 Landschafts- und Städteansichten, Porträten, kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Darstellungen sowie einer Jahresübersicht (auf dem Rückdeckel). Zum Aufhängen als Abreißkalender eingerichtet. Preis 1.85 Mk. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

„Meyers Historisch-Geographischer Kalender“ ist nun zum zehnten Male erschienen und zeigt dadurch, daß er sich auf dem Markte der Abreiß-Kalender fest eingebürgert hat. Als der vornehmste, anregendste, interessanteste in seiner Art wird er den alten Freunden, die sich an ihn, seine Bilder und Sprüche gewöhnt haben, sicherlich wieder viele neue hinzugewinnen; er ist dessen wert! O. H.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

16. November 1905.

Am 28. dieses Monats soll der Reichstag wieder zusammentreten. Große Aufgaben harren der Lösung. Es sind nicht nur die Vorlagen zu erledigen, die in der letzten Tagung nicht mehr zustande gebracht worden sind, sondern es kommen auch noch die beiden bedeutungsvollen Werke hinzu, die dem bevorstehenden parlamentarischen Winterfeldzug das Kennzeichen geben werden: die Reichsfinanzreform und die Flottenvorlage. Es ist noch nicht der Augenblick gekommen, an dieser Stelle, wo ein orientierender Überblick über die Vorgänge der inneren Politik gegeben werden soll, die Einzelheiten der beiden wichtigen Vorlagen zu besprechen. Es lassen sich nur einige Bemerkungen geben, die auf die Bedeutung der Vorlagen hinweisen.

Die neue Flottenvorlage soll keineswegs das Flottengesetz von 1900 umstoßen. Dieses bleibt vielmehr bestehen, es werden nur einzelne bei der Genehmigung des Gesetzes zurückgestellte Forderungen aufs neue erhoben. Das ist nicht eigentlich etwas Neues, sondern ein Schritt, der längst vorhergesehen und angekündigt worden ist. Was aber jetzt hinzukommt, ist die Nutzbarmachung der technischen Fortschritte und Erfahrungen, die der Schiffsbau und das Seekriegswesen in den letzten Jahren wieder gebracht haben und die nun in der Vergrößerung des Deplacements, in der Verbesserung der Geschützarmierung und der Panzerung ihren praktischen Ausdruck bei den Neubauten von Linienschiffen und Kreuzern finden sollen. Bedeutung und Berechtigung dieser Neuerungen werden in dieser Zeitschrift an anderer Stelle von sachverständiger Seite erläutert werden. Es bedarf daher hier nur eines Hinweises auf die politische Lage und die Aussichten der Vorlage. Erfreulicherweise darf festgestellt werden, daß das Verständnis für die Notwendigkeit des planmäßigen Ausbaus unserer Flotte nach den bisherigen Grundsätzen an Umfang und Tiefe außerordentlich gewonnen hat. In den nationalen Mittelparteien und auf der rechten Seite des politischen Heerlagers hat es zwar nie an diesem Verständnis gefehlt, aber von der äußersten Rechten und dem spezifischen Agrariertum galt dies doch nur in beschränktem Maße. Mißtrauen und Besorgnisse waren erweckt worden, als ob der Eifer für den Ausbau der Flotte zur Vernachlässigung unserer Landmacht führen könne und als ob unter dem Schutz einer allgemeinen Flottenbegeisterung die Interessen des mächtig aufstrebenden Handels die der Landwirtschaft zurückdrängen und damit trotz scheinbaren Fortschritts die Grundlagen unserer wirtschaftlichen Existenz und nationalen Tüchtigkeit untergraben könnten. Jetzt hat sich doch die Einsicht Bahn gebrochen, daß dergleichen nicht zu befürchten ist. Andererseits ist man auch nicht blind gewesen gegen die Lehren, die uns die Zeitereignisse gegeben haben. Zu den Beobachtungen, die der russisch-japanische Krieg veranlaßte,

ist jetzt noch der Eindruck gekommen, den die im Sommer überstandene Kriegsgefahr hervorgerufen hat.

Die Worte, die der Kaiser am 26. Oktober bei der Moltkefeier an der Festtafel zu seinen militärischen Gästen sprach: „Die Herren wissen jetzt, wie es um uns steht“ — gelten auch für einen weiteren Kreis. Und wie sich das sonst der Flottenagitation mißtrauisch und bedenklich gegenüberstehende agrarische Hauptorgan, die „Deutsche Tageszeitung“, jetzt viel freier und entschiedener für die Unterstützung der Regierungsforderungen erklärt hat, so ist auch auf der linken Seite mehr von der Rückkehr zu den Traditionen des Liberalismus zu verspüren, auf dessen Programm der Bau einer deutschen Flotte schon vor zwei Menschenaltern stand. Jetzt ist auch von freisinniger Seite — freilich unter dem Widerspruch der „Unentwegten“ vom alten Schlage — anerkannt worden, daß eine starke Flotte uns bitter not tut, daß sie ein unentbehrliches Werkzeug der Weltpolitik ist, zu der unsere natürliche Entwicklung und der Erfolg unseres Handels uns nötigen. Wie aber auch die Stimmung der Parteien im Reichstage zum Ausdruck kommen mag, jedenfalls ist die Lage für die Flottengesetznovelle günstiger als früher. Das Zentrum wird in seiner Rolle als ausschlaggebende Partei bemüht sein, möglichst viel Wasser in den Wein der Bewilligungsfreudigkeit zu schütten, aber eine Gefährdung der Vorlage liegt darin nicht. Denn während sonst die „Deckungsfrage“ vorgeschoben werden konnte, um allerhand Bedenken zu rechtfertigen, gibt jetzt die Reichsfinanzreform Gelegenheit, diese Frage vorher zu regeln.

Nach welchen Grundgedanken die Vorschläge des zu erwartenden Gesetzentwurfs über die Reichsfinanzreform ausgearbeitet worden sind, ist früher schon besprochen worden. Es bestätigt sich, daß für die indirekte Besteuerung, die dem Reich allein offensteht, solche Steuerquellen herangezogen worden sind, die die nötige Ergiebigkeit verbürgen, aber doch nicht das Gefühl der Bedrückung hervorrufen. Es handelt sich also um Bier und Tabak, die dem Massenverbrauch unterliegen und doch nicht notwendige Lebensmittel sind, demnächst eine Reichserbschaftssteuer, die von erfahrenen Volkswirten stets empfohlen worden ist, und eine erweiterte Anwendung gewisser Stempelabgaben, über deren nähere Gestaltung noch nichts Zuverlässiges berichtet worden ist. Im Prinzip wird man mit der Auswahl dieser Mittel zur Erhöhung der selbständigen Einnahmen des Reichs durchaus einverstanden sein müssen. Populär und einwandfrei werden Steuervorlagen niemals sein; man kann sie nur auf die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit prüfen. Ist die Finanzreform notwendig, dann kann man wohl sagen, daß die eingeschlagenen Wege die besten sind, die zum Ziele führen. Es sind vor allem auch die aussichtsreichsten. Als Gegner werden also vornehmlich solche bleiben, die es nicht Wort haben wollen, daß die Reform selbst eine der dringlichsten Aufgaben ist. Aber hier besteht jetzt eine förderliche Wechselwirkung zwischen Finanzreform und Flottenfrage. Wir kommen an den Erfahrungen des letzten Jahres nicht anders vorbei, wir müssen die Opfer für den Flottenbau erhöhen. Daraus ergibt sich aber auch die unabweisbare Notwendigkeit der dauernden und wirksamen Aufbesserung der Reichsfinanzen. Dieser Erwägung können sich auch die Gegner der Reform kaum noch entziehen; andre werden es freilich auch ohne das als eine Ungeheuerlichkeit empfinden, daß eine Großmacht, die sich auf einen steigenden Volkswohlstand stützen kann, lediglich wegen der

Organisation ihres Finanzwesens bei der Bestreitung ihrer dringendsten Bedürfnisse beständig mit einem Defizit zu kämpfen hat.

Wenn die kleineren deutschen Bundesstaaten durch die Unzulänglichkeit der eigenen Einnahmen des Reichs und demgemäß durch die Überlastung mit Matrikularumlagen besonders leiden müssen, so liegt das ja einmal daran, daß die Kopfzahl der Bevölkerung keinen geeigneten Maßstab für die finanzielle Leistungsfähigkeit gibt, weiter aber auch daran, daß die kleinen Bundesstaaten von verschiedenen, besonders einträglichen Einnahmequellen keinen Gebrauch machen können. Das gilt besonders von den Eisenbahnen, die für einen großen Staat, der über ein Netz von zahlreichen Hauptverkehrslinien innerhalb seiner Grenzen verfügt, finanziell von außerordentlichem Vorteil sein können, während ein kleiner Staat im günstigsten Falle an einer kleinen Strecke oder an wenigen Bruchteilen der großen Verkehrslinien Anteil hat. Preußen bringt durch seine Einnahmen aus den Staatsbahnen oft genug ein ungünstiges Budget ins Gleichgewicht; kleine Staaten können überhaupt keine eigene Staatsbahnverwaltung haben. Mittlere Staaten endlich sehen sich bei den Anforderungen des heutigen Verkehrs in eine Lage gedrängt, in der die eigene Staatsbahnverwaltung allenfalls noch aufrecht erhalten werden kann, aber nicht mehr rentabel bleibt. Das tritt allmählich desto schärfer hervor, je lauter infolge der Verkehrsbedürfnisse die Forderung einerseits der Ausdehnung und Vervollständigung des Bahnnetzes, andrerseits der Tarifreform erhoben wird. Es geht wie in anderen Zweigen des Wirtschaftslebens auch: es soll — so möchte man es in alltäglicher Form ausdrücken — überall mehr geleistet werden, und es soll alles weniger kosten. Das ist derselbe Zug, der überall zum Großbetriebe hindrängt. So treibt auch eine wirtschaftliche Notwendigkeit den Gedanken einer Vereinheitlichung des deutschen Eisenbahnwesens immer wieder an die Oberfläche. Die Verfassung des Deutschen Reichs würde kein Hindernis bieten, aber nachdem die Gelegenheit früher einmal verpaßt worden ist, zeigen sich jetzt Schwierigkeiten, die so schnell nicht überwunden werden können. Nachdem der preußische Staat nach Ablehnung des Projekts, die deutschen Eisenbahnen allmählich von Reichs wegen anzukaufen, selbst zum Staatsbahnsystem übergegangen ist und damit so ausgezeichnete finanzielle Erfahrungen gemacht hat, hat er gar kein Interesse daran, in eine Eisenbahngemeinschaft mit den andern deutschen Staatsbahnverwaltungen zu treten. Andrerseits aber kann der führende deutsche Staat sich den in dieser Richtung laufenden Wünschen anderer Bundesstaaten aus nationalen Gründen nicht entziehen. So kam zuerst die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft vor einigen Jahren zustande, und neuerdings gehen auch in Sachsen und Württemberg starke Strömungen dahin, in diese Gemeinschaft einzutreten. Noch aber überwiegen die Bedenken, und man sann auf Mittel, die Vorteile der Gemeinschaft zu genießen, ohne die Selbständigkeit der Verwaltung aufzugeben. Unter solchen Verhältnissen konnte der Plan einer Betriebsmittelgemeinschaft der deutschen Eisenbahnverwaltungsverbände reifen. Im Oktober sind die Konferenzen abgehalten worden, die den Plan verwirklichen sollten. Preußen hatte mit Recht die Anträge der andern Staaten an sich herankommen lassen, aber es schien trotz der grundsätzlichen Neigung, sich zu verständigen, überaus schwer, eine geeignete Grundlage zu finden, weil, der ganzen Lage entsprechend, auch der nächst Preußen größeste Eisenbahnverband, Bayern, — ebenso wie Preußen selbst — keine Neigung zu manchen

Zugeständnissen zeigte, die den kleineren Verbänden notwendig schienen. Unter diesen Umständen erklärte sich Preußen zunächst für die bayerischen Vorschläge, in der richtigen Annahme, daß zunächst ein ganz Deutschland umfassender Vertrag notwendig sei, gleichviel welchen Inhalts. Es kam mehr darauf an, daß ein solcher Vertrag abgeschlossen wurde, als darauf, was darin stand. Außerdem ließ sich aus den bayerischen Vorschlägen manches entwickeln, sobald nur erst einmal gemeinsame Erfahrungen gemacht worden waren. Indessen die Wirkung dieser Verständigung zwischen Preußen und Bayern war nicht die erhoffte. Baden erklärte rund heraus, unter solchen Voraussetzungen nicht mitmachen zu können, da es nicht angebracht sei, für einen so geringen Fortschritt in der Richtung der Einigung des gesamten deutschen Eisenbahnwesens die aus gewissen Einrichtungen seiner eigenen Verwaltung fließenden Vorteile aufzugeben. So ist denn diese Angelegenheit noch immer in der Schwebe. Die bayerische Regierung hat um dieser Sache willen in der deutschen Presse recht böse Worte hören müssen, wohl nicht ganz mit Recht. Denn so, wie die Sache nun einmal liegt, bedeutet die Einigung jetzt für die größeren Staaten ein Opfer, und die dafür eingetauschten nationalen Vorteile wiegen innerhalb des auch ohnedies gefestigten Deutschen Reichs nicht mehr so schwer, wie etwa die Vorteile, die seiner Zeit mit dem Eintritt in den Zollverein verbunden waren. Hier ist die Taktik des ruhigen Abwartens am Platz. Mit der Zeit wird sich — das darf man wohl sicher glauben — das Bedürfnis einer einheitlichen Verwaltung des deutschen Verkehrswesens doch siegreich durchsetzen. Wir brauchen aber jetzt solche Fragen nicht mit Nervosität zur Lösung zu drängen.

In Bayern haben bereits vor einigen Wochen die Sitzungen des Landtages begonnen. Über die unerquicklichen Verhältnisse, die durch die letzten Wahlen geschaffen worden sind, haben wir früher gesprochen. Die Klerikalen säumen nicht, die gewonnene Macht nach Kräften zu gebrauchen. In den Beratungen über die Wahlrechtsvorlage haben sie ihre eigenen Anträge mit vollendeter Rücksichtslosigkeit gegen die liberale Minderheit durchgedrückt. Es wird darüber wohl noch später zu berichten sein.

Mehr noch sind in Süddeutschland die badischen Wahlen Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden. Bei diesen Wahlen hatten sich nicht nur alle liberalen Parteirichtungen zu einem engen Zusammenschluß genötigt gesehen, sondern es war dieser „Block“ auch durch Verhandlungen mit der Sozialdemokratie erweitert worden, um der klerikalen Demagogie kräftig entgegen treten zu können. Dieses bisher einzig dastehende Bündnis zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie ist und bleibt ein im höchsten Grade peinlicher Vorgang. Die Liberalen haben hier nachgeahmt, was sie den Klerikalen in Bayern zum schweren Vorwurf gemacht haben. Der Beschluß ist denn auch außerhalb Badens in liberalen Kreisen, und zwar sowohl nationalliberalen wie freisinnigen, sehr abfällig beurteilt worden. Baden hat zum ersten Mal unter der Herrschaft des allgemeinen Wahlrechts nach Reichstagsmuster gewählt. Einen um so schlechteren Eindruck muß es machen, wenn die erste Anwendung dieses neuen Wahlsystems ein so starkes Übergewicht des Klerikalismus erweist, daß auch der gemäßigte nationale Liberalismus, um sich sein parlamentarisches Recht zu sichern, keine andre Rettung weiß, als ein Bündnis mit dem Erzfeind der bürgerlichen Gesellschaft, der wenige Monate zuvor in Bayern selbst noch mit eben dem Ultramontanismus marschiert war,

den er jetzt bekämpfen helfen sollte. Wieder wurden, um den außergewöhnlichen Schritt zu rechtfertigen, die alten Beweisführungen hervorgeholt, die die Frage entscheiden sollen, ob der Ultramontanismus gefährlicher sei als die Sozialdemokratie oder umgekehrt. Es kommt dabei wohl wenig heraus, und ich gestehe offen, daß ich mich für diese Fragestellung überhaupt nicht begeistern kann. Mag die Frage so oder so entschieden werden, — es erscheint meist bei diesen Auseinandersetzungen in dem löblichen Eifer, die von dem einen Teil ausgehende Gefahr recht dringend zu schildern, der andre Teil als das unschuldige Lamm, das kein Wässerchen trübt, und der deutsche Michel läßt sich so gern Wiegenlieder singen, die ihm den Schlummer verbürgen. Er soll aber wissen, daß er in seinem Besten und Heiligsten von zwei Seiten bedroht wird. Die Frage nach der größeren Gefährlichkeit von Sozialdemokratie oder Ultramontanismus ist überhaupt nicht eine Frage der theoretischen Erörterung, sondern der praktischen Taktik. Darum sollte sie nach der Eigenart der lokalen und landschaftlichen Verhältnisse entschieden werden. Die Konservativen, zumal in den protestantischen Gegenden Norddeutschlands, die es mit ansehen müssen, wie die Sozialdemokratie in ihrer wildesten revolutionären Färbung mit ihrer Agitation in Gebiete vordringt, die bis dahin als unerschütterliche Burgen der Gottesfurcht und Königstreue galten, werden nie zu überzeugen sein, daß von dem Ultramontanismus eine Gefahr droht. Sie sehen in dem Ultramontanen nur den Katholiken, dessen Bekenntnis sie zwar nicht teilen, der ihnen aber als gläubiger Christ ein willkommener Mitstreiter ist in dem Kampf gegen die gottlose, alles umstürzende Rotte Belials. Der Süddeutsche dagegen ist seiner ganzen Art nach viel mehr abgehärtet gegen das revolutionäre Gebahren der besitzlosen Klassen; er hat auch im allgemeinen guten Grund, die Sache weniger tragisch zu nehmen als der Norddeutsche. Er hat ein gewisses wohlwollendes und humorvolles Verständnis für soziale Unzufriedenheit, die durch den Volkscharakter und die Eigenart der wirtschaftlichen Verhältnisse leichter in Schranken gehalten wird. Aber für den nationalgesinnten Süddeutschen hört der Humor auf, wenn er an die Einflüsse denkt, die in katholischen Gegenden durch den politischen Mißbrauch von Kanzel und Beichtstuhl und durch eine politische Seelsorge in Tätigkeit gesetzt werden. Er weiß, was auf dem Spiel steht, wenn diese Einflüsse zur Herrschaft kommen. Und ebenso ist ihm bekannt, daß sie nicht vor der Autorität des Staates Halt machen. Ihre Ziele sind für das gesunde Staatsleben vernichtend, ihre Mittel demagogisch und von vergiftender Wirkung auf das Volksgemüt und den sozialen Frieden. Man wird also den badischen Liberalen mildernde Umstände zubilligen müssen, wenn sie sich fragen: was unterscheidet denn diesen Ultramontanismus, wie ihn in Baden der Geistliche Rat Wacker und seine Leute treiben, an Schädlichkeit von der sozialistischen Revolution? Die Antwort kann nur lauten: Nichts! Darum ist es erklärlich, daß in Baden auch gemäßigte Liberale sich nicht anders helfen zu können glaubten, als mit dem bedenklichen Mittel der Austreibung des Teufels durch Beelzebub. Es fragt sich freilich, ob sich die Folgen dieses Schritts nicht doch einmal noch verhängnisvoller zeigen werden, als ein vorübergehender Triumph der Ultramontanen.

Inzwischen hat das „Literatengezänk“ in der sozialdemokratischen Partei weitere Folgen gehabt. Sechs Redakteuren des Zentralorgans der Partei, des „Vorwärts“, sahen sich durch die tyrannischen Eingriffe des Parteivorstandes

genötigt, ihre Stellen zu kündigen. Infolgedessen hat es wieder einen jener persönlichen Skandale gegeben, an denen die sozialdemokratische Partei so reich ist. Seit Wochen fliegen die gegenseitigen spaltenlangen Erklärungen, Aufklärungen, Berichtigungen usw. von beiden Seiten hin und her. Es lohnt nicht, diesen Zank in seinen Einzelheiten zu verfolgen. Man wird nur an das Wort Bebels erinnert, das er einst von seiner Partei gebrauchte: „Wir sind wie die ersten Christen". Er meinte das übrigens nur in Bezug auf die Stellung seiner Partei zur Staatsgewalt. Aber man wird recht gewahr, wie falsch es auch in dieser Beziehung ist. Die Sozialdemokratie gibt sich gern das Ansehen, als werde sie ein neues ethisches Prinzip an die Stelle der verfaulten Moral der jetzigen Gesellschaft setzen. Und dabei sehen wir an jeder Stelle, wo die „Genossen" unter sich sind, wo nichts sie hindert, in ihrem kleinen Kreise den andern Menschen eine Ahnung von der Herrlichkeit des Zukunftsstaats beizubringen, genau dieselben Mängel und Menschlichkeiten, die sie gern als besondere Erscheinungen der kapitalistischen Gesellschaftsordnung hinstellen möchten. So schrieb ein „Revisionist", Dr. G. Braun vor einigen Wochen in der „Neuen Gesellschaft":

„Das tiefbedauerliche Vorgehen des Parteivorstandes ist ein Symptom für die allgemeine Lage der Partei. Daß dem so ist, scheint uns weniger Schuld des Parteivorstandes selbst, sondern Schuld der Gesamtheit der Parteigenossen. Auch die, die dank ihrer Leistungen an die Spitze der Partei gestellt werden, sind nur Menschen. Wenn der berechtigte Respekt vor ihnen zur Servilität ausartete, wenn — genau so wie vor gekrönten Häuptern des Gegenwartsstaats — Unzufriedenheit und Kritik sich aus Furcht und Rücksicht nur im Stillen äußern, so muß der Parteivorstand genau wie jeder andre, dem Verdienst oder Schicksal irgend ein Szepter in die Hand gab, seiner selbst unbewußt absolutistische Tendenzen entwickeln."

Wer diesen durchaus richtigen Gedanken eines Sozialdemokraten weiter nachgeht und daraus die nötigen Folgerungen zieht, der würde kaum zu einem anderen Ergebnis kommen können als zu der Erkenntnis, daß die Mängel der Gesellschaftsordnung, die der Sozialdemokratie heute das Material geben, um den Haß der unteren Klassen gegen die oberen zu entflammen, nicht der kapitalistischen Grundlage, sondern den Schwächen und Unvollkommenheiten der menschlichen Natur entspringen. Gerade das dürfen die Führer der heutigen Sozialdemokratie nicht zugeben, darum arbeiten sie mit solcher Leidenschaft, um durch die Pflege des revolutionären Prinzips die Massen nicht zum ruhigen Nachdenken kommen zu lassen, sondern nur ihren Haß gegen das Bestehende wach zu halten.

Der revolutionäre Taumel, der jetzt von der Führerschaft aus erhalten wird, wirkt auch — in Verbindung mit den Ereignissen in Rußland und Österreich — auf die gesamte Arbeiterbewegung zurück. Darum überall die Unruhe, das Aufflackern von Streikbewegungen ohne innere Berechtigung, Bewegungen, die beständig ins Große anzuwachsen drohen. Die Streikbewegung in der sächsisch-thüringischen Textilindustrie ist noch nicht zum Stillstand gebracht; der Kampf dauert fort. In Oberschlesien aber scheint ein neuer Ausstand von größerem Umfange in Aussicht zu stehen. Wir sehen also auf diesem Gebiet noch einer bewegten Zeit entgegen.

Das Deutschtum im Auslande.

Von

Johannes Zemmrich.

I.

Österreich: Wahlrechtsfrage, Deutsch-Österreich und das Deutsche Reich. Mähren, Böhmen, Wien, Kärnten, Krain. Ungarn. — Schweiz und Belgien. — Südafrika.

In Österreich steht das politische Leben immer noch unter dem Einfluß der chronisch gewordenen ungarischen Krisis. Der Reichsrat trat Ende September zu einer kurzen Session zusammen. Zu einer bestimmten klaren Stellung gegenüber Ungarn gelangte die österreichische Volksvertretung abermals nicht. Die deutschen Parteien sind immer noch bereit, energisch gegen die madjarischen Umtriebe vorzugehen und die Ausgleichsfrage zur Entscheidung zu bringen. Aber die Regierung wie die slavischen Parteien wünschen das nicht. So bleibt es bei der Politik des untätigen Zuwartens, obwohl Österreich den Madjaren gegenüber sich in äußerst vorteilhafter Stellung befindet.

Die Wahlrechtsfrage hat von Ungarn aus ihre Wirkung auf Österreich ausgeübt. Sie beherrschte die vierzehntägige Reichsratssession. Den Anstoß gab die Nachricht von dem Eingriff des österreichischen Ministerpräsidenten in die inneren ungarischen Verhältnisse. Er sollte den Kaiser bestimmt haben, seine Genehmigung zur Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Ungarn zu versagen, weil dann der gleiche Schritt in Österreich unvermeidlich würde. Dies benutzten die Sozialdemokraten zu einem wütenden Angriff auf den Baron von Gautsch. Der leitende Minister konnte zwar jene Nachricht als falsch zurückweisen — tatsächlich hat ja der Monarch kurz darauf bei der Neubildung des Ministeriums Fejervary sich mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Ungarn einverstanden erklärt —, aber die Wahlrechtsdebatte war nunmehr in den Mittelpunkt der Erörterungen gerückt. Baron Gautsch machte kein Hehl daraus, daß ihm die Wahl aller Abgeordneten auf Grund des allgemeinen, gleichen Wahlrechtes bedenklich erscheine, daß vor allem die Voraussetzung hierzu die gegenseitige, nationale Verständigung sei. Eine Reform des Wahlrechtes erkannte auch er als wünschenswert an.

Auf diesen Standpunkt stellten sich im wesentlichen auch die deutschnationalen Parteien. Ihr radikaler Flügel ist zwar bisher im Wahlkampf teilweise selbst für das allgemeine, gleiche Wahlrecht eingetreten. Der nationale Schwung, der bei den letzten Wahlen zu den Zeiten eines Badeni und Thun auch die untersten Schichten der Wählermassen erfaßt hatte, brachte den Deutschnationalen auch in der allgemeinen Wählerklasse große Erfolge. Aber seitdem haben verschiedene Nachwahlen zum Reichsrat, sowie die steirischen Landtagswahlen in der neuen allgemeinen Wählerkurie gezeigt, wie schnell wandelbar die Stimmung der Massen ist. Klerikalismus und Sozialdemokratie — ersterer in

den Alpenländern, letztere in den Sudetenprovinzen — erhoffen von dem allgemeinen Wahlrecht großen Gewinn, deshalb erklären sie sich mit ihm einverstanden. Für die Deutschen kommt aber vor allem noch in Betracht, daß bei einer Einteilung der Wahlkreise nach der Bevölkerungsziffer das allgemeine, gleiche Wahlrecht den Slaven viele neue Sitze bringen würde. Die Deutschen müßten nach wie vor die Staatslasten tragen und mit ihren Steuergeldern die slavischen Landesteile fördern, politisch würden sie aber noch mehr an die Wand gedrückt werden, als es jetzt schon der Fall ist. Aus diesen Gründen haben sich die deutschen nationalen Parteien gegen die ausschließliche Geltung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts erklärt. Eine Wahlrechtserweiterung lehnen sie nicht grundsätzlich ab, sie verlangen aber vorher Sicherheiten, daß sie als Hauptträger der Steuerlasten und der Bildung einen entsprechenden Einfluß im Staate gewährleistet erhalten. Die deutsche Volkspartei ließ durch ihren Führer erklären, daß für sie die nationale Seite der Wahlrechtsfrage entscheidend sei. Sehr treffend führte Dr. von Derschatta aus: „Das kann man den nationalen Abgeordneten nicht zumuten, daß sie selbst den Strick drehen, mit dem ihre Nation erdrosselt werden soll. Wir können der Frage des allgemeinen Wahlrechts als freiheitliche Partei gewiß nähertreten, wir können auch an ihrer Durchführung mitwirken, aber immer nur unter der Voraussetzung, daß der Schutz des Deutschtums im Wege einer nationalen Autonomie festgelegt werde.“ Die freialldeutsche Partei verlangt Sonderstellung von Galizien-Bukowina und Dalmatien und Einführung der deutschen Staatssprache als Gegengewicht. Letztere Forderung stellt auch die alldeutsche Partei Schönerers, die im übrigen ihren früheren Standpunkt in der Wahlrechtsfrage dahin einschränkt, daß nur die Hälfte der Abgeordneten nach allgemeinem, gleichem Wahlrecht zu wählen ist, die andere Hälfte auf Grund berufsgenossenschaftlicher Organisationen.

Bezeichnend ist die Haltung der Polen. Die Schlachta erklärte sich gegen das allgemeine Wahlrecht, da sie natürlich fürchtet, durch dieses ihre sicheren Mandate in der Kurie des Großgrundbesitzes zu verlieren. Ganz besonderen Schreck verursacht ihr aber die Möglichkeit, daß das Wahlrecht von der Kenntnis des Lesens und Schreibens abhängig gemacht werden könnte. Denn in Österreich können auf Grund der letzten Volkszählung 41 v. H. der Polen und 71 v. H. der Ruthenen nicht lesen und schreiben. Ein allgemeines Wahlrecht mit Wahlkreiseinteilung auf Grund der Zahl der Wähler mit Schulbildung wäre der Todesstoß für die politische Stellung der Polen. Deshalb fordern sie im voraus ein Drittel aller Mandate für Galizien, falls wirklich das allgemeine Wahlrecht eingeführt wird — „sonst kommt es nicht zum allgemeinen Wahlrecht“. So schloß mit stolzem Selbstbewußtsein der gräfliche polnische Redner, ohne zu merken, welches Armutszeugnis er damit dem eigenen Volke ausstellte.

Obwohl die nötige Zweidrittelmehrheit für die Dringlichkeitsanträge nicht erreicht wurde, hatte die Wahlrechtsdebatte doch einen praktischen Erfolg. Die österreichische Regierung kündigt jetzt die Vorlage eines neuen Wahlrechts im Reichsrat an.

* * *

Die Bedeutung des österreichischen Deutschtums für das Deutsche Reich hat sich anläßlich der Gefahr kriegerischer Verwicklungen mit England und Frankreich wieder einmal handgreiflich gezeigt. Zweimal ist von englischer Seite

der Versuch gemacht worden, unmittelbar auf Kaiser Franz Josef in deutschfeindlichem Sinne einzuwirken. Daß diese Versuche mißlungen sind, ist zunächst der bündnistreuen Haltung des greisen Monarchen zuzuschreiben und in Anbetracht der inneren Wirren im Donaureiche fast selbstverständlich. Immerhin zeigen solche Versuche, wie sehr unsere Gegner auf die deutschfeindlichen Strömungen in Österreich-Ungarn rechnen. Daß diese nicht die Oberhand bekommen, liegt im eigensten Interesse des Deutschen Reiches. Niederzuhalten sind sie aber nur mit Hilfe des österreichischen Deutschtums, dessen Überwältigung durch die österreichischen Slaven selbst gegen den Willen der Krone eine feindselige Haltung der österreichischen Politik gegen das Deutsche Reich herbeiführen müßte. Ein starkes Deutschtum in Österreich wird stets einen Krieg gegen das Deutsche Reich unmöglich machen, es würde im Kriegsfall offen gegen den eigenen Staat Partei ergreifen. Die Deutschen Österreichs sind unser natürliches Bollwerk gegen einen Angriff von Südosten, gegen einen Stoß ins Herz des Reiches, falls unsere Heere nach einer anderen Seite hin im Kampfe stehen. Unsere eigene Selbsterhaltung fordert, daß wir dieses Bollwerk ungeschwächt erhalten. Das sollten angesichts der jüngsten Vorgänge endlich auch die leider noch allzu zahlreichen Reichsdeutschen einsehen, die den Kämpfen der Deutschen in Österreich und den Bestrebungen von reichsdeutscher Seite, jenen nach Kräften Unterstützung zu bringen, teilnahmslos oder sogar unfreundlich gegenüber stehen. Die Tschechen haben schon einmal, vor 1870, Frankreich aufgefordert, über Prag nach Berlin zu marschieren. Eine tschechisch-polnische Regierung in Wien, eine Verslavung des deutschen Bodens von Erzgebirge und Sudeten bis zur Drau sind die immer offener auftretenden Ziele der österreichischen Slaven. Würden sie je erreicht, so wäre das Deutschtum in Österreich vernichtet, das Deutsche Reich einem Angriff von allen Seiten ausgesetzt. Deutsch-Österreichs Sache ist auch unsere Sache.

* * *

Der Schlüssel zur Lösung der nationalen Frage in Österreich liegt in einem Ausgleich zwischen Deutschen und Tschechen. Kommt einmal ein solcher zustande, so werden nach seinem Vorgang auch die übrigen nationalen Gegensätze sich auf friedlichem Wege regeln lassen. Die Aussichten hierzu sind jedoch die denkbar geringsten. Die nationale Frage ist längst zur Machtfrage geworden, die einem friedlichen Ausgleich widerstrebt. Der deutsch-tschechische Gegensatz hat sich in den letzten Monaten wesentlich verschärft. Die Tschechen wollen den deutschen Besitzstand nicht anerkennen, weil sie damit auf ihre oben erwähnten Zukunftsziele Verzicht leisten müßten. Augenblicklich haben sie den Hauptangriff auf Brünn gerichtet, auf die deutsche Hauptstadt Mährens, die als Sprachinsel inmitten des tschechischen Landesteiles und deshalb für tschechischen Zuzug besonders günstig liegt. „Mähren ist die Brücke, es ist das Atmungsorgan, es ist die Pforte zum übrigen Slaventum, und wenn diese Pforte geschlossen ist, dann nützt uns auch unsere Selbständigkeit nichts.“ So kennzeichnete schon vor mehreren Jahren der tschechische Abgeordnete Herold vor seinen Prager Wählern ganz zutreffend die Bedeutung Mährens auch für die böhmischen Tschechen. Die Vorbedingung für die Vorherrschaft in Mähren ist die Herrschaft in der Hauptstadt. Daher die großen Aufwendungen auch aus Böhmen für das neue tschechische Theater in Brünn und die sonstigen Stützpunkte in der Hauptstadt. Eine technische Hochschule ist schon erreicht. Nunmehr soll eine tschechische Universität in Brünn

erzwungen werden. Ein wissenschaftliches Bedürfnis liegt durchaus nicht vor. Die Prager Universität reicht für die Tschechen völlig aus. Es ist sogar höchst fraglich, ob genügend tüchtige Lehrkräfte für eine neue tschechische Hochschule vorhanden sind. Vor kurzem erst mußte das Ministerium einen Vorschlag zur Besetzung einer Professur an der tschechischen technischen Hochschule in Brünn ablehnen, weil der Vorgeschlagene den wissenschaftlichen Anforderungen für ein solches Amt nicht genügte. Recht beschämend für die „tschechische Wissenschaft“ ist auch der Streit zwischen zwei Professoren der Prager Universität, die sich gegenseitig nachweisen, daß ihre wissenschaftlichen Werke zum großen Teil wörtliche Übersetzungen aus deutschen sind — natürlich ohne Quellenangabe. Die tschechische Universität in Brünn soll ausschließlich der Verslavung der Hauptstadt dienen, daher auch die Weigerung der Tschechen, eine tschechische Stadt, wie Kremsier oder Proßnitz, als Sitz einer tschechischen Universität für Mähren anzunehmen.

Die drohende Gefahr führte zu einer einmütigen Kundgebung aller deutschen Parteien. Am 1. Oktober fand in Brünn ein deutscher Volkstag statt, zu dem von nah und fern Tausende herbeiströmten. Die Bedeutung dieses Tages liegt nicht so sehr in dem bloßen Einspruch gegen die geplante tschechische Universität, als in der Einmütigkeit, in der sich alle deutschen Parteien zusammenfanden. Es war nicht nur eine Tagung der Deutschen Mährens, sondern ganz Deutsch-Österreichs. Alle Teile des deutschen Sprachgebietes waren vertreten. Die Tschechen hatten als Gegenkundgebung einen tschechischen Volkstag veranstaltet, zu dem auch zahlreiche Teilnehmer aus Böhmen herbeiströmten. Hierbei zeigte sich wieder einmal die tschechische Auffassung der nationalen Gleichberechtigung in ihrer wahren Gestalt. Während die Tschechen unbehelligt ihren Volkstag abhalten konnten, suchten sie mit Gewalt den deutschen zu verhindern. Es kam zu den gröbsten Ausschreitungen, ganz wie in den Prager Dezembertagen nach Badenis Sturz. Der tschechische Pöbel überfiel die Deutschen auf den Straßen, verwüstete deutsche Läden und Kaffeehäuser mit rohester Zerstörungswut und setzte der Polizei tätlichen Widerstand entgegen. Es war eine regelrechte Straßenrevolte, die ganz planmäßig an bestimmten Stellen einsetzte. Die besondere Wut des Pöbels richtete sich gegen die deutsche Universität. Diese wurde mit einem Steinhagel bombardiert, dem alle Fensterscheiben zum Opfer fielen. Leider kam dabei der deutsche Professor Wellner zu Schaden. Er war an einem Fenster mit einer wissenschaftlichen Untersuchung beschäftigt, als ein Stein die Scheibe zertrümmerte und den Gelehrten so unglücklich in das eine Auge traf, daß dessen Sehkraft möglicherweise ganz verloren geht. In Professor Habermanns Laboratorium wurden 28 Kilo Steine geworfen. Das ist tschechische „Kulturarbeit“.

Tschechische Priester beteiligten sich an der Straßenrevolte. In der Salzamtsgasse feuerten sie den Pöbel zum Kampfe an. Ein alter Priester drängte sich am Kaiser Josef-Denkmal unter die Deutschen und gab mitten unter diesen seinem tschechischen Fanatismus Ausdruck. Es geschah ihm nichts. Daß die Deutschen sich gegen die tschechischen Steine und Stöcke zur Wehr setzten und dabei auch mancher Tscheche mit blutigem Kopfe abziehen mußte, führte im Landtag zu maßlosen Angriffen tschechischer Abgeordneter. Der Brünner Bürgermeister wies sie gebührend zurück. Eine politische Folge hat die verschärfte

nationale Spannung bereits gehabt. Der Ausgleichsausschuß des mährischen Landtags hat sich aufgelöst. Dagegen ist Mitte November über Erwarten schnell eine Verständigung über die Wahlrechtsreform zustande gekommen. Die Zahl der Landtagsmitglieder wird von 100 auf 151 erhöht, von denen 20 auf Grund des allgemeinen, gleichen Wahlrechts gewählt werden. Die Deutschen werden ihre ohnehin unsicher gewordene geringe Mehrheit verlieren, aber nationale Wahlkörper mit 46 Abgeordneten, ausschließlich der 23 deutschen Großgrundbesitzer, und die Möglichkeit erhalten, jede Änderung der Landesverfassung zu verhindern.

Auch die mährischen Bischöfe haben sich offen auf die deutschfeindliche Seite gestellt, obwohl große Strecken deutschen Gebietes zu ihren Sprengeln gehören. Der Bischof von Brünn predigte in der deutschen Stadt Iglau tschechisch. Die deutschen Kirchenbesucher verließen daraufhin die Kirche. Der Bischof beantwortete diesen stillen Protest am folgenden Tage damit, daß er die Kirchtüren während der Firmung zuschließen ließ, sodaß niemand die Kirche verlassen konnte, und allen in der Kirche Anwesenden in barschem Tone befahl, niederzuknien, widrigenfalls er die Firmung nicht vollziehen werde. Der neue Olmützer Erzbischof hat alle seine Amtsstellen angewiesen, nur in tschechischer Sprache zu amtieren. Zu seinem Sprengel gehört auch die preußische Stadt Katscher! Olmütz ist wie auch Brünn eine deutsche Sprachinsel, seine Lage daher stets gefährdet. Einen weiteren Erfolg haben dort die Tschechen bei den Neuwahlen zum Ausschuß der Notariatskammer errungen. Bisher war dieser Ausschuß überwiegend mit Deutschen besetzt, daher auch das Präsidium in deutscher Hand. Diesmal wurden ausschließlich Tschechen gewählt.

Noch ein tschechisches Kulturbild aus Mähren sei hier angeführt. In der kleinen deutschen Sprachinsel von Brodek sind in letzter Zeit 48 Häuser infolge Brandstiftung abgebrannt. Die dortigen Deutschen haben Drähte mit Glocken um ihre Häuser gespannt und Nachtwachen eingerichtet, um sich vor den Brandstiftern zu sichern. Anfang Oktober gelang es zwei Deutschen, einen Tschechen beim Brandlegen festzunehmen.

* * *

Der böhmische Landtag ist Anfang Oktober wieder eröffnet worden. Seine Hauptarbeit bildet die Beratung der neuen Landtagswahlordnung. Die Zahl der Abgeordneten soll von 242 auf 305 erhöht werden. Die Mehrzahl der neuen Mandate entfällt der Bevölkerungsziffer entsprechend auf die Tschechen. Die wichtigste Neuerung ist die Schaffung einer neuen Wahlkurie, die auf Grund des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes 36 Abgeordnete wählen soll. Von diesen kommen 14 auf das deutsche Gebiet. Den Deutschen wird eine bestimmte Anzahl von Sitzen in den ständigen Ausschüssen gewährleistet, sie sollen auch eine nationale Kurie für die Wahlen zu diesen Ausschüssen bilden. Aber das Vetorecht in nationalen Angelegenheiten und damit die Möglichkeit, jederzeit tschechische Übergriffe in Landesangelegenheiten zu verhindern, soll diese Kurie nicht erhalten. Ebensowenig ist den Deutschen ein verhältnismäßiger Anteil bei der Besetzung der landesfürstlichen Beamtenstellen, die jetzt ganz der tschechischen Mehrheit ausgeliefert sind, oder ein eigener deutscher Beamtenkörper für den deutschen Landesteil in Aussicht gestellt. Die Meinung der deutschen Abgeordneten ist geteilt. Die Mehrheit hat sich für vorläufige Einstellung der Obstruktion entschieden. Doch wird diese sofort wieder einsetzen, wenn die Tschechen einen

neuen Vorstoß gegen die Deutschen unternehmen sollten. Die Vorlage selbst ist bei Niederschrift dieser Zeilen noch nicht verabschiedet.

Einige Ersatzwahlen zum Reichsrat haben in Böhmen in den letzten Wochen stattgefunden. Ihr Ausgang zeigt, daß die Stimmung in der Wählerschaft immer noch zwischen den Parteien hin und her schwankt. Zum ersten Mal fand in der allgemeinen Wählerklasse Deutschböhmens eine Wahl nach dem direkten Wahlverfahren statt. Der einzige sozialistische Abgeordnete Böhmens, der Vertreter des Reichenberger Wahlkreises der 5. Kurie, hatte sein Mandat niedergelegt. Dies Mandat ist das einzige, das bei der letzten allgemeinen Wahl in sozialistischem Besitz blieb. Ein Sieg der nationalen Parteien war auch diesmal nicht zu erwarten. Um so anerkennenswerter ist es, daß die deutschen Parteien den Kandidaten der deutsch-nationalen Arbeiterschaft tatkräftig unterstützten und einmütig den aussichtslosen Wahlkampf aufnahmen. Die Sozialisten hatten ihren Parteiführer Dr. Adler aufgestellt, der mit 30127 gegen 13768 nationale Stimmen siegte. Bei der letzten Wahl standen 475 sozialistische gegen 167 nationale Wahlmänner. Den Karlsbader Landgemeinden-Wahlkreis verloren die Schönerianer an die neue deutsche Agrarpartei, während sie den kleineren Landtagswahlkreis Karlsbad-Land mit Unterstützung der Freialldeutschen behaupteten. Zu einem Wahlkampf zwischen den beiden radikal-nationalen Parteien kam es im städtischen Wahlkreis Eger-Asch. In der Stichwahl siegte der Schönerianer mit 1132 gegen 990 Stimmen. Dieses Mandat war durch den Tod eines der hervorragendsten deutschen Abgeordneten frei geworden. Ernst Bareuther ist seinen schweren Leiden erlegen. Sein Tod bedeutet für die Deutschen im Reichsrat einen schweren, für seine Partei einen wohl unersetzlichen Verlust. Seine politische Laufbahn hat ihn von der altliberalen bis zur radikal-nationalen Partei Schönerers geführt. Stets ist er dabei seiner inneren Überzeugung gefolgt, nie erging er sich in leeren Worten. Daher war er auch bei den Gegnern geachtet und fand im Reichsrat stets aufmerksame Zuhörer.

Der nationale Besitzstand in Böhmen ist von dem Prager Professor Heinrich Rauchberg in einem dreibändigen, eben erschienenen Werk (Leipzig, Duncker und Humblot, Preis 28 Mk.) gleichen Titels in eingehendster Weise behandelt worden. Das reich ausgestattete Werk gliedert sich in einen Text-, Tabellen- und Kartenband und wird den Ausgangspunkt für die meisten zukünftigen Erörterungen statistischer und volkswirtschaftlicher Art bilden. Es ist ein Verdienst der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Literatur und Kunst in Böhmen, die Herausgabe dieses umfassenden und grundlegenden Werkes ermöglicht zu haben.

* * *

Auf Wien haben die Tschechen schon längst ihr Augenmerk gerichtet. Nach ihren im vorigen Jahrgang berichteten Mißerfolgen auf dem Gebiet des Schul- und Gerichtswesens war die tschechische Agitation in der Öffentlichkeit zunächst weniger aufdringlich. Jetzt haben die tschechischen Handelsgremien in Böhmen einen neuen Vorstoß auf Wien unternommen. Sie verlangen, daß von Neujahr ab die Wiener Großhandlungen den Briefwechsel mit ihren tschechischen Kunden in tschechischer Sprache führen. Das würde natürlich die Anstellung tschechischer Korrespondenten erfordern, so daß ein doppelter Vorteil für die Tschechen herausspringen würde. Bleiben die Wiener Großhändler fest, so können die Tschechen

nichts erreichen, da sie den Wiener Handel gar nicht entbehren können. Ob freilich der Wiener Großhandel soviel deutsches Bewußtsein besitzt, bleibt abzuwarten.

Großen Unwillen hat in der deutschen Studentenschaft die Berufung des erst 31jährigen tschechischen Dozenten Dvorak auf den Lehrstuhl für Kunstgeschichte an der Wiener Universität erregt. Es kam deshalb zu großen Kundgebungen der deutschen Studenten, die in der auch in wissenschaftlicher Hinsicht mehrfach angefochtenen Berufung mit Recht eine Gefährdung des deutschen Gepräges der Universität erblicken, und sogar zu vorübergehender Schließung der Universität.

* * *

In Kärnten war in dem Landgemeinden-Wahlkreis Klagenfurt eine Ersatzwahl für den Reichsrat vorzunehmen. Dieser Kreis ist der einzige mit starker slovenischer Bevölkerung und abwechselnd in deutschem und slavischem Besitz gewesen. Die Slovenen können jedoch nur mit Unterstützung der deutschen Klerikalen siegen. Diese scheuten sich auch diesmal nicht, den nationalen Gegner offen zu unterstützen. Trotzdem behauptete die deutsche Volkspartei das Mandat, dank der bewährten nationalen Gesinnung der Kärntner deutschen Bauern, mit 84 Stimmen Mehrheit.

Der Statthalter von Krain, Baron Hein, ist von seinem Amt zurückgetreten. Es ist derselbe, der vor einem Jahr im Landtag erklärte, er lasse sich den Gebrauch seiner deutschen Muttersprache von den Slovenen nicht verkümmern. Jetzt feiern die klerikalen Slovenen seinen Rücktritt als ihren Sieg.

Die Forderung einer slovenischen Universität ist im letzten Bericht (S. 862) beleuchtet worden. Jetzt müssen die Slovenen zugestehen, daß sie nicht einmal in den oberen Klassen der höheren Schulen ausschließlich slovenisch unterrichten können, weil es an Lehrbüchern in slovenischer Sprache fehlt. Die Stadt Idria gestaltet ihre Realschule zu einer Oberrealschule aus. Die Gemeinde forderte in den neuen Oberklassen nur slovenische Unterrichtssprache, aber das erwies sich als unmöglich, nur der Lehrbücher wegen — und so wird denn in der neuen Klasse deutsch unterrichtet. Der „Slovenski Narod“ macht deshalb den slovenischen Professoren die bittersten Vorwürfe, daß sie keine Lehrbücher abfassen oder wenigstens wie Polen und Tschechen aus dem Deutschen übersetzen, obwohl der Landtag schon seit 10 Jahren die erforderlichen Kredite bewilligt hat. Wer einmal die Menge deutscher Wörter beobachtet hat, die von den Slovenen gebraucht werden, wird sich nicht darüber wundern. Die slovenische Sprache ist noch zu arm, für wissenschaftliche Zwecke unbrauchbar.

* * *

Ungarn steht ganz unter dem Eindruck der bevorstehenden Neuwahlen. Die Deutschen haben auch von Fejervarys Regierung keinen Vorteil zu erwarten. Sollte das allgemeine Wahlrecht durchgeführt werden, so bleibt es immer noch zweifelhaft, ob die Deutschen eine größere Zahl von Reichstagssitzen erobern können. Die Ankündigung Fejervarys, daß die madjarischen Interessen auch unter dem neuen Wahlrecht nicht verkürzt werden sollen, die madjarische Wahlkreisgeometrie und Wahlmache lassen wenig Gutes hoffen, selbst wenn Fejervary siegen sollte. In der Schulpolitik hat er bereits ganz die ultra-madjarische Politik befolgt, indem er das neue Schulgesetz einfach auf dem Verordnungswege in Kraft gesetzt hat. In seinem Programm verspricht er eine völlige Madjarisierung des Schulwesens durch unentgeltlichen Unterricht in madjarischen Staatsschulen, mit denen das gesamte nichtmadjarische Gebiet überzogen werden soll.

Die deutschen Abgeordneten Siebenbürgens haben endlich die Stellung eingenommen, die an dieser Stelle wiederholt als die einzige, ihrer nationalen Würde entsprechende bezeichnet worden ist — sie sind aus der zerfallenden liberalen Partei ausgetreten.

* * *

Aus der Schweiz kommen wieder verschiedene Klagen über Zurücksetzung der deutschen Sprache in den Sprachgrenzbezirken. Nach Verstaatlichung des Eisenbahnwesens hoffte man auf völlig gleichmäßige Behandlung beider Sprachen in der Westschweiz. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt, wie ein Artikel der „Neuen Zürcher Zeitung" (in Nr. 288 vom 17. Oktober) des näheren ausführt. In derselben Zeitung (Nr. 199 und 200) hat auch der beste Kenner der deutsch-französischen Sprachgrenze in der Schweiz, Dr. Zimmerli, nachgewiesen, daß bei der letzten Volkszählung im Berner Jura die Zahl der Deutschen in einer Anzahl gemischtsprachiger Gemeinden zu niedrig angegeben worden ist. Leider läßt es die starke deutsch-schweizer Einwanderung in Welsch-Bern ganz im Gegensatz zu den viel geringeren französischen Minderheiten in Deutsch-Bern und Solothurn sehr an Betätigung ihres Deutschtums fehlen, obwohl bei kräftiger Vertretung sprachlicher Forderungen mindestens die gleichen Zugeständnisse für die öffentliche Geltung des Deutschen zu erlangen wären, wie sie die französischen Minderheiten mit leichter Mühe erreicht haben.

Die gleiche Klage ertönt aus Belgien. Wie in mehreren Aufsätzen in der deutsch-vlämischen Zeitschrift „Germania" nachgewiesen wird, wissen auch dort die Franzosen ihre Sprache im germanischen Sprachgebiet zur Geltung zu bringen, während die Vlamen im wallonischen Gebiet sich ganz dem Französischen unterwerfen.

* * *

Das Niederdeutschtum in Südafrika ist seit dem Ende des Burenkrieges aus dem Mittelpunkt des öffentlichen Tagesinteresses wieder zurückgetreten. Die Burenstaaten sind englische Kolonien geworden. Über die jetzige Lage des Burentums waren bisher schwer zuverlässige Nachrichten zu erhalten. Paul Samassa gibt uns jetzt in seinem Buche „Das neue Südafrika" (Berlin, Schwetschke u. Co.) ein umfassendes und unparteiisches Bild der jetzigen Zustände in den englischen Kolonien, wie er es durch mehrmonatlichen Aufenthalt an Ort und Stelle gewonnen hat. Das Burentum bildet immer noch den bedeutungsvollsten Faktor in der südafrikanischen Politik. Sein Schwerpunkt liegt jetzt im Kapland. Dort wird die Entscheidung über die Zukunft des niederdeutschen Stammes in ganz Südafrika fallen. Die englische Einwanderung in die Seestädte hat zwar bewirkt, daß die Engländer an Kopfzahl die Buren (51,2 v. H.) fast erreicht haben, aber vier Fünftel der ländlichen weißen Bevölkerung sind noch Buren. Darin liegt die Stärke für die Zukunft. Denn noch immer hat die bäuerliche Bevölkerung des platten Landes das nationale Gepräge eines Landstriches oder ganzen Landes auf die Dauer bestimmt. Vor dem Kriege bestand die Gefahr, daß die Kapburen verengländerten. Im öffentlichen Verkehr herrscht auch jetzt die englische Sprache vor, aber das Afrikanderholländisch macht als Umgangssprache Fortschritte. Das Hauptbollwerk des Burentums ist die reformierte Kirche, die sich von englischen Einflüssen befreit hat. Die Buren haben den Willen zur Erhaltung ihres Volkstums und befinden sich im Kapland in günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen.

In den ehemaligen Burenstaaten machen die Buren jetzt die kritische Zeit der Anpassung an die neuen Verhältnisse durch. Der Krieg hat auf sie wie eine schwere Prüfung gewirkt. Auch hier haben sie gute Aussichten, die weiße Bevölkerung des flachen Landes zu bleiben. Der englische Versuch, durch eine Massenbesiedlung den neuen Kolonien eine englische Farmerbevölkerung zu geben, ist gänzlich mißlungen, weil dieser Versuch überstürzt und mit ungeeigneten Elementen unternommen wurde.

Wahrscheinlich werden Buren und Engländer in Zukunft friedlich nebeneinander leben und vereint auf völlig freie Selbstverwaltung unter englischer Flagge hinarbeiten.

Den hochdeutschen Ansiedlungen im englischen Südafrika widmet Samassa ein eigenes Kapitel. Im ganzen wohnen 30—35000 Hochdeutsche dort. Der Krieg hat ihr Nationalgefühl zumeist günstig beeinflußt. Die Kirche und besonders die Schule könnten ein Deutschafrikandertum schaffen, wenn die jetzige günstige Zeit kräftig ausgenützt wird.

Bücherschau.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Preis Band geh. 1.20 Mk., geb. 2.00 Mk. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, G. m. b. H. Stuttgart und Berlin.

In einem früheren Hefte der „Deutschen Monatsschrift" habe ich schon mit empfehlenden Worten auf die obige Goethe-Ausgabe hingewiesen und möchte in aller Kürze wiederum ihr rüstiges Vorwärtsschreiten den gewiß zahlreichen Interessenten anzeigen, indem eine eingehendere Würdigung für später vorbehalten bleibt. An die zwanzig Bände liegen bereits in rühmenswert gediegener Ausstattung und im Hinblick darauf zu sehr billigem Preise vor. Sie mögen hier in der Folge ihres Erscheinens aufgezählt sein: Die Gedichte. Erster Teil Bd. 1. Reinecke Fuchs. Hermann und Dorothea. Achilleis Bd. 6. Singspiele Bd. 8. Iphigenie auf Tauris. Torquato Tasso. Die natürliche Tochter Bd. 12. Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre Bd. 17—20. Faust Bd. 13. Die Wahlverwandtschaften Bd. 21. Dichtung und Wahrheit Bd. 22—25. Kampagne in Frankreich Bd. 28. Annalen Bd. 30. Benvenuto Cellini Bd. 31—32. Schriften zur Kunst Bd. 33—35. Die knapp gehaltenen und ebenso reichen, wie anregend geschriebenen Einleitungen, die sachlichen, dem Stande der gegenwärtigen Goetheforschung entsprechenden Anmerkungen sind von Männern geschrieben, die auch dem weitern Publikum aus vorzüglichen Darbietungen über Goethes Leben und Schaffen als zuverlässige, feinfühlige Führer bekannt sind. Pedantische Gelehrsamkeit und jener „trockne Ton", dessen man so bald „satt" wird, sind dankenswert vermieden. Da die Anmerkungen zusammengeschlossen an das Ende jedes Bandes gerückt sind, kann der Leser sich dort aufsuchen, was ihm wertvoll und wissenswert erscheint. Selten wird eine berechtigte Frage die klare eingehende Antwort vermissen. Die Hauptsache aber ist und bleibt natürlich, daß wir den „ganzen" Goethe, seine geistige Persönlichkeit, in würdigem Gewande haben. Gewissenssache „allgemeiner Bildung" ist es, sich den unerschöpflichen Gehalt aus ihr nach Kräften anzueignen und zwar mit „Entschiedenheit und Folge", denn diese Tugenden sind auch nach Goethes Meinung und vorbildlichem Leben das „Verehrungswürdigste am Menschen". H. v. Blomberg-Weimar.

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an **Dr. Otto Hötzsch**, Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart", alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den **Verlag Alexander Duncker.** Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart

Begründet von Julius Lohmeyer

Fünfter Jahrgang

Januar 1906 Heft 4

Zum neuen Jahr.

Ist eine gewaltige Mühle,
Die lautlos wirbelt und kreist
In Lenzhauch, in Sommerschwüle,
Wenn die Fluren kahl und vereist.

Vier Flügel hat sie, vier Schwingen:
Sind weiß, grün, gelb und rot.
Hoch ragt sie über den Dingen,
Zur Seite Leben und Tod.

Wenn sie mit Blüten und Flocken
Einmal die Runde gemacht,
Dann läuten im Lande die Glocken
Zur Feier der Neujahrsnacht –

Dann fragen die Herzen mit Beben:
„Was hält sie uns fürder bereit,
Was wird sie uns mahlen und geben,
Die uralte Mühle – die Zeit?"

Getrost! Es jagt ihre Flügel
Nicht Sturm und nicht Leidenschaft:
Die Sonne steht über dem Hügel,
Die Sonne der Gotteskraft.

Die lenkt mit den Strahlen, den warmen,
Sie weise durch alle Gefahr,
Und leuchtet in heil'gem Erbarmen
Auch durch dies neue Jahr!

Alice Freiin von Gaudy.

Ein geistlich Armer.

Novellette

von

Timm Kröger.

„Wu . . . wu . . . wult bliewen, Wieb?" fragte Hans, grub die Hände in die „Timpten" (Sackspitzen), stemmte die Tonne Weizen gegen den Leib, und warf sie, den Sackboden voran, auf Nacken und Kopf.

So stand er, groß, kräftig, wie ein Atlasträger, dem es nicht auf eine Sekunde ankommt, das Himmelsgewölbe zu tragen.

„Wu . . . wult bliewen, Wieb?"

Die meiste Zeit merkte man es nicht, aber wenn Hans erregt oder befangen war, dann hatte er mit seinem Sprechapparat zu tun und — stotterte.

Wieb Suhrn, die er fragte, jagte gerade von den roten Steinfliesen der rechts vom Schwibbogen belegenen „Hörn" das von ihr ausgegossene Wasser „schrubbend" zum „Säthenloch" hinaus. Sie hatte sich regelrecht bis zum 1. November als Dienstmädchen verdungen, die Frage betraf Verlängerung des Vertrages auf ein Jahr.

Nun hielt sie eine Weile vom Fegen auf, drückte den Besenstiel an ihre Brust und ließ es hingehen, daß der Strom zurückstaute.

„Ja, Hans," antwortete sie, „bliewen wäll'k, awer ni as Deern."

„As wat denn?" fragte Hans.

„As Fru!"

Der Atlasträger sah einen Augenblick erst auf die Lehmdiele und dann auf Wieb Suhrn. Wieb Suhrn war ein großes, blondes, ein bißchen sommersprossiges, vollbusiges Frauenzimmer, dem auf der Oberlippe ein weicher Flaum sproß. Zwei mächtige nackte Arme quollen aus dem Mieder hervor, die Röcke hatte sie aufgesteckt, sie dampfte und troff von Fleiß und Arbeit.

Hans besah sie nur ganz kurze Zeit, dann sagte er: „Dat wäll'k ni" und ging mit seiner Tonne Weizen nach dem leeren Kuhstall. Er wollte sie dort auf den eichenen Waschtisch stellen; er hatte, da es bald

neues Korn gab, den alten Weizen an den Bäcker, der nachher mit seinem Wagen vorkam, verkauft.

Hans Hansen — so hieß er — (im Dorf nannte man ihn auch Doppelhans) konnte Wieb Suhrn wohl ausstehen und mochte sie auch leiden, aber heiraten . . . .? Er wußte selbst nicht, weshalb er nicht gegen den Gedanken, eine Frau zu nehmen, an konnte. Es war, als ob Wieb ein Magnet sei, der den anziehenden und den abstoßenden Pol an derselben Stelle habe. Die langen Haare, die weichen Formen, der Klang ihrer Stimme: er konnte sich davor schütteln und doch vor Verlangen vergehen.

Was wollte Hans Hansen eigentlich? Er war wohl groß und stark, aber keine Schönheit: die Haare waren rot und seine Gesichtsfarbe hatte den klebrigen Glanz, den man oft bei Roten trifft. Ein spitzer Vorderzahn lag, wenn er den Mund schloß, ein bißchen vordringlich auf der Unterlippe, was ihm das Ansehen eines Satirikers gab, von dem sein Herz doch am allerwenigsten etwas wußte. Im übrigen konnte er für eine gute Partie gelten. Er war zwar wunderlich, ein Stück von Eremit, aber er war jung und doch unabhängig. Seine Eltern waren gestorben. Verwandte hatte er nicht, ihm war Kate und Garten und Wischhof und Koppel, zwei Kühe und ein Schweinchen — ihm war alles allein zugefallen.

Dat wäll'k ni — hatte er gesagt. Bei dieser Antwort hatte seine Beharrlichkeit, sein konservativer, jeder Neuerung widerstrebender Sinn auch wohl seinen Anteil. Wer weiß, ob das Übergewicht nicht sonst dem anziehenden Pol zugefallen wäre. Nun aber hatte sich aus dem Chaos das kalte: „Dat wäll'k ni“ losgerungen.

Als er aus dem Kuhstall zurückkam, war Wieb wieder dabei, mit voller Kraft zu fegen und zu säubern. Doch richtete sie sich, als sie den Holzpantoffelschritt ihres Herrn hörte, auf, faltete ihre Hände um den Besenstiel und sagte:

„Ja, Hans, wenn Du dat ni wult, denn ga'k tom eersten af.“

„Dat moß Du denn dohn,“ entgegnete Hans, — er schaufelte einen neuen Himpten Weizen voll.

Das war um die Zeit der Heuernte vom ersten Schnitt. Sie sprachen nicht wieder darüber. Die Sache war abgemacht. Als der erste November kam, packte Wieb ihren Koffer und zog zu ihrem im Dorf wohnenden Vater. Doppelhans aber führte von nun an die Wirtschaft allein und „briet und kochte sich selbst“ — wie man sich im Dorf ausdrückte.

Er tat alles allein, er machte sein Lager und seine Stube, er war ein ganz unabhängiger Mensch. Lesen tat er nicht, die Welt ging ihn nichts an; im Dorf sah man ihn selten, eigentlich nur, wenn er mit einem braunen Steinguttopf, den er am „Bandseel“ trug, zum Höker ging. Er brauchte viel Sirup, Pfannkuchen mit Sirup war sein Leibgericht.

Seine Kate lag vom Kirchdorf her rechter Hand ganz vorne im Ort, weiter hinein kam der „Knüll“ mit dem Bauernteich, und um den Bauernteich herum standen die großen Höfe. Da wohnte auch der Höker Rasmus, der den Sirup verkaufte.

Hans Hansens Kate war ein altes Rauchhaus; die unter breitem Strohdach hervorlugenden Bleifenster waren dem dicht mit Bäumen besetzten Apfelgarten — ein welkes, freundliches Eulenloch dagegen (acht Fuß über dem Dielentor) —, in schräger Richtung dem Weg zugewendet.

Ein Steinwall schnitt den Hofplatz dicht am Dielentor von der Landstraße ab; auf ihm stand hoch und schlank, über Eulenloch und First hinaus, eine junge Birke mit weichem Haar. Wenn Hans Hansen mit seinem Topf unter ihr wegging, und wenn dann Wind genug in der Luft war, schüttelte sie das Haupt.

Hans Hansen war ein freier Mann, — er war wegen Plattfüße auch soldatenfrei. Im Dorf kannte man wohl den Grund, aber man gab vor, ihn nicht zu kennen, um einen Anlaß mehr zu haben, über den Wunderlichen reden zu können. „He is op sin Dommheit kasseert,“ sagten die einen, — „Op sin roden Haar,“ die anderen, — „Ne! op sin swarten Fööt,“ die Witzigen. Hans war nämlich mit ungewaschenen Füßen gekommen und deswegen vom Oberst gerüffelt worden.

Hans Hansen half sich so gut wie er konnte. Wenn er dazu kam, sich Pfannkuchen zu backen und Sirup darauf zu tun, dann wars ein Festtag. Er aß es zu gern. Und nun war Hochsommer geworden, und Hans hatte den Topf mit dem Bandseel in der Hand, Sirup zu holen. Da stieß er mit Anna Schlüter zusammen.

Anna Schlüter war das Faktotum im Dorf, sie wartete Kranken auf und kleidete die Toten ein.

„Hans,“ sagte sie, „heſt woll na gar ni hört, Hans Jansen is so krank.“

„Wat Du segſt,“ erwiderte Hans, „wat fehlt em denn?“

„He hett Nervenfewer, ward woll ni ma', is willern, röpp immer op di. Wult mol henkam?“

„Dat wäll'k, dat's jo Christenflicht.“

Er ließ seinen eigenen Topf und seine eigene Sorge, ging hin und achtete nicht der Gefahr der Ansteckung. Noch an demselben Tage erschien er bei Wieb und bat sie, Kuh und Schweine zu füttern, er könne nicht weg, der Kranke lasse ihn nicht.

Hans Hansen und Hans Jansen, das waren „Madsen". Hans Hansen war ja dumm, galt wenigstens dafür, Hans Jansen aber hielt die Hand über ihn und hatte es von jeher getan.

Schon in der Schule. Hans Hansen war der Liebling billiger Spottvögel, weil er so schwerfällig war, so anders als die anderen. Was die spielend faßten, blieb ihm verschlossen; dafür schoß es ihm zuweilen ganz plötzlich, wenn er gar nicht mehr daran dachte, wie Offenbarung auf. Das setzte nun bei dem Lehrer die Meinung fest: — — er kann, wenn er nur will. So wurde ihm das Fehlen der geistigen Behendigkeit als Dummheit oder Verstocktheit ausgelegt. Verstocktheit — hielt man dafür — sei durch Stockstreiche auszutreiben; davon wußte denn sein Rücken manch schmerzlich Lied.

Hans Jansen ist allezeit sein Trost gewesen, Hans Jansen war sein Schutz und Freund. Wer ihm auf dem Schulweg und auf dem Spielplatz was tat, hatte es mit Hans Jansen zu tun. Der war Sohn eines großen Bauern und hatte wenn möglich noch mehr Körperkräfte als Hans Hansen. Stand aber Hans Jansen auf seiner Seite, dann war es geraten, „sein Pfeifen im Sack zu behalten".

Die beiden Knaben mit dem Gleichklang der Namen und der Seelen wurden zusammen eingesegnet und kamen auch zusammen zur Militäraushebung. Doppelhans kam frei, Hans Jansen zum Train. Abends betranken sie sich; — es ist das erste und das letzte Mal gewesen, daß Hans Jansen sich betrunken hat.

Ein langer Schlachtergeselle wollte ihn wegen seiner ungewaschenen Füße, für die er vor versammeltem Kriegsvolk gerüffelt worden war, aufziehen, da wurde Hans Hansen bös und sprang auf.

Eine Zeitlang standen er und sein Widersacher sich gegenüber und sprachen gegeneinander an; das heißt, eigentlich sprach der zungenfertige Schlachter allein, — dann schlugen sie sich. Hans Hansen und Hans Jansen haben immer behauptet, daß der Schlachter zu Tätlichkeiten übergegangen sei. Tatsache ist, daß Hans Hansen den, der im Fleischerkittel steckte, an die Wand warf, daß alle Knochen knackten. Der Geselle kam wieder auf und drang auf Doppelhans ein . . . . . Und . . . . da . . . da . . . ist Hans Jansen hinzugesprungen . . . . Hans Jansen und Hans Hansen haben immer behauptet, vom Schlachter sei ein Messer gezogen

... Hans Jansen hat mit der Linken das Handgelenk des Gesellen mit der Gewalt eines Schraubstocks umklammert und ihn mit der Rechten ins Gesicht geschlagen, daß er wie ein Schlachtstier niedergestürzt ist. Drei Wochen lang ist er arbeitsunfähig gewesen, sein Gesicht so verschwollen, daß man ihn acht Tage lang hat füttern müssen.

Es kam zur Untersuchung und zur gerichtlichen Verhandlung. Wie bei vielen tumultarischen Vorgängen, wußte der Staatsanwalt erst nicht, auf wessen Seite er sich stellen solle, ob der Schlachtergeselle rechts auf die Anklagebank und Hans Hansen und Hans Jansen vor den Zeugentisch sollten. Dann entschied er sich dafür, die Sache des Schlachters zu führen. Hans Hansen verstand von der ganzen Sache nichts und brachte es über „Ja" und „Nein" nicht hinaus. Der Schlachtergeselle trat als Zeuge auf und wurde beeidigt. Es war viel davon die Rede, ob Hans Hansen und Hans Jansen in Notwehr gewesen seien, ob es wahr sei, daß der Schlachter ein Messer gezogen habe, ob das Messer zugeklappt oder offen gewesen sei, ob die Angeklagten behaupten könnten und beweisen könnten, daß es offen gewesen sei, ob, wenn auch alles wahr sei, ein Schlagen von solcher Stärke nötig gewesen sei, den Messerstich zu verhindern und noch vieles mehr. Hans Hansen erhielt schließlich zehn Taler Geldstrafe, Hans Jansen vierzehn Tage Gefängnis, die er in der Stadt absaß.

Seitdem hielt unser Doppelhans mehr denn je dafür, daß es gefährlich sei, sich mit der Welt „zu bemengen". Seinem Freund Hans Jansen, der nach seinem Gefühl für ihn gelitten hatte, nur um seinetwillen sein Leben lang durch den Makel der Freiheitsstrafe befleckt war, — seinem Hans Jansen war er nun ganz und gar mit Leib und Seele zu eigen.

Verflossenen Michaelis vor einem Jahr war sein Freund vom Militär entlassen worden, — und nun lag der Gute krank und verlangte nach ihm.

Doppelhans blieb Tag und Nacht an seines Freundes Lager ... Drei Tage und drei Nächte erging der Kranke sich in wilden Phantasien. Er hatte den erkannt, der an seinem Bette saß, und nahm sein Bild in die Wirren des Fiebers hinüber. Der Schlachter und sein Messer, der Gefängniswärter, Hans Hansen und wieder Hans Hansen, der Gefängniswärter, der Wachtmeister des Trains ... alles und alle spielten darin eine Rolle.

So ging es fort ... drei Tage und drei Nächte ... wilde Auftritte ... ruhige Stunden ... Schließlich gab die Natur den Kampf

gegen das, das sie zu überwinden verzweifelte, auf . . . und schließlich schlief der todkranke Mann ruhig ein. Noch einmal wachte er auf . . . sah mit brechenden Augen umher . . . . übersah mit brechenden Augen noch einmal die, die an seinem Lager standen, auch seinen Freund . . . sah mit brechenden Augen in die Triften der vor ihm ausgebreiteten Ewigkeit . . . schloß die Augen . . . reckte sich . . . dem Tod die Hand zu geben, und . . . war nicht mehr.

Doppelhans war ganz ruhig. Wann ist er seit dem infamen Handel bei der Ausmusterung jemals nicht ruhig gewesen? . . Er ging nach seinem Haus und fand Wieb. Es war alles aufs beste bestellt, es war alles von oben bis unten „geschrubbt" und „gescheuert". „Dat de nödi," sagte sie zu Hans, „dat dor mal 'n Frugensminsch und Fadok in de Kat keem." Das Heu vom Wischhof hatte eingebracht werden müssen, sie hatte alles besorgt und Mars Vollerts Fuhrwerk erbeten, ganz wie Hans früher auch getan hatte.

Hans war mit allem zufrieden. „Dor hest recht dohn, Wieb," sagte er, „wavel bün'k di schülli?"

„Ja, Hans," entgegnete sie, „denn mot ik erst wetn, wat hest Du von Jansens kregen?"

„A, Schnack," erwiderte Hans.

„Du böst dor Nach un Dag wen un hest den Kranken opwahrt un hest em bört und leggt. Wat kregst davör?"

„Wat'n Schnack, Wieb? Dat's doch Christenflich."

„Ja, Hans, wenn vel dohn Christenflich is, denn is weni dohn erst rech Christenflich."

„Nä, Wieb, dat is doch wat anners. Ik hew't ut Lew dan."

Da sagte Wieb nichts und sah in ihre Schürze, aber Geld nahm sie nicht.

„Ja, Hans, denn kann'k no jo woll gahn?"

„Ja, Wieb, bliewen wullt jo ni."

„Nä, as Deern ni."

Hans sah vor sich nieder und sagte nichts.

Wiebs Stimme weckte ihn aus seinen Träumen.

„Adjüs, Hans!" sagte sie.

„Adjüs, Wieb!"

Da ging sie hin. „War es nicht ein Staat", wie die Wieb dahinschritt, so stark, so kräftig, so gesund, und wie sie sich trug? Und wo gab es eine Zweite, die ein Herz wie sie im Spenster trug?

Es kam Hans Hansen so vor, als sei er noch viel dummer, als wofür die Leute ihn hielten.

* * *

Wer die Natur unseres Bauern richtig kennt, weiß, daß er es nicht liebt, seine Trauer um Tote mit Kirchhofskultus aufzufrischen. — — Zum Leben gehört das Sterben, einmal muß es ein Ende nehmen. Bei dem einen kommts früh, bei dem anderen spät. Die Erde ist ein Jammertal und Gott hat sie zu nichts anderem bestimmt. Wenn nur keine Not nachbleibt, dann ist alles einerlei. Wer noch an alter Weise hing (und unsere Geschichte ist schon lange her) erkannte keine persönlichen Rechte an das Leben an. Das Leben ist eine Probe, ein Versuch, die Ergebnisse fallen über den Rand der Zeit hinweg in die Ewigkeit.

Was ist da viel zu trauern um Tote?

Unser Doppelhans ließ sich den Fall nur zur Befestigung seiner Ansicht dienen, daß die Welt nichts wert sei.

Er ging seinen Geschäften nach und hätte bald vergessen, seinem Freunde die letzte Ehre zu erweisen. — Formalitäten und Feierlichkeiten waren nicht wichtig. Aber Wieb kam hin und erinnerte ihn. Da zog er sein Sonntagszeug an, ging nach dem Sterbehaus und folgte auch nach dem Kirchhof.

Der Pastor redete ein Langes und Breites und Rührsames, wovon Hans nicht viel verstand. Es ist ihm später gesagt worden, es sei auch von ihm die Rede gewesen und der „Priester" habe ihn und seine fromme, tatkräftige Freundes- und Menschenliebe und seine Herzenseinfalt sehr gelobt. „Geistesgaben," so ungefähr habe er gesagt, „hat ihm der Herr nicht gegeben, aber er hat ihm geschenkt, was mehr ist als das — die fromme Einfalt des Herzens. Selig sind, die geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr."

Hans Hansen ging einen ganzen Tag in Gedanken umher, was der Pastor damit wohl gemeint habe. Er hatte bei dem, was er getan, keinen Widerstand seiner Seele überwinden müssen, was er getan, war so klar und selbstverständlich, daß es ihm wie Spaß klang, wenn man dabei von Verdienst redete.

Es war ein weiterer Schatten des Ernstes (aber nicht der Trauer, auch nicht des Trübsinns), ein feiner ernster Schatten war mehr in sein Gemüt gefallen, im übrigen war er der, der er gewesen, war und blieb. Er der Junggeselle, der wieder an seines Lebens Notdurft nüchtern und weltlich dachte. Endlich wollte er sich einen fetten Sirupspfannkuchen backen und was dazu gehörte vom Höker Rasmus am Teich holen.

Aber am Tage nach der Beerdigung wollte es auch nicht passen. Wieder stockte er, als er, im Begriff nach dem Höker zu gehen, den Topf mit dem Bandseel in der Hand, zur Dielentür kam. Am Steinwall im Weg standen der Landbriefträger Peter Ramm und der Krugwirt Jörn Nordhorst und sprachen miteinander.

Unser Hans war ein wunderlicher Hans, er mochte plötzlich nicht mit dem Topf vor Peter Ramm und Jörn Nordhorst über den Weg gehen. Es war ihm immer, als wenn bei den Sirupsgängen mal ein Unheil käme und als ob es nicht heimlich genug geschehen könne.

Er stellte den Topf hin und fegte vorläufig die Diele ab, hoffend, das Gespräch möge inzwischen ein Ende nehmen. Aber wie er den Besen in die Ecke stellte, waren Peter und Jörn noch da. Nun beschloß er, die Sirupsschwelgerei auf morgen zu verschieben und heute Bohnensuppe zu kochen.

Es ist schade, daß Hans nicht mit angehört hat, was Peter und Jörn sprachen. Hätte er es mit angehört, so wäre vielleicht alles anders gekommen.

„De Franzos wäll uns wat", sagte Peter Ramm. — „Ja," entgegnete Jörn überlegen, „in de Blä, in de Blä, dor kriegt se jo heel doll!" — „Ja, awer nu is Ernst, nu gait los!" — „Jung, meenst dat?" — „Kannst di op verlaten, de Köni lett all mobil maken. De Franzos hett em beleidigt." — „A, wat du segst!" — „Kannst di op verlaten. Beleidigt hebt s' den oln Mann." — „Dat wer de Deuwel, dat is stark." — „De Bezirksfeldwebel kommt morrn." — „Jung, Jung, Peter, denn mot min Mars ok met!" — „Dat ward woll so, ik mot mi ok prat holn, bön in de erst Ersatz."

Jörn Nordhorst kraute sich den Kopf. Die persönliche Not ging ihm über Königs- und Vaterlandsnot. „Peter, dor bringst du slechte Brewn. Schollt wörkli wahr wen?" — „Dat's so weß als twee mol twee veer," erwiderte Peter Ramm.

„Ja, denn möt kam, wat kommt." Jörn Nordhorst seufzte, gab Peter Ramm die Hand, zog an seinem Pfeifenstummel und ging davon.

Aber im Weggehn sagte er noch: „Dor is Hans Jansen buten üm kam. Wi hebt enn güstern na'n Karkhof bröcht." — „Dat hew'k hört," entgegnete Peter. Er nahm den Weg zwischen die Beine.

* * *

Am folgenden Tag wollte Hans wirklich seinen Sirupspfannkuchen machen. In ihm und um ihn war tiefer, tiefer Friede. In seinen Sinnen war nichts von Kampf und Krieg. Vaterland, Politik, Ruhm ... das waren Klänge, wofür seinem Gehirn die Tasten fehlten. Bismarcks

Namen hatte er einmal gehört. Man hatte ihn den besten Schmied des künftigen Reichs genannt. Seitdem hielt er dafür, es gebe irgendwo in den Nachbardörfern einen reichen guten Bauernschmied Namens Bismarck. Er wollte aber nicht bei Bismarck schmieden lassen, es war zu weitläufig und für ihn war der alte Krischan Peters gut genug. Er hatte auch nicht viel Verschleiß, weil er alles selbst tat und der Herr sich mehr in acht nimmt als ein Knecht.

Unser Doppelhans hatte schon seinen Topf in der Hand, setzte ihn aber noch einmal hin. Vor seinem Gang goß er dem Schweinchen noch einen Eimer „Drang“ in den Trog. Dann ging er aus der Tür —

Einen Augenblick noch auf dem Hofplatz überlegte er, ob er die Dielentür nicht von innen zuriegeln und die „Blangdör“ zuschließen müsse. Nein, dachte er, das ist nicht nötig. In acht Minuten bin ich wieder hier.

Jawohl, Hans Hansen! Hat sich was zu acht Minuten — acht Monate!

* * *

Wenn er in Uniform gesteckt hätte, wenn er sich nicht so nachlässig hätte gehen lassen, wenn er keinen Topf getragen hätte, so würde er trotz seiner roten Haare eine ganz mannhafte Erscheinung abgegeben haben, so aber, wie er durch das Dorf nach dem Knüll ging, hatte er nichts Heroisches.

* * *

Auf dem Knüll am Teig steht ein Haufen Menschen, ein Soldat ist auch da, der hat eine Liste in der Hand.

Was ist das? denkt Hans und tritt hinzu, seinen Topf in der Hand. Der Soldat ruft Namen auf, die Aufgerufenen sind da, sagen „hier“ und treten zu dem „Hümpel“ hinüber, der sich rechts von dem Soldaten bildet. Da wird aufgerufen Hans ... ansen. Es konnte Hans Jansen, aber auch Hans Hansen heißen, der Soldat war ein Oberdeutscher, einer, dessen Sprache man nicht so genau versteht. Niemand antwortet auf seine Frage, nur einer murmelt „der ist tot“, aber das hört der in Uniform nicht und wiederholt den Namen. Hinter Hans Hansen steht einer, der gern über niedrige Zäune steigt, der will seinen Spaß haben, stößt unsern Hans in den Rücken: „Dat schast du wen!“ Da setzt Hans, der bei dem Ungewohnten das Stottern bekommt, seinen Sprechanismus in Bewegung: H — hi — — er!

„Weshalb antworten Sie nicht gleich?“ schreit der Soldat, „hier r — r — r — rann!“ Hans geht zu dem Hümpel hinüber. „Was will der Kerl mit 'n Topf? Will er mit dem Topf in den Krieg? Topf weg!“ Da setzt unser Hans seinen Topf — ach, es war ein so schöner,

brauner Topf, und das Bandseel so fest, so solide, wenig fettig — da setzt er den Topf auf den nackten, blanken Knüll und wartet der Dinge, die da kommen. Daß es nichts Gutes, kann er sich denken. Wann hat die Welt ihm je was Gutes gebracht? Aber das ist einerlei, er wartet.

* * *

Im März des folgenden Jahres kam Hans Hansen aus dem Krieg zurück, den er als Trainsoldat Hans Jansen mitgemacht hatte, und brachte eine Denkmünze und eine Uniform mit nach Hause. Seine Haare waren noch rot, aber sonst war er frisch und gesund.

Der Wachtmeister hatte den Kopf geschüttelt, als er den falschen Hans Jansen besah. Nach dem Nationale „blond" — „Merkwürdiger Sophismus" (er meinte Euphemismus). Das ist das fuchsigste Rot, das je auf einem Bauernschädel gewachsen ist. Und das heißt in den Königlich Preußischen Listen „blond"? — „Rectius rot", schrieb er in die Spalte „Bemerkungen". Hans Jansen war auch um zwei Zentimeter gewachsen. „Das kommt vor", dachte der Wachtmeister. Hans Jansen hatte sich auch das Stottern angewöhnt, „hat wohl mal 'n Schreck gehabt. Alles schon dagewesen". „Mund und Nase gewöhnlich?" Nun, was man alles „gewöhnlich" nennt. „Besondere Kennzeichen fehlen?" Und der Eberhauer?"

Doppelhans wußte lange Zeit nicht, was man mit ihm vorhabe. Als es weiter und weiter nach Westen ging, sorgte er um seine unverschlossene Kate, um Kuh und Schwein und Weide und Ernte, aber merkwürdigerweise mehr noch um den auf dem Knüll zurückgelassenen Topf. Und, was das Allermerkwürdigste war, er mußte viel an Wieb Suhrn denken und wie gut es doch für Unglücksfälle der Art, wie er jetzt durchmache, sei, eine Frau mit so kräftigen Armen zu besitzen, wie Wieb Suhrn sie habe.

Nun schalt er sich noch ärger als früher, weil er nicht gesagt hatte, wenn sie nicht als Mädchen bleiben wolle, so möge sie es doch als Frau tun.

Wohin ging es denn nun? Er hörte: nach Frankreich! Von Frankreich erinnerte er sich von der Schule her, daß es in Paris liege. Daß er als toter Hans Jansen einen Feldzug mitmache, das erkannte er erst, als die Kanonen zu reden anfingen und es Tote und Blessierte gab. Da wollte er dem Wachtmeister alles sagen, aber als er vor dem Gestrengen stand und seine wieder mal widerspenstigen Sprachwerkzeuge zu meistern sich bemühte, da war ihm, als ob der tote Hans Jansen ihn am Ellbogen zupfe und zu ihm sage: Ich habe vierzehn Tage für dich

im Loch gesessen und du willst nicht mal für mich nach Paris spazieren fahren? — Nun hatte er die Empfindung, als ob er mit jedem Tag seines Dienstes etwas von der Schuld abtrage, deren Ende der Tote mit ins Grab genommen habe.

„Wollen Sie was?“ fragte der Wachtmeister.

„N — — — e — — — i — — — n!“

„Weshalb halten Sie mich denn auf?“

Er ließ Hans stehen, und Hans ließ es, wie es war.

Er hatte früher als Knecht gedient, mit Pferd und Wagen kam er einigermaßen zurecht, in anderen Sachen war er tölpelhaft, so daß er sich das Übelwollen der Vorgesetzten zuzog, einmal auch bestraft wurde. Auf Rosen war er nicht gebettet, — Hans Hansen hielt das für durchaus in Ordnung.

Wenn der verstorbene Trainsoldat Hans Jansen alias der lebendige Hans Hansen an den Topf dachte, dann war sofort auch Wieb Suhrn da. Ein paarmal in der Woche träumte er in Schlaf und Halbschlaf jedenfalls davon. Dann stand Wieb vor ihm, hielt den Topf hoch in der Hand und lose am Seelband und schlug mit den Knöcheln an die Rundung, so, wie der Topfhändler tut, wenn er seine Ware preist. So süß und lieblich klang es dann und dabei so voll und friedlich, wie der Kirchenglocke Rund. Hans hörte die Glocken der Hoffnung heraus, daß doch noch alles gut werde und daß die abscheuliche Welt doch noch Sonnen- und Freudentage für ihn und Wieb haben werde. Und Wieb, die geträumte Wieb Suhrn sagte dann: Hör, Hans, dat is 'n Pott, hell und klar as Glöck. Un ken Sprung is dor in. Hör doch mal to, wa dat klingt!

* * *

In der Kompagnie, bei der Hans Hansen als Hans Jansen diente, stand auch der Kamerad, der ihn auf dem Knüll in den Rücken gestoßen und gesagt hatte: dat schaft du wen! — Als er sah, was er angerichtet hatte, tat es ihm leid. Er drang in Hans Hansen, die Vorgesetzten aufzuklären. Aber Hans Hansen wollte oder vielmehr der Schatten des Verstorbenen wollte es nicht. Ich will mich nicht an ihm versündigen, dachte Hans, ich will es aushalten. Auf eigene Hand tat der Kamerad es auch nicht; schließlich fürchtete er auch Unannehmlichkeiten für seine Person.

Im Dorf daheim war man, als man erfahren hatte, daß Doppelhans für den verstorbenen Hans Jansen mitgenommen worden sei, erst

ganz verblüfft gewesen. Als man's überwunden hatte, lachte das ganze Dorf, von Hans Hansens Kate her nach dem Knüll und um den ganzen Knüll herum, lachte, daß die Bäuche wackelten. Schließlich glaubte der Gemeindevorstand, er müsse was tun und sprach mit Kirchspielvogt und Landrat. Die hielten es für ganz unmöglich, in Preußen und Deutschland könne so was nicht vorkommen. Es gingen Berichte und Verfügungen hin und her, und wie man schließlich doch sehen mußte, was nicht zu bestreiten war, setzten die Zivilbehörden sich mit dem Armeekorps in Verbindung. Das Unerhörte fand auch dort ungläubige Augen und Ohren, es ging durch die Militärinstanzen, man war im Krieg und, den Feind zu schlagen war am Ende wichtiger als Hans Hansens Schicksal. So kam es, daß der Pseudo-Hans Jansen just an dem Tage aus der Armee entfernt werden sollte, als man ohnehin die Truppen in ihre Heimat entließ und schon im Vaterland war.

In der Kreisstadt hatte der unfreiwillig freiwillige Soldat die letzte Vernehmung zu bestehen. Er bekam eine tüchtige Lage, wie er sich habe unterstehen können, wider Gesetz und Recht seine Haut für das Vaterland zu Markt zu tragen. So eine Frechheit sei doch wohl noch nicht dagewesen. Des Königs Rock und anderes Königliches Eigentum habe er auch zu Unrecht gebraucht und in Händen gehabt. Das werde ihm noch nicht so hingehen. Das fehlte noch grade! Warten Sie man mal!

Bei der Auffassung, die Doppelhans von der Welt hatte, kam es ihm nicht unerwartet. Und weil er die Schelte erwartet hatte, nahm er sie ruhig hin.

Die Welt ist voller Widersprüche. Den Feldzug betrachtete Hans als etwas Gutes, insofern er ein Mittel zur Abbüßung seiner Schuld darstellte, in allen anderen Beziehungen hielt Hans Hansen ihn für verfehlt und fürchterlich. Und nach einem zweiten verlangte er nicht. Er schwor sichs hoch und heilig zu: er wolle keinen zweiten mitmachen, daher auch nicht wieder zum Höcker gehen, Sirup zu holen. Aber wie zu Sirup kommen? Als er noch im Feld gewesen, hatte er im heißen Tagesdienst und unter feierlichem Sternenzelt seinen armen Kopf zermartert, wie das zu machen sei. Wieb Suhrn? So führte ihn jeder Gedanke auf seine große Wieb. — Da war sie denn auch bald in Person in seinen Träumen erschienen, um die Glücksarie ihrer Zukunft auf dem braven Steintopf zu spielen.

So kam er, so ging er nach seinem Dorf und war fast schon daheim. Schon sah er die Birke, die auf dem Steinwall stand; sie sah hoch und schlank und wohlwollend zu ihm her und wiegte wie in stummer

Heiterkeit leise ihr Haupt. Und alt und welk und freundlich sah das Eulenloch noch immer schräg auf den Weg.

Er biegt ins Hecktor hinein. Herr Jesus! — wer steht da?

Wer steht da im Dielentor, kurzärmelich und stark und entschlossen, den Bandseeltopf in der Hand — wer steht da?

Wer denn sonst als Wieb Suhrn?

„God'n Dag, Wieb!"

„God'n Dag, Hans?"

Sie reichten sich die Hände und sahen sich in die Augen. Beide waren groß und stark und frisch und hatten ein ehrliches Gesicht.

„Hier is de Pott", sagte Wieb und ließ den Topf am Seil hängen. „De wer op'n Knüll stan blewen." Sie schlug mit den Knöcheln daran.

Bim! bim! sagte der Topf.

„He is gans heel," bemerkte Wieb.

„Dat hör'k," erwiderte Hans.

„Moß ni für ongood nehm," fing Wieb an, „ik hew betjn na'n Rechten sehn."

„Böst en god Deern."

„Nu kam man rin, Hans!"

Sie gingen hinein. Es glänzte alles in nie gesehener Ordnung und Sauberkeit.

„Schuwkarr voll hew'k wiß rutschabn," erklärte Wieb, „wo Mannslüd hüst, motn Frugenshand hen, sönst ward notteli." Hans war des Staunens voll — Boden und Strohlager, Heu und Korn, die Kühe, das Schwein — es war ein anderes Schwein als das im Juli gefütterte, der alte Freund hatte seine Schinken zum Räuchern an die Bodendecke gehängt. In der Stube schloß Wieb eine Lade auf und öffnete die darin angebrachte Stütznische.

„Hier is, wat inkam is," sagte sie, schüttelt ein Beutelchen mit Geld und legte es wieder hinein. „Un hier," fuhr sie fort und nahm ein blaues fettiges Heftchen aus dem Fach, „hier is min Anschriewbook, dor kann's all in nasehn."

„Dank, — — — Dank, — — — Wieb!" sagte Hans. Er wollte noch mehr herausbringen, seine Lippen und Mundwinkel arbeiteten wie die Flügeldecken der Maikäfer, die fliegen wollen. Wieb wartete, sie wartete auf das, was sie so lange schon erwartet hatte, aber es kam nichts. Zu ihrem Leidwesen sah sie, daß die Bewegung der Maikäferflügel abflaute, da sagte sie kurz:

„Ja, Hans, denn kann'k ja woll wa weggahn."

Hans antwortete nicht darauf. Er fragte nur: „H — e — hest Sirup?"

„Ja!"

„A, denn mak mi'n Pannkoken."

„Dat kann angahn, Hans."

Sie gingen aus der Stube nach dem Fliesenraum vor dem Schwibbogen. Hans setzte sich in die Hörn, es war derselbe Winkel, den Wieb geschrubbt hatte, als Hans sie gefragt, ob sie bleiben wolle. Und an derselben Stelle sah Hans andachtsvoll zu, wie Wieb den Pfannkuchen machte.

„Schall de Sirup doröwer or dorbi —?"

„Doröwer!"

Wie das Fett in der heißen Pfanne zerfloß, wenn der Schleef den Buchweizenteig noch nicht hineingetan hatte, wie es getrunken wurde, verzehrt, wenn der Kuchen sprickelnd briet!

Hans kannte es, er hatte es ja selbst getan und tun müssen, es war gegangen, aber so souverän wie Wieb hatte er niemals Feuer und Fett beherrscht. An der Klippe des Wendens war er fast immer gescheitert, die meisten Pfannkuchen waren bei ihm Krüppel geworden. Nun aber sehe man mal unsere Wieb, wie kräftig sie den Pfannkuchen wie in die Esse hinein schleudert und in siedender Pfanne fängt. Und nun den Sirupstopf herbei! Einen schönen, braungelben, weichen Strahl Sirup über den braunen Kuchen fließend, dick, als würde der Sirup verschenkt, das war der Anblick, von dem Hans Hansen sich im schweren Dienst einen Augentrost versprochen hatte, der vieles gutmache. Und sieh! er hatte sich nicht getäuscht, es war wirkliche Freude, eine innige Herzensfreude.

Sirupspfannkuchen machen das Herz weich.

Als Hans satt war, fühlte er eine Art Rührung bis in die Magengrube hinein.

„Wult bliewen, Wieb?"

„As Deern ni —"

„As Fru denn?"

„Ja geern, Hans."

„Wult ok na'n Höker gan, ik tru mi ni wa' —"

„Geern, Hans."

Über beiden lag etwas wie Fettdunst und Sattheit, ihre Herzen aber hungerten nach Liebe. So verliebten, verlobten sich Hans und Wieb und gaben sich einen Kuß.

Einen Kuß?

Jawohl, einen — nicht mehr.

* * *

Gegen Hans Hansen wurde richtig Anklage wegen intellektueller Urkundenfälschung erhoben. Hans freute sich schon darauf, vierzehn Tage absitzen zu können. Dann wäre er vor seinem Gewissen Hans Jansens Andenken gegenüber ganz quitt gewesen, das Gericht tat ihm aber den Gefallen nicht.

Der Vorsitzende war kaum geneigt, die Anklage ernst zu nehmen. Hans Hansens guter Glaube (mala fides superveniens kann nicht in Betracht kommen) lag doch zu sehr auf der Hand. Aber die Denkmünze mußte er einliefern, die bekam er auf den richtigen Namen umgetauscht.

* * *

Nun sind Hans Hansen und seine Wieb alte und rechtschaffene Leute. Hansens Ansicht von der Welt ist etwas günstiger geworden, er traut ihr aber auch jetzt noch nicht ganz. Die im Friedensjahre gepflanzte Eiche ist ein ganz tüchtiger Baum. Kinder haben Hans und Wieb nicht bekommen, Frau Natur muß es doch wohl nicht für zweckmäßig gehalten haben, den Hans Hansen zu vervielfältigen.

Die Kate hat noch immer rote Lehmwände mit schwarzem Zimmerholzwerk darin. Immer tiefer und breiter sinken die Augenlider des Strohdaches über die darin nach dem Garten sehenden kleinen Bleischeibenfenster.

Die Kate liegt noch immer vorn im Dorf, weiterhin Knüll und Teich und die großen Bauern und die Hökerei, wo jetzt Rasmusens Sohn den Sirup verkauft.

Hans scheint ein so vernünftiger Mann und ist und bleibt doch ein wunderlicher Hans. Wenn er zum Höker geht, dann hat er immer das Gefühl, er könne wieder in den Krieg verschleppt werden. Deshalb tut Wieb in der Regel den Gang. Aber auch da ist Hans der Sorge nicht ledig. Wenn sie den Topf nimmt, sagt er: „Wieb, du kommst doch wa?" — „Ja, Hans, worüm scholl'k ni wa kam?"

Er lacht sich selbst aus und steht doch sorgenvoll unter der Birke, wenn sie davongeht. Ihre Taille ist kaum noch markiert, ihre Röcke sind kurz, die Formen, die sie verbergen, rund und voll, und ein klein bißchen watschelnd ist ihr Gang. Er sieht ihr nach, als ob wirklich Gefahr wäre, daß Wieb zum Train gehe und in den Krieg zöge.

* * *

Die Birke schüttelt dazu den Kopf. Die Birke ist ein vernünftiger Baum.

Eine Ferienreise durch Galizien.

Von

Otto Hötzsch.

Vorbemerkung. Die folgenden anspruchslosen Skizzen erschienen als Ergebnis einer Reise, die ich im September und Oktober 1905, um die nationale Bewegung der Ruthenen kennen zu lernen, machte, zuerst in der „Schlesischen Zeitung". Auf mir dringend ausgesprochene Wünsche wage ich es, sie so gut wie unverändert hier nochmals zu veröffentlichen und in einem Nachworte einiges vornehmlich über die Bewegungen in Russisch-Polen und ihre Rückwirkung auf Deutschland nachzutragen.

I.

Krakau—Slawa Bogu! 32 Stunden Fahrt von Petersburg her werden doch auch in den bequemen russischen Wagen etwas sehr lang, und der Ausblick auf die öden weißrussischen Gouvernements vermag auch nicht recht der träge hinschleichenden Zeit Flügel zu schaffen. Nun aber bin ich auf der polnischen Erde, und auf fast unabhängigem, freiem polnischen Lande. Zwar merkt man es doch auch schon im russischen Polen jetzt mehr als früher, daß man nicht mehr in russischem Lande reist. Denn auch dem Gebrauch der Muttersprache läßt man jetzt in Rußland die Zügel lockerer als vordem. Viel mehr hört man deutsch auf den Straßen Petersburgs; jeder, selbst der kleine Schalterbeamte und Ladenjüngling, bemüht sich, dem Fremden zu zeigen, daß er das Nötige „po niemiecki" zu sagen weiß. Und diese Freiheit ist auch dem polnischen zugute gekommen; freier als früher wird es überall gebraucht, auch an amtlichen Stellen. Vielleicht verallgemeinere ich Einzelbeobachtungen unberechtigt und vorschnell. Aber es wunderte mich doch, daß der russische Gendarmerieoffizier, der in Granica die Päffe revidierte, nach der ersten Frage schon das nötige Gespräch polnisch fortsetzte.

Wie dem auch sei, jetzt stehe ich auf dem Teile polnischen Landes, in dem der Pole nicht gedrückt lebt, wie im Zartum Polen, und nicht zu gleichem Recht mit der anderen Nation, wie in unserer Ostmark, sondern wo er herrscht. Herrscht fast ohne Kontrolle und Hemmung durch den Staat, zu dem doch auch Galizien gehört und in dem seit dem Ausgleich von 1867 und seit dem Bunde der polnischen Schlachta mit der Dynastie der Polenklub nach und nach in die ausschlaggebende Rolle gekommen ist. Freilich machen weder Krakau noch Lemberg, noch die kleineren galizischen „Städte" einen rein polnischen Eindruck. Die Ringanlage ist fast überall deutsch, der Markt in Krakau z. B. erinnert durchaus an Städtebilder in Schlesien oder Westpreußen. Was diese Städte überhaupt Charakteristisches haben, das ist nicht das unvermeidliche Mickiewicz-

Denkmal mit der stets dazu gehörenden Mickiewicz-Straße, das sind auch nicht ihre wenig bedeutsamen kirchlichen Bauten, sondern die Trachten der polnischen und der ruthenischen Bauern, der Schmutz und die unendlich vielen Juden in ihrer bekannten, oft genug beschriebenen Tracht — dazu in Lemberg meist im Zylinder, auf den man sich anscheinend, um ihm die volle Gebrauchsfähigkeit zu verleihen, erst vorher gesetzt hat; das hat zwar die Eleganz dieser Kopfbedeckungen nicht wesentlich gesteigert, gibt ihnen aber etwas sehr Charaktervolles.

Krakau ist längst nicht so elegant und so voll geschäftigen Lebens wie Warschau; aber als Begräbnisstätte und langjährige Residenz der polnischen Könige ist es ganz anders Mittelpunkt des Polentums als jenes. Vor allem das Königsschloß auf dem Wawelberge, das man 1898 dem Fiskus abkaufte, renoviert dem Kaiser zum Regierungsjubiläum darbrachte und auf das alljährlich — für das arme Land — sehr erhebliche Summen verwendet werden, ist „ein Symbol des nationalen Ruhmes und der nationalen Einheit". (Äußerung des „Czas", des Organs des Krakauer Flügels im Polenklub.) Hierher, zur Königsgruft in der Schloßkirche, in der neben vielen polnischen Königen auch Josef Poniatowski und Thaddäus Kościuszko ruhen, pilgern und wallen die Polen der Umgebung — ich sah selbst, es war ein Sonntag, die polnischen Bauern andächtig an diesen Monumenten polnischer Geschichte vorbeiziehen. Um diese Särge und diese Türme, um den Kościusko-Hügel, von dem man weit hinblickt über die turmreiche Stadt und das leicht gewellte Land bis zur hohen Tatra und den Beskiden, flattern und wehen die Träume des „Jeszcze Polska nie zginęla", des „Polens vom Meer zum Meere", der alten „jagjellonischen Idee".

Was hat mich in dies Land gezogen, das bei 7¼ Millionen Einwohnern über 3 Millionen Analphabeten, 2000 Gemeinden ohne Schulen, 400000 Kinder ohne Unterricht, dafür aber 700 Schnapsbrennereien, fast 800 Lottokollekturen, 21000 Kneipen und nur 4½ Tausend Volksschulen hat? Wahrhaftig, wie mir eine russische Dame im südlichen Galizien, der ihr heimatliches Kleinrußland golden dagegen erschien, sagte: ein von Gott und den Menschen vergessenes Land! Aber im Gedankengange der allpolnischen Idee hat es einen stolzeren und klingenderen Namen: das polnische Piemont heißt es da als Kernland für das kommende Königreich Polen, von dem aus allein die Neubegründung des geschichtlichen Polens zu schaffen wäre. Darum soll und muß es ein rein polnisches Land sein in Sprache und Kirche und Schule; nur in der Wirtschaft überläßt die aristokratische Herrenschicht noch gern die Sorge dem jüdischen Element der Bevölkerung — nicht gerade zum Vorteil eigener gesunder Fundierung. Aber dieses rein polnische Land ist Galizien ja gar nicht; der Bevölkerungszahl nach nur zu etwas mehr als der Hälfte, räumlich gar nur zu einem Drittel gehört das Land nach Stamm und Sprache unter die Fänge des weißen Adlers. Diesen Gegensatz wollte ich näher kennen lernen, als ich in das größte und — zurückgesetzteste Kronland Österreichs fuhr, mit dem für gewöhnlich wohl nur der Tatrareisende in eine flüchtige Berührung kommt.

II.

Auch wer gar nichts weiß vom ruthenischen Volke und von einer ruthenischen Bewegung, wird darauf gestoßen, wenn, ungefähr von der Linie Tarnów—Grybów an, überall neben den polnischen die ruthenischen Aufschriften beginnen. Also doch ein mehrsprachiges Land, wie Böhmen etwa! Wohin hier die andere Nation gehört, zeigt der Charakter ihrer Schrift: es sind die russischen Schriftzeichen, die man sieht. Aber liest man die Aufschriften, so ist es doch anders als die russische Orthographie, die sich der Westländer mühsam genug zu eigen macht. Das harte und weiche Zeichen fehlen; das H, das der Großrusse nicht kennt, das i und vor allem das durchstrichene ł weisen nach dem polnischen hin. Ich weiß nicht, ob das Ruthenische wirklich, wie die Ruthenen behaupten, eine neben dem Russischen selbständige Sprache ist. Mir kam sie wie ein russischer Dialekt vor, den ich, langsam gesprochen, ganz leidlich verstand, wenn man sich an die dumpfe Aussprache des o (gegenüber dem hellen, oft wie a klingenden o, das man in Moskau hört) und gewisse zweifellos polnische Teile des Sprachgutes gewöhnt hat. Jedenfalls ist die Orthographie künstlich, aber praktisch, weil rein phonetisch geschaffen — durch die Professoren Gartner und Stocki (den Führer der Ruthenen in der Bukowina) in Czernowitz.

Auch ob die Ruthenen ein selbständiges slawisches Volk sind, wage ich nicht zu entscheiden. Zehnmal wichtiger aber und das entscheidende ist, daß Ruthenen, Ukrainer, Kleinrussen synonyme Begriffe sind. Es gibt nämlich in Europa nicht nur die drei Millionen Ruthenen in Galizien, die 300000 in der Bukowina, die knappe halbe Million in Nordungarn und die Viertelmillion in Amerika. Nein, mit ihnen eins in Stamm und Sprache, geistiger Kultur und geschichtlichen Traditionen (und in den führenden Kreisen auch bewußt) ist das gesamte Kleinrussentum. Dieses aber zählte auf Grund der Volkszählungsergebnisse von 1897 rund 23 Millionen; im ganzen weist das ruthenisch-kleinrussische Volk über 30 Millionen Köpfe auf (nach den Feststellungen des führenden ukrainischen Historikers Professors Hruschewskyj, früher in Kijew, jetzt in Lemberg). Man übersieht in Europa diesen Zusammenhang noch zu oft und sieht bloß die drei Millionen in Galizien mit ihren acht bis zehn Abgeordneten im österreichischen Reichsrat, ihren 13 im galizischen Landtag. Aber es sind Völkerzusammenhänge und Völkerbewegungen, die von den Karpaten bis über den Donez und an die Wolga gehen, und deren Mittelpunkt heute, wie seit Jahrhunderten, das alte ehrwürdige Kijew ist. Und sie richten sich, wo sie auf Selbstbehauptung und Durchsetzung der eigenen Nationalität gehen, direkt und vornehmlich gegen das Polentum, dessen schweifenden Hoffnungen sie sich wie ein Riegel vorschieben wollen.

Auch heute noch besteht Galizien aus zwei Hälften: Westgalizien (dem alten Kleinpolen) mit der Hauptstadt Krakau, das nach Westen blickt und mit der Weichsel den Anschluß hat an die Ostsee und Nordwesteuropa, und Ostgalizien, als Teil des alten ruthenischen Fürstentums Halicz, nach dessen Herrscher

Leo seine Hauptstadt Lemberg heißt: es schaut nach Süden und Südosten, in die unabsehbaren Flächen der Ukraina und mit seinen Hauptflüssen Dnjestr und Pruth nach dem Schwarzen Meer. Und diese Trennung wird verschärft durch die konfessionelle: ist der Westen römisch-katholisch, so sind die Ruthenen griechisch-katholisch. Aber allerdings nicht orthodox, wie die in der Bukowina und wie die Rumänen, und noch weniger unter dem allerheiligsten Synod in St. Petersburg stehend, wie ihre kleinrussischen Brüder. Ritus, Dogma und Kirchensprache ist griechisch-russisch, aber die galizischen Ruthenen sind seit 1596 mit der römischen Kirche „uniert"; oft genug sieht man darum hier neben dem Bilde des österreichischen Kaisers auch das des Papstes in Rom. An diesen Fäden läuft daher auch bei den galizischen Ruthenen der jesuitische Einfluß: „Rutheni, per vos Orientem convertere spero" — soll ein römischer Papst ausgerufen haben, so dies ganz eigenartige kirchliche Verhältnis an seinen Platz in den klerikalen Welteroberungsplänen rückend.

Nur die entscheidenden Zahlen der ruthenisch-ukrainischen Geschichte darf ich hier nennen: 1567 die berühmte Union zu Lublin mit Polen; 1654 Vereinigung unter dem Hetman Bogdan Chmelnickyj mit Moskau im Vertrag von Perejaslaw; 1681 Teilung der Ukraine zwischen Polen, Rußland und der Türkei; 1709 Poltawa: das Ende des Aufstandes Mazeppas im Bunde mit Karl XII.; 1772 erste Teilung Polens. Seitdem gehört der Galizien genannte Teil der Ukraina zu Österreich, und über ihn hat sich nach und nach der polnische Volksteil eine beinahe unumschränkte Herrschaft erworben, die die Schlachta auf alle Weise, vornehmlich aber durch die Beeinflussung der Wahlen und den Einfluß im Staate und in der Hofburg zu erhalten strebt.

Dagegen ist nun dort seit sehr kurzer Zeit eine Bewegung erwacht, die als ruthenische, alte Traditionen neu belebend, die Ansprüche der ruthenischen Nation durchsetzen will. Wie erwähnt, hat sie acht bis zehn Abgeordnete im Parlament zu Wien. Ihr Hauptorgan ist die (deutsch geschriebene) „Ruthenische Revue", herausgegeben in Wien von Roman Sembratowycz, dessen Tätigkeit (besonders in der Schrift „Polonia Irredenta") eigentlich zuerst die Aufmerksamkeit Europas auf diesen vergessenen Stamm und seine Wünsche gelenkt hat.

III.

In der alten Festungsstadt Przemysl sah ich die ersten Vorposten dieser Bewegung. Der Art nach sind ihre Kampfmittel überall dieselben: Volkshaus (Narodnyj Dom), Warenhaus (Narodnaja Torgowlja), Internate für die lernende männliche und weibliche Jugend, demnächst Kreditvereine (Raiffeisenkassen), Volksaufklärungsbemühungen (Mittelpunkt ist der große Verein „Proswita" in Lemberg) in Lesehallen, Flugschriften usw., gegebenenfalls auch Kindergärten, landwirtschaftliche Genossenschaften und schließlich die politische Organisation. In Przemysl traf ich gleich auf die bedeutendsten Anlagen, und die frischen, lebendigen Jungen, die da im Internat lernten für ihre Arbeit in dem dort bestehenden ruthenischen

Staatsgymnasium, machten mit ihren Uniformen, die der Gymnasiast in Polen wie in Rußland tragen muß, einen sehr netten Eindruck. Und auf meine Frage: woher rekrutieren sich diese Knaben und Mädchen? — das Mädchenlyceum war geradezu musterhaft eingerichtet — erhielt ich zur Antwort: Sind Kinder der Bauern, zumeist aber der Geistlichkeit (bekanntlich dürfen die griechisch-katholischen Geistlichen heiraten). So sah man den Segen des Pfarrhauses für eine aufkommende nationale Bewegung, die hier auch im höchsten Grade kulturell fördernd ist, zum Greifen deutlich vor sich, wie denn diese Geistlichen, deren ich auch einige kennen lernte, die ersten Träger der jungen Bewegung gewesen sind.

Ähnliche Einrichtungen sah ich noch vielfach, und ich kann darüber mein Urteil nur zusammenfassen: diese Bildungsanstalten machten überall einen durchaus trefflichen Eindruck, überall bemerkte ich besonders die Sorgfalt, die man der deutschen Sprache widmet, und was namentlich die Volkshäuser und Warenhäuser betrifft, so kann ich leider nur sagen: darin sind nach Zahl und Größe die Ruthenen unsern Deutschen in Posen und Westpreußen ganz erheblich über. Und alles geschieht aus eigener Kraft, ohne nennenswerte Unterstützung des Landes. Freilich heißt hier aus eigener Kraft: aus der Kraft des kleinrussischen Volkes im ganzen. Erst das Geld reicher Kleinrussen in Rußland ermöglichte die verhältnismäßig raschen Erfolge. Denn die Zahlenverhältnisse zwischen Polen und Ruthenen sind für diese fast überall sehr ungünstig: in Przemysl schätzungsweise 8000 Ruthenen unter 40000 Bewohnern, in Lemberg etwa 43000 unter 180000, in Tarnopol 10000 unter 30000, in Kolomea ungefähr ebensoviel. Und dazu nun der Stand der ganzen Volksbildung und Volkswirtschaft!

Die galizische Landschaft ist durchaus nicht häßlich, bis Lemberg wellig, wohl viel sandiger und steiniger Boden. Dann aber beginnt nach Osten ebenes, etwas waldiges Terrain, das denselben Charakter trägt wie die Ukraina in Rußland. Ich fuhr an einem schönen Herbsttag von Lemberg nach Tarnopol — Herbst in der Ukraine, wer beschreibt ihn gleich so anziehend? Ich meine, Gogol in den „Abenden auf dem Meierhofe zu Neu-Dikanka" oder Danilewski in einem seiner Romane. Gleichviel, an diese Schilderung mußte ich da denken in der weiten Ebene: schwarze, weil eben frisch umbrochene Felder, der Rauch der Kartoffelfeuer in der dünnen, ganz klaren Luft, matter Sonnenschein auf dem Herbstlaub, dazwischen die weißen Röcke der Bauern mit den vorsintflutlichen Karren und den flinken Pferdchen, die Siedelung wohl meist in Hofanlage zerstreut, vor allem aber der, leicht etwas melancholische, Eindruck der unabsehbaren weiten Fläche und Ferne.

Aber freilich, auch sonst das Bild wie drüben in Rußland: armselige Hütten mit Strohdach, grundlose Straßen, Ziehbrunnen, Kirchlein ganz aus Holz. Doch mochte ich wohl die Vorstellung von Rußland noch im Auge haben, ich hatte mir die Barbarei hier schlimmer vorgestellt. So sah ich niemals auf den Haltestellen das schreckliche Elend, das sich dort oft bettelnd an die Züge drängt. Und an der Strecke nach Kolomea, die durch einförmiges Hügelland läuft, sah

man schon häufiger Blech- und Ziegeldächer, saubere Häuser, und — das Zeichen des guten Bodens — Massen von Zuckerrüben, die, an den Stationen einfach auf den Boden geschüttet, der Versendung nach Przeworsk (bei Jaroslau), der bedeutendsten polnischen Raffinerie, warteten. Das sah man überhaupt durch alle oft grenzenlose Verlotterung hindurch und wurde mir auch immer wieder bestätigt, daß im Grunde guter Boden vielfach da sei, der das Land und seine Leute trefflich nähren könne. So sah ich Höfe auf einem Dorfe unweit Kolomea, die an reiche Bauernhöfe in der ungarischen Hegyalya erinnern konnten. Aber trotzdem ist es doch so, daß produktive Werte eigentlich noch so gut wie nirgends in dem ruthenischen Lande geschaffen werden; der Ertrag reicht knapp zur dürftigen Nahrung, den hohen Steuern und — zum Schnaps.

IV.

In dem „Slawischen Wanderbuch“ von Gustav Karpeles, das ich mir auf diese Fahrt mitgenommen habe — Karl Emil Franzos oder die galizischen Novellen von Sacher-Masoch zur Vorbereitung zu lesen, habe ich mir gewissenloser Weise geschenkt — ist viel die Rede von dem romantischen Zauber der polnischen Dichtung. Mit Recht, nur ist damit meist gemeint, daß dieser Zauber zum guten Teile von Litauen oder aus der Ukraina und nicht aus Polen stammt. Johann Sobjeski, das polnische Nationalmuseum in Krakau und Kościuszko bei Racławice in allen Ehren — aber an romantischem Zauber kann es die ruthenische Geschichte und Dichtung mit der polnischen Überlieferung getrost aufnehmen. Die ganze Kosakenherrlichkeit, die uns begeisterte, als wir Voltaires Charles XII. lasen, ist ja ruthenisch-ukrainisch, Danilewsky, Gogol, Potapenko, Korolenko sind Kleinrussen, und den großen polnischen Dichtern Mickiewicz und Sienkiewicz können die Ruthenen ihre Nationaldichter Kotlarewskyj und vor allem Taras Schewtschenko entgegenstellen. Sie suchen auch auf ihre Jugend einzuwirken durch die Belebung dieser alten romantischen Geschichte ihres Volkes, und wie mir ein Ruthene ganz richtig einmal sagte: „das, was an der Geschichte bei der Jugend wirkt, ist das romantische Element an ihr“, der Enthusiasmus, der das beste ist, das nach Goethe unsere Wissenschaft schafft.

Diese ganze alte Tradition ist nun lebendig und mit ihr die ungemeine dichterische Begabung des ganzen kleinrussischen Stammes mit am stärksten oben auf den Bergen bei den Huzulen, deren malerische Tracht — die allen Ruthenen gemeinsame Sorotschka (das weiße Hemd) mit roten Hosen und Rock und dem Filzhut — dem Karpathenwanderer bekannt ist. Unter ihnen arbeitet (in der Umgebung von Kolomea namentlich) besonders die Organisation in den sogenannten Sicz-Vereinen, deren es in Galizien an 280, in der Bukowina an 60 gibt, dort von der Regierung auf das härteste verfolgt, hier von ihr unterstützt. Die Sicz war ursprünglich die Organisation der Saporoger Kosaken am Dniepr, die erst Katharina II. ganz beseitigt hat. Der Name aber erhält die alte Tradition wach; der Obmann eines solchen Vereins heißt wie damals Koschubej, und als Abzeichen trägt man das kleine Beilchen (Toporez), das übrigens auch in den

polnischen Sokolvereinen getragen wird und hier von Messing, dort von Holz, hier gestattet, dort als unerlaubtes Abzeichen verfolgt ist. Die Siczvereine sind Turn- und Feuerwehrvereine, letzteres in dem Lande der Strohdächer sehr notwendig. Die Organisation ist ganz militärisch, und wenn auch die Befürchtungen der Polen wegen Ausnutzung zu revolutionären Zwecken nicht berechtigt sein mögen, so ist sie doch für sie verdächtig wegen ihrer Bedeutung bei den Wahlen, überhaupt ihrer Bedeutung, das Volk selbstbewußter und solidarischer fühlen zu lehren. Sehr anzuerkennen ist es daneben, daß diese Vereine, auch unter den Huzulen, energisch gegen die Trunksucht und den Schnaps arbeiten. —

Der gewaltige Bergrücken der Karpathen zieht sich auch durch die Bukowina hin, und auch in ihr sitzen Ruthenen, in den Bergen namentlich, während in der Ebene wohl mehr Rumänen siedeln. Die Bukowina ist in diesen Ostgegenden Cisleithaniens noch recht ein Stück Altösterreich; wer im „Schwarzen Adler" zu Czernowitz sitzt, meint in Wien oder irgendwo in Tirol zu sein. Die Amtssprache ist deutsch (in Galizien polnisch), eine Menge deutscher Zeitungen ist vorhanden. Freilich ist es darum, trotz der deutschen Universität, der Garnison und der (vielfach aus dem Westen gekommenen) Beamtenschaft, kein deutsches Land. Es wird an 60000 Deutsche da geben, von der Intelligenz abgesehen etwas Bürgertum und verstreut sitzende Bauern: im Vorlande der Karpathen, in den Waldgebieten und in den Montanbezirken im Süden. Unter ihnen arbeitet erst seit wenigen Jahren, aber mit hochanerkennenswertem Opfermut der „Verein der christlichen Deutschen in der Bukowina", mit einer Reihe anderer wirtschaftlicher und kultureller Vereinigungen. Ich habe mir einen genauen Einblick verschafft in diese Arbeit, die wesentlich geleistet wird von der Intelligenz, vor allem von den deutschen Professoren der Universität Czernowitz, und ich gestehe offen: ich habe die deutschen Gelehrten bewundert, die hier in der stillen, schweren Arbeit so ihrem Volke die Treue bewähren.

Die inneren Verhältnisse des kleinen Landes sind höchst verwickelt: ein rumänischer und ein armenopolnischer (eine merkwürdige, aber häufige Zusammenstellung) Grundbesitzerstand, jüdischer Großgrundbesitz — ein Drittel oder gar die Hälfte des Großbesitzes soll schon in jüdischen Händen sein —, jüdischer Handel, deutsche, ruthenische, rumänische Bauern. Das führt politisch zu seltsamen Gegensätzen und Konstellationen. So stehen jetzt im Landtag (31 Abgeordnete) Rumänen, Altruthenen, Juden (teilweise) und Deutsche zusammen gegen die Jungruthenen und die übrigen Juden. Die Ziele dieser Ruthenen hier sind von denen in Galizien so gut wie unabhängig und sind auf stärkere Berücksichtigung des Ruthenischen in den Schulen (namentlich in Gymnasien) gerichtet, daneben auf eine Teilung der griechisch-katholischen Diözese, die ganz von den Rumänen beherrscht wird. Denn diese Ruthenen sind wie die Rumänen griechisch-orthodox unter einem Metropoliten über die Bukowina und Dalmatien. Daneben geht die ruthenische Arbeit auf Hebung des zu dreiviertel im Kleinbetrieb armselig lebenden Bauernstandes und richtet sich so nicht absichtlich, aber tatsächlich gegen

die Wucherwirtschaft und den Zwischenhandel des jüdischen Kaufmannsstandes. Während sich eine altruthenische Richtung auf die Geistlichkeit stützt, hat die jungruthenische, wie im südlichen Galizien, einen antiklerikalen Zug. Dem gegenüber ist die römische Geistlichkeit ein Hort des Polentums und sucht vor allem die deutsch-katholischen Familien zu polonisieren. Gehört doch auch die Bukowina, so gut wie Ostschlesien, in das polnische Zukunftsreich hinein.

Auf diese Weise gehen die Nationalitätengegensätze in dem kleinen Lande eigenartig durcheinander, und man weiß eigentlich nicht, wer darin Herr werden kann. Denn es wird kaum ein Land in Österreich geben, in dem auf so kleinem Raum ein solches Nationalitätengemisch und Sprachgewirr herrscht wie hier. So sieht die Bukowina beim ersten Blick aus wie ein Stück des alten josefinischen Österreichs und ist doch zerwühlt vom Gegensatze der Stämme wie nur irgend ein anderer Teil der Monarchie. Die Universität aber, als Mittelpunkt ihres geistigen Lebens, ist eigentlich nur für die galizischen Juden da und dient, indem sie die in die Intelligenz eintretenden jungen Elemente im Lande hält, noch mehr dazu, diese von der Berührung mit dem österreichischen Gesamtstaatsleben und mit neuen Gedanken fernzuhalten.

V.

In diesen Tagen wurde der galizische Landtag in dem prächtigen Gebäude am Stadtpark in Lemberg wieder eröffnet. Und da war für die ganze Stellung der beiden Volksteile Galiziens zueinander ungemein bezeichnend die Erklärung, die der Vorsitzende des ruthenischen Klubs abgab gegen die Form der Renovierung des Wavelschlosses in Krakau. Wie erwähnt, werden alljährlich große Summen aus Landesmitteln für dieses Monument polnischer Geschichte bewilligt, das der österreichische Kaiser als eine kaiserliche Residenz auf polnischem Boden zum Geschenk angenommen hat. Dagegen haben die Ruthenen an sich nichts, aber sie verwahren sich gegen die darin liegende Ausdehnung lediglich polnischer Prätensionen auf Ostgalizien und sinngemäß auch gegen die Verwendung ruthenischer Steuergelder zu dem genannten Zwecke. Praktisch bedeutet diese Erklärung ja nichts, aber sie präzisiert am schärfsten den grundsätzlichen Gegensatz beider Völkerschaften in der Stellung zu ihrem Staate: ist das polnische Ideal Ausscheidung des Landes Galizien aus dem Reichsverband und völlige Unterordnung unter das polnische Regime, so wollen die Ruthenen ihren Landesteil gemäß seiner Geschichte als gesonderten Organismus erhalten und in dieser Entwicklung gefördert wissen.

Daß nun das Land auch äußerlich — über jene politischen Folgerungen sprechen wir noch —, nicht nur geschichtlich und stammlich-sprachlich in zwei Teile zerfällt, das wird, meine ich, auch dem flüchtigen Passanten deutlich. Der Unterschied zwischen West und Ost ist, wenn man etwa die Grenze des San und die Linie Przemysl-Chyrów überschritten hat, einfach frappant. Ich fuhr zurück von Südost nach Nordwest durch die südliche Hälfte Galiziens. Im Südosten lagen

die Dinge kaum viel anders, als ich sie bisher gesehen, nur waren anscheinend die Erwerbsverhältnisse der ruthenischen Bauern da günstiger, wo im Bergland die Arbeit in einer gut geleiteten staatlichen Forstwirtschaft besseren Verdienst bot (so in Delatyn und Umgegend). Sonst aber fand ich kaum ein ander Bild als bisher, und auch die Sicz-Vereine, jene Mann und Weib umschließende, die Geistlichkeit aber ausschließende, fast militärische Volksorganisation zu Turn-, Feuerlösch- und — Wahlzwecken, haben hier wie im Süden überhaupt starke Verbreitung.

Aber je mehr man an und in den Karpathen nach Nordwesten kam, umsomehr veränderte sich das Bild: freundliche, waldige, oft geradezu malerische Gebirgslandschaften, weite Wiesen mit Viehzucht, saubere weiße Häuser, sehr stattliche Bahnhofsanlagen; die weißen Röcke und Hemden der Ruthenen verschwinden, und auch die Juden scheinen seltener zu werden. Welch ein Unterschied beispielsweise zwischen Städten wie Kolomea im Südosten und Neu-Sandec im Nordwesten, das noch nicht halb so viel Einwohner hat wie jenes, allerdings vor kurzem einmal gründlich abgebrannt ist. Wahrhaftig, hier liegt die eigentliche Grenze zwischen dem östlichen Europa und — nicht Halbasien, wie K. E. Franzos seine Schilderungen betitelte und man hier wohl auch das Land im unmutigen Gespräch nennen hört, so schlimm ist es wirklich nicht — aber sagen wir: Europäisch-Rußland, obwohl eine Gouvernementsstadt, wie z. B. Tula in Zentralrußland, besser aussieht als Kolomea, das ich in besonders fürchterlicher Erinnerung habe.

Nun, jedenfalls sieht der Durchreisende zweifellos, daß für den Westen mehr geschieht als für den Osten. Das ist es ja auch, was die Ruthenen so sehr beklagen. Aber etwas ist daran auch die Mutter Natur schuld. Statt der Rüben im Osten und Südosten sieht man hier im Westen u. a. Reihen von Petroleumtanks; denn hier ist überhaupt das wenige, was Galizien an über die Landwirtschaft hinausgehendem Erwerb hat, domiziliert. Bei Drohobycz und Boryslaw sind Petroleumquellen, anderswo werden mineralische Öle gewonnen; auch besuchte Mineralquellen, wie Iwonicz, liegen hier. In Gorlice unweit Jaslo ist das Zentrum der galizischen Naphthaindustrie, in Sanok (sw. Przemysl) etwas Eisenindustrie für die Bedürfnisse der Naphthagruben und des Staates. Sonst weist das Land an Industrie vornehmlich noch auf die schon genannte Zuckerfabrik in Przeworsk, Dampfmühlen, Dampfsägen und Brauerei. Die größte Wald- und Holzwirtschaft im Lande ist die Herrschaft Skole (sw. Stryj), die täglich vier bis fünf Lastzüge mit Holz und Material verschickt. Sie gehört einem Herrn Schmidt, einem geborenen Reichsdeutschen. Das Bier aber, das man in ganz Galizien und in der Bukowina trinkt, wird in Okocim in Westgalizien gebraut, ein heller, wohlschmeckender und bekömmlicher, dem Pilsener wenig nachgebender Stoff. Der Brauherr ist fanatischer Pole, Abgeordneter und Mitglied des Polenklubs, er heißt auch — Johann Götz, doch damit man genau weiß, zu welcher Nation er gehört: Götz-Okocimski.

Je weiter ich nach Nordwesten kam, umso reizvoller und malerischer wurde die Gegend, geht die Bahnlinie doch auch mitten durch die Karpathen. Und — (wie

es im Studentenliede heißt): auf den Karpathen sind die Wege verschneit. Tatsächlich erglänzten auch trotz des Oktobertages die Berggipfel im ersten Schnee, und so schied ich bei Biala von dem Lande Galizien mit einem angenehmen und freundlichen Eindrucke seiner landschaftlichen Schönheit, die sich im ganzen doch als besser erwiesen hatte als ihr Ruf.

VI.

Nach dem Gesagten ist die wirtschaftliche Struktur und damit die soziale Gliederung in Galizien ohne weiteres klar: Zuerst und das Land beherrschend der Stand der Großgrundbesitzer, die größten im Osten, weshalb sich im Polenklub die beiden Flügel der Stanczyken (der Krakauer Teil) und der Magnaten im Osten (der sogenannten Podoljaken — von Podolien) gegenüberstehen. Aber diese beiden Gruppen haben sozial natürlich ganz gleiche Interessen und sind national völlig homogen. Denn die Ruthenen haben keinen Adel mehr, ihre Adelsgeschlechter, wie die Sapieha, die Dziedusżycki, sind durchaus polonisiert worden. Desgleichen gibt es ein ruthenisches Bürgertum nicht. In etwas ist ein solcher Stand bei den Polen vorhanden, doch wage ich über dessen Umfang kein Urteil. Jedenfalls verschwindet er gegenüber der sog. Intelligenz und den Juden, da natürlich die zumeist in Form der Aktiengesellschaft betriebenen Anfänge einer großen Industrie klassenbildend noch nicht in Frage kommen, das bißchen Hausindustrie: Schnitzerei, Keramik u. dergl. natürlich noch weniger.

Intelligenz ist ein Wort, das man hier wie in Rußland bis zum Überdruß hört und liest. Eigentlich gehören nun zu ihr alle Elemente, die lesen und schreiben können — das wäre in Deutschland sogut wie das ganze Volk, hier und in slavischen Ländern überhaupt ist das freilich erheblich weniger und bereits eine Créme der Gesellschaft. Doch nennt man hier Intellienz besonders das, was wir liberale Berufe plus Beamtentum nennen; vornehmlich Rechtsanwälte, Ärzte, Lehrer, Journalisten, alles soziale Gruppen, die da eine Rolle spielen, wo nicht alteingesessene Gruppen (wie die englische Gentry oder unser Adel) den Fortschritt herbeiführen und mit tragen, und die deshalb die Vertreter des Fortschritts, natürlich leicht auch des Radikalismus sind. Aber vor dem, was ich hier von der ruthenischen Intelligenz kennen gelernt habe, habe ich durchaus Hochachtung gewonnen; es waren alles sehr ruhige, besonnene Männer, meist Anwälte, (weil die Beamten ja von der polnischen Herrschaft viel abhängiger sind), die mit Entsagung und Opfermut die schwere Sache ihres Volkes führen.

Natürlich steht ihnen gegenüber die polnische Intelligenz, wobei darauf hingewiesen sei, daß hier, wie in slavischen Ländern überhaupt, die akademische Welt ganz anders mit politisiert als bei uns. Mir wurde gesagt, daß sich diese polnische Intelligenz vielfach rekrutiert habe aus den deutschen, namentlich deutschböhmischen Beamten, die nach den Teilungen ins Land geschickt wurden, und sogar auch aus deutschen Offiziersfamilien. Daher die vielen deutschen Namen bei den Polen.

Aber den eigentlichen dritten Stand bilden in Handel und Gewerbe die Juden. An ihnen fällt dem Reisenden zweierlei auf: Hier zu Lande (in Ostgalizien) treiben die Juden, in deren Händen natürlich vor allem der Handel und das noch viel wichtigere und umfangreichere Geld- und Kreditgeschäft ist, daneben auch alle anderen Handwerke, die sie sonst in Europa wohl kaum betreiben; sie sind ferner fast ausnahmslos die Schenkwirte und Hoteliers und auch die Fiakerkutscher. Das letztere empfindet der Fremde angenehm, weil diese Kutscher infolge dessen alle Landessprachen, besonders aber deutsch sprechen, und zum Fremden natürlich nicht in ihrem Jargon. Was aber demnächst auffällt, wenn man durch die Straßen geht: man sieht in diesen nach der Straße geöffneten Läden eigentlich niemals arbeiten, dagegen steht alles, oft die ganze Familie, auf der Straße oder lehnt an den Haustüren und Ladeneingängen herum. Anscheinend werden die meisten Geschäfte auf der Straße gemacht oder — über Land. Danach kann man sich schon vorstellen, welcher Art die Hauptmasse dieser Geschäfte nur sein kann: Geld- und Kreditgeschäfte, und das ist in einem Lande, wo man so wenig auf die eigentlich produktive Arbeit gibt, eigentlich nur selbstverständlich. Daß infolgedessen die Zinssätze abnorm hoch sind, braucht nicht besonders betont zu werden.

Die Verschuldung des ländlichen und zwar sowohl des großen wie des bäuerlichen Besitzes muß daher erschreckend groß sein. Schuld daran scheinen zu sein das anspruchsvolle Leben der oberen Schicht, die hohen Steuern, der niedrige Stand der landwirtschaftlichen Technik und die bis ins äußerste gehende Teilung des bäuerlichen Besitzes im Erbgang. So zersplittert sich der bäuerliche Besitz ins ungemessene; nur da, wo deutsche Kolonien in der Nähe sind, wird, so sagte man mir, die deutsche Sitte eines Anerbenrechts nachgeahmt. Aber dann macht natürlich die Notwendigkeit, die anderen Erben auszuzahlen, wieder Schwierigkeiten. Was nun daher trotz aller Jämmerlichkeit der Lebenshaltung auf der Scholle nicht weiter kommen kann, geht außer Landes, in die Städte, vor allem in die ländliche Arbeit auf den Gütern. Hier ist nun nach übereinstimmendem Urteil die Lage und Hilflosigkeit namentlich des ruthenischen Arbeiters auf das unmäßigste ausgenutzt worden. Lohnsätze sind mir genannt worden, die gerade für ein Stück Brot und — Schnaps (der wieder von den Gutsherren bezogen werden muß) reichten, weiter nicht. Dazu kam und kommt die Willkür der Verwalter u. dergl. mehr.

Hiergegen aber hat das ausgebeutete und gedrückte Landvolk, das die überwältigende Masse der Gesellschaft bildet, doch bereits revoltiert. Und zwar indirekt durch Auswanderung, direkt durch den großen ruthenischen Feldarbeiterstreik von 1902. Denn das Mittel, durch Abwanderung in die Fabriken eine Steigerung der unerträglich niedrigen Lohnsätze zu erzwingen, war ja nicht anwendbar, weil es keine nennenswerte Industrie im Lande gibt.

Die Auswanderung in überseeische Länder geht mit Vorliebe nach Kanada. Welche Gründe gerade dies Ziel bestimmen, ob da z. B. die Beziehungen der

Cunardlinie zur österreichischen Auswanderung überhaupt mitsprechen, konnte ich nicht erfahren. Aber wenn diese Auswanderung, nicht unbeträchtlich für die Volkszahl zwar und so natürlich ein absoluter Verlust für die Volkskraft, die Interessen der Schlachta noch nicht wesentlich berührt, so greift ihr das andere Mittel an den Nerv der Existenz, und mit seiner Anwendung seit dem Jahre 1902 hat tatsächlich ein wirtschaftlicher Kampf auf Leben und Tod darum begonnen.

Damals nämlich fingen die ruthenischen Feldarbeiter an zu streiken, und es begann eine lebhafte Saisonauswanderung, vor allem nach Deutschland, ein regelrechtes Seitenstück zu der Sachsengängerei bei uns. Die Folgen waren bald zu spüren: zu Hause verminderte sich die Zahl der Arbeitskräfte und mußte der Lohn steigen. Die abgewanderten Ruthenen aber schickten das verdiente Geld nach Hause und förderten damit den wirtschaftlichen Prozeß, zu dem anscheinend allenthalben in Galizien die Anfänge vorliegen: die Parzellierung des Großgrundbesitzes, den Übergang des polnischen Großbesitzes in ruthenischen oder polnischen Kleinbesitz. Daß diese Saisonabwanderung für die Ruthenen auch eine gewaltige allgemein kulturelle Bedeutung hat, ist ja selbstverständlich.

Ohne weiteres aber ist klar, wie diese die Schlachta gleich von zwei Seiten angreifende Entwicklung durch den nationalen Gegensatz verschärft werden mußte. Mit dem polnischen Bauern verbindet den Adeligen die Gemeinschaft des Stammes; auch ist wohl von je der Westen, in dem die Industrie sitzt, weniger das Land der Ausbeutung gewesen als der Osten mit den eigentlichen Latifundien und der stammfremden Bauernbevölkerung. Daher gingen die Landesbehörden mit allen Mitteln gegen jene Bewegung vor; man verbot, den Ruthenen Arbeitsbücher auszuhändigen, hielt mit solchen Arbeitern besetzte Waggons auf den Bahnhöfen an, verweigerte die Genehmigung von Arbeitsvermittelungsämtern usw. Man versuchte sogar, durch den Minister Grafen Goluchowski die preußische Regierung dagegen mobil zu machen. Aber auch gesetzliche Maßnahmen wurden noch getroffen: man monopolisierte die Arbeitsvermittelung in den Händen des Landesausschusses und in den Bezirksvertretungen, durch Reichsgesetz wurde ferner die unerlaubte Anwerbung von Arbeitern (ohne Konzession) verboten, wurden unwahre Darstellungen über die Arbeitsverhältnisse im Auslande bestraft. Jetzt liegt dem Reichsrat sogar eine Regierungsvorlage vor, deren § 26 überhaupt jede Anreizung zur Auswanderung bestraft, was sich praktisch vornehmlich auf diese galizischen Verhältnisse richtet. Das Land aber sucht man in der polnischen Hand zu schützen durch ein Rentengütergesetz, das die Kolonisation Ostgaliziens mit polnischen Bauern anstrebt, und durch einen Gesetzentwurf, der die Parzellierung verbieten will.

Uns in Deutschland kann es, glaube ich, nur recht sein, wenn unter den ausländischen Saisonarbeitern, die unsere Landwirtschaft braucht, statt der Polen diese ruthenischen Arbeiter ins Land kommen, die ruhige Leute und keine Trinker sein sollen und vor allem allen politischen Velleitäten von vornherein entzogen

sind.[1]) Darum haben wir wohl auch keine Veranlassung, ihnen das „einzige Fenster nach Europa“ zuzuschlagen, das die Ruthenen — so drückte es mir gegenüber einer der Führer aus — in ihrer Arbeitsvermittelungsstelle in Neuberun (auf preußisch-schlesischem Boden) haben — das entsprechende polnische Bureau ist, nebenbei bemerkt, gleich daneben in der österreichischen Grenzstation Oswiecim. Für die Erkenntnis vom Wesen nationaler Kämpfe ist dieses erst beginnende Ringen um den Boden auch hier von geradezu paradigmatischer Bedeutung. Es ist ein wirtschaftlicher Prozeß, der sich hier langsam zu vollziehen beginnt; aber weil die Parteien, die ihn führen, verschiedenen Stammes sind, zugleich ein nationaler Kampf und von starker politischer Bedeutung. Seine Entscheidung wird so gut über die wirtschaftliche Stellung der Schlachta wie über den nationalen Charakter ihres polnischen Piemonts entscheiden. Denn letzten Endes wird auch hier wie sonst im nationalen Kampf siegen, wem die Scholle des Heimatbodens gehört und wer sie bebaut.

VII.

Von der Zurücksetzung des Ostens gegen den Westen durch die herrschende Schicht sprach ich schon; Zahlen findet man in der auch schon genannten Schrift von Sembratowycz: „Polonia Irredenta“, die ich hier, wo ich Reiseeindrücke und -Erfahrungen wiedergeben möchte, nicht ausschreiben will. Aber auch schon ein Blick in das Staatsbudget Galiziens zeigt die geradezu rücksichtslose Verwendung von Landesmitteln für polnische Interessen. Als Kuriosum sei daraus erwähnt, daß das Budget alljährlich — ich habe selbst in dem für 1905 den Posten vorgefunden — einen Betrag von 4500 Kronen auswirft für die Veteranen des Aufstandes von 1831! Wie viele mögen davon heute wohl noch leben? Als ein ruthenischer Abgeordneter diese vorwitzige Frage aufwarf, wurde er zur Strafe fünf Jahre lang in keine Kommission gewählt. Und während für die Renovierung des Schlosses auf dem Wavel hohe Summen verwendet werden, sind die Zuwendungen an die ruthenischen Bildungsinstitute lächerlich gering. Diese Verteilung geht aber infolge der außerordentlich weitgehenden Autonomie in der Finanzverwaltung auch herunter durch die Bezirkshauptmannschaften auf die Gemeinden, in deren Vertretungen überall und mit allen Mitteln die Polen die Majorität festzuhalten streben.

Diese Vernachlässigung des Ostens bringt nun mit ihren hygienischen Folgen auch eine unmittelbare Schädigung des ruthenischen Volksteils mit sich. Obwohl die Ruthenen an Zahl geringer sind als die Polen, und obwohl die Geburtenziffer bei ihnen dagegen höher ist als bei jenen, ist die Sterblichkeitsziffer unter

[1]) Dabei haben aber die Landwirte, die Ruthenen beschäftigen (die Agenten unterscheiden übrigens nicht die Volksstämme, sondern vermitteln stets nur „Galizier“), zu beachten, daß die Ruthenen zumeist griechisch-katholischer Konfession sind. Das wird meist noch übersehen und die Pastorierung dem polnischen Vikar überlassen, damit also auch dem nationalen Einflusse des polnischen Klerus das Tor geöffnet.

ihnen nach der amtlichen polnischen Statistik im großen und ganzen doppelt so groß als in Westgalizien. Besonders ist die Kindersterblichkeit unter den Ruthenen erschreckend hoch; die polnische Politik zehrt somit — so drückte sich ein ruthenischer Führer zu mir treffend aus — unmittelbar am Lebensmarke des ruthenischen Volksteils.

Dazu tut das seine neben allen anderen, auch nicht nur in dieser Behandlung liegenden Gründen und neben epidemischen Krankheiten — besonders herrschen, wie man mir sagte, in einzelnen Teilen Syphilis und Epilepsie — vor allem der Schnaps, das sogenannte Propinationsrecht (an solchen schönen Fremdworten ist die österreichische Amts- und Rechtssprache erstaunlich reich) der großen Besitzer und Meierhöfe. Fast jedes Dorf hat seine Brennerei, der Ausschank des Branntweins ist nahezu das einzige Gewerbe, vom Gutsherrn an den Juden verpachtet. Und der Bauer muß, ganz wie bei der feudalen Braugerechtigkeit früherer Zeiten bei uns, seinen Schnaps und sein Bier da entnehmen. Hierin wird es wenigstens in absehbarer Zeit etwas anders. Einmal durch die Antitrunksuchtsbewegung, dann aber noch mehr durch die Ablösung dieses Propinationsrechts, die mit dem Jahre 1910 praktisch wird. Die Schlachta strebte zwar eine Verlängerung an dadurch, daß das Recht auf das Land übertragen würde. Das hätte es dann an die alten Besitzer weiter verpachtet, und das alte volksvergiftende Treiben wäre mit geringer Variation weiter gegangen. Hier hat den Polen einen Strich durch die Rechnung gemacht nicht etwa die Rücksicht auf die Volkshygiene, sondern die deutsche, namentlich die böhmische Industrie in alkoholischen Getränken, die für ihre Erzeugnisse endlich den galizischen Markt frei haben wollte, der ja durch das Propinationsrecht verschlossen war. Daher wird der Branntweinausschank ein freies Gewerbe auch in Galizien werden, und die Differenz in dem Ertrage daraus für das Land wird ausgeglichen durch Zuschläge zu der Gewerbesteuer der Schankgewerbetreibenden.

Ich möchte mir nicht alles das zu eigen machen, was im Lande von „polnischer Wirtschaft" erzählt wird — schon weil ich alles nur von einer Seite hörte und nicht kontrollieren kann. Das aber wird wohl jeder sich mit den Dingen auch nur flüchtiger befassende sagen können, daß es eine wüste Wirtschaft ist. Das mit dem polnischen Nationalcharakter schlechthin zu erklären, wäre jedoch meines Erachtens recht billig und nicht gerecht. Viel mehr sagt der brennende Wunsch der Polen, ihre Stellung in Galizien und Österreich unter allen Umständen zu behaupten als, wie schon gesagt, Kernwerk für alle allpolnische Zukunft, in welcher Gestalt auch immer. Wie ein Ruthene zu mir sagte: sobald solche Rücksichten in Frage kommen, erliegt auch der vornehmste und ritterlichste Pole einem Anfall von „national moral insanity".

Daher rückt alles, aber auch alles im Lande unter den Gesichtspunkt polnischer Politik, roh ausgedrückt der Erwägung: wie erhalten wir unsere rund 70 Mandate im Reichsrat und unsere Mehrheit im Landtag? Dazu wird alles ausgenutzt, z. B. auch die Tätigkeit der Landesbank, die Raiffeisenkassenorgani-

sation in Westgalizien usw. So veranstaltet man z. B. einen Informationskurs für Beamte in solchen ländlichen Kassen, aber man läßt keinen Ruthenen dazu u. s. f. Vor allem sind ja nun die Wahlen das Mittel, die polnische Herrschaft zu befestigen, und „galizische Wahlen" sind in Europa beinahe schon sprichwörtlich für die weitestgetriebene Beeinflussung, die auch vor brutalsten Mitteln nicht zurückschreckt. Belege finden sich zahlreich in der genannten Schrift von Sembratowycz und in dem Heftchen: „Die Ruthenen und ihre Gegner in Galizien", das der Vorsitzende des Ruthenenklubs im Reichsrat, der Abgeordnete Romanczuk, geschrieben hat. Ein Kuriosum nur möchte ich berichten: in einem Dorfe, das ich auch besuchte, verlangte der polnische Wahlkommissar, daß die ruthenischen Bauern die Liste ihrer Wahlmänner aus dem Kopf und ohne Anstoß hersagten — natürlich in der Spekulation, daß irgend welche Verstöße ihm das Recht gäben, diese ruthenische Stimme für ungültig zu erklären. Was tun die ruthenischen Führer? Sie lassen die Wahlmänner — photographieren, und an der Hand der Photographie als Wahlliste konnte der Bauer dem Kommissar ein Schnippchen schlagen. Ich sah selbst ein solches Stimmzettelphotogramm. Andere Wahlkuriosa sind freilich weniger harmlos. Daß dann auch die Justiz in den Dienst dieser Politik ohne Skrupel gestellt wird, ist selbstverständlich; einen skandalösen Fall dieser Art, den Prozeß eines Advokaten in Kolomea, konnte ich genauer studieren. (Schluß folgt.)

Napoleon und König Friedrich von Württemberg.

Zur Jahrhundertfeier der Entstehung des Königreichs Württemberg.

Von

Rudolf Krausz.

Bei großen Weltbegebenheiten muß jedermann Partei ergreifen. „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich." So soll Napoleon in der denkwürdigen Konferenz, die am 3. Oktober 1805 im Ludwigsburger Residenzschlosse stattfand, dem Kurfürsten Friedrich von Württemberg zugerufen haben, der für sein Land um Neutralität warb. Es ist der Grundsatz jedes Eroberers im großen Stile. Das Gesetz Solons, das die Bürger bei einem Aufstande Partei zu nehmen nötigte, ist demselben politischen Gedanken entsprungen. Aber auch der Schwache vermag in Zeiten außerordentlicher Welterschütterungen nichts Besseres zu tun, als sich an einen Stärkeren anzulehnen. Ein kleiner Staat, der zwischen zwei mächtige kriegführende Parteien eingekeilt ist, muß Farbe bekennen, um wenigstens für den glücklichen Fall, daß seine Wahl die richtige gewesen ist, seine bedrohte Existenz zu retten, die sonst von keiner Seite geachtet wird.

Ein Mann von dem durchdringenden Verstande und der politischen Reife des Kurfürsten Friedrich wird sich das natürlich alles selbst gesagt haben. Wenn er dennoch den wenig aussichtsreichen Versuch unternahm, sein Land durch Neutralität vor den bevorstehenden Kriegsstürmen retten zu wollen, so haben wir darin nur einen Beweis zu erblicken, wie schwer es ihm fiel, seine bisherige Verbindung mit Österreich zu lösen und mit dem fremden Soldatenkaiser gemeinsame Sache zu machen. Herb genug war schon die Zumutung für seine stolze Sinnesart und sein dynastisches Selbstgefühl, sich einem Emporkömmling unterzuordnen, den er im Allerheiligsten seines Herzens doch niemals für seinesgleichen ansah. Aber auch sein nationales Gewissen war keineswegs so unempfindlich, daß er leichtfertig an Deutschlands Unterdrückung und Erniedrigung mitgewirkt hätte. Es ist gewiß nicht vom Überfluß, daran zu erinnern, da die neueren deutschen Historiker, namentlich Heinrich von Treitschke, wie die Rheinbundfürsten im allgemeinen so Friedrich von Württemberg im be-

sonderen gewissermaßen zum mutwilligen Verräter an Deutschland gestempelt haben. Wie in aller Welt hätte ein kleiner Regent, der gerade Mühe genug hatte, in einer unerhört drangvollen Epoche sich zu behaupten, dazu kommen sollen, zum Leitstern seiner Politik diejenigen großen nationalen Gesichtspunkte zu machen, welche erst das strengere Vaterlandsgefühl späterer Geschlechter zur sittlichen Forderung erhoben hat? Aber selbst wenn man einräumt, daß ein solcher nachträglicher Maßstab an Friedrichs Verhalten angelegt werden darf, hätte Treitschke doch zu einem wesentlich günstigeren Urteil über ihn gelangen müssen, wenn ihm nur das notwendige Material dafür zur Verfügung gewesen wäre. Erst nach dem Erscheinen des ersten, die Napoleonische Zeit behandelnden Teiles der monumentalen „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert" sind die Quellen erschlossen worden, durch die das Verhältnis zwischen Napoleon und dem Beherrscher Württembergs belichtet wird.

Die harte Notwendigkeit war es, die dem sich verzweifelt dagegen auflehnenden Kurfürsten seit dem Herbst 1805 eine immer enger werdende Verbindung mit Napoleon auferlegte. Nachdem die dritte Koalition gegen Frankreich zustande gekommen war, bemühten sich Rußland und Österreich zu spät und nur mit vornehmer Lässigkeit um die Gunst der deutschen Südweststaaten, während die rührige französische Diplomatie mit Hochdruck arbeitete. Trotzdem wehrte sich der württembergische Kurfürst ihrer Umklammerung bis an die Grenze der Möglichkeit. Er wollte Süddeutschland für das System der bewaffneten Neutralität gewinnen, zu dessen Anerkennung die kriegführenden Parteien durch das Berliner Kabinett bestimmt werden sollten. Aber diese Rechnung war ohne Rücksicht auf die zaghafte Neutralitätspolitik Preußens gemacht, das auch nur den leisesten Verdacht einer Einmischung auf sich zu laden Scheu trug. Und Bayern hatte bereits am 24. August 1805 den Bündnisvertrag mit Napoleon unterzeichnet. Am 27. August drang Didelot, der neu ernannte französische Gesandte beim Schwäbischen Kreise, in Stuttgart auf Entscheidung; am 30. August erklärte sich Friedrich unter gewissen Voraussetzungen im Prinzip für Frankreich, ohne sich jedoch jetzt schon auf ein förmliches Bündnis einzulassen; auch machte er zur Bedingung, daß seine Entschließung vorläufig geheim gehalten werden solle. In Baden, wo man sich im freundschaftlich nachbarlichen Einvernehmen mit Württemberg zu handeln bemühte, glaubte man irrtümlich, Württemberg habe sich schon endgültig an Napoleon gebunden, und schloß deshalb mit diesem am 5. September die Allianz ab. Damit war für Württemberg die letzte Möglichkeit gefallen, sich dem Zusammengehen mit Napoleon zu entziehen.

Kurfürst Friedrich hoffte wenigstens Zeit gewonnen zu haben. Er wandte sich an den ihm nahe verwandten russischen Hof um guten Rat, der jedoch dort ebenso teuer als anderwärts war. In der letzten Woche des September überschwemmten die französischen Truppen Württemberg, das schon vorher durch endlose Lieferungen an die österreichische Armee erschöpft genug war. Am 30. September erzwang Ney den Einmarsch in die Landeshauptstadt, indem er Kanonen vor dem Ludwigsburger (dem heutigen Königs-) Tor auffahren ließ und das Rotebühltor mit Gewalt nahm. Tausende von Franzosen wurden nun in Stuttgart einquartiert, und der Marschall hauste wie in einer eroberten Stadt. Er ließ sogar Pferde aus dem königlichen Marstall wegnehmen. Am 2. Oktober wurde eine große Parade in Stuttgart abgehalten. Friedrichs stolzer Sinn litt unsäglich unter diesen Demütigungen. Doch vergab er auch in dieser gefährlichen Lage seiner Würde nicht das Geringste. Er beschwerte sich sofort über Neys Gewalttaten, erhielt jedoch keine Genugtuung. Der Kriegsminister Berthier rechtfertigte Ney damit, daß Friedrich noch kein Bündnis mit Frankreich geschlossen und die Österreicher nicht am Eintritt in sein Land verhindert habe.

Noch eine andere Rücksichtslosigkeit mußte Friedrich in diesen Tagen über sich ergehen lassen. In der Nacht vom 2. auf 3. Oktober wurden die beiden am Hofe beglaubigten Gesandten Österreichs und Rußlands, in ihren Wohnungen arretiert und unter Bewachung französischer Offiziere gestellt. Graf Wintzingerode, der württembergische Minister des Auswärtigen, legte sofort bei Didelot gegen diese Verletzung des Völkerrechts Protest ein, und der Kurfürst erklärte, sich selbst so lange als Gefangenen zu betrachten, bis die Gesandten in Freiheit gesetzt seien. Am 4. Oktober erhielten diese ihre Pässe und reisten ab. Friedrich beschwerte sich bei Napoleon und erreichte diesmal, daß dieser das Vorgehen seiner Untergebenen tadelte.

Wenn schon die Franzosen, da sie um Freundschaft werbend kamen, also auftraten: was hätten der Kurfürst und sein Land erst von ihrer Feindschaft zu befürchten gehabt! Napoleon hatte inzwischen selbst Württemberg betreten. Am 2. Oktober, abends 11 Uhr, hielt er seinen feierlichen Einzug in Ludwigsburg, wo der Kurfürst damals residierte. Tags darauf fand große Kur statt, und daran schloß sich eine anderthalbstündige Konferenz unter vier Augen zwischen den beiden Monarchen. Die französischen Generale, die vor den verschlossenen Türen warteten, beängstigte diese lange Dauer, und sie besorgten, der Kaiser möchte heimlich beiseite geschafft worden sein. Da die Unterredung ohne Zeugen

stattfand und die von Friedrich beabsichtigten Aufzeichnungen leider nicht zustande kamen, wissen wir nur das wenige darüber, was dieser dem landständischen Ausschuß mitzuteilen für gut fand. Danach bat der Kurfürst anfangs nochmals um Neutralität, worauf der Kaiser mit der Drohung erwiderte, das Land als eroberte Provinz zu behandeln und ihm die schwersten Lasten aufzuerlegen. Kein Zweifel, wenn Württemberg gerettet, die Dynastie gesichert werden sollte, mußten die Forderungen des Drängers erfüllt werden.

Die Eindrücke, die die zwei Fürsten von ihrer ersten Begegnung empfingen, waren auf beiden Seiten gleich bedeutsam. Napoleon erkannte alsbald in dem Beherrscher Württembergs eine der scharfsinnigsten und geistvollsten Persönlichkeiten des Zeitalters. Dem Kurfürsten seinerseits, der das Konferenzzimmer ganz erschöpft verlassen und geäußert haben soll, außer Friedrich dem Großen sei ihm noch kein Mensch von solcher Beredsamkeit vorgekommen, drängte sich die Überzeugung auf, daß dieser Emporkömmling bald die Geschicke der Welt lenken werde. Umsomehr war er entschlossen, sich von den Vorteilen der ihm aufgenötigten Parteinahme nichts entgehen zu lassen. Seine Wünsche richteten sich nach außen auf Gebietserweiterung und volle Souveränität, nach innen auf Unabhängigkeit von seinen Landständen, ein völlig absolutistisches Regiment. In beiden Stücken willfuhr ihm der am 5. Oktober unterzeichnete Allianzvertrag.

Württemberg hatte mit acht- bis zehntausend Mann und möglichst vielen Pferden Napoleon Heeresfolge zu leisten. Im folgenden Feldzuge fiel die Entscheidung durch die Schlacht von Austerlitz so rasch, daß die württembergischen Truppen nicht mehr ins Feuer kamen. Durch den Preßburger Frieden erhielt der Kurfürst einen stattlichen Gebietszuwachs, namentlich in Oberschwaben, die vollständige Souveränität, wie sie der Beherrscher Österreichs ausübte, und die Königskrone. Am 30. Dezember, sobald die Nachricht vom Abschluß des Friedens in Stuttgart eingetroffen war, machte der neue König in allen Regierungskollegien sowie bei der Paroleausgabe auf der Wachtparade Mitteilung von seiner Erhöhung. Am Neujahrstage, der auch künftig offiziell als Königsfest gefeiert wurde, trug eine nicht besonders inhaltsreiche Proklamation die Botschaft von dem Geschehenen ins Land hinaus. In der Hauptstadt verkündeten 100 Kanonenschüsse, Glockengeläute und an allen öffentlichen Plätzen erschallende Heroldsrufe das Ereignis. Festgottesdienste schlossen sich an. Am 2. Januar benachrichtigte König Friedrich Napoleon von der Annahme der Königswürde, der am 4. Januar seine schriftlichen Glückwünsche sandte.

Als Friedrich dem Kaiser gegenüber seine Abhängigkeit von den Landständen geltend gemacht hatte, ohne deren Geldverwilligungen er die verabredete Heeresmacht nicht aufstellen könne, soll ihm der den Rat gegeben haben: „Chassez les bougres!“ Durch seinen übermächtigen Verbündeten gedeckt, handelte jetzt der souveräne Gebieter Württembergs nach diesem Rezepte. Am Abend des 30. Dezember 1805 berief er die gerade in Stuttgart anwesenden Mitglieder des landständischen Ausschusses ins Schloß. Ein Augenzeuge, der in düsterer Abendstunde „den langsam schwankenden Zug dunkel gekleideter Männer mit gesenktem Blick“ über den Schloßplatz gehen sah, konnte sich des Gedankens an einen Leichenzug nicht erwehren. Der König kündigte ihnen das Ende der Verfassung an und bedrohte jeden Widerstand mit strengen Strafen. So war denn die altwürttembergische Verfassung, die drei Jahrhunderte lang das Kleinod und den Stolz der Württemberger gebildet hatte, durch einen Staatsstreich beseitigt. Der König konnte, wenn er die gegen Napoleon übernommenen Verpflichtungen erfüllen wollte, kaum anders handeln. Mit Lust entledigte er sich zugleich der Fessel, durch die er und seine Vorfahren schmerzlich genug eingeengt worden waren. Hatte sich doch allmählich die Vertretung des privilegierten württembergischen Volkes zu einer förmlichen Nebenregierung entwickelt, die sogar selbständige auswärtige Politik trieb und die Absichten des Fürsten durch ihre Agenten nach Möglichkeit durchkreuzen ließ. Das waren ganz unhaltbare Zustände. Die veraltete und verknöcherte württembergische Verfassung paßte auf den sich allmählich weit über das Doppelte vergrößernden Staat wie die Faust aufs Auge. Die Verschmelzung der verschiedenen und verschiedenartigen Teile, aus denen Württemberg nunmehr bestand, betrachtete der König als seine Hauptaufgabe. Dies gelang seiner Tatkraft im Laufe des nächsten Jahrzehnts auch vollständig. Er schuf sein Land zu einem vorzüglich eingerichteten, einheitlichen und modernen Staate um.

Mit vollem Bedacht hatte Napoleon im deutschen Südwesten drei Staaten geschaffen, die stark genug waren, um als Vorposten gegen Österreich zu dienen, und doch nicht so stark, daß sie ihm selbst gefährlich werden konnten. Der Gedanke lag nahe, den Wert dieser ihm zur Verfügung stehenden Kräfte durch Zusammenfassung zu erhöhen. Aber der Kaiser stieß dabei auf den entschiedenen Widerstand von Württemberg. König Friedrich wollte nicht darum die ersehnte Souveränität erlangt haben, um zu einem Vasallen Napoleons herabzusteigen. Außerdem lag ihm aber auch am Herzen, den letzten Zusammenhang mit dem Deutschen Reiche aufrecht zu erhalten, der durch einen engeren Bund der

französischen Schutzstaaten notwendig verloren gehen mußte. Diesem viel verlästerten Monarchen fiel es unter allen mittleren und kleineren Fürsten Deutschlands vielleicht am schwersten, dem Nationalbewußtsein den Laufpaß zu geben. So hatte er schon eine im Januar geplante engere Vereinigung zwischen den drei Südweststaaten, für die Bayern und Baden gewonnen waren, hintertrieben. Das Zustandekommen des Rheinbundes suchte er freilich vergebens zu hindern.

Graf von Wintzingerode weilte damals in Paris, um einige durch den Preßburger Frieden unerörtert gebliebene Punkte aufzuklären. Am 28. Juni 1806 berichtete dieser unvermutet nach Stuttgart, der französische Minister des Auswärtigen, Talleyrand, habe ihm einen den Rheinbund betreffenden Antrag gemacht, über den man ihm jedoch jede schriftliche Mitteilung bestimmt und wiederholt verweigerte. König Friedrich erteilte am 2. Juli seinem Minister den Bescheid, daß er sich unmöglich in eine derartige Verbindung einlassen könne, „ohne von dem ganzen Umfang des Plans in vollständige und genaue Kenntnis gesetzt worden zu sein". Sein ernstlicher Wunsch gehe dahin, das ganze Projekt möge fallen gelassen werden, da es die ihm durch Frankreich garantierte Souveränität zu nichte mache. Er sei selbst bei den Verhandlungen vor dem Preßburger Frieden bemüht gewesen, die Verbindung mit dem Deutschen Reiche beizubehalten, und jetzt fehle es sogar an einem Vorwande, „um mitten im Frieden eine lossagende Erklärung abzugeben". Bestimmt untersagte der König Wintzingerode, das Vertragsinstrument zu unterzeichnen, und befahl ihm, falls zu stark in ihn gedrungen werde, unter einem schicklichen Vorwande Paris zu verlassen. Gleichzeitig suchte er Fühlung mit Bayern und ordnete den Kammerherrn Oberpostdirektor Grafen Taube nach München ab. Dort hatte man sich schon zu tief auf die französischen Wünsche eingelassen, um noch zurückgehen zu können. Trotzdem beharrte der König noch in einem am 14. Juli an seinen Pariser Bevollmächtigten gesandten Erlaß auf vorheriger Kenntnisnahme des ganzen Traktats. Aber schon am 12. Juli hatten die übrigen Gesandten, auch der bayrische, wirklich unterschrieben. Friedrich mußte sich nun fügen. Er beauftragte jedoch Wintzingerade ausdrücklich, Talleyrand zu erklären, wie sehr er durch dessen Verfahren beleidigt sei. Am 20. Juli unterzeichnete der württembergische Minister im Namen seines Souveräns die Konföderationsakte, die ihm jetzt erst in vollem Umfange mitgeteilt wurden. Am 24. Juli ratifizierte der König den Vertrag.

In diesen Tagen der Demütigung entwarf König Friedrich einen feierlichen Protest, den er freilich nicht zu veröffentlichen wagte, vielmehr

in den Gewahrsam seines Staatsarchives gab. Durch die vom 26. Juli 1806 datierte, in Form eines Notariatsinstruments ausgestellte und von dem Kronprinzen sowie den drei Brüdern des Königs mitunterzeichnete Urkunde wollte er, wie er sich ausdrückt, seinen Nachkommen am Reich eine vollkommene Überzeugung geben, daß er stets mit genauer Berücksichtigung der ihm obliegenden Regentenpflichten und mit der ihm zustehenden Würde und Kraft gehandelt, auch stetshin das Wohl und den Flor seines königlichen Hauses und der ihm vererbten Staaten unverrückt vor Augen gehabt habe. Zu diesem Behufe folgen über die Vorgänge bei Gründung des Rheinbundes ausführliche Aufzeichnungen, die der obigen Darstellung zu Grunde gelegt worden sind. Der Protest gipfelt in der Erklärung: „daß die von Uns abgenötigte Trennung vom Deutschen Reich und die Aufhebung der Unserem Königlichen Hause zustehenden Kurfürstlichen Würde nie mit Unserem freien und guten Willen geschehen ist und niemals hat geschehen können". Natürlich vermochte eine solche papierne Verwahrung am Geschehenen nicht mehr das Geringste zu ändern: aber dennoch hat König Friedrich sehr weise daran getan, der Nachwelt zu einer gerechten Beurteilung seiner Persönlichkeit, Denk- und Handlungsweise das Material selbst an die Hand zu liefern.

Die Ereignisse nahmen ihren Lauf. Sobald die Rheinbundsakte dem Reichstage in Regensburg vorgelegt war, verzichtete Kaiser Franz auf die deutsche Krone. König Friedrich mußte sich auf die Aufgabe beschränken, wenigstens die Erstarkung des Rheinbundes auf Kosten der Einzelstaaten zu hintertreiben. Im Bunde mit Bayern wies er erfolgreich den geplanten Ausbau der Bundesverfassung und den Zusammentritt einer Bundesversammlung ab. War durch das Napoleonische Protektorat seine Souveränität nach außen illusorisch gemacht worden, so wachte er um so sorgsamer über die ihm verbürgte Unabhängigkeit im Innern. Es gelang ihm in der Tat, sich Napoleon gegenüber eine achtunggebietende Stellung zu erringen, die nicht zuletzt darauf beruhte, daß er in entscheidenden Augenblicken ungewöhnliche Charakterfestigkeit zeigte. Wie unbequem dies mitunter dem französischen Kaiser sein mochte, so imponierte es ihm doch unwillkürlich, und zwar desto mehr, je weniger er sonst Widerspruch erfuhr. König Friedrich konnte in wichtigen Fällen um so entschiedener auftreten, weil er klugerweise alles vermied, was seinen übermächtigen Verbündeten unnötig reizen konnte.

Mit dem größten Nachdruck wies er die wiederholt an ihn herantretenden Zumutungen zurück, sein Stammland einzutauschen. Es lockte ihn durchaus nicht, König von Hannover oder gar von Portugal statt

König von Württemberg zu werden. Nicht einmal dem Bundesfeldherrn fügte er sich unbedingt. Als im Jahre 1808 auf dem Erfurter Kongreß Napoleon die Entsendung württembergischer Truppen nach Spanien verlangte, weigerte sich der König bestimmt, obgleich andere Fürsten sich dazu bereit finden ließen. Der Kaiser meinte damals, er bedaure, Friedrich nicht den Krieg erklären zu können, weil sein Heer zu klein sei. In jenen Tagen soll auf einer Jagd der Württemberger, bekanntlich ein großer Jäger vor dem Herrn, als Napoleon einen Hasen verfehlte, das Bonmot gemünzt haben: „L'empereur sait mieux frapper sur les rois que sur les lièvres!" König Friedrich sah strenge darauf, daß seine Truppen nicht länger, als unbedingt nötig war, im Felde zurückgehalten wurden. Mit den französischen Generalen hatte er manchen Strauß auszufechten, zumal mit Vandamme. Als dieser im Kriege von 1809 den Oberbefehl über das württembergische Kontingent erhielt, befahl der König seinen Offizieren, ihm mit der gehörigen Achtung und Höflichkeit zu begegnen, warnte sie aber vor jeglicher Kriecherei und vertraulichen Annäherung. Im Juni 1806 erdreisteten sich französische Generale, im Auftrage des Kriegsministers Berthier aus den beiden königlichen Oberforsten Neuenstadt und Heidenheim Hirsche für den Wildpark in Straßburg zu requirieren. Der König ruhte nicht, bis letzterer, seine Generale desavouierend, sich entschuldigte.

Am 18. Oktober 1805, also zwei Wochen nach der ersten Zusammenkunft mit Napoleon und dem Abschluß des Allianzvertrages, ließ Friedrich auf seiner Hofbühne zum erstenmal das Freiheitsdrama „Wilhelm Tell" spielen. Er, der aus Rücksicht auf Österreich den „Wallenstein" lange vom Stuttgarter Theater ferne gehalten hat, ließ es sich nicht anfechten, ob etwa den Franzosen die Aufführung des mancherlei Parallelen zur Gegenwart bietenden Schillerschen Schauspiels mißfiel.

Vollends duldete er nicht die geringsten Eingriffe in die württembergische innere Verwaltung und Rechtspflege. Durch seine Festigkeit erreichte er, daß die Franzosen in seinem Lande viel rücksichtsvoller und schonender verfuhren als in Bayern und anderwärts. Als einmal ein französischer Oberst bei einem Truppendurchmarsch einen des Diebstahls bezichtigten Bürger von Feuerbach bei Stuttgart festnehmen ließ und fortschleppen wollte, drohte der König, seine benachbarten Garnisonen aufzubieten, und zwang den Napoleonischen Offizier, Abbitte zu leisten. Noch bezeichnender ist der Fall Merckle und Genossen. Marschall Davoust ließ am 17. August 1806 den Neckarsulmer Löwenwirt Peter Heinrich Merckle, den dortigen Bürger Franz Müller und den Heilbronner Kaufmann Gottlieb Link durch französisches Militär verhaften. Diese drei

Männer waren in die Angelegenheit des unglücklichen Nürnberger Buchhändlers Palm, des bekannten Opfers der Napoleonischen Tyrannei, verwickelt, indem sie die Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" weiter verbreitet hatten. Sie wurden in Davousts Hauptquartier abgeführt. Während Müller seine sofortige Entlassung erhielt, wurden die zwei anderen nach Braunau am Inn gebracht und vor eine französische Militärkommission gestellt. Diese verurteilte am 25. August Merckle zum Tode. Vergebens hatte der Heilbronner Kreishauptmann im königlichen Auftrag die Auslieferung der Gefangenen verlangt. Nachdem sie weggeführt waren, stellte der König in energischen Noten an den Kriegsminister Berthier und den französischen Geschäftsführer die nachdrückliche Forderung, daß man die Angeklagten ihm überlasse. Er sprach darin von unerhörter Gewalttätigkeit und wies drohend darauf hin, daß sich durch solche Vorfälle „leicht die sonst gutmütige Stimmung des Volkes verändern dürfte", was gewiß weder im Interesse noch in den Absichten des Kaisers liege. Diese scharfen Vorstellungen verfehlten schließlich ihren Eindruck auf die militärischen Gewalthaber nicht. Zuerst wurde Link freigegeben, der dann mit vier Wochen Gefängnis auf der Festung Hohenasperg bestraft wurde. Durch Befehl Berthiers vom 9. September 1806 wurde Merckles Begnadigung kundgegeben. Er werde, besagte der Befehl, alsbald der württembergischen Regierung überliefert, „um von seinem Landesfürsten die passende Strafe zu erhalten". Auch Merckle wurde auf den Hohenasperg geschickt, wo er gleichfalls nur einen Monat auszuharren hatte.

Bei den fortgesetzten Kämpfen, die König Friedrich mit den französischen Militärbehörden und gegen ihre Übergriffe zu führen hatte, blieb die Person Napoleons fast völlig im Hintergrunde. Aber auch im Verkehre mit dem Gefürchteten selbst vergab der König seiner persönlichen Würde niemals das Geringste. Man weiß, daß es nichts weniger als leicht war, mit dem französischen Kaiser, der sein jähzorniges Temperament mit den Jahren immer weniger zügelte, friedlich auszukommen. Auch Friedrichs Stolz wich nicht leicht zurück, und seinem Gefühl nach war durch das Alter seines Hauses und seine Legitimität reichlich ausgeglichen, was der Emporkömmling an realer Macht voraus hatte. Trotzdem hören wir nichts von heftigem Aufeinanderplatzen der Meinungen oder peinlichen Zwischenfällen bei den persönlichen Zusammenkünften, die die beiden Herrscher nicht selten hatten, sei es, daß Napoleon sich am württembergischen Hofe einfand oder man sich anderwärts traf.

Napoleon war bekanntlich bemüht, den Mangel fürstlicher Herkunft durch Familienverbindungen mit alten europäischen Dynastien zu ersetzen.

Darum schied er sich von seiner ersten Gemahlin und warb um die Erzherzogin Maria Luise, und aus demselben Grunde knüpfte er zwischen seinem Bruder Jérome und König Friedrichs einziger Tochter Katharina ein Eheband. Im August 1807 fand die Vermählung statt, und am 1. Januar 1808 wurde dem jungen Paare in Kassel, der Hauptstadt des durch den Tilsiter Frieden für Jérome neugeschaffenen Königreichs Westfalen, mit großem Pomp gehuldigt. Obgleich beide Teile sich nur widerwillig in die von politischen Erwägungen diktierte Verbindung gefügt hatten, obgleich ihr an der Seite ihres leichtlebigen und flatterhaften Gemahls schwere Stunden nicht erspart geblieben waren, verschmähte sie es doch, sich in den Tagen des Unglücks von ihm zu trennen. Zwischen ihr und ihrem Vater herrschten stets die innigsten und zärtlichsten Beziehungen. Ihr 1886/7 von August Schloßberger in drei Bänden herausgegebener Briefwechsel legt davon schönes Zeugnis ab. König Friedrich öffnete ihr rückhaltlos sein Herz, und auch Katharina vertraute sich ihm an, soweit ihr nicht weiblicher Stolz Zurückhaltung auferlegte. Napoleon tat noch in St. Helena über seine Schwägerin die Äußerung, sie habe sich durch ihr schönes Benehmen mit eigenen Händen in die Geschichte eingetragen.

Im Jahre 1889 ließ Schloßberger auf den erwähnten Briefwechsel die „Politische und militärische Korrespondenz König Friedrichs von Württemberg mit Kaiser Napoleon I. 1805—1813" folgen. Wir gewinnen aus dieser Veröffentlichung, von ihrer sonstigen sachlichen Bedeutung abgesehen, einen Einblick in den Verkehrston, der zwischen den beiden Herrschern waltete. Der Kaiser erwies seinem Verbündeten große Rücksichten. Er hielt ihn namentlich stets über seine militärischen Erfolge auf dem Laufenden und ließ es an allerlei Artigkeiten und Aufmerksamkeiten nicht fehlen. Die Bewunderung, die andererseits der König insbesondere dem Genie des Feldherrn zollte, war aufrichtig gemeint und hielt sich frei von gröblicher Schmeichelei. Verlieh er doch, wenn er den Kaiser zu seinen Siegen beglückwünschte, seiner Hoffnung auf Frieden, den er für seine Untertanen ersehnte, in der Regel Ausdruck. Er brachte es zustande, was in seiner Lage gewiß keine Kleinigkeit war, Klugheit und Vorsicht mit Freimut und Würde zu paaren. Der König verwendete seinen Einfluß bei Napoleon nicht selten zu Gunsten von Landeskindern in verschiedenartigen Bedrängnissen.

Der russische Feldzug führte die ersten ernsthaften Wolken an dem Freundschaftshimmel der beiden herauf. Nicht nur daß der Glaube an die unabänderliche Dauer von Napoleons Glücksstern erschüttert war: die Kunde von den entsetzlichen Menschenopfern, die Württemberg von

neuem durch den Moloch des kaiserlichen Ehrgeizes auferlegt worden waren, ergriff den König um so tiefer, als er, lange mit falschen französischen Siegesbulletins abgespeist, um Weihnachten 1812 erst plötzlich den wahren Sachverhalt erfuhr. Der allgemeinen Trauer und der franzosenfeindlichen Stimmung im Lande Rechnung tragend, bestellte er die üblichen Neujahrsfeierlichkeiten ab. Darob erboste sich Napoleon nicht wenig. Er ließ durch seinen Minister des Auswärtigen, Herzog von Bassano, dem württembergischen Gesandten in Paris, Grafen Wintzingerode, Vorwürfe machen. Durch Reskript vom 17. Januar 1813 beauftragte der König seinen Gesandten, dem Herzog von Bassano zu eröffnen, es habe ihm billig höchst auffallen müssen, einer von ihm auf die Gefühle der Menschlichkeit, Schicklichkeit und Vaterliebe gegen seine Untertanen gegründete Vorkehrung durch unlautere Vorstellungen eine schiefe und offenbar erkünstelte Deutung gegeben zu sehen. Wer ihn über jenen Schritt zu tadeln wage, lege öffentlich das Geständnis der Gefühllosigkeit und Unmenschlichkeit ab. Eine solche Sprache hatte der Kaiser zuvor noch nie vernommen.

Am 18. Januar 1813 sandte Napoleon einen ausführlichen Brief an König Friedrich, worin er ihm zunächst die Ereignisse des russischen Feldzuges schilderte, hierauf seine Pflichten zu Gemüt führte und mit der energischen Aufforderung schloß, die Agitatoren jeder Art unschädlich und den öffenlichen Blättern die Verbreitung lügnerischer Nachrichten unmöglich zu machen.

Einen hauptsächlichen Beschwerdepunkt bildete neben anderen Zeitungsveröffentlichungen eine von württembergischer Seite dem Druck übergebene Liste der im letzten Kriege gefallenen oder gefangenen württembergischen Offiziere. Einen nicht minder üblen Eindruck machte es auf Napoleon, daß König Friedrich ein notwendiges Steuerausschreiben mit Ausdrücken des Bedauerns über die schweren ihm und dem Lande auferlegten Opfer begleitet hatte. Am 26. Januar rechtfertigte sich der König in einem Briefe an Napoleon. Er hatte das Mißgeschick, durch eine stilistische Wendung den Zürnenden von neuem zu kränken. Er sprach nämlich von der Treue seiner an das Haus Württemberg gewöhnten Untertanen, deren Mehrzahl schon seit 800 Jahren unter diesem stehe. Der Kaiser, in diesem Punkte besonders empfindlich, meinte, König Friedrich habe andeuten wollen, daß er nicht „aussi ancien gentilhomme“ sei, und der Herzog von Bassano suchte gegen den Grafen von Wintzingerode den Beweis zu führen, daß der Kaiser älterer Souverän sei als der König, der ja seine Königskrone nur jenem verdanke. Der unglückliche württembergische Gesandte mußte dann in einer Audienz, die ihm Napoleon ge-

währte, die Zornesausbrüche des Mächtigen über sich ergehen lassen. Merkwürdigerweise lag in seinen Beschwerden über Friedrichs „conduite politique" zugleich die schmeichelhafteste Anerkennung der bedeutenden Eigenschaften des Königs. Er sagte unter anderm: „Ah! si c'était un de ces princes faibles et sans énergie, sans talents, comme il y en a tant aujourd'hui, je le comprendrais: mais votre roi n'est pas de ce nombre." Er, von dem er unter allen Verbündeten die höchste Meinung gehabt, für den er am meisten getan habe, wolle ihn jetzt im Stiche lassen.

In der Tat war König Friedrich damals schon auf dem Sprunge, sich von Napoleon zu trennen. Der französische Gesandte fühlte sich am württembergischen Hofe wie in Acht und Bann, und der Monarch erklärte ihm, er werde sein Heer nicht mehr aus den Grenzen des Königreichs hinausmarschieren lassen. Er knüpfte diplomatische Beziehungen mit Österreich und Preußen an, und in Preußen gewann man den Eindruck, er warte nur noch auf den Anschluß Österreichs und Bayerns an die Verbündeten. Aber die zögernde Politik des deutschen Kaiserstaates und das Festhalten des bayerischen Nachbarn an Napoleon ließen dem Könige keine freie Wahl. Er mußte seinen Vertragspflichten nachkommen, wenn er nicht sein Land der Rache des noch immer Gefürchteten und dem ersten Ansturm der französischen Heere preisgeben wollte.

So lenkte er denn ein und sandte seinen Kabinettsminister, Grafen Ferdinand von Zeppelin, als außerordentlichen Gesandten mit einem vom 8. Februar datierten versöhnlichen Schreiben an Napoleon. Das Kriegsbeil zwischen den beiden Fürsten wurde begraben, und der König von Württemberg tat in der nächsten Zeit alles, um Konflikte zu vermeiden und die Reizbarkeit des Rheinbundprotektors zu schonen. Er hielt im Lande die franzosenfeindliche Stimmung nach Möglichkeit nieder und verfuhr mit unerbittlicher Strenge gegen öffentliche Kundgebungen.

Noch einmal mußten die württembergischen Truppen als Verbündete der Franzosen gegen ihre deutschen Brüder zu Felde ziehen. Friedrich war nicht der Mann, sich irgendwelche Eigenmächtigkeit bieten zu lassen. Als Graf Karl von Normann es sich einfallen ließ, die Rolle Yorks zu spielen, und in der Leipziger Schlacht mit seiner Kavalleriebrigade zu den Verbündeten überging, bekam ihm dies übel. Der König selbst führte die endlich unvermeidlich gewordene Schwenkung mit der ihm eigenen Klugheit und Umsicht aus, nachdem er seine Verpflichtungen gegen den Kaiser bis zur äußersten Möglichkeit erfüllt hatte.

Am 14. Oktober 1813 hat König Friedrich zum letzten Male an den Kaiser geschrieben. Er wiederholte angesichts des zwischen Österreich

und Bayern gegen Frankreich geschlossenen Bündnisses und der Lage auf dem Kriegsschauplatze flehentlich die schon früher geäußerte Bitte, daß man seine Truppen entlassen möge. Diese Handvoll Leute, wertlos für Napoleon, würden den Verbündeten nur einen Vorwand gegen ihn geben. Es sei aber seine heiligste Pflicht, sein Land vor dem Verderben zu retten. Zuletzt versicherte er den Kaiser seiner unveränderlichen persönlichen Gefühle.

Für König Friedrich handelte es sich in diesen Tagen darum, die Früchte seiner bisherigen Politik nicht einzubüßen, und die Anerkennung des mit Napoleons Hilfe Errungenen sich bei Österreich und den Verbündeten zu sichern. Durch den am 2. November zu Fulda mit Österreich geschlossenen Vertrag, dem bald Rußland und Preußen beitraten, glückte dies. Der rühmliche Anteil der Württemberger unter ihrem populären Kronprinzen am Feldzuge nach Frankreich besserte nicht wenig die politische Position des Königs. Sein Verwandtschaftsverhältnis mit Rußland und Österreich kam ihm überdies zu Hilfe. So vermochte er alles zu behaupten, nur nicht das autokratische Regiment im Innern. Klug wie immer, kam er mit dem Anerbieten einer Verfassung zuvor, die freilich erst nach langen, hartnäckigen Kämpfen unter König Friedrichs Sohn Wilhelm I. zustande kam.

Als Herzog Friedrich im Jahre 1797 die Regierung antrat, übernahm er ein zersplittertes, vielfach durch fremde Besitzungen unterbrochenes und auseinandergerissenes Gebiet von 150 Quadratmeilen mit etwa 650000 Einwohnern: bei seinem Tode im Jahre 1816 hinterließ er ein wohlabgerundetes, 354 Quadratmeilen großes Land von rund 1400000 Seelen. Aus einem zwiespältigen, sich in ausgefahrenen Geleisen bewegenden, durch und durch altmodischen Staatswesen hatte sich ein festgefügtes und straff organisiertes Königreich entwickelt, das den modernen Staatsgedanken vollständig verwirklichte. Friedrichs fast zwanzigjähriges Regiment war den Wirkungen und Ergebnissen nach wie für sein Haus so gewiß auch für sein Land ein Segen. Eine andere Frage ist die, wie wir diese Gestaltung der Dinge in Württemberg vom allgemein nationalen Standpunkt aus zu beurteilen haben. Die vorherrschende Ansicht geht dahin, daß sich Napoleon durch die Beschränkung der Kleinstaaterei ein großes unfreiwilliges Verdienst um Deutschland erworben habe. Treitschke meint im Gegenteil, Napoleon habe als Schöpfer unserer neuen Mittelstaaten durch diese Deutschlands Zersplitterung für immer gesichert. Wer bürgt indessen dafür, ob wir jemals aus eigener Kraft ohne Antrieb von außen diese Zersplitterung überwunden hätten, ob wir nicht vielmehr noch heute im verhängnisvollen Fahrwasser des alten Reiches treiben würden, wenn

nicht der fremde Eroberer seine unbarmherzige, aber darum nicht minder wohltätige Zuchtrute über uns geschwungen hätte? Die jahrhundertelangen Erfahrungen unserer politischen Entwicklung sprechen eher für die letztere Möglichkeit. Aber selbst angenommen, Deutschland hätte sich ohne die gewaltsame Mitwirkung des Feindes aus dem Elende der Kleinstaaterei gründlicher zu befreien vermocht, bleibt es immer noch eine offene Frage, ob der rein unitarische Standpunkt der beste ist. Es wäre ja erwünscht gewesen, wenn Napoleon noch mit einer Anzahl weiterer Kleinstaaten ohne höhere Existenzberechtigung aufgeräumt hätte: die südwestdeutschen Mittelstaaten können aber schwerlich darunter gerechnet werden. Mochte auch im einzelnen die Gebietsverteilung der mediatisierten Reichsstände unter jene von Willkür und Zufall abhängig gewesen sein, so wurden doch im ganzen uralte Traditionen und Kulturen in den neuen Gebilden zusammengefaßt.

Gerade unter diesem Sehwinkel darf man auch die Begründung des Königreichs Württemberg als einen nationalen Glücksfall betrachten. Schon Altwürttemberg besaß eine so ausgesprochene geistige Eigenart, war der Träger einer so bedeutsamen deutschen Sonderkultur, daß die einmal geplante Austeilung des Landes zwischen Bayern und Baden eine Versündigung am Geiste der deutschen Geschichte gewesen wäre. Altwürttemberg war das Kernland des Schwabentums, in dem sich die Eigentümlichkeiten des Stammes am stärksten konserviert, am entschiedensten entwickelt hatten. Ohne innere Gewaltsamkeit konnten ihm die vielen teils um das altwürttembergische Gebiet, teils mitten in ihm liegenden Miniaturstaaten angegliedert werden, die ohnehin schon mit der schwäbischen Vormacht durch Kulturgemeinschaft nahe verbunden waren. So entstand wie in politischer so auch in geistiger Hinsicht eine kompakte Masse, die, eine altehrwürdige Kultur vertretend, zugleich dazu geschaffen war, die Schatzkammer der gesamten deutschen Geistesbildung zu bereichern. Wer die unserem historischen Werdegange durchaus entsprechende Form des Bundesstaats als eine endgültige und befriedigende Lösung unserer nationalen Frage ansieht, in dem muß auch die Erinnerung an die vor einem Jahrhundert erfolgte Gründung des Königreichs Württemberg freundliche Empfindungen auslösen.

Der Eid Derer von Büſchen.

Ballade

von

Börries, Freiherrn von Münchhauſen.

Am Waterloo brüllen die Donner der Völkerſchlacht,
Schreie, — ein lediges Pferd, — die Salve kracht,
Signale, — lodernde Dörfer, — gelbbraunes Rauchmeer,
Darinnen praſſeln ſiebzig Schwadronen einher.

„Oberſt von Büſchen ſoll vorgehn!“ „„Zu Befehl, Majeſtät!““
Der König, der auf der Lafette ſteht,
Wartet lange; das Fernrohr zittert: „Verdammt!
Büſchen ſchwenkt ab! Das koſtet ihm Degen und Amt!“ —

Die Schlacht iſt gewonnen, das müde Heer hält Raſt,
Alle heute bejubelt, einer gehaßt,
Alle beſteckt mit Reiſern und grünem Bruch, —
Einer erwartet ſeines Königs Spruch.

Iſt er geflohn? Oder ging ihm der Befehl
Verloren im Lärme des Reiterkampfes um Lavèle?
— Fern brennen Dörfer, Wachtfeuer glühen darein,
Soldaten ſingen „Zu Braunſchweig zogen wir ein! . . .“

Aus des Königs Quartier tritt ernſt ein General:
„Oberſt, Seine Majeſtät ſtellt Ihnen die Wahl,
Da nicht zu wiſſen iſt der Grund der Tat,
Ob Sie ſchuldig aus Irrtum, oder aus Verrat:

Entweder: Den Pallaſch zerbricht Ihr jüngſter Rekrut,
Oder: Sechzig Jahre Verbannung auf Ihr Gut! —“
— Schweigen. Eine Scheune ſtürzt kniſternd zuſammen,
Ferne Soldatenlieder wehn in die Flammen.

Der von Büſchen hat die Hand an den Helm gelegt,
Ein Zittern hat ſeinen grauen Bart bewegt:
„Melden Sie Majeſtät, daß ich erkor
Sechzig Jahre Ehrenhaft in Lohr!

Aber ich bin alt, und bald heißt es abgebaut
Für einen, dem sein König den Mut mißtraut,
So geb ich mein adelig Wort auch für den Sohn, —
Sechzig Jahre in Lohr, — er erlebt sie schon!

Und sechzig Jahre, jeden einzigen Tag
Ein Büschen steigt zum Lohrberg hinan durch den Hag
Und späht nach Hannover und sehnt den Boten herbei,
Der unser Geschlecht vom Zorne des Königs befrei!"

Drei Tage danach, und es reitet ein müder Mann
Der Weser zu an der gelben Lippe hinan,
Zerfetzt ein Reitermantel deckt seinen Rücken, —
Mehr als ein Mantel ging in der Schlacht in Stücken!

Der Regen schlug die Felder eintönig und weich,
Da kam er von Westfalen ins Königreich,
Und Regen rieselte, als er ritt durchs Tor,
Durchs Sandsteintor seines alten Schlosses Lohr. — —

Soweit die Körner segnen der Väter Land,
Soweit er im eigenen Forste die Büchse spannt,
Soweit sein Pflug die Scholle der Heimat bricht,
Soweit nur wagt sich sein Fuß und weiter nicht.

Die zehner Jahre, die werden ihm gar so lang,
Wie späht er täglich vom Lohrberg fiebernd und bang,
Die zwanziger Jahre, — er gibt sich müde darein,
Ein rauhes Leben steht still im Abendschein.

Die dreißiger Jahre, die schnellen vierziger Jahre,
Da welkte die Degenhand, da bleichten die Haare,
Längst folgte auf Wilhelm König Ernst August,
— Wie keucht zum Lohrberg jetzt die alte Brust!

Nach dem Boten frug er noch einmal in Ungeduld, —
Dann erbte ein anderer Büschen die alte Schuld. — —
Die fünfziger Jahre gehen ins Welfenland,
Er warb um Ursula von Knyphausens Hand,

Er führte sie heim, die Hochzeit war in Lohr,
Er ging bis zur Grenze und keinen Schritt davor,
Und als der König Georg bestieg den Thron,
Da hielt der Büschen im Arm den ersten Sohn,

Und beugte sich nieder zu ihm und sprach in Gram:
„Muß sich auch dieses Auge einst senken in Scham,
Muß auch der noch die Saat des Vaters mähn,
Die Saat der Schuld und nach Hannover spähn!?"

Die sechziger Jahre, — da blitzt es auf bei Nacht,
Der große Komet hat großen Krieg gebracht,
Die Knechte liefen zu Hofe, der erste schrie:
„Nu sün wi preußsch un Sei sün wedder frie!!"

Tief atmete da der Büschen in Schmerz und Scham
Und sann und sann. Am Nachmittage kam
Klenk Hämelschenburg und frug. Da sprach er schlicht:
„Ich brech den Sühneeid des Vaters nicht!"

Da brach der Sühneeid des Vaters ihn!
Sein Vaterland verloren, sein König in Wien,
Die Gnadensonne erloschen, die nie er sah, —
Seinem Herzen kam die bitterste Stunde da.

Sein Sohn, der dritte Büschen hält seine Hand,
Ein Knabe schwört in die kalte Totenhand:
„Drei Königen hielten wir treu die Adelspflicht,
Drei Könige lösten den Eid der Büschen nicht,

Drei Welfenkönige gingen von Leben und Thron,
Drei Büschen dagegen, Großvater, Vater und Sohn! —
Und so ists recht, daß auch von den Unseren drei
Zerbrechen im Lebenskampfe bis wir frei!"

Er steigt nicht mehr zum Lohrberg spähend hinan,
Er pflegt seinen Park, er jagt in Laub und Tann,
Soweit sein Pflug die Scholle der Heimat bricht
Soweit nur wagt sich sein Fuß und weiter nicht.

Still segnen die gelben Körner der Väter Land.
Die siebziger Jahre kommen. Krieg ist entbrannt,
Dann klingt von fern ein Rufen, das Friede ruft, —
Der Kaiseraar schwebt hoch in deutscher Luft.

Dann noch vier Jahre. Da geht von Lohr ins Land
Ein stiller Mann, des Sippe den Frieden fand.
Sechzig Jahre, — auch sechzig gehen vorbei,
Nach sechzig Jahren die Büschen sind wieder frei!

Die Landpreisfrage in Südwestafrika.

Von

K. Dove.

Das Südwestafrikanische Schutzgebiet des Reiches steht vor dem Beginn einer Neugestaltung aller seiner Verhältnisse. Um so größere Sorgfalt sollte man jetzt auf eine Prüfung der Einrichtungen verwenden, die im Hinblick auf die Neubesiedlung des Landes getroffen werden müssen. Gerade jetzt ist die Fragestellung nach etwa früher begangenen Fehlern durchaus an der Zeit. Die Antwort auf die meisten dieser Fragen kann aber nur lauten: Denkt bei jeder Maßnahme, bei jeder Verordnung daran, ob sie geeignet ist, die Besetzung des Landes mit Farmern und in fernerer Zukunft vielleicht auch einmal mit gartenbauenden Kleinsiedlern zu fördern. Ist sie dies nicht, so laßt sie unbedingt fallen.

Ausgehend von der Erwägung, daß das Vorgehen mancher im Schutzgebiet tätigen Gesellschaften eine Verzögerung der Besiedlung bedeute, hatte sich die Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft zu Karlsruhe im Sommer 1903 entschlossen, eine Kommission einzusetzen, deren Hauptaufgabe die Prüfung der Landfrage in unseren überseeischen Besitzungen und die Ausarbeitung von Vorschlägen zur Abstellung von etwa sich dabei ergebenden Mißständen sein sollte. Nach zweijähriger Tätigkeit wurde diese Kommission wieder aufgelöst, ohne daß der Kernpunkt der in Karlsruhe erhobenen Beschwerden, die Landpreisfrage in Deutsch-Südwestafrika, vorher zur Verhandlung gelangt war. Bei der Bedeutung, welche dieser beizumessen ist, will ich im folgenden die Ausführungen, die, zur Veröffentlichung durch die Kommission von mir als deren Mitgliede eingereicht, aber durch die Vorsitzenden nicht in Druck gegeben wurden, einem größeren Kreise zugänglich machen. Ein Urteil über diese Angelegenheit darf ich mir schon darum erlauben, weil ich im Beginne der Siedlungstätigkeit nicht nur in dem zuerst in Angriff genommenen Teile unserer Kolonie mich aufhielt, sondern weil ich, von der Deutschen Kolonialgesellschaft mit der Berichterstattung über die Besiedlung offiziell beauftragt, von Anfang an gegen die verkehrten Maßnahmen des damaligen Siedlungssyndikates einen harten Kampf geführt habe. Be-

sonders den unerhört hohen Landpreis habe ich von der ersten Zeit an als fehlerhafte Maßregel nicht nur in meinen Berichten, sondern auch in zahlreichen späteren Veröffentlichungen verworfen. Weiß ich doch nur zu gut, welcher grenzenlosen Unkenntnis des Landes die Zähigkeit zuzuschreiben war, mit der man in Berlin bei diesem einmal getanen Mißgriff verharrte. Selbst die grundsätzlichen Gegner der Landgesellschaften, zu denen ich mich keineswegs rechne, sind über diese Verhältnisse so wenig unterrichtet — ich habe Beispiele genug dafür erlebt —, daß auch ihnen eine Erörterung dieser Dinge nicht schaden kann. In keinem Gebiet hat uns das Theoretisieren der sogenannten Praktiker mehr geschadet als in diesem Lande. Doch das ist in diesen Blättern erst ganz kürzlich durch Dr. Karl Peters so treffend ausgesprochen worden, daß ich mir jede eigene Äußerung sparen kann.

Auf die Rechtsfragen kann ich mich als Nichtfachmann hier nicht einlassen. Es ist Sache der Juristen, zu beurteilen, ob und inwieweit die Landgesellschaften vollberechtigte Eigentümer der ihnen zugesprochenen Gebiete sind. Was ich anstrebe, ist lediglich ein Schutz der Ansiedler vor übermäßiger Belastung, neben einer Verleihung der Selbstverwaltung das beste Mittel, die Besiedlung von Südwestafrika kräftig zu fördern. Die Unruhen, unter denen das Schutzgebiet noch leidet, lassen ein Urteil über die etwaige Neuregelung der Besitzfrage vorläufig kaum zu. Doch werden sie wenigstens insofern von segensreichen Folgen begleitet sein, als die Eingeborenen der außertropischen Gegenden jedes Recht der freien Verfügung über Grund und Boden ihrer bisherigen Gebiete ein für allemal eingebüßt haben, da die Wegnahme des als ihr Eigentum geltenden Landes als die einfachste Form der Strafe anzusehen ist, die ihnen zuteil werden muß. Damit wird, selbst wenn keine Änderung der Besitzverhältnisse der in dem Schutzgebiet noch vorhandenen Erwerbsgesellschaften erfolgen sollte, eine Fläche von der ungefähren Größe von einer Viertelmillion Quadratkilometern frei geworden sein, die der Besiedlung in absehbarer Zeit zugänglich gemacht werden kann.

Ehe ich mich dem Punkte zuwende, um den es sich bei einer Reform der früheren Art der Landabgabe wesentlich handelt, der Preisfrage, möchte ich vor einem Irrtum warnen, der manchen Freunden des Landes und seiner Ansiedler in der letzten Zeit in dem Wunsche untergelaufen ist, die Besiedlung möglichst zu beschleunigen. Ich halte es nicht für angängig, einer größeren Anzahl von Ansiedlern auf einmal Gelegenheit zur Niedersetzung zu geben, als wenigen Hundert Familien in einem Jahre, wenn diese Leute nicht den Besitz

einer Stammherde für ihre Farm nachweisen können, resp. in der Lage sind, eine solche sofort zu beschaffen. Die Erfahrungen in der ersten Zeit der Besiedlung, während welcher ich selbst drüben tätig war, haben gezeigt und jede ökonomische Erwägung muß ohne weiteres auf den Gedanken führen, daß eine schnelle Verausgabung eines größeren Gebiets an Farmer eine plötzliche Preissteigerung aller Betriebsmittel zur Folge hat, welche den ruhigen und gleichmäßigen Fortgang der Siedlung geradezu gefährdet.

Was nun die Ansetzung der Preise für das Land anbetrifft, so sei mir gestattet, einige Leitsätze aufzustellen und diese im folgenden näher zu begründen.

1. Der Wert einer Farm beruht lediglich in der auf oder an ihr geleisteten Arbeit.

Daß dieser Satz auf das dem Bodenbau bestimmte Land ebenso wie auf die reinen Weideflächen in vollstem Umfange Anwendung findet, bedarf kaum der Erörterung. Denn da hier der Landbau nur unter Anwendung künstlicher Bewässerung vor sich gehen kann, so ist die Herstellung der dazu gehörigen Werke zum Aufstau oder zur Hebung von Wasser und die Zubereitung des Landes durch Terrassenanlagen oder Eindämmung unerläßliche Vorbedingung.

Aber auch auf das Weideland muß dieser Satz im vollsten Umfange angewandt werden. Denn in Südwestafrika kann nur im seltensten Ausnahmefalle und dann auch nur in sehr kleinem Umfange behauptet werden, daß der Weide als solcher ein Wert beizumessen sei. Die Art des Pflanzenwuchses in der Steppe bringt mit sich, daß auf ein Stück Vieh eine sehr große Fläche gerechnet werden muß, auf der die Futterpflanzen außerdem nicht als dichte Decke, wie bei uns, sondern nur büschelförmig und vereinzelt aus dem Boden aufsprießen. Eine Verwertung des Futters anders als an Ort und Stelle, etwa in der Form einer Stallfütterung der Tiere, ist daher in Südwestafrika so gut wie ausgeschlossen. Folgendes Beispiel mag das zeigen. Man kann als Durchschnittsfläche für ein Stück Großvieh in diesem Lande eine Fläche von 10 Hektaren ansetzen. Um das Gras herbeizuschaffen, dessen wenige Tiere benötigen, würde die volle Arbeit eines erwachsenen Mannes nicht ausreichen, wie wir erfahrungsmäßig bei der Grasversorgung unserer Pferde während des Witboikrieges feststellen konnten. Ein Mann aber kostete selbst in jener billigen Zeit an Lohn und Beköstigung monatlich 30 Mark, während der vierjährige Ochse damals den Normalpreis von 40 Mark einbrachte. Das Absurde des Vorschlages

einer auf das Farmvieh anzuwendenden Stall- oder Kraalfütterung geht hieraus wohl mit völliger Sicherheit hervor.

Da also der Weide als solcher nicht, wie bei uns in Deutschland, ein Verkaufswert zukommt, so erhält die Farm selbst einen solchen nicht eher, als bis der Besitzer eine Stammherde auf ihr einstellt. Der Ankauf und Auftrieb dieser Stammherde also ist die erste und wichtigste Arbeit; sie verleiht dem Grund und Boden überhaupt erst einen gewissen Wert. Ich habe an anderer Stelle die Auffassung vertreten, daß man diese Leistung mit der des Fischers vergleichen kann, der einer Meeresfläche erst dadurch einen Verkaufs- oder Pachtwert verleiht, daß er die nötigen Anstalten trifft, die unter ihr lebenden Fische zu fangen. Einer südwestafrikanischen Farm als solcher einen Verkaufswert zuzuerkennen, wäre ein ebensolcher Unsinn, wie wenn man eine Meeresfläche verkaufen wollte, unter der keine Fische leben. Derjenige aber, der die Farm mit Vieh besetzt, ist der Ansiedler und nicht die landbesitzende Gesellschaft. Der Ansiedler ist es demnach auch, der durch diese erste und wichtigste Leistung die Farm überhaupt erst zu einem Wertgegenstand macht.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß all die Arbeiten, die etwa von der Gesellschaft auf der Farm geleistet worden sind, ebenfalls die Entstehung eines Verkaufswertes bedingen, wenn sie in irgend einer Weise dazu dienen, die Viehhaltung und Viehverwertung zu erleichtern, oder wenn sie den Gartenbau ermöglichen helfen. Dahin gehören nicht allein die Schaffung von Wasser, die Herstellung von Kraalen, das Errichten von Gebäuden usw., sondern auch die Anlage von Verkehrswegen und Eisenbahnen. Für solche Anlagen darf daher der sie Schaffende einen Wertzuwachs der Farm berechnen, der nach den von ihm aufgewandten Mitteln auf die so erschlossene Gegend verteilt werden oder da, wo es sich um Anlagen auf der Einzelfarm handelt, ihrem Werte zugerechnet werden kann. Auch Vermessungsunkosten sind dem Werte der Farm zuzurechnen. Ausgeschlossen aber müssen solche Anlagen von dieser Zurechnung bleiben, die nicht obigem Zweck, besserer Verwertung der Weide und des Gartenlandes, unmittelbar dienen, als z. B. Anlage von Versuchsfarmen, Kaufläden usw., die ja einen Nutzen nur der anlegenden Gesellschaft, nicht jedoch dem das Gesellschaftsland kaufenden Farmer gewähren. Vielleicht kann man in solchen Fällen, wo durch die Eröffnung bergmännischer Betriebe ein Markt für landwirtschaftliche Erzeugnisse geschaffen wird, eine kleine Erhöhung des Farmpreises in der Nachbarschaft solcher Stellen für berechtigt erklären. Das ist indessen

nur dort angängig, wo der Betrieb nicht allein bereits eröffnet ist, sondern auch schon zur Entstehung eines größeren Ortes geführt hat. Eine irgend erhebliche Preissteigerung für das Farmland darf aber auch dann nicht als berechtigt angesehen werden, da nach erfolgtem Abbau die Bevölkerung solcher Gegenden in Steppenländern sich erfahrungsgemäß sehr schnell wieder verläuft. Noch weniger aber darf das bloße Vorhandensein von Erzen von der landbesitzenden Gesellschaft zur Begründung einer erhöhten Forderung benutzt noch die von ihr für Erforschung der Minen geleisteten Ausgaben als Grund zu einem solchen Vorgehen herangezogen werden. Diese Ausgaben sind Unkosten der Spekulation, unter denen der spätere Farmer nicht leiden darf.

Diese Erwägungen führen zur Aufstellung eines zweiten Leitsatzes:

2. Der Preis für das Land als solches darf nur als ein Mittel zum Betriebszwang für den Käufer angesehen werden.

Hier ist in der Fassung „für das Land als solches" wohl dem Mißverständnis vorgebeugt, daß die von dem ursprünglichen Landeigentümer auf der zum Verkauf stehenden Farm geleistete Arbeit etwa nicht ihm angerechnet werden solle. Entschieden abzulehnen ist aber die Ansicht, als ob eine Steigerung der Nachfrage die landverkaufende Gesellschaft (oder den Staat) zu einer Erhöhung des Normalpreises berechtige. Obwohl die Gründe, die gegen diese Anschauung sprechen, in den vorhergehenden Ausführungen bereits deutlich enthalten sind, sei hier an einem Beispiel der Grundirrtum einer solchen Vorstellungsweise gezeigt.

Ohne daß durch Schaffung von Verkehrswegen und ähnlichen Arbeiten eine Erleichterung der Viehverwertung geschaffen sei, wird bei steigender Nachfrage von dem Landeigentümer eines neu zu besiedelnden Gebiets ein Preis von 2 Mk. für das Hektar anstatt des in Südafrika in solchen Gegenden bereits für hoch geltenden Satzes von 1 Mk. für die gleiche Fläche gefordert. Während die 10000 Mk., die jeder der ersten Ansiedler für seine zu 10000 Hektaren angenommene Farm zu zahlen hatte, als eine Anregung für ihn dienen sollen, nun auch einen regelmäßigen Betrieb auf seinem Grund und Boden in die Wege zu leiten, muß sein Nachbar, der einige Jahre später eine Farm erwirbt, noch 10000 Mk. extra für die bloße Erlaubnis zahlen, ein Kapital in Gestalt einer Herde auf einer ebensolchen an sich wertlosen Fläche anzulegen. Denn der Kaufpreis als solcher verzinst sich ihm überhaupt nicht; auf seine Zahlung hin erfährt er unter normalen Verhältnissen nicht einmal eine Erhöhung seines Kredits, wie jeder zahlende Käufer eines Gutes bei uns. Im Gegenteil, man würde ihm den über die Norm von ihm

gezahlten Preis als Verlust anrechnen. Daß ferner ein hoher Landpreis oder selbst zu harte Bedingungen der Abzahlung eines normalen Preises eine Verlangsamung der vollen Inbetriebsetzung der Farm bedeuten, ist klar, wenn man bedenkt, daß ja in ganz Südafrika auf einer Viehzuchtfarm das lebende Inventar für wertvoller gilt als der Grund und Boden, sogar in den älteren Kolonien innerhalb der unserm Schutzgebiet an die Seite zu stellenden Trockengebiete (die unmittelbare Nachbarschaft sehr hochwertiger Minen etwa ausgenommen).

3. Die Änderung eines Normalpreises kann nur auf Grund der Verschiedenheit der Niederschläge erfolgen, soweit nicht die oben angeführten Gründe eine solche gestatten.

Leider hat die Regierung den für die praktische Kolonisation Südwestafrikas wichtigsten Teil der wissenschaftlichen Untersuchungen, nämlich einen fachmäßig geleiteten meteorologischen Dienst, bisher in einer geradezu unverantwortlichen Weise vernachlässigt. Nicht allein, daß selbstverständlich an die Herstellung kostspieligerer Stauwerke aus diesem Grunde zunächst noch nicht herangegangen werden kann; es kann nicht einmal eine Regel für etwaige Änderungen des Landpreises in den verschiedenen Regenprovinzen des Landes gedacht werden, ehe die Niederschlagsverhältnisse nach jeder Richtung einer sorgfältigen Untersuchung unterzogen sind, für die natürlich das bloße Aufstellen einer Anzahl von Regenmessern nichts weiter bedeutet als eine der ersten Vorarbeiten. Denn die Regen sind es, die hier noch mehr als in jedem andern Lande Güte und Beschaffenheit der Weide fast allein beeinflussen. So hat man denn auch die zu meiner Aufenthaltszeit im Lande erhobenen Beschwerden einzelner Ansiedler über einen zu hohen Landpreis mit der Begründung abgewiesen, daß in dem fraglichen Gebiet ja nach meinen eigenen Untersuchungen eine mittlere Niederschlagsmenge von 40 Zentimetern nachgewiesen sei. Mit welchem Recht man darauf gerade eine Verdoppelung des vom Grafen J. v. Pfeil seinerzeit in Vorschlag gebrachten Preises von 1 Mk. für das Hektar begründen wollte, blieb allerdings unsern Ansiedlern ebenso dunkel wie mir.

Wenden wir nunmehr den Leitsatz wieder auf einen bestimmten Fall an:

In der Annahme, es sei ein Normalpreis für das Weideland im Innern des bisherigen Hererolandes festgesetzt worden, so wäre nichts verkehrter als einen solchen Preis in allen Landschaften anzuwenden, in denen im übrigen die gleiche Stufe wirtschaftlicher Entwicklung vorausgesetzt werden mag. Man darf nicht vergessen, daß in Deutschland, dessen

Verhältnisse sehr oft als Maßstab benutzt werden, die Niederschlagsmenge und die Häufigkeit bestimmter Abweichungen vom Mittel in fast allen Einzelgebieten außerhalb der Gebirge wenig voneinander abweichen. Gerade umgekehrt ist es in Südwestafrika, wo wir große Gegensätze nicht nur der Regenmenge, sondern auch in der Häufigkeit von Trockenjahren in den verschiedenen Teilen des Landes beobachten. Während also in Deutschland die Häufigkeit guter und schlechter Jahre im ganzen Reiche annähernd dieselbe ist, und unter sonst gleichen Verhältnissen in verschiedenen Landschaften eine ungefähr gleiche Bewertung des Bodens sich herausbilden mag, ist in Südwestafrika genau das Gegenteil der Fall. Hier kann es z. B. im Süden sich ereignen, daß in gleichen Perioden nur halb so oft, wie im Norden, ja, in einzelnen Gegenden noch seltener eine normale Erneuerung der Weide stattfindet, hier würden also mehrere Hektare erst den gleichen Wert für das Vieh haben, wie ein solches bei gleicher Regenmenge im Norden. Da aber auch diese dort viel geringer ist als im Hererolande, so würde es eine himmelschreiende Ungerechtigkeit sein, wollte man dem Käufer denselben Preis im Namalande abverlangen wie etwa in den schönen Weiden am obern Nosob oder am obern Schafflusse.

Dasselbe, was hier vom Süden gesagt ist, gilt auch vom ganzen Westen des Schutzgebiets. Es ist doch eine Forderung der einfachsten Logik, wenn ich sage: Wenn in dem einen Gebiet die Weide in jedem zweiten, in dem andern nur in jedem vierten Jahre eine normale Erneuerung erfährt, so darf ich im zweiten Falle als landbesitzender Verkäufer nur die Hälfte von dem fordern, was ich im ersten Falle zu fordern mich berechtigt halte.

4. Der Abzahlungsmodus des Preises darf den Ansiedler nicht drücken. Es sind daher möglichst viel Freijahre vor der ersten Abzahlung zu gewähren.

Zu diesem selbstverständlichen Punkt brauche ich nur zu wiederholen, was ich bei Besprechung der hierher gehörigen Verhältnisse in meinem Reisewerk bereits vor sieben Jahren ausgesprochen habe, und was gleichzeitig die schwierige Frage der Höhe eines Normalpreises berührt; ich lasse diese Stelle hier folgen:

„In den neubesiedelten Gebieten der Kapkolonie und der holländischen Staaten Südafrikas hatte man als ursprüngliche Taxe für einen Kap'schen Morgen gleich einem Hektar in der ersten Zeit der Kolonisation als Preis etwa 1 sh angenommen. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß in vielen Fällen selbst dieser Satz noch zu hoch war, und man ließ sich

in manchen Landschaften nicht die volle Summe, sondern nur einen kleinen Teil in den ersten Jahren auszahlen, während von der Farm weiterhin nur eine sehr mäßig berechnete Grundrente entrichtet wurde. Nach diesem Grundsatze war auch Graf J. v. Pfeil bei der Anwerbung von Buren verfahren. Hätte er einen höheren Preis als 1 Mark für das Hektar festgesetzt, er hätte nicht einen Mann für das Unternehmen erhalten. Der Satz von 2 Mark für das Hektar ist aber gänzlich willkürlich vom ehemaligen Kommissar, Major v. Francois, angenommen worden. Dieser Preis muß außerdem binnen einer Reihe von Jahren tatsächlich abgetragen werden. Danach muß ein Farmer etwa 20000 Mark für die Erlaubnis zahlen, mit seinem Kapital unter ungeheuerem Risiko sich ein für koloniale Verhältnisse noch recht mäßiges Einkommen zu schaffen. Denn tatsächlich ist dieser nur in den Augen mit den Verhältnissen gänzlich unbekannter Leute geringe Preis für die erste Generation von Kolonisten nichts als eine einfach weggeworfene Summe. Von diesen 20000 Mark hat der Kolonist gar kein Einkommen. Er hat nur aus der Haltung des hernach angeschafften Viehs eine langsame Verzinsung des in der Herde angelegten Geldes zu erwarten.

„. . . . . Wie man sieht, sind die Aussichten keineswegs so glänzend, wie man sich wohl vorstellt, und bei höheren Bodenpreisen als etwa 1 Mark für das Hektar tut der Auswanderer gut, sich zu überlegen, ob er nicht sein Vermögen besser in einem Lande mit einigermaßen befestigten und sicheren Lebensverhältnissen anlegen soll. Im Schutzgebiet muß er wahrscheinlichenfalls neun bis zehn Jahre warten, bis er eine Einnahme von 6—8000 Mark erwarten kann, von denen mehr als die Hälfte für eine europäische Lebenshaltung draufgeht. Und dazu kommt das in Geld überhaupt nicht auszudrückende Risiko, das er mit seinem Vermögen infolge der Unsicherheit aller Verhältnisse beständig läuft."

Diese auch heute noch gültigen Ausführungen werden die Berechtigung des oben ausgesprochenen Leitsatzes wohl zur Genüge erweisen.

5. Die Anlage von Gemeindeweiden größeren Umfangs ist ganz, die von kleineren tunlichst zu vermeiden.

Dieser Satz ist für jeden selbstverständlich, der die furchtbare Gefahr der Seucheninfektion für die ganze Besiedlung des Schutzgebietes kennt. Gemeinde- und Truppenweide waren die Ursache, daß in den Jahren 1893 und 1894 durch Lungenseuche der größte Teil der deutschen Rinderbestände auf das schwerste geschädigt und die Krankheit außerdem viel schneller verbreitet wurde als unter den Herden der Eingeborenen. Das

wirksamste Mittel gegen diese in der Steppe nie ganz auszurottenden Infektionskrankheiten ist und bleibt eine energisch durchgeführte Quarantäne. Bei der Grundfläche von 10 Hektar für ein Stück Großvieh, wie man sie im Hererolande, bei der noch größeren, wie man sie im Namalande rechnen muß, wird man schon bei einer kleinen Zahl von Tieren eine sehr große Gemeindeweide voraussetzen müssen, wenn diese auf einer solchen ernährt werden sollen. Besser, die Kleinsiedlung tritt vorläufig noch ganz in den Hintergrund, soweit sie allein auf landwirtschaftliche Betriebe angewiesen ist, als die Grundlage des wirtschaftlichen Daseins unserer Ansiedler wird den schwersten Gefahren ausgesetzt, wie dies seinerzeit in gänzlicher Unkenntnis der Landesverhältnisse von der Siedlungsgesellschaft und der Kolonialregierung geschah, indem man eine gemeinsame Riesenweide in der Umgegend von Windhoek nicht nur empfahl, sondern auch ganz offen der Zuteilung bestimmter Plätze vorzog. Man hätte so geradezu den Ruin der Kleinsiedlergemeinde von Windhoek herbeigeführt, wenn die Leute nicht zum größten Teil in nichtlandwirtschaftlichen Erwerbszweigen ihr Heil gesucht hätten.

Wo man die Einrichtung kleinerer Gemeindeweiden glaubt nicht umgehen zu können, müßte vor allem auf zwei Dinge der größte Wert gelegt, ja diese als unerläßliche Bedingung gestellt werden. Es hat sich seinerzeit als großer Nachteil erwiesen, daß die Gemeindeweide von Windhoek nicht von den Weiden getrennt war, auf denen der Auftrieb des durchgehenden Viehs erfolgte, wie es teils aus der Bespannung, teils in dem Handelsvieh bestand, das den Ort passierte. Bedenkt man, daß allein die Bespannung von mehr als 400 Ochsenwagen im Jahr, die wir im Jahre 1892 Windhoek erreichen sahen, aus fünf- bis sechstausend Ochsen bestand, so ergibt sich, welche Gefahr ein solches Zusammenströmen von Rindern aus allen möglichen Gegenden für die Herden auch der kleinen Siedler bedeutet. Es ist nämlich ganz falsch, zu glauben, daß mit dem weiteren Ausbau der Eisenbahnen der Ochsenwagenverkehr abnimmt. Das Gegenteil ist der Fall, er wächst noch mit der Erschließung der Einzellandschaften — so habe ich beispielsweise in Port Elisabeth in einer einzigen Woche über 100 Ochsenwagen mit weit mehr als tausend Tieren Bespannung in der Marktgegend gezählt, trotz der vortrefflichen Bahnverbindung. Es ist also unbedingt dahin zu wirken, daß die Gemeindeweide, wo etwa eine solche besteht, nicht mit der unentbehrlichen öffentlichen, für Gespanne und Handelsvieh bestimmten und unter strengster Kontrolle zu haltenden Weide vereinigt werde. Desgleichen hat uns in jener ersten Zeit der Be-

siedlung die Erfahrung gezeigt, daß fast noch gefährlicher als die gemeinsame Weide die Gemeinsamkeit der Tränkstellen war. Wo also eine Gemeindeweide eingerichtet werden muß, da ist zum mindesten für so viel Tränkstellen zu sorgen, daß deren einige für Zeiten der Lungenseuche und anderer Krankheiten vorhanden sind, die dann als Quarantänestellen benutzt werden können. Ich habe erlebt, daß wir auf einem Truppenmarsche nach der Küste unsere Gespanne an einer sehr beliebten Weidestelle, in Brakwater, nicht ausspannen und tränken konnten, weil durch die Sorglosigkeit eines Wagenführers der Kadaver eines Ochsen in der Nähe des Wasserplatzes liegen geblieben war und unsere aus Eingeborenen bestehenden Treiber, deren Erfahrungen ich in einem solchen Falle für maßgebend halte, sich auf das entschiedenste weigerten, die Tiere trotz ihres großen Durstes hier trinken zu lassen.

Nur wo für völlige Isolierung etwaigen kranken Viehs gesorgt ist, kann also an die Einrichtung einer Gemeindeweide gedacht werden. Selbst dann aber, das sei nochmals betont, wird die Gefahr der Ansteckung in gefährlichen Zeiten eine erheblich größere sein als bei der völligen Vermeidung dieser Einrichtung.

6. Die landwirtschaftliche Kleinsiedlung kann erst in zweiter Linie berücksichtigt werden. Alle ein größeres Gebiet betreffenden Verfügungen müssen in erster Linie die Interessen der Viehzüchter berücksichtigen.

Unter einer landwirtschaftlichen Kleinsiedlung kann in dem für die Besiedlung allein in Frage kommenden außertropischen Teile des Schutzgebietes nur den Landbau, oder besser und richtiger ausgedrückt, der Gartenbau unter der Anwendung künstlicher Bewässerung verstanden werden. Zunächst ist er an die Verwertung des infolge der Regenzeit in den größeren Flüssen ungenützt verströmenden Grundwassers und an den Aufstau ganz kleiner Wasserläufe sowie an einzelnen Stellen der Quellen und vielleicht an eine Grundwasserschließung mit Hilfe von Bohrungen und Brunnen gebunden. Später, wenn wir die Hydrographie des Landes in ihrem Zusammenhange mit den Niederschlägen der einzelnen Klimaprovinzen einmal genauer kennen werden, ist auch an den Aufstau der in mittlern Wasserrinnen oberflächlich verströmenden Gewässer zu denken, wie eine solche in technischer Hinsicht von Professor Rehbock bei Hatsamas als Musterbeispiel dargestellt ist. Hier ist indessen folgendes zu beachten: da alle derartigen Anlagen, soweit sie zur Bewässerung von größeren, über wenige Hektar hinausgehenden Flächen dienen sollen, erhebliche Anlagekosten verursachen, wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach

die Niedersetzung einer Anzahl von Ansiedlern an solchen Stellen nur durchführen lassen, wenn diese dem Anbau von sehr rentablen Gewächsen, wie Wein (Rosinen- und Südweinbau), Südfrüchte und dergl. sich widmen. Völlig ausgeschlossen erscheint der Anbau von Brotkorn in größerm Maßstabe, da jeder Farmer das für ihn nötige Getreide in seinem Bewässerungsgarten selbst erzeugt und die Orte, die nicht reichliches Bewässerungsland besitzen, das nicht von teuren Anlagen aus überflutet zu werden braucht, stets ihr Getreide billiger von Amerika als von entfernteren Punkten des Schutzgebietes aus erhalten werden. (So z. B. ist dies heut noch in einzelnen Gegenden der südlichen Kapkolonie der Fall.) Was ferner den Futterbau anlangt, der von manchen Seiten so nachdrücklich empfohlen wird, so liegen in Südwestafrika die Verhältnisse derart, daß diesen Vorschlägen für das ganze große Land recht wenig Wert beizumessen ist. Einen Ersatz für die etwaigen Ausfälle an Futter in schlechten Regenjahren kann den großen Herden der Farmer nur das Sparfeld, nicht aber unter Bewässerung an einzelnen Stellen etwa gezogenes Futter liefern, das höchstens ganz lokal Verwertung finden mag, z. B. wo es sich um die Haltung besonders hochwertiger Tiere (edlerer Pferde usw.) handelt, das aber schon in viel zu geringem Maße gebaut werden könnte, um, ganz abgesehen von der hohen Verzinsung der Wasseranlagen, der Farmerei wesentlichen Nutzen zu bringen. In diesem Punkte bleibe ich bei der oben von mir ausgesprochenen Ansicht, die ich seit meiner Anwesenheit im Schutzgebiete vertreten habe und die neuerdings von verschiedenen mitten in der Praxis stehenden Farmern als die einzig richtige hervorgehoben wird, daß ein Futterbau eine allgemeinere Bedeutung schon deshalb nicht gewinnen kann, weil in diesem Lande die Viehzüchter niemals anders als in einzelnen und seltenen Ausnahmefällen an Stallfütterung denken können.

Um aber die geringe Bedeutung zu zeigen, die einer der Farmerei dienenden (nicht, wie nochmals hervorgehoben sei, dem Anbau solcher Pflanzen, welche Ausfuhrprodukte liefern) Ausnützung von Bewässerungsanlagen beizumessen ist, mag eine frühere, von mir angestellte Berechnung hier angeführt werden, nach welcher der gesamte Wasservorrat des Landes unter Einsetzung so günstiger Faktoren in die Rechnung, wie sie tatsächlich niemals zusammentreffen, noch lange nicht ausreicht, um auch nur ein Prozent des der Besiedlung zugänglichen Landes zu bewässern. Tatsächlich wird man der Wahrheit näher kommen, wenn man etwa ein Tausendstel dieser Fläche als das Maximum dessen ansieht, was jemals berieselt werden kann.

Daß unter solchen Verhältnissen nur unter der oben angeführten Bedingung Land- oder richtiger Gartenbau getrieben und an eine eigentlich ackerbauliche Ausnützung der Bewässerungsländereien nicht gedacht werden kann, liegt auf der Hand.

Noch auf einen anderen Punkt, der auch bei der Entwicklung eines Wasserrechtes berücksichtigt werden muß, wie es über kurz oder lang in der Kolonie herauszubilden ist, mag hier hingewiesen werden. In der westlichen Kapkolonie hat man nach der Anlage mehrerer mittlerer Stauwerke an kleineren Wasserläufen die üble Erfahrung gemacht, daß zwar die oberen Farmen mehr Wasser als zuvor, die unteren aber zum Teil gar nichts mehr erhielten. Da derartiges auch in unserem Schutzgebiet in vielen Fällen eintreten kann, so ist den Unternehmern vor der Inangriffnahme von Stauwerken die genaue Feststellung der hydrographischen Faktoren aufzuerlegen, gegebenenfalls aber diese für den den Farmern entstehenden Schaden verantwortlich zu machen. Denn auch hier gilt der Satz, daß der wichtigste, in diesem Falle ja gleichzeitig fast der einzige Erwerbszweig des größten Teiles unserer künftigen weißen Bevölkerung in der Gesetzgebung die meiste Rücksichtnahme beanspruchen kann.

Aus neuen Büchern.

Ein reineres Glück, als das auch der geringsten, kleinen, wohlgelungenen Arbeit folgt, kennen wir Menschen nicht. Darum heißt: „Glück verlangen“ nach Arbeit verlangen, der wir gewachsen sind. Unglücklich sind wir in dem Nichterkennen dieser Wahrheit.

* * *

Einsamkeit ist der kleinen Natur eine Zwangsjacke, dem geistig Reichen aber erst die Möglichkeit, den Vollbesitz der inneren Freiheit in seinem Sinne genießen zu können.

* * *

Wir haben immer heimlich die Neigung, die Masse als etwas Gewaltigeres, für die Menschheitsentwicklung Ausschlaggebenderes zu halten, als die Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit. Wo wir uns aber scharf umsehen, da gewahren wir dies: Alles, was Menschen geschaffen haben — und wäre es auch zu ihrem Ruhme für die Jahrtausende gedacht, geht bald spurlos zugrunde. Nur was die Freiheit und Geisteskraft der Einzelpersönlichkeit hervorbringt, das bleibt lebendig und fortwirkend.

Aus: Gedanken der Stille. Von H. v. Blomberg. Altenburg, St. Geibel.

Aus J. Fr. Herbarts pädagogischem Gedankenschatz.

Zum Gedenktag seines Hervortretens.

Von

Wilhelm Münch.

(Schluß.)

Wenn man heutzutage allen, die mit Erziehung betraut sind, Verständnis des Wesens der Jugend als wichtigstes Stück der Berufsbefähigung wünschen muß, so kann es uns bei dem jungen Herbart angenehm überraschen, wie viel Gutes und Treffendes er über die Natur und die wahren Bedürfnisse der Jugend zu sagen weiß. Er spricht von dem „Knaben, der für sich im Mittagslicht der Sorglosigkeit und wachsender Körperkräfte wandelt"; er gedenkt geringschätzig derjenigen, die „nicht im Knaben den schon vorhandenen Menschen zu nehmen wissen": es sind nach ihm dieselben, „die überhaupt nicht mit Menschen umzugehen" verstehen; er ruft den ihrer selbst allzu gewissen Erziehern zu: „Meist geschieht es, daß die jugendliche Seele in ihrer Tiefe einen Winkel bewahrt, in den ihr nicht dringt, in dem sie für sich lebt, ahnt, hofft, Pläne entwirft" usw. Er weiß, wie sehr Betätigung Bedürfnis der Jugend und wie viel sie ihr wert ist, auch was für Betätigung für die sich folgenden Altersstufen: „Es gibt eine Art von Tätigkeit, die den — natürlich noch charakterlosen — Kindern vorzüglich wohl ansteht: das Versuchen." „Von den Bemühungen für Reinlichkeit und Ordnung aufwärts" . . . soll „eine Menge kleiner Pflichten entstehen, deren Beobachtung dem Gemüt eine stete, wohltätige Spannung gibt." „Nicht bloß zerstreute Gelegenheiten, sondern womöglich auch fortlaufende Beschäftigungen" sollen „das Rechtsgefühl, das Wohlwollen und die Selbstbeherrschung in Atem erhalten." Es wird die Charakterbildung dadurch „beschleunigt, daß man den Jüngling, ja schon den Knaben früh in Handlung setzt." Im ganzen möchte Herbart „den Übergang von Tun und Leiden zur Muße und wieder von der Muße zur Tat und zum Leiden für das Atmen des menschlichen Geistes halten, und für das Bedürfnis und Kennzeichen der Gesundheit." Ihm ist auch sehr wohl bekannt, was der Umgang für die jugendlichen Menschen bedeutet, wie er „beständig zur Äußerung der eigenen Kraft auffordert",

wie er „ebenso empfänglich sich hingibt als tätig und kräftig in die Tiefen des Gemüts hineingreift", wie er „alle Arten von Empfindungen darin umtreibt und mischt". Und er mahnt sehr mit Recht: „Gebt Acht, ob ein Knabe unter seinen Gespielen etwas gilt!" Wenn das Gegenteil, wenn er etwa durch kleine Fehler der Gegenstand ihrer Neckereien wird, so kann wenigstens dieser Umgang für ihn nur als schädlich betrachtet und muß abgebrochen werden. Und dann: was wäre, wenn man von Altersgenossen und etwa besonderen, bildend einwirkenden Erwachsenen absieht, der wertvollste Umgang für einen Knaben? Mit Spott wird da der Anregungen gedacht, welche sich in der Stadt, etwa „in dem Palast einer Weltdame" für ihn ergeben. „Er sei, wer er sei, die Bauern, Hirten, Jäger, die Arbeiter aller Art und ihre Knaben werden ihm in früheren Jahren der trefflichste Umgang sein; wohin sie ihn mitnehmen, wird er von ihnen lernen und gewinnen." Man sieht, wie unseres Pädagogen Blick nicht durch die abstrakte Natur seiner eigenen Studien verengert ist, und heute wird man ihm viel lieber zustimmen, als damals wohl die Mehrzahl wenigstens der Schulpädagogen. Auch eines mißlichen Ersatzes für lebendigen und wahrhaft belebenden Umgang gedenkt Herbart mit kräftigem Urteil an einer anderen Stelle, indem er von „der furchtbaren Kraft der Romanlektüre" spricht. Nicht wenig Wahrheit liegt weiter in Urteilen wie diese: „Unmut (beim Zögling), der habituell wird, ist die Schwindsucht des Charakters," und: „Ehrgeiz in sehr frühen Jahren wäre Krankheit." In einem Punkte freilich wird unseres Beobachters Urteil uns heute leider anfechtbar erscheinen: „Ein Knabe, der stärker wäre als ein solider Unterricht, eine konsequente Regierung und eine verständige Zucht, ein solcher Knabe ist ein Unding." Die feineren, sich so leicht verhüllenden pathologischen Erscheinungen sind hier nicht in den Gesichtskreis des Schriftstellers getreten. Um ihretwillen gibt es eine unbedingte Bürgschaft des Gelingens für keine Erziehung.

Wie das Verständnis der Jugend überhaupt, so sucht Herbart auch dasjenige ihrer verschiedenen Typen, und die Unendlichkeit der individuellen Unterschiede steht ihm außerdem vor Augen; das Recht der Individualität beschäftigt ihn mehrfach. Dies letztere nicht zufällig: es ist eins der Symptome der neuen Zeit, daß man sich von der gradlinigen Konstruktion des Seelenlebens abwendet, wie sie dem rationalistischen Jahrhundert eigen war; so hat ja auch Schleiermacher diesen Begriff sehr bestimmt herausgestellt. Daß „das Individuum nur gefunden, nicht deduziert werden" könne, betont Herbart alsbald, und schon damit wird die Rücksicht des Erziehers auf das Vorhandene geboten sein. Aber ausdrücklich

wird doch über diejenige Individualität gespottet, „die vornehm tut und Ansprüche macht bloß darum, weil sie Individualität ist," und eine „zufällige Hervorragung" soll keineswegs „als ein Wink angesehen werden, dahin (d. h. zur Förderung solcher einseitiger Begabung und Neigung), durch die Erziehung noch mehr zu wirken." „Fast unvermeidlich durch Kampf gegen die Individualität äußert sich der Charakter," vollzieht sich wirkliche Charakterbildung. „Der hohe Grad des Gelingens einzelner Tätigkeiten, welcher ein besonderes Genie auszeichnet, ist für Charakterbildung keineswegs willkommen." „Das Genie hängt zu sehr von Dispositionen ab, um Gedächtnis des Willens zuzulassen." „Künstlerlaunen sind nicht Charakter."

Doch kommen wir zur Unterscheidung der Typen. Eigentlich haben sich darin schon die humanistischen Pädagogen, und zwar im Anschluß an Quintilian, oder einer im Anschluß an den andern, immer versucht, und auch Herbarts pädagogische Zeitgenossen tun es zum Teil. Aber offenbar fußt Herbart auch hier auf ganz selbständiger Beobachtung. Vorab treten ihm die Gesunden und die Kränklichen sehr bestimmt auseinander, und auf wohlwollendes Interesse für die letzteren macht er so wenig Anspruch wie einst Rousseau; sein gegenwärtiges Gesundheitsgefühl läßt ihn seiner eigenen früheren Gebrechen nicht mehr gedenken. „Das Fundament aller Anlage ist die körperliche Gesundheit. Kränkliche Naturen fühlen sich abhängig; robuste wagen es, zu wollen." „Man kann nicht viel erziehen, wenn man Kränklichkeit zu schonen hat." Allerdings wird daraus vor allem der Schluß gezogen, daß „eine heilsame Lebensordnung als erste Vorarbeit der Erziehung zum Grunde liegen" müsse. Dann aber die sonstigen Wesenstypen. „Die Vielgeschäftigkeit gesunder Kinder, welche ihr Bedürfnis nach Bewegung ausdrückt, die beständigen Umtriebe flattersinniger Naturen, ja selbst die rohen Vergnügungen derer, welche eine wilde Männlichkeit verraten, alle diese scheinbaren Anzeichen eines künftigen Charakters lehren den Erzieher nicht so viel, als eine einzige, stille, überlegte, durchgeführte Handlung eines in sich gesenkten Gemüts, ein einziger fest behaupteter Trotz eines sonst biegsamen Kindes." „Jene äußere Vielgeschäftigkeit, ohne tiefe beharrliche Neigung und Überlegung, worin mehr körperliche als geistige Anlage sich zeigt, gründet keinen Charakter; im Gegenteil, sie ist der Befestigung desselben im Wege." Wenn Vielseitigkeit gewiß von Vielgeschäftigkeit sehr zu unterscheiden ist, und wenn Herbart seinerseits Vielseitigkeit in einem bestimmten Sinne ausdrücklich zum Ziel der Bildung nimmt, so tritt er doch auch der Vielseitigkeit nach gewöhnlicher Auffassung und Verwirklichung ablehnend

gegenüber. „Der Vielseitige hat kein Geschlecht, keinen Stand, kein Zeitalter! Mit schwebendem Sinn, mit allgegenwärtiger Empfindung paßt er zu Männern, Mädchen, Kindern, Frauen; er ist, wie ihr wollt, Höfling und Bürger, er ist zu Hause in Athen und in London, in Paris und in Sparta ... Gewohnheit, Vorurteil, Ekel und Schlaffheit berühren ihn nie ... In diesem Sinne vielseitig ist der charaktervolle Mensch nicht, weil er nicht will. Er will nicht der Kanal sein für alle Empfindungen, die der Moment schickt, noch der Freund für alle, die sich an ihn hängen, noch der Baum, worauf die Früchte aller Launen wachsen ... Er hält an Innigkeit und Ernst." Es gilt vielmehr, Individualität in Vielseitigkeit zu „verschmelzen", durch „vielseitige Bildung Leichtigkeit und Lust" zu gewinnen, um „zu jeder neuen Art von Beschäftigung und Lebensweise überzugehen, welche jedesmal die beste sein möchte".

Doch kehren wir zu den eigentlich jugendlichen Typen zurück. „Es gibt ein Übergewicht unter kleinen wie unter großen Gewichten: bei windigen jungen Leuten bleiben die beiden Gewichte (die des Sittlichen wie des Entgegenstehenden) lange Zeit klein; eine geringe Präponderanz entscheidet am Ende für das Leben." „Bei denen, welche sich früh einer geistlosen Beschäftigung ausschließend und mit Leidenschaft hingeben, kann man sicher voraussetzen, daß sie Leerköpfe sein und bleiben." „Die Gutmütigen, welche sich recht warm freuen können, wenn es andern wohl geht, pflegen auch selbst das Wohlsein zu lieben." „Die Starken, welche das Schicksal nicht beugt, und welche von keiner Beugung etwas wissen wollen, pflegen die Gebeugten nur schwach zu nennen und sie kalt zu tadeln." „Die Schwerbeweglichen, wenn sie dabei hellen Sinn besitzen, haben die vortrefflichste Anlage; nur bedürfen sie eines sehr sorgfältigen Unterrichts. Die Leichtbeweglichen sind leichter zu unterrichten, ja sie helfen durch das nach, was sie selbst suchen: aber sie bedürfen der Zucht — noch über die Zeit der Erziehung hinaus, und kommen fast nie zu einer so gediegenen Persönlichkeit wie jene." (Man glaubt etwas wie eine Anerkennung deutschen Wesens gegenüber welschem, oder auch norddeutschen gegenüber süddeutschem herauszuhören. Bei E. M. Arndt finden sich ähnliche Urteile.)

Zu würdigen weiß Herbart namentlich auch die Natur des Jünglings gegenüber derjenigen des Knaben, und er wehrt demgemäß alle zu lange fortgesetzten Versuche erzieherischer bestimmender Einwirkung ab. „Der sechzehnjährige Jüngling fängt an, das Geschäft des Erziehers an sich zu ziehen ... Er zeichnet sich seine Wege vor, behandelt sich selbst ... Er, der sich am besten kennt, am unmittelbarsten durchschaut, sieht zuweilen auffallend richtiger als jener, der immer eine andere Person

bleibt ... Es kann nicht fehlen: er fühlt sich dann unnütz gedrückt." „Ein junger Mensch, der sich selbst regiert, fühlt in der Zucht den zudringlichen Anspruch, zu bilden." „Ohne starke Gegengewichte von Zutrauen, von Achtung und hauptsächlich einem inneren Gefühl der Bedürftigkeit" kommt er jetzt dazu, „die Einwirkung abzulehnen". Anderswo wird darauf hingewiesen, „welchen Grad von väterlicher Strenge ein robuster Jüngling aushält und unangetastet bleibt", aber auch, „welche Reizmittel an Schwächlinge verschwendet werden, ohne daß sie sich darum stärker zeigten". Treffend ist doch auch das an anderer Stelle ausgesprochene einfache Wort: „Den Jüngling träumt von seinem (künftigen) Tun." Und wieder anderswo, mit Bezug auf die gleiche Altersstufe: „Man will selbst urteilen. Um zu prüfen, fängt man an beim Zweifeln. Um der Befangenheit im gewohnten Gedankenkreise los zu werden, tritt man in die Sphären anderer, entgegengesetzter Meinungen" usw.

Wenn wir nun auf die Funktionen der Erziehung selbst, auf Stellung, Eigenschaften und Maßnahmen der erziehenden Personen blicken wollen, so ist es wieder eine Fülle, ja hier erst eine rechte Fülle wertvoller Bemerkungen, die Herbarts Buch uns zu entnehmen gestattet. Zunächst einige Grundsätze und Winke allgemeinster Art. Der Satz: „Der Wille des Kindes muß so lange gebogen werden, bis die Bildung die Biegung vertritt" weist auf die von Herbart streng durchgeführte Unterscheidung einer vorläufigen bloßen „Regierung" und einer das Innere bildenden „Zucht" zurück. So wird denn auch zwischen dem Gehorsam der Vorstufe und dem des reifenden Zöglings unterschieden. „Den pünktlichen Gehorsam, der auf der Stelle und mit ganzer Willigkeit folgt, wer wollte diesen durch lauter einengende Maßregeln von den Kindern erpressen? Vernünftigerweise kann man ihn nur an ihren eigenen Willen knüpfen." Und schön zusammenfassend: Die erzieherische Einwirkung soll auch da, „wo sie drückt, noch beleben". Wesentlich für das Jünglingsalter gilt, man müsse, um sittliche Verirrung zu verhüten, „der Kraft zu tun geben; in geistigen Strebungen muß sich die Willkür erschöpfen". Doch soll „äußere Betätigung nie so sehr überreizt werden, daß die geistige Respiration darunter litte", unter welchem letzteren Begriff denn jener Wechsel von Hingabe und Selbstbesinnung zu verstehen ist. Und ebenso soll „die Fülle (der geistigen Anregungen) nicht Schwäche werden durch zu weit fortgesetzte Zerstreuung in vielerlei". Andererseits soll man doch auch der im Laufe des Lebens und schon im frühen Mannesalter so leicht eintretenden „Verarmung nicht vorbeugen wollen durch ursprüngliche Armut". In den „Grenzen des Gedankenkreises" sieht Herbart immerhin auch

„Grenzen für den Charakter“. So soll denn aus dem Unterricht als solchem „Ausfüllung des Gemüts“ als allgemeinstes Resultat hervorgehn. Es soll zu dem „Wohlwollen als Naturgefühl“ auch „Wohlwollen als Gegenstand des sittlichen Geschmacks“ hinzukommen. Es soll, damit Teilnahme an Menschlichem sich bilde oder übertrage, eine „erwärmte Temperatur des Gemüts“ angestrebt werden, nicht bloß „gelegentliche Erhitzung durch ein aufflackerndes Flämmchen“.

Dann aber die persönliche Stellung der Erziehenden zum Zögling. Hier fallen etliche Streiflichter auch auf die Rolle der gelegentlichen und der natürlichen Erzieher, der Mütter vor allem. Die „Mutter bereitet und bildet zwischen sich und dem Kinde viel früher eine Sprache, als irgend ein anderer zu den Kleinen die Wege der Mitteilung findet, die, von der Zartheit des Geschlechts begünstigt, so leicht den Ton der Einstimmung in die Gefühle des Kindes zu treffen weiß, dessen sanfte Gewalt, nie gemißbraucht, auch nie seine Wirkung verfehlen wird.“ Auch von einer Art „sittlichen Elementarunterrichts“ wird gesprochen, der in den frühen Jahren den Müttern obliege; doch sollen sie ihn nicht (wozu die damalige Zeit noch sehr neigte) „in Einprägung von Maximen verwandeln“. „Mütter, welche unter ihren Kindern Ordnung halten wollen, entscheiden oft darum fehlerhaft, weil sie selbst zu viel darein regieren wollen.“ Andrerseits wird doch die besondere Kraft weiblicher Einwirkung gerühmt. „Feinfühlende Frauen verstehen es am besten, die Intensität des Umgangs zu erhöhen.“ Im ganzen fühlt unser Verfasser sehr wohl, daß dem besten erzieherischen Erfolge ein gewisses Verhältnis der Liebe zu Grunde liegen müsse; Liebe aber „beruht auf dem Einklang der Empfindungen, und auf Gewöhnung“. Und jedenfalls darf der Erzieher nicht die innere Jugendlichkeit verloren haben. „Das eben ist das Unglück der Erziehung, daß so manches schwache Licht, was in der zarten Jugend glimmt, bei den Erwachsenen längst völlig verloschen ist, daher sie nicht taugen, es zur Flamme anzufachen. Nichts aber wird dem Erzieher besser den rechten Schwung bewahren, als daß er mit edel angelegten Naturen sich begegnet.“ „Kein größeres Glück für den Pädagogen, als häufige Bekanntschaft mit edlen Naturen, welche ihm die Fülle der jugendlichen Empfänglichkeit offen und unverkümmert darlegen.“ Und dann ein gewichtiges Wort über die Bedingung erzieherischen Erfolgs überhaupt: „Nur so weit reicht die Kraft der Zucht (und das ist bei Herbart eben die persönliche und positive Einwirkung), wie die entgegenkommende Einstimmung des Zöglings.“ So unterscheidet er auch den „Akzent“ dieser bildenden Zucht von dem Akzent der bloßen Regierung, und während

er diesen „kurz und scharf" will, soll jener „gedehnt, anhaltend, langsam eindringend und allmählich ablassend" sein.

Doch wir empfangen noch zahlreiche bestimmtere Winke über das Verhältnis zwischen Erzieher und Zögling, und über des ersteren Eigenschaften und Maßnahmen. Vor allem die schön gefaßte Forderung: „Man habe Sinn für alles, was die Menschheit und Jugend Anziehendes besitzen können. Der Melancholische, dem dieser Sinn stumpf geworden, meide lieber die Jugend; sie versteht nicht einmal, ihn mit gebührender Nachsicht zu betrachten. Nur wer viel empfangen und eben darum viel wiedergeben kann, der kann auch viel entziehen." „Daß das rechte pädagogische Interesse nichts Abgesondertes ist," wird anderswo betont; es ist vielmehr „nur eine Äußerung unseres ganzen Interesses für Welt und Menschen". Und erst eine in sich reiche Persönlichkeit kann der wirklichen Aufgabe recht genügen; müssen doch „abwesende, historische, poetische Personen Leben erhalten von dem Leben des Lehrers". Andrerseits ist alles dasjenige „gefährlich, was gegen die Person des Erziehers das innere Herz des Zöglings erkältet"; und es wird mit Recht darauf hingewiesen, daß ja gewissermaßen die immer wieder gegenübertretenden „Persönlichkeiten mit jedem Wort, mit jedem Anblick sich vervielfältigen." Zugleich kostet es „beim Erziehen viel Mühe, den Kindern stets unter gleichen Umständen die gleiche Stirn zu zeigen". Im ganzen ist der „pädagogische Takt" — namentlich auch der richtig vorausempfindende Takt" etwas so wenig Selbstverständliches oder Alltägliches, daß er vielmehr als „das höchste Kleinod für die pädagogische Kunst" bezeichnet wird. Um so gewöhnlicher sind Verfehlungen verschiedener Art. Dazu gehört: „mit verkehrtem Diensteifer die Wohltaten anrechnen, wo der andere nur Übel empfindet." Es gehört dazu auch „jeder entbehrliche Aufwand von Gewalt, durch welche man . . . . den Frohsinn stört". Wird doch damit „zugleich gestört die künftige heitere Erinnerung an die Kindheit und der heitere Dank, der allein wahrhaft dankt". Ferner: „Nur kein langes Schmollen, keine künstliche Gravität, keine mystische Verschlossenheit! Und vor allem keine geschminkte Freundlichkeit! Das Gerade muß allen Bewegungen bleiben." Kläglich ist es offenbar, wenn etwa der zum Privaterzieher Berufene „durch eine kleine Herrschaft (über die ihm anbefohlenen Kinder) für den Druck von außen (den er seinerseits zu erleiden hat) sich einigermaßen entschädigen" will.

Welches im besonderen die Sprache des Erziehers sein soll, darauf kommt noch verschiedentlich die Rede. Hierher mag schon die Stelle gezogen werden, wo gewarnt wird „vor solchem Herabsteigen, worüber

des Kindes Emporsteigen gehemmt werden würde", wenn diese Stelle auch nicht allein der Sprache gilt. Auch der Hinweis, daß in Wirklichkeit „Männer nicht einmal den weiblichen Stil nachahmen können, wie viel weniger den kindlichen"! Einer naheliegenden Verkehrtheit vieler Erzieher wird mit den Worten gedacht: „Kleinlich erscheint es, unbedeutende Dinge mit großen Worten zu verbrämen." Und auch der Ausspruch mag hier angezogen werden: „Alle Monotonie, alles Matte muß aus der Zucht (im obigen Sinne) verbannt bleiben." Weit zusammenhängender aber und bestimmter hat Herbart sich in folgenden schönen Ausführungen geäußert: „Die Umstände entscheiden, ob viel oder wenig Sprache nötig sei. . . . Ein verschlossenes Gemüt, das niemals redend überflösse, ein unbehilfliches Organ ohne Tiefe und Höhe, ein Ausdruck ohne Mannigfaltigkeit der Wendungen, unfähig den Unwillen mit Würde und den Beifall mit froher Innigkeit auszusprechen, würden den besten Willen im Stiche lassen. . . . Es gibt viel zu reden bei der Erziehung und manches zu extemporieren, was zwar des künstlichen Schmuckes, aber nicht ganz der Form entbehren kann. Wie oft ist Nachdruck nötig, der frei sein muß von Härte! Woher nähme man ihn, als durch eine überraschende Wendung?" usw. Besonders trefflich und beherzigenswert sind dann Herbarts Urteile über die Anwendung von Beifall und Tadel. „Verdienter Beifall, im stillen, aber reichlich und aus vollem Herzen gespendet, ist die Feder, an welche sich die Kraft eines ebenso reichlichen, sorgfältig abgemessenen und durch die mannigfachen Wendungen nachdrücklichen Tadels stemmen muß." „Nicht eher kommt die Zucht in den rechten Schwung, als nachdem sie Gelegenheit gefunden hat, dem Zögling sein besseres Selbst durch einen tief eindringenden Beifall (nicht aber Lob!) hervorzuheben. Erst dann findet der Tadel offene Ohren, wenn er aufgehört hat als eine Minusgröße allein zu stehen; er muß nur den schon gewonnenen Beifall zum Teil aufzuheben drohen. So fühlt auch nur derjenige den Nachdruck innerer Vorwürfe, welcher zur Achtung vor sich selbst gekommen war und hiervon etwas zu verlieren fürchtet." „Das Selbstgefühl . . . muß den Grad erreichen, daß der Tadel sich daran stemmen könne." „Durch verdienten Beifall zu erfreuen, ist die schöne Kunst der Zucht." Andrerseits „gibt es auch eine traurige Kunst, dem Gemüt sichere Wunden beizubringen . . . Sie ist oft unentbehrlich, wenn die einfache Ansprache ein stumpfes Ohr trifft. Durchaus aber muß ein Zartgefühl sie beherrschen und zugleich entschuldigen," und man muß „beleidigende Härten vermeiden". „Ein Knabe von zarter Anlage kann tief leiden, er kann im stillen leiden, es können sich Schmerzen eingraben,

die noch in den männlichen Jahren gefühlt werden." Anderswo wird davor gewarnt, daß man „dem Druck die Stärke gebe, die nur dem Stoß gebührt". Es wird auch auf die Wichtigkeit der Wahl des rechten Augenblicks hingewiesen: „Wo man eine starke Sprache führen und mit einer gewissen Vollständigkeit tadeln will, da wähle man Momente, die eine gewisse Übersicht, eine Revision längerer Reihen von Vorfällen veranlassen können; man erhebe sich über das einzelne" usw. Endlich auch noch die beherzigenswerte Warnung: „Wenn der Erzieher einmal dem, was dem Zögling reiner Ernst ist, wegwerfend begegnet, so kann es ihm den Erfolg langer Arbeit kosten." Und was die Strafen betrifft, so neigt Herbart einer auch von vielen anderen Pädagogen vertretenen Anschauung zu, indem er sagt: „Die erziehende Strafe muß das Willkürliche möglichst vermeiden und sich, wo sie kann, ganz an die natürlichen Folgen menschlicher Handlungen halten." Dann aber noch ein Wort von zarteren Mitteln: „Häufige Erinnerung und immer zartere Warnung leistet den Dienst, mehr stetige, gleichmäßige Aufmerksamkeit in die Selbstbeobachtung (des Zöglings) zu bringen." Alles das mag zu dem Gedanken zurückführen: „Die Kunst der Zucht ist nur eine Modifikation der Kunst des Umgangs."

Interessant muß es wohl auch sein, wie unser Autor über die Bedeutung der Aufsicht in der Erziehung urteilt; er tut es nicht bloß mit kurzer Andeutung, aber mit mehr Zurückhaltung oder Besorgnis vor Widerspruch, als wir heutzutage nötig finden würden. Hier spricht er sich für den kräftigen Gedanken aus, „daß Knaben und Jünglinge gewagt werden müssen, um Männer zu werden"; und er führt ferner unter anderm aus, wie „genaue und stetige Aufsicht die Kinder abhält, ihrer selbst inne zu werden, sich zu versuchen und tausend Dinge kennen zu lernen, die nie in ein pädagogisches System gebracht, sondern nur durch eigenes Aufspüren gefunden werden können"; wie darüber „der Charakter entweder schwach bleiben oder verschroben werden wird, je nachdem der Beobachtete minder oder mehr Auswege fand". Doch wird dieser Abwehr einer grundsätzlich festgesetzten Aufsicht die Beschränkung angefügt: „Dies paßt wenig auf die frühesten Jahre, und ebensowenig auf kürzere Perioden besonderer Gefahr, welche allerdings Aufsicht zur strengsten Pflicht machen können." Doch indem er auf seine grundsätzliche Stellung zurückkommt, heißt es weiter: „Will man Aufsicht als Regel, so fordere man von denen, die unter solchem Druck heranwachsen, keine Gewandtheit, keine Erfindungskraft, kein mutiges Wagen, kein zuversichtliches Auftreten; man erwarte Menschen, die ... sich allem entziehen, was hoch und selten, allem hin-

geben, was gemein und bequem ist." Aber noch eine Cautel wird angeschlossen: man glaube darum noch nicht, Charaktere zu ziehen, wenn man seine Kinder möglichst wild herumlaufen lasse! „Erziehung ist ein großes Ganze unablässiger Arbeit; es hilft nichts, bloß einige Fehler zu vermeiden."

Zum Unterricht zunächst einiges Allgemeinste. Daß derselbe „tiefer als Erfahrung und Umgang in die Werkstätte der Gesinnungen dringe", ist Herbarts grundlegende Überzeugung. Soll der Unterricht möglichst zum Spiel gemacht werden? oder soll er ausdrücklich dem Charakter des Spieles möglichst entgegengesetzt sein? Nach unserm Autor keins von beidem; nach ihm läßt sich der rechte Lehrer „nicht verleiten, den Unterricht in Spiel, oder hinwiederum ihn absichtlich in Arbeit zu verwandeln". Als wichtiges „Vehikel" des Unterrichts wird ausdrücklich auch „Gespräch" zwischen Lehrer und Schüler, „angesponnen und im Gang erhalten durch eine freie Lektüre," gewürdigt. Und zum öfteren wird die Bedeutung der allgemeinen Stimmung betont: „Nach der Stimmung, worin die Jugend versetzt und erhalten wird, richtet sich die innere Verarbeitung der Gaben des Unterrichts." Die eigentliche Aufgabe alles Unterrichts bleibt jedenfalls die erzieherische. Der Erzieher darf „nicht zum Lehrmeister hinabsinken". „Und wenn die Lehrstunden nicht mehr erziehen, so zieht alsbald alles Gemeine der Umgebung den Knaben zu sich herunter." Hier ist denn auch des so oft zitierten Wortes zu gedenken: „Langweilig zu sein ist die ärgste Sünde des Unterrichts." Aber es steht nicht so nackt da; es wird ergänzt durch den schönen Hinweis: „Sein (des Unterrichts) Vorrecht ist es, Steppen und Moräste zu überfliegen; kann er nicht immer in angenehmen Tälern wandeln, so übt er dagegen im Bergsteigen und belohnt durch die großen Aussichten."

Natürlich muß, solchem Ziele zu entsprechen, „der Lehrer reich sein an allerlei Wendungen, er muß mit Leichtigkeit abwechseln, sich in die Gelegenheit schicken, und eben indem er mit dem Zufälligen spielt, das Wesentliche desto mehr hervorheben." Er muß „aus der Zeit das Licht der Vergangenheit holen und den Begriffen das unsinnliche Reich eröffnen". Schön ist es, wenn er selbst durch den Inhalt seines Unterrichts sich mit emporgehoben fühlt: „Ist's etwa ein Geringes, daß die Begeisterung des Lehrers durch die Wahl des Lehrstoffs unterstützt werde?" Möchte nur „jede gesuchte Manier aus dem Unterricht wegbleiben! . . . Der Scherz wie das Pathos, die geschliffene Sprache wie der scharfe Akzent, alles wird widrig, sobald es als willkürliche Zutat erscheint und nicht aus der Sache und der Stimmung hervorgeht." Im ganzen freilich

ist „Manier zwar nirgends willkommen, aber sie findet sich doch überall; wie könnte sie ausbleiben? Jeder Mensch bringt sie mit seiner Individualität herbei." „An sich unangenehm und drückend sind alle Manieren, welche den Hörer bloß passiv machen." „Diejenige Manier ist die beste, welche am meisten Freiheit gibt innerhalb des Kreises, den die vorliegende Arbeit zu bewahren nötigt." Im übrigen „hat jeder seine Weise, welche er nicht zu weit verlassen kann, ohne die Leichtigkeit zu verlieren". Spott natürlich verdient diejenige Art von Pädagogen, die „Methoden posaunt, wenn sie neue Spielereien erfunden hat".

Andererseits ist ja Herbart selbst der Mann der sehr bestimmten und originalen Methode. Was er über „Sauberkeit" und über „Artikulation des Unterrichts" sagt und wie er es meint und ausführt, soll, ebenso wie das gesamte eigentümliche Schema seiner Didaktik, hier nicht auseinandergelegt werden: das ist eben nicht der Zweck unserer Zusammenstellung. Hören wir ihn wenigstens zu einem Punkte, der immer wieder den Streit der Meinungen hervorgerufen hat. Gegenüber der Behauptung, „das Nahe sei für Kinder das Deutliche" und müsse vor allem den Inhalt ihres Unterrichts bilden, ruft Herbart aus: „Was heißt hier nahe? Sieht man nicht die Weite zwischen dem Kinde und dem Erwachsenen? Sie ist so groß wie die Zeit, deren lange Folge uns auf den gegenwärtigen Punkt der Kultur (und des Verderbnisses!) trug." Anderswo freilich: „Der Unterricht knüpfe gern an das Nächste an. Aber man erschrecke auch nicht, wenn das, was er daran knüpft, durch weite Räume und Zeiten von uns getrennt liegt. Die Gedanken reisen schnell und der Besinnung liegt nur das weit entfernt, was durch viele Mittelbegriffe ... getrennt ist." „Und sollten wir uns verhehlen, wie oft der Raum in Beschreibungen und Zeichnungen lieblicher beleuchtet ist als der gegenwärtige, wie viel genügender und erhebender der Umgang mit der Vorwelt als der mit den Nachbarn?"

Ein auf seiner eigenen Linie so fest einherschreitender Denker wie Herbart wird auch in seiner Kritik bestehender Einrichtungen und Gepflogenheiten der Wucht nicht entbehren. Also z. B.: „Mangelhafte Assoziation findet sich gewöhnlich in den Kenntnissen, die auf Schulen erlernt wurden. Denn entweder war nicht Kraft genug in dem Erlernten, um bis zur Phantasie vorzudringen; oder das Lernen hemmte gar den Umlauf der täglichen Phantasien und der Geist erstarrte in allen Teilen." Anderswo spricht er von dem „schweren und zerstörenden Druck des gewöhnlichen Lateinlernens". Und wieder an anderer Stelle ruft er aus: „Wer muß nicht bekennen, daß die gewöhnliche Studierart es darauf an-

zulegen scheint, das Gemüt unter der Masse zu beugen! und durch den Ernst der Wissenschaft, ja selbst der gepriesenen Kunst, zu erkälten! und uns von Menschen zu entfremden!" Verächtliche Worte fallen gegen den „gemeinen Schulkram und den Gedankenkreis, der davon zu erwarten ist". Übel kommen auch „die Reden, die theatralischen Übungen" an den Schulen weg, „wodurch zuweilen junge Leute dreist und gewandt gemacht werden. Künste des Scheins können gewinnen durch das alles": diese liegen aber weit ab von der „Kraft, sich selbst darzustellen und festzuhalten".

Was nun mehr das Einzelne betrifft, so erscheint unseres Autors Urteil besonders unabhängig den fremden Sprachen gegenüber. Die Sprachen, als „Zeichen", „interessieren offenbar nur als Mittel dessen, was sie ausdrücken". „Die Zeichen sind für den Unterricht eine offenbare Last, welche, wenn sie nicht durch die Kraft des Interesse für das Bezeichnete gehoben wird, Lehrer und Lehrling aus dem Gleise der fortschreitenden Bildung herauswälzt." „Stemme man sich daher, so lange man kann, gegen jeden Sprachunterricht, der nicht gerade auf dem Hauptweg der Bildung des Interesse liegt. Alte oder neuere Sprachen, das ist einerlei! Das Buch allein hat ein Recht gelesen zu werden, welches jetzt eben interessieren und für die Zukunft neues Interesse bereiten kann." Mit einer „Chrestomathie — welches immer eine Rhapsodie ohne Ziel ist" — soll auch nicht eine Woche verloren werden. (Bekanntlich stehen sich in diesem letzten Punkte Ansichten sowie Gründe bis jetzt ziemlich schroff gegenüber.) Im ganzen darf bei den Sprachen „das Abstrakte nie scheinen selbst zur Sache zu werden". Und was den geschichtlichen Lesestoff betrifft: „Mußte man vergessen, daß hier allenthalben von Menschen die Rede ist, denen Teilnahme gebührt, denen man nur teilnehmende Zuschauer zuführen darf?" Dazu paßt denn auch, daß Herbart der Odyssee einen erzieherisch viel höheren Wert beimißt als der „roheren Ilias", wobei er offenbar an die Fülle von Kampf und Mord und von ungebändigtem Haß denkt. Der Behandlung der Lektüre namentlich gilt es, wenn Herbart auch sonst mehrfach darauf hinweist, wie viel Persönliches zu dem Sachgehalt des Unterrichts hinzukommen müsse, damit dieser erst Wirkung tue, und namentlich auch, daß das im Stoff liegende Persönliche nicht ertötet werden dürfe durch formalistische Behandlung. Also: „Wie jedem Gemälde seine rechte Beleuchtung gehört, so gehört allem, was würdig ist, bemerkt, gedacht, empfunden zu werden, eine eigene Sorgfalt, um es richtig und ganz zu fassen, um sich hineinzuversetzen." Um die jungen

Leser zu wirklicher Teilnahme an Menschlichem zu bilden, gilt es nicht nur den rechten Stoff zu wählen, sondern ihn auch von der richtigen Seite wirken zu lassen. „Das homerische Epos, der platonische Dialog sind nicht zuerst Werke der Kunst und Bücher der Weisheit; sie stellen vor allem Personen dar und Gesinnungen: für diese heischen sie freundliche Teilnahme." „Die Fabel soll uns unterhalten, die Personen aber sollen uns interessieren."

Nun zum Religionsunterricht. „Viel Diskretion erfordert alles, was sich der Religion nähert." „Der erste religiöse Unterricht ist eine höchst einfache Erweiterung des Verhältnisses der Eltern zu den Kindern, wie denn auch die ersten gesellschaftlichen Begriffe von der Familie entlehnt sein werden." „Nie wird Religion den ruhigen Platz in der Tiefe des Herzens einnehmen, der ihr gebührt, wenn ihr Grundgedanke nicht zu den ältesten gehört, wozu die Erinnerung hinaufreicht, wenn er nicht vertraut und verschmolzen wurde mit allem, was das wechselnde Leben in dem Mittelpunkt der Persönlichkeit zurückließ." „Dem Kinde sei die Familie das Symbol der Weltordnung; von den Eltern nehme man, idealisierend, die Eigenschaften Gottes." „Der Jüngling versuche sich in Meinungen" (über religiöse Dinge); aber . . . . sein Geschmack (!) muß rein genug sein, um nimmermehr die Disharmonie erträglich zu finden, welche aus einer Welt ohne sittliche Ordnung . . unvermeidlich hervorgeht." Übrigens, wenn „bei den minder im Denken Geübten", aber „Besseren", „das Steuer des Lebens fast einzig die Religion führt", so „bedürfen doch alle der Religion zum geistigen Ausruhen".

Diese Bemerkungen haben nicht gerade kritischen Charakter, und mögen auch wenig original erscheinen. Sehr bestimmt aber tritt unser Pädagog (um nicht alle seine gelegentlichen Bemerkungen über die sämtlichen Fächer herbeizuziehen) wieder dem Üblichen gegenüber da, wo er auf Lehrpläne überhaupt zu sprechen kommt. Da erklärt er ohne weiteres für „die eitelsten aller Lehrpläne die Schulpläne, welche für ganze Länder und Provinzen entworfen werden". Ein so feinsinniger und so streng unterscheidender Denker wie Herbart möchte natürlich überall dem Individuellen ein möglichst volles Recht eingeräumt wissen. Aber noch in einem andern Punkte kann man von seiner Stellungnahme überrascht werden. Nicht etwa dadurch, daß er auf „Kontinuität" der Lernarbeit überhaupt großes Gewicht legt und von ihr sagt: dieselbe „muß so geartet sein, daß sie ihre nötige Abwechselung im eigenen Rahmen mit sich führt; niemals aber darf sie, dem Wechsel zu Liebe, in eine Rhapsodie ohne Ziel auseinanderfallen", nebst dem spottenden Zusatz: „Hierüber

scheinen die erfahrensten Pädagogen der Erfahrung zu bedürfen", und der Klage über die „zerrissene Stundenordnung in den meisten Lektionskatalogen". Bestimmter fordert er heraus durch die Äußerung: „Man sollte doch wissen, daß unter allen äußeren Bedingungen eines eindringlichen Unterrichts diese die erste und unerläßlichste ist: dem nämlichen Studium täglich eine Lehrstunde zu widmen."

Wie fern liegt heute die Erfüllung einer solchen Forderung! Der junge Denker vor hundert Jahren fühlte sich eben nicht eingeengt durch Rücksichten, wie sie uns nun die Verhältnisse auferlegen. Und wenn seine Stimme es wert ist, auf allen Punkten gehört zu werden, so doch zumeist da, wo er über Allgemeines und Grundlegendes sich äußert, wo er nicht als Organisator spricht, sondern als Träger edler menschlicher Bildung und scharfblickender Kenner seelischer Bedürfnisse. Sein Ideal freilich hat sich nicht als unanfechtbar und unablösbar erwiesen, wie auch sein System das nicht vermocht hat. Das aber hindert nicht, daß man viele seiner Gedanken immer wieder mit Gewinn vernehme. Hatte die Auflösung des originalen Zusammenhangs in unserer Blumenlese immerhin ihr Mißliches, mag sie manchen Kenner verstimmen, so sollte die genommene Freiheit doch dem Autor selbst nicht zum Schaden gereichen, sondern im Gegenteil seiner Wertschätzung auch in weiteren Kreisen dienen. Es wird gegenwärtig über Erziehung von Laien viel geschrieben und viel abgeurteilt. Ich glaube, die Bekanntschaft mit einem pädagogischen Denker aus der Vergangenheit wie Herbart kann zugleich fördern und bescheiden machen.

Armee und Technik.

Von

H. Frobenius.

Der Begriff der „Technik“ ist von Major Schröter in der „Kriegstechnischen Zeitschrift“ zweifelsohne richtig festgestellt worden als „die Gesamtheit aller Hilfsmittel und Verfahrungsweisen, welche den Menschen vermöge seiner geistigen und körperlichen Vorzüge befähigen, die Natur und ihre Kräfte für seine Zwecke dienstbar zu machen“. Die Technik ist die Betätigung alles dessen, was den Menschen vom Tier unterscheidet. Daraus kann man schon sehen, daß diese Definition weit über das hinausgeht, was man im gewöhnlichen Sprachgebrauch darunter versteht, denn danach ist jeder Mensch, der sich künstlicher Eßwerkzeuge bedient, um seinem Körper den zur Krafterhaltung und Verwertung nötigen Heizstoff zuzuführen, ein Techniker, und geschieht dies vor dem erwarteten Kampfe, schon vor Ergreifung des technischen Mordinstrumentes, ein Kriegstechniker. Will man nun nicht den ganzen Bereich der menschlichen Lebensbetätigung und Lebensbedingungen in die Betrachtung ziehen, so bleibt nur übrig, den Begriff einzuschränken, und da dies unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten geschehen kann, ist dabei eine gewisse Willkür nicht zu vermeiden, welche selbstverständlich der Definition auch anfechtbare Schwächen anheftet.

Zweckmäßigerweise schaltet man bei Untersuchung der Beziehungen zwischen Technik und Armee das ganze große Gebiet der Waffentechnik aus, wenn man die Kriegstechnik als „Verwertung aller für Zwecke der Kriegführung nutzbaren technischen Hilfsmittel durch, dank ihrer Vorbildung hierzu geschickte Organe“, bezeichnet. Für die Armee deckt sich dann der Begriff im gebräuchlichen Sinne ungefähr mit dem, was man früher unter Geniewesen verstand, nur, daß der Umfang der beteiligten Organe über die „Geniesoldaten“ weit hinausgewachsen ist, da zwar die Verwertung und Anpassung der immer reichhaltiger zuströmenden technischen Mittel nur durch besondere, hierfür bestimmte Truppenkörper geschehen kann, anderseits aber der fast tägliche, in den verschiedensten Lagen sich geltend machende und schnelle Erledigung heischende Bedarf

technischer Hilfsmittel jeder Truppe ohne Ausnahme den Wunsch erregen muß, sich mit eigener Kraft helfen zu können. Da man mehr und mehr auch die Friedensübungen kriegsmäßig zu gestalten sucht, wird es nicht mehr vorkommen, daß die Pioniere ihre einzige Tätigkeit bei diesen im Aufschlagen von Zelten, Graben von Brunnen, Tränken und Kochlöchern, und im Planieren der Paradeplätze finden müssen, wie es in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an der Tagesordnung war. Aber es ist nicht weniger unkriegsmäßig, wenn man ein Pionier-Bataillon drei Wochen lang dazu verwendet, für Zwecke des Herbstmanövers eine Stellung feldmäßig zu verstärken, um der Infanterie die Arbeit zu sparen. Und das hat sich noch vor drei Jahren in der deutschen Armee ereignet.

Was das „Geschicktmachen" der anderen Waffen zur technischen Selbsthilfe betrifft, so können uns, ihren Lehrmeistern, jetzt die Japaner sehr wohl als Muster dienen, da sie ein sehr einfaches Mittel gefunden haben. Noch im Genuß der von uns übernommenen dreijährigen Dienstzeit, verteilen sie, soweit der Dienst bei der Pioniertruppe es erlaubt, deren dritten Jahrgang unter die Infanterie-Bataillone und gewinnen hierdurch in deren jedem eine Anzahl Vorarbeiter in den allgemein zu verlangenden, einfachen Arbeitsausführungen und zugleich Sondertechniker für Arbeiten, die eine besondere Vorbildung erfordern. Die verhältnismäßig geringe Zahl von Pionieren, welche als geschlossene Kompagnien den Armeekörpern nur zugeteilt werden können, sind schon bei einigermaßen schwierigen Wegeverhältnissen in ihrer Gesamtheit mit größeren Objekten so beschäftigt, daß sie den anderen Truppen keine Unterstützung gewähren können. Diese müssen sich selbst helfen, so gut es geht; und die Geschichte ist reich an Beispielen, daß an dem Mangel technischer Kräfte Unternehmungen gescheitert sind. Anderseits haben nicht weniger oft die Verhältnisse auf dem Kriegsschauplatz dazu gezwungen, die Armeekörper von Pionieren ganz oder teilweise zu entblößen. Jede Maßregel ist deshalb mit Befriedigung zu begrüßen, welche der Selbständigkeit der Truppen in technischer Beziehung zugute kommt.

Die Heeresleitung hat das Ihrige getan, um Infanterie und Kavallerie durch Ausrüstung mit den nötigen Geräten und Werkzeugen zur Selbsthilfe zu befähigen. Das Mitschleppen des Schanzzeuges allein tuts aber nicht; auch das Gewehr würde der Truppe ein Übergewicht über den Gegner nicht verschaffen können, wenn der Soldat nicht in sorgfältigster Weise in seiner Handhabung und Ausnutzung unterwiesen würde. Und die Erfahrung spricht dafür, daß der Spaten, der im Frieden immer sorgsam im Futteral gelassen wird, auch im Kriege keinen Vorteil bringen

kann. Die deutschen Truppenkommandeure, so viele ihrer auch die Unentbehrlichkeit der Befestigung zugeben, haben ihre Scheu bisher nicht überwinden können, die Theorie in die Praxis zu übersetzen; sie trösten sich, da sie ja keine Erfahrung darin sich aneignen, mit dem Gedanken: „Im Notfall haben wir den Spaten bei uns, und die Kerls werden doch das bißchen Bodenschippen fertig bringen, wenn es absolut notwendig werden sollte. Im übrigen werden wir kaum dazu gezwungen sein, denn wir sind immer offensiv, und da ist die Gewöhnung künstlicher Deckung sogar schädlich." Der Japanisch-Russische Krieg hat ja schon manches Vorurteil ins Wanken gebracht, vielleicht öffnen auch in dieser Beziehung die Schlachten in Ostasien unseren Truppenführern die Augen. Sie lassen nicht weniger für den sich verteidigenden Russen, als für den immer und überall angreifenden Japaner die Notwendigkeit erkennen, auch immer und überall zum Spaten zu greifen.

Soviel über die allgemeine Betätigung der ganzen Armee bei einfacheren technischen Arbeitsausführungen, wie sie täglich und häufig unvermutet und mit größter Beschleunigung sich aufdrängen. Nicht weniger wichtig ist die Vorbildung einer für Sonderaufgaben unentbehrlichen technischen Truppe und deren sachgemäße Verwendung. Die andauernde, erstaunliche Entwicklung der Technik führt der Armee und der Kriegführung sozusagen täglich neue Hilfsmittel zu und verpflichtet jede Armee, in deren Ausbeutung nicht zurückzubleiben. Sehr richtig hob die Denkschrift, mit der General v. Goßler zum zweiten Male die Errichtung einer militär-technischen Hochschule in Vorschlag brachte, hervor, daß „die Heeresleitung, welche die Technik für ihre Zwecke in vollkommenster Weise ausnutzt, anderen Armeen gegenüber, die dies versäumen, einen schwer einzuholenden Vorsprung hat." Der Japanisch-Russische Krieg bestätigt dies, denn die Japaner sind den Russen ohne Zweifel auf technischem Gebiete weit überlegen. Ob der Kriegsminister gerade mit seiner „Akademie" das geeignete Mittel gefunden hat, um diesen Vorsprung uns zu sichern, muß erst durch die Leistungen der Hochschule und durch die darauf zu gründende weitere Entwicklung unserer technischen Waffe erwiesen werden. Nachdem sie im Gegensatz zu den Ansichten und Absichten der wichtigsten technischen Behörden einmal ins Leben gerufen worden ist, hat es keinen Zweck, die früher erhobenen Bedenken zu wiederholen, es muß aber hervorgehoben werden, daß mit Schaffung der Schule die als äußerst notwendig nachgewiesene Weiterentwicklung der Organisation der technischen Organe der Armee um keinen Zoll breit vorwärts gekommen, vielmehr der bereits vom Kaiser gebilligte Organisationsplan

des Generals v. d. Goltz in den ersten Stadien der Kristallisation gestört worden ist, so daß das Ingenieur- und Pionierkorps sich genötigt sieht, aus den Trümmern der zerstörten alten und den Bruchstücken der gestörten neuen Organisation mühsam ein neues Fundament zu bilden, dessen Form und Haltbarkeit noch gar nicht vorauszusehen ist.

So richtig es ist, der Vorbildung der technischen Offiziere eine breitere Basis und eine sorgfältigere Ausgestaltung zu geben, wie die sachgemäße Verwertung und Weiterentwicklung der immer reichlicheren technischen Hilfsmittel es fordert, so ist doch nicht zu vergessen, daß nur im Rahmen einer zweckentsprechenden Organisation die erweiterten Kenntnisse der Armee zugute kommen können. Überblickt man den Werdegang des preußischen Ingenieurkorps, so macht man stets und zu allen Zeiten dieselbe Beobachtung: dem großen Diensteifer und Ehrgeiz der Ingenieur-Offiziere ist es immer, auch bei recht mangelhafter Vorbildung, gelungen, ihre technischen Aufgaben zu lösen und den in dieser Beziehung an sie gestellten Anforderungen im vollsten Maße zu genügen; aber sie waren stets, infolge ihrer zu knapp bemessenen Anzahl und des durch die Organisation bedingten häufigen Wechsels aus einem Dienstzweig in den andern, derart mit Dienstobliegenheiten überlastet, daß sie über den Anforderungen des Friedensdienstes keine Zeit und Ruhe finden konnten, um sich für ihre Kriegsaufgaben auch nur oberflächlich vorzubereiten.

Von der Verschmelzung der Ingenieure und Pioniere und von der Aufstellung der 9 Pionier-Abteilungen im Jahre 1816 an hat es das mangelnde Verständnis für die Verwertbarkeit der technischen Waffe verschuldet, daß die Sparsamkeit der Kriegsminister keinen Anstand nahm, bei Reduktionen sie zuerst nnd unverhältnismäßig stark zu beschneiden und bei Verbesserungen sie kümmerlicher zu bedenken. Der Wechsel, den der König im Jahr 1816 für die baldige Verstärkung der aus Sparsamkeitsrücksichten mit nur 2 Kompagnien aufgestellten Abteilungen gegeben hatte, wurde niemals eingelöst, und als bei der Neuorganisation von 1859 die Pionier-Bataillone zu 4 Kompagnien formiert wurden, sparte man noch 4 Kompagnien an dem Verhältnis ihrer Zahl zur Infanterie, das 1816 als notwendig erachtet worden war. Um an Staats-Baubeamten zu sparen, übertrug man Ingenieur-Offizieren nach und nach das ganze Militär-Baugeschäft samt Entwürfen und Rechnungslegung und entzog den Festungen eine Anzahl Offiziere als Bau-Direktoren in offenen Städten, ohne den Etat zu vermehren. Zu dem steten Wechsel zwischen Truppe und Fortifikation, der mit einem steten Neusicheinarbeiten verbunden war, trat diese geisttötende Arbeit, um jede Muße zur Beschäftigung mit

militärischen Wissenschaften zu rauben, so daß Brese im Jahr 1852 sich beschwert: der Mangel an Offizieren habe innerhalb 30 Jahren nur 3 Offizieren den Besuch der allgemeinen Kriegsschule (Kriegsakademie) gestattet, und „die bedenkliche Folge ist die Überbürdung des Einzelnen, durch welche alle Kräfte im Friedensdienst aufgehen, während die Fortbildung für den kriegerischen Beruf in den Hintergrund gedrängt wird".

Diese Klage ist also nicht neuen Datums: schon vor 50 Jahren schrie das Ingenieurkorps und schrieen die Pioniere nach Entlastung durch Arbeitsteilung, um sich in gründlicherer Weise für ihre Kriegsaufgaben vorbereiten zu können. Aber sie fanden kein Verständnis dafür, und die Heeresverwaltung trägt nicht am wenigsten die Schuld daran, wenn der technischen Waffe so lange der Charakter der Baugewerkskaste anhaftete, den sie aus ihrer Vorzeit mit herüber brachte und unter den ihr gebotenen Lebensbedingungen nicht abzustreifen vermochte; hielt man doch sogar für überflüssig, den jungen Nachwuchs des Ingenieurkorps in der Taktik zu unterrichten, und glaubte für die Pioniere eine infanteristische Ausbildung nur so weit treiben zu dürfen, daß sie nicht durch unmilitärische Haltung unangenehm auffielen. Ihre Schießausbildung war gleich Null, da man die miserabelsten Flinten für gut genug hielt, sie in den Krieg zu begleiten, und erst im Jahre 1868 ihre Bewaffnung mit Zündnadelgewehren für angebracht hielt, während man die Infanterie bereits 1848 damit auszurüsten begann.

So ist die technische Waffe von Anfang an das Stiefkind in der Armee gewesen, und was sie Tüchtiges, ja! über Erwarten Bedeutendes geleistet hat, das leistete sie trotz des hartnäckigen Widerstandes, den die Heeresverwaltung ihrem bescheidensten Streben nach besseren Lebensbedingungen immer und immer entgegengestellt hat. Und am Ende gab auch das wieder einen Vorwand, die Behandlung unverändert beizubehalten: daß auf dem dürftigen Boden noch eine so kräftige Pflanze gediehen war.

Es ist keine Frage, daß nach den jüngsten Erfahrungen auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz der Technik ein hervorragender Platz in dem Gesamtorganismus der modernen Armee eingeräumt werden muß. Kein Glied eines Organismus, und sei es das kleinste, kann aber auf die Dauer gedeihen und die ihm zukommenden Funktionen in dem für das Ganze ersprießlichen Umfang erfüllen, wenn es nicht in lebhafter und dauernder Wechselbeziehung dazu steht, wenn es als etwas Nebensächliches ausgeschaltet und eingekapselt oder isoliert wird. Eine solche Isolierung ist aber der technischen Waffe von jeher zu teil geworden, und deshalb war es nicht zu verwundern, wenn sie zwar bei selbständigem Auftreten

wie 1864, Erstaunliches leisten, aber dort, wo sie sich selbsttätig am rechten Orte in die Tätigkeit der anderen Waffen einschalten sollte, wie 1866, beinahe versagen konnte. Weitblickende Kritiker, wie Moltke, haben dafür auch weniger die Waffe als die Truppenführung verantwortlich gemacht, welche dies ihr unwichtig erscheinende Glied des Organismus nicht an der rechten Stelle zur Tätigkeit heranzuziehen verstand. Es fehlte eben nicht nur auf einer, sondern auf beiden Seiten an dem nötigen Verständnis; und daran trägt die Organisation Schuld, welche die technische Waffe nicht sachgemäß und zweckmäßig dem Gesamtorganismus eingegliedert hat, es fehlen sozusagen die Nervenstränge und Blutgefäße, welche die unmittelbare Beziehung zu den anderen Waffen vermitteln.

Nachdem die anfangs in einer Person vereinigten Dienststellungen an der Spitze des Ingenieur-Korps und an der des Allgemeinen Kriegs-Departements getrennt worden waren, bildete das Ingenieur- und Pionier-Korps einen vollständig selbständigen, hierarchisch gegliederten Körper innerhalb der Armee; mit Ausnahme des Kriegsministeriums, welches als Zwischeninstanz in allen pekuniären Fragen einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung des Korps zur Geltung brachte, hatte keine militärische Behörde das Recht oder die Veranlassung, sich mit dessen Angelegenheiten zu beschäftigen: der Dienst sowohl bei den Festungen, als bei den Pionier-Truppen wurde ohne Mitwirkung der Generalkommandos lediglich durch den Korpschef geregelt. Kein Wunder, daß die höheren Truppenführer jedes Interesse an einer Waffe verloren, deren Tun und Treiben sich ihrem Einfluß entzog und überdies wenig kriegerisch erschien. Die einzige Berührung, welche die großen Herbstübungen herbeiführen konnten, wurde beinahe ängstlich vermieden, da man die Hilfeleistungen der Pioniere während der Kriege von 1813—1815 ebenso wie die Unbequemlichkeiten, welche bisweilen aus dem Mangel an technischen Truppen und technischem Material den Operationen erwachsen waren, bald vergessen hatte, die Pioniere mit ihrem unvermeidlichen Train als eine Last empfand und deshalb die Dispositionen für die Manöver so traf, daß man ihrer entraten konnte.

Sparsamkeit und Scheu vor dem Impediment des Trains veranlaßten, daß im Jahr 1849 die am Feldzug in Dänemark teilnehmende Pionier-Kompagnie kein Brückengerät mitnehmen durfte, obgleich man das Kriegstheater mit seinen zahllosen Wasserläufen sehr wohl kannte; und das zwang in der Folge zur Improvisation eines Brückentrains, weil man sich überall durch Hindernisse aufgehalten sah, deren zu viel Zeit raubende Überwindung dem weichenden Feinde immer rechtzeitigen Rückzug sicherte.

Mangelnde Kenntnis des Wertes der Pioniere für den Vormarsch der Armee veranlaßte sogar, daß diese einzige Kompagnie während des größten Teiles des Feldzuges daran gar nicht teilnahm, sondern bei Düppel Schanzen erbaute. Ganz überraschend trat im Jahr 1864 die außerordentliche Leistungsfähigkeit der technischen Waffe in den Vordergrund, da die Erfolge des Krieges lediglich mit ihrer kräftigen Hilfe errungen wurden. Aber sowohl bei der Belagerung von Düppel als bei dem Übergang nach Alsen stand sie außerhalb des Truppenverbandes, leistete ihre Hilfe als eine zum Teil wohl vorbereitete, zum Teil auf dem Gebiet des Festungskrieges, das man gewöhnt war, ihr und der Artillerie allein einzuräumen. Sie hatte ihre miltärische Tüchtigkeit bewiesen, aber zu jener kameradschaftlichen Hilfe im Drang der Schlacht, welche die anderen Waffen so eng verbindet, war keine Gelegenheit gewesen, und erst der Feldzug von 1866 brachte Situationen, welche eine solche Unterstützung äußerst wertvoll machten.

Und gerade in diesem Kriege sehen wir die Mängel der Organisation klar und eindringlich hervortreten. Zwar hat der Verlauf der Operationen und die Gestaltung des Kriegsschauplatzes ihr keine Gelegenheit zu so ausgezeichneten Leistungen geboten, wie der Feldzug von 1864, aber ihre Tätigkeit war immerhin nicht unbedeutend. Das erhellt schon daraus, daß sie neben zahlreichen Zerstörungen von Brücken und Eisenbahnen und neben der Reparatur vieler Eisenbahnbrücken die Herstellung von 114 Übergängen für die Truppen umfaßt. Aber diese Tätigkeit ist ihr, als eine selbstverständliche, von der Armee nicht hoch angerechnet worden, wohingegen das Versagen in der Schlacht bei Königgrätz ihr ein gut Teil der 1864 errungenen Hochachtung wieder entrissen hat: von 36 Pionier-Kompagnien, welche den 3 Armeen beigegeben waren, wurden bereits vor der Schlacht 12 dauernd abkommandiert, darunter 3 zum Etappendienst; 9 ließen die Korpsführer als Bedeckung von Train, Bagage und Brücken, 2 infolge eines Mißverständnisses zurück, und von den 13 Kompagnien, welche das Schlachtfeld betraten, kamen kaum 8 zur Verwendung. Im besonderen hatten die 3 Divisionen der Elb-Armee, welche über 3 Kompagnien und 2 leichte Brückentrains verfügten, als die Bistritz ihren Vormarsch hinderte, nur ein Detachement von 40 Pionieren mit 3 Brückenwagen zur Hand und blieben deshalb auf einen einzigen Übergang angewiesen, da der Rest der Pioniere, an den Schluß der Kolonne verwiesen, zu spät eintraf, um noch Hilfe leisten zu können. Und nicht anders auf dem linken Flügel, bei der 2. Armee, wo überhaupt 3 Kompagnien, und zwar als Infanterie, zur Tätigkeit kamen, während die Hilfe fehlte, um das Hindernis der Trotinka und der Trotina zu überbrücken.

Moltke selbst hat festgestellt, daß an diesem Versagen der Pioniere alle beteiligten Faktoren Schuld tragen: die Führer der Armeen und Korps hatten versäumt, die ihnen zugeteilten Ingenieur-Offiziere von der geplanten Schlacht in Kenntnis zu setzen (erhielt der bei dem großen Hauptquartier befindliche Korpschef doch überhaupt keine Mitteilung von dessen Aufbruch und wohnte infolgedessen der Schlacht gar nicht bei), diesen war dadurch die Möglichkeit benommen, rechtzeitig zu disponieren; den Pionieren war zum großen Teil ein Platz in den Marschkolonnen zugewiesen, der es ihnen unmöglich machte, die Hindernisse, auf welche die Spitze stieß, zu beseitigen; die bei den Stäben befindlichen Ingenieur-Offiziere waren nicht bemüht, nach baldiger Erkennung der Sachlage persönlich zu versuchen, die Pioniere vorzuziehen und zur Verwendung zu bringen, sie haben sich meist um deren Verbleib gar nicht gekümmert; die wenigen, mit den Avantgarden das Gefechtsfeld erreichenden Kompagnien zeigten wenig Verständnis für die taktische Lage und griffen zu dem minderwertigen Gewehr, anstatt ihr technisches Können zur Unterstützung der hart ringenden Infanterie einzusetzen. Die Pioniere erschienen als Fremdkörper in dem Organismus der Armee; es fehlte vollständig das gegenseitige Verständnis.

Aber die treffende Kritik des Generalstabschefs wurde der Armee nicht bekannt, und die Heeresleitung ergriff keine Maßregeln, um Abhilfe zu schaffen; noch erschien ihr die technische Waffe zu nebensächlich. Denn im Jahr 1870 wiederholten sich genau dieselben Fehler. Major Kunz hat in seinen „kriegsgeschichtlichen Beispielen" Heft 18 gezeigt, daß beiderseits nichts in der Zwischenzeit gelernt worden war. Man ließ bei Wörth die Infanterie an die angestaute Sauer anrennen, ohne daran zu denken, daß die technischen Kräfte zur Hand waren, um den Übergang zu erleichtern und die Opfer zu sparen, welche er tatsächlich gefordert hat; und die Pioniere waren genau wie 1866 geneigt, nach vorn durchzugehen und lieber zum Gewehr als zum Spaten zu greifen. Es ließen sich aus diesem Feldzuge noch viele Beispiele, wie Weißenburg, Gravelotte und andere anführen. Man könnte aber auch die durch General v. d. Goltz eingeführten großen Pionier-Übungen auf strategisch-taktischer Grundlage hier vorführen, um zu zeigen, wie mangelndes Verständnis die hierzu herangezogene Infanterie nach glücklichem Rückzug über die von den Pionieren geschlagene Brücke schleunigst ihren Marsch ohne Rücksicht auf jene fortsetzen ließ, die doch nun im Feuer der nachdrängenden Feinde ihre Brücke wieder abbrechen mußten; oder wie die Pioniere es versäumten, die nötigen Übersetzmittel für die am andern Ufer verbliebene Nachhut bereit zu stellen,

wenn sie die vom Gros überschrittene Brücke schleunigst abbrachen. Die große Bedeutung gemeinschaftlicher Übungen wird dadurch in das rechte Licht gestellt.

Je mehr die Technik in den Vordergrund tritt, je mehr sich die Überzeugung aufdrängt, daß ihre starke Hilfe in keiner Kriegslage mehr zu entbehren ist, desto dringender wird die Lösung der Aufgabe für die Heeresleitung, das gegenseitige Verständnis zwischen der Armee und der technischen Waffe nach Möglichkeit zu fördern. Weder die Vermehrung der Pioniere noch die Aufstellung von Sonderformationen, wie Eisenbahner-, Telegraphen- und Luftschiffer-Truppen, so dringend notwendig sie anderseits waren, können in dieser Beziehung helfen, sondern nur die vollkommenste Vertrautheit der Führer mit den Lebensbedingungen, der Leistungsfähigkeit und der Nutzbarkeit der technischen Mittel und Kräfte. Dazu bedarf es aber der organischen Verbindungen zwischen Armee und technischer Waffe, welche augenblicklich vollständig fehlen. Dies ist ein alter Gedanke, der den ersten Organisatoren des Ingenieurkorps durchaus nicht entgangen ist, denn schon im Jahr 1816 wurden in den Entwurf zur Verteilung der Ingenieur-Offiziere auf die verschiedenen Dienststellen deren 17 für Kommandierung zu den Generalkommandos und für besondere Aufträge aufgenommen. Nur der Mangel an Offizieren ließ von dieser Zuteilung zu den Stäben der Korps Abstand nehmen. Und in der Folgezeit ist der Gedanke immer wieder aufgetaucht. Oberst Kloß brachte als Chef der Ingenieur-Abteilung im Kriegsministerium ihn im Jahr 1866 unter dem Eindruck der jüngsten Erfahrungen in der Form zur Geltung, daß er bei jedem Generalkommando einen Ingenieurstab bilden und dagegen die Festungs- und Pionier-Inspekteure bis auf einen General in Fortfall bringen wollte, und General v. Kameke kam dem gegenüber, als er an die Spitze des Ingenieurkorps gestellt wurde, auf einen früheren Vorschlag zurück, den Stäben der Generalkommandos je einen Major oder älteren Hauptmann des Ingenieurkorps beizugeben, um in derselben Weise die technische wie alle anderen Waffen bei dieser Behörde schon im Frieden zu vertreten und das gegenseitige Verständnis zu vermitteln.

Nach den bisherigen Mobilmachungs-Bestimmungen wird dem Stabe jedes Hauptquartiers ein Ingenieurstab beigegeben, und zum Stabe jedes Korps tritt der Bataillonskommandeur des betreffenden Pionier-Bataillons, da ja die ins Feld rückenden 3 Kompagnien selbständig sind und der Bataillonsverband sofort aufgelöst wird. Alle diese Offiziere treten mit der Mobilmachung, bezw. dem Tage ihres Übertritts zu den Stäben in

ein vollständig neues, ihnen ungewohntes Verhältnis, auf das sich in sachlicher und persönlicher Hinsicht (letztere ist ohne Zweifel für diese Stellung sehr wichtig und ausschlaggebend für die Wirksamkeit des Ingenieuroffiziers) vorzubereiten ihnen jede Gelegenheit und auch die Zeit gefehlt hat, da ihre bisherigen dienstlichen Funktionen diese vollständig beanspruchten. Da es nun im Kriege nicht mehr, wie wohl früher, darauf ankommt, daß der Offizier sich, so gut oder so schlecht es geht, mit seiner Dienststellung abfindet, sondern da zur Zeit von jedem, und zuerst von den Offizieren bei den Stäben die Höchstleistung verlangt werden muß, ist es nicht mehr als billig und allein dem Interesse der Armee entsprechend, daß die technische Waffe genau in derselben Weise schon im Frieden in den Stäben vertreten ist, wie die anderen Waffen. Nur dann kann man gleichhoch stehende Leistungen von ihren Vertretern verlangen. Und je mehr Gewicht auf die zweckmäßige Verwertung der Technik gelegt werden muß, desto dringlicher wird die Forderung, ihren Vertretern dieselbe Kriegsvorbereitung zu gewähren und endlich von dem System der Improvisation abzugehen, das nirgends weniger am Platze ist.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß in der ständigen Zuteilung von Ingenieur-Offizieren zu den Stäben das einfachste und wirksamste Mittel zu finden ist für die Erweckung des Interesses und Verständnisses der kommandierenden Generale für die Pioniere und ihre Leistungen. Bisher wurden die Herbstmanöver wohl vorwiegend mit alleiniger Rücksichtnahme auf die wünschenswerte ausgiebige Tätigkeit der Infanterie, Kavallerie und Feldartillerie angelegt. Selbst auf die Betätigung der Fußartillerie wurde auf des Kriegsherrn Wunsch eher Rücksicht genommen als auf die der Pioniere, und infolgedessen gab es für diese kaum eine Gelegenheit, sich zur Geltung zu bringen. Wie sollte auch der Chef des Stabes, welcher die Entwürfe anfertigt, darauf verfallen, anders zu handeln, da er keinen Ratgeber zur Seite hat, der ihn auf Geländeverhältnisse aufmerksam macht, die sich mit Hilfe der Pioniere besonders interessant und lehrreich ausnützen lassen, da ihm keine Auskunft zur Hand ist, was die zu beteiligenden Pionierkompagnien zu leisten imstande sind, was sie an Gerät, was an Zeit und Vorbereitung brauchen usw. Kein Wunder, daß er sich nicht gern mit Verhältnissen befaßt, in denen er sich nicht sicher fühlt. Und gerade die Manöver sind wohl die einzige Gelegenheit, um durch kriegsmäßige Verwendung der Pioniere die Fühlung zwischen den Waffen herbeizuführen, der Infanterie das Vertrauen zu wecken, daß die Pioniere rechtzeitig zur Stelle sein werden, wo es gilt, über schwierige Situationen hinwegzukommen oder in ihnen auszuharren,

und anderseits Ingenieure und Pioniere zum Verständnis der taktischen Situation zu erziehen, ihnen das selbständige Sehen, Beobachten und Helfen zur Gewohnheit zu machen. Nicht gering anzuschlagen ist aber auch der Vorteil, welcher den durch das Kommando zu den Stäben mit der Truppenführung und den anderen Waffen in unmittelbare Berührung gebrachten Offizieren für ihre eigene Ausbildung für höhere Stellungen erwächst. Die Geschichte lehrt, daß diejenigen Ingenieuroffiziere das beste im Interesse ihres Korps geleistet haben, welche nicht ständig in ihm Verwendung fanden, sondern Gelegenheit hatten, sich außerhalb und womöglich seiner Einflußsphäre entzogen, zu betätigen.

Ich habe mir hier nicht zur Aufgabe gestellt, Ratschläge für die Wiederaufnahme der durch Goßlers Akademie und durch v. d. Goltz' unerwartete Entbindung von seiner Stellung als Korpschef so jäh unterbrochenen und in ihren Anfängen zertrümmerten Neuorganisation zu geben. Der zur Zeit an dieser Stelle stehende Offizier ist einer von den nach auswärts gegangenen und zurückgekehrten, denen meiner Ansicht nach ein gut Maß mehr Vertrauen entgegengebracht werden kann, als den Generalen des Korps, die von einem Adjutantenschemel auf den anderen immer im Bereich des Korps emporgestiegen sind. So wichtig die Frage der Organisation im großen und ganzen auch jedenfalls ist, sie ist nicht so schnell zu lösen. Was aber einen längeren Aufschub nicht gestattet, ist die Förderung des Verständnisses zwischen der Armee und der technischen Waffe, denn mag letztere noch so tüchtig ausgebildet, noch so vorzüglich ausgestattet werden, ihre Leistungsfähigkeit wird nicht zur Geltung kommen, wenn die Hand, welche das Instrument führen soll, dazu nicht geschickt gemacht worden ist. Und deshalb sollte man nicht länger zögern, der technischen Waffe in Gleichstellung mit den anderen Waffen Stellen bei den Stäben der Generalkommandos einzuräumen!

Nochmals zur Ansiedlungsfrage in den Ostmarken.

Von
W. v. Massow.

Bei der Eröffnung des preußischen Landtags wurde allgemein die Ankündigung einer neuen Vorlage zur Förderung des Ansiedlungswerkes in den Provinzen Posen und Westpreußen erwartet. Die Thronrede hat diese Erwartung enttäuscht. Sie beschränkte sich auf eine Mahnung an die deutschen Besitzer, „in höherem Grade als bisher sich ihrer nationalen Pflicht bewußt zu werden, ihren Besitz treu und zähe zu verteidigen und dem deutschen Volkstum zu erhalten.“ Es wäre ein schweres Unrecht, den Wert und die Bedeutung dieser Mahnung zu verkennen oder herabzumindern. Daß sie in der Thronrede offen ausgesprochen wurde, gibt ihr ein außerordentliches Gewicht. Aber sie kann nicht das einzige Fundament bilden, auf dem wir das Gebäude des Deutschtums im Osten aufrichten. Es ist in gewissem Sinne sehr anerkennenswert, daß in der Tagespresse das Verhalten der Deutschen, die ihren Besitz in polnische Hände übergehen ließen, mit rücksichtsloser Schärfe gegeißelt wird. Die allgemeine Verurteilung, der eine solche Handlungsweise begegnet, bedeutet einen großen Fortschritt gegen frühere Zeiten, wo solche Verkäufe unbeanstandet hingingen und als ganz selbstverständlich angesehen wurden.

Der Politiker, der etwas schaffen und eine Idee in Wirklichkeit umsetzen will, darf sich nicht dabei beruhigen, daß er die öffentliche Meinung für diese Idee gewonnen hat. Ihm darf nichts Menschliches fremd sein, um die Gründe einer Erscheinung im Staatsleben festzustellen und unliebsamen Symptomen durch wirksame Heilmittel zu begegnen. Die Weckung des nationalen Ehrgefühls und die schroffe Verurteilung jedes Verrats an der nationalen Sache darf für den praktischen Politiker kein Hindernis sein, nebenbei von Fall zu Fall zu prüfen, welche besonderen sachlichen Gründe den Verkäufer deutschen Grundbesitzes zu seiner verhängnisvollen Handlungsweise getrieben haben. Solche Untersuchungen führen darauf hin, daß es besondere Zwangslagen gibt, in denen die Gedankengänge, auf die wir aus nationalen Gründen Wert legen, doch zuletzt durch höhere Gewalt in den Hintergrund gedrängt werden. Mit Rücksicht auf bekannte Fälle mag hier nur angedeutet werden, daß z. B.

ein Ehrenmann zwar jedes Opfer bringen kann, solange er persönlich über eigenen Besitz frei verfügt, daß aber die Lage sich sofort verschiebt und der schwerste Pflichtenkonflikt da ist, wenn er der verantwortliche Verwalter fremden Eigentums, der Vertreter ihm anvertrauter Interessen ist. Ein solcher Konflikt berührt unter Umständen die bürgerliche Ehre des Handelnden in ihrem Kern, und die Lage ist in Wirklichkeit so, daß die edelsten Beweggründe den Mann nicht entlasten können, der als Vertrauensmann fremder Interessen an etwas anderes gedacht hat als an den Vorteil seiner Schutzbefohlenen.

Gibt es also solche Konflikte und hat andererseits der Staat ein dringendes Interesse daran, seinen Standpunkt unter allen Umständen zur Geltung zu bringen, dann bleibt nur eins übrig: der Staat muß durch Geltendmachung seiner höheren Gewalt, d. h. in solchem Falle durch Gesetz, dem einzelnen die moralische Verantwortung abnehmen, die ihn hindert, seine Entscheidung in Konfliktsfällen so zu treffen, wie es dem Staatsinteresse entspricht.

Schon diese Erwägung führt zu der Forderung, daß die Mahnung zur nationalen Pflichttreue durch ein Vorgehen mit den Mitteln der Gesetzgebung gestützt und ergänzt werden muß.

Es wäre also zu wünschen, daß der preußische Landtag sich dessen versichert, was etwa von der Regierung geplant wird, und nötigenfalls auf dem Wege des Initiativantrags vorgeht. Ich begrüße es unter solchen Umständen mit Freuden, daß es gerade ein Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses ist, der im Dezemberheft dieser Monatsschrift mit treffenden Ausführungen die Lage in den Ostmarken geschildert und positive Vorschläge zur Abhilfe gemacht hat. Ich halte es für sehr notwendig, daß es nicht bei diesem einen Hinweis bleibt, sondern mit allem Nachdruck die Bedeutung dieser Vorschläge und die Dringlichkeit der Ausführung solcher oder ähnlicher Maßnahmen betont wird. Deshalb soll hier noch einmal die Aufmerksamkeit der Leser der „Deutschen Monatsschrift“ auf die Frage gelenkt werden.

Über die Vorschläge des Herrn von Dewitz empfinde ich um so lebhaftere Genugtuung, als sie in der gleichen Richtung liegen, die ich in meinem Buche über die Polenfrage („Die Polen-Not im deutschen Osten“, Berlin 1903, Alexander Duncker) eingeschlagen habe. Nicht als ob ich damit die Urheberschaft dieser Ideen in Anspruch nehmen wollte, sondern weil es als ein gutes Zeichen zu betrachten ist, daß die Gedanken aller derer, die die Verhältnisse im Osten wirklich kennen, immer mehr einen gemeinsamen Weg verfolgen, auf dem nutzbare Erfahrungen, Kenntnisse und

Urteile berufener Persönlichkeiten leichter zur Geltung kommen als früher, wo jeder, der von Polen einmal etwas von ferne gehört hatte, seine eigene Hausapotheke besaß, um die unbequemen Gegner zu „vernichten".

Es hat auch jetzt nicht an gutgemeinten, aber schwer ausführbaren und vor allem schwerlich zum Ziel führenden Vorschläge gefehlt, mit denen man alle Schwierigkeiten der Landbesitzfrage in den Ostmarken beiseite schaffen wollte. Es liegt bei solchen dilettantischen Lösungen der Frage immer sehr nahe, alle Vorschläge so radikal wie möglich zu gestalten. Das klingt gut, ist allgemein verständlich und trägt den Ruf großer Energie und Schneidigkeit ein. Geholfen ist in der Regel damit sehr wenig. Denn die Lage der Polen bringt es mit sich — von der Verschlagenheit ihres Charakters ganz abgesehen —, daß sie mehr im Stillen arbeiten müssen und daher von Fall zu Fall nach dem selbständigen Urteil der Beteiligten ihren nationalen Vorteil zu wahren gezwungen sind. Wir dagegen arbeiten immer gern mit Keulenschlägen, wobei wir nur vergessen, daß ein gewandter Gegner in dem Augenblick, wo die Keule erhoben wird, auch schon berechnet hat, wo sie notwendig niederfallen muß.

An die Spitze der Erörterung, wie wir in der Ansiedlungsfrage arbeiten müssen, um wirklich zum Ziel zu kommen und den unvorhergesehenen Durchkreuzungen unserer Pläne endlich ein Ziel zu setzen, glaube ich mit Rücksicht auf das soeben Ausgeführte den Hinweis stellen zu müssen, daß es ohne weitergehende diskretionäre Vollmachten für die Verwaltungsbehörden nicht gehen wird. Ich glaube auch aus den Vorschlägen des Herrn von Dewitz entnehmen zu können, daß er darin derselben Ansicht ist. Es wird ganz unmöglich sein, gesetzgeberische Bestimmungen so zu formulieren, daß sie allen Einzelfällen gerecht werden. Im allgemeinen ist man ja heutzutage nicht sehr geneigt, den Verwaltungsbehörden durch die Gesetzgebung einen allzuweiten Spielraum zu lassen. Aber wir kommen im Osten mit dem bureaukratischen Schema nicht weiter. Allerdings wird man alsdann der Auswahl der im Osten tätigen Verwaltungsbeamten noch größere Sorgfalt zuwenden müssen, als man bisher schon für nötig gehalten hat. Doch das wird ohnehin geschehen müssen, denn die Verantwortung und die Anforderungen an die Fähigkeiten der dortigen Beamten werden immer größer.

Wie schwer es ist, durch trockene Gesetzesparagraphen erreichen zu wollen, was nur die lebendige Persönlichkeit im besonderen Falle schaffen kann, das mag hier an einer einfachen Erwägung verdeutlicht werden. Man hat z. B. vorgeschlagen, den Polen solle der Erwerb von Grund-

besitz in den Provinzen Posen und Westpreußen, womöglich auch in den angrenzenden Teilen der Nachbarprovinzen, überhaupt verboten werden. Der Vorschlag ist in vielen Zeitschriften und Tageszeitungen ernsthaft erörtert worden, teils zustimmend, teils ablehnend, in letzterem Falle meist mit Entrüstung wegen der darin liegenden Ungerechtigkeit. Aber kaum einmal wurde bei Erörterung dieses Gedankens die doch zunächstliegende praktische Frage gestellt: „Wer ist denn ein Pole?" Etwa ein Mann, der einen polnischen Namen führt? Dafür würde sich der preußische Landwirtschaftsminister Herr v. Podbielski wohl bedanken. Oder soll etwa der polnische Güteragent, Herr Martin Biedermann, als Deutscher gelten, weil er von deutschen Eltern geboren ist und erst in vorgeschrittenem Lebensalter entdeckt hat, daß er für seine Person als Landsmann von Kosciuszko und Sienkiewicz bessere Geschäfte machen kann? Die Frage, wer ein Pole ist, läßt sich also nicht so weit befriedigend beantworten, daß dieser Begriff als ein juristisch genügend zu formulierender in ein Gesetz eingestellt werden kann, das einen Rechtsunterschied begründet. In der Praxis würde sich die Sache so gestalten, daß ein Pole, der Grundbesitz erwerben wollte, aber durch ein bestehendes Gesetz daran gehindert würde, einfach seinen Übertritt in das deutsche Lager vollziehen und nun als gesinnungstüchtiger Urgermane sein Recht als preußischer Staatsbürger fordern würde. Ist er dann im Besitz des Gewünschten, so würde er mit derselben Kaltblütigkeit zu seinen polnischen Volksgenossen zurückkehren und mit doppeltem Eifer für ihre Sache wirken. Es ist dem Polen im höchsten Grade gleichgültig, ob das nach deutschen Begriffen eine Perfidie ist; der nationale Zweck heiligt jedes Mittel. So würde also die Sache zugehen, wenn man glaubte, durch allgemeine gesetzgeberische Bestimmungen den Polen Hindernisse in den Weg legen zu können.

Ganz anders aber steht es, wenn ein kundiger — und übrigens doch auch kontrollierbarer und verantwortlicher — hochstehender Beamter derartige Fragen von Fall zu Fall entscheiden kann. Dann ist der Begriff „Pole" nicht mehr etwas juristisch zu definierendes, sondern eine greifbare, praktische Realität. Im Einzelfalle weiß an Ort und Stelle jeder ganz genau, wer sich zu den Polen rechnet und für deren Sache tätig ist. Deshalb muß die Gesetzgebung so eingerichtet werden, daß dieses Moment der besondern, auf den Fall passenden Entscheidung zur Geltung kommen kann.

In den Vorschlägen des Herrn v. Dewitz finde ich diesen Grundsatz in einer zweckmäßigen, vom Gesetzgeber leicht zu formulierenden Weise ausgedrückt. Der § 13b der Ansiedlungsgesetznovelle vom 10. August

1904 gibt in der Tat die geeignete Handhabe, um eine Veräußerungsbeschränkung für den Grundbesitz in den gefährdeten Provinzen in wirksamer Weise herbeizuführen. Die vorgeschlagene Ausdehnung der Vorschrift des § 13b kann um so weniger Bedenken erregen, als dafür gesorgt werden soll, daß die geforderte Bescheinigung des Regierungspräsidenten nicht versagt werden kann, wenn wirklich zwingende Gründe für den Verkauf nachgewiesen werden. Damit werden notwendige Veräußerungen von dem Odium befreit, das jetzt auf ihnen lastet, und es ist damit allen berechtigten Privatinteressen Rechnung getragen.

Nach Hervorhebung dieser meiner Ansicht nach grundlegenden Erwägungen kann es nicht meine Aufgabe sein, meine Zustimmung zu den im Dezemberheft hier niedergelegten Vorschlägen durch Wiederholung ihres Inhalts auszudrücken. Nur einige Punkte sollen hier noch besonders hervorgehoben werden.

Die Hauptschwierigkeit ruht zur Zeit in der übermäßigen Höhe der Grundstückspreise. Wir haben es da mit einer Erscheinung zu tun, die unter den obwaltenden Verhältnissen leider ganz natürlich erscheint. Ganz so pessimistisch, wie es gewöhnlich geschieht, vermag ich freilich die Lage nicht zu beurteilen. Man hat es in deutschen Kreisen nachgerade für ganz selbstverständlich anzusehen gelernt, daß die polnischen Ansiedlungsbanken und ihre Agenturen stets in der Lage sind, das deutsche Angebot zu überbieten, sobald Ansiedlungskommission oder Domänenfiskus nicht sofort auf die ausschweifendsten Forderungen des Verkäufers eingehen. Im allgemeinen ist das auch richtig. Das Polentum arbeitet in völlig unkontrollierbarer Weise mit sehr großen Kapitalien. Abgesehen von den großen Summen, die den Polen durch die Opferwilligkeit reicher Landsleute im In- und Auslande zufließen, verfügt die nationale Tätigkeit der Polen über die Ersparnisse der kleinen Leute in einem Umfange, von dem sich viele bei uns kaum einen Begriff machen können. Der polnische Arbeiter erspart sehr viel mehr als der deutsche, weil er bei gleichem Lohn erheblich weniger Bedürfnisse hat. Die Opferwilligkeit, mit der er diese Ersparnisse den nationalen genossenschaftlichen Unternehmungen zur Verfügung stellt, kommt der Rücksichtslosigkeit gleich, mit der die nationalen Führer sie für ihre Zwecke in Anspruch nehmen. Und dieser Zusammenfluß bedeutender Geldsummen für nationale Zwecke geht in aller Stille wie etwas Selbstverständliches vor sich. Damit läßt sich allerdings bei geeigneter Organisation sehr viel erreichen und vor allem nach außen hin der Anschein erwecken, als ob das Überbieten des deutschen Angebots niemals eine Grenze haben könne. Es braucht wohl hier nicht im einzelnen

auseinandergesetzt zu werden, was sich jeder gebildete Zeitungsleser bei einiger Überlegung selbst sagen kann, daß nämlich die Polen jetzt — gerade in der ersten Zeit, nachdem die preußische Regierung den Kampf mit zunächst ganz loyalen Mitteln des ehrlichen Kaufgeschäfts ernsthaft aufgenommen hat, — außergewöhnliche Anstrengungen machen müssen, um unter allen Umständen den Eindruck der Nutzlosigkeit der deutschen Anstrengungen zu erwecken. Aber schließlich kann auch diese Maschine nicht dauernd überheizt werden ohne die Gefahr der Explosion. Auch die polnischen Banken können, selbst wenn ihnen noch so reichlich Kapitalien zufließen, nicht dauernd und endgültig auf Gewinn verzichten. Sie werden ungeheure Summen in den Abgrund werfen, sie als Kriegskosten verrechnen, aber man soll doch auch nicht glauben, daß diese Art von Geschäftstätigkeit beständig fortgehen kann, ohne einmal ein Ende mit Schrecken herbeizuführen.

Es ist die Frage, welche Folgerungen wir für uns daraus ziehen sollen. Auch wir werden gewisse „Kriegskosten" zahlen müssen, d. h. wir werden es nicht vermeiden können, daß sich die Gelder, die wir anwenden, nicht normal verzinsen und daß auch direkte außerordentliche Aufwendungen nötig sind. Aber noch wichtiger scheint mir die Feststellung zu sein, daß die polnische Überbietungspraxis bei dem Erwerb von Grund und Boden desto eher an ihrer Grenze ankommen und unter Umständen zur Katastrophe führen muß, je mehr in dem Handel mit Grundbesitz der freie Verkehr zu seinem Rechte kommt. Wenn wir ausschließlich von Staatswegen und durch direkte Arbeit einer einzigen Behörde kolonisieren, so geben wir der polnischen Kolonisation eine Art von Sicherheit, daß sie ihre ungeschäftsmäßige, lediglich von nationalen Kampfmotiven geleitete Tätigkeit ungestraft länger fortsetzen kann, als es unter normalen wirtschaftlichen Verhältnissen möglich wäre. Auch diese Überlegung scheint mir neben vielem anderen für die Richtigkeit der Ausführungen des Herrn v. Dewitz zu sprechen, daß die Ansiedlungskommission den Ankauf der Güter und die Einrichtung der Ansiedlungsstellen lieber privaten Unternehmern und Gesellschaften überlassen sollte. Es bleiben ihr noch wichtige Funktionen genug. Ich habe schon früher in meinem erwähnten Buche die Erweiterung der privaten Ansiedlungstätigkeit neben der offiziellen, staatlichen befürwortet und erkenne nach den neuesten Erfahrungen mit den Grundstückspreisen um so bereitwilliger an, daß man darin im Sinne der besprochenen Vorschläge noch viel weiter gehen und die Ansiedlungskommission ganz entlasten sollte.

Für einen sehr glücklichen Gedanken halte ich das vorgeschlagene Benefizialsystem zur Seßhaftmachung eines deutschen Arbeiterstandes.

In der Anerkennung der Notwendigkeit dieses Ziels dürfte wohl kaum noch Uneinigkeit unter den Kennern der Verhältnisse bestehen. Herr v. Dewitz fordert ferner eine größere Freiheit in der Überlassung von Ansiedlungsstellen über 10 ha zum Ankauf unter erleichterten Bedingungen neben den Rentengütern, damit ein neuer deutscher Bauernstand in geeigneter Weise im Osten heimisch gemacht werden kann. Es gibt im deutschen Bauernstande trefflich geeignete, leistungsfähige Elemente, die wohl dafür zu haben sein würden, dagegen zur Übernahme von Rentengütern nicht geneigt sind. Augenscheinlich beruht dieser Vorschlag auf praktischen Erfahrungen, die wohl Beachtung verdienen.

Nur noch ein Punkt sei zum Schluß hervorgehoben. Die Unterstützung der wirtschaftlich schwachen deutschen Besitzer durch Gewährung billigen Kredits ist eine sehr zu unterstützende Forderung, die von vielen Seiten schon erhoben worden ist und allmählich immer mehr an Nachdruck gewinnt. Auch Herr v. Dewitz hat damit einen Gedanken verbunden, den ich in meinem Buche angedeutet und wofür ich lebhafte Zustimmung in beteiligten Kreisen gefunden habe. Es ist sehr wünschenswert, daß der Staat für geeigneten Grund und Boden ein Vorkaufsrecht erwerben kann. Dadurch wird die planmäßige Besiedlungsarbeit erleichtert und manche Anwendung der immerhin unliebsamen Veräußerungsbeschränkung vermieden. Ich habe seinerzeit vorgeschlagen, dieses Vorkaufsrecht in solchen Fällen käuflich zu erwerben. Der Staat erhält dieses Recht und gibt als Gegenwert dem Besitzer gewisse pekuniäre Vorteile, die diesem zur Erleichterung seiner wirtschaftlichen Lage dienen. In welcher Form dieser Gegenwert gegeben wird, ist Sache einer besonderen Erwägung. Herr v. Dewitz schlägt nun vor, dafür den so wünschenswerten billigen Kredit in Form einer amortisierbaren Hypothek zu gewähren, und gewiß scheint dies die nächstliegende und zweckmäßigste Form der Regelung dieser Geschäfte zu sein!

Auf weitere Einzelheiten der Ansiedlungsfrage soll hier nicht eingegangen werden. Es darf aber die Hoffnung gehegt werden, daß die Frage nicht wieder von der Tagesordnung verschwindet. Daß ein Abgeordneter uns ein klares, ausführbares Programm gebracht hat, kann als gutes Zeichen genommen werden, daß der Landtag sich der Sache annehmen wird. So kommen wir hoffentlich bald zu einem gesetzgeberischen Vorgehen, das bei der Lage der Dinge in den Provinzen Posen und Westpreußen uns bitter not tut!

Ralph Waldo Trine.

Amerikanischer Idealismus.

Von

Max Christlieb.

Wenn ein Buch, wie man so sagt, „Erfolg hat", d. h. wenn es recht viel gekauft wird — was beweist das eigentlich? Angesichts der Tatsache, daß der Geschmack der großen Menge, die es gekauft hat, nichts weniger als ein unfehlbarer Richter über schön und häßlich oder über gut und schlecht ist, wird niemand behaupten wollen, daß ein Buch durch großen Absatz als schön oder gut erwiesen sei: der bösartigste Schund findet oft die meisten Liebhaber. Aber bei einem Volk, das im Benutzen von Büchern noch so schlechte Gewohnheiten hat wie das unsrige, wo auch der wohlhabende Einzelne sich unbedenklich die besten Bücher nur leihweise verschafft, beweist doch die Tatsache, daß ein Buch stark gekauft wird, mindestens soviel, daß es große Beachtung gefunden und eine starke Anziehungskraft auf viele Menschen ausgeübt hat. Ist es nun ein bloßes Unterhaltungsbuch, so beweist auch diese Anziehungskraft noch gar nichts für seine wirkliche Vortrefflichkeit als Kunstwerk: man weiß, was für Zeug schon eine Zeit lang Mode war! Ist aber das Buch, das diesen „Erfolg" errungen hat, zur Belehrung bestimmt, enthält es die Darstellung bestimmter Anschauungen oder Lehren, dann wird man aus seinem großen Absatz doch wohl mit Recht darauf schließen dürfen, daß diese Anschauungen einem Bedürfnis entgegenkommen, das von vielen Menschen gleichzeitig gefühlt wird; man wird sagen dürfen, daß sein Verfasser den Anspruch hat, von all denen beachtet zu werden, die an dem geistigen Leben ihrer Zeit lebendigen Anteil nehmen. Ein Mann, der gewiß zunächst noch nicht den Besten seiner Zeit, aber doch jedenfalls vielen Menschen seiner Zeit derartig genug tut, ist ein Posten in der Rechnung unserer Zeit, den man nicht übersehen darf. Und ganz besonders wird man diesen Schluß dann ziehen müssen, wenn der Mann nicht etwa zu einer der großen Parteien des Tages gehört und also die Käufer und Leser seines Buches zunächst in seinen Parteigenossen findet, sondern wenn er verhältnismäßig allein steht, vielen hergebrachten Anschauungen entgegen tritt und sich in die Fächer unserer bisherigen Schriftstellerei nicht leicht einreihen läßt.

Ein solcher Mann ist für uns Ralph Waldo Trine. Seine Schriften haben in der englisch sprechenden Welt einen Absatz gefunden, der selbst bei den Angelsachsen, die im Punkt des Bücherkaufens sehr viel anständiger sind, als wir

Deutschen, auffallend ist: mehr als eine Viertelmillion Stück sind von seinen fünf Büchern unter die Leute gekommen. Solange das in Amerika und England geschah, konnte der Mann uns ja noch verhältnismäßig gleichgültig sein — aber nun liegen drei dieser Bücher auch in deutscher Übersetzung vor, und das erste davon, „In Harmonie mit dem Unendlichen", das in Amerika seit seinem Erscheinen 1896 weit über hunderttausend Käufer gefunden hat, haben in der deutschen Übersetzung, die erst im November 1904 erschien, also binnen einem Jahr schon zehntausend Menschen sich angeschafft — also doch gewiß noch sehr viel mehr gelesen. Bei einem Buch, das, wenn auch in allgemein verständlicher Sprache geschrieben, doch im letzten Grund philosophische Fragen behandelt, will das immerhin etwas heißen und beweist, wie gesagt, jedenfalls soviel, daß diese Art von Philosophie, von Welt und Lebensanschauung, dem Bedürfnis einer sehr großen Anzahl von Deutschen entspricht.

Aus diesem Grunde darf der Übersetzer, der ja dem Werk in seiner Urgestalt als Fremder gegenübersteht, der Aufforderung nachkommen, die ihm von der Schriftleitung geworden ist, und hier einiges über den Inhalt der Trineschen Bücher aussprechen.

Trine hat bis jetzt folgende Bücher geschrieben:

1. What alle the world's a-seeking (Was alle Welt sucht) 1896;
2. The greatest thing ever known (Das Größte was wir kennen) 1898;
3. In Tune with the Infinite (In Harmonie mit dem Unendlichen) 1899;
4. Character-building thought power (Charakterbildung durch Gedankenkräfte) 1899;
5. Every living creature (Alles Lebendige) 1899.

Von diesen Büchern liegen die ersten vier jetzt in deutscher Übersetzung[1]) vor; das vierte ist schon im Englischen als Schlußabschnitt in das erste aufgenommen worden. „In Harmonie mit dem Unendlichen" und „Was alle Welt sucht" bilden die beiden Bände, die von Trine Life books, Lebensbücher, genannt worden, „Das Größte was wir kennen" ist eines der Life booklets, Lebensbüchlein, genannten kleineren Werke.

Ralph Waldo Trine weist schon durch seine beiden Vornamen auf seine geistige Abstammung von dem größten Denker hin, den Amerika bis jetzt hervorgebracht: auf Ralph Waldo Emerson. Vor vierzig Jahren wies Herman Grimm, meines Wissens als erster, auf diesen Mann hin — damals ohne rechten Erfolg. In den letzten Jahren dagegen sind eine ganze Anzahl von Übersetzungen seiner Schriften erschienen: „Aus Welt und Einsamkeit und andere Essays" von Sophie von Harbou in Hendels billiger Bibliothek der Gesamtliteratur, „Lebens-

[1]) In Harmonie mit dem Unendlichen. 6.—10. Tausend. 224 S. Was alle Welt sucht. 200 S. Elegant gebunden je 3,50 Mk. Das Größte was wir kennen. Elegant kartonniert 1 Mk. — Alle drei übersetzt von Dr. Max Christlieb. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn 1906.

führung" von Karl Federn (Minden, Bruns) und vor allem eine bis jetzt 5 Bände umfassende ausgezeichnete Verdeutschung von Schölermann, Conrad und Meißner in dem bekannten Verlag von Diederichs in Jena.

In den Gedanken und Anschauungen Emersons haben wir die Frucht des deutschen Idealismus auf amerikanischem Boden vor uns: ein kraftvolles, stolz aufgeschossenes Gewächs. Es ist viel Goethescher Einschlag in Emerson, obwohl er recht lange geschwankt hat, bis er zu einigem Verständnis Goethes gelangte. Aber wie unser deutscher Weizen eine derbere aber auch größere Frucht bringt, wenn er in den jungfräulichen Boden des neuen Erdteils seine Wurzeln senkt, so ist auch unser deutscher Idealismus auf amerikanischem Boden, wenigstens in manchem Betracht, noch kühner geworden als bei uns. Mit jener rücksichtslosen Art, die vor keiner, auch nicht der allerheiligsten Wahrheit Halt macht, sondern alles der eigenen Untersuchung unterwirft, als ob es noch niemals als feststehend gegolten hätte, mit jener schonungslosen Ehrfurchtslosigkeit, mit der die Amerikaner überhaupt der Vergangenheit gegenüberstehen, hat auch Emerson, als „endloser Sucher mit keiner Vergangenheit hinter ihm, für den nichts heilig und nichts profan ist", wie er selbst sagt, weniger selbstschöpferisch gedacht, als vielmehr die Bahn für schöpferische Gedanken freigemacht, indem er jedem Vorurteil unerschrocken auf den Leib rückt und sich zum Fürsprecher jeder Art geistiger Echtheit und Selbständigkeit macht.

Er ist die lebendige Widerlegung des Irrtums, dem wir Deutsche so oft unterliegen, als ob die Amerikaner wirklich weiter nichts als skrupellose Realisten seien. Wie könnte das möglich sein bei dem großen Einschlag deutschen Blutes und Wesens in dem Ganzen des heutigen amerikanischen Volkes?

Wem das noch nicht bekannt ist oder nicht wahrscheinlich erscheint, der mag sich aus Trines Schriften überzeugen, wie schrankenlos dieser amerikanische Idealismus ist. Es ist derselbe Boden, der den Spiritismus und das Gesundbeten hervorgebracht hat, jener ganze Kreis der „neuen Gedanken", dem die „Christian Science" einen sektenhaft schwärmerischen Ausdruck gegeben hat, aus dem aber auch Bücher wie Dressers Methoden der geistigen Heilbehandlung und Fergusons Schriften hervorgegangen sind. Es wird hier mit dem „Monismus" in der Weise Ernst gemacht, daß die Gedanken wirklich als „Kräfte" aufgefaßt werden, daß von Schwingungen, Wellen usw. dabei gesprochen und die telepathische Fernwirkung als etwas durchaus nachgewiesenes behandelt wird, daß man Untersuchungen über die Beschaffenheit des Blutes oder Speichels eines Menschen im Augenblick des Schreckens oder des Zorns anstellt, und ohne sich um die Streitfragen unserer Psychophysik zu kümmern, frischweg den Einfluß des Geistes auf das Körperliche chemisch nachweist.

In diesen Gedanken bewegt sich auch Trine, und so kommt an dem idealistischen Amerikaner uns nüchternen Deutschen gewiß vieles bodenlos und schwärmerisch vor. Aber das, was ihn uns fremdartig erscheinen läßt, ist nicht eigentlich das bezeichnende für ihn. Er ist vielmehr recht eigentlich Fleisch von

unserm Fleisch und Geist von unserm Geist, wenn er sich an den kühnsten unserer deutschen Denker anschließt, an Johann Gottlieb Fichte, in dem unser deutscher Idealismus wohl seinen höchsten waghalsigsten Flug genommen hat. Fichte hat in unseren Tagen bei den Angelsachsen eine sehr merkwürdige Renaissance erlebt, und auch bei uns fehlt es nicht an Anzeichen, als ob der Wiederholungskurs, den unsere Philosophie mit Kant begonnen, uns jetzt auch zu Fichte weiterführen sollte. In dem Büchlein: „Das Größte was wir kennen“ beruft sich Trine nicht bloß auf Fichte, sondern er vergleicht das, was er selbst gefunden, ausdrücklich mit den Gedanken der zwei Männer, die er als die größten Lehrer der Menschheit in Religion und Philosophie betrachtet: Jesus und Fichte, und bringt eine Reihe von Auszügen aus Fichtes schönster Schrift, der wundervollen „Anweisung zum seligen Leben“.

Dieser Zusammenhang mit Fichte erklärt uns auch, daß Trine sich ganz unbedenklich den indischen Gedanken öffnet. Ist doch dem Hochflug dieser Gedanken von allen abendländischen Denkern nach Plotin Fichte wohl am nächsten gekommen, und erleben doch diese Gedanken bei uns jetzt eine Wiedergeburt in Schopenhauer, E. von Hartmann, Deussen und vielen anderen; ja H. St. Chamberlain erhofft in seinem Büchlein „Arische Weltanschauung“ von ihrem Einfluß sogar eine zweite Renaissance, die die Einseitigkeit der ersten verbessern soll. Das was man gewöhnlich das „Pantheistische“ an diesen Gedanken nennt, findet sich auch bei Trine. Der Satz, daß hinter unserem Ich das höhere Selbst steht, und daß dieses Selbst nichts anderes ist, als der unendliche Geist, als Gott, und daß wir also dieses göttliche Selbst schon sind und dies nur zu entdecken brauchen — dieser Satz ist ganz und gar indisch.

Aber Trines Gott bleibt dabei doch ein selbstbewußtes Wesen: er ist die Überseele Emersons, die Weltseele, mit der eins zu werden und sich als eins zu erkennen das Wesen aller Religionen ist. Und Trine hat diesen Pantheismus so unbedingt ethisch und praktisch aufgefaßt, daß er bei ihm — umsomehr als scharfe Begriffsbestimmung ohnehin nicht seine Sache ist — alle Wahrheit des Theismus in sich aufnimmt und in echt amerikanischer Weise beides vereinigt: auf der einen Seite kontemplative Mystik — das „in die Stille gehen“, um dort aus der unmittelbaren Berührung mit dem Unendlichen in uns neue Kraft zu schöpfen — und auf der andern Seite die allerpraktischste Benutzung dieser so gewonnenen Kraft zum eigenen Vorwärtskommen wie zum Dienst am Nächsten; eine Mischung, die trotz der wesentlich anderen Bestimmungen des Verhältnisses von Endlichem und Unendlichem ganz im Sinne E. v. Hartmanns, H. St. Chamberlains, Maeterlincks u. a. heutiger Denker liegt.

Damit ist auch Trines Stellung zum Christentum gegeben: es ist eine ähnliche wie die Fichtes und vieler unserer größten deutschen Denker. Eine Art johanneischen, vergeistigten Christentums entnimmt Trine der von ihm mit echt angelsächsischer Bibelkenntnis viel und geistreich zitierten Bibel: aber trotz und neben dieser Vergeistigung erlaubt ihm seine Auffassung von den Gedanken als

Kräften und Schwingungswellen eine so kräftig realistische Auslegung dieser Sprüche, wie wir sie außerhalb des Kreises der Theosophen oder etwa der altschwäbischen Biblizisten — die ja nicht selten beide zusammenfallen — eigentlich nirgends gewohnt sind.

Man kann die Frage aufwerfen, wie weit es möglich ist, alle diese so weit auseinander liegenden Gedankenreihen zu einer wirklichen Einheit zusammenzubringen und es wird wohl nicht alles der kritischen logischen Prüfung Stand halten. Aber das macht dem im kraftvollsten Sinne des Wortes geschichtslosen Amerikaner keine Sorge: er selbst empfindet die lebensvolle Einheit all dieser Anschauungen so stark, daß er sie seine Leser ebenfalls mitempfinden läßt. Man kann den Erfolg des Buches damit erklären wollen, daß man in tadelndem Sinn das Wort Goethes darauf anwendet: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“: aber man kann nicht leugnen — zumal wenn man wie der Übersetzer zahllose, zum Teil rührend ungelenke Schreiben von Lesern dieser Bücher erhalten hat —, daß diese Gedanken, um einen oft mißbrauchten Ausdruck anzuwenden, offenbar wirklich einem weit empfundenen und tief gefühlten Bedürfnis entsprechen müssen. Es ist die in dem Geschlecht unserer Tage nach langem Schlummer wieder erwachende Sehnsucht nach einer wirklich meta-physischen, über das Stoffliche wirklich hinausführenden Weltanschauung, die unser Geschlecht in der hergebrachten Form der Kirchenlehre offenbar nicht mehr finden kann, nach der es aber ringt und verlangt. Für Volksfreunde wie für Philosophen und Theologen ist hier ein ziemlich genauer Registrierapparat gegeben, an dem man einigermaßen ablesen kann, wonach unser Volk in den mittleren Schichten der Bildung sich sehnt und mit welcher Speise es seinen metaphysischen Hunger zu stillen begehrt. Und in diesem Sinne sind Trines Bücher auch für den kritischer gestimmten außerordentlich lesenswert.

Skizzen aus Südafrika.

Von

einem Freunde unserer Zeitschrift in Südafrika.

Johannesburg.

Die Commissioner-Street ist die Hauptstraße von Johannesburg; sie ist eine der längsten und breitesten und durchläuft die Stadt von Westen nach Osten. In der Mitte, wo auf der einen Seite (in der Market-Street) die Post und auf der anderen Seite (in der Fox-Street) das Börsengebäude sich befinden, pulsiert die Goldwelt, d. h. hier treffen sich die Makler, die Spekulateure, die Tagediebe und die Geschäftsleute. Hier sind die Offices der Minenmagnaten, Attorneys, Brokers und General-Agents in 5- bis 9stöckigen, von Amerikanern erbauten Häusern. Auf den Trottoirs fehlt es zuweilen an Raum, sich vorwärts zu bewegen, und in der Straße fahren die Droschken und sausen die Motor-Cars vorüber. Hier wird vor allen Dingen auch Politik getrieben. Dieser Teil der Commissioner-Street hat daher schon Berühmtheit in gutem und schlechtem Sinne erlangt. An allen Ecken steht eine Gruppe Männer in eifrigem Gespräch. Drei Worte sind dem Geschäft oder den Aktien gewidmet, alle übrigen der Politik. „Krieg ist unvermeidlich," sagte der eine. „Nein, glauben Sie das nicht," antwortet der andere: „England macht, was es will. Diese schlechte Zeit ist die Folge verrotteter englischer Wirtschaft, und niemand wagt es, Einspruch dagegen zu erheben. Wo die Engländer ihren Fuß hinsetzen, ist's vorbei, dort wird nur gemelkt und gepreßt auf Kosten des Landes; was kümmert sie das Wohl des Landes, wenn die Regierungskasse zu Hause nur gefüllt wird!" Und die Engländer, welche vor dem Kriege schon hier gewohnt und die besseren Zeiten unter dem alten Gouvernement gekannt haben, stimmen mit ein oder lassen die Köpfe hängen.

An abgelegenen Stellen, zwischen der Stadt und den Vorstädten, bemerkt man Wegelagerer zu zweien und dreien — junge, wettergebräunte, vom Whisky gefärbte und aufgeschwollene Leute. Beim Vorübergehen wird man mit verlegener, fast unheimlicher Miene angeredet: „Excuse me, Sir, ich bin auf der Reise, meine Mittel sind erschöpft, wollen Sie nicht diesen Ring kaufen für 7 sh und 6 d?" Es ist ein goldener Diamantring im Werte von vielleicht 10 oder 20 Pfund Sterling. Der Angeredete weiß sofort, daß es gestohlene Ware ist, und eilt davon. Die Wegelagerer dagegen verändern ihre Stellung und warten auf den richtigen Kauflustigen. Policemänner fürchten sie nicht, spähen aber scheu umher, um nicht von Detektivs entdeckt zu werden.

In einsamer Gegend hinter den nächsten Höhen, die die Stadt umgeben, wird die Leiche eines anständig gekleideten Mannes gefunden. Revolver und Notizbuch liegen zur Seite. Die Untersuchung ergibt Selbstmord, zu dem höchste Not oder Verluste durch Spekulationen geführt haben.

Von der Stadt aus führen nach Westen und Osten Wege kreuz und quer nach den Goldminen, die sich in großer Ausdehnung am Rief entlang hinziehen. Überall stößt man auf vagabondierende Chinesen und Kaffern. Unbewaffnet und allein hier seines Weges zu wandeln, ist durchaus nicht ratsam und besonders gefährlich des Abends und während der Nacht.

Zu alledem der ewige feine rote Staub, der wie Mehl in Poren und Kleider geht und oft zwei- bis dreimal täglich zur Anlegung reiner Wäsche zwingt, ist genug, um sich fortzusehnen von dem goldumwobenen Johannesburg.

Capstadt.

Die Adderley-Street ist das Zentrum von Capstadt. Von jenem Punkt der Table-Bay ausgehend, wo vor 256 Jahren der erste holländische Gouverneur van Riebeek, dessen Denkmal seit 6 Jahren die Stelle ziert, landete, durchschneidet sie in Kürze die Stadt und mündet in der Avenue, die sich zwischen dem Sitz und Garten des Gouverneurs und dem botanischen Garten mit dem Museum in gerader Linie ausdehnt. Westlich von der Adderley-Street liegt der erste, unter Herrn van Riebeek angelegte Stadtteil mit seinen alten ehrwürdigen holländischen Häusern. Hier schlug die erste weiße Bevölkerung ihr Heim auf, und in diesem Teil befinden sich auch heute noch die reichen Kauf- und Warenhäuser. Dann hat sich die Stadt im Laufe der Zeit nach Osten hin bedeutend erweitert. Lange Jahre hat die europäische Bevölkerung hier vorgeherrscht, aber nach und nach hat die englische Wirtschaft die Lage verändert. Jetzt sind Malayen und Indier mit ihrer Vielweiberei dort vorherrschend. Die Christen mußten und müssen stets flüchten. Fast die ganze Altstadt ist daher jetzt von Malayen und Indiern bewohnt. Die Europäer, die es nur einigermaßen ermöglichen konnten, flüchteten sich nach dem Abhange des Tafelberges oder nach Saltriver. Dort wohnen sie aber weitab von ihren Geschäften und haben doppelte Mieten und die Fahrkarten der elektrischen Bahn zu zahlen. Aber auch dorthin werden sie schon von den Vielweibereitreibenden verfolgt.

Das war doch ganz anders in Johannesburg unter den Bauern, wo den Malayen, Indiern und Kaffern separiert gehaltene Stadtteile zugewiesen wurden.

Die Zeit der peinlich sauberen holländischen Stadtordnung ist längst dahin. Seit einem Jahrhundert wirtschaften die Engländer. Aber die schöne Capstadt befindet sich in der größten Unordnung. Die der Adderley-Street parallel laufende Buitengracht ist die **breiteste Straße von Capstadt** und hat immer dazu berufen geschienen, auch einmal die schönste zu sein. Das aber wird ihr unter dem englischen Regime nicht beschieden sein. Denn die Straße ist so liederlich gehalten,

daß sie zum Teil fast unpassierbar ist, und in ihrer Mitte befindet sich noch heute eine, noch von den Holländern angelegte, tiefe und breite Wasserrinne, die durch Erweiterung jenes Stadtteils längst zwecklos geworden ist. Wahrlich, diese Straße, von der Table-Bay bis zum Fuße des Lion-Heads, müßte längst die Prunkstraße aller Stadtstraßen Südafrikas sein. Sie liegt hoch und gewährt eine herrliche Aussicht nach den blauen Bergen. Jetzt hausen die Malayen dort und der Schmutz!

Die Eisenbahn als kolonisierender Hauptfaktor einer Kolonialverwaltung.

Im dichtbevölkerten Europa, wo alle Verkehrs-, Geschäfts- und Lebensverhältnisse durch Jahrhunderte lang gefestigt sind und demnach heute, im Zeitalter der Eisenbahnen, längst auf ganz geregelten Grundlagen ruhen, bietet eine Eisenbahn kaum mehr als Reisegelegenheit und Güterbeförderung. — Handel und Verkehr, Ackerbau, Industrie und Minenbetrieb werden zwar durch die Eisenbahn, zum Segen der Länder, die sie durchläuft, sehr gehoben, aber in unbedingte Abhängigkeit von ihr nicht gebracht, weil alle diese Betriebe auch ohne eine Eisenbahn bestehen würden und müßten, wenn auch, wie gesagt, nicht in solchem Umfange, wie er durch die Eisenbahn geschaffen ist.

Ganz anders aber entwickelt sich das Leben und Treiben an der Eisenbahn in einer Kolonie, wie z. B. unsere deutschen, wo Ackerbau, Handel und Verkehr noch gar nicht vorhanden sind und die Eisenbahn erst den Antrieb gibt zu Ansiedlungen, Geschäftsbegründungen, Hausieren usw. Hier ist fast alles von der Eisenbahn abhängig; sie macht den Ackerbau und Handel möglich, sie gewährt den Unternehmungen Ziel und den Unternehmern Zuflucht, Erholung und Schutz.

Folgen wir einmal dem Lauf der Dinge, wie sie sich beim Bau einer Eisenbahn durch ein unbevölkertes, von der Kultur noch gänzlich unberührt gebliebenes Land gestalten:

Die Linie, in der die Eisenbahn gelegt werden soll, wird in ihrer ganzen Länge unter dem Schutz von Bedeckungsmannschaften oder eines Militärkommandos abgesteckt. Dann beginnt der Bau an dem Punkt, von dem die Eisenbahn ausgehen soll. Hunderte von Arbeitern stehen bereit mit ihren Werkzeugen, um unter dem Befehl von Ingenieuren, Inspektoren und Aufsehern das Werk zu beginnen. Mit ihnen haben sich auch zugleich Schank- und Speisewirte, Höker und Hausierer eingefunden, alle in der Erwartung, mit dem Fortschreiten des Baues Geld zu verdienen. Kaum sind die ersten 10 bis 20 Kilometer vollendet, so treffen auch schon die ersten Lokomotiven und Waggons ein, um Transport- und Beförderungsdienste im Interesse der Bauarbeiten zu tun. Damit beginnen die ersten Bahnbeamten ihre Tätigkeit. Von Zeit zu Zeit vermehrt sich mit dem rollenden Material das Personal und mit dem Personal die Bedürfnisse. Neue Geschäftsleute etablieren sich. Das Angebot überbietet die Nachfrage, und nun suchen die Händler die Eingeborenenniederlassungen auf beiden Seiten der Bahn-

strecke auf, schließen Freundschaft und Handelsverbindungen, notieren die verlangten Bedarfsartikel und eilen mit den eingetauschten Rohprodukten nach der Eisenbahn zurück, um diese zu verkaufen oder abzusenden und ihre Warenaufträge zur Ergänzung ihres ausverkauften Bestandes und für bestellte Artikel aufzugeben. Die noch sehr primitiven Waggons befördern die ersten Waren, und der Güterverkehr hat seinen Anfang genommen.

Der Bau schreitet vorwärts von Woche zu Woche. Die Händler, durch die erzielten Erfolge ermutigt, werden unternehmender, die Konkurrenz führt Gleichmäßigkeit, Regel und Ziel ein und spornt zu vorsichtigerer Berechnung an. Nun finden sich auch Landbauern ein, die auf beiden Seiten der Bahn, entweder von der Bahnverwaltung, dem Gouvernement oder den Häuptlingen der Eingeborenen, Land erwerben, ihre Hütten bauen und die Kulturarbeiten beginnen.

Es wird immer lebendiger. An den errichteten Eisenbahnstationen, mitten in der Wildnis, erstehen Handelshäuser und schön eingerichtete Hotels zur Aufnahme der Händler und Farmer, und die Bahnverwaltung richtet Polizeistationen ein zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zum Schutz gegen heranströmende kauflustige oder arbeitsuchende Eingeborene.

Die Stationen bilden die ersten Absatzmärkte für Händler und Farmer. Hier treffen die en gros-Händler und Kaufleute oder deren Handlungsreisende von der Küste ein, um die angefahrenen Produkte aufzukaufen, den Händlern Waren und den Farmern Ackergerätschaften oder Baumaterialien anzubieten, und bald merkt man nicht mehr viel von der Wildnis, durch welche die Bahn sich endlos von Tal zu Tal, über unabsehbare Ebenen oder um hohe, busch-, baum- und steinbedeckte Berge herum, durchwindet. Überall tauchen schon zu beiden Seiten der Bahn weißgetünchte Häuser der Farmer und Händler auf und gewähren den schaufrohen Reisenden schöne landschaftliche Bilder, deren Reiz noch erhöht wird durch die dazwischen liegenden Buschfelder oder kopjes (Bergkegel) und die wilden Steppen oder Täler in weiterer Ferne mit ihrem Wildbestand oder Raubtieren, an deren Anblick von der Bahn aus man oft Gelegenheit hat, sich zu erfreuen.

Ist der Bau beendigt, dann herrscht auch schon auf beiden Seiten der Bahn das regste Leben. Das Land hat seine erste bleibende europäische Bevölkerung. Das Bewußtsein wilder, von Barbaren bewohnter Gegenden, in welche jeden Augenblick Gefahren hereinbrechen können, ist verschwunden. Von den Bewohnern der kleinen Städtchen oder Dörfer an der Küste werden auf der neuen Bahn Reisen ins Innere unternommen, um das neu erschlossene Land zu sehen oder Umschau zu halten nach einem erfolgversprechenden Handelsplatz oder ertragfähigem Boden zur Ansiedlung, und alles freut sich der sicheren Aussicht auf eine hoffnungsfrohe glückliche Zukunft, die die neue Heimat mit offenen Armen bietet.

Aber noch hat die schützende Hand des Gouverneurs nicht überall eingesetzt, noch ist der Händler und Farmer auf seine Vorsicht und Nachgiebigkeit in all

seinen geschäftlichen Berührungen mit den Eingeborenen, deren Häuptlingen und auch anderen Menschenkindern angewiesen. Nur hier und dort sind längs der Eisenbahn kleine Polizeistationen oder ist es dem Bezirksbeamten oder Richter möglich, amtliche Funktionen vorzunehmen. Die Entfernungen sind noch zu groß, die Verhältnisse gestatten es noch nicht; auch ist wohl das Bedürfnis dazu noch nicht vorhanden. Und so müssen alle wieder ihre Zuflucht zu der Eisenbahn nehmen. Oft müssen die Beamten der Bahn helfend und schlichtend einschreiten, denn hier in der Wildnis ist es allein die Bahn, bei welcher Zuflucht und Schutz zu finden ist. Alle sind noch gewissermaßen von der Bahn abhängig, ohne sie genießt noch keiner die Sicherheit einer ungestörten Existenz.

Die Eisenbahn ist also ohne Zweifel ein wirklicher, intensiver und erfolgreicher Kolonisator einer neu gegründeten Kolonie und kein anderer Faktor kann ihr in der Kolonialwirtschaft ebenbürtig an die Seite gestellt werden.

Auf beiden Seiten der Bahn hat nun eine zahlreiche seßhafte Bevölkerung ein dauerndes Heim gefunden. Mit jedem Jahr werden neue Äcker kultiviert und die Felder, auf denen früher wildes Gebüsch wucherte, haben mit ihren grünen Saaten, Gräsern und Gärten schon ein europäisches Gepräge angenommen. — Man denke sich nun einmal drei Eisenbahnen von West nach Ost, quer durch unser Deutsch-Süd-West-Afrika gelegt: eine ausgehend von Lüderitzbucht, die andere von Walfisch-Hafen und die dritte von dem Tiger-Hafen (sobald dieser deutsch ist), welch eine Summe von Handel, Verkehr, Ackerbau, Gewerbe, Landspekulation und Ansiedlung würden sie bedeuten! Und infolge davon: welch einen Vorteil für die Industrie in unserem deutschen Vaterlande! Diese Kolonie würde sich fortan ohne Zweifel selbst erhalten und keiner ferneren Unterstützung vom Mutterlande bedürfen, ja, sie würde sogar sofort in die Lage kommen, das Erhaltene zurückzuerstatten.

Wenn ich ein Herrgott wäre, dann sollte es meine erste Tat sein, unsere so zähen Herren Reichstags-Mitglieder auf Flügeln des Zephyrs nach Deutsch-Süd-West-Afrika zu tragen und ihnen von der Vogelperspektive aus das goldgespickte schöne Land zu zeigen mit seinen herrlichen Feldern und Weiden, wo aus jedem Erdhäufchen, jedem Busch, jeder Blume und jedem Stein das Wort „Zukunft" lacht, mit seinen im Ätherblau schimmernden Kopjes und Bergen, den fruchtbaren Tälern, den unabsehbaren Ebenen mit ihren zahllosen Wildbeständen, dem reichen, das Gefilde belebenden Geflügelwild, unter dem besonders die vielen Arten prächtiger Tauben auffallen, und dem blumen- und kräuterduftdurchwürzten schönen Klima! Ja! Dann wäre es sicher, daß die Herren diese Eisenbahnen alle bewilligten.

Man spricht wohl hier und da von Sandsteppen. Aber was war denn unsere Provinz Brandenburg früher? Der Fleiß deutscher Ackerbauern hat sie zur Perle aller Provinzen gemacht! Und die German flats bei Wynberg, in denen keiner zuvor auch nur eine Hand rührte, sind durch deutsche Ansiedler der

Schmuck der Kleinfarmerei von ganz Süd-Afrika geworden, und ihre Produkte erzielen bei allen landwirtschaftlichen Ausstellungen erste Preise!

Wer denkt nicht mit Wohlgefallen zurück an die Eisenbahnfahrt von Capstadt durch die Karroo!? Der Anblick der in den Tälern dieser Wüste zu passierenden Stationen — unter denen Matjesfontain hervorragt —, die von steinbedeckten Bergen oder riesigen Felsformationen eingeschlossen sind, mit den großen Geschäftshäusern und Hotels, alle so rein und morgenfrisch, als wenn sie jeden Tag neuen Anstrich erhielten, ist wahrhaft entzückend. Auch diese sind noch die Sammelplätze für die Viehbauern und Jäger, die aus der dünnbevölkerten Wüste herbeikommen, um Lebensmittel und andere Bedarfs-Artikel einzukaufen und ihre Roh-Produkte, wie Vieh, abzusetzen. Auch die Bewohner der Karroo sind hier immer noch mehr oder weniger abhängig von der Eisenbahn.

Der Ackerbau in Süd-Afrika und sein Rückgang.

Zur Zeit der Holländer gab es in Süd-Afrika keine anderen Betriebe, als Landwirtschaft und Handel. Die Landwirtschaft wurde zu damaliger Zeit mit Hilfe von Sklaven lukrativ betrieben, und überall, wo sich holländische und deutsche Bauern niederließen, waren sie dank ihres Fleißes und ihrer Strebsamkeit erfolgreich. Da Handwerker noch nicht zur Stelle waren, mußten die Bauern ihre eigenen Baumeister sein. Mit eignen Händen und den Handlangerdiensten der Hottentotten errichteten sie sich ihr Wohnhaus nebst Stall und Kral, woraus mit der Zeit ein Gehöft erwuchs. Backsteine formte man, um Zeit und Kosten zu ersparen, nicht, vielmehr wurden zum Bau Feldsteine (Klippen) verwandt, die man im Buschfeld oder an den Bergen zusammentrug und dann zur Baustelle beförderte. Das Wohnhaus war natürlich sehr primitiv; es blieb entweder gänzlich ohne Bodenraum oder es wurde ein starkes Geflechte von Bambusrohr mit Lehm und Kuhmist bedeckt, hergestellt, das den Flur des Bodenraums bildete. Gedeckt wurden Haus und Stall mit Rieten, die man im Felde genügend vorfand.

Als Bauplatz für das Gehöft wählte man fast immer eine erhabene Stelle mit schöner Aussicht, und die Front des Hauses war immer nach Osten gerichtet, um von der Stup (Veranda ohne Dach) aus den Aufgang der Sonne beobachten zu können. Die meisten aus Klippen gebauten alten Bauerngehöfte stammen noch aus jener Zeit. Im allgemeinen waren die Farmen 3000 Morgen (6000 deutsche Morgen) groß.

Unter den Holländern bestanden sog. Exekuteurs-Kammern, die den Zweck hatten, die Bauern, welche in wirtschaftliche Not gerieten oder solche, denen es an genügenden Mitteln sich anzukaufen fehlte, zu unterstützen. Noch heute besteht aus jener Zeit eine solche Anstalt unter demselben Namen in Kapstadt, die aber, wie ich glaube, längst Privatgeschäft des bekannten Herrn Jan Hofmeyer (von den Bauern allgemein „Lang Jan“ genannt) ist, der die meisten Farmen der Kapkolonie unter seinem Daumen hat, weshalb man ihm auch nachsagt, daß er, wenn es ihm beliebte, sich jeden Augenblick in den vollen Besitz von

ein paar Hundert großen Farmen setzen könnte. Zu seiner Ehre sei es aber gleich ausgesprochen, daß er ein durchaus mäßiger, rechtschaffener und hilfsbereiter Mann ist, gegen den noch niemals eine Klage laut geworden ist.

Diese sog. Exekuteurs-Kammer des Herrn Lang Jan ist der Trost und die Hoffnung der Bauern; wo immer auf einer Farm Schiffbruch in Sicht ist, tritt man die Pilgerfahrt zum Lang Jan nach Kapstadt an, und fast stets ertönt ein mildes, hilfezusagendes „Ja" von den Lippen dieses schönen, langen und proportioniert gebauten alten Herrn den Hilfesuchenden entgegen, die dann mit erleichtertem Herzen die Rückreise nach ihrer Farm antreten. — Erst kürzlich soll eine zweite derartige Exekuteurs-Kammer in Kapstadt von einer Gesellschaft etabliert worden sein.

Früher nun ging das alles so ganz gut. Seit aber die Engländer Süd-Afrika beherrschen, ist die Landwirtschaft stetig im Rückgang begriffen, da die Engländer sich für nichts anderes interessieren, als für Handel, Mineralien und solche Betriebe, die direkte gute Geldgewinne versprechen. Für die Landwirtschaft und Viehzucht hat England während seiner hundertjährigen Administration in Süd-Afrika nichts getan. Mehl und Flour wird daher zum allergrößten Teil von Übersee hier eingeführt. Kein Wunder also, daß die Landwirtschaft, die durch den besten Weizenboden, wie er in Europa kaum gleichwertig zu finden ist, zu den größten, erfolgversprechendsten Hoffnungen berechtigt, sich heute noch in den Kinderschuhen befindet.

Landwirtschaftliche Kreditbanken oder wie die Anstalten sonst heißen mögen, gibt es hier nicht. Das ganze Wohl und Wehe der Farmer bezw. der Landwirtschaft ruht in den Händen des Herrn Lang Jan. In seinem Interesse liegt es aber, nur Vorschuß von Geld zu gewähren und möglichst hohe Zinsen dafür einzuheimsen, keinesfalls aber die Geschäfte eines anderen zu besorgen, die ihm nichts einbringen. So existieren z. B. viele Farmen von 3- bis 5000 Morgen mit 2 bis 4 Gehöften, deren Inhaber nur den Namen: Besitzer tragen, sonst aber ebenso wenig von der Farm besitzen, wie die Pächter der übrigen Gehöfte bezw. der Teile ihrer Farm. Und diese Leute sind solche „Besitzer" der Farmen manchmal schon als dritte oder vierte Generation ihrer Familie, ohne jemals in die Lage gekommen zu sein, sich frei zu machen von dem Druck, der auf ihrer Farm lastet. Sie sehen eben keine Möglichkeit dafür und verfallen daher der Gleichgültigkeit — der Erschlaffung. Sie ziehen einfach die Pacht ein, die sie brockenweise oder oft gar nicht oder in Naturalien erhalten, bezahlen die Zinsen an Herrn Lang Jan ebenfalls in Ratenbeträgen und vermachen schließlich die Farm ihren nächsten Erben.

Derartige Farmen entstanden vielfach so: In für die Landwirtschaft guten Perioden kauft der wohlhabende Bauer die Farm seines bankerotten Nachbarn auf Spekulation. Zu diesem Zweck nimmt er Geld auf, natürlich von Herrn Lang Jan. Dieser gibt das Geld als geriebener Geschäftsmann aber nur her gegen eine Hypothek auf alle seine Besitzungen und nicht etwa

auf die neu erworbene Farm allein. Damit ist der Zusammenschweißungsprozeß vollzogen. Treten dann schlechte Jahre ein, so ist das Schicksal des Bauern besiegelt, und er zählt fortan zu jenen, die die Farm nur noch dem Namen nach besitzen. Verkaufen kann er nicht, denn der Daumen des Herrn Lang Jan liegt wie zentnerschweres Eisen darauf.

Oft möchte der Bauer gern Teile seiner großen Farm mit darauf befindlichen Gehöften verkaufen, um sich zu retten, bezw. Gelegenheit zu erhalten, sich aus seiner Not heraus zu arbeiten, aber Herr Lang Jan geht auf keine Regulierung eines solchen Geschäfts ein, denn es bereitet ihm Mühe und Arbeit und verspricht keinen Gewinn. Die Farm muß ganz verkauft werden oder es bleibt beim alten! Das erste will aber der Bauer nicht, weil er dann besitz- und brotlos wird. Auch finden sich sehr selten oder nie Käufer für eine so große Farm mit mehreren Gehöften, während kleinere Farmen mit einem Gehöft stets gesucht und oft für sehr hohe Preise nicht zu haben sind. Eine Behörde nun, die dazu berufen wäre, die Regulierung der Teilung solcher Farmen und überhaupt derartige Geschäfte vorzunehmen oder zu vermitteln, existiert nicht. Und so geht es weiter von Jahrzehnt zu Jahrhundert, und die englische Administration weiß von all dieser Not nichts, kümmert sich auch um solche Sachen nicht.

Daß unter solchen Umständen der Bauer schließlich arbeitsmüde wird und das Interesse für Ackerwirtschaft und Landkultur verliert und daß infolge davon das Land darunter leidet, weil derartig verarmte und müde Bauern stets ein schlechtes Vorbild für die Nachbarn sind, versteht sich von selbst. Die Schuld des Rückganges der Landwirtschaft und Landkultur liegt vornehmlich an den Mängeln in der englischen Verwaltung. Die veralteten, unpraktisch gewordenen Gesetze werden niemals einer Revision unterworfen und Anstalten zur Beseitigung alles Morschen werden nicht getroffen. Hier wäre z. B. eine Behörde oder Ansiedlungskommission sehr nötig, die etwa all diese Farmen aufkaufte, teilte und dann einzeln wieder verkaufte. Der ganze Bauernstand würde dadurch gehoben werden!

Dem Deutschtum im Auslande und seiner Schule!

Am 13. Juni 1906 wird der Allgemeine Deutsche Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande das Fest seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens feiern. Ein Vierteljahrhundert hindurch hat er in geräuschloser Tätigkeit, aber mit Umsicht und Ausdauer, ohne Rücksicht auf Parteirichtung oder Bekenntnis, an der Erhaltung des Deutschtums im Auslande gearbeitet und allmählich eine Organisation geschaffen, die sich über alle Erdteile erstreckt. Durch mahnendes Wort und helfende Tat, insbesondere durch Unterstützung deutscher Auslandschulen und Büchereien, durch Entsendung von Lehrkräften, durch Zuweisung von Lehrmitteln und Schülerstipendien hat er mitgewirkt, um sowohl in den Ländern der habsburgischen Krone die deutsche Sprachgrenze gegen den Ansturm fremder Nationalitäten zu verteidigen, als auch über See dem Nachwuchs unserer Auswanderer das kostbare Erbe deutscher Sprache und Bildung zu sichern.

Der Allgemeine Deutsche Schulverein hat in den 25 Jahren seines Bestehens bei unentgeltlicher Verwaltung etwa 2 Millionen Mark seinen Zwecken zuführen können. Aber wie verschwindend klein ist diese Summe gegenüber den wachsenden Bedürfnissen, wie gering die Zahl seiner Mitglieder im Vergleich zu der Größe der Aufgaben, die es zu erfüllen gilt!

Darum wird der Verein seine Jubelfeier nicht in rauschendem Feste begehen, sondern seine Festfeier soll vor allem darin bestehen, daß er und alle Deutschen, die sich für seine Ziele begeistern, eine Jubelspende sammeln, wie es der Schulverein Deutsch-Österreichs zu seinem Jubelfest getan hat. Dort sind eine halbe Million Kronen gesammelt worden zum besten der deutschen Schule. Wir sollten meinen, daß in dem viel reicheren Reichs-Deutschland zum allermindesten derselbe Betrag in Mark zu erreichen ist. Von einem großen Ausschuß, der die besten Namen in Wissenschaft und Kunst aufweist, ergeht daher an alle Deutschen die Bitte, dies Vorhaben durch reichliche Beiträge unterstützen zu wollen. Diese Bitte ergeht an alle, die im deutschen Volk eine durch Abstammung, Sprache und Sitte begründete Kulturgemeinschaft erblicken, welche die über den Erdball zerstreuten Deutschen umfaßt und eint; an alle, die es als eine nationale Pflicht erkennen, den im schweren Erhaltungskampfe begriffenen Stammesgenossen das Rückgrat zu stärken. Vor allem aber die, welche die Überzeugung haben, daß die Erhaltung und Förderung des Deutschtums im Auslande nicht nur von idealer, sondern, wie die Handelskammer von Hamburg es kürzlich ausgesprochen hat, gleichzeitig von größter wirtschaftlicher Bedeutung ist, indem der Nutzen, den die deutschen Auslandschulen in nationaler und kultureller Beziehung bewirken, dem deutschen Handel zugute kommt.

Unsere Zeitschrift dient nationalen Zwecken und ist um ihretwillen begründet. Darum wird sie an ihren Leserkreis in Deutschland, außerhalb der Grenzen des Reichs und über See nicht vergebens die Bitte richten, die Absicht, die in diesen Zeilen ausgesprochen ist, lebhaft und nachdrücklich zu unterstützen. Über die Spenden wird im Monatsblatt des Deutschen Schulvereins quittiert. Zur Entgegennahme von Beiträgen für diese „Jubiläumsspende" des Allgemeinen Deutschen Schulvereins haben sich die Direktionen der Deutschen Bank in Berlin W, Mauerstr., und der Diskonto-Gesellschaft in Berlin W 64 bereit erklärt. D. H.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von
Theodor Schiemann.

12. Dezember 1905.

Wir sind in den letzten Monat des Jahres getreten, und in einigen wesentlichen Fragen der großen Politik hat er uns eine Wendung zu neuen Ordnungen gebracht. Schon am 25. November konnte König Hakon VII. seinen Einzug in Christiania halten unter dem Jubel einer Nation, die froh ist, eine nicht ungefährliche Krisis zu glücklichem Abschluß gebracht zu haben. Die Gefahren, die gefürchtet wurden, ein Krieg mit Schweden und die Entscheidung des angestellten Plebiszits für die republikanische Staatsform, sind nicht eingetreten; es läßt sich vielmehr hoffen, daß ein freundschaftliches Verhältnis zu Schweden ein Hauptgrundsatz der norwegischen Politik sein wird und daß andererseits ein wirklich lebendiges monarchisches Bewußtsein im Herzen der Nation Wurzel fassen wird. Wir wünschen beides aus herzlicher Sympathie für einen edlen und hochstrebenden Volksstamm germanischen Blutes, wie aus wohlverstandenem deutschen Interesse.

In England ist der lange erwartete Übergang der Regierung in die Hände der Liberalen am 4. Dezember Tatsache geworden. Die 10jährige Herrschaft der Torys, oder vielmehr der merkwürdigen Kombination liberaler, radikaler und konservativer Elemente, die sich unter der Fahne des Imperialismus zusammengefunden hatten, die jetzt ihr Ende gefunden hat, stellt, wie niemand bestreiten wird, eine überaus denkwürdige Periode in der Geschichte Englands dar. Die Schlagworte Samoa, Faschoda, Maskat, Burenkrieg, Chinesische Expedition, die beiden japanischen Bündnisse und das englisch-französische Abkommen bezeichnen die Etappen der auswärtigen Politik des Kabinetts, während Chamberlains fiskalisches Programm für das greater Britain das große Ereignis der inneren Politik gewesen ist. Nebenher ist nicht ohne Zusammenhang mit diesen Tatsachen die Preßkampagne gegen Deutschland gegangen, die mit unerhörter Leidenschaftlichkeit und mit den Mitteln einer schlechten Agitation geführt wurde. Doch das wollen wir nicht weiter urgieren, zumal aus englischer Initiative eine Gegenbewegung erstanden ist, die sich das Ziel setzt, eine Gesundung der deutsch-englischen Beziehungen herbeizuführen. Wir wünschen ihr besten Erfolg und werden sie unsererseits nach Kräften unterstützen.

Dagegen verdient die Neuverteilung der von den Konservativen so erstaunlich in Zahl und Qualität gehobenen britischen Flotte die größte Beachtung. Die englische Politik hat sich damit in der Tat ein Werkzeug zu Angriff

und Abwehr geschaffen, das seinesgleichen auf den Weltmeeren nicht hat und auch starken Kombinationen zuversichtlich die Spitze bieten kann, zumal England sich in Ostasien erheblich entlastet hat. Wenn die Vereinigten Staaten es als Ziel ihrer Seepolitik bezeichnet haben, dermaleinst die stärkste Flotte der Welt zu besitzen, so ist vom Gedanken bis zur Ausführung ein weiter Weg, und das England von heute braucht sich darum keine Sorgen zu machen. Daß dem reichen Erbe, das Campbell Bannerman aus den Händen Balfours entgegennimmt, auch Schwächen anhaften, ist selbstverständlich und soll heute nicht wiederholt werden. Sie werden, wie bei einem lange ersehnten Wechsel zu geschehen pflegt, wahrscheinlich bald in den Vordergrund gedrängt werden, und das neue Ministerium wird an ihnen seine Kraft und seine Geschicklichkeit zu erweisen haben. Es ist zudem in einem wesentlichen Punkt seinem Vorgänger ähnlich: die bedeutendsten Mitglieder des Kabinetts sind imperialistisch gestimmt, und der neue Minister des Auswärtigen, Grey, hat sich noch vor kurzem ausdrücklich mit der Politik Lansdownes identifiziert. Wir können also darauf rechnen, daß sie in allen wesentlichen Fragen in den bereits breitgetretenen Bahnen bleiben wird. Dagegen hat das fiskalische Programm Chamberlains keinerlei Gnade zu erwarten. Es wird rücksichtslos beiseite geschoben werden, und „König Joe“ wird sich darauf beschränken müssen, für bessere Tage den Funken unter der Asche lebendig zu machen. Wann die Auflösung des Parlaments und die Ausschreibung der Neuwahlen erfolgen wird, steht noch nicht fest, die Wahrscheinlichkeit spricht für den Anfang Januar, und man darf mit ziemlicher Sicherheit auf eine liberale Majorität von nahezu 200 Stimmen rechnen. Damit läßt sich, auch wenn die Jahre den Zusammenhalt der liberalen Koalition erschüttern sollten, recht lange leben. Es müßten denn ganz besondere politische Überraschungen sein, die vor Ablauf des neuen parlamentarischen Septenniums die Konservativen wieder ans Ruder führen. Sollten wir ein politisches Horoskop stellen, so würden wir eine Ära sozialer Reformen prophezeien. England steht auf keinem Gebiete mehr im Hintertreffen, und die Demonstrationen der Arbeitslosen in London haben stark dazu beigetragen, das Gewissen der herrschenden Stände zu wecken.

Eine bedeutsame politische Wendung hat sich dieser Tage auch in **Frankreich** vollzogen. Die Trennung von Kirche und Staat, um die so lange gekämpft worden ist, ist nunmehr Tatsache geworden. Der „älteste Sohn der Kirche“ hat mit der Kirche gebrochen. Was Waldeck-Rousseau begann, Combes dem Abschluß naheführte, hat Herr Rouvier vollendet. Aber die letzten Stadien dieser Entwicklung haben sich gleichsam mechanisch vollzogen. Es gab für die Regierung kein Rückwärts mehr, und die sie bekämpften, kämpften für eine verlorene Sache. Das Band war zerrissen, bevor man die Fetzen wegwarf. Nun hat man ja darauf hingewiesen, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich bei der konsequent durchgeführten Trennung von Kirche und Staat sehr wohl befinden und das ist gewiß richtig. Nur darf man die amerikanischen Verhältnisse nicht mit den französischen vergleichen. In Amerika gab es in der Tat einen

politisch, sozial und kirchlich jungfräulichen Boden, es gab außerdem einen ungeheuren Raum, der es jeder Kirchengemeinschaft, wenn sie für nötig fand, möglich machte, sich zu isolieren. Haben sich doch sogar die Mormonen bis 1887 mit ihrer Sektiererei behaupten können, weil sie gleichsam außerhalb der Welt lebten. In Frankreich liegt alles anders. Es ist ein uralter Kulturboden mit ererbten Traditionen, auf welchem die Bevölkerung so dicht beisammen sitzt, daß es unmöglich ist, Heimlichkeiten zu behaupten. Die Geschichte des Landes ist zudem von kirchlichen Tendenzen durchsetzt und die Trennung von Kirche und Staat der ungeheuren Majorität der Männer und man darf hinzufügen, fast allen Frauen oktroyiert worden. In Frankreich aber spielt die Frau im Hause — und Haus und Kirche lassen sich nicht trennen wie Kirche und Staat — eine sehr bedeutsame Rolle. Wenn es einmal möglich sein wird, die Geschichte dieser kirchlichen Revolution — denn das ist sie — zu schreiben, wird die große Rolle zu Tage treten, welche die französische Freimaurerei dabei gespielt hat. Der „Grand Orient“ ist heute eine politische Großmacht in Frankreich, und die sogen. „affaire des fiches“, über welcher der Kriegsminister André zu Fall kam, hat gezeigt, daß sie recht skrupellos von ihrem Einfluß Gebrauch zu machen versteht. Man kann aber heute mit gutem Grund annehmen, daß keine der politisch einflußreichen Persönlichkeiten außerhalb des Bannkreises dieser mächtigen Organisation steht. Trotz alledem läßt sich nicht annehmen, daß die Position des Katholizismus in Frankreich gebrochen werden wird. Vielmehr wird er, wie es zu geschehen pflegt, unter dem Druck von außen her, sich innerlich kräftigen und der Staat wird keine Mittel haben, ihm entgegenzutreten. Es läßt sich sogar mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er allmählich in eine antirepublikanische Tendenz geraten wird und daß die Legitimisten und Zäsaristen der Zukunft an ihm eine Stütze finden werden.

Direkt geschädigt ist durch die vollzogene Trennung der Papst, dem der reichlich fließende französische Peterspfennig notwendig gemindert werden muß, da die Gemeinden fortan die Unterhaltungskosten der Geistlichen zu tragen haben werden, die bisher vom Staate besoldet wurden.

Eine andere bedeutsame Wandlung bereitet sich vor. Am 26. Januar des nächsten Jahres muß ein neuer Präsident der französischen Republik gewählt werden. Herrn Loubets Jahre laufen ab und er hat den Ehrgeiz nicht, eine neue Repräsentationsperiode auf sich zu nehmen. Oder war Herr Loubet mehr als bloßer Repräsentant der Nation? Es ist schwer, mit Bestimmtheit darauf zu antworten, aber uns ist in französischen Blättern die Behauptung entgegengetreten, daß er namentlich in der auswärtigen Politik eine große Rolle gespielt habe. Jedenfalls hat er sich nicht „effaciert“, wie es seit der Präsidentschaft Grevys die Sitte verlangte. Man will in Frankreich daraus die Berechtigung herleiten, die Wahl des Präsidenten nicht mehr, wie die Verfassung verlangt, dem Kongreß zu überlassen, sondern ihn durch Plebiszit zu wählen. Es ist nicht daran zu denken, daß dergleichen bei der nächsten Wahl geschehen dürfte, aber

der Gedanke verdient notiert zu werden. Es ist keineswegs unmöglich, daß er einmal Wirklichkeit wird.

Jetzt scheint Mr. Doumer die besten Aussichten auf den Präsidentensitz zu haben, auch Mr. Deschanel wird genannt. Aber die Personalfragen wechseln wie die Steine des Kaleidoskops nirgends schneller als in Frankreich, und nichts spricht dagegen, daß schließlich ein Ungenannter den Preis erringt. Man kann hier ebensowenig vorhersehen, wie etwa den Ausgang einer Papstwahl.

Die Marokkanische Frage ist natürlich noch in der Schwebe, da die Konferenz von Algesiras noch nicht zusammengetreten ist. Wir schicken den Gesandten von Tattenbach und unseren Botschafter in Madrid von Radowitz hin, die Franzosen Herrn Revoil. Es ist wenig erfreulich, daß die französische Presse eine Campagne in dieser Frage aufgenommen hat, hinter der, wie es scheint, einflußreiche Kreise stehen. Fürst Bülow ist genötigt gewesen, vor der Öffentlichkeit des Reichstages nochmals die feststehenden Grundgedanken unserer Marokkopolitik darzulegen: Erhaltung der Souveränetät des Sultans, der Integrität seines Gebiets und des Prinzips der offenen Tür. Davon wird nicht ein Titelchen abgegeben werden, es ist der Rechtsboden, auf dem wir stehen, und wir haben nicht die geringste Neigung, diesen Rechtsstandpunkt aufzugeben. Gewiß nicht, um ein politisches Handelsgeschäft auf Kosten eines dritten zu machen.

In seiner Kraft gebrochen, wenn auch noch nicht völlig unterdrückt ist der Aufstand in Südwestafrika. Hendrik Witboi, der gefährlichste unserer Gegner, ist gefallen, aber Morenga mit seinen Anhängern macht uns noch zu schaffen. Es kann aber nicht zweifelhaft sein, daß auch sein Untergang nur eine Frage der Zeit ist. Unser neuer Gouverneur von Südwestafrika, von Lindequist, hat am 23. November auf afrikanischem Boden sein Amt angetreten. General von Trotha ist heimgekehrt und vom Kaiser mit dem Orden pour le mérite und einem überaus gnädigen Reskript belohnt worden. Gewiß, wir können stolz darauf sein, wie unsere Truppen unter Verhältnissen von ganz ungewöhnlicher Schwierigkeit, die an Leib und Seele die höchsten Forderungen stellten, sich bewährt haben. Alle, vom geringsten bis zum höchststehenden, ohne jede Ausnahme. Was wir hoffen, ist, daß nunmehr die Arbeit an unseren Kolonieen mit großen Mitteln in Angriff genommen wird. Gerade in diesem Punkt sollte uns das Beispiel der Engländer ein Ansporn sein, im übrigen wünschen wir keineswegs, daß die Methoden der englischen Kolonisation in Süd-Afrika auf unserem Boden wiederholt werden!

Die Botschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten, die, wie üblich, am 2. Dezember bekannt gegeben wurde, hat die Monroe-Doctrin wieder weiter ausgebildet. Die Okkupation von Zollämtern, wie sie noch während des Venezuelakonfliktes von Deutschland und England vorgenommen wurde, um Garantien für fällige Zahlungen zu erlangen, für welche die eigenartigen Grundsätze des Präsidenten Castro keinerlei Bürgschaft boten, wird von dem Präsidenten

Roosevelt als mit dem Geist der Monroe-Doctrin nicht vereinbar erklärt. Die Vereinigten Staaten, so etwa führt er aus, müßten eine Vermittlerrolle übernehmen, um die Wiederholung ähnlicher Okkupationen zu verhindern.

Wir wollen dagegen nicht polemisieren, eine Doctrin ist unangreifbar, sie bildet aber kein Völkerrecht, das entsteht erst aus internationalen Vereinbarungen. Aber man wird nicht bestreiten können, daß die Art, in der die Vereinigten Staaten die Vormundschaften über südamerikanische Republiken übernehmen, sich durch die politische Haltlosigkeit dieser Staaten rechtfertigt. In Chile und Argentinien kann von einer Monroe-Doctrin natürlich keine Rede sein, da beide Staaten stark genug sind, um selbst ihr gutes Recht zu verteidigen und politische Differenzen auf eigene Gefahr und zu eigenem Vorteil zur Lösung zu führen. Sonst ist an der Botschaft des Präsidenten zumeist aufgefallen, mit welchem Nachdruck er auf die Notwendigkeit hinwies, den Bau des Panamakanals zum Abschluß zu bringen und wie bestimmt er für den Ausbau der amerikanischen Marine eintrat. Wir können nur wünschen, daß beides sich in seinem Sinne verwirklicht.

Auf die Entwicklung einzugehen, die sich in **Rußland** seit unserer letzten politischen Betrachtung vollzogen hat, ist keine Freude. Wohin man blickt, sieht man Versäumnisse und Mißgriffe auf Seiten der Regierung, Verblendung und politische Urteilslosigkeit bei den Gebildeten, und hellen politischen Wahnwitz, kombiniert mit ruchloser Bestialität beim Volk. Um die Mitte des vorigen Monats ließ sich noch hoffen, daß eine Wendung in der politischen Aktion der Semstwo und Stadtvertreter, die sich zu eigenem Recht in Moskau versammelt hatten, eintreten werde. Sie haben vom 19. bis 27. November getagt und nach heißen Verhandlungen dem Ministerpräsidenten Witte ihr Vertrauen erklärt, aber — und nun gibt man allen Glauben an den politischen Verstand dieser Versammlung auf — zugleich gaben sie ihm zu wissen, daß sie unter allen Umständen an dem allgemeinen, geheimen, direkten, gleichen Wahlrecht festhalten werden. Und neben ihnen tagt gleichzeitig in Moskau ein ebenso autonomer Kongreß von Vertretern der Bauerschaft, der die Konfiszierung des gesamten Grundbesitzes dekretiert. Die Semstwoleute aber sind in der ungeheuren Mehrzahl Großgrundbesitzer, die als erste Opfer jener kommunistischen Bauern fallen werden! Man weiß eben nicht, was man will, und ist bis in die höchsten Spitzen der Gesellschaft und der Bildung hinein radikalen Phrasen gegenüber widerstandsunfähig geworden.

Der Generalstreik, der ganz Rußland lähmte und der schließlich in sich hätte zusammenbrechen müssen, endete, weil die Regierung kapitulierte, und, wie die souverän herrschende Sozialdemokratie befahl, den über Polen verhängten Belagerungszustand aufhob. Und parallel damit gehen die Meutereien in der Marine und im Heer. Am 19. November meuterte ein Teil der Mannschaft der Kriegsschiffe, welche die russischen Gefangenen aus Japan heimbringen sollen. Man ist genötigt, die Hilfe der Japaner heranzuziehen, um der Meuterer Herr

zu werden! Gewiß eine Tatsache, die den russischen Offizieren die Schamröte in die Wangen treiben mußte. Dann folgte die Meuterei in Kronstadt. Am 26. November endlich meuterte die Schwarzemeerflotte und es mußte eine förmliche Schlacht geschlagen werden, ehe die Meuterer vor dem halb zerstörten Sewastopol gezwungen waren, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Die Meutereien teils geringer Truppenabteilungen, teils ganzer Regimenter sind nicht mehr herzuzählen. Man hört auf, sie zu registrieren. Aber furchtbar ist es doch, daß diese Gesinnung der Unbotmäßigkeit bis in die kaiserlichen Leibgarderegimenter gedrungen ist, und daß die Marine überall versagt. Jetzt soll auch die mandschurische Armee genötigt sein, einen Bürgerkrieg im Heere zu führen. Die Reservisten meutern. Wladiwostok ist halb zerstört, Charbin steht in Flammen. Das sind die Schreckensnachrichten, die umlaufen, und denen man nicht Glauben schenken möchte, wenn sie nicht so durchaus wahrscheinlich wären. Die sozialistische Rebellion der Arbeiter wie der in Staatsdiensten stehenden Intelligenz und Halbintelligenz geht ihren unheilvollen Weg ebenso weiter wie die kommunistische Revolution der Bauern, die jetzt in 23 Gouvernements zerstören, was an wirtschaftlichen Werten vorhanden, um sich den nackten Boden zu eigen zu machen. Ein allgemeines Fliehen der Gutsbesitzer hat begonnen. Erst in die nächste Stadt, dann nach Kiew, wo die Revolution ebenfalls ihre blutigen Schlachten schlägt, oder in eine andere nächstgelegene große Stadt, in der man Rettung zu finden hofft. Von dort geht die Flut nach Petersburg, zuletzt ins Ausland. Die einen nach Deutschland, die anderen nach Österreich. Hier wie dort zählen sie nach vielen Tausenden.

Mit am schlimmsten sieht es in den baltischen Provinzen, Livland, Estland, Kurland aus. Die sozialistisch-anarchistische Bauerschaft hat über den Kopf der teils exotischen, teils selbst revolutionär gesinnten staatlichen Autoritäten hinweg sich zum Herrn des Landes gemacht. Sie raubt und mordet, setzt Pastoren, Richter, Gemeindebeamte ab, tritt zu Kongressen in Riga zusammen und berät über das verrückte Hirngespinnst einer zu konstituierenden kommunistischen baltischen Republik. Der von der Regierung dekretierte Belagerungszustand ändert an diesen entsetzlichen Zuständen nichts, da die verwendbare Zahl von Truppen zu gering ist, um die weiten Räume zu decken. Alle Anzeichen weisen aber darauf hin, daß es sich auch bei diesem Stadium der russischen Revolution nicht um ein letztes Aufflackern politischen Wahnwitzes handelt, sondern um den Anfang neuer Schrecken. Wenn die russische Regierung, das heißt der jetzt meist verantwortliche Ministerpräsident Graf Witte sich nicht aufrafft und durch Taten beweist, daß die Regierung noch einen Willen hat, so nahen Katastrophen voll entsetzlicher Schrecken. Was der russische Pöbel, wenn die Bestie in ihm erwacht ist, an Greueln vermag, haben die blutigen Tage von Kischinew, Odessa, Kiew und so viele andere gezeigt. Gewaltsames Niederwerfen der Revolution wäre Barmherzigkeit, die ungezählten Tausenden — den Verurteilten der Zukunft — das Leben retten könnte. Die ganze Frage gipfelt darin, ob die Regierung so mannhaften Mut

zeigt, daß ihre terrorisierten Anhänger die Zuversicht und den Glauben wieder gewinnen. Die große Masse läuft stets mit dem Stärkeren; hält die Revolution den Glauben aufrecht, daß sie die stärkere Potenz ist, so wird ihr schließlich die Übermacht wirklich zufallen.

Diese russische Frage hat übrigens auch eine deutsche Seite. In Rußland leben über 150 000 Reichsangehörige. Die meisten in höchst exponierten Stellungen. Es leben dort außerdem gegen 2 Millionen Deutsche, die russische Untertanen sind, und zum Teil jetzt als Flüchtlinge in der alten Heimat, von der ihre Väter ausgegangen sind, Rettung suchen. Den einen wie den anderen zu helfen wird Pflicht sein. Wie es geschehen soll, werden die Besonderheiten der Verhältnisse der Einzelnen wie der Gruppen ergeben. Im wesentlichen wird es sich um eine groß gedachte Gastfreundschaft handeln, bis zu der Zeit, da der Sturm in Rußland vorübergebraust ist und das revolutionäre Feuer erloschen ist. Vielleicht läßt sich ein Teil in unsere Kolonien ablenken. Wir können dort eine tüchtige Zucht selbstbewußter deutscher Männer wohl brauchen. Auch in unseren östlichen Provinzen ist Raum für Ansiedler. Aber das alles will wohl dirigiert und sorgfältig erwogen werden.

In Berlin hat sich ein Komitee gebildet, das diese Hilfsleistungen so in die rechten Wege leiten will, daß sie den Bedrängten helfen und dabei zugleich den Nutzen des Reiches im Auge behalten will. Wenn unseren Lesern diese Zeilen zu Gesicht kommen, wird auch der Aufruf des Komitees vor ihnen liegen. Wir wünschen ihm Leser mit warmen Herzen und offenen Händen.

Bücherschau.

Von Leutchen, die ich lieb gewann. Von Rudolf Presber. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Herman Ehbock.

Liliencron hat dieser jüngsten Schöpfung Presbers einen begeisterten Empfehlungszettel auf den Weg gegeben, und sie verdient die rasch lebendig gewordene Teilnahme des Publikums, die bereits mit den ersten beiden Auflagen geräumt hat. Presber ist eine so frische und so liebenswürdige Erscheinung inmitten der traurigen Dekadenze und der augenverdrehenden Stimmungsmeierei, die noch immer die herrschende Strömung ist, daß der geistvoll sprudelnde, mit drolligen Einfällen sich überpurzelnde Humor, über den er verfügt und der, auch wo er oberflächlicher schöpft, doch mindestens darstellerisch wertvoll bleibt, wie eine Erlösung begrüßt wird. Die vorliegende reiche Sammlung ergötzlicher Skizzen enthält auch leichtere Ware, manches, das sich ins Burleske übersteigt, Stellen, vor denen der feinnervigere Geschmack streikt. Dafür entschädigt ein wahres Feuerwerk putziger Pointen, die durchweg vornehmflotte Sprachführung und die ganze sympathische Persönlichkeit des Autors, der hinter dem Buche steht und der doch im übrigen dichterisch mehr bedeutet, als er hier ausgibt.

Victor Blüthgen.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

12. Dezember 1905.

Seit dem 28. November ist der Reichstag wieder versammelt und am 5. Dezember hat auch die neue Tagung des preußischen Landtags wieder ihren Anfang genommen. In dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, hat der Reichstag die bedeutungsvolle Generaldebatte über Etat, Reichsfinanzreform und Flottenvorlage — denn diese drei Beratungsgegenstände sind für die erste Lesung miteinander verbunden worden — noch nicht ganz beendet. Schon aber ist die Beratung so weit gediehen, daß ein Überblick über die Lage zu gewinnen ist.

Die Debatte wurde stark beeinflußt, ja beherrscht von den Eindrücken, welche die Thronrede hervorgerufen hatte. Zum ersten Male nach langer Zeit ging die Thronrede bei der Erwähnung der auswärtigen Beziehungen über die allgemeinen Redewendungen hinaus, mit denen sonst, wenn die Lage nur irgend friedlich angesehen werden kann, diese mehr angedeutet als gekennzeichnet zu werden pflegt. Die Besprechung unserer auswärtigen Beziehungen darf ich ja hier einer anderen Stelle überlassen. Es liegt mir nur ob, die Rückwirkung dieses Abschnitts der Thronrede auf unsere inneren Verhältnisse kurz festzustellen. Auf politischem Gebiet sind selbst die klarsten Worte nicht ganz vor Mißverständnissen geschützt; vor allem muß man immer mit Leuten rechnen, die einen fast krankhaften Trieb haben, das Einfache und Nächstliegende nicht anzuerkennen und nach entlegenen Deutungen zu suchen. So wird auch in der Thronrede hier und da nur das scheinbar Ungewöhnliche oder vielmehr das außer Gewohnheit Gekommene gesehen und mit der Nervosität, die unserem Zeitalter eigen ist, eine Antwort auf die Frage gesucht: „Was steckt dahinter?" Man sollte meinen, daß nach den jedem Zeitungsleser bekannt gewordenen Erfahrungen des letzten Sommers die andere Frage näher läge: „Durfte die Regierung nur um der Konvenienz und eines Herkommens willen sich vor den Vertretern des deutschen Volkes so stellen, als ob sie es mit unmündigen Kindern zu tun habe, die von Marokko und Herrn Delcassé nie etwas gehört hatten?" Die Verneinung dieser Frage kann wohl als selbstverständlich gelten. Damit fällt aber auch die Deutung in sich zusammen, als habe die Regierung die Absicht, das deutsche Volk bange zu machen und auf eine akute Verschlimmerung unserer Lage hinzuweisen. Ebenso

ist die Meinung zurückzuweisen, als ob die internationalen Beziehungen schlechter dargestellt worden seien, als der Wirklichkeit entspricht, damit der Reichstag für die Forderungen zur Verstärkung der Land- und Seemacht des Reichs gefügiger gemacht werde. Man wird im Gegenteil annehmen können, daß eine Regierung, die so ruhig und offen auf das Wirkliche, auf überwundene Gefahren und mögliche Schwierigkeiten Bezug nimmt, von einem Gefühl der Sicherheit und Kraft getragen sein muß, und nicht minder auch von einem Gefühl des Vertrauens auf das Volk, das hinter ihr steht und dem sie verantwortlich ist. Es sollte das umsomehr anerkannt werden, als ja der heutigen Generation noch die Zeit unmittelbar nach dem Sturze Bismarcks gut im Gedächtnis ist, wo dieses ruhige Kraftbewußtsein ohne Herausforderungen und ohne Zurückweichen in nationalen Kreisen häufig schmerzlich vermißt wurde. Wenn noch Zweifel hinsichtlich der Bedeutung der Thronrede möglich waren, so sind sie durch die bedeutsame Rede des Fürsten Bülow am 6. Dezember beseitigt worden. Diese offenen, sachlichen und überaus geschickten Erläuterungen unserer auswärtigen Politik haben bei allen bürgerlichen Parteien ohne Ausnahme warme Zustimmung gefunden. Nur vereinzelt haben sich auch hier falsche Deutungen hervorgewagt. In seltener Einmütigkeit haben sich Konservative, Liberale aller Schattierungen und Ultramontane hinter den Reichskanzler gestellt, um ihre Zustimmung zu dieser Politik zu bekunden. Dieser Eindruck darf nicht vergessen und nicht entstellt werden. Dieses klare Bewußtsein des Zusammenstehens aller Parteien — mit Ausnahme der Sozialdemokratie — hinter der Regierung haben wir seit nahezu sechzehn Jahren nicht mehr gekannt, und wir dürfen uns dieser Einigkeit umso unbefangener freuen, als sie nicht aus Selbsttäuschungen über errungene Erfolge oder den Glanz unserer Stellung, sondern aus der Erkenntnis gemeinsam drohender Gefahren und aus nationalem Pflichtgefühl entsprungen ist.

Der Reichstag ist bei seinem Zusammentritt mit Arbeitsmaterial so reichlich bedacht, ja überschüttet worden, wie noch niemals. Wie schon erwähnt, sind Etat, Flottenvorlage und Reichsfinanzreform in der Beratung verbunden worden. Die Reichsfinanzreform als Grundlage aller weiter zu beschließenden gesetzgeberischen Maßnahmen steht unstreitig im Vordergrunde. Ihre grundlegenden Gedanken sind schon mehrfach hier erwähnt worden. Inzwischen ist durch die Veröffentlichung der Entwürfe über die neuen Steuern und durch ihre Einbringung im Reichstage die Möglichkeit gegeben, auch die einzelnen Vorschläge zu besprechen.

Daß man auf Bier und Tabak als Gegenstände einer erhöhten Besteuerung zurückkommen werde, ist schon erwähnt worden. Zunächst die Bierbesteuerung. Die Erweiterung des Brausteuergesetzes zur Erhöhung der dadurch gewonnenen Beträge mußte der nächstliegende Gedanke sein. Das Bier unterliegt in Deutschland einem solchen Massenverbrauch, daß eine gar nicht besonders starke Anziehung der Steuerschraube schon einen recht bedeutenden Ertrag abwerfen kann. Der Verbrauch des Jahres 1903, das bei den Vorarbeiten für den Gesetzentwurf

die Grundlage bildete, — die Ziffern für 1904 ließen sich noch nicht verwenden — belief sich in Deutschland und Luxemburg auf 69 Millionen Hektoliter. Um rund 60 Millionen Mark Mehrertrag an Steuern zu gewinnen, würde also für das Liter eine Mehrbelastung von 1 Pfennig genügen. Niemand wird ernsthaft behaupten wollen, daß darin eine Gefährdung des Bierverbrauchs und der Interessen des Braugewerbes liegt. Bekanntlich besteht für die süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg und Baden, sowie Elsaß-Lothringen ein Reservatrecht in Bezug auf die Bierbesteuerung. Ein Ausgleich für die Rechte und Bedürfnisse des Reichs, das verfassungsmäßig Anspruch auf die Erträge aus Verbrauchssteuern hat, wird dadurch hergestellt, daß mit den Matrikularbeiträgen ein entsprechender Betrag von diesen Bundesstaaten an das Reich abgeführt wird. In den erwähnten vier Reservatsteuergebieten, die in der Landesgesetzgebung völlig freie Hand für die Belastung des Braugewerbes und Bierverbrauchs haben und von dieser Freiheit gründlich Gebrauch machen, bildet diese Steuer eine der wichtigsten Einnahmequellen. Trotzdem wird in Süddeutschland weder das Bier dadurch verteuert — es ist im Gegenteil billiger als in Norddeutschland —, noch leidet darunter der Verbrauch. In Bayern kamen im Jahre 1903 an Bierverbrauch auf den Kopf der Bevölkerung 231 Liter, in Preußen nur 97 Liter. Dabei betragen die Bierabgaben in Bayern auf den Kopf der Bevölkerung 5,29 Mark, im Reichsbrausteuergebiet nur 0,86 Mark. Es ist also begreiflich, daß man in erster Linie an die Erhöhung der Brausteuer gedacht hat. Man ist aber bei der Ausarbeitung des Planes bemüht gewesen, die Konkurrenzfähigkeit der kleinen Brauereien nicht zu beschränken; die größeren Betriebe sollen verhältnismäßig stärker herangezogen werden.

Bei der Besteuerung des Tabaks liegt die Schwierigkeit hauptsächlich darin, daß die Interessen des Tabaksbaues und der Tabaksindustrie nicht ganz parallel laufen. Die Entscheidung der Frage, ob die Abstufung der Steuer nach dem Wert des Rohstoffes oder nach dem Gewicht erfolgen soll, wird dadurch sehr erschwert. Man hat sich für eine Gewichtssteuer entschieden und will in erster Linie den ausländischen Tabak — und zwar sowohl Rohmaterial für die Zigarrenfabrikation, als auch eingeführte fertige Fabrikate — zur erhöhten Besteuerung heranziehen, demnächst aber auch die Steuer auf inländischen Tabak erhöhen. Es muß eben der finanzpolitische Zweck erreicht und dementsprechend die Last verteilt werden. Man darf weder die norddeutsche Tabakindustrie, die vornehmlich mit ausländischem Rohmaterial arbeitet, übermäßig belasten, da ein Rückgang dieser Industrie eine besonders zahlreiche Arbeiterschaft in ihrem Broterwerb schädigen würde, noch darf man den süddeutschen Tabaksbau, der einen wichtigen Zweig der Landwirtschaft darstellt und für die kleineren Landwirte von besonderer Wichtigkeit ist, unverhältnismäßig stark heranziehen. Mit vollem Recht ist eine höhere Besteuerung der Zigaretten vorgesehen, da diese allmählich immer stärker in Mode kommende Form des Tabakgenusses einen wachsenden Massenverbrauch hervorruft, der dabei trotzdem ganz und gar den Charakter des entbehrlichen

Luxus beibehalten hat. Im ganzen hofft man aus der neuen Besteuerung von Bier und Tabak eine Mehreinnahme von etwas mehr als 100 Millionen Mark.

Dazu kommen nun die neuen Stempelabgaben. An der Spitze der Vorschläge steht der Plan eines Frachturkundenstempels, der dem Reiche über 40 Millionen einbringen soll. Es würde hier zu weit führen, die Einzelheiten dieser Vorlage zu besprechen. Man ist dabei darauf bedacht gewesen, den Frachtverkehr bei kleineren Sendungen und den Nahverkehr möglichst zu entlasten. Dennoch sind dabei viele Bedenken erregt worden, die ja noch ihre genaue Prüfung finden werden. Seltsamerweise hat man gegen diese den Güterverkehr direkt belastende Abgabe im allgemeinen weniger Einwendungen, als gegen den ferner geplanten Fahrkartenstempel und noch mehr gegen den Quittungsstempel. Es sind das die beiden Teile der Vorlage, die in der volkstümlichen Beurteilung am schlechtesten wegkommen. Das liegt zum Teil an der agitatorischen Behandlung dieser Vorschläge in der oppositionellen Tagespresse. Da sind wahre Schauerbilder entworfen worden von den Unbequemlichkeiten und Scherereien, die man davon haben werde, und von den Folgen, die durch das Bestreben, die neuen Vorschriften zu umgehen, hervorgerufen würden. Man spricht von Einschränkung des Reiseverkehrs aus Furcht vor der Fahrkartensteuer, von der Rechtsunsicherheit, da man es künftig vermeiden werde, sich überhaupt Quittungen ausstellen zu lassen, u. dgl. Nun, das sind Kindereien, die in der Agitation mit unterlaufen. Man braucht nur daran zu erinnern, daß in anderen Ländern solche und ähnliche Einrichtungen schon erprobt sind. In England, wo man gegen Belästigungen sehr empfindlich ist, besteht eine Quittungssteuer, die guten Ertrag gibt, ohne daß die Last sonderlich empfunden wird. Freilich kommt bei Abgaben dieser Art viel auf die Form der Erhebung an, und da wünschten wir allerdings, daß die jetzt geäußerten Befürchtungen nicht ganz in den Wind geschlagen würden. Unsere Beamtenschaft besitzt bei ihrer unvergleichlichen Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit eine eigentümliche Unempfindlichkeit gegen manches berechtigte Unbehagen, das durch das Moment der Belästigung bei der Ausführung an sich wohltätiger Gesetze in dem unabhängigen Staatsbürger ausgelöst wird. Dieser wird z. B. nicht zu überzeugen sein, daß unsere vortreffliche Versicherungsgesetzgebung ohne die lästigen Klebebestimmungen und die rigorose Handhabung verschiedener Strafbestimmungen dabei nicht ausführbar sein würde. An sich braucht ein Fahrkarten- und Quittungsstempel nicht lästig zu sein, aber man fürchtet nicht ganz ohne Grund, daß er durch ungeschickte und überflüssig engherzige Ausführungsbestimmungen zu einer Belästigung werden könnte. Die Neigung dazu ist bei unseren amtlichen Einrichtungen immer vorhanden. Hierbei liegt sehr viel in der Hand der Subalternen, und die gehen streng nach dem Buchstaben. Gegenüber den maßlosen Übertreibungen jedoch, die jetzt in manchen Blättern über diese Stempelabgaben von Leuten verbreitet werden, die sich offenbar nicht die Mühe genommen haben, den Entwurf auch nur zu lesen, muß daran erinnert werden, daß bei der Fahrkartensteuer die Steuerpflicht in der dritten Klasse erst bei 67 Kilometer, in der

vierten Klasse erst bei 100 Kilometer beginnt. Bei der Quittungssteuer bleiben Beträge unter 20 Mark stempelfrei. Wenn also Bebel von einem „kleinen Handwerker" erzählt, der nach dem neuen Gesetz jährlich 150 Mark Quittungssteuer zu zahlen haben werde, so hat dieser bedauernswerte Mann, durch dessen Hand jährlich 1500 Quittungen über 20 Mark gehen, einen jährlichen Umsatz von mehr als 30 000 Mark, also dementsprechend wohl ein Einkommen, das ihm eine weitere Abgabe von 150 Mark jährlich allenfalls gestattet — d. h., falls er menschenfreundlich genug ist, diese Kosten selbst zu tragen. Im allgemeinen wird er sie wohl auf seine Kunden abwälzen. Ob es nun unter diesen Kunden gerade die kleinen Leute sind, die immer nur in Beträgen über 20 Mark kaufen, lasse ich dahingestellt.

Weiter ist eine Kraftwagensteuer vorgeschlagen, die gewiß die Sympathie aller vernünftigen Leute finden wird, da die Steuer in ihrer geringen Höhe in gar keinem Verhältnis zu dem Aufwand steht, den der Besitz eines Luxus-Automobils — nur solche sollen besteuert werden — erfordert. Die Abgabe wird also diese Industrie in keiner Weise schädigen, da es Leuten, die in der Lage sind, sich einen Kraftwagen zu halten, auf ein paar hundert Mark jährlich mehr nicht ankommen kann. Man sollte es nicht für möglich halten, und doch ist es Wahrheit, daß in einem Blatt auch diese Steuer beanstandet worden ist, und zwar ganz ernsthaft mit dem Hinweis auf das „Automobil des armen Mannes". Der Vater dieses unfreiwilligen Witzes hatte es natürlich gleichfalls nicht für nötig gehalten, sich von den wirklichen Forderungen und Vorschlägen des Entwurfs zu überzeugen, und sich eingebildet, die Geschäftswagen mit Motorbetrieb sollten besteuert werden.

Endlich enthalten die Vorschläge der verbündeten Regierungen noch den Plan einer Reichserbschaftssteuer. Damit ist, streng genommen, der Weg verlassen, auf den die Reichsverfassung die Deckung des Reichsbedarfs zunächst verweist. Denn es handelt sich hier um eine zu der Kategorie der direkten Steuern gehörige Abgabe, und über diese zu verfügen, ist eigentlich Sache der einzelnen Landesregierungen. Man hat aber einen Ausweg gefunden. Da nämlich die Bundesstaaten — durch das System der Matrikularbeiträge — verpflichtet sind, den fehlenden Bedarf des Reichs zu decken, so hindert die Bundesregierungen grundsätzlich nichts, dies statt der Festsetzung von Matrikularbeiträgen in der Weise zu tun, daß sie durch freiwillige Übereinkunft eine bestimmte Abgabe in ihren Ländern nach einheitlichen, reichsgesetzlich geregelten Grundsätzen erheben und hiervon einen dem Bedarf entsprechenden Anteil an das Reich abführen. Wird die Höhe dieses Anteils noch jährlich im Etat der Kontrolle des Reichstags unterstellt, so sind verfassungsrechtliche Bedenken dagegen kaum zu erheben. In dieser Weise ist nun die Reichserbschaftssteuer geplant. Sie wird reichsgesetzlich geregelt, ihr Ertrag aber bleibt den Bundesstaaten. Alljährlich im Reichshaushaltsetat wird dann je nach Bedarf der Betrag festgesetzt, der von den Bundesstaaten aus den Erträgen dieser Steuer dem Reich überwiesen werden soll. Diese Überweisungen sollen hauptsächlich an Stelle der sogenannten „ungedeckten

Matrikularbeiträge" treten und zwei Drittel des Gesamtertrages der Erbschaftssteuer in den einzelnen Staaten nicht überschreiten. Auf die Einzelheiten des Erbschaftssteuerentwurfs soll hier noch nicht eingegangen werden. Bisher ist die Belastung auf diesem Gebiet in den verschiedenen Staaten des Reichs sehr ungleich. Das ist gerade bei dem Übergang eines Vermögens in neuen Besitz häufig recht störend. Eine Vereinheitlichung der Besteuerungsgrundsätze ist daher für diesen Fall besonders gerechtfertigt. Außerdem trifft die Steuer, zumal wenn sie die direkte Deszendenz und den überlebenden Ehegatten nicht in Anspruch nimmt, ein sehr geeignetes Objekt, das nicht durch eigene Arbeit erworbene, sondern durch Schicksalsfügung zufallende Kapital. Bei den großen Parteien scheint die Neigung zu herrschen, die Regierungsvorlage eher zu verschärfen als abzuschwächen.

Alle diese Vorschläge können freilich die Möglichkeit des Fortbestehens ungedeckter Matrikularbeiträge nicht ganz beseitigen; es ist darum geplant, durch eine einschränkende Bestimmung der Erhebung der Matrikularbeiträge eine feste Grenze zu ziehen. Soweit sich die Lage bis jetzt übersehen läßt, hat diese Bestimmung am wenigsten Aussicht auf Verwirklichung. Doch ist damit nur eine gegenwärtige Stimmung bezeichnet. Der wirkliche Verlauf der Sache kann ein ganz anderer werden.

Im allgemeinen ist im Reichstage zwar allerlei Kritik an den Einzelheiten der neuen Steuerentwürfe geübt worden, aber es geht doch aus den Reden bei der Generaldebatte hervor, daß die Lage für die Regierung günstig ist. Gar zu unabweisbar drängt sich den Parteien, die sich nicht den Luxus absoluter Verneinung gestatten dürfen, die Überzeugung auf: So wie bisher geht es nicht weiter! Da ergeben sich für die sorgfältig durchdachten Vorschläge der Regierung trotz manches Widerstrebens die besten Aussichten.

Im preußischen Landtage steht das neue Schulunterhaltungsgesetz, dessen Entwurf jetzt dem Abgeordetenhause vorliegt, im Mittelpunkt des Interesses. Die Regierung hat sich in ihrem Entwurf im wesentlichen an das bekannte Kompromiß gehalten, das im vorigen Jahre zwischen Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen geschlossen wurde und seinen Ausdruck in dem Antrag Hackenberg-v. Zedlitz-v. Heydebrand fand. Bekanntlich hat die Auslegung des Kompromisses infolge des Widerstandes, der von dissentierenden Strömungen innerhalb der beteiligten Parteien ausging, heftige Meinungskämpfe herbeigeführt, die das Fortbestehen der Einigung beinahe ernstlich gefährdet hätten. Der Regierung ist es gelungen, den Entwurf doch noch so zu gestalten, daß er in den Hauptzügen die Zustimmung der Kompromißparteien gefunden hat. Es ist also — das war ja der eigentliche Streitpunkt — das konfessionelle Prinzip in den Volksschulen gewahrt, es ist aber auch nicht nur das Recht der alten Simultanschule, wo sie bisher bestand, aufrechterhalten, sondern es sind auch für Volksschulen mit konfessionell gemischtem Schülerbestand neue Entwicklungsmöglichkeiten gegeben, die das Nebeneinanderarbeiten der verschiedenen Konfessionen in den Lehrkräften gewährleisten.

In den Provinzen Westpreußen und Posen soll das neue Gesetz nicht in Kraft treten. Das erscheint vielleicht solchen, die der Sache ferner stehen, auf den ersten Blick befremdend, und doch ist es ein Zeugnis dafür, daß die preußische Staatsregierung mit Ernst und Vorsicht die Folgen gesetzgeberischer Maßnahmen für die östlichen Provinzen mit polnischer Bevölkerung ermißt. Der neue Gesetzentwurf setzt die politische Gemeinde oder Verbände von solchen oder Gutsbezirken an die Stelle der noch auf kirchlicher Grundlage ruhenden Schulgemeinde. Würde diese neue Ordnung unterschiedslos auf die Ostmarken übertragen, so wäre darin eine nicht unbeträchtliche Gefährdung des Deutschtums enthalten. Es ist daher durchaus richtig, daß man die Neuordnung in den Provinzen Posen und Westpreußen vorläufig ausschließt und hier eine besondere Organisation schafft, die den Schwierigkeiten angepaßt ist.

Über die sozialpolitische Bewegung hier nur zum Schluß eine kurze Bemerkung. Der Ausstand in der sächsisch-thüringischen Textilindustrie hat mit einer völligen Niederlage der Arbeiter geendet. Die Unterlegenen haben sich das selbst zuzuschreiben, denn dieser Streik war nichts anderes als ein frivoler Bruch des sozialen Friedens ohne innere Berechtigung und ohne irgendwelche Aussichten. Dagegen gärt es immer noch unter den Bergarbeitern Oberschlesiens. Im Reichstag hat Bebel am 7. Dezember wieder in einer großen Rede revolutionäre Stürme zu entfesseln gesucht. Die Rede war schwach wie noch nie — trotz des Theaterfeuerwerks, das sie fortwährend prasseln ließ. Dafür übertraf sich Herr Bebel allerdings selbst in der brutalen Verletzung vaterländischen Empfindens. Er verstieg sich zu der Drohung: „Wenn Sie nicht dafür sorgen, daß die Einrichtungen im Vaterland so sind, daß der Arbeiter es freudig verteidigt, dann wird er das nächste Mal sich fragen, ob er es überhaupt verteidigen soll." Fürst Bülow hat sich glücklicherweise nicht darauf eingelassen, in der Weise, wie er es früher getan hat, durch unmittelbare Gegenrede den Sozialistenführer abzutrumpfen. Das hätte in diesem Falle der Rede ein Relief gegeben, das sie nach keiner Richtung hin verdiente. Aber der Reichskanzler hat am 9. Dezember in einer glänzenden Beantwortung der bedeutsamen und geschickten Etatsrede des Abg. Bassermann auch die Ausfälle des sozialdemokratischen Führers mit außerordentlichem Ernst und Nachdruck gekennzeichnet. Er hat insbesondere die soeben erwähnte Drohung klipp und klar als eine Androhung des Landesverrats charakterisiert. Die feste und nachdrückliche Sprache des Reichskanzlers wurde von der Mehrheit des Hauses mit lebhafter Zustimmung vernommen; sie verstärkte den günstigen Eindruck, den man in diesen Tagen von dem Verhältnis zwischen Regierung und Reichstag gewonnen hatte.

Weltwirtschaftliche Umschau.

Von

F. v. Pritzbuer.

Wenn wirklich jemand noch darüber im Unklaren sein sollte, in wie hohem Grade die deutsche Volkswirtschaft bereits in die Weltwirtschaft verflochten, und wie sehr ihre weitere gesunde Entwicklung von weltwirtschaftlichen Momenten abhängig ist, den könnten die Vorlagen eines besseren belehren, die in den letzten Jahren in erster Linie die gesetzgebenden Körperschaften des Reichs beschäftigten. Jahre hindurch hat das politische Leben in Deutschland unter dem Einfluß der Frage gestanden, ob es richtig sei, auf den Bahnen der Capriviſchen Handelspolitik weiter zu wandeln, oder ob man nicht, um das Tempo der weltwirtschaftlichen Entwicklung zu verlangsamen, gut daran tue, zu einer grundlegenden Neuordnung unserer handelspolitischen Verhältnisse zu schreiten. Diese Frage ist im letzten Winter im Prinzip entschieden worden, und ein Teil unserer Handelsbeziehungen hat auf Grund neuer Verträge einen vollständig neuen Charakter erhalten, aber noch immer harren wichtige, gerade für das Gebiet der Weltwirtschaft ins Gewicht fallende Aufgaben ihrer Lösung. Schon liegt dem Reichstag der Gesetzentwurf vor, der eine weitere Verlängerung des Handelsprovisoriums mit England zum Ziele hat, und vielleicht die wichtigste Vorlage auf wirtschaftlichem Gebiet, welche die Volksvertretung in der laufenden Tagung beschäftigen wird, ist der Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten, vorausgesetzt, daß es den beiderseitigen Unterhändlern gelingt, für die stark auseinandergehenden Interessen eine befriedigende Lösung zu finden. Daneben beschäftigt die Frage eines neuen Handelsvertrags mit Argentinien weiteste Kreise von Industrie, Handel und Landwirtschaft, zumal die deutschen Interessen in Südamerika fast von Tag zu Tag eine Vergrößerung erfahren. Und zu allen diesen Vorlagen tritt nun noch der Gesetzentwurf, auf dessen Erledigung, kann man sagen, die ganze Nation sehnsüchtig wartet, nämlich die neue Flottenvorlage, in der alle die Erfahrungen zusammengefaßt werden, die seit Erledigung der Flottennovelle vom Jahre 1900 gewonnen sind, und die von neuem die Forderungen erhebt, deren Durchsetzung vor fünf Jahren leider nicht möglich gewesen ist.

Gewiß sind vielfache politische Momente heute wie früher für die Marineverwaltung und ihr Vorgehen maßgebend gewesen, aber ebenso wie bei Beginn und im Fortgang des Kampfes um die größere Flotte das Reichsmarineamt bemüht war, dem deutschen Volke die in Betracht kommenden wirtschaftlichen Gesichtspunkte darzulegen und ihm zu zeigen, daß unmöglich die Seeinteressen des Deutschen Reiches ferner ohne den notwendigen Schutz bleiben können, so sind auch diesmal die volkswirtschaftlichen, oder besser gesagt, die weltwirtschaftlichen

Verhältnisse Deutschlands bei der Begründung des Gesetzentwurfs in den Vordergrund gerückt. Mit bienenhaftem Fleiß haben die volkswirtschaftlichen Hilfsarbeiter des Admirals Tirpitz im Anschluß an ihre früheren Publikationen eine Denkschrift ausgearbeitet, die wiederum eine vorzügliche und zuverlässige Auskunft über den großen Kreis der hierher gehörenden Probleme gibt. Man merkt der Denkschrift an, wie intensiv auch in der Zeit der Ruhe von 1900—1905 gearbeitet, wie unablässig die Entwicklung der überseeischen Interessen Deutschlands verfolgt wurde, wie eifrig man sich bemühte, die Methoden zu verbessern, mit denen man die großen Zahlenkomplexe, um die es sich hier handelt, zu erfassen sucht. Bekanntlich ist es das Reichsmarineamt gewesen, das im Jahre 1900 zum erstenmal den Versuch machte, die deutschen Kapitalanlagen im Auslande zahlenmäßig zu berechnen, ein Versuch, der troß mancher ihm anhaftenden Fehler zu überraschenden Resultaten führte und dadurch den Wunsch nach einer Wiederholung lebendig werden ließ. Aus der nunmehr vorgelegten Denkschrift geht hervor, daß die 1898 zum erstenmal veranstalteten Erhebungen in den Jahren 1901 und 1904 wiederholt worden sind, und daß ein erweiterter Fragebogen den diesmaligen Erhebungen zu Grunde gelegen hat, der in seinen Einzelheiten mitgeteilt wird. Den auf diese Weise gewonnenen Resultaten werden in dankenswerte Weise gegenübergestellt Erhebungen über die überseeischen Interessen anderer europäischer Länder, im besonderen Englands und Frankreichs. Für Frankreich liegt eine amtliche Erhebung in ihren Resultaten vor, bei der zum Teil dieselbe Erfragungsweise verwandt wurde, wie sie der deutschen Denkschrift zu Grunde liegt. Für England gibt es keine vollständigen amtlichen Aufstellungen, sondern nur private Schätzungen, die noch dazu auf ganz andere Weise wie die deutschen und französischen gewonnen sind. Immerhin läßt sich, da die Quellen bekannt sind, aus denen diese privaten Schätzungen fließen, ein verhältnismäßiger Vergleich aus dem vorhandenen Material ziehen.

Es ist naturgemäß auf dem zur Verfügung stehenden Raum ganz unmöglich, auch nur annähernd den reichen Inhalt und das umfangreiche Zahlenmaterial zu erschöpfen, welches die Denkschrift über „Die Entwicklung der deutschen Seeinteressen im letzten Jahrzehnt" bietet. Ich muß mich deshalb auf einige wenige Punkte beschränken und möchte dabei besonders auf diejenigen näher eingehen, an denen die öffentliche Diskussion bisher achtlos vorüber gegangen ist. Ich darf vielleicht an ein Thema anknüpfen, das ich vor genau einem Jahre an dieser Stelle behandelt habe, nämlich die Bedeutung der überseeischen Niederlassungen unserer großen deutschen Bankinstitute. Ich habe bereits damals darauf hingewiesen, daß sie vor allem eine Aufgabe haben: die Organisation des direkten Zahlungsverkehrs zwischen den überseeischen Plätzen und Deutschland unter Ausschaltung des Londoner Marktes. Dieses Ziel ist leider heute noch lange nicht erreicht, aber immerhin sind auf dem Wege dahin schon große Strecken zurückgelegt, und viele Millionen, die vormals nach London als Tribut für die englische Vermittlungstätigkeit flossen, werden nunmehr direkt der nationalen deutschen Wirtschaft zugeführt. Um welche Summen es sich dabei

handelt, ist bereits früher erörtert worden, deshalb sei in aller Kürze nur noch einmal erwähnt, daß nach vorliegenden Konsulatsberichten im Jahre 1888 England allein an den deutsch-chilenischen Handelsumsätzen, die sich auf etwa 60 Millionen Mark beliefen, eine halbe Million Mark nur dadurch verdiente, daß alle durch Akzepte vermittelten Umsätze über England zum Ausgleich kamen. Das dürfte sich jetzt nach Gründung der Bank für Chile und Deutschland geändert haben, aber noch immer gibt es zahllose überseeische Plätze, wo trotz eines selbständigen direkten Handels- und Schiffahrtsverkehrs, und trotzdem dieser Handel eine genügende Menge Wechsel produziert, der deutsche Kaufmann sich auswärtiger Vermittlung bedienen muß, weil dort nur die englischen Wechsel Umlaufsfähigkeit haben, die deutsche Valuta aber keinen Markt besitzt. Durch die unausgesetzte Tätigkeit der deutschen überseeischen Banken, die deutsche Valuta auf überseeischen Plätzen einzuführen und als Käufer für die auf deutsche Wechselplätze gezogenen Tratten aufzutreten, wird auch dieser für die deutsche Volkswirtschaft mißliche Zustand immer mehr schwinden, und wenn wir in manchen Gegenden noch so stark im Rückstand sind, so darf man nicht vergessen, daß zu einer Zeit, wo England schon weit über tausend, und auch Frankreich bereits eine große Anzahl Niederlassungen von Auslands- und Kolonialbanken besaß, Deutschland kaum ein einziges als kapitalkräftige Aktiengesellschaft dastehendes derartiges Unternehmen hatte. Immerhin ist dieser Zustand daran schuld gewesen, und ist es teilweise heute noch, daß Deutschlands äußerer Wirtschaftsverkehr zum Schaden seiner Zahlungsbilanz so lange Zeit hindurch in Abhängigkeit von fremden Kreditinstituten und Clearingplätzen bleiben mußte. Aber nicht nur, daß sich durch die in Gestalt von Provisionen, Kourtagen, Stempelabgaben usw. an das Ausland und namentlich an England gezahlten Summen die Erträgnisse des äußeren Wirtschaftsverkehrs für die deutsche Volkswirtschaft verminderten, viel mehr fällt ins Gewicht, daß durch die hierin ruhenden größeren Unkosten die Weiterentfaltung des deutschen Handels gegenüber der fremden Konkurrenz erschwert wurde.

Aber, wie ebenfalls schon früher ausgeführt wurde, beschränken sich die Vorteile eigener überseeischer Institute nicht darauf, den deutschen Kaufmann aus diesen Abhängigkeitsverhältnissen zu lösen, vielmehr ist als eine andere Aufgabe der Überseebanken anzusehen, besser als es von der Heimat aus geschehen kann, die Gelegenheit zu gewinnbringenden Neuanlagen wahrzunehmen und bei der Vergebung größerer Staatsaufträge oder Auflegung auswärtiger Anleihen dem heimischen Kapital seinen Platz zu sichern. Um den hierin liegenden Vorteil für die deutsche Industrie zu erläutern, zitiert die Denkschrift des Reichsmarineamts die bekannte Äußerung des Generalkonsuls Russel, die dieser seiner Zeit vor der Börsenenquetekommission getan hat, und die folgendermaßen lautet: „Ich würde es für einen überaus großen Nachteil halten, wenn die Unterbringung auswärtiger Anleihen in Deutschland nicht in die Hände des deutschen Kapitals und der deutschen Banken gelegt würde, sondern in die Hände des Auslands. Gerade weil man das vermeiden wollte, hat sich das auswärtige Amt so sehr und nach meiner Meinung

mit Recht dafür interessiert, daß wir Handelsniederlassungen, Bankniederlassungen und Verbindungen im Ausland haben sollten. Denn nur dadurch, daß diese Verbindungen bestehen, ist es möglich, die erwünschte Beschäftigung für die Industrie im Auslande zu finden. Wenn ausländische Anleihen im Ausland abgeschlossen und dort an den Markt gebracht werden, dann können wir sicher darauf rechnen, daß die Beteiligung der deutschen Industrie an den für die Anlage zu beschaffenden Anlagen nicht an erster Stelle herbeigeführt wird. Dann bekommen wir höchstens das, was übrig bleibt. Das ist die allgemeine Klage unserer Exportindustrie, daß gerade Deutschland im Vergleich zu London so sehr zurücksteht auf dem Markt der großen Beschäftigung. Fast alle Aufträge konzentrieren sich in London in diesem großen Markt der Welt und nur dadurch, daß wir auch einigen ausländischen Unternehmungen selbst näher stehen, entsteht ein Kundschaftsverhältnis und eine regelmäßige Beschäftigung der Industrie. Derjenige, der die Anleihe übernimmt, hat selbstverständlich auch das größte Interesse dabei, wiederum die Industrie zu beteiligen, weil er sich selber sagen muß: wenn für den betreffenden Staat das betreffende Unternehmen hier im Inlande gearbeitet wird, dann bürgert sich diese Anleihe im Inland leichter ein." Ich habe wohl schon früher auf ähnliche Auslassungen aufmerksam gemacht, und besonders auf einen Aufsatz von Ernst von Halle in der deutschen Wirtschaftszeitung verwiesen, der sich mit der handelspolitischen Lage beschäftigt und mit Recht darauf hinwies, daß ein Meistbegünstigungsvertrag und die Zusicherung der Wirtschaftsfreiheit in überseeischen Ländern wenig nützen, wenn die großen Geldgeber exotischer Regierungen im stande sind, bei diesen durchzusetzen, daß für Eisenbahnbauten und andere öffentliche Unternehmungen lediglich die Materialien ihrer Nation verwandt werden, oder daß von ihren Landsleuten mit ihrem Kapital eingerichtete Unternehmungen besondere Privilegien erhalten. Als Beispiel für diese und ähnliche Verhältnisse sei nochmals die letzte von der Deutschen Bank negotiierte türkische Anleihe erwähnt, von deren Erlös die Türkei den größten Teil in Deutschland belassen und zur Bezahlung ihrer großen Bestellungen bei Krupp verwenden mußte, während eine gleichzeitig von einer internationalen Gruppe mit Serbien abgeschlossene Anleihe die Bestimmung enthielt, daß im Verhältnis der Quoten, mit denen die französische, österreichische und deutsche Finanz an der Anleihe beteiligt war, auch die Bestellungen an die französische, österreichische und deutsche Industrie zu vergeben waren.

Unter diesen Umständen ist die rege Tätigkeit, welche die deutschen Großbanken in den letzten Jahren auf dem Gebiet der Gründungen großer überseeischer Institute entfaltet haben, mit besonderer Genugtuung zu begrüßen. Vor 1894 gab es nur drei deutsche Überseebanken: 1. die Deutsch-Asiatische Bank mit einem Aktienkapital von 5 Mill. Mk., wovon 1,25 Mill. Mk. eingezahlt waren, 2. die Brasilianische Bank für Deutschland mit einem Kapital von 10 Mill. Mk., wovon 2,5 Mill. Mk. eingezahlt waren, und 3. die deutsche Überseebank mit einem Kapital von ebenfalls 10 Mill. Mk., wovon 6 Mill. Mk. eingezahlt waren. Als vierte kam im Jahre 1896 die Bank für Chile und Deutschland

mit einem Aktienkapital von 10 Mill. Mk. hinzu, wovon 2,5 Mill. Mk. eingezahlt waren. Im Jahre 1899 ging aus einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung die kleine Deutsche Palästinabank hervor. Inzwischen schritt die Ausbreitung der Interessensphäre deutscher Aktienbanken durch Gründung der Banca Generale Romana in Bukarest (1897), durch Beteiligung an auswärtigen Bankunternehmungen in Belgien, Spanien, Italien (Banca commerciale Italiana) und mancherlei überseeischen Kommanditbeteiligungen fort, und die seit alters bestehenden Kommanditierungen und Interessengemeinschaften zwischen deutschen und nordamerikanischen Bankhäusern wuchsen an Umfang. Bis 1903 hatten die genannten Banken 32 Niederlassungen (einschließlich der Banca Generale Romana), seither aber haben sie 12 weitere Filialen hinzugefügt beziehungsweise deren Gründung in unmittelbare Aussicht genommen, während gleichzeitig eine größere Zahl von Neugründungen selbständiger Auslandsbankinstitute mit eigenen Filialnetzen hinzutrat (29 gegründete oder in unmittelbare Aussicht genommene Niederlassungen). Es sind dies die Deutsche Orient-Bank mit einem Kapital von 10 Millionen Goldfranken, die durch deutsche Bankhäuser in eine Aktiengesellschaft verwandelte Firma Marmorosch Blank & Co. mit 10 Millionen Lei in Bukarest und die Banque de Crédit in Sofia mit 3 Millionen Gold-Leva. Die jüngsten Gründungen (Ende 1905) sind die Bank für Zentral-Amerika (mit 10 Millionen Mark) in Berlin und Guatemala, sowie die Auslandsbank der Interessengemeinschaft Dresdner Bank-Schaaffhausenscher Bankverein in Berlin und Buenos Aires. Auch auf dem Gebiete der Gründung von Kolonialbanken hat Deutschland 1904 den ersten Schritt getan. Es wurde die Westafrikanische Bank mit 1 Mill. Mk. und 1905 als zweite die Ostafrikanische Bank mit 2 Mill. Mk. begründet.

Trotz dieser angestrengten Tätigkeit ist es den Deutschen bisher in keiner Weise gelungen, den Vorsprung beispielsweise der Engländer einzuholen, und die nachstehend zum Vergleich mitgeteilten Zahlen zeigen am besten, wie enorme Vorteile man in Großbritannien aus überseeischen Bank- und Finanzgeschäften seit langem gezogen hat. Gegenüber etwa 70 Niederlassungen von 13 deutschen Auslandsbanken gibt es allein 32 englische Kolonialbanken mit Sitz in London und 2104 Niederlassungen in den Kolonien sowie 18 sonstige englische Überseebanken mit 175 Niederlassungen. Frankreich hat 17 reine Kolonial- und Auslandsbanken mit 104 Filialen. Ferner haben zwei große französische Bankinstitute 27 Niederlassungen in den Kolonien und überseeischen Ländern (eine weitere Anzahl von Niederlassungen in europäischen Ländern). Und im Juni dieses Jahres ist eine reine überseeische Bank, die Banco Franco-Argentino mit einem Kapital von 125 Millionen Francs, wovon zunächst 35 Millionen eingezahlt werden sollen, hinzugetreten. Die Niederlande verfügen über 16 Auslandsbanken mit 68 Niederlassungen. Rußland hat für seine asiatischen Nachbarreiche zwei große ausländische Banken geschaffen. In Österreich plant man die Errichtung einer Überseebank für China und ist bereits mit den Vorbereitungen für dieses Unternehmen beschäftigt. Die Vereinigten Staaten von Amerika

haben durch Verschmelzung von zwei Bankinstituten sich in der International Banking Corporation eine Auslandsbank mit 17 Niederlassungen in Ostasien, Indien, Mexiko und England geschaffen, während das Kolonialbankwesen sich hier gleichfalls zu entfalten beginnt.

In ähnlicher Weise wie die deutschen Bankniederlassungen im Ausland wirkt der deutsche Besitz an fremden Wertpapieren, insofern nämlich, als deren Zinsen und Dividenden dazu beitragen, das Defizit unserer Handelsbilanz, das im Durchschnitt der letzten Jahre mehr als 1¹/₄ Millionen Mark, im letzten Jahre sogar 1¹/₂ Millionen Mark betrug, herabzumindern. Man hat bei der Wichtigkeit dieses Faktums für die Gestaltung unserer Zahlungsbilanz wiederholt Berechnungen über den Besitz des deutschen kapitalistischen Publikums an ausländischen Effekten angestellt, und die Denkschrift des Reichsmarineamts kann uns, wie es scheint, auf Grund umfassender Nachfrage bei den großen Finanzinstituten, die zur Aufbewahrung von auswärtigen Schuldtiteln dienen, versichern, daß die deutsche ungünstige Handelsbilanz nicht dadurch beglichen wird, daß Deutschland von seinem Kapital zehrt, sondern daß eine fortgesetzte, mehr als proportional fortschreitende Steigerung der auswärtigen Kapitalanlagen stattfindet. Allerdings sind auf diesem Gebiet Berechnungen ungeheuer schwierig, denn die Emissionsstatistik kann schon deshalb kein zuverlässiges Bild geben, weil bei der Zeichnung auf internationale Anleihen die Höhe der aufgelegten Summen kein Bild von den dem einzelnen Land tatsächlich zugefallenen Anteilen gibt. Auch kann natürlich nicht kontrolliert werden, wieviel für eine dauernde Anlage bestimmt ist. Indessen bieten verschiedene amtliche Bearbeitungen, die durch zuverlässige Privatstatistiken ergänzt wurden, und an diesen gemessen, die Schätzungen einer Anzahl großer Finanzinstitute in gleicher Richtung einige Anhaltspunkte, wenigstens soweit es sich um den Besitz von an den fünf Hauptbörsen Deutschlands gehandelten Staatspapieren und Industriewerten handelt. Um nur einiges hervorzuheben, so schätzte Schmoller in einer Ausarbeitung für die Börsenenquetekommission 1893 den gesamten deutschen Effektenbesitz auf 30 Milliarden = 17 Prozent des Volksvermögens, während 1885 in England nach Sir Robert Giffen bereits 36 bis 40 Prozent des Vermögens in Effektenbesitz repräsentiert war. Der Betrag macht nach ihm 3666 Millionen Pfd. St. aus. Schmoller nahm an, daß von den 2¹/₂ Milliarden jährlicher Ersparnisse der deutschen Nation eine Milliarde in Effekten angelegt wird, während die vom „Deutschen Ökonomist" veröffentlichte Emissionsstatistik auf durchschnittlich 1200 Millionen für die Jahre 1883 bis 1892 gelangte. Die in Deutschland aufgenommenen Emissionen von inländischen Papieren für die Zeit von 1883 bis 1892 gibt das genannte Blatt auf 7,71 Milliarden, die Anlagen in ausländischen Werten auf 4,3 Milliarden an. Die Gesamtanlage in fremden Werten schätzt Schmoller 1893 bereits auf 10 Milliarden, während Giffen 1885 die englischen Anlagen in auswärtigen Kapitalien auf 42,3 Milliarden annimmt. In den Jahren 1883—1894 sind 9666 Millionen Mk. deutschen Kapitals in inländischen und 5047 Millionen Mk. in ausländischen, an deutschen Börsen emittierten Werten angelegt. Der Anteil der ausländischen Effekten

an dem gesamten aufgebrachten Kapital dieses Zeitraums betrug im Jahresdurchschnitt 422 Millionen oder 34,42 der durchschnittlichen Jahresemissionen. Dieser Jahresdurchschnitt hat aus Gründen, die hier unerörtert bleiben können, in dem Jahrzehnt 1894—1904 relativ stetig abgenommen. Die auf ausländische Papiere entfallende Quote stellte sich durchschnittlich pro Jahr nur noch auf 386 Millionen und machte prozentual nur noch 20% der Gesamtemissionen aus. Aus umfangreichen Tabellen und Schätzungen kommt die Denkschrift schließlich zu dem Resultat, daß von 1892—1904 eine Vermehrung des deutschen Besitzes an ausländischen Effekten um 4619 Millionen eingetreten ist. Andererseits hat sich inzwischen der deutsche Besitz an nicht in Deutschland emittierten Werten nennenswert und verhältnismäßig vielleicht stärker vermehrt als an dort emittierten. Nach der Denkschrift des Zentralverbandes des deutschen Bank- und Bankiersgewerbes aus dem Jahre 1903 hatten 149 Bankiers und Banken für sich und ihre Kunden am 31. Dezember 1893 Wertpapiere im Betrage von 153539000 Mk., am 31. Dezember 1902 Wertpapiere im Betrage von 454151000 Mk. in ausländischen Depots liegen. Ihre ausländischen Depots hatten sich also seit dem Jahre 1893 fast verdreifacht. Außerdem hatten 18 große Banken und Bankhäuser für eigene Rechnung und fremde Rechnung am 31. Dezember 1893 Wertpapiere im Betrage von 136807000 Mk., am 31. Dezember 1902 Wertpapiere im Betrage von 608268000 Mk. in ausländischen Depots liegen. Die ausländischen Depots dieser 18 Institute waren also seit dem Jahre 1893 fast 4½ mal größer geworden. Diese Institute repräsentierten also zusammen allein auswärtige Effektenanlagen von 1062 Millionen Mk., die in obigen Ziffern nicht enthalten sind, eine Steigerung binnen eines Jahrzehnts um rund 775 Millionen.

Unter diesen Umständen erscheint die Schätzung sehr gemäßigt, daß der deutsche Besitz an ausländischen Effekten heute sich eher über als unter 16 Milliarden Mk. bewertet, eine Schätzung, die ihre Bestätigung durch Nachfragen bei fünf großen Bankinstituten gefunden hat. Es ist nicht zweifelhaft, daß die an deutschen Börsen gehandelten ausländischen Wertpapiere, die heute annähernd 10 Milliarden Mk. Kurswert besitzen, von denen 9 Milliarden Mk. auf die an der Berliner Börse notierten Werte entfallen, während die in Frankfurt. a. M. gehandelten ausländischen Effekten einen Wert von 500 Millionen, die in Hamburg notierten einen solchen von 300 Millionen, und die in dem Börsenhandel in Bremen eingeführten einen solchen von 30—40 Millionen repräsentieren. Von dieser Summe dürften nach den Feststellungen des Reichsmarineamts 2—2½ Milliarden auf überseeische Länder und zwischen 4—6 Milliarden auf Rußland und die Türkei entfallen. Über den Besitz an ausländischen Effekten, die in Deutschland nicht notiert werden, gehen die Schätzungen sehr auseinander, speziell wohl, weil sich die Höhe des ständig wechselnden Interesses der deutschen Kapitalisten an südafrikanischen Goldminen und amerikanischen Eisenbahnshares nur sehr schwer beurteilen läßt. Anders steht es mit der Bewertung der deutschen Interessen an mittel- und südamerikanischen, afrikanischen und australischen Werten, die übereinstimmend mit ¾ Milliarde Mk. angegeben werden.

Die deutschen ausländischen Kapitalanlagen gliedern sich vornehmlich in zwei Gruppen: einmal gehören hierher auswärtige, Deutschen gehörige und von diesen selbst oder durch Vertreter betriebene landwirtschaftliche und gewerbliche Unternehmungen, zweitens der Besitz auswärtiger Effekten, Papiere von fremden Staaten und anderen öffentlichen Körperschaften oder der Besitz an Aktien und Obligationen von Unternehmungen, deren Leitung und Verwaltung nicht in deutschen Händen liegt. Der Besitz derartiger Papiere ist vorstehend eingehend behandelt worden, und für den Betrieb von deutschen Unternehmungen in fremden Ländern ist als Beispiel die Entwicklung des überseeischen Bankwesens herausgegriffen worden. Eine besondere Rolle spielen die auswärtigen Unternehmungen der deutschen Versicherungsgesellschaften, von deren aus dem Auslandsgeschäft fließenden Erträgnissen ein Teil allerdings auf die Transportversicherung des deutschen Außenhandels entfällt, ein anderer Teil aber zu den Kapitalsanlagen im Ausland gehört, weil er aus einem selbständigen deutschen Versicherungsgeschäft in fremden Ländern fließt. Für den Umfang dieses Geschäftes bietet die Tatsache einen Anhaltspunkt, daß allein für den von der Reichsstatistik erfaßten Zweigen des Versicherungsgeschäftes aus einer gesamten Prämieneinnahme von 680 Millionen rund 90 Millionen aus dem Ausland stammen, und dabei sind es zum Teil gerade von der Statistik nicht erfaßte Zweige, die die Stärke des deutschen Auslandsgeschäftes ausmachen. Somit ist klar, daß die angeführten Fehler erheblich hinter der Wirklichkeit zurückbleiben müssen. Die Denkschrift hebt als besonders interessant hervor, daß schon in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich eine Beteiligung deutscher Feuerversicherungsanstalten in überseeischen Ländern nachweisen läßt. Immerhin war der Auslandsbetrieb deutscher Anstalten vor 1870 gering. Der Aufschwung Deutschlands nach dem deutsch-französischen Kriege brachte auch in den Kreisen der Privatversicherung die Überzeugung zum Durchbruch, daß nunmehr für die deutsche Privatversicherung der Zeitpunkt gekommen sei, eine Weltstellung zu erringen. So kam es, daß zahlreiche deutsche Gesellschaften der Ausdehnung des deutschen Handels in der Weise folgten, daß sie ihm auch im Ausland durch Begründung auswärtiger Geschäftsstellen Versicherungsschutz gewährten. In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts nimmt dann die Ausdehnung des direkten Versicherungsbetriebes der Feuerbranche erheblich zu. So errichtete beispielsweise die Aachen-Münchener Feuerversicherung 1893 eine direkt arbeitende Generalagentur in San Franzisko und nahm weiterhin Versicherungen in Südafrika, China, Japan, Indien. Wie weit heute die deutschen Gesellschaften der Versicherungsbranche ihre Tätigkeit ausgedehnt haben, und wie man in sachverständigen Kreisen den volkswirtschaftlichen Nutzen dieser Tätigkeit beurteilt, dafür sei eine Äußerung des Herrn Dr. Manes aus seinem Buch über das Versicherungswesen wiedergegeben: „Als Deutschland noch ungeeint ohne eine Marine dastand, als die deutsche Handelsflotte, an Zahl und Ansehen unbedeutend, häufig genug unter fremder Flagge die See durchkreuzte, waren durch das Mittel der Seeversicherung gewaltige Summen deutschen Kapitals an der Schiffahrt der großen seefahrenden Nationen

beteiligt. Auch die Beteiligung der deutschen Anstalten an der Feuerversicherung des Auslandes ist schon viele Jahrzehnte alt. Wenn heute irgend ein Dampfer untergeht, auf welchem Meere immer es sein mag, wenn heute in Amsterdam eine Feuersbrunst ausbricht oder in Peking: die deutsche Versicherung ist meist ebenso finanziell daran interessiert, wie einheimische Gesellschaften. Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß durch die Errichtung von Agenturen deutscher Gesellschaften auf der einen Seite, anderseits durch die Übernahme von Rückversicherungen im Ausland durch die deutschen Gesellschaften ein volkswirtschaftlich hoch bedeutsamer Verkehr angebahnt wird, der durchaus nicht nur dem Versicherungswesen zugute kommt. Hauptsächlich sind es Aktiengesellschaften, welche das Auslandsgeschäft betreiben. Die im Aufsichtsrate dieser Gesellschaften sitzenden Mitglieder pflegen durchweg bekannte Finanzleute, große Unternehmer zu sein, häufig genug die Spitzen unserer Großindustrie, unseres Handels, und es ist klar, daß auf diese Weise wohl häufig auch deutsche Industrie und deutscher Handel gefördert werden."

Also auch hier wieder der Gesichtspunkt, daß das Auslandsgeschäft der großen Versicherungsgesellschaften ebenso wie das der Banken nicht nur eine bessere Verteilung der Risiken herbeiführt, sondern daß es gleichzeitig dem deutschen Handel und der deutschen Industrie als Pionier dient, dadurch unsere steigende Bevölkerung ernähren hilft und zugleich auch zum Ausgleich des Defizits unserer Handelsbilanz beiträgt. Wie stark sich das Geschäft bereits entwickelt hat, mögen noch folgende statistische Daten beweisen, die ich wieder der Denkschrift des Reichsmarineamts entnehme. Von 51 deutschen Gesellschaften, die dem internationalen Transportversicherungsverband angehören, betreiben etwa 40 das Auslandsgeschäft und zwar zum größten Teil in der ganzen Welt. Von 30 deutschen Feuerversicherungs-Aktiengesellschaften sind 25 im Ausland und zwar in dem Umfange tätig, daß in 1000 Mark Versicherungssumme des Gesamtgeschäfts 144 Mark Auslandsgeschäft enthalten sind. Im ganzen betrug Ende 1902 der gesamte Versicherungsbestand der deutschen Gesellschaften etwas über 82 Milliarden Mark, von denen etwa 12 Milliarden Mark auf das Auslandsgeschäft entfallen. Die dritte Art des Versicherungsgeschäftes, das die deutschen Gesellschaften im Ausland pflegen, ist die Rückversicherung, ein Gebiet, auf dem die deutschen Unternehmungen seit langer Zeit besondere Erfolge erzielen, über das aber zahlenmäßige Angaben nicht möglich sind, da die Rückversicherung weder von der deutschen Staatsaufsicht noch von der offiziellen Statistik erfaßt wird. Indessen ergibt sich bei einer näheren Betrachtung der hier obwaltenden Verhältnisse, daß nicht nur die deutschen Rückversicherungsgesellschaften den Rückversicherungsmarkt der ganzen Welt beherrschen, sondern daß Deutschland bei weitem die meisten und die bei weitem größten Versicherungsgesellschaften aufzuweisen hat. Der Einfluß deutschen Unternehmungsgeistes und Kapitals, welcher in Gestalt der Rückversicherung in allen kultivierten Ländern der Erde ausgeübt wird, ist bisher auch nicht annähernd gewürdigt worden. Schritt für Schritt hat sie das Gelände

erobert, und nur in verhältnismäßig wenig Ländern außerhalb Deutschlands haben sich besondere Rückversicherungsunternehmungen von internationaler Bedeutung gebildet. Die Prämieneinnahmen der 35 deutschen Rückversicherungen im Jahre 1902 betragen rund 225 Millionen Mark, von denen der erheblichste Teil auf das Ausland entfiel. Diese Summe übersteigt die Einnahmen der Rückversicherungsanstalten Frankreichs, Österreichs, Italiens, der Schweiz und Finnlands zusammen genommen.

Aber ich möchte hier abbrechen. Ich habe, wie ich bereits eingangs bemerkte, vorzugsweise Auszüge aus denjenigen Teilen der Denkschrift hier wiedergegeben, die meiner Ansicht nach bisher in der öffentlichen Diskussion vernachlässigt wurden, die aber andererseits ein besonders gutes Bild von den engen Beziehungen der deutschen Volkswirtschaft zur Weltwirtschaft geben. Dazu kommt, daß gerade die behandelten Verhältnisse auch dem Laien eine Vorstellung davon verschaffen können, auf welche Weise das Passivum unserer Handelsbilanz, das gerade dem in der volkswirtschaftlichen Wissenschaft Unerfahrenen so manches zu denken gibt, zur Deckung gelangt. Daß unsere passive Handelsbilanz unbedenklich ist, ergibt sich am besten daraus, daß sie ohne Schwierigkeiten gedeckt wird, wie sich in unanfechtbarer Weise aus dem Gang der Edelmetallbewegung und dem Stand der Wechselkurse ergibt. Es ist unmöglich, die deutsche Ausfuhr und die Erträgnisse der Verkehrsanstalten in gleichem Tempo zu steigern wie die Einfuhr, deshalb ist die Anlage von Kapitalien im Auslande entsprechend gleichartigen Vorgängen in den übrigen westeuropäischen Ländern in steigendem Maß zur Notwendigkeit geworden. Niemand bestreitet heute, daß die Aufgabe, eine ständig zunehmende Bevölkerung innerhalb der Grenzen des Reichs so zu ernähren und zu beschäftigen, daß sich die Lebenshaltung der breiten Schichten nach Möglichkeit erhöht, nur erfüllt werden kann, wenn diejenigen Zweige volkswirtschaftlicher Betätigung gepflegt werden, welche dem deutschen Kapital und der deutschen Arbeit im Auslande, vor allem über See, Gelegenheit zu lohnendem Erwerb geben. „Denn nur auf diesem Wege können alle die Materialien dauernd bezahlt werden, die, trotz intensiver Pflege der äußeren Handelsbeziehungen, als steigender Einfuhrüberschuß dem arbeitenden und konsumierenden Deutschland zugute kommen, nicht nur den an den Seegewerben oder den auswärtigen Kapitalien direkt interessierten Klassen, sondern als Rohmaterialien, Halbfabrikate und Konsumgegenstände verschiedenster Art allen Schichten der ganzen Bevölkerung und Volkswirtschaft." Wenn das aber der Fall ist, so steht die deutsche Volkswirtschaft in jedem Jahr in immer steigendem Maße vor der Notwendigkeit, ihre auswärtigen Handelsbeziehungen zu erweitern, ihre Rüstung für den Kampf um den Weltmarkt zu vervollständigen, und für einen genügenden Schutz ihrer überseeischen Interessen Sorge zu tragen. Welche Schlüsse sich aus dieser Situation für die Verstärkung unserer maritimen Streitkräfte ergeben, braucht für die Leser der „Deutschen Monatsschrift" auch nicht einmal angedeutet zu werden.

Bücher und Menschen.

Von

Adolf Bartels.

III.

Jahresübersicht.

Wenn man als Kritiker am Ende des Jahres den Bücherhaufen, der noch der Besprechung harrt, anschaut, dann spürt man wohl etwas von Gewissensbissen, oder es regt sich doch eine gewisse Unbefriedigung. Aber man soll sie abschütteln: bei der gegenwärtigen Überproduktion an Büchern kommt selbst jenes mit unbegrenzter Aufnahmefähigkeit und Fingerfertigkeit ausgestattete Wesen, das man als Rezensiermaschine bezeichnet, nicht mehr mit, und es genügt völlig, wenn ein Kritiker, der etwas auf sich hält, allwöchentlich einen Band liest, durchdenkt und bespricht. Mehr als fünfzig wertvollere Bände werden auch sicherlich in Deutschland auf dem Gebiete der schönen Literatur jährlich nicht geschaffen — es fragt sich nur, wie man sie aus den Tausenden, die erscheinen, herausfinden soll. Teilung der Arbeit gibt es auf dem Felde der Kritik natürlich im Grunde nicht, wenn auch rein kritische Zeitschriften sie notgedrungen einführen, es kann niemand für mich lesen, schauen, empfinden, urteilen, und es ist auch dem Publikum mit verschiedenen Kritikern an einem Blatte eigentlich nicht gedient, da es dann ja bei jeder einzelnen Besprechung sozusagen sein Glas anders einstellen, oft vollkommene Widersprüche ausgleichen muß. Nein, die Kritik einer Zeitschrift muß von einheitlichem, von einem Geiste getragen sein, sonst verwirrt sie nur. Aber die zahllosen Neuerscheinungen! Nun, der Kritiker braucht nicht immer gründlich zu lesen, er kann auch einmal kursorisch verfahren, hat er doch, wenn er längere Jahre im Literaturleben steht, unzweifelhaft eine gewaltige Erfahrung, und sind doch die Erscheinungen, die etwas zu raten, zu denken aufgeben, selten genug. Selbstverständlich darf er, wenn er Bücher nach flüchtiger Prüfung anzeigt, nicht apodiktisch sprechen, darf nicht tun, als sei er seiner Sache absolut sicher, „Irrtum vorbehalten“ muß es stets als Motto über größeren Zusammenfassungen von Büchern zu kritischen Jahresübersichten usw. heißen. Einen gewissen Wert haben solche Übersichten doch: das Publikum sieht, was da ist, sieht es in übersichtlicher Anordnung, die hier wesentlich ist, und erhält einige wichtige Fingerzeige; der Autor aber wird wenigstens nicht totgeschwiegen, was er mit Recht am meisten fürchtet.

Am einfachsten besprechen sich für Übersichten Gesamtwerke, sie sind ja im Grunde Wiederholungen, in der Regel steht das Urteil über den Dichter schon fest, und man braucht nur auf seine allgemeine Bedeutung hinzuweisen. Der

führende Verlag auf dem Gebiete der sogenannten Klassikerausgaben ist zur Zeit der von Max Hesse in Leipzig, in ihm erscheint so ziemlich alles, was frei wird und noch einigen Erfolg verspricht. Im verflossenen Jahre sind zwei deutsche Dichter frei geworden, die alle beide in jede deutsche Bibliothek gehören, obwohl sie für ein sehr verschiedenes Publikum gedichtet, der eine für die ästhetisch Berufenen, der andere für die breitesten Volkskreise. Es sind Mörike und Fritz Reuter. Die bei Hesse erschienene Mörike-Ausgabe von Rudolf Krauß ward in dieser Zeitschrift schon angezeigt; außer ihr ist auch bei Göschen noch eine billige Volksausgabe erschienen. Den Reuter hat bei Hesse Karl Friedrich Müller herausgegeben — seine Ausgabe ist die vollständigste, eine sehr schöne, wissenschaftlich musterhafte die des Bibliographischen Instituts von Wilhelm Seelmann, der eine Autorität auf dem Gebiete der niederdeutschen Literatur ist. Außer Mörike und Reuter finden wir bei Hesse noch Neuausgaben von Bauernfeld, dem Wiener Lustspieldichter, von dem die heutige Generation so viel lernen könnte, wenn sie nur lernen wollte, und von J. G. Seidl, der eigentlich durch diese Ausgabe erst in den Gesichtskreis eines breiteren deutschen Publikums tritt — wer wußte bisher, daß Seidl einer der besten österreichischen Dialektdichter sei? — Die schwerwiegendste Veröffentlichung unter den Gesamtwerken dürften doch Theodor Fontanes Gesammelte Werke (Berlin, Fontane & Co.), I. Serie: Romane und Novellen, 10 Bände, sein: kein Zweifel, die Romane und Novellen des märkischen Dichters bilden ein in sich geschlossenes Lebenswerk von größter nationaler und Zeitbedeutung, und wer den Anspruch erhebt, das Leben unserer Zeit mitzuleben, darf an ihm nicht vorbeigehen. Nicht jeder kann Fontane lieben, so viel liebenswürdiges er auch hat, nicht jeder kann sich an seinem Weltbilde rein erfreuen, aber kennen muß man es. Ein Altersgenosse Fontanes, der Tiroler Adolf Pichler, dessen Gesammelte Werke nun auch hervortreten (München, Georg Müller), bietet günstige Gelegenheit zum Vergleich mit ihm: der realistische Grundzug ist auch bei Pichler vorhanden, aber der Tiroler ist eine viel starrere germanische Natur als der Märker, bei dem das französische Blut immer wieder durchschlägt. An dichterischer Bedeutung kommt Pichler Fontane nicht gleich, an nationaler vielleicht: einstweilen liegen von den Gesammelten Werken nur Band I und III, die Autobiographie „Zu meiner Zeit“ und „Tagebuchblätter“ enthaltend, vor; für das große Publikum kommen vor allem Pichlers Tiroler Geschichten in Betracht. — Noch einmal hinweisen will ich hier auf Peter Cornelius' Literarische Werke (Breitkopf & Härtel), vor allem auf die beiden Briefbände in ihnen. Nicht leicht findet man in moderner Literatur etwas Erfreulicheres der Art. — Von den Gesammelten Schriften von Marie von Ebner-Eschenbach (Paetel, Berlin) ist im letzten Jahre ein neuer Band, der neunte, erschienen. Diese Dichterin ist, wie man weiß, diejenige, welche in unserer Zeit den größten Anspruch darauf hat, die des gebildeten deutschen Hauses zu sein, vielleicht die einzige, die diesen Anspruch hat. Eine Vermehrung erfahren haben in diesem Jahre auch die Sämtlichen Werke poetischen Inhalts von Felix Dahn (Breitkopf & Härtel), die jedenfalls das Verdienst in Anspruch nehmen

können, unsere reife männliche Jugend prächtig in die Zeiten des deutschen Altertums fast bis zur Höhe des Mittelalters einzuführen. Die neuen Bände bringen vor allem Darstellungen deutscher Mythologie und Sage. Zwei homines novi, die durch ihre Gesamtwerke die Aufmerksamkeit auf sich richten wollen, sind die Ungarin Marie Eugenie delle Grazie (Sämtliche Werke, 9 Bände, Breitkopf & Härtel) und meine Wenigkeit (Gesammelte Dichtungen, bisher drei Bände, München, Callwey) — solche Gesamtwerke kauft natürlich nur, wer sich aus irgend einem Grunde für den Autor interessiert.

* * *

Über Kritik der Lyrik habe ich an dieser Stelle im Laufe des verflossenen Jahres einmal gesprochen. Man muß sich in einen Lyriker wahrhaft einleben, wenn man ihm völlig gerecht werden will. Aber natürlich kann man bei angeborenem Beruf seine Bedeutung, seine Stellung in der Literatur der Gegenwart annähernd auch schon auf die Lektüre von ein paar Dutzend Gedichten hin bestimmen, man hat's dann im Gefühl, ob er etwas ist oder nicht. Von dem reichlich ein Viertelhundert Sammlungen, die sich zur Zeit bei mir angesammelt haben, stelle ich Hermann Linggs „Ausgewählte Gedichte", herausgegeben von Paul Heyse (Cotta), unbedenklich an die Spitze. Nicht, daß ich bei dem Wettstreit zwischen Alten und Jungen (der übrigens eigentlich vorbei ist) ohne weiteres die Partei der Alten nähme, nein, ich weiß recht wohl, was die Jungen können, daß sie mehr können als die Alten. Aber in den Gedichtbüchern der Alten finde ich mehr gelebtes Leben, finde ich mehr ausgeprägte Persönlichkeit, und die entscheiden für mich, nicht der Reichtum an Stimmungen und der Zauber der Form. Lingg hat bei seinen Lebzeiten acht oder neun lyrische Sammlungen herausgegeben, und so war eine Auswahl des Besten Bedürfnis; daß sein alter Genosse Heyse sie unternommen, ist sehr dankenswert. Von meinen Lieblingsstücken vermisse ich in der Auswahl keines, nur einige der späteren konzentrierten Naturbilder, die an die Martin Greifs erinnern, hätte ich noch gewünscht. Doch tritt die Physiognomie des Dichters aus dem Bande klar hervor, man sieht, daß er die Mittelstufe zwischen Platen und Lenau einerseits, und Martin Greif und K. F. Meyer andererseits bildet, die notwendige Mittelstufe — wenn er auch kein Großer war, er war ein Eigner. — Übrigens sind ausgewählte Gedichte zur Zeit Mode. Jeder Dichter, der etwas auf sich hält, gibt sie jetzt schon bei seinen Lebzeiten, ich fürchte nur, nicht eben aus Bescheidenheit, in der klaren Erkenntnis, daß er doch nicht mit seiner lyrischen Gesamtproduktion auf die Nachwelt kommen werde, sondern mehr, um anzulocken, den Geschmack für seine Poesie in breiteren Kreisen zu erwecken. So sind Liliencron und Dehmel vorangegangen, und schon ist ihnen Richard Schaukal, der erst 1874 geboren ist, nachgefolgt. Zur Zeit liegen mir u. a. Ausgewählte Gedichte von Heinrich Vierordt (Heidelberg, Winter) vor. Nun, Vierordt gehört doch nicht mehr zu den Jüngsten, und die Zahl seiner Bände ist verhältnismäßig groß. Die Auswahl hat Ludwig Fulda getroffen, mit dem Vierordt befreundet ist; sie ist nicht schlecht, aber es hat doch immer sein Bedenken, deutsche Lyrik von einem Juden auswählen zu lassen,

ein etwas anderes Gesicht würde die Auswahl am Ende erhalten haben, wenn ein Deutscher sie vorgenommen hätte. Doch wollen wir andererseits auch nicht übersehen, daß Fulda und Vierordt sich ihrer Schule nach nahestehen, beide kommen ja von den Münchnern her. In der Auswahl überwiegen die Bilder, möchte ich sagen, das Eigentlich-Lyrische, und sie sind wohl auch das für Vierordt, den Wanderdichter, Charakteristischste. Eine Frage nebenbei: Wo sind denn die Dünen bei Büsum, von denen in einem Gedichte die Rede ist? Ich gehe fast jedes Jahr einige Monate in das kleine holsteinische Seebad und habe die Dünen immer noch nicht entdeckt. — Auch von Gustav Falke finde ich Ausgewählte Gedichte (Hamburg, Janssen), die von verschiedenen Hamburger Vereinen zur Pflege der künstlerischen Bildung herausgegeben sind. Kaum ist mir der eklektische Charakter von Falkes Lyrik je so deutlich entgegengetreten wie aus dieser Auswahl, aber auch nicht die wundervolle ästhetische Schulung, die dieses Talent erfahren hat oder vielmehr in kräftiger Selbstzucht sich selbst hat angedeihen lassen. Es ist durchaus berechtigt, wenn Gustav Falke heute, wie einst sein Landsmann Geibel, der Lieblingsdichter der breiteren Kreise ist, ja, ich wünsche, daß er dies noch mehr werde, daß diese Auswahl dazu beitrage — Liliencron und Dehmel in allen Ehren, aber Familiendichter (im besten Sinne) sind sie eben nicht, und wir brauchen in unserer Zeit Familiendichter, brauchen sie erst recht. — In mancher Beziehung erinnert an Falke der Schlesier Paul Barsch, der in „Über der Scholle" auch seine Ausgewählten Gedichte herausgegeben hat (Allgemeine Verlagsgesellschaft, München), nur daß der Zug zu schlichter Volkstümlichkeit stärker in ihm ist. Die kleine Sammlung ist sehr schön und gleichmäßig und verdient wärmste Empfehlung. — Schon 1904 sind die Gedichte, Auswahl, von Wilhelm Weigand erschienen (München, Georg Müller), sollen aber doch hier Erwähnung finden. Auch Weigand gehört zu den Talenten, die wie Falke durch strenge ästhetische Schulung viel aus sich gemacht haben. Von Haus aus kaum eine elementare Begabung, hat er sich bedeutsam entwickelt, es ist immer mehr gesättigte Schönheit in seine Lyrik hineingekommen, und in seiner letzten Sammlung befinden sich Stücke, die zur Charakteristik unserer ästhetischen Kulturhöhe unumgänglich sind, daneben dann aber auch selbständige Lebenskraft besitzen. — Viel weniger Künstler als Weigand und auch als Falke ist Fritz Lienhard, dessen „Gedichte" soeben in zweiter Auflage (mit Buchschmuck von Hermann Hirzel, Stuttgart, Greiner und Pfeiffer) herausgekommen sind, aber es ist, wie ich stets hervorgehoben habe, etwas Elementares in seiner Poesie, es ringen bei ihm neue und auch vergessene alte Töne empor. Nein, Lienhard ist nicht bloß ein lyrisch angehauchter Feuilletonist, wie seine Gegner wollen, er ist eine wirkliche Dichternatur, sein Gedichtband stellt alles in allem doch eine eigene poetische Welt dar, in der man auch häufiger einkehren darf, ohne ästhetische Skrupel empfinden zu müssen, mag auch die künstlerische Durchbildung dem lyrischen Gefühlsreichtum nicht ganz entsprechen. — Bescheiden bezeichnet Hans v. Gumppenberg, der Dichter des parodierenden „teutschen Dichterrosses", seine neue Gedichtsammlung (München, Callwey) als „Aus meinem lyrischen Tagebuche". Die Bezeichnung stimmt,

wir haben hier keine lyrischen Offenbarungen, aber wir haben hier ein Stück gelebten Lebens und ein Stück Weltanschauung, das wohl einige Aufmerksamkeit verdient.

Besonders erfreulich wirken von den jüngeren Lyrikern diejenigen, die, ohne dem Eklektizismus zu verfallen — es gibt übrigens auch einen ganz modernen Eklektizismus, und dieser ist sogar sehr verbreitet —, die deutsche Lyrik im Anschluß an ihre ältere Entwicklung wahrhaft fortzubilden streben, die nicht bloß immer auf die Offenbarung ihrer Persönlichkeit ausgehen — ich weiß wohl, daß alle Lyrik zuletzt Offenbarung der Persönlichkeit ist —, sondern auch die bunte Welt zu ihrem Recht kommen lassen wollen. Ein solches Talent ist beispielsweise der Litauer Kurt Mickoleit, der sich als Dichter A. K. T. Tielo nennt. Er hat (bei Axel Juncker in Stuttgart) einen Band „Thanatos, Erzählende Verse“ herausgegeben, der in einem bestimmten Gegensatz zu der modernen Ballade epische Stoffe aller Art, vom indischen Mythos über die Geschichte aller Völker bis zur heimatlichen litauischen Volkssage herab in der ihrem Wesen entsprechenden Weise, also jedesmal anders, zu behandeln strebt, und in der Tat Treffliches erreicht. „Leicht“ ist aber Tielo nicht, der moderne Balladenton geht eher ein. Im übrigen wollen wir auch die moderne Ballade nicht unterschätzen, ein Dichter wie Börries von Münchhausen bedeutet etwas. Er hat sehr viel Nachahmer gefunden. Zwei jüngere Dichter, die zwar hier und da vielleicht an ihn erinnern, aber doch durch Hingabe an ein bestimmtes Volkstum sehr selbständig erscheinen, sind Ewald Gerhard Seliger, ein Schlesier, der sich in Hamburg heimisch gemacht und soeben „Hamburg, Ein Buch Balladen“ (Janssen, Hamburg) veröffentlicht hat, in dem sehr charakteristische Stücke enthalten sind, und Willrat Dreesen, ein Friese, der seine Balladensammlung „Eala freya fresena“ betitelt (Oldenburg, Schulze) und in ihr auch öfter jenen intimen Reiz entwickelt, den nur das Zuhausesein verleiht. — Reiner Lyriker ist wieder Martin Boelitz, von dem jetzt vier Sammlungen „Aus Traum und Leben“, „Lieder des Lebens“, „London“, „Frohe Ernte“, vorliegen. Es ist eine Entwicklung in ihnen, zumal die Entwicklung des Sozialgefühls unserer Tage spiegelt sich bei Boelitz gut wieder, „London“ ist da sehr bezeichnend. Die letzte Sammlung, „Frohe Ernte“ (Minden, Bruns), enthält fast nur schlichte Gefühlspoesie, und dahin müssen wir freilich wieder kommen, müssen wieder statt der künstlichen Stimmungs- oder gar metaphysischen Lyrik, der aufgeregten und posierenden Dekadenzedichterei, einfache Gedichte innerer Form schaffen, womit wohl auch der schrecklichen lyrischen Überproduktion Halt geboten würde. Freilich, das Virtuosentum würde auch diese Art Lyrik nachzumachen versuchen. — Unzweifelhaft bemerkenswerte Sammlungen, die ich hier diesmal nicht näher charakterisieren kann, da sonst die Lyrik einen zu ausgedehnten Raum in Anspruch nehmen würde, sind Wilhelm Lobsiens „Dünung“, (Bremen, Schünemann), „Lieder des Wanderers“ von J. F. Horschik (Amelangs Verlag, Leipzig), „Sehnen und Suchen“ von Albert Sergel (Rostock, Volckmann) — desselben Verfassers „Jenseits der Straße“ (derselbe Verlag) ist, wie mich dünkt, gesuchter —, „Forst und Heide“, Lieder und Balladen von Wilhelm Kotzde, einem

märkischen Dichter, „Wilde Rosen“ von Hermann Kroepelin (Selbstverlag, Malchow, Mecklenburg), diese schon an den besseren Dilettantismus streifend. Von Dialektsammlungen empfehle ich Richard Dohses „Von Hart to Harten (Glückstadt, Max Hansens Verlag), Gedichte, die sich erfolgreich an die Lyrik John Brinckmanns anschließen, August Ganthers „Wälderlüd“ (Lahr, Moritz Schauenburg). Gedichte in niederalemannischer Mundart, ein reich illustriertes Werk, das sehr gut in das südbadische Volkstum einführt und poetisch Stielers Einfluß verrät. Vertreter der modernen Virtuosenkunst sind Leo Sternberg, dessen Sammlung „Küsten“ heißt (F. A. Lattmann, Leipzig), und Oskar Wiener mit „Das hat die liebe Liebe getan“ (Bruns, Minden): Bei dem erstern überwiegt die Reflexion, bei dem letztern die Spielerei. Charakteristische Vertreter der Allerjüngsten sind Erich Würfel, dessen gährende „Gedichte“ (Kiel, Cordes) wohl etwas versprechen, und vier in München wohnende Dichter: Waldemar Bonsels, Hans Brandenburg, Bernd Isemann und Will Vesper, die zusammen einen Band „Die Erde“ (München-Schwabing, Bonsels) herausgegeben haben — von Vesper liegt auch noch ein Einzel-Band, „Der Segen“, vor. Man darf wohl bei allen von Dehmel-Schülerschaft reden, und man könnte die Gefahren des Dehmelschen Einflusses an ihnen recht wohl demonstrieren. Das halbe Dutzend rein dilettantischer Sammlungen, das mir dann noch vorliegt, nenne ich wohl besser nicht. Ich unterschätze auch den Dilettantismus auf lyrischem Gebiete nicht, den besseren wohl verstanden, der so weit kommt, seine Gefühle wirklich auszudrücken; für den Literaturpsychologen zumal ist er sehr interessant, da er den Durchschnittsseelenzustand einer Zeit in der Regel vortrefflich charakterisiert, aber das große Publikum braucht sich um ihn nicht zu kümmern, die Bücher, die er herausgibt, gehen neben den Literaturpsychologen nur die persönlichen Bekannten an.

Recht zahlreich erscheinen in neuester Zeit auch wieder Anthologien, trotzdem ihre Herstellung durch die Feststellung der Rechte der Autoren schwieriger geworden ist. Empfehlenswert sind die beiden bei Langewiesche in Düsseldorf erschienenen Sammlungen „Von Rosen ein Krentzelein“, Volkslieder, und „Macht auf das Tor“, alte deutsche Kinderlieder und Spiele enthaltend. Die letzteren haben auch Melodien, und gebildete Eltern sollten versuchen, das eine oder das andere Lied bei ihren Kindern wieder aufleben zu lassen. Ein ziemlich umfangreiches „Balladenbuch. Erster Band: Neuere Dichter“ ist im Verlag der deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung, Hamburg-Großborstel, erschienen. Es sind Otto Ernst, Dr. J. Loewenberg, Dr. Ernst Schultze, Börries Freiherr v. Münchhausen bei der Auswahl beteiligt, und sie ist denn auch im ganzen wohlgeraten. Zwei neue Sammlungen hat auch der bekannte Verlag von Max Hesse in Leipzig herausgegeben: „Lyrische Andachten“ von Ferd. Gregori, dem Wiener Hofburgschauspieler, und „Deutsche Lyrik seit Liliencron“ von Hans Bethge. Die erstere mag man neben Ferdinand Avenarius' schon weit verbreitetes „Hausbuch“ halten, die letztere neben Hans Benzmanns Sammlung bei Reclam, und man wird seine Kenntnis moderner Lyrik nach mancher Richtung erweitern.

* * *

Dramen werden im Grunde in Deutschland nicht gekauft, es sei denn, daß sie durch Bühnenaufführungen sensationell werden. Und doch sollte man die bessere dramatische Literatur stetig verfolgen, schon, um den Herren vom Theater gelegentlich nachweisen zu können, daß sie manches wertvolle Deutsche einfach ignorieren — heute sind ja auf unserer Bühne wieder einmal die Ausländer, vor allem die Engländer und die Russen, Trumpf, nachdem Hauptmann, Halbe, Sudermann, unsere eigenen einst überschätzten Größen, nicht recht mehr wirken. Sehr charakteristisch ist es, daß Hermann Sudermann zum ersten Mal ein neues Drama, „Das Blumenboot" (Stuttgart, Cotta) nicht zuerst auf der Bühne, sondern als Buch erscheinen läßt, nachdem er freilich erst eben mit einem andern, mit „Stein unter Steinen" nur mäßigen Erfolg erzielt hat. Er will wohl statt der gegen ihn eingenommenen Berliner Theater-Kritiker einmal die ruhigeren Bücher-Kritiker hören. Nun, diese werden ihm zugestehen müssen, daß sein neuestes Werk ein interessantes Theaterstück, echter Sudermann ist, aber freilich durchaus „Theater", nicht Leben, trotzdem, wie einst in „Sodoms Ende", Berlin W. sicherlich viele echte Züge hergegeben hat. Anzuerkennen ist das Durchbrechen der Sittlichkeit zum Schluß, aber das haben wir freilich auch schon im „Glück im Winkel" gehabt. Nein, umzulernen brauchen wir über Sudermann nicht mehr, aber es ist nicht zu bestreiten, daß seine Theaterkunst hoch entwickelt ist, und nach unserer natürlich unmaßgeblichen Meinung ist sie für das Berliner Premieren-Publikum tausendmal gut genug, paßt vortrefflich zu ihm. Mit der Entwicklung des deutschen Dramas freilich haben weder Sudermann noch Berlin W. und das Berliner Publikum überhaupt das geringste zu tun, die geht andere Wege, und man sieht neuerdings auch schon deutlicher, welche. Ich glaube jetzt fest an das Wiederaufkommen des historischen Dramas großen Stils. Nicht, weil ich selber neuerdings meine „Römischen Tragödien", die ein Dutzend Jahre im Kasten gelegen haben, endlich veröffentlicht habe (als 5. Band meiner Gesammelten Dichtungen, Callwey, München) — nein, mag mir der bedeutendste deutsche Literaturhistoriker der älteren Generation immerhin zugestehen, daß die „Römischen Tragödien" „zu den wenigen unaufgeführten Werken gehören, ohne deren Kenntnis das Bild der deutschen dramatischen Literatur der Gegenwart unvollständig sein würde", mag ein jüngerer Kritiker zehnmal erklären, daß sie eine tiefe Wirkung auf der Bühne erzielen würden („denn sie sind aus innerstem Drang geboren, das Wesentliche jeder bedeutenden Dichtung in sich tragend: Natürlichkeit in der Entwicklung der ganzen Anlage. Da ist kein Riß und künstlicher Hebel, kein verschnittenes Wachstum") — das alles hilft mir nichts, ich werde schwerlich bei meinen Lebzeiten auf die Bühne gelangen. Aber andere kommen, Gott sei Dank, hinauf. Otto Erlers „Zar Peter" (München, Callwey) hat in Dresden und Köln große echte Erfolge gehabt und wird sie auch anderswo haben, wenn die Darstellung einigermaßen genügt. Da haben wir wieder ein Talent, das von Kleist, Hebbel und Ludwig aus vorwärts zeigt, ein Talent, bei dem das Theatralische und das Dramatische einmal wieder zusammenfallen, und das ganz gewiß eine bedeutende Entwicklung haben wird,

wenn diese Entwicklung von außen nach innen, nicht durch Schuld des Theaters bloß noch nach außen geht. Auch Lienhards „Heilige Elisabeth“, das zweite Stück seiner Wartburgtrilogie (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart), hat in Weimar einen ganz hübschen Erfolg erzielt, trotzdem es nicht bloß dramatisch, sondern auch dichterisch sehr schwach ist, an Redwitz „Philippine Welser“ erinnert. Man will eben wieder historische Stücke sehen. Sehr viel bedeutender als die „Heilige Elisabeth“ ist Lienhards „Wieland der Schmied“ (derselbe Verlag), der auf Wachlers Harzer Bergtheater sehr oft gegeben worden ist; alles Festspielartige, wobei die Menschengestaltung sich auf große, womöglich überlieferte Züge beschränken kann und das Lyrische zuletzt ausschlaggebend ist, gelingt Lienhard. Ich mache auf dieses Werk ganz besonders aufmerksam, auch die Gegner Lienhards werden nicht bestreiten können, daß hier eine echt dichterische Leistung vorliegt. Etwas an die Lienhardsche Weise gemahnt mich Fritz Philippis „Jeremia“ (Heilbronn, Salzer), doch möchte ich mir hier mein Urteil noch vorbehalten. Auch Otto Borngräber, dessen „Giordano Bruno“ so viel von sich reden machte, und dessen „König Friedwahn“ neu ist (Schwetschke, Berlin), hat manches mit Lienhard gemein. Ich muß gestehen, daß ich bei dieser Schule den Verfall in schwulstige und tiefsinnig posierende Metaphysik fürchte, auch die eigentlich dramatische Bedeutung ihrer Stücke für gering halte, klare Menschengestaltung, scharfe Problemfassung scheinen mir für unsere und jede Zeit die Hauptsache; dennoch will ich mir auch die lyrische Abart des Dramas gefallen lassen, wenn, wie bei Lienhards Wieland, subjektive Wahrheit darin ist. — Neben dem historischen Drama soll man auch das soziale Problemdrama nicht fallen lassen, es freilich anders behandeln als Sudermann, und selbst für das naturalistische Stück sehe ich noch eine Entwicklung: Es muß Volksstück im besten Sinne werden. Etwas sehr Annehmbares, wenn auch noch im älteren Stile, hat Karl Beyer, der mecklenburgische Dichter, in seinem Schauspiel „Ut de Preußentid“ gegeben (Schwerin, Bahn) — dergleichen Stücke sind das Richtige für das starke Bedürfnis dilettantischer Schauspielkräfte und müßten ähnlich für jede deutsche Landschaft geschaffen werden. Höher hinauf und tiefer hinab gehen die plattdeutschen Stücke Fritz Stavenhagens, eines Hamburger Dichters, der zuerst „Jürgen Piepers“, dann „Der Lotse“, zuletzt „Mudder Mews“ schrieb (alles bei Ernst Schultze, Gutenberg-Verlag, Hamburg). Ja, hier muß man unbedingt Hauptmanns Bestes zum Vergleich heranziehen, hier regen sich fast tiefere Kräfte als bei dem Schlesier, wenn die Kunst auch nicht so groß ist. Diese Mudder Mews! Das ist eine Charaktergestalt aus niederdeutschem Volkstum, wie sie nur selten geschaffen werden! Schade, daß das Stück tragisch ausgeht! Ich will auf diesem Gebiete die echte Tragödie, aber man darf sie nicht ohne äußerste Not rufen, und hier scheinen mir doch mutatis mutandis die Worte zu passen, die Hebbel zu Reuters „Kein Hüsung“ schrieb: „Aber das einfache Bild durfte trotz des dunkeln sozialen Hintergrundes, gegen den es sich rührend und herzergreifend abhebt, nicht mit Mord und Wahnsinn enden; eine versöhnende Lösung war durch die Natur des Gegenstandes geboten. Der Dichter ist auf das Gebiet der Tragödie

hinübergeschritten und hat noch obendrein zu den äußersten Mitteln derselben gegriffen, zu denen, die selbst Shakespeare sich für den Lear und den Hamlet aufgespart hatte. Dadurch hat er aber auch alle Harmonie zerstört." Gewiß, im wirklichen Leben **kann** die Geschichte genau so ausgehen wie in Stavenhagens Drama, aber sie **muß** das auch dort nicht, wie viel weniger in der Tragödie, wo die gewaltsame Lösung zwar im Affekt geschehen kann, aber nicht im Affekt begründet sein darf.

* * *

Und nun zum **Roman!** Er nimmt selbstverständlich noch immer den Löwenanteil unserer literarischen Produktion in Anspruch und wird dies auch wohl in alle Ewigkeit tun, so lange wir ein Kulturvolk bleiben. Wir nennen von neuen bemerkenswerten Erscheinungen zuerst **Paul Heyses** „Crone Stäudlin" (Cotta), ein Werk, das die alten Vorzüge des jetzt fünfundsiebzigjährigen Dichters und auch seine dann mehr und mehr hervorgetretenen Schwächen aufweist. Soll der Roman, wie wir glauben, nicht bloß ein Stück Leben, sondern auch ein Stück Zeit sein, so ist dieses Werk, wie alle Romane Heyses, keiner, aber es ist wieder ein Zeugnis der großen natürlichen Erzählungskunst Heyses, die in unseren Tagen kaum so mehr vorkommt. Wie so viele spätere Arbeiten des Dichters wurzelt auch dieser Roman im Häßlichen, das Heyse einst so weit von sich gewiesen hatte, aber Gott sei Dank, er kommt darüber empor, Dank vor allem der Gestalt der Heldin, die zu den besten Schöpfungen Heyses gehört, an Goethes Ottilie erinnert, wie denn auch ein Hauptmotiv aus den „Wahlverwandtschaften" wiederkehrt. Im ganzen kann man sich des Romans freuen. — Das möchte ich auch von **Adolf Wilbrandts** neuem Roman „Irma" (derselbe Verlag) sagen, ja, hier ist noch ein Plus von Gesundheit und Lebensfreude, vor allem in der Schilderung des Jugendlebens der beiden Hauptpersonen, das sich in dem pommerschen Stargard abspielt. Frenssen und andere moderne Autoren geben Jugendgeschichten unmittelbarer (wollen dies wenigstens), aber auch breiter und aufdringlicher, Wilbrandt hält für seine Gesamtkomposition gerade das richtige Maß. Es ist das Leben einer aus dem Volke stammenden Sängerin, das er uns darstellt, mit genauer Kenntnis auch des Bühnenlebens, und er hat damit eines seiner liebenswürdigsten, wenn auch nicht bedeutendsten Bücher geschaffen. — Von **Wilhelm Jensen** liegen zwei Romane (beide bei Reißner) vor, „Vor der Elbmündung", in dem Johann Heinrich Voß eine Rolle spielt, und „In majorem Dei gloriam", in dem die Rekatholisierung Pfalz-Sulzbachs durch die Jesuiten nach dem dreißigjährigen Kriege dargestellt wird. Seine Manier wird der Autor natürlich nicht mehr los, auch darf man seinen historischen Angaben nicht immer ganz trauen (beispielsweise ist es nicht richtig, daß Voß sich auf einen Briefwechsel hin mit Ernestine Boie verlobte, er sah sie 1774 in Flensburg, ehe er den Musenalmanach in Wandsbeck redigierte), aber eine starke Stimmung bringt er noch immer hervor, und es kommt mir vor, als ob diese Romane wieder etwas natürlicher wären als die vorhergehenden, wenigstens partienweise. — **Karl Emil Franzos**, der im Januar 1904 starb, hat einen vollendeten Roman, „Der Pojaz", hinterlassen, der nun bei Cotta

erscheint. Er ward schon 1893 vollendet und stellt jüdisches Leben in Galizien und die Entwicklung eines jüdischen Knaben zu deutscher Kultur dar, schließt sich also an die Werke „aus Halbasien" an, durch die Franzos berühmt wurde, bildet deren Abschluß. Warum der Dichter das Werk nicht selbst veröffentlichte, wird nicht gesagt; man darf aber wohl annehmen, daß er es auch seinen Rassegenossen nicht recht gemacht zu haben fürchtete. Der Roman hat ein interessantes Vorwort, in dem Franzos über seine Stellung zum Judentum und zum Deutschtum spricht. Jedenfalls ist er ein bedeutsames Werk, auf das es verlohnt, noch einmal zurückzukommen. — Kurz erwähnen wollen wir, daß der hypnotisch-spiritistische Roman des gleichfalls schon verstorbenen Karl du Prel „Das Kreuz am Ferner" (derselbe Verlag) uns in dritter Auflage vorliegt.

Sehr groß ist immer noch die Zahl der Romane, die man der Heimatkunst zuzählen kann. Da ist Ludwig Ganghofers zweibändiger Roman „Der hohe Schein" (illustriert von Hugo Engl, Stuttgart bei Bonz), der ja freilich das, was wir intime Heimatkunst nennen, nicht ist, der alten Dorfgeschichte näher steht, aber doch gesunde und frische Lektüre bietet. Eben seine Gesundheit und Frische hat Ganghofers große Beliebtheit zustande gebracht. Heimat und weite Welt spiegelt gleichmäßig J. C. Heers „Der Wetterwart" (Cotta), natürlich in einem sehr bewegten Menschenschicksal. Das Werk erinnert mich ein wenig an Hermann Hesses „Peter Camenzind", auch an Ernst Zahns Weise, dann taucht auch — Karl May auf, aber nein, Heer ist ein guter Unterhalter und hat sich diesmal alle Mühe gegeben, in den besseren Regionen zu bleiben. Ein spannendes Werk, aber kein sensationelles! — Mit Vergnügen habe ich Wolfgang Kirchbachs „Heitere Romane aus dem Volksgeist", die er nach dem ersten „Der Leiermann von Berlin" (Pierson, Dresden) betitelt, gelesen, freilich nur kursorisch. Das ist die Auffassung des Lebens, die wir für unsere Volksliteratur wieder brauchen — die Kunst kommt dabei vielleicht etwas zu kurz, auch wohl die Wahrheit; denn dem Berliner Leben gegenüber ist der Optimismus schwerlich angebracht —, aber um uns durchzuhelfen, ist die Weise Kirchbachs, die etwa die der älteren Raabeschen Romane popularisiert ist, ganz am Platze, und ich rufe ihm Glückauf! zu. Ottomar Enkings Weise im „Patriarch Mahnke" (Reißner) ist verwandt, steht aber freilich höher. Auf diesen Roman kommen wir sicher zurück. Wie er, spielt auch Gerhard Ewald Seligers „Nordnordwest" (Fleischel) an der Wasserkante, und auch Max Geißlers „Moordorf" (Leipzig, Staackmann) und Dietrich Speckmanns nun in dritter Auflage vorliegendes Werk „Heidjers Heimkehr" (Warneck, Berlin) führen niedersächsische Menschen vor. Dazu kommen außer Frenssen und Dose noch einige Werke weiblicher Autoren: unbedingt ist der Nordwesten Deutschlands heute der beliebteste Romanschauplatz — mir, der da herstammt, ist aber, aufrichtig gestanden, nicht immer ganz wohl dabei, ich glaube, es tut auch unserem Volkstum nicht gut. Doch darüber später einmal! Von Hermann Wettes „Krauskopf" (Leipzig, Grunow) ist das dritte Buch, der Schluß, erschienen, und ich will den Lesern der zwei ersten Bücher verraten, daß der Held Protestant wird. Die Besprechung später. Historische

Heimatkunst bietet **Emil Ertls** „Die Leute vom Blauen Guguckshaus“ (Leipzig, Staackmann), ein sehr hübsches Buch, das das Wien zur Zeit Napoleons I. vorführt. Sonst sind die eigentlichen historischen Romane selten: **Wilhelm Arminius'** „Wartburgkronen“ (Leipzig, Ed. Avenarius), denen man das Prädikat der Tüchtigkeit nicht absprechen kann, und **Gustav Adolf Müllers** „Im Zauber der Wartburg“ (Leipzig, G. Müller-Mann) — das ist alles, was mir davon vorliegt.

Eine dritte Gruppe, die des eigentlich modernen Romans, mag **Wilhelm Hegelers** letztes Werk „Flammen“ (Fleischel, Berlin) einleiten. Hegeler hat sich seit seinem „Ingenieur Horstmann“ eine Stellung in der Erzählungsliteratur geschaffen, vor allem durch die „Tatsächlichkeit“, möchte ich sagen, seiner Werke. Seine Romane sind die am wenigsten romanhaften unter den neuesten deutschen und dabei keineswegs naturalistisch. Das kann man auch wieder von den „Flammen“, der Liebes- und Lebensgeschichte eines wenig glücklich verheirateten Privatdozenten, aussagen. In einiger Beziehung erinnert **Rudolf Huchs** Roman „Der Frauen wunderlich Wesen“ (Fleischel) an die Weise Hegelers; auch bei ihm tritt die Unerbittlichkeit des Lebens stark hervor. Aber Huch ist von Haus aus Humorist, jetzt ein verbitterter, und so ist der Gesamteindruck zuletzt doch ein anderer. Sein Werk stellt das „Festwerden“ eines Arztes und vor allem seiner Frau in einer Kleinstadt dar, ist gewissermaßen ein ärztlicher Standesroman, und ein wenig erfreulicher dazu. Wenn aber auch die Auffassung der deutschen Kleinstadt einseitig ist, man kann die subjektive Wahrheit bei Huch nicht verkennen, und der Deutsche kann und mag immerhin von ihm lernen. In der interessantesten Gestalt des Romans, dem Stadtrat Hagedorn, steckt wohl manches von Huch selber, ich glaube, daß auch er beispielsweise Gottfried Keller für einen Plebejer hält. Ja, es hat den Teufel, aus kleinen Verhältnissen zu stammen wie Keller, und in einem demokratischen Gemeinwesen groß zu werden und zu leben, da fliegt einem allerlei an. Aber man muß bei Keller tiefer dringen, da fällt es auch wieder ab, und die starke, trotzige und weiche Natur des echten deutschen Dichters leuchtet mächtig hervor. — Die baltische Geschichte von **Karl Worms** „Überschwemmung“ (Cotta) dürfte gerade in diesen Tagen der russischen Revolution Aufmerksamkeit erregen. Worms ist in Deutschland noch nicht allgemein bekannt, doch haben mehrere seiner Werke neue Auflagen erlebt und verdienen es auch, weil sie stofflich eigenartig und gut erzählt sind. — **Rudolf Stratz'** neuester Roman heißt „Du bist die Ruh“ (Cotta), der neueste von **Fedor von Zobeltitz** „Die arme Prinzessin“ (Engelhorn); daß man bei diesen beiden Unterhaltern immer auf seine Rechnung kommt, braucht man kaum ausdrücklich zu sagen. Ein feinerer Unterhalter ist **Karl Bulcke**, von dem nun schon eine ganze Reihe von Werken vorliegt. Sein neuestes, „Das Tagebuch der Susanne Oevelgönne“ (Reißner) hat allerlei intime Reize, ja, beinahe einen hübschen modernen Stil — „modern“ so ungefähr im Sinne unserer geschmackvolleren Wohnungseinrichtungen. Dagegen ist **Max Wundtkes** „Die dumme Maus“ (Leipzig, Cavael) deutsch-ehrlich und derb. Es ist die Geschichte eines Dichters, der erst die dumme Maus liebt, dann eine gebildete und reiche Frau

heiratet, und dann doch erkennt, daß die dumme Maus die richtige war. Die Geschichte ist im Kern gesund, aber es kommen einzelne erotische Szenen vor, die etwas dezenter hätten gehalten werden können. Eine Reihe anderer Werke will ich nur kurz nennen: Gerhard Heines „Verschneite Seelen" (Reißner) sind zuerst in der „Deutschen Ztg." erschienen und haben schon dort einige wohlverdiente Aufmerksamkeit gefunden; Ernst vom Hofe („Sehnsucht", Cotta), Wolfgang Burghauser („Frau Marias Sohn", Rostock, Volckmann), Wolfgang Grimmold („Kleine Prinzeß", Hamburg, Alfred Janssen) sind etwas versprechende homines novi. An den „Peter Camenzind" gemahnt, wie mich dünkt, „Maria-Himmelfahrt" von Hans von Hoffensthal (Fleischel), was wohl ein Pseudonym ist. Norwegisches Bauernleben stellt Emil F. Kullberg in „Springtanz" dar (Hamburg, Janssen) — man müßte sein Verhältnis zu Björnson und Selma Lagerlöf untersuchen. Aber man kann leider nicht alles, was man eigentlich müßte. Unter den katholischen Autoren der letzten Zeit hat Paul Keller Aufsehen erregt. Sein neuestes Werk heißt „Das letzte Märchen" (Allgemeine Verlagsgesellschaft, München) — ich komme darauf zurück. Die katholische Literatur unserer Tage verdient unzweifelhaft einmal eine genauere Betrachtung.

Den Frauenroman vom Männerroman zu trennen ist innerlich eigentlich nicht mehr zu rechtfertigen, aber für eine Übersicht ist es bequem. Die alten beliebten Autorinnen sind auch diesmal fast alle mit neuen Werken da: Bernhardine Schulze-Smidt führt uns in „Hinter den Wäldern" (Reißner) nach Ostpreußen, das ihr fast ebenso vertraut ist wie das heimische Weserland; Frieda Freiin von Bülow nennt ihr neuestes Werk „Irdische Liebe" (derselbe Verlag) eine Alltagsgeschichte, aber das braucht man ihr nicht so ohne weiteres zu glauben. Ich will hier nebenbei erwähnen, daß ihr Kolonialroman „Tropenkoller" (Fontane, Berlin) soeben in dritter Auflage erschienen ist. Eine gute, schlichte Geschichte wie das meiste von dieser Autorin ist: „Mutter und Tochter" von Hermine Villinger (Stuttgart, Bonz). Auf bedeutender künstlerischer Höhe steht das neue Werk von Helene Voigt-Diederichs, „Drei Viertel Stund vor Tag" (Diederichs, Jena), das bei der Preiskonkurrenz der „Hamburger Nachrichten" gekrönt wurde. Liliencron, einer der Preisrichter, urteilte: „Dieser Roman ist von einer wirklichen Dichterin geschrieben. Scharf, klar, wundervoll! Viele realistische Einzelheiten, die aber nicht das Ganze überwuchern, sondern den Roman erhellen, daß man immer fröstlich atmet beim Lesen. Viel Humor (Gott sei Dank)! Auch feinste Naturschilderung und Beobachtung." Ich unterschreibe dies Urteil, will aber später auch meines noch entwickeln. Statt des „Hilligenlei" sollte man diesen Roman kaufen, die Frauen insonderheit. Nun wieder einige bloße Nennungen: Leonie Meyerhof-Hildeck, eine Frankfurter Jüdin, hat „Das Ewig-Lebendige" (Cotta) geschrieben, C. Eysell-Kilburger (Frau Viktor Blüthgen) „Zwischen zwei Ehen" (Chemnitz, Alwin Becker), George Mengs (Gertrud Büstorff) „Wen du nicht verlässest, Genius" (Berlin, Janke). Diese drei Schriftstellerinnen sind schon bekannt, neue Namen, für mich wenigstens, Margarethe Schneider, von der „Die Tilemanns, Eine Familiengeschichte"

(Berlin, Fontane) stammt, und Anna Behnisch-Kappstein, deren Roman „Freie Bahn" heißt (Reißner) — beide Werke sind talentvoll. Bekannt ist wieder M. von Eschen, eigentlich Eschstruth, der tüchtiges Streben nachzurühmen ist — Erfolge wie ihre Geschlechtskousine hat sie freilich noch nicht erzielt. Ihr neuestes Werk heißt „Wandlungen einer Seele" (Leipzig, E. Pilz). Über das Niveau der wirklichen Unterhaltungsschriftstellerei weit hinaus kommt Friede H. Kraze mit ihrem Roman „Im Schatten der Weltesche" (Paul Unterborn, Stuttgart). Da ist eigenes geistiges Leben und auch Poesie. Freilich auch allerlei moderne „Velleitäten" finden sich. Es ist ein Tagebuchroman, was die Verfasserin gibt, eines der Werke, die man langsam liest, nicht bloß durchfliegt. Zum Schluß noch eine aristokratische Gruppe: E. v. Nesselrot, „Das Fräulein von Beer" (Fontane), Leonie von Meerscheidt-Hüllessem, „Elsi" (derselbe Verlag), Gräfin L. Üxküll, „Das Reich des Schönen" (derselbe Verlag), Adeline Gräfin zu Rantzau, „Hans Kamp" (Berlin, Martin Warneck). Die ersten drei sind sehr talentvolle Damen, alle auch schon ausgebildet, E. von Nesselrot ist das ernsteste, die Gräfin Üxküll das schillerndste dieser Talente. Mit der Gräfin Rantzau muß ich mich noch näher befassen, da auch sie aus meiner Heimatecke ihren Stoff holt. Auch hier schließt sich noch ein katholisches Talent an, E. Handel-Mazzetti, deren beiden Werke „Meinhard Helmpergers denkwürdiges Jahr" (Allgem. Verlagsgesellschaft, München) und „Jesse und Maria" (Jos. Kösel, Kempten und München) zur Zeit einiges Aufsehen machen. Von ausländischen Romanen liegt nicht viel vor: ich finde nur „Von Gottes Gnaden. Historischer Roman aus der Geschichte des Hauses Wasa" von Sophie Elkan (Stuttgart, Benzinger), die Geschichte des vertriebenen Gustav IV., und D. S. Mereschkowski: „Peter der Große und sein Sohn Alexei" (Leipzig, Schulze).

* * *

Novellenbände fehlen natürlich auch nicht in unserer Novitäten-Sammlung, obschon wir eine moderne Novelle kaum haben. Da stoßen wir zunächst auf so altbekannte Namen wie Melchior Meyr und Levin Schücking. Der C. H. Becksche Verlag in München gibt eine von Hans Röhm illustrierte Ausgabe der „Erzählungen aus dem Ries" heraus, zunächst „Ludwig und Annemarie" und „Ende gut, alles gut", und in Obertüschens Buchhandlung zu Münster i. W. erscheinen zwei kulturhistorische Novellen von Schücking neu: „Eines Kriegsknechts Abenteuer" und „Der Nachrichter". Melchior Meyrs Dorfgeschichten sind in ihrer Art klassisch. Schücking könnte als Volkslektüre auch noch gute Dienste tun, aber man müßte dann eine größere Auswahl von ihm bringen. Von neueren Autoren nennen wir zunächst Karl Emil Franzos, aus dessen Nachlaß, wie der Roman „Der Pojaz", auch noch ein Band „Neue Novellen" hervortritt (Cotta). Warme Empfehlung verdient C. Beyer, von dem zwei Erzählungen „Das große Kind", „Tater" und das Märchen „Die Nebelnixe" neu sind, beides bei Fr. Bahn in Schwerin. Ein Landsmann von C. Beyer ist, wenn ich nicht irre, Johannes Gillhoff, der einen starken Band „Bilder aus dem Dorfleben" (bei Reißner) veröffentlicht hat — es sind treffliche

Sachen dabei. Heinrich Sohnreys „Die hinter den Bergen“, Gestalten und Geschichten aus dem hannoverschen Berglande, liegen in vierter vermehrter Auflage vor (Martin Warneck, Berlin). Von Otto Ernst ist ein neuer Band, „Von kleinen und großen Leuten“, bei Engelhorn erschienen. Manches, wie die Dienstbotengeschichte „Anna Menzel“, entstammt älteren Bänden, anderes ist Feuilleton, aber meist recht hübsch. Wegen ihrer absoluten Treue und ihrer Feinheit sehr bemerkenswert sind die holsteinischen Gestalten und Geschichten „Schwarzbrotesser“ von Iven Kruse, die in zweiter Auflage (bei Franz Wunder, Berlin) vorliegen. Ich wiederhole immer wieder: Lest Timm Kröger, J. H. Fehrs, Helene Voigt und diesen Iven Kruse, und ihr werdet bald imstande sein, Frenssens wahre Bedeutung zu erkennen. Von dem Brandenburger Wilhelm Kotzde liegt eine einzelne Geschichte, „Der Schwedenleutnant“ (Schall & Rentel, Berlin), vor. Ernst Zahn, der Schweizer, gibt einen Band „Helden des Alltags“ (Deutsche Verlagsanstalt), in dem wenigstens einzelne der 11 Geschichten auf der Höhe seiner besten sind. Ein Novellenbuch von Wilhelm Arminius, „Frauenkämpfe“, ist bei Gebr. Paetel, Berlin, erschienen. Hans Schliepmann veröffentlicht vier Geschichten ohne Liebe „Humorige Leutchen“ (Berlin, R. Eckstein Nachf.), die recht frisch sind. Neue Leute sind Bernard Wiemann („Er zog mit seiner Muse“, Kempten, Kösel) und Hermann Schilling („Jugendsünden und moderne Idealisten“, Leipzig, Cavael), der erstere der bedeutendere. Ein einziger Band Auslandliteratur, „Michelangelo und andere Novellen aus der Renaissancezeit“ von Mereschkowski (Leipzig, Schulz & Co.) schließt sich hier an. — Unter den Frauenbüchern stehen drei Erzählungen von Ricarda Huch voran, „Der Mondreigen von Schlaraffis“, „Teufeleien“ und „Haduvig im Kreuzgang“ in neuer schöner Ausgabe bei H. Haessel, Leipzig. Charlotte Niese hat in „Revenstorfs Tochter und andere Erzählungen“ ein Buch gegeben (Grunow, Leipzig), das sich an ihre früheren würdig anschließt. Diese Schriftstellerin ist eine der besten deutschen Humoristen — ich wähle absichtlich die männliche Form. „Fintje“, eine Erzählung aus dem alten Brüssel, von Clara Hohrath (derselbe Verlag) erinnerte mich ein wenig an Heyermans Trinette. Zum Schluß seien hier „Wind und Wogen“, keltische Sagen von Fiona Macleod genannt, etwas für die, die in ihrer Lektüre eigene Wege zu gehen lieben (Diederichs, Jena).

Alle auf den **redaktionellen Inhalt** bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an **Dr. Otto Hötzsch**, Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart“, alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den **Verlag Alexander Duncker.** Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

Deutsche Monatsschrift

für das gesamte Leben der Gegenwart

Begründet von Julius Lohmeyer

Fünfter Jahrgang

Februar 1906 Heft 5

Diesem Hefte liegt ein Prospekt der Firma W. Jordans Selbstverlag in Frankfurt a. M. bei.

„Welch ein Kämpfen, Stürmen, Sehnen, Siegen weht dem Leser aus den Blättern der Germanengeschichte entgegen! Zwanzig Jahrhunderte lang liegt diese Nation zwischen eifersüchtigen, feindlichen Großmächten eingekeilt und hat sich rein erhalten. Dutzend andere Völker haben derweil ihren Atem ausgehaucht, oder sich so weit von der Ursprünglichkeit entfernt, daß sie nichts mehr besitzen vom Erbe ihrer Ahnen. Deutschland nicht! Das sind immer noch die alten, ehrlichen, geselligen, nach Freiheit und — gutem Bier dürstenden Bärenhäuter, und okkupieren noch immer den Boden zwischen Nordsee und Alpen, zwischen Rhein und Weichsel.

„Aus dem Kaukasus herausgewachsen, behielten sie bis heut der Berge Märchenluft, der Berge Kraft und Trotz, der Berge Lawinenungestüm, das noch jeden Eindringling in ihre Heiligtümer verjagte und zermalmte! Die Römer haben ihre Speere geworfen, die Hunnen ihre Pfeile schwirren lassen, die Magyaren ihre Pferde stampfen, die Gallier und Spanier ihre Schwerter schartig geschlagen, die Türken pochten an der Pforte um Einlaß, von allen Windrichtungen her rasten Stürme über dieses Volk hinweg; aber Deutschlands Eichen stehen noch und grünen.

„Man nennt euch mit Recht das Volk der Denker! Ich heiß' euch mit gleichem Recht das Volk der Gründlichen, der Haarspalter. Bei keiner Nation trifft man die Gründlichkeit, die geradezu fanatische Genauigkeit in jedem Zweig des Forschens und Schaffens so verwachsen mit dem Charakter, wie bei euch Deutschen. Der Unterschied zwischen dem Yankee und dem Germanen wäre wohl der: der erstere liest mehr, der letztere schreibt mehr. Der Germane ist Theoretiker, der Amerikaner Praktiker. Ihr säet, wir ernten. Wer bleibt hier nun des andern Schuldner?"

Aus dem Buche eines Brooklyner Arbeiters: „Bob der Sonderling. Seine Geschichte und seine Gedanken. Von Hugo Bertsch." (Stuttgart, Cotta.)

Die Eisrose.

Ein Lebensbild in Strichen

von

Arthur Sewett.

I.

„Laß sie bitten wie Pauline," sagte Frau Zollbrügge zu ihrem Manne.

„Sie tut es doch nicht."

„Dann bleibt sie eben zu Hause."

„Aber sie hat schon so viel weniger als Pauline."

„Das ist ihre Sache."

So ging Pauline ohne ihre Schwester ins Theater. Es war ein Ereignis, denn Frau Zollbrügge hatte strenge Ansichten, sie liebte es nicht,

daß ihre Kinder das Theater besuchten . . höchstens einmal im Jahre das Weihnachtsmärchen. Aber sie lasen die „Jungfrau von Orleans“ gerade in der Klasse. Und Pauline hatte eine ganz eigene Art, zu betteln und zu liebkosen, die sonst so konsequente Mutter war diesem Liebesstürmen nicht gewachsen.

Friedrich der Primaner begleitete seine Schwester. Nicht sehr gerne. Er stand dicht vor dem Abiturientenexamen und war längst über die „Jungfrau von Orleans“ hinaus, er fand sie kindlich, höchstens für Backfische genießbar. Sie kam für ihn gleich hinter den Weihnachtsmärchen, . . besonders seitdem er in den letzten Osterferien, zu denen ihn ein Onkel in Berlin eingeladen hatte, Gorkis „Nachtasyl“ gesehen. Aber ein Freund, dem er verpflichtet war wegen mancher Hilfe in den mathematischen Arbeiten, ging auch ins Theater. Nicht der „Jungfrau von Orleans“, sondern Paulinens wegen; die hatte es ihm angetan mit den dichten, rotblonden Zöpfen und dem Kirschenmunde, der so appetitlich zu lachen wußte. Der wollte natürlich neben Pauline sitzen. Und das Abiturientenexamen stand vor der Tür, in den nächsten Tagen begannen die schriftlichen Arbeiten, und von der mathematischen träumte er beinahe jede Nacht.

„Geh' doch und bitte,“ hatte Pauline mehrere Male zu Rose gesagt, denn sie war gutmütig veranlagt und ging nicht gerne ohne die Schwester.

„Ich habe es getan, aber die Mutter schlug es ab.“

„Sie will eben mehr gebeten sein.“

„Ich kann es nicht, du weißt es.“

Auch der Vater hatte sich ins Werk gelegt.

„Die Mutter wird es dir erlauben, du mußt nur noch einmal kommen.“

Aber Rose kam nicht. Sie verzog keine Miene, sie vergoß keine Träne, als Pauline glückstrahlend mit Friedrich und seinem Freunde ins Theater ging. Sie saß den Abend auf dem kleinen Stübchen, das sie mit der Schwester teilte, sie las in der „Jungfrau von Orleans“, sie verfolgte Szene für Szene, wie sie sich jetzt auf der Bühne abspielen würde, sie war bei dem Abendessen still und ein wenig nachdenklicher, aber ohne jede Verstimmung, und als Pauline am späten Abend mit rotglühenden Wangen nach Hause kam und im Bette noch begeistert von der Aufführung erzählte und der Lindchokolade, die Friedrichs Freund mitgebracht, da hörte sie neidlos und voller Aufmerksamkeit zu.

* * *

Rose war ein Jahr jünger als Pauline. Aber sie saß auf derselben Klasse, denn sie war begabter und viel gewissenhafter als ihre Schwester.

Pauline hatte ein halbes Dutzend Freundinnen, sie nicht eine einzige, Pauline war hübsch und lustig, sie war nicht häßlich, aber ernst.

Doch das war es nicht, was die anderen Mädchen von ihr abstieß.

„Sie ist so kalt," sagten sie, „man kommt ihr nie näher."

In der Klasse gab es noch ein Mädchen, das denselben Vornamen führte und mit ihr auf einer Bank saß. Fortan nannte man sie nur „die Eisrose". „Der Unterscheidung wegen," tröstete Pauline sie und nannte sie selber so.

* * *

Die Mädchen der zweiten Klasse waren kritisch beanlagt. Und weil die Jugend nichts so verachtet als den Weg der Mitte, so gab es auch hier in der Beurteilung der Lehrer nur ein Entweder — Oder. Entweder schwärmte man für seinen Lehrer und fand ihn „reizend", oder man verabscheute ihn und nannte ihn „unausstehlich".

Das letzte, wenig schmeichelhafte Prädikat war mit Einstimmigkeit der ganzen Klasse Herrn Dr. Nadolmy zuerkannt, einem noch jungen, aber eingebildeten und eitlen Lehrer des Königlichen Gymnasiums, der aushilfsweise Physik an der höheren Töchterschule gab.

Für Rose allein galt das Entweder — Oder ihrer Altersgenossinnen nicht; sie schwärmte für niemand unter den männlichen oder weiblichen Lehrkräften, nicht einmal für den Literaturlehrer, der selber Poet und Verfasser eines historischen Dramas, das einige Male im Stadttheater aufgeführt war, mit der Lektüre der „Jungfrau von Orleans" die Backfischherzen im Sturme eroberte.

Aber darin war sie mit der Klasse eins: sie haßte Dr. Nadolmy. Nicht seiner langweiligen Stunden, seines gespreizten Vortrages wegen, über den sie lachte. Aber er war ungerecht, er bevorzugte die hübschen Mädchen, und alle, die ihm um den Bart gingen, und die übrigen behandelte er schlecht. Als seine Parteilichkeit bei den Weihnachtszensuren in ein geradezu grelles Licht getreten war, bildete sich ein Komplott wider ihn. An seiner Spitze stand Rose Zollbrügge.

Doch über Herrn Nadolmy waltete ein günstiger Stern. Das Komplott wurde entdeckt, ehe es recht eigentlich in Tätigkeit getreten war; ein aufgefangener Zettel, den man in einer Rechenstunde mit großer Heimlichkeit von Bank zu Bank befördert, wurde sein Verräter.

Eine strenge Untersuchung ward eingeleitet. Rose nahm die ganze Schuld auf sich.

Der Direktor rief sie auf sein Zimmer. Sie hörte es aus jedem seiner Worte, wie schmerzlich bewegt er war.

„Du warst meine beste Schülerin von der untersten Klasse an, ich hatte nichts an dir auszusetzen . . und nun dieses unverzeihliche Vergehen!“ Und dann: „Weil es das erste Mal ist und du offen bekannt hast, will ich von der verdienten Strafe absehen. Aber Du wirst morgen Herrn Dr. Nadolmy vor der Klasse Abbitte leisten.“

„Nein,“ sagte Rose leise, aber sehr bestimmt.

„Nein?!“ Der Direktor glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Strafen Sie mich, wie Sie wollen, Herr Direktor, . . abbitten werde ich nicht.“

„Du wirst nicht?! Weshalb nicht?“

Rose schwieg, es war kein Wort mehr aus ihr herauszubringen.

„Also hochmütig auch noch! Und das ist schlimmer als alles andere. Das ist der Anfang eines sittlichen Verfalles.“

Er setzte ihr eine Strafe an, die im Verhältnis zu ihrem Vergehen hart war. Rose wußte, daß sie mit einem abbittenden Wort auch jetzt noch Alles gut machen konnte, daß der ihr wohlgesinnte Direktor auf dieses Wort nur wartete.

Aber sie sprach es nicht. Schweigend und ohne eine Träne trat sie ihre Strafe an . . . . Das Kollegium der Luisenschule, das an demselben Nachmittag von dem Direktor zur Konferenz zusammengerufen war, fällte ein einmütiges Urteil über Rose Zollbrügge: Man hatte sich in dem Kinde getäuscht. Seine Begabung und sein unleugbarer Fleiß hatte über den Kern seines Charakters eine rosige Hülle gebreitet. Die Hülle begann sich zu lüften, der Kern wurde sichtbar, und er war nicht gut. Zum ersten Male fehlte auf Rosens Osterzensur im Betragen das Wort „löblich“. „Sie neigt zum Hochmut“, war da zu lesen, und das war die schlimmste Note, die das Kollegium ausstellen konnte.

„Ich habe es längst kommen sehen,“ sagte Frau Zollbrügge und weinte über ihre Tochter. Die Mitschülerinnen gingen ihr aus dem Wege, weil sie kalt und unnahbar war, die Lehrer und Lehrerinnen, die sie bis jetzt lieb gehabt, waren irre an ihr geworden, ihre Mutter zog sich mehr und mehr von ihr zurück und entschädigte sich an Paulinens sonniger Natur, diese verkehrte nur noch mit ihren Freundinnen — — Rose war einsam geworden.

II.

Nun kam das Jahr des Konfirmandenunterrichtes. Die Eltern hatten ihren Töchtern unter den drei Predigern der Gemeinde freie Wahl gelassen. Rose war des öfteren allein in die Kirche gegangen, die Predigten des ersten Pfarrers, eines ebenso würdigen wie milden Mannes,

mit vollem schneeweißen Haar und bartlosem, gütigen Gesicht hatten auf ihr ernstes Gemüt tiefen Eindruck geübt, und da Paulinens Freundinnen gleichfalls den Konfirmandenunterricht dieses Geistlichen besuchten, war auch diese einverstanden.

So begab sich Frau Zollbrügge eines Tages zu Oberpfarrer Wacht, ihre Töchter ihm zum Unterrichte anzumelden.

„Ich möchte nun Einiges über die beiden Kinder aus dem Munde ihrer Mutter hören," sagte der alte Herr, nachdem die Formalitäten erledigt waren.

Auf einen Wink der Mutter verließen Pauline und Rose das Amtszimmer. „Die ältere ist ein sonniges Normalkind," begann Frau Zollbrügge „ohne hervorstechende Eigenschaften, auch nicht von besonderer geistiger Begabung. Aber sie ist gutmütig, freundlich zu jedermann, gefügig zu Hause und stets dienstbereit, vor allem ist sie dankbar und bescheiden."

„Das sind liebenswerte Züge ... hm ..., so werde ich Freude an ihr haben. Und die Jüngere?" „Sie hat auch ihre guten Eigenschaften," erwiderte Frau Zollbrügge, „sie ist ernst veranlagt und gewissenhaft, sie denkt trotz ihrer Jugend viel nach und ist Pauline an Fähigkeit zweifellos überlegen ..."

„Aber? ..."

Ein Schatten, der langsam wuchs, breitete sich über Frau Zollbrügges Antlitz.

„Ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll, Herr Oberpfarrer, ich möchte gerade Ihnen ein richtiges und in Licht und Dunkel getreues Bild über die Kinder geben ..."

Und Frau Zollbrügge erzählte genau, fast weitschweifig, den Vorgang aus der Schule, und welch ein schlechtes Zeugnis Rose ihr gebracht; auch von einigen häuslichen Geschehnissen berichtete sie, wie schwer Rose ihre Schuld einsähe, und ...

„Ich glaube Sie zu verstehen," unterbrach der seelenkundige Geistliche, „Ihrer jüngeren Tochter fehlt es bei allen guten Eigenschaften an Zweierlei, an der rechten Demut und Dankbarkeit." Und als Frau Zollbrügge traurig, aber zustimmend nickte:

„Das freilich sind zwei Tugenden, die für ein junges Mädchen, für eine Christin unentbehrlich sind. Aber seien Sie getrost, gnädige Frau, die Rose hat ein so treues, sinnendes Gesicht, es steht mancherlei darin geschrieben, was mir gefällt; wir haben alle unsere Fehler, ich will mich dieses Kindes mit besonderer Liebe annehmen, ich will an ihrer Seele arbeiten, Gott wird helfen. Der Konfirmandenunterricht hat an manchem jugendlichem Gemüt Wunder gewirkt."

* * *

Der alte Pastor machte sein Versprechen wahr. Unter seinen vielen Konfirmandinnen beschäftigte er sich mit niemand wie mit Rose Zollbrügge, nicht nur in den Stunden, auch in seinen Gedanken und Gebeten.

Aber je mehr der Unterricht seinem Ende entgegenging, um so deutlicher wurde es ihm, daß er mit all seiner Mühe und Arbeit nichts erreicht hatte. Rose war genau dieselbe geblieben, die sie am Anfang gewesen, gerade so sinnend und teilnehmend saß sie auf ihrem Platze, mit denselben ernsten tiefen Augen folgte sie jedem seiner Worte, sie antwortete nicht viel, doch, wenn sie es tat, so war es richtig und wohldurchdacht. Aber das, was er mit allem Eifer erstrebt hatte, ein Sicherschließen der Persönlichkeit, eine wärmere Hingabe an die Sache, irgend ein deutlicheres Zeichen von Wirkungen, die dieser Unterricht übte, alles das blieb aus.

Und nun geschah etwas, das Pfarrer Wacht vollends an seiner Schülerin irre machte.

Es war in einer der letzten Stunden. Mit allem Nachdruck hatte er auf die bevorstehende Einsegnung hingewiesen und den Kindern klar gelegt, wie die Gnade Gottes, die ihnen hier zuteil werden sollte, vor allem ein empfängliches Herz suche, ein Herz, das seine Sünden erkenne und sie mit ganzer Inbrunst bereue. Seiner persönlich andringenden Art entsprechend fragte er diese oder jene unter seinen Konfirmandinnen, ob sie im Hinblick auf den großen Festtag etwas von solchem aufrichtigen Schmerz über ihre Sünden empfände.

Zwei seiner besten Schülerinnen, unter ihnen Pauline; hatten eben mit tief zu Boden gesenktem Blick ihr leises „Ja" geantwortet, da wandte er sich an Rose.

„Und du, meine liebe Tochter," sagte er mit milder Freundlichkeit, „fühlst du ebenso wie deine Schwester?"

Eine Sekunde schwieg Rose.

„Nein," erwiderte sie dann leise, fast traurig.

„Nein?" Pfarrer Wacht war erschreckt.

„Du fühlst dich nicht unwert, vor Gottes Antlitz zu treten, deine Sünden beugen dich nicht danieder?"

„Nein," sprach Rose noch einmal.

„Und das sagst du mir kurz vor deiner Einsegnung, in Gegenwart deiner Mitkonfirmandinnen?"

„Ich darf Sie nicht belügen, Herr Pfarrer, ich muß doch wahr sein."

Es lag etwas Rührendes, Bewegendes in dieser Antwort, aus jeder Silbe hörte man, wie schwer sie dem Kinde wurde.

Pfarrer Wacht aber vernahm von alle dem nichts mehr.

„Sowie die Stunde zu Ende ist, kommst du auf mein Zimmer," sagte er mit fast befehlendem Tone, wie ihn die Mädchen niemals an ihm gehört hatten, „ich habe mit dir unter vier Augen zu sprechen."

Noch einmal versuchte es der würdige Geistliche mit seiner Milde, er sprach mit bewegender Güte zu dem jungen Mädchen. „Das verstehe ich Alles sehr wohl," entgegnete Rose ruhig auf seine Worte „aber ..."

„Nun? Rede frei und unumwunden, mein Kind, dazu sind wir ja hier."

„... Von dem großen Schmerz, den Pauline und die anderen über ihre Sünde empfinden, ... merke ich nichts."

„Nichts?"

„Ich müßte es erzwingen oder mir einreden, aber unwillkürlich ... nein."

Da war es um die Geduld des alten Mannes geschehen, er hielt es jetzt für angebracht, in strengerem Tone mit ihr zu sprechen und ahnte nicht, daß er damit Alles verdarb.

„Daß gerade du das sagst, meine Tochter, du, deren offenkundige Fehler nicht deinen Lehrern und Eltern, nein, auch mir das Leben so schwer machen. Aber freilich, hier treten wieder die beiden Grundfehler deines Charakters hervor. Sieh, Rose, du kennst nicht die Demut und die Dankbarkeit, das ist dein Unglück, deshalb kommst du innerlich so wenig vorwärts."

Das junge Mädchen, das bis dahin den Blick niedergeschlagen hatte, erhob ihn jetzt und sah seinen Pfarrer mit den ernsten, großen Augen eine Sekunde an, „Demut und Dankbarkeit," sagte es dann leise, als spräche es zu sich selber, „kenne ich sehr wohl."

„Natürlich, du gibst deine Schwächen nicht zu, das wirst du niemals tun, ich habe es längst gemerkt. Rose, wie willst du dich nur einsegnen lassen, wie zum Tisch des Herrn gehen, wenn du nicht ein bußfertiges Herz mitbringst?!"

Ein fast ängstlicher Zug trat jetzt auf das bis dahin so ruhige Antlitz des jungen Mädchen.

„Ja, Herr Pfarrer," erwiderte es zaghaft, „das ist es, das habe ich mir selber gesagt, ich glaube, es ist besser, wenn ich mich nicht konfirmieren lasse."

„Wenn ... du dich nicht konfirmieren läßt? Das hast du im Ernste erwogen? Diesen Schmerz wolltest du deinen Eltern, wolltest du mir zu allem anderen hinzufügen? Willst du denn alle von dir stoßen, die dich lieben?"

Der alte Herr war auf das Höchste erregt, sein Antlitz brannte, seine Stimme hatte einen heiseren Ton. Erst langsam zwang er sich zu der gewohnten Ruhe.

„Fehlt es dir am Glauben, mein Kind?“ fragte er fast mitleidig, „bist du innerlich nicht von dem überzeugt, was du bekennen sollst?“

„Das nicht, Herr Pfarrer,“ Rose sprach eingeschüchtert, traurig, ihr Antlitz war noch bleicher als sonst, „aber das Gelübde ist so schwer, das ich am Altar ablegen soll, ich weiß nicht, ob ich es halten werde. Wer überhaupt kann es halten? Und ich wäre unwahr und wortbrüchig für mein ganzes Leben.“

Der Geistliche stutzte, er sah auf die stillen ernsten Züge seiner Schülerin, und es fiel ihm auf, wie reif und abgeklärt sie in diesem Augenblicke aussahen. Er rüstete sich zu einer Entgegnung, da wurde ihm ein wichtiger amtlicher Besuch gemeldet, und Rose war mit einigen freundlichen, aufmunternden Worten entlassen.

An demselben Nachmittag besuchte Oberpfarrer Wacht Frau Zollbrügge. Sie hatten eine lange ernste Unterredung miteinander, der Geistliche erzählte Alles, was sich in der Konfirmandenstunde ereignet, und was er dann später in seiner Amtsstube mit dem jungen Mädchen besprochen hatte. Als er zuletzt gar andeutete, daß Rose gegen ihre Einsegnung Bedenken geäußert, war es um Frau Zollbrügges Beherrschung geschehen.

„Nicht einmal konfirmiert will sie werden?!“ sagte sie laut aufschluchzend, „in der Schule tadelt man ihr Verhalten, zu Hause ist sie unzugänglich für jedermann, und nun dies noch, nun auch dieser Unterricht vergeblich, auf den ich so große Stücke gesetzt, mein Gott, wie werde ich in diesem Kinde gestraft!“

Pfarrer Wacht suchte die betrübte Mutter zu trösten, zuletzt rief man Rose ins Zimmer. Beide redeten nun auf sie ein, Frau Zollbrügge heftig, strenge vorwurfsvoll, der Pfarrer gütig und beschwichtigend.

Rose antwortete sehr wenig, als sie aber die Erregung ihrer Mutter sah, ließ sie ihre Bedenken vom Vormittag fallen und meinte, was sie über ihre Einsegnung gesagt, sei nur einer vorübergehenden, verzagten Stimmung entsprossen.

* * *

Der Konfirmationstag kam heran. Es war ein liebliches Bild, als die große Kinderschar, von ihrem würdigen Seelsorger geführt, an den sonnenumfluteten Hochaltar der alten Pfarrkirche schritt, die Mädchen in ihren weißen Kleidern wie eine lichte, langsam sich bewegende Wolke. Die meisten von ihnen waren tief bewegt, Pauline hatte rotgeweinte

Augen, bevor die Feier begann. Frau Zollbrügge, die an der Seite ihres Gatten in einem der ersten Chorstühle dicht am Altare saß, blickte voll mütterlicher Rührung auf dieses Töchterlein, das ihr und dem Vater bis zu dieser Stunde nur Freude bereitet hatte. Dann glitt ihr Auge hinter der goldenen Lorgnette furchtsam fast auf ihr anderes Kind.

Roses Züge waren unverändert, vielleicht einen Hauch ernster noch als sonst. Wie hatte sie sich früher einmal auf diesen Tag gefreut! Und jetzt? Jetzt war ihr, als säße sie nicht hier, sondern ein anderes, ein fremdes Wesen, ein Schatten höchstens von ihr selber.

Wie durch einen dichten Schleier sah sie alles: den mit Blumen geschmückten Altar, den alten Pfarrer, der sich von dem blühendem Hintergrunde ein wenig wunderlich abhob, des Vaters gleichgültig freundliches Gesicht, die funkelnde Lorgnettenkette der Mutter und die prüfenden Augen hinter den großen Gläsern.

Die Orgel, die bis dahin bald leise gespielt wie weiches flüsterndes Windesrauschen, bald laut wie Sturmesruf oder ein herannahendes Gericht, sie verstummte, der Pfarrer räusperte sich und begann seine Rede . . Rose hörte alles wie im Traume. Ab und zu war ihr, als suchte das Auge des Geistlichen, das trotz seines Alters noch klar und frisch war, unter der großen Schar gerade ihr Antlitz, als erhöbe er dann die heute ein wenig belegte Stimme zu besonderer Kraft, als wollte er noch in zwölfter Stunde sie locken und gewinnen.

Aber sie fühlte zugleich, daß keines seiner Worte irgend einen Wiederhall in ihrer Seele fand, so ernste Mühe sie sich auch gab, aufzupassen und andächtig zu sein.

Nur als er von der großen, nie ermüdenden Liebe sprach, die da will, daß niemand verloren gehe, sondern alle selig werden, wachte ein Etwas in ihrem Herzen auf wie ein ganz leiser Frühlingstrieb im Winter. Aber es blieb eine dumpfe Ahnung nur, die weder erwärmte noch beglückte.

Nun stand sie mit den anderen auf, um ihr Glaubensbekenntnis herzusagen, um vor ihrem Pfarrer, ihren Eltern und der großen Gemeinde feierlich zu geloben, daß sie nach diesem Bekenntnis wandeln und leben wollte, treu bis in den Tod. Dann setzte die Orgel wieder ein, jetzt klagend manchmal wie Aeolsharfenklang, die Konfirmandinnen traten an den Altar und knieten nieder, und wenn der alte Pfarrer mit dem Segensspruch die Hände auf ihr Haupt legte, dann weinten und zitterten sie. Nur Rose weinte und zitterte nicht. Von der kleinen Orgel aus sang noch eine etwas flackernde, sonst aber wohlgeschulte Sopranstimme ein bewegendes Gebetslied, dann sprach der Pfarrer die Schlußworte, und

die Feier war beendet. Die Eltern traten auf ihre eingesegneten Töchter zu und schlossen sie in die Arme. Pauline konnte kaum sprechen, sie stammelte nur der Mutter entgegen, wie schlecht sie bis jetzt gewesen, wie unwürdig sie sich dieser Stunde fühle, wie ganz anders sie von nun an werden würde. Stumm und tränenlos empfing Rose der Mutter kühlen Kuß, des Vaters konventionellen Händedruck.

Mit diesem Tage trat Rose Zollbrügge in die Reihe der Erwachsenen.

III.

Friedrich hatte seine Studienzeit mit einem Eifer erledigt, der ihm auf der Schule fremd gewesen. Jetzt war er nach bestandenem Examen als Referendar in seiner Vaterstadt angestellt. Sein Schulfreund, der treue Helfer in allen seinen mathematischen Ängsten, war Offizier geworden und kam aus der benachbarten Garnison des öfteren als Besuch zu den Zollbrügges, weniger Friedrichs als seiner Schwester willen, der hold erblühenden Pauline, deren Kirschenmund noch rosiger und appetitlicher geworden, während das hübsche Antlitz mit dem verführerischen Grübchen in den Wangen gegen die Backfischzeit wesentlich gewonnen hatte, sei es durch den weicheren Teint und die größere Regelmäßigkeit der Züge, sei es durch den jungfräulichen Schimmer, der sich still und keusch wie Herbstesmorgensonnenschein über sie legte.

Eines Tages herrschte große Lebhaftigkeit im Hause. Frau Zollbrügge hatte das bewegteste ihrer Muttergesichter aufgesetzt und wandelte im schwarzseidenen Kleide mit feierlichem Festesrauschen von Zimmer zu Zimmer, bald allerlei wirtschaftliche Anordnungen treffend, bald Paulinen freundlich und doch sehr ernst zunickend. Diese trug ihr Einsegnungskleid und im Gürtel einen Strauß dunkelroter Nelken, und wohin sie den Fuß auch setzte, immer sah man mit ihr jenes eigenartige Glück dahinschreiten, das nur an der Seite aufblühender Mädchen geht.

Herr Zollbrügge aber, der im dunkelbraunen Überrock mit gelbseidener Weste eben aus dem Schlafzimmer trat, machte das Gesicht eines Menschen, der an sich keinen besonderen Grund zu einer Freude verspürt (er hatte sehr viele Schulden bezahlen müssen), aus Rücksichten auf das Glück seiner Familie jedoch sich zu einer solchen verpflichtet fühlte.

Nur an Rose war keine Veränderung zu spüren, ihr Antlitz war so gleichgültig, als wäre dies ein Tag wie jeder andere und nicht Paulinens Verlobungstag.

Aber wer sie genauer beobachtete, der sah dann und wann in den ernsten grauen Augen einen Strahl aufsteigen, der wie ein Lichtdürsten aussah.

* * *

Nun sollte auch Rose verlobt werden. Das war freilich schwieriger wie bei Paulinen. Rose ging ungern aus und besuchte Gesellschaften und Bälle nur, wenn die Eltern es wünschten. Sie hatte es zu oft empfunden, wie sehr sie gegen Pauline abstach, wie man nur aus Höflichkeit oder weil man sich ihrem Vater gefällig zeigen wollte, mit ihr tanzte. Und nahte sich dann und wann ein Herr, den ihr kluges Gesicht anzog, so hatte sie etwas so Kaltes und Sprödes, daß der Versuch nicht wiederholt wurde.

Da machte ein Geschäftsfreund des Vaters im Hause seine Aufwartung, ein Herr Dorenblut. Es war kein junger Mann mehr, sein Haupthaar zeigte bereits Lichtungen und war an den Schläfen ergraut; aber sein ganzes Wesen, jedes Wort, das er sprach, trug das Gepräge einer unverderbten Kindlichkeit, die sofort für ihn einnahm. Zudem war er viel in der Welt herumgekommen und hatte sich die Beobachtungen und Erfahrungen, die er gesammelt, zu Nutzen gemacht, so daß er anziehend zu erzählen wußte.

Dies war der erste Mann, der auf Rose einen gewissen Eindruck hervorzurufen schien. Sie hörte ihm gerne zu, sie fragte ihn viel, sie verließ das Zimmer selten, wenn er als Gast der Eltern bei ihnen weilte.

Frau Zollbrügge atmete auf und begünstigte diesen Verkehr auf jede erdenkliche Weise.

Als Herr Dorenblut aber, durch sie ermutigt, eines Tages um Roses Hand anhielt, gab sie ihm ein erschrecktes, doch entschiedenes Nein zur Antwort. Der empörten Mutter sagte sie, daß ihr dergleichen bei dem älteren Manne niemals in den Sinn gekommen, daß sie ihn gerne habe erzählen hören, wohl auch mancherlei von ihm gelernt habe, daß aber zum Heiraten für sie ganz etwas anderes gehöre.

Nun hatte sie es mit allen verdorben: Der gern gesehene Hausfreund zog sich gekränkt zurück, Pauline und ihr Bräutigam nannten sie eine Närrin, die ihr Glück mutwillig von sich wies, selbst der gutmütige Vater, der durch das Fernbleiben des Herrn Dorenblut eine Reihe wertvoller Geschäftsverbindungen verlor, ließ an ihr seinen Unmut aus.

Sie galt als überflüssig und fühlte selber, daß sie es war. Als sie an ihre Eltern mit dem Wunsche herantrat, das Seminar zu besuchen und das Lehrerinnenexamen zu machen, stieß sie auf erbitterten Widerstand. Das wäre ein unnützes Ding für die Tochter eines so angesehenen und vermögenden Kaufmanns. Sie sollte sich im Hause nützlich machen, die Mutter, die in der Tat an zu kränkeln fing, bedürfte dringend der Unterstützung. Nur daß Frau Zollbrügge trotz ihrer Schwächlichkeit ihre Tochter von häuslicher Einmischung bis auf sehr geringe Obliegenheiten ferne hielt.

* * *

Pauline war längst verheiratet und in die Garnison ihres Gatten übergesiedelt. Friedrich, der sich kurz nach bestandenem Assessorexamen mit einem Rechtsanwalt der Hauptstadt zusammengetan hatte, kam sehr selten zu Besuch in seine Vaterstadt, Rose war allein mit den Eltern geblieben. Sie führte ein weltabgeschiedenes Dasein, fremd nach außen hin, fremd im eigenen Hause. Als lebte sie auf einem einsamen Eiland und sähe wie in verschwommener Ferne das Tun und Treiben der Menschen.

Und doch — trotz ihres abgeschlossenen Daseins entging ihr eins nicht: Sie merkte, wie der sonst harmlose und lebensfrohe Vater immer sorgenvoller und die Mutter bekümmert und traurig wurde, sie fühlte zugleich, daß diese Gemütsverstimmung ihren Grund nicht allein in dem zunehmenden körperlichen Leiden haben konnte.

Freilich . . so recht eigentlich berührte sie auch dies nicht einmal. Man teilte ihr keine Sorge mit, man besprach nichts mit ihr, sie ging durch das Haus der Eltern wie ein Schatten, dem eine eigene Existenz kaum zukam. So verlor sie auch ihrerseits zuerst die Neigung, dann die Fähigkeit, auf die Freuden und Leiden Anderer einzugehen . . immer mehr erstarrte sie zur Eisrose.

IV.

Was dumpf und drückend in der Luft gelegen, entlud sich . . nicht wie ein aufgrollendes Gewitter, das eine Weile flammt und tobt, um dann die Luft reiner und klarer erscheinen zu lassen, nein, wie ein Wetter ohne Blitz und Donner, grau, ehern, zermalend, dem nie wieder ein aufklärender Himmel folgt.

Das große Handelshaus Zollbrügge und Co., das, einmal eins der blühendsten der Stadt, in letzter Zeit in scheinbar vorübergehende Schwierigkeit geraten war, mußte eines Tages seine Zahlungen einstellen.

Als Rose hörte, daß ihre Eltern am Bettelstab waren, überkam sie ein unaussprechliches Mitleid. Ihr war zu Mut, als müßte sie dem armen gebrochenen Manne, der ihr in seinem Schmerze besonders hilflos, als müßte sie der unaufhörlich weinenden Mutter ein Wort der Liebe, des Trostes sagen.

Immer wieder nahm sie einen Anlauf. Sowie sie aber zu sprechen begann, war ihr das Herz wie mit eisernen Klammern eingeschnürt und die Lippen versagten ihr den Dienst. Und als sie in heftiger Aufwallung einmal der Mutter abgezehrte Hand ergriff, um sie zu küssen, sah diese ihr Kind verwundert, verständnislos an, und die beredte Sprache des stammelnden Mundes, des bleichen, verängstigten Angesichts . . ihr sagte sie nichts . . . . .

Der unerwartete Zusammenbruch regte einige Zeit die Gemüter heftig auf, dann lösten ihn andere Ereignisse ab.

Nur die Beteiligten überwanden ihn nicht. Für Frau Zollbrügges schleichende Krankheit war er der Todesstoß, und als Herr Zollbrügge an einem dunklen Wintermorgen seiner Lebensgefährtin die Augen zudrückte, war er selber ein hinsiechender Mann.

Pauline und ihr Gatte kamen zum Begräbnis der Mutter, auch Friedrich traf sofort nach Empfang des Telegramms ein.

Aber Pauline mußte ihres Zustandes wegen geschont werden, ihr Mann erlaubte ihr nicht, die sehr veränderte Mutter noch einmal in ihrem Sarge zu sehen, und Friedrich war wohl traurig, hatte aber den Kopf so voller Sorgen um einen großen Prozeß, in den er gerade verwickelt war, daß seine Gedanken mehr in seinem Bureau als bei der toten Mutter waren.

Sie zeigten sich aber beide sehr freundlich und teilnehmend zu dem verlassenen Vater und zu Rose, trösteten einen mit dem anderen, da sie ja nun ganz aufeinander angewiesen wären, Friedrich bewilligte eine regelmäßige Unterstützung, auch Pauline und ihr Gatte versprachen zu helfen, falls die Not groß werden sollte, dann reisten sie kurz nach dem Begräbnisse ab.

* * *

Die Dienerschaft wurde entlassen und eine ganz kleine Wohnung bezogen.

Anfangs hielt man wenigstens noch ein Mädchen, eine alte, treue Seele, die Jahrzehnte im Hause der Zollbrügges gedient und jetzt aus Mitleid für geringen Lohn blieb. Dann aber reichte es auch für diese nicht, Rose war mit dem Vater allein.

Friedrich heiratete und mußte seine Unterstützung einschränken, auch Pauline hörte allmählich mit den kleinen Beiträgen auf, die sie ab und zu geschickt. Sie konnte auch kaum etwas erübrigen, denn sie war Mutter geworden, und was sie besaßen, ging jetzt restlos im Hausstande auf. Aber sie schrieb alle acht Tage sehr freundliche, tröstende Briefe an ihren Vater, und alle waren des Lobes voll über Rose, die sich so über alles Erwarten gemacht und in dieser schweren Prüfungszeit gezeigt, daß sie doch ihren Posten ausfülle, sodaß der Vater sich mit der Kälte ihres Wesens schon wohl oder übel abfinden müsse.

Aber wie früher der Tadel, so ging auch jetzt jede Lobeserhebung spurlos an Roses Seele vorüber.

* * *

Die Krankheit, die lange im Vater geschlummert, kam zum Ausbruch. Der Arzt stellte nach eingehender Untersuchung ein Leiden fest, das rettungslos und sehr langwierig war.

„Die Pflege ist aufreibend," sagte er zu Rose, „Sie werden ihr nicht gewachsen sein. Ich werde dafür Sorge tragen, daß man Ihren Herrn Vater im Lazarett unterbringt."

Aber das wollte weder Herr Zollbrügge noch seine Tochter. Als der Arzt den doppelten Widerstand nicht zu beseitigen vermochte, zuckte er die Achseln und ging, um nur dann und wann nach dem Kranken sich umzusehen und wiederum achselzuckend zu gehen, ... schließlich kam er gar nicht mehr.

Rose teilte ihren Geschwistern den Zustand des Vaters mit. Wieder trafen herzliche sehr teilnehmende Briefe von beiden ein, die ihr Mut zum Ausharren zusprachen und dem auch eine namhafte Geldspende von Friedrich und eine Kiste mit Wein und stärkenden Nahrungsmitteln von Pauline folgten.

Und als Paulines Weine verzehrt und Friedrichs Geld ausgegeben war, ging Rose zu dem Inhaber eines großen Wäschegeschäftes, dessen gute Kunden sie in besseren Tagen, besonders gelegentlich Paulines Aussteuer, gewesen, und erhielt von dem mitleidsvollen Manne reichliche und regelmäßige Arbeit, die ihr und des Vaters Leben notdürftig fristete.

* * *

Herrn Zollbrügges Zustand verschlechterte sich; er verließ das Bett gar nicht mehr.

Das traurige Bild eines vor den Augen sich vollziehenden Verfalls lag er fiebernd und fröstelnd Wochen, ja Monate.

Nur wenige seiner früheren Freunde kümmerten sich um ihn. Aber auch ihre Besuche wurden um so seltener, je langsamer die Krankheit ihrem Ende entgegenging.

Pauline kam für einen Tag herübergereist, um sich von seinem Zustand zu überzeugen. Sie fuhr beruhigt wieder ab, denn sie fand den Kranken vorzüglich aufgehoben und konnte ihrem Bruder erleichterten Herzens mitteilen, daß eine trefflichere Pflege, wie die Rosens, für den Vater nicht denkbar sei, auch was das Pekuniäre anbelange, scheine es besser zu gehen, als sie gedacht, jedenfalls mangele es dem Leidenden an nichts.

Woher diese Mittel flossen, das freilich schrieb sie nicht, und Friedrich fragte nicht danach.

Rose hatte sich der Schwester nicht geoffenbart. Sie war überhaupt noch weniger mitteilsam geworden.

Den ganzen Tag und die halben Nächte saß sie am Bette des Vaters, unablässig nähend, kaum das Gesicht, das schmaler und blasser geworden, von ihrer Arbeit erhebend.

Bisweilen stand sie auf, dem Kranken Arzenei zu reichen, seine Kissen zurecht zu legen oder einen seiner anderen Wünsche zu erfüllen, die er nie auszusprechen brauchte, weil sie ihn mit dem feinen Empfinden von seinem Auge las.

Alles das tat sie mit großer Gewissenhaftigkeit und einer ihr angeborenen Zartheit. Aber schweigend und mechanisch, ... ohne Wärme, ohne Seele.

Auch Herr Zollbrügge sprach wenig. Meist lag er apathisch da. Nur manchmal merkte Rose, wie sein umstarrter Blick auf ihr ruhte, wie etwas aus ihm sprach, was sie noch nie in ihm bemerkt hatte: ein beunruhigtes Gewissen.

* * *

Roses Geburtstag kam.

Sie hatte kaum an ihn gedacht, aber die Briefe ihrer beiden Geschwister, die von herzlicher Liebe überflossen und sie den nie zu ersetzenden Segen für den Vater und das ganze Haus nannten, sowie ein kleiner Hyazinthentopf, den der Vater durch eine Nachbarin besorgt hatte und dessen strenger Duft ihren übermüdeten Nerven wehetat, erinnerte sie an diesen Gedenktag.

Doch selbst in seiner schlichten Feier erschien er ihr recht überflüssig.

Der Vater hatte heute länger geschlafen, als es seine Gewohnheit war; ein zudringlicher Sonnenstrahl, der sich durch die dichten Vorhänge zwängte und über sein abgemagertes, gelbes Gesicht huschte, weckte ihn auf.

Als er Rose, über ihre Arbeit gebeugt, an seinem Bette sitzen sah, spiegelte sich ein deutliches Erschrecken auf seinen Zügen.

„Dein Geburtstag ist heute," sagte er und reichte ihr die Hand. Und als sie schwieg:

„Wie alt wirst du heute?"

„Vierundzwanzig Jahre."

„Vierundzwanzig ... hm ... hm."

Und er versank in tiefes, starres Sinnen, und jener gequälte Ausdruck, den Rose jetzt so oft an ihm beobachtet, trat wiederum in seine Augen und warf seine düsteren Schatten über sein ganzes Gesicht.

Da legte Rose ihre Hand auf seinen dürren Arm.

„Vater,“ sagte sie, und man merkte es ihr an, mit welcher Mühe sich die Worte von ihren Lippen rangen: „Warum habt ihr mich ... nie lieb gehabt?“

Sie hatte es ganz leise gesprochen, halb traurig, halb aber auch wie Rechenschaft fordernd.

Und nur das Letztere schien der alte Mann aus ihrer Frage zu hören, denn er fuhr zusammen, als peinigte ihn ein körperlicher Schmerz, richtete sich mühevoll auf seinem Lager in die Höhe, sah sie mit den erstorbenen Augen hilflos und wie um Verzeihung bittend, an, und antwortete mit schleppender, gebrochener Stimme:

„Ja, Kind, wenn ich sehe, wie gut du bist, wie du mich pflegst und liebst, dann ... weiß ich es selber nicht. Wir haben uns wohl nie so recht im Leben verstanden. Du warst immer so absonderlich, so ganz anders als deine Geschwister. Die Mutter klagte oft über dich, ... sie meinte, du wärest so wenig dankbar, ... und dann, ... daß du nie bitten konntest, machte dich ihr fremd.“

„Aber du, Vater?“

Der Kranke hatte sich in seine Kissen zurückgelegt.

„Du weißt,“ erwiderte er mit noch schwächerer Stimme, „der Mutter war nie beizukommen, wenn sie ihr Urteil gefaßt hatte, und sieh ... so ganz Unrecht konnte ich ihr nicht geben.“

Weiter wurde kein Wort über diese Angelegenheit gewechselt, weder an diesem Tage, noch je an einem anderen.

Auf Rose aber hatte die kurze Unterredung einen unauslöschlichen Eindruck gemacht.

Zwei Dinge, das war ihr klar geworden, gibt es, um sich vor den Menschen lieb zu machen. Sie heißen: Bitten und Danken. Beides hatte sie nie gekannt. Darum war sie einsam und ohne Liebe durch das Leben gegangen, unverstanden von den nächsten Angehörigen, ja von den eigenen Eltern. Hier, sagte sie sich, liegt der verborgene Stein im Ringe des Weisen, der die Kraft besitzt, vor Gott und den Menschen angenehm zu machen. Es werden immer arme Menschen bleiben wie sie, die das nicht können: bitten und danken.

* * *

Je mehr die Kräfte des Kranken abnahmen, um so mehr kam es ihm zum Bewußtsein, welch einen Schatz er in seiner Tochter besaß. Und was er in einem langen Leben versäumt, das suchte er in letzter Stunde gut zu machen: er zeigte es ihr in jedem Blick, er sagte es mit manchem stammelnden Wort.

Aber nun war es zu spät. Rose rührte das Alles nicht mehr, die suchende Liebe fand keinen Eingang mehr in ihr Herz, ... sie mußte daran denken, daß ihre Mitschülerinnen, daß Pauline selbst sie „Eisrose" getauft, als noch so viel in ihrem Inneren zum Leben drängte, es war ein prophetisches Wort gewesen, das jetzt in Erfüllung ging.

Nur eins empfand sie: ein stetig wachsendes Erbarmen mit dem alten, von Schmerzen und Fieber geplagten Manne da vor ihr, dessen Qualen mit jeder Stunde wuchsen, der nicht leben und nicht sterben konnte. Daß es ihr Vater war, daran dachte sie kaum, es war ihr zum mindesten etwas Nebensächliches. Die arme, hilflose Menschlichkeit in ihrer Angst und Gebrechlichkeit schaute ihr aus dieser jämmerlichen Gestalt entgegen und ein namenloses Mitleid erfaßte sie. (Schluß folgt.)

Bücherschau.

Gedanken in der Stille von Hans Hermann von Blomberg. Altenburg, S.-A., Stephan Geibels Verlag, 1905.

Mir fallen beim Studium der umfangreichen Sammlung, in der hier ein grüblerischer Kopf die Früchte seiner nachdenklichen Erfahrung, zu sorglich geformten Pointen stilisiert, der Oeffentlichkeit übergibt, zwei Bücher ein: Auerbachs „Tausend Gedanken des Kollaborators" und das vielberufene „Rembrandt als Erzieher". An ersteres erinnert sie äußerlich, an letzteres innerlich, der ganzen Art zu denken und zu formen nach, nur daß die Gedanken nicht so weit ausgreifen, sondern in engem Kreise um das Problem des Menschenwesens spürend herumgehen, außerordentlich feinfühlig und feingeistig eine Fülle subtiler Beobachtungen und Entdeckungen zu Tage fördern, mit derselben ringenden Sprache, demselben schwebenden Ausdruck, der oft mehr nachgefühlt als nachverstanden sein will. Gemeinsam mit den beiden genannten Arbeiten hat die Sammlung das Wertvolle, daß es Früchte von einem Baume sind, was da geboten wird, nicht ein Ragout von andrer Schmaus, wie es die landläufigen Sammlungen von Weisheitssprüchen bieten; die uns am nächsten liegenden Fragen gesehen durch eine ganz bestimmte, tiefgründig veranlagte Persönlichkeit. Wenn man diese erfaßt hat, so begreift man ihre Ansichten und vermag sie zu kontrollieren auf die Tragweite ihrer Gültigkeit. Denn es kann etwas sehr wohl subjektiv Wahrheit sein, was einem andern keine ist. Es kann etwas innerhalb gewisser Bedingungen Wahrheit sein, sonst nicht — um mich selber zu zitieren:

Keine Wahrheit ist rund und ganz,
Hat ein Wenn zum Kopf und ein Aber zum Schwanz.

Der Verfasser des Buchs ist kein Aphorismen-Jongleur, sondern ein Wahrheitssucher, der nach einer eigenen Welt- und Lebensanschauung ringt. Selbst manche Trivialität, die da gefunden wird, hat immer noch den Reiz des Neuen, weil eigen entdeckten, und man möchte sie nicht missen, weil sie zur Vervollständigung des Gesamtbildes gehört. Manches Sichvergreifen im Ausdruck läßt man um des schönen, feinen Gehalts willen gern gelten; auch vereinzelte stilistische Mängel. „Methode ist dasjenige, wie mans machen soll. Was außerdem noch mit anfaßt, das nennen wir Persönlichkeit" — lautet beispielsweise ein Satz. Dergleichen findet sich doch nur ganz selten. Das Buch ist sonst jeder Empfehlung wert, bietet einen Schatz von Anregungen für stille Stunden rein- und feinsinnigen denkbedürftigen Menschen nach dem Herzen des unvergeßlichen Julius Lohmeyer, dessen Andenken es gewidmet ist. Es ist Geist von seinem Geist drin, wie denn der noch jugendliche und dafür ungewöhnlich reife Verfasser durch Jahre dem Familienkreise des Verewigten angegliedert gewesen. Ein gedankentiefes Buch und voll Weihestimmung. Victor Blüthgen.

Zum 27. Februar 1906.

Wo man nach deutscher Sitte
Am eignen Haus sich freut,
Im Schlosz wie in der Hütte
Tönt huldigend es heut:
„Schon fünfundzwanzig Jahre
Zwei Herzen und ein Schlag —
Heil unserm Kaiserpaare
Zum Silberhochzeitstag!"

Wo stolz die Männer schauen
Auf Deutschlands Herrlichkeit,
Wo hilfreich edle Frauen
Sich mühn um fremdes Leid,
Aus Werft und Werkstatt dringt es,
Leis spricht's die Pflegerin:
„Heil unserm Kaiser!" klingt es,
„Heil unsrer Kaiserin!"

Wo unsre Schiffe ziehen
Weithin zum fernen Strand,
Wo Fels und Firnen glühen
An schneebedeckter Wand,
Wo blaue Augen blitzen,
Da schallt's landein, landaus:
„Gott möge stets beschützen
Das deutsche Kaiserhaus!"

Es rufen's all die Tausend,
Die Deutschen, jung und alt,
Dasz es, die Welt durchbrausend,
Weit in die Ferne hallt;
Bis sich im Flug der Jahre
Zum Silber fügt das Gold:
„Heil unserm Kaiserpaare,
Der Himmel sei ihm hold!"

H. v. Frankenberg.

Die Krisis des baltischen Deutschtums.

Von

Axel Freiherrn v. Freytagh-Loringhoven in Dorpat.

Die eben vor sich gehenden Umwälzungen in Rußlands politischem und sozialem Bau erregen naturgemäß das lebhafteste Interesse in Westeuropa. Im besonderen ist es für Deutschland von Wichtigkeit, wie sich die Verhältnisse bei seinem nächsten und mächtigsten Nachbarn gestalten. Das beruht sowohl auf rein-politischen als auf wirtschaftlichen Momenten. Von diesem Gesichtspunkte aus ist denn auch die deutsche Presse an die Erörterung der diesbezüglichen Fragen herangetreten. Für das deutsche Volk jedoch, nicht als politische, sondern als nationale Einheit, bietet das Drama, das sich zur Zeit in Rußland abspielt, Interesse in noch einer Beziehung, die bisher völlig übersehen worden ist. Ich meine den Kampf der deutschen Balten um ihre nationale Existenz, einen Kampf, der gerade jetzt besonders scharf geworden ist und — vielleicht — aussichtslos zu werden droht.

Die jetzigen russischen Ostseeprovinzen bilden seit dem Beginn des XIII. Jahrhunderts den am weitesten nach Osten vorgeschobenen Posten des Deutschtums. Auf dem Seewege fand ihre Entdeckung statt, auf dem Seewege ihre Eroberung und Besiedelung. *Der deutsche Ritter und der deutsche Kaufmann wagten sich in das fremde Land, der deutsche Bauer blieb ihm fern.* Eine Germanisierung und Aufsaugung der fremdstämmigen autochthonen Bevölkerung, wie sie in Preußen geschah, konnte daher nicht vor sich gehen. Der grundbesitzende Adel und die städtische Bürgerschaft waren deutsch, als der Herrenmeister des deutschen Ordens und die Bischöfe im Lande herrschten. Sie blieben es, als das Baltikum im Jahre 1561 unter polnische Herrschaft geriet und als später Polen durch Schweden und Rußland abgelöst wurde.

Deutsche Sprache, deutsches Recht und deutsche Sitte herrschten im Lande — soweit eben das Land durch die genannten Bevölkerungsklassen vertreten wurde. Die Letten und Esten gehörten ausschließlich dem Bauerstande an und kamen weder politisch noch kulturell in Betracht. Ihre

materielle Lage aber war nicht schlechter, als die der hörigen Bauern in den anderen Ländern Europas. Auch begann der Adel im Bunde mit der Geistlichkeit verhältnismäßig früh für ihre religiöse und intellektuelle Entwicklung zu sorgen — durch Begründung von Kirchen und Schulen, durch Übersetzung weltlicher und geistlicher Schriften in die indigenen Sprachen. Der Versuch, sie zu entnationalisieren, wurde nicht gemacht, weniger aus humanitären Erwägungen, als im stolzen Überlegenheitsbewußtsein der herrschenden Rasse. Noch weniger konnte, so wie die Verhältnisse lagen, von einer Einwirkung der Letten und Esten auf das deutsche Volkstum der Eroberer die Rede sein. Wohl aber hatten sich diese zu wehren gegen Angriffe von seiten der fremden Staaten, denen sie angehörten.

Diese Angriffe richteten sich jedoch zu einer Zeit, da der Nationalismus nur eine verschwindend kleine Rolle im politischen Leben spielte, in erster Linie gegen die politischen, ständischen und materiellen Sonderrechte, welche die Balten sich bei ihrem Übergange unter fremde Herrschaft auszubedingen verstanden hatten, und trafen ihr Volkstum nur indirekt. Im Resultat hat denn auch weder die polnische noch die schwedische Zeit bedeutenderen Einfluß auf die Entwicklung der Provinzen gehabt, und das um so weniger, als Peter der Große alle ihre alten Privilegien und Rechte von neuem bestätigte. Er handelte hierbei, ebenso wie die Nachfolger, die seinem Beispiel folgten, durchaus im Interesse des russischen Reichs. Nur wenn den Ostseeprovinzen ihre Sonderstellung gewahrt blieb und sie davor gesichert waren, zentralistischen Nivellierungsgelüsten zum Opfer zu fallen, konnten sie ihre Aufgabe, Vermittler europäischer, insbesondere germanischer Kultur zu sein, erfüllen. So lange die russischen Monarchen sich von dieser Erkenntnis leiten ließen, drohte dem baltischen Deutschtum keine Gefahr.

Erst mit der Bildung und dem Erstarken der Moskauer panslavistischen Partei erhielt die Politik der Regierung die antideutsche Färbung, die von Jahr zu Jahr immer intensiver wurde. Auch die gleichzeitig erwachenden liberalen und revolutionären Strömungen trugen dazu bei, die Regierung in das Lager des Panslavismus zu treiben und sie zur Adoption des Programms desselben zu veranlassen. Dieses umfaßt bekanntlich die Dreiheit: Selbstherrschaft, Rechtgläubigkeit, Volkstümlichkeit. Nun waren die baltischen Deutschen in der Mehrzahl überzeugte Anhänger der absoluten Monarchie. Die Stimmen der Andersdenkenden kamen nicht zu Gehör, denn die offiziellen Vertreter — die Ritterschaften und die Städte — gaben naturgemäß nur den Ansichten der Majorität Ausdruck.

Diese aber beruhten hauptsächlich auf der Erwägung, daß die Person der Selbstherrscher die sicherste Stütze des Baltentums sei, daß das russische Volk im allgemeinen wenig historischen Sinn habe und deshalb, wenn es zur Macht gelange, nicht geneigt sein werde, die Sonderstellung und die Eigenart der baltischen Provinzen zu respektieren und daß endlich die auf einen Sturz des Absolutismus hinarbeitenden Bestrebungen aussichtslos seien infolge der starken Position desselben und der politischen Unreife des russischen Volkes.

So sehr nun die Balten in diesem Punkt allen Ansprüchen der Panslavisten genügten, so wenig war das der Fall bezüglich der beiden anderen programmatischen Forderungen. In entschiedenster und energischster Weise weigerten sie sich, ihren Protestantismus und ihre deutsche Nationalität aufzugeben. Damit aber war das Tafeltuch zwischen ihnen und den Panslavisten zerschnitten. Sie wurden von diesen fortan als Feinde betrachtet, die zu schädigen und zu schwächen und, wenn irgend möglich, zu vernichten seien. Zur Erreichung dieses Zieles wurden zwei Mittel angewandt. Es wurde erstens die Politik der Regierung in für das Baltentum ungünstige Bahnen geleitet. Es wurde zweitens versucht, die indigene Landbevölkerung, die Letten und Esten, zu russifizieren.

Der doppelte Kampf gegen Deutschtum und Luthertum wurde nun mit schonungsloser Schärfe geführt. Er erreichte seinen Höhepunkt unter Alexander III., der ihm durch seine Weigerung, die von allen Vorgängern bestätigten und beschworenen Privilegien anzuerkennen, eine scheinbare rechtliche Grundlage geschaffen hatte. Dieser Kampf berührte alle Gebiete des öffentlichen Lebens. Aus den Justiz- und Verwaltungsbehörden wurden alle Deutschen entfernt und durch Russen ersetzt, die weder die Sprache, noch das Recht und die Verhältnisse des Landes kannten, die Schule wurde russifiziert und gleichzeitig in ihrem Niveau herabgedrückt — es sei daran erinnert, daß die Maturitätszeugnisse der baltischen Gymnasien bis zum Beginne der Russifizierung in Deutschland amtlich anerkannt waren —, die Universität Dorpat wurde ruiniert, die Kirche wurde durch strenge Gesetze über die Mischehen und rücksichtslose Verfolgung der sie übertretenden Pastoren bedrückt. Gleichzeitig wurden die Rechte der öffentlichen Korporationen beschnitten und die deutsche Presse mundtot gemacht.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß alle diese Maßnahmen ihr endgültiges Ziel nicht erreichten. Anstatt die Balten zu einem engeren Anschluß an Rußland zu bewegen, weckten sie Haß und Erbitterung und belebten und kräftigten das nationale und kirchliche Leben. Von offenem

Widerstande konnte naturgemäß nicht die Rede sein. Was sich aber zur Erhaltung der gefährdeten Güter tun ließ, das geschah auch. Namentlich den Ritterschaften gebührt in dieser Beziehung ein hohes Verdienst, denn mit größter Opferwilligkeit haben sie das Bestehen geheimer deutscher Schulen, sogenannter „Kreise" ermöglicht und haben sie das Geschick der Geistlichkeit zu erleichtern gesucht.

In anderer Beziehung dagegen kann man sie von Schuld nicht freisprechen. In völliger Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse hielten sie nach wie vor an dem Glauben fest, daß die Existenz und das Gedeihen des Baltentums einzig auf dem Absolutismus beruhe. Sie entschlossen sich nicht, eine frondierende Stellung einzunehmen, sondern erschöpften sich nach wie vor in Ergebenheitsadressen. Das war gegenüber der eben geschilderten Politik der russischen Regierung nicht recht verständlich, und außerdem verschloß man sich mit diesem Standpunkte gegen das politische Leben in Rußland selbst.

Es war schon seit Jahrzehnten jedem — auch dem, der nicht selbst im öffentlichen Leben stand — bekannt, daß in Rußland eine große und einflußreiche liberale Partei existierte, die, ohne revolutionäre Ziele zu verfolgen, die Einführung einer Konstitution anstrebte. Ein zweiter Hauptpunkt ihres Programms war die Bekämpfung der panslavistischen Politik den Fremdvölkern gegenüber. Diese Tatsache mußte auch den Repräsentanten der Ritterschaften und Städte bekannt sein. Sie mußten ferner wissen, daß der absolutistische Beamtenstaat bis auf das Mark der Knochen von Korruption zerfressen war und sie mußten sich sagen, daß das alte System unrettbar seinem Zusammenbruch entgegenging. Jedoch selbst wenn sie zu dieser Erkenntnis nicht gelangten, selbst wenn sie die Kraft des Selbstherrschertums überschätzten, selbst dann mußten sie sich gegen die Bedrückung und Vergewaltigung zur Wehr setzen und sich in offenem männlichen Protest den Liberalen anschließen.

Sie haben das nicht getan und haben Willkür und Unrecht hingenommen. Fragt man aber nach den tieferen Gründen ihres Verhaltens, so erweist es sich, daß auch sie keine Rechtfertigung bieten können. Von der falschen Beurteilung der Machtverhältnisse abgesehen, wollten sie sich der liberalen Partei nicht anschließen, weil eine Konstitution ihnen unvorteilhaft gewesen wäre. Selbst wenn diese nicht auf dem allgemeinen, gleichen, geheimen, direkten Stimmrecht beruht hätte, wäre ihr Einfluß und ihre Stellung innerhalb der baltischen Provinzen wesentlichen Abschwächungen und Änderungen unterworfen gewesen. Vor allem hätte sich die politische Herrschaft des Großgrundbesitzes nicht länger aufrecht

erhalten lassen. Mit der bloßen Führerschaft aber, auf die die Machthaber kraft ihrer kulturellen Überlegenheit sehr wohl hätten Anspruch erheben können, wollten sie sich nicht begnügen.

Eine solche Politik konnte nicht verfehlen, die lebhafteste Erbitterung innerhalb der liberalen russischen Partei zu wecken. Diese hatte gehofft, bei allen Opfern des Absolutismus auf Sympathie und Unterstützung zu stoßen, und fand bei den Deutschbalten statt dessen schroffste Ablehnung. Das trat schon in den sechziger und siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts zu Tage, das wiederholte sich immer wieder — zum letzten Male im Jahre 1905, unmittelbar vor dem Zusammenbruch der Selbstherrschaft. Zudem war mittlerweile schon eine Scheidung der gemäßigten von den radikalen Elementen unter den liberalen Russen eingetreten, und nur die ersteren setzten ihr Liebeswerben fort, während die letzteren schon seit einiger Zeit die Fruchtlosigkeit desselben eingesehen und andere Wege zu wandeln begonnen hatten. Nichtsdestoweniger wiesen die baltischen Ritterschaften es von sich, mit den „Aufrührern" gemeinsame Sache zu machen. Sie erklärten den Vertretern des russischen Adels — denn von diesen ging der letzte Einigungsversuch aus —, daß es nicht Sache des Adels sei, gegen den Willen des Monarchen Änderungen der Staatsverfassung anzustreben. Sie gingen sogar weiter und reichten Adressen an den Kaiser ein, in denen sie ihre Bereitwilligkeit kundgaben, auch weiterhin einzutreten „für das in Ew. Majestät selbstherrschender Person verkörperte Prinzip". Die Liberalen nahmen diese Kriegserklärung zur Kenntnis. Ihre Zeitungen gaben die Adressen ohne Kommentar wieder. Zustimmung fanden die Balten nur bei dem als Reaktionär bekannten Fürsten Meschtschersky, dem Redakteur des „Graschdanin".

Die genannten Adressen enthielten aber noch einen zweiten politischen Fehler. Sie brachten den Dank des baltischen Adels zum Ausdruck für die im Frühjahr und Sommer dieses Jahres erfolgte Anerkennung der Gewissens- und Sprachenfreiheit. Es ist so selbstverständlich, daß es kaum der Erwähnung bedarf, daß die diesbezüglichen Gesetzgebungsakte nicht freiwillige Gnadenerweise der Regierung waren, sondern von der liberalen Partei erzwungene Konzessionen. Nichtsdestoweniger hielten es die damaligen Leiter der baltischen Politik für angebracht, den Dank für dieselben mit einer Absage an diejenigen zu verbinden, die ihre eigentlichen Urheber waren. Das Resultat dieser ganzen Politik war, daß den Deutsch-Balten von seiten der Liberalen der gleiche intensive Haß zu teil ward, wie ihn die panslavistischen Reaktionäre schon seit langem hegten.

Dieser Haß von seiten aller politisch interessierten und tätigen Russen ist jedoch leider nicht die einzige Gefahr, die dem Deutschtum in den Ostseeprovinzen droht.

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß die Panslavisten sich zweier Waffen in ihrem Kampfe gegen die Balten bedienten. Wenn sie einerseits die Regierung zu Repressivmaßregeln zu veranlassen mit Erfolg bemüht waren, so verschmähten sie es andererseits nicht, den Kampf in das feindliche Land selbst hineinzutragen. Das geschah allerdings nicht in dem Sinne, daß sie unter den Deutschen Anhänger zu werben gesucht hätten. Der Aussichtslosigkeit eines solchen Vorgehens waren sie sich nur zu gut bewußt. Wohl aber versuchten sie, die autochthonen Nationalitäten, die Letten und Esten, für sich zu gewinnen. Es begann eine systematische, zudem von der Regierung unmittelbar unterstützte Aufhetzung derselben gegen die Deutschen und gegen die lutherische Kirche. Indessen zeigte es sich, daß die Panslavisten die Rechnung ohne den Wirt gemacht hatten. Wohl gelang ihnen der negative Teil ihres Programms. Mit dem positiven aber erlitten sie ein vollkommenes Fiasko. Sie hatten gehofft, die Letten und Esten russifizieren und gleichzeitig der griechisch-katholischen Kirche zuführen zu können. Statt dessen begann in denselben das Bewußtsein der eigenen Nationalität zu erwachen, und wenn sie gelernt hatten, in dem Deutschen nur den Eroberer und Bedrücker zu sehen, so übertrugen sie bald die gegen diesen künstlich großgezüchteten Haßgefühle auch auf den Russen, der ja auch in Wahrheit nur ein fremder Bedrücker gewesen, und zwar ein weit härterer als jemals der Deutsche, ohne daß er gleichzeitig die Aufgabe eines kulturellen Lehrmeisters erfüllt hätte. Denselben ausschließlich zerstörenden Erfolg hatten die von der Regierung unterstützten Angriffe der Panslavisten gegen den Protestantismus. Nur in geringer Zahl gingen Letten und Esten zur russischen Nationalkirche über. Wohl aber ward ihr Verhältnis zur Religion und zum Christentum überhaupt gelockert und vielfach ganz gelöst.

Durch diese zwei Momente aber wurde der Boden vorbereitet für die nunmehr einsetzende Arbeit der regierungsfeindlichen russischen Parteien. Während der gemäßigte Flügel derselben, wie wir gesehen haben, noch in elfter Stunde sich den Deutschen zu nähern versuchte, hatten die extremen Elemente sehr bald erkannt, daß ein Zusammengehen mit diesen vorwiegend konservativ gesinnten Leuten doch nicht möglich sein würde. Die schroffe Zurückweisung ihrer Bündnisanträge kam hinzu — und kurz entschlossen, begannen sie eine lebhafte Propaganda für ihre Ideen innerhalb der autochthonen Bevölkerung zu treiben. Ihre Bemühungen

hatten großen Erfolg. Das erwachende Nationalbewußtsein wurde geschickt ausgebeutet, die Regierung und die Deutschen wurden — dank den Fehlern der letzteren leider nicht ganz mit Unrecht — als solidarisch hingestellt, in das Programm der radikalen Partei wurde die Forderung der Autonomie der Letten und Esten aufgenommen.

Eine starke Unterstützung fand diese destruktive Arbeit in dem Wirken der Sozialdemokratie, die infolge des lebhaften Aufschwunges der Industrie und der dadurch hervorgerufenen Bildung einer zahlreichen städtischen Fabrikarbeiterschaft in den Ostseeprovinzen Fuß zu fassen und sich mächtig auszubreiten begann. Auch auf dem flachen Lande gewann sie bedeutenden Einfluß, namentlich bei der Jugend und innerhalb der zahlreichen Klasse der landlosen Arbeiter. Zwischen diesen Anhängern der Sozialdemokratie und den auf dem Boden eines weitgehenden bürgerlichen Liberalismus stehenden Elementen bestand lange Zeit hindurch eine in Wort und Schrift immer wieder betonte Kampfgenossenschaft. Als gemeinsamer Feind aber galten in erster Linie die Regierung, in zweiter deren augenscheinliche Anhänger — die Deutschen.

Wir sehen demgemäß auch hier wieder die Früchte der verkehrten Politik der Ritterschaften, oder richtiger, ihrer Vertreter. Hätten sie die Kraft und Bedeutung der Bewegung erkannt und sich ihr angeschlossen, so wäre es ihnen zweifellos gelungen, den Bund zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie zu sprengen und sich mit den Anhängern des ersteren zu verständigen. Das hätte erstens das Überhandnehmen radikaler Elemente innerhalb dieser Richtung verhindert und zweitens eine Annäherung und Aussöhnung zwischen den Deutschen einerseits und den staatserhaltenden Elementen unter den Letten und Esten andererseits zu Wege gebracht. Innerhalb einer solchen Koalition aber wäre den Deutschen zweifellos die Führung zugefallen. Die tatsächlich befolgte Politik hat das entgegengesetzte Resultat gehabt: ein großer Teil der ursprünglich gemäßigten Liberalen ist offen zu den Sozialdemokraten übergegangen, und auch die das nicht getan haben, sehen im Deutschen nur noch den freiheitsfeindlichen Anhänger der absolutistischen Willkür und der korrupten Bureaukratie.

Die baltischen Standschaften haben es somit erreicht, daß sie im ganzen russischen Reiche als schädliches, kultur- und fortschrittsfeindliches Element gelten. Gleichzeitig haben sie den stets latent vorhanden gewesenen Haß der indigenen Bevölkerung zur lohenden Flamme angefacht. Die Freundschaft aber der reaktionär gesinnten panslavistischen Partei dürften sie kaum erworben haben. Allerdings schweigt ihre

Presse zur Zeit und hat die üblichen Angriffe auf die Balten eingestellt. Es ist aber klar, daß diese Partei, die noch auf lange hinaus von großem Einfluß sein wird, sich bald wieder auf ihren früheren Standpunkt stellen und ihre Angriffe erneuern wird. Hat sie auch den ersten Punkt ihres Programms — die Aufrechterhaltung der Selbstherrschaft — streichen müssen, so wird sie um so mehr Nachdruck auf die zwei übrigen Punkte legen und mit um so größerer Energie für die Herrschaft des russischen Nationalismus und der griechisch-katholischen Kirche eintreten. Und was das für die protestantischen Deutsch-Balten bedeutet, wissen wir nur zu gut aus langer Leidenszeit.

Das Manifest vom 17./30. Oktober hat nun Rußland eine Konstitution gebracht und damit den Sieg der liberalen Parteien anerkannt. Eben allerdings durchtobt offene Sozialrevolution das weite Reich. Andererseits erhebt die Reaktion drohend ihr Haupt. Aber weder diese noch jene verfügt über die genügende Zahl von Anhängern, um zur dauernden Herrschaft gelangen zu können. Über kurz oder lang müssen und werden wieder geordnete Zustände einkehren, und Rußland wird als konstitutioneller Staat weiter existieren. Und zwar als einheitlicher Staat, denn das vom Moskauer Kongreß der Landschaften und Städte aufgestellte föderalistische Programm ist so unpopulär, daß auf seine Verwirklichung nicht gehofft werden darf. Haben doch selbst seine Urheber es nicht gewagt, diesen Punkt in ihren Wahlaufruf aufzunehmen. Wohl aber ist anzunehmen, daß das im Manifest zugesagte allgemeine, jedoch nicht gleiche und direkte Wahlrecht sehr bald zum allgemeinen, gleichen, direkten, geheimen umgestaltet werden wird. Das entspräche durchaus dem im Grunde demokratischen Charakter des russischen Volkes und wird auch von fast allen Parteien und fast der gesamten Presse kategorisch gefordert.

Wie wird sich nun unter diesen neuen Bedingungen die Existenz des deutschen Baltentums gestalten? Wenn man die oben entwickelten Voraussetzungen in Betracht zieht, läßt sich nur eine sehr trübe, hoffnungslose Antwort erteilen.

Auf Sympathie und Unterstützung können die Deutsch-Balten bei keiner der russischen Parteien zählen. Auch die Regierung wird sich ihrer bestenfalls so lange annehmen, bis sie sie als Kompensationsobjekt verwerten kann — dann wird sie sie fallen lassen. Daß die Balten aber fähig wären, eine eigene, einflußreiche Partei in der Reichsduma zu begründen, ist ihrer geringen Zahl wegen ausgeschlossen. Gibt es doch in allen drei Ostseeprovinzen zusammen nur 165000 Deutsche. Es muß vielmehr befürchtet werden, daß unter der bevorstehenden Herrschaft des

allgemeinen gleichen Wahlrechts überhaupt kein deutscher Deputierter gewählt werden wird. Daran wird auch der Umstand nichts ändern können, daß die Deutschen gerade jetzt, in den letzten Tagen des Oktober, eine Schwenkung vollzogen haben. Sie haben den bisher gewahrten Standpunkt verlassen, sich auf den Boden der Konstitution gestellt und alle ordnungsliebenden, staatserhaltenden Elemente zu einer gemeinsamen Parteibegründung aufgefordert. Wie nach den Vorgängen der letzten Jahre zu erwarten war, hat ihr Aufruf keinen Anklang gefunden. Die Letten und Esten haben es vorgezogen, sich selbständig zu Parteien zu konstituieren. Allerdings stellen sich die Gemäßigten unter ihnen den Deutschen relativ freundlich gegenüber — sie erklären, ein Zusammengehen werde unter gewissen Umständen möglich sein, mit andern Worten, sie sind bereit, die Unterstützung der Deutschen im Wahlkampf anzunehmen. Daß sie aber ihre eigenen Kandidaten aufstellen und nicht für die Deutschen stimmen werden, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

Damit aber dürfte es klar sein, daß die Deutsch-Balten in Zukunft auf alle die Bedrückungen gefaßt sein müssen, die ein durch und durch feindlich gesinntes Parlament einer nationalen Minorität auferlegen kann. Wie weit diese gehen können, bedarf keiner näheren Ausmalung. Es genügt, an die Vorgänge der letzten Jahre in Ungarn zu erinnern.

Politisch werden die Deutsch-Balten also so gut wie rechtlos sein.

Es kommt aber noch ein zweites Moment in Betracht. Ohne das föderalistische Programm zu akzeptieren, wird die Reichsduma doch voraussichtlich die Kompetenzen der lokalen Selbstverwaltungsorgane — im Innern Rußlands Semstwo, in den Ostseeprovinzen Landtag genannt — bedeutend erweitern. Während sie sich bisher hauptsächlich mit wirtschaftlichen Fragen zu beschäftigen hatten, ist sicher zu erwarten, daß ihnen jetzt zum mindesten auch Kirche und Schule werden unterstellt werden.

Nun hatte bisher in den Landtagen ausschließlich der Großgrundbesitz Sitz und Stimme. Dieser aber befand sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in deutschen Händen. Da jedoch sogar die gewiß nicht übermäßig liberale Semstwo-Verfassung auch dem Kleingrundbesitz und den Städten eine Vertretung zugestand, wurden in den Ostseeprovinzen schon seit den sechziger Jahren Stimmen laut, die eine gleiche Erweiterung des Landtages forderten. Billig denkende konnten dem nur zustimmen, denn der Kleingrundbesitz hatte die vom Landtage auferlegten Steuern mitzutragen und durfte weder bei deren Bewilligung und Repartition, noch bei ihrer Verwaltung mitreden. Trotzdem kam es erst im Sommer dieses Jahres seitens des Landtags zur Ausarbeitung und

Annahme eines Reformprojekts, welches dem Kleingrundbesitz die gleiche Stimmenzahl sicherte, wie dem Großgrundbesitz. Die landlose Bevölkerung blieb, mit Ausnahme weniger Klassen von Gewerbetreibenden, unberücksichtigt.

Die Regierung hat dieses Projekt bisher noch nicht bestätigt. Es wird also von der Reichsduma geprüft werden. Daher läßt sich mit Sicherheit voraussagen, daß es als zu wenig demokratisch verworfen werden wird. Vielleicht wird die Duma wünschen, das allgemeine gleiche Stimmrecht auch für die lokalen Selbstverwaltungsorgane einzuführen. Sollte sie — was sehr zu wünschen ist — darauf verzichten, so wird sie mindestens den Kreis der Wahlberechtigten sehr erweitern. Sie wird vor allem, von den auf dem Gemeindebesitz des inneren Rußland basierenden Vorstellungen ausgehend, es nicht billigen, daß 55 % der Bevölkerung als nicht Land besitzend unvertreten bleiben sollen. Davon aber abgesehen, würde sie schon allein aus Vorliebe für die autochthone Bevölkerung und aus Haß gegen die Deutschen den Wünschen der lettischen und estnischen Deputierten nachgeben und den Ostseeprovinzen ein lokales Wahlsystem verleihen, das unbedingt die Majorität der Letten und Esten sichert. Damit aber würden Schule und Kirche in ihre Hand gelangen. Gleichzeitig wäre ihnen die Möglichkeit gegeben, den deutschen Großgrundbesitz wirtschaftlich zu schwächen und allmählich zu Grunde zu richten. Wenn sie erst allein über die Besteuerung und die Besetzung der öffentlichen Ämter zu bestimmen haben werden, wird sich mehr als ein Weg zur Erreichung dieses Zieles bieten. Und die Reichsgesetzgebung wird sie darin gewiß tatkräftig unterstützen. Neben politischer Rechtlosigkeit haben die Deutsch-Balten demnach auch wirtschaftlichen Ruin zu erwarten. Freilich, für das erste sind die gemäßigten Parteien der Letten und Esten noch bereit, die Deutschen im Lande zu dulden — sie brauchen sie als Bundesgenossen gegen die Revolutionäre. Sind diese aber besiegt und sitzen sie selbst erst fest im Sattel, dann — so erklären sie schon jetzt — haben die Deutschen Wert nur noch als Kulturferment und auch das nur unter der Bedingung, daß sie die Gleichberechtigung — gemeint ist Überlegenheit — der autochthonen Bevölkerung nicht nur in politischer und wirtschaftlicher, sondern auch in kultureller, sozialer und sprachlicher Beziehung voll anerkennen. Das heißt mit dürren Worten — wenn sie bereit sind, mit der Zeit ihrem Deutschtum zu entsagen und Esten oder Letten zu werden. Der Begriff des Deutsch-Balten wird in nicht ferner Zeit nur mehr eine historische Bedeutung haben.

Damit aber tritt an uns die Frage heran: **Wollen wir Deutsche oder wollen wir Balten sein?** Wollen wir unser Volkstum oder unsere

Heimat aufgeben? Das Land verlassen, das unsere Väter mit Strömen von Blut und in Jahrhunderten friedlicher Arbeit erobert haben, das Land, an dem wir mit unserer ganzen Seele hängen und zurückkehren in die alte Heimat, die uns fremd geworden ist und der wir fremd sind, die uns vielleicht ungastlich empfangen wird? Oder sollen wir auf das verzichten, was unsere Ahnen uns als teuerstes Vermächtnis hinterließen, um dessen Bewahrung wir gekämpft und gelitten haben viele Menschenalter hindurch — unser Deutschtum?

Fürwahr, es ist eine harte Wahl, vor die wir gestellt sind.

* * *

Seitdem dieser Aufsatz niedergeschrieben wurde, ist die Entwicklung noch schneller und noch schlimmer weitergegangen, als man ahnen konnte. Die soziale und nationale Revolution der Letten braust alles vernichtend und verwüstend über das Land, die der Esten beginnt soeben in gleicher Weise. Hunderte von Adelssitzen sind niedergebrannt, das platte Land schutzlos den Revolutionären preisgegeben, und in den Städten wie Riga und Mitau, drängen sich die Flüchtigen, die oft nichts weiter gerettet haben, als das nackte Leben. Ein Teil unseres Volkstums, der ihm Jahrhunderte lang die Treue gehalten hat, wird jetzt entwurzelt von einer Stelle, die er mit seinem Blut erobert, mit seinem Fleiß zu den blühendsten Gegenden des Zarenstaates gemacht hat. Der Druck der Not hat, so scheint es wohl, schon heute die ernste Alternative entschieden, die Herr v. Freytagh am Schluß seines Aufsatzes aufwirft. Jedenfalls aber ist jetzt der Augenblick da, in dem die Hilfe des ganzen deutschen Volkes angerufen werden muß für die Deutschen der Ostseeprovinzen. Und es ist erfreulich, daß schon der erste Aufruf, den wir weiter unten veröffentlichen, in unserem Volke starken Widerhall gefunden hat. Vorerst aber sei noch, zugleich als eine Ergänzung des obigen Aufsatzes, eine Denkschrift des livländischen Adelskonvents mitgeteilt, die dieser am 24. November dem russischen Ministerium eingereicht hat und die national wie politisch ein bedeutsames Aktenstück zur Geschichte unseres Volkstums ist. Die Denkschrift lautet in der Hauptsache: „Die großen Reformen, welche für das ganze Reich versprochen und angebahnt worden sind, enthalten segensreiche Keime und werden auch von der livländischen Ritterschaft als Grundlage für eine gedeihliche Entwicklung hochgeschätzt. Was die oberste Staatsgewalt in großen und allgemeinen Zügen gewährt hat, bedarf aber eines ruhigen und sorgfältigen Ausbaues von unten auf, wenn nicht das Reformwerk wurzellos bleiben und in der Luft schweben soll.

Schon seit mehr als zwei Jahrzehnten hat die Ritterschaft die Unausbleiblichkeit einer immer mehr um sich greifenden Zerrüttung des Landes vorausgesehen und daher der Staatsregierung immer dringendere Vorstellungen gemacht. Hätte man diesen wiederholten Eingaben Gehör geschenkt und demgemäß Einhalt getan einer Politik, welche das kulturelle und wirtschaftliche Leben in allen seinen

Zweigen unterband und dem Lande fremdartige Formen aufzwängte, deren Last für die ganze Bevölkerung unerträglich werden mußte, so wäre der Eintritt von solchen Zuständen der Zersetzung, wie sie heute zutage treten, nicht möglich gewesen. Von der irrtümlichen Voraussetzung ausgehend, daß die auf Erhaltung der Landeseigenart in Konfession, Nationalität und Rechtsleben gerichteten Bestrebungen im Lande den Reichsinteressen feindlich seien, erachtete man es für zweckmäßig, den Einfluß der Ritterschaft, der Kommunalverwaltungen und der lutherischen Geistlichkeit herabzudrücken oder ganz zu beseitigen und alle gegen die historisch entwickelte Kultur und die Autorität der bisherigen Ordnung zutage tretenden Tendenzen zu unterstützen. Während dem nationalen Chauvinismus, der zersetzenden Propaganda und der Entkirchlichung keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt wurden, sofern sie ihre Spitze gegen die lutherische Konfession und die deutsche Bevölkerung richteten, wurde gleichzeitig das natürliche und berechtigte Streben des Volkes nach kommunaler Selbstverwaltung und nationaler Volkserziehung niedergehalten. Bis in die Mitte der achtziger Jahre fand die Geschäftsführung der Justiz und Polizei in den Landessprachen statt, desgleichen in den Kommunalverwaltungen, war die Unterrichtssprache der Schulen, namentlich der Volksschule, national, gab es eine Universität Dorpat, ein Polytechnikum zu Riga, welche westeuropäische Kultur dem Lande und dem Reiche vermittelten. Durch die auf allen diesen Gebieten einsetzenden Umformungen sind dem Lande wie dem Reiche tiefe Schäden zugefügt worden. Die bisher der Ritterschaft obliegende Bewählung der Justiz- und Polizeiämter wurde dieser genommen, aber nicht etwa nunmehr auf einen durch Hinzuziehung der übrigen Bevölkerungselemente erweiterten Wahlkörper, sondern auf die bureaukratischen Zentralorgane übertragen, bei gleichzeitiger Einführung einer ausschließlich russischen Geschäftsführung. Fand diese Maßregel auch den Beifall derjenigen Elemente, welche der Ritterschaft feindlich gesinnt waren, so mußte sie doch vom Volke, welches der russischen Sprache nur zu einem kleinen Teile mächtig ist, schwer empfunden werden. Den Kommunalverwaltungen, die Gemeindeinstitutionen nicht ausgeschlossen, wurde die russische Geschäftsführung aufgezwungen und fast jede Selbständigkeit genommen; Universität und Politechnikum wurden die bisherige deutsche Lehrsprache genommen, nicht aber um den zutage getretenen Wünschen nach einer Erweiterung durch lettische und estnische Lehrstühle, sondern um einer vollständigen Russifizierung Platz zu machen. Das ganze Mittel- und Volksschulwesen verfiel dem gleichen Schicksal. Die Verwaltung der Volksschule, bisher Obliegenheit der kirchlichen Kommunen, der geistlichen Institutionen und der Ritterschaft, wurde der staatlichen Bureaukratie zugewiesen. Die bisherige bewährte, aus Vertretern der Landgemeinden, der Ritterschaft und der Geistlichkeit zusammengesetzte Leitung der Volksschule wurde dadurch beiseite geschoben und durch einen Apparat ersetzt, dessen einzige Aufgabe in der Russifizierung bestand. Die livländische Ritterschaft ist sich dessen wohl bewußt, daß gegen sie von verschiedenen Seiten die Anschuldigung erhoben wird, als habe sie an überlebten Privilegien festgehalten,

deren Ausübung das Land schädige. Die Vorrechte der Ritterschaft bestehen nur in dem Recht und der Pflicht der Provinzialvertretung gegenüber der Staatsregierung. Bereits im Jahre 1870 hat die Ritterschaft die Landbevölkerung zur Kommunalverwaltung der Kirchspiele herangezogen; den diesbezüglichen Vorschlägen der Ritterschaft wurde die Bestätigung seitens der Staatsregierung zu teil. Vierzehn Jahre später beschloß die Ritterschaft eine solche Teilnahme auch für die Kreisverwaltung ins Leben zu rufen. Die Vorschläge der Ritterschaft wurden jedoch einer Prüfung seitens der Regierung nicht gewürdigt. Die Ablehnung der Kenntnisnahme erfolgte aber nicht deshalb, weil man von der Ritterschaft von vornherein unannehmbar konservative Projekte voraussetzte, sondern weil die Absicht einer vollkommenen Bureaukratisierung der Provinzialverwaltung vorlag, eine Maßnahme, die, wie oben dargelegt, auf den meisten Gebieten des provinziellen Lebens tatsächlich zur Ausführung gelangte.

Nachdem im verflossenen Jahre die Möglichkeit für die Einbringung von Reformvorschlägen wieder gegeben war, hat die Ritterschaft auf Grund eingehender, meist schon längst vorbereiteter Bearbeitung ein Projekt vorgestellt, nach welchem die Provinzialverwaltung aus den Händen des ritterschaftlichen Landtages einem durch den Grundbesitz und die übrigen Steuerzahler repräsentierten Kommunalkörper zu überweisen wäre. — Persönliche Vorrechte, mit Ausnahme etwa des Rechtes, Güterfideikommisse zu stiften, besitzt der Adel in Livland bereits seit vierzig Jahren nicht mehr. Die in Livland noch existierenden, von Personen, welche die provinziellen Gesetze nicht kennen, dem Adel und der Ritterschaft zugeschriebenen Privilegien sind Vorrechte der Rittergutsbesitzer, abgesehen von der Standeszugehörigkeit derselben. Aber an der Erhaltung auch dieser Privilegien hat die Ritterschaft als solche kein Interesse, sofern nur ihre Aufhebung ohne Schädigung der Landesproduktivität und ohne Verletzung von Privatverträgen erfolgte.

So sieht es denn die Ritterschaft nicht als ihre Aufgabe an, Standesrechte zu verteidigen, wohl aber hält sie es für ihre Pflicht, die Geltung von Recht und Ordnung im ganzen Lande nach Kräften zu unterstützen. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß der Grundstock der Landbevölkerung sich nur widerwillig und durch den Terror gezwungen in den Strudel des wahnwitzigen Treibens fortreißen läßt. Die Nichtachtung und Zerstörung von Eigentum, die Mordanfälle auf diejenigen, welche Recht und Ordnung treu bleiben, die Schändung der Gotteshäuser erregen das Entsetzen der Mehrzahl.

Die livländische Ritterschaft wird es sich nicht nehmen lassen, auch das schwerste Schicksal des Landes zu teilen; sie wird ihrer historischen Kulturaufgabe bis zuletzt treu bleiben.

Um so dringender aber richtet die Ritterschaft noch in letzter Stunde an die Staatsregierung die Bitte, der Bevölkerung des Landes, ohne Unterschied der Nationalität, Raum für eine gesunde Entwicklung zu gewähren. Der aufständische Teil der Bevölkerung verfährt unbehindert, ja autonom, der staatstreue jedoch leidet nach wie vor unter dem Drucke des fremden Beamtentums, der Russifi-

zierung und einer jede Lebensentwicklung hemmenden Bevormundung. Unter den Forderungen der revolutionären Elemente gibt es eine nicht geringe Anzahl durchaus gerechtfertigter Wünsche, deren Nichtbefriedigung auch von loyalsten Landeseinwohnern seit Jahrzehnten schwer getragen wird.

Es kann niemand wundernehmen, wenn eine Bevölkerung nicht in vollkommene Verwirrung geraten sollte, wo sie sieht, daß nicht nur das Schlechte, sondern auch das Gute nur von den Revolutionären kommt. Besetzung der Polizei- und Justizämter mit Landeseingesessenen, welche der Landessprache kundig sind, Aufhebung des Sprachenzwanges in Polizei, Justiz und Verwaltung, Einführung der Muttersprache als Unterrichtssprache in den Schulen, namentlich auch in den Volksschulen, Aufhebung der bureaukratischen Bevormundung der Kommunalverwaltungen —, alles dieses sind nicht nur berechtigte Wünsche, sondern geradezu Lebensbedingungen der Kultur. So groß das Interesse der baltischen Bevölkerung auch für die politische Verfassung des Reiches ist, so tritt dasselbe doch zurück gegenüber der Notwendigkeit einer sofortigen Abstellung der schreienden Notstände im Lande.

Ein durchaus konkretes und brennendes Interesse haben hier alle Fragen der provinziellen und kommunalen Verwaltung, des gesamten Schulwesens, der Justiz- und Polizeiorganisation, der Verteilung der provinziellen und kommunalen Steuern, der Gemeindeverfassung u. a.; alles Fragen, deren Regelung von der Reichsverfassung unabhängig ist und durch eingehendste Bearbeitung schon lange vorbereitet ist. Wenn die provinzielle Spitze der Staatsgewalt mit der Kompetenz ausgestattet würde, hierin das Notwendige sofort wahrzunehmen, so würde damit der einzige Weg beschritten werden, der zu einer Gesundung der provinziellen Verhältnisse führen kann. Es kommt dabei nicht darauf an, ob die in dieser Weise getroffenen Einrichtungen formell als unabänderlich bleibende oder als zeitweilige Verordnungen anzusehen sind, sondern vielmehr darauf, daß sie unverzüglich in Wirksamkeit treten und dem tatsächlichen lokalen Interesse entsprechen." . . .

Auch über dies Dokument und seine in letzter Stunde ausgesprochenen Wünsche sind die Ereignisse schon hinweggegangen. Und im Augenblick ist kaum etwas anderes zu tun, als für die tausende von Flüchtigen zu sorgen, die schon in Königsberg und im Deutschen Reiche sind. Hilfsausschüsse sind schon an zahlreichen Orten gebildet, eine Zentrale besteht in Berlin und wird sich über das Reich hin organisieren. Männer der verschiedensten Parteirichtungen und Gesellschaftskreise haben den ersten Aufruf erlassen:

„Die beklagenswerten Ereignisse in Rußland haben über unzählige Bewohner des Landes unsägliches Unglück gebracht. Viele Tausende sind völlig verarmt; andere, die bisher fleißig ihrem Berufe nachgingen, stehen in bitterster Not müßig am Markt.

Das gilt in erster Reihe von den zahlreichen Deutschen im russischen Reiche. Unzählige von ihnen sind ohne jedes eigene Verschulden plötzlich brot-

los geworden und stehen inmitten erregter, ihnen zum Teil feindlich gesinnter Volksmassen hilflos da. Sie alle hoffen auf uns, die Deutschen im Reich, sie hoffen, daß wir unsere Volksgenossen nicht im Stich lassen, für ihre Not offene Herzen haben werden und offene Hände.

Um ihre Not zu lindern, hat sich der Hilfsausschuß zur Unterstützung der notleidenden Deutschen Rußlands gebildet.

Wir wenden uns mit der Bitte um Unterstützung an alle Kreise des deutschen Volkes. Wer immer im sicheren Frieden des Deutschen Reiches seinem Beruf nachgeht und seines friedvollen Heims froh wird, der gedenke unserer unglücklichen Volksgenossen in Rußland, die in einer furchtbaren Gegenwart einer vielleicht noch schrecklicheren Zukunft entgegensehen. Wir können ihnen helfen, und wir werden ihnen helfen, jeder nach seinen Mitteln. An deutsche Herzen hat sich noch kein unglücklicher Volksgenosse vergeblich gewandt. Dessen sind wir gewiß!"

Geldsendungen (Einzel- und Sammelgaben) werden an die Hauptsammelstelle, die Königliche Seehandlungshauptkasse zu Berlin, Markgrafenstraße 46a unter der Bezeichnung „Für die notleidenden Deutschen Rußlands" erbeten. Die Geschäftsstelle des Hilfsausschusses, an die alle Zuschriften, Anfragen, Gesuche u. dergl. zu richten sind, befindet sich in Berlin SW., Dessauerstraße 30. Es ist die nationale Pflicht jedes Deutschen, hier an seinem Teile durch tatkräftige Hilfe die Treue zu vergelten, die das baltische Deutschtum durch sieben Jahrhunderte und drangvolle Zeiten hindurch uns gehalten hat!

Auch die Geschäftsstelle der „Deutschen Monatsschrift" (Berlin W. 35, Lützowstraße 43) ist gern bereit, Gaben entgegen zu nehmen, weiter zu geben und ihren Empfang an dieser Stelle zu bestätigen. O. H.

Über die Einseitigkeit in unserem geistigen Schaffen.

Von

Konrad W. Jurisch.

Was veranlaßt den Menschen zum geistigen Arbeiten? Was treibt ihn, alle die Widerstände zu überwinden, die ihn schmeichelnd umkosen und ihm zuflüstern, doch lieber im wonnigen Nichtstun zu verharren? — Es ist die Not und die Pflicht.

Zwiespältig ist die Not: den eigenen Hunger zu stillen, und für geliebte Angehörige zu sorgen. An die Stelle von Weib und Kind treten in erweiterter Auffassung: die Sippe, das Volk, die Rasse, ja die Menschheit im ganzen. Je höher die Bildung des Individuums ist, um so größer ist der Solidaritätsbegriff, dem es dient.

Welcher Art der Solidaritätsbegriff auch sei — jede Art besteht aus Individuen. Folglich ist das Vorhandensein der Individuen, also auch ihre Ernährung oder ihr Selbsterhaltungstrieb, die Grundbedingung für das Fortbestehen der Art.

Gleichwohl würde die Art erlöschen, wenn der Fortpflanzungstrieb oder der Trieb zur Erhaltung der Art keine Betätigung fände. Der Fortpflanzungstrieb ist hier nicht bloß in dem engen physiologischen Sinne des Geschlechtstriebes gemeint, sondern in dem weiteren kulturwissenschaftlichen Sinne der Erhaltung der Art. Diese erfordert nicht bloß die Zeugung, sondern auch die Erziehung der Kinder, bis sie selber für ihr weiteres Fortkommen sorgen können. Ja, in noch weiterem Sinne umfaßt der Trieb zur Erhaltung der Art alle Triebe zur Erhaltung des Inhalts jener größeren Solidaritätsbegriffe, welche den verschiedenen Bildungsgraden der einzelnen Individuen entsprechen.

Hieraus erkennen wir, daß von beiden Trieben der Trieb zur Erhaltung der Art der kulturell wichtigere ist. Denn wenn der einzelne nur dem Selbsterhaltungstriebe lebt, so erlischt mit ihm seine Art. Wenn der einzelne aber den Trieb zur Erhaltung der Art in kulturwissenschaftlichem Sinne befriedigt hat, so hat er zum Fortbestehen der Art beigetragen. Er selbst mag sterben, und seine Nachkommen werden Immortellenkränze auf sein Grab legen.

Je vollkommener der Trieb zur Erhaltung der Art im weitesten Sinne befriedigt wird im Verhältnis zur Befriedigung des Triebes zur Erhaltung des Individuums, um so größer ist die Summe jener Eigenschaften des Individuums, die wir unter der Bezeichnung seiner Sittlichkeit zusammenfassen.

Sittlichkeit besteht unter allen Umständen in der Erfüllung der Pflicht. Dulce et decorum est, pro patria mori.

Einheitlich ist die Pflicht. Die Pflicht ist stets eine sittliche Forderung, welche mit den Worten beginnt: „Du sollst ..." Den damit ausgesprochenen kategorischen Imperativ fand als Bestandteil der Sittenlehre Immanuel Kant. Doch hat schon sein Ahnherr Johannes Kant danach gehandelt, wie in dem schönen Gedicht von Schwab geschildert ist.

Übung im Erkennen der sittlichen Forderungen zu gewähren, ist Aufgabe der Erziehung. Die Gewöhnung, die erkannten sittlichen Forderungen zu erfüllen, ist Ausdruck der Bildung. Ist die Gewöhnung zuverlässig, so bedeutet sie festen Charakter.

Dies ist der Boden, auf dem die geistige Arbeit des Menschen stattfindet. Die Not ist nicht bloß als Ernährungssorge aufzufassen, sondern allgemein als Trieb, sich persönlich und seinen Angehörigen einen besseren Lebenszustand zu verschaffen. Die Pflicht umfaßt nicht nur die auf Erhaltung der Familie gerichteten Forderungen, sondern auch die allgemeine Forderung, sich als nützliches Mitglied der Volksgemeinschaft, ja der Menschheit zu betätigen.

Die Beseitigung der Not und die Erkennung der Pflicht setzen geistige Arbeit voraus. Die Erfüllung der erkannten Pflicht aber erfordert sittliche Arbeit.

Die beständige Wechselwirkung dieser Kulturelemente aufeinander, die verschiedenen Intensitätsgrade, mit denen sie aufeinander einwirken, und die verschiedenen Geltungen, zu denen sie gelangen, schaffen die unendliche Vielgestaltigkeit der Formen, welche die geistige Arbeit des Menschen aufweist. Keine zwei Menschen, die je gelebt haben, leben oder noch leben werden, arbeiten geistig genau in derselben Weise. Dadurch unterscheiden sich eben Menschen von Maschinen. Es arbeitet auch kein Mensch genau so, wie ein anderer meint, daß er arbeiten sollte.

Zweck und Ziel jeder geistigen Arbeit ist die Erzeugung von Werten, die dazu dienen, der Not und der Pflicht zu genügen. Um nun die Arbeit nützlich und fruchtbringend zu gestalten, sind Schulung und Übung erforderlich. Bei der weitgehenden Arbeitsteilung in unserer

heutigen Zeit und dem lebhaften Wettbewerb in allen Zweigen der geistigen Tätigkeit ist es ratsam, sich auf ein bestimmtes Fach zu beschränken. Denn um neue Werte zu schaffen, muß man die bereits geschaffenen kennen. Dieses Wissen zu erlangen, ist Aufgabe der Schulung und des Studiums. Die Zeit, die dafür zur Verfügung steht, reicht meistens nur aus, um sich gründliche Kenntnisse bloß in einem bestimmten Fache anzueignen. Erst dann kann man durch fleißige Übung dahin gelangen, brauchbare Werte zu erzeugen.

Aus dieser Sachlage erklärt es sich, daß der geistige Arbeiter das Bestreben und den Beruf hat, ein tüchtiger und leistungsfähiger Fachmann zu werden. So natürlich dieser Wunsch auch ist, und so naturgemäß er sich aus unserer Kulturentwicklung eingestellt hat, so lauert hinter ihm doch gleich der erste Übelstand, vor dem diese Zeilen warnen sollen: die Einseitigkeit.

Wie kommt die Einseitigkeit zustande? Die in der menschlichen Natur vorhandenen Widerstände gegen geistige Arbeitsleistung erfordern zu ihrer Überwindung geistige Energie. Die Widerstände neigen aber dazu, den Aufwand an geistiger Energie auf das kleinste, eben ausreichende Maß zu beschränken. Mehr zu arbeiten, als eben nötig ist, erscheint vom Übel. Dazu kommt nun die Schulung, welche nur ein bestimmt umgrenztes Wissensgebiet zugänglich macht. Wenn auch hierbei in Schule, Studium und Seminar die geistige Energie nur soweit geweckt und geübt wird, daß sie eben nur ausreicht, um die genannten Widerstände zu überwinden, dann ist die Einseitigkeit des zukünftigen Fachmanns nahezu sicher zu erwarten. Hierin stecken die starken Wurzeln des Banausentums.

Woher kommt es nun wohl, daß die einseitige Fachbildung so häufig als Zweck und Ziel des Menschendaseins erstrebt wird, und weshalb wird sie von anderer Seite her als eine unerwünschte und vielfach schädliche Erscheinung in unserer Kulturentwicklung gefürchtet?

* * *

Seit dem tiefen Fall des deutschen Volkstums durch den dreißigjährigen Krieg hat sich der Nationalwohlstand nur sehr langsam gehoben. Die vielen Kriege, die seitdem auf deutschem Boden ausgefochten wurden, warfen uns in der Entwicklung immer wieder zurück. Wir sind zu einem harten, arbeitsamen Volk geworden. Die Not zwang uns zur Arbeit. Aber der Wohlstand wuchs trotzdem nur langsam. Denn namentlich Preußen hatte die schwere Rüstung zu tragen, die ganz Deutschland schirmte.

Steins Gesetzgebung von 1808 löste die im Volke vorhandenen Kräfte aus, die sich in den Freiheitskriegen 1813—1815 herrlich entfalteten. Aber es fiel ein Reif auf die Frühlingshoffnungen. Die „Heilige Allianz" und die Karlsbader Beschlüsse sperrten den Lohn für die äußersten Anstrengungen des Volkes.

Während England die Schätze Indiens einheimste, und den Welthandel an sich riß, durfte der Deutsche nur im beschränkten engen Gesichtskreise mühsam für sein persönliches Fortkommen arbeiten. Alle darüber hinausgehenden Wünsche galten als hochverräterisch und mußten daher zurückgedrängt werden. Während den Engländern Reichtümer spielend in die Hand fielen, mußten wir uns durch „Brotstudium" einen kärglichen Lebenszustand zu erringen suchen.

Beständige Abhängigkeit in beschränkten Verhältnissen schien das Los des deutschen Volkes sein zu sollen. Da endlich erwachte das Volk 1848 aus der unwürdigen Bevormundung, und König Friedrich Wilhelm IV. gewährte die Preußische Verfassung vom 31. Januar 1850.

Wenn dadurch auch der Weg zur Kapitalsbildung freier wurde, so erforderten doch die vielen Milliarden, die dem Mittelstand ein freieres Atmen ermöglichen, zu ihrer Erzeugung langjährige Arbeit. Erst seit 1871 begann das kräftige Aufblühen des deutschen Nationalwohlstandes, der uns unsere Stellung im Rate der Völker gewährleistet.

Die oberen Volksschichten müssen sich fortgesetzt aus dem Mittelstande ergänzen. Der Mittelstand verfügt aber noch nicht durchweg über ausreichendes Eigentum, um allen Kindern selbständige Lebenswege zu öffnen. Daher wird vielfach das „Brotstudium" als Mittel betrachtet, um sich zu einem besseren Lebenszustande emporzuarbeiten. Dies geschieht am leichtesten, indem man die ganze Energie auf ein bestimmtes Fach richtet. Dann kann man hoffen, auch schon bei mittelmäßiger Begabung und mittelmäßigem Fleiß in dem gewählten Fache etwas Tüchtiges zu leisten, und sich dadurch ein genügendes Einkommen zu verschaffen. Damit sind die meisten Menschen zufrieden, und finden es zu beschwerlich, darüber hinausgehende Wünsche zu verfolgen.

Glück und Zufriedenheit ist ja häufig auf diesem Wege zu erreichen, aber ebenso sicher auch die Einseitigkeit. Denn wenn alle produktive Arbeit nur einem bestimmten Fache gilt, so kann solche in anderen Fächern nicht mehr geleistet werden. Nun ist es aber hauptsächlich die produktive Arbeit, welche das Interesse an einem Wissensgebiet oder an der Kunst erweckt und zur Reife bringt. Der Fachmann mag wohl Interesse für Dinge außerhalb seines Faches haben, aber er muß sich ihnen gegenüber

auf rezeptives und vergleichendes Denken beschränken, da er sich bei dem Versuch zu produktiver Arbeit vor dem Vorwurf des Dilettantismus fürchtet. Er darf nur sich dilettieren, aber er darf nicht dilettieren.

Das bloß rezeptive und vergleichende Denken kann aber niemals die Wonne der produktiven Arbeit gewähren. Dem Fachmanne müssen daher alle anderen Fächer weniger interessant erscheinen, als sein eigenes. Mithin kann der Fachmann sich nur schwer vor Einseitigkeit retten. Häufig will er es auch gar nicht, da er in seinem Beruf volle Befriedigung findet. Der Banause sucht gar nicht nach Verständnis der Dinge, die außerhalb seines Fachs liegen. Im genügt das „Glück im Winkel". Er ist der ideale Staatsbürger nach den Wünschen des Tschinowniktums. Er zahlt seine Steuern und überläßt bereitwillig die Sorge für alle Dinge außerhalb seines Fachs den Behörden oder den Personen, welche den Anspruch erheben, als Autoritäten darin zu gelten. Deshalb kann man den Banausen auch — namentlich wenn er recht schön darum bettelt — ruhig in höhere Stellungen oder bessere Gehaltsklassen aufrücken lassen: er wird doch stets der gehorsamste Diener seiner Vorgesetzten und ihr brauchbares Werkzeug bleiben.

Diesem behaglichen Fortkommen der einseitigen Fachleute, der Banausen und Streber, steht der ernste Patriot mit schweren Bedenken gegenüber. Wenn es auch nicht zu befürchten ist, daß immer gleich die schlimmsten Wirkungen eintreten, so können sie doch den schlimmsten sich nähern. Diese hat die „Kreuzzeitung" nach der Seeschlacht bei Tsuschima wie folgt geschildert:

> „Protektionswirtschaft und Gewissenlosigkeit, die die Entwicklung von Charakteren und Kapazitäten hindern und der redlichen Arbeit keinen Raum gewähren, müssen die Kräfte des Volkes zerrütten. Wo Augen- und Liebedienerei herrscht; wo die Verantwortungsfreudigkeit erstickt wird; wo die Beförderung nicht vom Können, sondern vom Beugen abhängt; — wo statt selbstloser Hingebung und Treue die Gier nach Gewinn herrscht; — da kann selbst ein Genie den Sieg nicht an die Fahnen des Herrschers fesseln."

Wenn dieses düstere Bild auch nur dem russischen Selbstherrschertum angehört, so gilt es doch auch bei uns manchen Strebern als Ideal. Neben dem engherzigen, egoistischen Wunsch, mit möglichst geringem Aufwand von Arbeit einen möglichst behaglichen Lebenszustand zu gewinnen, können Solidaritätsgefühl und antikes Pflichtgefühl nicht gedeihen. Wo diese beiden Gefühle fehlen, kann es auch keine guten Staatsbürger geben, sondern nur Untertanen, Bediente oder Wilde. Wenn das aufkeimende Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Verantwortlichkeit des Einzelnen für das Wohl der Gesamtheit, und das aufkeimende Gefühl der Pflicht,

als Einzelner dem Wohl der Gesamtheit zu dienen, gewaltsam unterdrückt werden, dann sinkt der Staat hinab zu einer Institution, die nur das Wohl Weniger auf Kosten der Gesamtheit fördert. Die besten Kräfte des Staats werden dadurch gefesselt; ein leichter Sturm kann ihn zu Boden werfen.

Die Einseitigkeit der Fachbildung hat außerdem die Neigung, die Höhenlage der Fachbildung selbst herabzudrücken. Denn die Einseitigkeit sperrt die vielfachen Anregungen aus, welche aus anderen Fächern befruchtend einwirken können, um ein beliebiges Fach zu verbreitern und zu vertiefen. Ohne diese Hilfen bewirkt die Einseitigkeit Stagnation und Verflachung. Der behinderte Fortschritt bedeutet aber nicht bloß Stillstand, sondern Rückschritt, weil die übrige Welt mittlerweile fortschreitet. Begünstigt wird diese verhängnisvolle Rückbildung durch politische Absperrung, Knebelung der freien Meinungsäußerung und andere Umstände einer kulturfeindlichen Staatskunst.

Auch hierfür bietet Rußland Belege. Ein Offizier des Russischen Generalstabes in der Mandschurei schrieb:[1])

> „Nicht nur unsere Soldaten, sondern auch unsere Offiziere sind an eine selbständige Tätigkeit nicht gewöhnt; nichts geschieht ohne den entsprechenden Befehl." — „Zwar wird gepredigt: daß in der Initiative das Heil liege; aber es geschieht nur mit Worten, nicht mit der Tat." — „Unbildung überall."

Nach der Seeschlacht in der Koreastraße schrieben die „Birsch. Wjed.":

> „Die Bureaukratie hat Rußland das Denken und Fühlen abgewöhnt. Es weiß seine Gedanken nicht mehr auszudrücken, versteht nicht zu zürnen, nicht seinen Willen zu offenbaren, ja nicht einmal zu weinen."[2])

Trauernd sieht der Patriot, was für Giftblüten — allerdings begünstigt durch mancherlei andere Umstände — aus dem Boden der einseitigen Fachbildung emporwachsen können. Er erkennt die Krankheiten des Volks- und Staatslebens, die daraus hervorgehen, und weiß auch das Heilmittel.

Das Heilmittel besteht darin, daß durch Schule und Übung, oder durch Bildung überhaupt, ein Überschuß an geistiger Energie erzeugt wird, — ein Überschuß über denjenigen Betrag, welcher eben nur ausreicht, um die in der menschlichen Natur begründeten Widerstände gegen geistige Arbeit zu überwinden.

---

[1]) Aus der Vossischen Zeitung vom 27. Mai 1905, A.-A. entnommen.

[2]) Aus der Vossischen Zeitung vom 6. Juni 1905, M.-A. entnommen. Weitere Schilderungen finden sich in den kürzlich veröffentlichten Werken von Hugo Ganz, „Vor der Katastrophe" und von Konni Zilliacus, „Das revolutionäre Rußland", Frankfurt a. M.

Dieser Überschuß sucht Betätigung und findet sie mitunter auch auf anderen Gebieten als dem eigenen engen Fach. Dadurch werden alle jene Wechselwirkungen ausgelöst, welche befruchtend einwirken auf die einzelnen Fächer, und die dadurch die Bildung überhaupt heben.

So unglaublich es auch klingen mag, daß es Staatsbehörden und Privatpersonen gibt, welche die Anwendung dieses Heilmittels perhorreszieren, so ist es doch eine Tatsache. Die Engländer und Amerikaner werden es für unmöglich halten; der russische Tschinownik wird verständnisinnig nicken.

Hiermit haben wir den zweiten Übelstand bei unserem geistigen Schaffen bezeichnet, nämlich: daß von Fachleuten Einseitigkeit verlangt wird.

Ein Leberkranker wird nicht gern zu einem Arzt gehen, und sei er auch die anerkannt größte Autorität für Leberkrankheiten, wenn er von ihm weiß, daß er sich auch noch mit anderen inneren Krankheiten beschäftigt, oder gar noch mit Anthropologie, Schädelkunde, Paläontologie, Archäologie, Ausgrabungen in den Mittelmeerländern und Amerika, ferner mit der Kanalisation der Städte und der Bekämpfung von Menschen- und Viehseuchen, endlich als Abgeordneter mit den Fragen der inneren und äußeren Politik, — sondern er wird lieber zu einem Spezialarzt gehen, der sich nur mit Leberkrankheiten beschäftigt.

Ein Beamter, der außer den ihm übertragenen Arbeiten noch zu häufig neue Vorschläge macht, ist höchst unbequem. Denn die Vorschläge wollen geprüft werden. Das verursacht Extraarbeit. Er wird weggelobt oder versetzt.

Wenn ein Gelehrter herausfindet, daß gewisse Tatsachen, die bisher einzeln als zufällige Bestandteile anderer Fächer behandelt wurden, zusammen gehören, daß sie eine Gruppe bilden, welche zu einer selbständigen Fachwissenschaft ausgebaut werden kann, und nun arbeitsfreudig in das neuerschlossene Forschungsgebiet vordringt, ohne vorher die obrigkeitliche Genehmigung dazu erhalten zu haben, — so muß er sich auf Nachteile vielerlei Art gefaßt machen.

Mitunter wirft man einer geistigen Arbeit Einseitigkeit vor, wenn man den wahren Grund des Mißfallens nicht zu nennen wagt. Wenn die betreffende Arbeit die Interessen des Tadlers einseitig verträte, würde er ihr keinen Vorwurf der Einseitigkeit machen. Denn solche Einseitigkeit wird verlangt.

Wir haben hier wenige typische Formen willkürlich herausgegriffen, um zu zeigen, daß das Verlangen nach Einseitigkeit der Fachleute sehr

verschiedene Ursachen haben kann, daß aber im letzten Grunde alle diese Ursachen auf die im Menschen vorhandene falsche Eigenliebe zurückzuführen sind, — auf jene Eigenliebe, die sich immer als Feindin des Kulturfortschritts erwiesen hat.

So schmerzlich es auch für den einzelnen ist, wenn er unter den mannigfachen Formen der Eigenliebe zu leiden hat, und so sehr er sie als Eingriffe in seine persönliche Freiheit empfinden mag, so erkennt er in ihr doch — wenn er sich auf eine höhere Warte stellt — ein unvermeidliches Element der Kulturentwicklung.

In jeder Kultur sind neben den treibenden Elementen auch verzögernde vorhanden. Ohne die letzteren würde die Entwicklung einen zu stürmischen, ungesunden Verlauf nehmen. Bei den sogenannten Urvölkern, welche die Eigenschaft besitzen, beliebig viel fremdes Blut zu assimilieren, sind Ursprung und Ende in unerkennbare Fernen gerückt. Ihre Kulturentwicklung ist naturgemäß äußerst langsam. Bei den sogenannten Mischvölkern, deren Entstehung in geschichtlicher Zeit nachweisbar ist, kann die Entwicklung Jahrtausende beanspruchen, bis sie auf die eine oder andere Weise ein Ende nehmen. Ihre Entwicklung ist daher bereits etwas beschleunigt; sie überholt diejenige der Urvölker. Bei den Völkern des kolonialen Typus ist die Entwicklung am rascheſten. Meteorgleich blühen sie auf, überstrahlen alle Zeitgenossen und erlöschen so plötzlich, wie sie entstanden sind. Wo ist z. B. das Volk der Karthager geblieben?

Die Kulturentwicklung ist unter allen Umständen das Ergebnis des Kampfes zwischen den befördernden und den verzögernden Kräften. Der Kulturfortschritt bedeutet den Sieg der befördernden Kräfte über die verzögernden.

Welche Pflichten erwachsen nun aus dieser Sachlage für den geistigen Arbeiter?

Soll er dem Verlangen nach Einseitigkeit nachgeben, soll er ein richtiger Banause werden, der all sein Heil bloß von der Gunst der Vorgesetzten erwartet und erschmeichelt? — Das wäre sicher der bequemste Weg, um zu einem behaglichen Lebenszustande zu gelangen. Er würde sich dadurch nicht aus der Kulturentwicklung ausschalten, sondern er würde sich nur den verzögernden Elementen beigesellen.

Wer nicht Banause und Streber und Opportunist ist, wird ja als Doktrinär verschrien, mit dem man nichts anfangen kann. Banausen dagegen sind so leicht und angenehm zu regieren: sie merken gar nicht die Fehler, die man macht; oder wenn sie es tun, so stellen sie sich

wenigstens so, als ob sie sie nicht bemerkten. Sie gehorchen aufs Wort und tun nur, was ihnen befohlen wird — wie die russischen Offiziere im Kriege gegen Japan. Der Doktrinär aber ist sehr unbequem: er kritisiert, sieht und erkennt die Fehler und behauptet aus theoretischen Gründen alles besser zu verstehen. Man muß suchen, ihn so schnell wie möglich loszuwerden.

Es sind ja Fälle denkbar, und sie ereignen sich alle Tage, daß jemand um seiner Familie willen — also aus Not — den einseitigen Fachmann heuchelt, während er durchaus kein Banause ist. Aber er muß dadurch unvermeidlich in einen Gewissenskonflikt geraten. Denn die in ihm vorhandene überschüssige geistige Energie verlangt gebieterisch Betätigung. Wir können häufig beobachten, daß dieser Konflikt durch Quittierung des Dienstes gelöst wird. Auf diese Weise können gerade die besten Kräfte dem öffentlichen Dienst verloren gehen.

Also den Banausen zu spielen, wenn man keiner ist, ist sittlich verwerflich und daher unzulässig.

Es ist noch der Fall denkbar, daß jemand durch allmähliche Versimpelung tatsächlich zum Banausen hinabsinkt. Dann haben wir das Bild einer kulturellen Krankheitserscheinung, die wir hier übergehen wollen.

Das andere Extrem würde darin bestehen, daß jemand ohne Rücksicht auf die tatsächlich vorhandenen Verhältnisse und in überstürzter Hast Neuerungen herbeizuführen sucht, von denen die Zeitgenossen noch nichts wissen wollen. Der Weltverbesserer hat ein undankbares Geschäft. Es geht ihm meistens schlecht. Er wird von allen Seiten her angefeindet und bekommt Nackenschläge statt Anerkennung. Das mußte sogar Kaiser Joseph II. erfahren. Jürgen Wullenwever wurde als „neuerungssüchtiger Bösewicht" enthauptet. Schiller sagt zu einem Weltverbesserer:

„Alles opfert' ich hin," sprichst du, „der Menschheit zu helfen;
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn." —
Soll ich dir sagen, Freund, wie ich mit Menschen es halte?
Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuscht.
Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken:
Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Taten sie aus.
Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich' ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand;
Nur für Regen und Tau und fürs Wohl der Menschengeschlechter
Laß du den Himmel, Freund, sorgen, wie gestern, so heut'."

Zwischen beiden Extremen liegt der von Schiller angedeutete Mittelweg.

Das Ansinnen, daß der einzelne geistige Arbeiter sich mit Dingen außerhalb seines Faches nicht beschäftige, ist kulturfeindlich und ungerecht

und steht im Widerspruch zu den Artikeln 27 und 74 der Preußischen Verfassung. Es setzt voraus, daß überschüssige geistige Energie vorhanden sei, die sich auch außerhalb des engen Faches fruchtbringend betätigen will. Ein Mann von starrem Ehrgefühl läßt sich eine Bevormundung darin nicht gefallen. Aber die Not kann ihn veranlassen, sich wenigstens eine Zeitlang der Bevormundung zu fügen. Er braucht darum nicht gleich in das banausische Philisterium zu versinken: er kann seine Schätze im Stillen pflegen und ausgestalten, bis er sich öffentlich zu ihnen bekennen darf. Wie mancher tüchtige Offizier oder Beamte hat dementsprechend gehandelt.

Andererseits braucht er auch durchaus nicht die undankbare Rolle des Weltverbesserers zu spielen. Er muß nur mit seinen Neuerungen im Bereich des praktisch Möglichen bleiben. Die Beschäftigung mit Dingen außerhalb des eigenen Fachs ist für jeden gebildeten Menschen ein glückliches Bedürfnis. Sie wirkt erfrischend und anregend nach allen Richtungen hin. Es kommt häufig vor, daß nur der Außenstehende die Mängel erkennt, welche in einem Fach zur gewohnheitsmäßigen Herrschaft gelangt sind. Gerade die Vielseitigkeit des einzelnen, d. h. die allgemeine Bildung, ist das wichtigste Merkmal eines hohen kulturellen Entwicklungszustandes und politischer Reife. Was würde eine Volksvertretung bedeuten, wenn jedes Mitglied darin nur ein Banause wäre? Die Verfassung würde dann bloß dem Namen nach bestehen. Um die Verfassung zu verwirklichen, ist es **Pflicht jedes Staatsbürgers**, sich um die Dinge außerhalb seines Fachs zu bekümmern, namentlich teilzunehmen an allen Fragen, die das öffentliche Wohl betreffen.

Viele glauben, daß die Gelehrten ihr Leben in olympischer Heiterkeit schwelgend verbringen und beneiden sie darum. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, den Irrtum zu beseitigen. Auch die Gelehrten haben heftige Kämpfe zu bestehen. Ihr Leben ist reich an Enttäuschungen; häufig müssen sie sich in Entsagung üben. Ihr bester Lohn — mitunter ihr einziger — besteht in der inneren Befriedigung, das Rechte gewollt und ihre Pflicht getan zu haben.

Jedermann soll in seinem Fache tüchtig sein, aber niemand sollte darum in Banausentum versinken; niemand braucht das Martyrium des Weltverbesserers auf sich zu nehmen, **sondern jeder sollte im Rahmen der Sitte und des geltenden Rechts auf Grund der verfassungsmäßigen Garantien zu allen Fragen des öffentlichen Wohls Stellung nehmen und sich in jeder Beziehung als nützliches Mitglied der Volksgemeinschaft nach Kräften betätigen.**

Wir glauben diese Betrachtungen nicht besser abschließen zu können, als mit den Worten, welche Professor O. Kammerer in seiner Schillerrede am 8. Mai 1905 in Charlottenburg sprach:

„Die wirkliche Vaterlandsliebe, die in der Befreiung des Vaterlandes von unwürdigen Zuständen unter selbstloser Hingabe der eigenen Persönlichkeit ihr vornehmstes Ziel findet: diese wahre Vaterlandsliebe gibt sich eben nicht in billigen Lobreden auf das Bestehende und in theatralischen Festen kund, sondern sie besteht einzig und allein in dem selbstlosen und freimütigen Eintreten für das Gemeinwohl, in der Hingabe der Arbeitskraft und, wenn es sein muß, des Lebens für die Gesamtheit. Eine Vaterlandsliebe in diesem Sinne erringt nur in den seltensten Fällen öffentliche Anerkennung; sie setzt ein stilles Heldentum voraus, das in der eigenen Tat allein seine Befriedigung findet. Eine solche Betätigung ist um so schwerer, als sie dreierlei erfordert: Selbstlosigkeit, Wahrhaftigkeit und Freimut."

Carità eterna.

Aus tausend Jahren komm ich her,
Durch Sonnenhöhen, durch Erdentiefen,
Über die Wasser, wenn dunkel sie schliefen,
Über das weite, das schweigende Meer —,

Und sanft, von flüchtigen Stunden getragen,
Tret' ich zu dir und fasse dein Haupt
Und stille sie alle, die tränenden Klagen,
Und schenke den Frieden, den sie dir geraubt . . .

Kennst du die Stimme,
Fühlst du den Laut?
Weißt du, wie oft ich
Ins Aug' dir geschaut?
Weißt du, wie oft schon
Dein Schmerz mir vertraut?

In tausend Jahre wandl' ich fort,
Über die finstern, die qualmenden Gründe,
Betend hoch ob Jammer und Sünde,
Hin zum goldenen, strahlenden Port —,

Und immer, wenn ich am steinigen Pfade
Dich finde, in Leid und Trauer versenkt,
Will ich dir singen vom ew'gen Gestade,
Wohin du die suchenden Blicke gelenkt . . .

Konrad Falke.

Was die Drossel sang.

Von

Josef Kaufmann.

Man nannte ihn in der Stadt nur das alte Pergament, und er sah auch in der Tat wie ein altes, vergilbtes Lederbüchlein vergangener Jahrhunderte, eingeschrumpft und verrunzelt, aus. Nur sein freundliches Lächeln und der gütige Zug um den Mund verriet, daß in diesem trockenen, alten Körper eine liebe, gute Seele wohnte, die mit der Welt leben und sich freuen konnte. Es hatte etwas Rührendes, das alte Herrchen auf der Straße gehen zu sehen. Tagtäglich machte er, gestützt auf einen braunen Stock mit Elfenbeinkrücke und -zwinge, seinen Morgenspaziergang, stets denselben Weg von 10 Uhr an bis zur Zeit, wo die Glocken Mittag läuteten; immer in Gedanken versunken, denn seine Lippen bewegten sich beständig in unhörbaren Selbstgesprächen, wie es viele an Alleinsein gewöhnte Menschen tun, die nur sich selbst zum Zuhörer haben. Er trug Sommer wie Winter denselben langschößigen, an den Nähten schon stark grau schimmernden Rock, und aus den langen Flügeltaschen hing auch wohl manchmal der Zipfel eines roten Tuches. Die Rockärmel wurden so wenig der vordringlichen Hemdärmel als die großgestreiften engen Hosen der durchs Alter fuchsig gewordenen Stiefelschäfte Herr. Stets trug er auch einen Zylinder, der aber so groß war, daß er erst bei den Ohren auf Widerstand stieß, fast das ganze kleine Köpfchen mit den spärlichen Silberhaaren zudeckte und eine Form und Farbe hatte, daß die bösen Gassenjungen einander zuriefen, er habe ihn vom Kaminfeger geliehen.

Der Vatermörder mit der schwarzen, dreimal um den Hals geschlungenen Binde schloß das Bild dieses heutzutage immer seltener werdenden gemütlichen Originals würdig ab.

Wie alt er war, wußte eigentlich niemand im Städtchen, denn auch die Erwachsenen hatten ihn nie anders gesehen als er jetzt war. Man wußte nur, daß sich an seiner Gartentüre ein großes, altmodisches Schild befand, das die Aufschrift trug: Dr. Johannes Wartberg, Schuldirektor. Näheres erfuhr aber niemand, denn niemand kam in das Haus, und

die alte Kathrine, die einst als vater- und mutterloses Mädchen von ihm aufgenommen worden war, dann aber infolge einer unglücklichen Liebesgeschichte in eine schwere Krankheit verfallen war und dabei fast alles von ihrem bißchen Menschenverstande eingebüßt hatte — die Kathrine antwortete auf alle neugierigen Fragen mit einem halb blödsinnigen Lächeln. Die kleine Pauline aber, mit ihren klugen rehbraunen Äuglein, die den Ausgehedienst besorgte und in allen Geldsachen eigentlich die Seele des Hauses war, die wußte selber nichts, machte aber allen Neugierigen gegenüber verständig ein geheimnisvolles Gesicht, als wüßte sie viel, dürfte oder wollte es aber nicht sagen.

Das in einem Garten versteckt liegende Häuschen, das der wilde Wein in seiner üppigen Umarmung fast erdrückte, hatte für alle Leute etwas Geheimnisvolles, und mancher wäre um sein Leben gern eingedrungen, nur um einmal zu sehen, was denn eigentlich da drinnen vorgehe.

Und doch war es da drinnen so ruhig, so friedlich und so frei von allem Geheimnisvollen und Unheimlichen. Der gute alte Herr liebte nur die Ruhe und seine stille Arbeit, seinen Frieden und seine Regelmäßigkeit.

Alles ging in dem kleinen Haushalte streng geordnet seinen Gang. Das hatte sich die Haushälterin wie ein unbewußtes Erbteil aus besseren Tagen erhalten, und der Direktor fügte sich ohne Widerrede jeder an ihn gestellten Anforderung.

Sein einziger Umgang war ein alter, dickbäuchiger Spitz, der vom Asthma geplagt, ihn nur mühsam auf seinen Morgenspaziergängen begleiten konnte, sonst den ganzen Tag über auf dem grünroten Sopha schlafend lag, und eine Drossel, die in einem großen Holzkäfig saß und der eigentliche Liebling des alten Herrn war. Niemand hätte hinter der runzeligen Haut noch eine solche Fülle von Zärtlichkeit vermutet, wie er sie für den Vogel hatte. Jeden Tag saß sie, wenn er arbeitete, stundenlang auf seiner Schulter oder der hohen Rücklehne seines Arbeitsstuhls, er fütterte sie eigenhändig, suchte ihr das Schmackhafteste aus und plauderte mit ihr wie mit einem Kinde. Wenn sie gegen Sonnenuntergang ihr Abendlied sang, rückte er seinen Lehnsessel zurecht und lauschte ihr, den Kopf in die Hand gestützt, mit Andacht und gedankenvoll. Sie sang aber auch so süß, so freudig und schmerzvoll, in langgezogenen, leisen Tönen der Sehnsucht, in schmetternden, kunstvollen Schnörkelläufen, in spöttischen Trillern, daß oftmals die Leute auf der Straße stehen blieben und ihren Erzählungen lauschten. Jeder deutete sie in seiner Weise, der eine heiter, der andere ernst. Auf den alten Mann schienen sie aber immer denselben Eindruck zu machen. Seine Augen bekamen dann einen stillen

Glanz, und um seinen Mund zuckte manchmal ein wehmütiges Lächeln. Dann blickte er in die Höhe und sein Blick blieb unverwandt an einem Ölbilde hängen. Es stellte eine junge Frau dar in duftigem, weißem Kleide, um den feinen Nacken ein buntfarbiges Schawl geschlungen, wie man es in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts trug. Die junge Frau war nicht schön, aber von einem Liebreize, einer Anmut, einer seligen Freudigkeit im Blicke, als trüge sie das Glück der ganzen Welt in ihrem Herzen.

Dieses Bild schaute der alte Herr unverwandt an und saß stets, nachdem die Dämmerung längst eingebrochen war, die Drossel ihr Singen vergessen hatte und friedlich auf ihrem Stängchen schlummerte, noch in derselben Haltung, den Kopf in die Hand gestützt und schien zu träumem, bis die alte Kathrine ihm die Lampe brachte. — —

Ein schöner Märzentag wars diesmal.

Die Abendsonne schüttete übermütig ihr goldenes Strahlennetz über das Zimmer und seine gemütliche altmodische Einrichtung. Zu den weit geöffneten Fenstern strömte veilchen- und primelduftende Luft aus dem Garten herein, die Bäume begannen schon rote, üppige Knospen anzusetzen, der Gärtner hatte die Beete und Wege zurecht gemacht, die Rosen aus der Erde genommen, geschnitten und gebunden. Überall keimte das junge Frühlingsleben, und auch die Drossel begann zum ersten Male seit dem Winter wieder zu singen.

Der Alte schob wie immer seinen Sessel zurecht und lauschte. Wars der Frühling, der auch in ihm sich noch einmal regte, oder wirkte des Vögleins Sang doppelt, weil es so lange geschwiegen hatte? Ganz leise wie ein Erinnerungshauch aus ferner Zeit klangs in ihm, Saiten wurden in seinem Herzen angerührt, die längst erstorben schienen, und alte Gedanken wurden wieder wach, die ihn weit, weit in den Frühling seines Lebens zurücktrugen. — —

Damals wars auch so ein Märztag, und ihm pochte das junge Herz so leicht und frei, wie der Frühling in der ganzen Natur rings um ihn. Er war zum ersten Male seit dem Beginne seiner Studien von der Universität als Schulamtskandidat, wie man damals sagte, ins Pfarrhaus heimgekehrt und vom Vater mit Würde und Stolz, hinter denen sich die Erregung verbarg, von der Mutter mit überquellender Zärtlichkeit empfangen worden.

Nachdem er während eines rasch von der Mutter bereiteten Mahles über alles, seine Studien, das Examen und die Berufung an eine höhere Schule dem mit Freude lauschenden Vater berichtet, nach dem Essen das

ganze Haus mit allen seinen trauten Erinnerungen am Arme der Mutter durchwandert hatte, machte er sich auf den Weg zu Oberförsters. Die wohnten dicht neben dem Pfarrhause und gehörten seit einem Menschenalter zu den treuesten Freunden der Pfarrersfamilie.

Seine Eltern wurden plötzlich still, die Mutter wollte ihn ängstlich zurückhalten, sah ihn betrübt an und brachte doch kein Wort über die Lippen. Er aber achtete gar nicht darauf, versprach bald wieder da zu sein, sprang hinaus, die kleine Treppe vor dem Hause hinunter und hörte nichts mehr von dem, was die beiden Alten sich zuflüsterten, als wagten sie nicht, es laut zu sagen. Wie wohl wards ihm, als er die Gartentür öffnete und durch die altbekannten Wege ging, wo er und die kleine Sophie schon als Kinder gespielt hatten und später so oft — —

Nichts war anders geworden. Selbst der alte Hund lebte noch, erkannte ihn sofort und trottete mit freudigem Geheule auf ihn zu. Die Haustüre stand offen. Wie er in die niedrige Stube eintrat, saß Sophie allein, den Kopf in die Hand gestützt und schien der Drossel, die im Käfige mit einer im Garten um die Wette sang, gedankenvoll zu lauschen. Sie bemerkte sein Kommen gar nicht. Erst als er ihren Namen nannte, sah sie auf, stieß einen Schreckens- und doch Freudenschrei aus, stürzte auf ihn los, ergriff seine beiden Hände und — eilte auf einmal in Schluchzen ausbrechend zum Zimmer hinaus.

Er verstand dieses seltsame Benehmen nicht, setzte es aber auf Rechnung der ersten Aufregung über das Wiedersehen und wartete darum geduldig, bis sie wiederkäme. Doch eine halbe Stunde verstrich, und schon wollte er sie suchen gehen, als er im Gange die Stimme des Oberförsters hörte, der gleich danach, die Büchse über dem Rücken, an der Seite eines jungen Mannes eintrat.

„O, der Hans ist wieder da. — Was für eine Überraschung! Guten Tag, wie geht dirs denn“, rief er mit seiner dröhnenden Stimme und reichte ihm die Hand. „Du erlaubst doch, daß ich dich noch wie früher du nenne? Sieh nur einer, wie stattlich er geworden ist! — Die Eltern werden eine Freude gehabt haben! — Wo steckt denn nur die Sophie? Wird die sich freuen, dich wieder zu sehen! — Sophie! Sophie,“ rief er wiederholt. „Nun, setze dich nur. Sie muß ausgegangen sein, wird aber jedenfalls bald wieder heimkommen. Ich hol eine Flasche Guten herauf. Wir müssen doch das Wiedersehen feiern.“

Nach dieser ersten lebhaften Begrüßung stellte er den jungen Mann vor, der Wartberg noch nicht bekannt war und durch nichts weiter auffiel, als daß er ziemlich stutzerhaft gekleidet war und recht unbedeutend aussah.

„Es ist Herr Walther v. Braunfels," sagte der Oberförster, „der Sohn unseres neuen Gutsherrn und mein zukünftiger Schwiegersohn. Vorgestern war die Verlobung. Schade, daß du — —"

„Verlobt?" schrie Wartberg. „Mit dem da?" und packte den alten Mann am Arme.

„Freilich," erwiederte der und sah ihn einen Augenblick ganz verdutzt an.

Es ward ganz still im Zimmer. — „Das freut dich wohl," fuhr der Förster fort. „Ich kanns mir denken, ihr wart ja immer gute Freunde zusammen. Sophie ist sehr glücklich. Das Mädel ist ganz närrisch in ihren Liebhaber. Gelt, Walther? Ein Blitzmädel! Ja, warum sagst du denn nichts," fuhr er fort, als wieder eine Pause eingetreten war, in der ihn Wartberg wie versteint angestarrt hatte. „Du stehst ja da, als ob — — „Ich gratuliere, Herr Oberförster," stieß er heiser heraus. „Und jetzt adieu, ich muß wieder gehen."

Damit drückte er dem alten Förster rasch die Hand und war draußen, noch ehe der etwas hatte erwiedern können.

Er stürmte durch den Garten, ohne zu sehen und zu hören. Erst an der Gartentüre mußte er stehen bleiben, denn Sophie trat ihm in den Weg.

„Bleib einen Augenblick," bat sie. „Der Vater hat dirs erzählt — es ist wahr, was er sagte — aber höre mich an." — „Schon gut, Sophie," rief er, ohne sie anzusehen und schob sie bei Seite. „Werd glücklicher mit ihm, als du mit mir — —"

Fort war er, hörte nur noch, daß sie laut aufschrie. Die Drossel sang so lustig und spöttisch, als freute sie sich über das, was sie gehört hatte — —

Zu Hause schloß er sich, ohne ein Wort zu sagen, in sein Zimmer ein, packte alle seine Sachen wieder zusammen und erklärte dann seinen Eltern, die verschiedene Male an die verschlossene Tür geklopft und ängstlich jedem Geräusche im Zimmer gelauscht hatten, er wolle noch am Abende abreisen.

Die Mutter suchte ihn zu trösten. Sie habe es ihm nicht mitteilen wollen, um ihn nicht zu betrüben. Hätte sie eine Ahnung gehabt, daß es so schnell käme — —. Er schnitt ihr das Wort ab. „Es ist besser so. Besser jetzt als —"

Der Vater redete ihm zu, ein Mann zu sein, das Unabänderliche mutig und mit Fassung zu tragen, und nicht durch eine übereilte Abreise alles noch schlimmer zu machen.

Aber alle ihre Überredungskünste scheiterten an seinem festen Entschlusse. Und so gaben die beiden alten Leute schließlich schweren Herzens nach.

„Wie schnell ist die Freude gestört worden," sagte die Frau zu ihrem Manne und wischte rasch die vorbrechenden Tränen ab, damit der Sohn, der eben eintrat, nichts merkte.

Der Abend schlich traurig und langsam hin. Nur wenig wurde gesprochen. — —

Wartberg brach gegen 10 Uhr auf, bat seine Mutter, ihm das Gepäck am andern Morgen nachzuschicken, da keine Post mehr gehe, nahm von den Eltern Abschied, als gälte es fürs Leben, und ging dann, nur mit einem kleinen Ränzchen bepackt, fort.

Er wollte die Nacht hindurch zu Fuße gehen, um nur so bald als möglich von der Heimat fortzukommen, und am Morgen die erste Post nehmen. Wohin, das wußte er selbst noch nicht. Aber es mußte weit, weit sein. Als er am Garten des Oberförsters vorbeikam und sah, daß alle Fenster dunkel waren, trat er ein, um noch einmal in aller Stille von seinem Glücke Abschied zu nehmen. Der Hund erkannte ihn sofort, umlief ihn schwänzelnd und leckte seine Hand.

„Nicht alle sind treulos," dachte er, indem er ihn streichelte, und sein Herz krampfte sich wieder zornig zusammen. Die Gartentüre fiel ziemlich schwer ins Schloß. Er schritt, das Gesicht nach ihrem Fenster gerichtet, langsam voran. All das alte Glück fiel wieder schwer auf seine Seele, und der neue Schmerz tat doppelt weh.

Doch als er in die Laube trat, stürzte sich eine Gestalt auf ihn, und schlang, ehe er wußte, was geschah, beide Arme um seinen Hals.

„Ich hab dich erwartet, weil ich wußte, daß du kommen würdest," flüsterte ihm Sophie aufgeregt und leidenschaftlich ins Ohr. „Du willst wieder fort von hier — ohne mich? Nein, nein, ich laß dich nicht. — Bleibe, ich sterbe sonst."

Wartberg schüttelte sie ab und lachte in sich hinein, aber es war ein Lachen, das mehr einem Röcheln glich.

„Damit ich mich an seiner Freude laben kann?" —

„Ich hab ihn nehmen müssen, der Vater wollte es — aber jetzt, wo du wieder da bist, kann ich nicht mehr — ich kann nicht mehr." —

Eine Pause entstand, während der das junge Weib sich wieder liebend an ihn schmiegte, das Dunkel zu durchdringen und auf dem Gesichte ihres Geliebten zu lesen versuchte.

„Laß mich gehen, Sophie,“ erwiderte Wartberg nach einer Weile stillen Kampfes zwischen Liebe und Stolz und suchte ruhig und kalt zu scheinen. „Du hast es gewollt.“

„Ich! Nie! Und wenn du mich noch liebst“ — —

„Still davon,“ knirschte Wartberg bebend vor wieder erwachter Wut und Schmerz. „Du bist seine Braut.“ —

„Nein,“ entgegnete sie hastig, aber fest, „ich bins nicht.“

Wartberg wollte sich losreißen, aber sie klammerte sich fest an ihn und flüsterte leidenschaftlich: „Nein, nein, ich laß dich nicht, ich hab's dem Vater erklärt. Er soll mich totschlagen, aber ich laß dich nicht, hänge mich an dich und gehe mit dir, wohin du gehst.“ —

Da zuckte es durch seinen Leib wie Feuer. Er schnellte wie von Blitz getroffen in die Höhe und stieß atemlos heraus:

„Du mit mir?“

„Mit dir, nur mit dir, ich kann nicht anders. Mit dem andern habe ich gebrochen, bin nicht mehr seine Braut.“

„Ist's wahr?“

„Es waren furchtbare Stunden. Aber jetzt habe ich den Mut dazu gefunden.“ —

„So komme gleich mit, gleich jetzt, wie du bist. Willst du?“

„Ja, ich will,“ sagte sie fest und beinahe feierlich und nahm ein Bündel vom Tische. „Ich hab mich schon gerüstet. Wärst du nicht gekommen, so hätte ich dich geholt. Vater gab mir bis morgen Bedenkzeit, da galts handeln. Glaubst du mir nun?“

Er drückte sie ans Herz und küßte und küßte sie immer wieder.

Sie hängte sich an seinen Arm, schaute noch einmal zum Hause hinauf, als wollte sie Abschied nehmen und flüsterte ihm zu: „Meine Welt bist jetzt du allein.“ — —

Der alte Hund begleitete sie. Sie mußten sich an der Gartentür gewaltsam von ihm trennen — er schaute ihnen lange nach und begann dann kläglich zu heulen. — —

Sie aber gingen Arm in Arm hinaus ins Dunkel — gingen die ganze Nacht hindurch, glückselig von ihrer Liebe und der Zukunft plaudernd. Am Morgen, als sie die Post bestiegen, stimmte eine Drossel ihr Lied jubelnd an, und sie fuhren fort, weiter, immer weiter hinunter nach dem Süden. Denn die Mutter hatte ihm noch zum Abschied ein kleines Beutelchen mit goldenen Füchsen zugesteckt. Hei, wie nun das Leben lachte, die Welt blühte, als freute sie sich an ihrem Glücke. Und als sie ans Meer — ans ewige blaue Meer kamen und hinaus in die

unendliche Ferne sahen, da wars ihnen, als könnte jetzt die Sonne nicht mehr untergehen.

Sie fuhren mit dem Schiffe von Genua nach Civitavecchia, und von da mit dem Wagen nach Rom, dem alten, heiligen, ewig jungen Rom. — —

Zwei Jahre lebten sie da glücklich zusammen. Ein Kindchen, das ihnen geboren wurde und seiner Mutter aufs Haar glich, begann schon die ersten unsicheren Gehversuche. Da raffte Mutter und Kind die Cholera weg. Unter den dunkeln Zypressen bei der Cestius-Pyramide wurden sie zusammen zur letzten Ruhe gebracht.

Und seitdem waren über fünfzig Jahre hingeschlichen — —

Längst hatte die Drossel zu singen aufgehört. Er schien es nicht zu merken. Merkte auch nicht, daß sie ihm auf die Schulter flog, ihn mit ihren runden Perlenaugen verwundert ansah und dann zur Nachtruhe in ihren Käfig zurückflog.

Es wurde immer dunkler. Er regte sich nicht. Die alte Kathrine brachte die Lampe hinein. Und als es Zeit zum Abendessen war, und er sich noch immer nicht erhoben hatte, schlich die kleine Pauline ins Zimmer, um ihn zu wecken. Wie sie ihn anfaßte, schreckte sie zusammen. Er war kalt und regungslos. Sie sprang hinaus und schrie der Alten zu, er sei tot. „Tot?" antwortete diese und lächelte stumpf. „Laß ihn, er schläft nur."

„Jawohl, bis zum jüngsten Tage," rief das kleine Mädchen überlegen und vergaß einen Augenblick seinen Schreck und die Furcht.

„So? Bis zum jüngsten Tage? Ist das noch lange?" sprach die Alte und lächelte wieder trübselig stumpf vor sich hin.

Der Reichsverband gegen die Sozialdemokratie.

Von

E. v. Liebert.

Die große Rede des Reichskanzlers vom 9. Dezember v. J., die in dem Satze gipfelte, daß sich das deutsche Volk das Joch der Sozialdemokratie nicht aufzwingen lassen werde, hat hoffentlich nicht nur äußeren Beifall im Volke ausgelöst, sondern auch zum Nachdenken und Sichbesinnen angeregt. Vielleicht dämmert es nun allmählich in einigen Köpfen, daß die nächsten Wahlen von 1908 über das Schicksal und die Zukunft Deutschlands entscheiden werden insofern, als eine Zunahme der sozialdemokratischen Mandate im Reichstage der Regierung jede Aussicht auf eine nationale Mehrheit rauben würde. Auf der andern Seite werden sich alle Denkenden darüber klar werden, daß die Reichsregierung, falls es gelingt, der Sozialdemokratie einen Teil ihrer gegenwärtigen Reichstagssitze zu entreißen, vielleicht hoffen darf, eine nationale Mehrheit zu gewinnen, und daß sie nicht immer von den Launen des Zentrums bei den Entscheidungen über Lebensfragen unseres Volkes abhängig bleibt. Es ist ferner zu hoffen, daß endlich die Einsicht durchdringt, wie alle Mauserungsillusionen gleich Seifenblasen zerronnen sind, nachdem innerhalb der sozialdemokratischen Presse, in den Volksversammlungen und den Parteitagen rücksichtslos das radikale Element den Sieg davon getragen hat und sich in brutalem Tone überall Geltung verschafft.

In Norddeutschland, wo politische Angelegenheiten als Machtfragen aufgefaßt und behandelt werden, hat sich bereits ein scharfes Abrücken aller Parteien von der Sozialdemokratie kundgegeben, das Resultat scheint erreicht zu sein, daß die bürgerlichen Parteien in ernsten Momenten, bei Wahlkämpfen, den Hader unter einander auf Zeit zurückdämmen und sich des gähnenden Abgrundes bewußt werden, der sie insgesamt von der Umsturzpartei trennt. In Süddeutschland ist man leider von der staatsmännischen Auffassung politischer Fragen weit entfernt, man verquickt Gefühl und Gemüt mit der Politik, und wir haben infolgedessen das Schauspiel erlebt, daß nicht nur das Zentrum, sondern sogar die badischen Nationalliberalen mit den Roten Wahlkartelle abschließen.

Wie würden sich die Engländer ins Fäustchen lachen, wenn sie davon hörten, wenn sie überhaupt unseren Partei-Wirrwarr verständen und unsere querelles allemandes einer Beachtung würdigten!

Im Gegensatz zu den auf praktische Erfolge gerichteten Bestrebungen der französischen und englischen Arbeiter sehen wir das deutsche Proletariat durch die utopistische Idee des allesgleichmachenden Zukunftsstaats verseucht, das Prinzip der Internationale unsere nationalen Überlieferungen, unseren Stolz und unsere Ehre in den Staub ziehen, den deutschen Arbeiter aber zum „Landesverrat" langsam hinabgleiten. Wir sehen diese Wandlung im Volke sich vollziehen, wir sehen die Zahlen der Apostel und der Verführten sich mehren und die anschwellenden Ziffern der Dreimillionenpartei wiederum eine suggestive Wirkung auf die blöde, nicht nachdenkende Masse ausüben. Wir sehen einen Streik nach dem anderen, durch Agitatoren der Partei freventlich angezettelt, wir hören das Vorausverkünden von Massendemonstrationen und des Generalstreiks, und immer noch verbleibt das deutsche Bürgertum bei der alten Vogelstraußpolitik.

Wie oft ist das Bürgertum schon gegen die beständig anwachsende innere Gefahr auf die Schanzen gerufen worden, aber noch verharrt es in seiner überwiegenden Mehrheit in geistigem oder vielmehr in politischem Schlaf. Der alte Trost: Die Regierung wird's schon machen, völlige Gleichgültigkeit gegenüber dieser neuen politischen und sozialen Bewegung, Furcht vor irgendeiner geschäftlichen Beeinträchtigung, endlich Liebäugeln mit dieser mächtigen „freiheitlichen" Richtung — das sind die hauptsächlichen Äußerungen der Volksseele gewesen. Diesem geringen Verständnis für die politische Gefahr ist das Anwachsen der „Mitläufer" zuzuschreiben und dadurch wieder die Zunahme der sozialdemokratischen Wähler bedingt.

Zwei Wege gibt es, auf denen die sozialdemokratische Verhetzung bekämpft werden kann, der wirtschaftliche und der politische. Auf dem einen treten ihr die Arbeitgeber entgegen, die die Leitung ihrer Werke und Betriebe in eigener Hand behalten wollen, auf dem anderen kämpfen diejenigen, die sich das Joch der Sozialdemokratie nicht aufzwingen lassen, sich nicht der Pöbelherrschaft beugen wollen.

Die zahlreichen, aufeinanderfolgenden, zumeist grundlos von außen her angeschürten Streiks, der bedeutende Ausfall an Einnahmen, die Lahmlegung der betreffenden Branche und die große Schädigung dem Mitbewerbe des Auslands gegenüber veranlaßten die verschiedenen Verbände der Industriellen und der Arbeitgeber, sich zu einem großen „Arbeitgeberverbande" zusammenzuschließen. Die riesigen hierdurch

vereinten Kapitalien ermöglichten leicht, den Beschluß durchzuführen, im Falle eines Streiks die Leitung des gefährdeten Betriebes so lange zu unterstützen, bis die Streikkasse der Arbeiter erschöpft ist, und so kräftig, daß der Betrieb keinen Schaden leidet und unter günstigen Bedingungen wieder aufgenommen werden kann. Dies Zusammenhalten der Arbeitgeber hat in Crimmitschau, beim Elektrizitätsstreik in Berlin, in Gera und an vielen anderen Orten dargetan, daß die Arbeiter gegen diese Macht zwecklos ankämpfen und hat überall die von außen kommenden Verführer und Aufhetzer schimpflich verbannt. Da die Arbeitgeber selbst das größte Interesse an der Fortführung der Arbeit haben, so werden sie klug handeln, wenn sie ihren Arbeitern bei berechtigten Wünschen und Forderungen entgegenkommen. Andererseits ist ihnen hier die notwendige Hilfe und Rückendeckung geboten, wenn sie an der Grenze der möglichen Zugeständnisse angelangt sind. Man darf hoffen, daß diese ernste Gegenwehr die Arbeiter zu dem Verständnisse bringen wird, die Bäume wachsen nicht in den Himmel, und Lohnerhöhungen sind nur erreichbar innerhalb günstiger Konjunkturen und aufsteigender Rentabilität des betreffenden Industriezweiges.

Der Menschenfreund mag eine solche kapitalistische Vereinigung gegen die an sich berechtigten Bestrebungen der Arbeiter zur Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage schmerzlich empfinden. Er mag besonders bedauern, daß bei diesem gewaltsamen Auftreten der Arbeitgeber durch Stillstand des Betriebes und Aussperrung der Arbeiter auch die nichtsozialdemokratischen, dem Vaterlande und der Kirche treu gebliebenen Arbeiter mit betroffen werden. Dieser wirtschaftliche Kampf von oben her ist ein zweischneidiges Schwert. Indessen bleibt zu berücksichtigen, daß nur die Not den Arbeitgebern diese Waffe in die Hand gedrückt hat, daß der freventlich in einer Zeit des Niedergangs der sächsischen Textilindustrie in Crimmitschau heraufbeschworene Streik die direkte Veranlassung zum Hervortreten des Verbandes war und daß er sich seitdem bei verschiedenen Gelegenheiten durchaus korrekt bewährt hat.

Als Gegengewicht gegen diesen von dem vereinigten Kapital ausgeübten Druck bleibt immer noch die in Fluß befindliche, wenn auch gegenwärtig in langsameres Tempo gefallene, staatliche Sozialreform. Trotz aller Ausschreitungen der sozialistischen Hetzer in Rede und Presse darf nie vergessen werden, daß es sich auch bei der Dreimillionenpartei um Genossen unseres eigenen Volkstums und um Menschen von deutschem Fleisch und Blut handelt. Wohlfahrt der Arbeiter und Hebung ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse muß dauernd das Programm der Regierung

sowie der staatserhaltenden Parteien bleiben, auch wenn nur schnöder Undank der Lohn für diese Arbeit am Volkswohle ist.

Ein weiteres Gegengewicht bietet sich in der christlichen Arbeiterorganisation beider Konfessionen, die sich in stetigem Fortschreiten befindet und sehr wohl zur Gesundung der sozialen Verhältnisse beizutragen vermag. Ihre Stärke hat sie einerseits auf dem Kongreß in Frankfurt a. M., andererseits durch den praktischen Erfolg bei der Ersatzwahl in Essen betätigt.

Ganz anders liegt die Bekämpfung der Sozialdemokratie auf politischem Gebiete. Hier handelt es sich um das Zurückdrängen des verhängnisvollen Einflusses der Agitatoren und Volksverhetzer und um die Verminderung ihres Einflusses im Reichstage, also um ihre Bekämpfung bei den Wahlen. Hier scheidet jeder Kampf gegen die Arbeiter und deren wirtschaftliche Bestrebungen um Lohnverbesserung aus, der Kampf richtet sich nur gegen die Führer, die da angeben, für die Arbeiterinteressen einzutreten und lediglich um persönliche Machtstellung kämpfen, und gegen die Presse, die das deutsche Volk vergiftet und alles, was uns bisher hoch stand, herabzieht und beschmutzt.

Das einzige und durchschlagende Mittel, um jenen unheilvollen Einfluß der sozialistischen Agitatoren zu brechen, ist ein Zusammenhalten der bürgerlichen Parteien gegen den Feind der bürgerlichen Gesellschaftsordnung, gegen die Umsturzpartei. Gelingt es, die Parteien nach dieser Richtung hin zu beeinflussen und sie von der wachsenden Gefahr, die sie alle von jener Seite her bedroht, zu überzeugen, so ist der Kampf siegreich zu führen und alles Rühmen mit den bisherigen Wahlerfolgen der Sozialdemokratie und ihrer wachsenden Anhängerzahl ist eitel. Nur die Gleichgültigkeit der bürgerlichen Wähler und das gehässige Bekämpfen der bürgerlichen Parteien unter einander hat jene Erfolge ermöglicht. Hier ist also einzusetzen.

Dies ist infolge des traurigen und beschämenden Ausfalls der Reichstagswahlen von 1903 geschehen. Da die politischen Parteien ihr Programm und ihren Besitzstand streng verteidigen, da eine neue Partei zu den unzähligen alten nicht gebildet werden sollte, so blieb nichts übrig, als eine neutrale Stelle zu schaffen, die allen bürgerlichen Parteien entgegenzukommen und ihre Interessen zu wahren sich bestrebte, ihnen allen aber den gemeinsam zu bekämpfenden Feind wies. Auf dieser Grundlage entstand nach längeren Vorbereitungsverhandlungen am 9. Mai 1904 der „Reichsverband gegen die Sozialdemokratie“, der gegenwärtig über 80000 Mitglieder in allen Teilen des Reiches zählt und

dem in erfreulich steigender Weise Gelder zufließen, um die schwere von ihm übernommene Arbeit durchzuführen.

Nach seinen Satzungen hat er die Bestimmung, „alle in Treue zu Kaiser und Reich stehenden Deutschen ohne Unterschied ihrer religiösen und politischen Stellung zum Kampf gegen die antimonarchischen und revolutionären Bestrebungen der Sozialdemokratie zu einigen.“ Im besonderen will er bei Wahlen auf ein gemeinsames Vorgehen aller bürgerlichen Parteien hinwirken und den durch sozialdemokratischen Terrorismus bedrängten Arbeitern und Gewerbetreibenden Hilfe gewähren. Ist also die Grundstimmung des Verbandes auch auf Kampf gerichtet, so soll er andererseits hauptsächlich vermitteln und verbinden, daneben die bedrängten Volksgenossen nach Kräften unterstützen.

Im Anfange seines Auftretens begegnete der Reichsverband bei allen Parteien einem schwer zu überwindenden Mißtrauen, weil die Befürchtung nahe lag, daß es sich doch um eine neue Parteibildung handle, und weil die sofort eingeleitete Sammlung von Geldspenden jeden um den eigenen Parteisäckel besorgt machte. Dieser Argwohn gab sich auch in den Preßorganen der verschiedensten Richtungen kund. Während aber langsam Angehörige der nationalen Parteien die gesunde Vermittlungstendenz des Reichsverbandes anerkannten und sich als Mitglieder anmeldeten, nahm das Zentrum von vornherein einen abweisenden Standpunkt ein und behauptet allen erneuten Werbungen gegenüber, daß es für sich allein die Sozialdemokratie bekämpfe und keiner Unterstützung bedürfe. Hierbei ist es verblieben.

Während die erste Tätigkeit des jungen Verbandes zunächst eine eifrige Werbearbeit sein mußte, um sich Mitglieder und Kassenbestand zu schaffen, so wurde er doch schnell genug zur Arbeit gerufen bei den inzwischen anberaumten Reichstags-Ergänzungswahlen. Schon 1904 konnte er schüchtern und mit bescheidenen Mitteln mitwirken bei den Nachwahlen in Marienberg-Zschopau, Altenburg und Frankfurt a. O.; 1905 aber hat seine Tätigkeit voll eingesetzt in den Wahlkämpfen von Hameln-Springe, Hof, Oberbarnim, Fürth-Erlangen, Eisenach und Plön-Oldenburg. In allen diesen neun Wahlkreisen siegten nationale Kandidaten der verschiedenen Parteien. Nur in einem Wahlkreise, Calbe-Aschersleben, behauptete die Sozialdemokratie das Mandat, da dort besondere Zeitumstände und personelle Rücksichten obwalteten.

Überall hat der Reichsverband dieselbe Taktik verfolgt. Er mischte sich nicht in die Kandidatenwahl, sondern überließ diese den Parteien. Jedem der bürgerlichen Kandidaten bot er seine Unterstützung durch Volks-

redner, Broschüren, Flugblätter und sonstiges Agitationsmaterial an. Daneben suchte er die verschiedenen Kandidaten dahin zu beeinflussen, daß sie den übrigen bürgerlichen Parteien gegenüber keinen allzu scharfen Ton anschlugen und für die Stichwahl sich zum Zusammenwirken gegen den allen gemeinsamen Gegner, den Sozialdemokraten, verpflichteten. Dieses objektive, neutrale, selbstlose Verfahren hat überall Anerkennung gefunden und bei dem überraschend günstigen Erfolge dem Reichsverbande viel Lob und Dank sowie stark ansteigende Mitgliederzahl eingetragen. Es zeigte sich, daß die Macht der Sozialdemokratie nur auf der gegenseitigen Befehdung der bürgerlichen Parteien, auf der Gleichgültigkeit und dem mangelnden Pflichtgefühl der Bürger beruhte. Sie war gebrochen, als eine vermittelnde Hand die Fehde milderte, die Lässigen zur Wahlurne trieb und geschulte Redner die unsachlichen Argumente und aufreizenden, geistlosen Wahlreden der Genossen widerlegten.

Die Erfahrung lehrte, daß die Sozialdemokratie am sichersten mit ihren eigenen Mitteln bekämpft wird, nämlich durch Organisation, Opferwilligkeit und systematische Wahlagitation. Die Organisation der bürgerlichen Parteien fehlte zumeist in den Wahlkreisen, in denen bislang politisch zu arbeiten war. Mit rührender Naivität und noch rührenderem Vertrauen auf die Entwicklung der Dinge traten die Wahlkomitees vielfach in den Kampf. Während die Genossen ein Netz von Vertrauensmännern über jeden Wahlkreis ausgebreitet haben, mit denen das Wahlkomitee durch Radfahrer in beständiger Verbindung steht und die es mit Flugblättern und Zeitungen versorgt, waren in den bürgerlichen Parteien nur an einzelnen Stellen dauernd tätige Vertrauensmänner ernannt und auf ihr Amt eingedrillt. Wenn dies System auf dem Lande aber gelegentlich durchgeführt war, so versagte es in den Städten, weil dort schwer geeignete Männer für ein beschwerliches Ehrenamt zu finden sind. Und doch ist diese Einrichtung gerade in den Städten am wichtigsten, weil es sich darum handelt, bezirks- und straßenweise alle Wähler zu kontrollieren und sie persönlich zu veranlassen, sich in die Wählerliste eintragen zu lassen und am Wahltage sie an die Urne zu bringen. Nur durch eine solche, auf jeden Wahlberechtigten sich erstreckende Kontrolle ist es möglich, die bürgerlichen Wähler zur Pflicht anzuhalten, während die Sozialdemokraten schon längst jeden Genossen zum Wahllokal heranschleppen.

Zur Vorbereitung der Wahlen, zur Agitation in Versammlungen und durch Flugblätter, Bekanntmachungen u. dgl. gehört vor allem Geld. Dies wird auf sozialdemokratischer Seite durch terroristisch eingetriebene

wöchentliche Abgabe oder Besteuerung jedes „Organisierten" gesammelt. Die Umsturzpartei verfügt durch dies einfache, aber großartig durchgeführte und wirksame Verfahren über bedeutende Mittel, die als Parteidiäten an die Reichstagsabgeordneten und als Wahlfonds Verwendung finden. Um dem Gegner nach dieser Richtung beizukommen, mußte der Reichsverband zunächst zahlreiche Mitglieder werben, die ihn durch ihre Beiträge dauernd unterstützen, andererseits wohlhabende Spender gewinnen, die durch hohe und wiederholte Gaben die Kasse gefüllt halten. Dabei kommt in Betracht, daß der Arbeiter, der sich der Sozialdemokratie verschreibt, mit dem Groschen, den er der Organisation zu entrichten hat, glaubt, sich und seinen Kindern eine bessere, hellere Zukunft zu erkaufen, da er die verlockenden Versprechungen der Agitatoren für bare Münze nimmt. Die Angehörigen der bürgerlichen Parteien aber gehören je nach dem Maße ihres Wohlstandes schon einer Reihe von wohltätigen, geselligen und vaterländischen Vereinen an und sehen den Beitritt zum Reichsverbande sowie die Verpflichtung zum Zahlen vielfach nur als eine neue Betätigung der Vereinsmeierei an. Für den einen ist es ein Evangelium, für den anderen eine unbequeme Pflicht. Dazu kommt die im deutschen Wesen begründete Schwäche, daß für wissenschaftliche, religiöse, literarische Zwecke immer Geld vorhanden ist, für politische und im besonderen nationale Aufgaben das Verständnis mangelt.

Um in den Wahlversammlungen den Sozialdemokraten gegenüberzutreten und die öden Gemeinplätze, die von jenen vorgebracht werden, widerlegen zu können, mußte der Verband auf die Heranbildung von Rednern bedacht sein. Da es sich um Belehrung und Aufklärung der Massen handelt, so empfehlen sich am meisten Leute aus dem Volke, die den nötigen Stoff beherrschen, daneben aber volkstümlich zu sprechen verstehen, und denen der gemeine Mann lieber zuhört, denen er mehr Vertrauen schenkt als den akademisch Gebildeten. Um dieses Bedürfnis zu befriedigen, sind in gewissen Zwischenräumen Rednerschulen eingerichtet worden, die bereits recht erfreuliche Resultate gezeitigt haben. Eine Anzahl Redner hat in die oben aufgeführten Wahlen tatkräftig und überzeugend eingegriffen. Die günstigen Wahlergebnisse und die Anerkennung der Wahlkomitees sowie der örtlichen Parteien und Vereine haben dies bestätigt. Dieser Art der politischen Ausbildung von gehobenen Arbeitern, Handwerkern und einfachen Männern wird fortgesetzt die größte Aufmerksamkeit zu schenken sein, da bei den Hauptwahlen im Jahre 1908 ein sehr gesteigerter Bedarf an derart geschulten Kräften fühlbar werden wird.

Neben der Organisation der Wahlkreise und der mündlichen Agitation spielt selbstverständlich die Presse eine große Rolle. Nur durch die Tagespresse ist es möglich, auf die öffentliche Meinung zu wirken, das Volk zu belehren, es über den Terrorismus und die unsere gesunde nationale Entwicklung schädigenden Irrlehren der Sozialdemokratie aufzuklären. Leider ist es außerordentlich schwer geworden, durch die Presse auf die Arbeiterbevölkerung zu wirken, weil letztere nichts mehr als sozialdemokratisch geleitete Blätter, Schriften, Kalender zu lesen bekommt. Um dennoch möglichst auf die kleinen Leute und niederen Schichten Einfluß zu gewinnen, gibt der Reichsverband eine Wochenkorrespondenz heraus, die die Reden, Schriften und Handlungen der Sozialdemokraten bekämpft und widerlegt, und die kostenfrei an viele Hundert deutscher Zeitungen versandt wird. Vornehmlich werden die mittleren und kleineren Provinz- und Lokalblätter damit bedacht, die sich auch in ausgiebiger Weise des ihnen so gebotenen Stoffes bedienen. Es darf angenommen werden, daß diese systematische Dauerarbeit der vergiftenden Tendenz der sozialdemokratischen Presse entgegenwirkt und manchen Mann aus dem Volke rechtzeitig warnt.

Mit diesen wenigen hier aufgezählten Punkten ist die Arbeit des Reichsverbandes durchaus nicht erschöpft; doch empfiehlt es sich, bei politischer Tätigkeit nicht alle Karten aufzudecken und alle still gesponnenen Fäden bloß zu legen. Hier handelt es sich nur darum, auf die Arbeit dieses neuen politischen Körpers hinzuweisen und die national gesinnten Teile unsers Volks darauf aufmerksam zu machen, welche hohe Bedeutung diese stille Arbeit mit der Zeit gewinnen kann, wenn sie genügende, moralische und materielle Unterstützung findet.

Immer neue Beziehungen werden geknüpft, neue Anträge gehen ein, Bitten um Unterstützung gegen sozialdemokratischen Terrorismus und Boykott, Bitten um Darlehn und Hilfsleistungen, Ersuchen um Hilfe bei Kommunal- und Landtagswahlen und dergl. Da der Verband vor allem moralische Eroberungen zu machen wünscht, so gilt als Grundsatz, daß möglichst niemand ohne befriedigenden Bescheid die Geschäftsstelle verläßt. Wo irgend geholfen oder eingegriffen werden kann, da geschieht dies. Im übrigen ist alles auf das große Ziel gerichtet: Einfluß auf die Wahlen von 1908 zu gewinnen, sodaß die sozialdemokratische Umsturzpartei nicht weitere Fortschritte macht, sondern in der Zahl ihrer Reichstagsmandate zurückgeschraubt wird. Am deutschen Volke ist es, diese Bestrebungen nach Kräften zu unterstützen.

Seit dem Jenaer Parteitage und dem darauf folgenden Personalwechsel im „Vorwärts“ hat dies Blatt und nach ihm die übrige sozial-

demokratische Presse einen Ton des Hasses und der Auflehnung gegen alles staatliche Leben und alle bürgerlichen Anschauungen angeschlagen, wie er bisher in den Spalten der deutschen Presse unbekannt war. Die blutigen Taten der russischen Revolution mit all ihren abschreckenden Einzelheiten veranlassen die Schriftsteller des „Vorwärts“ dazu, unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!“ das deutsche Proletariat zu gleichen Heldentaten aufzurufen und es auf die Zukunft zu vertrösten, die gleiche Erscheinungen auf deutschem Boden zeitigen werde.

Als eine Folge dieser blutrünstigen Veröffentlichungen sind bereits die Straßendemonstrationen in Dresden und Chemnitz zu verzeichnen, die zur Einschüchterung der Staatsregierung und zur Erzwingung des allgemeinen Wahlrechts für den sächsischen Landtag dienen sollen. Im gegenwärtigen Augenblicke, angesichts der beispiellosen Wirren in Rußland, dürfte schwerlich eine Regierung die Schwäche haben, solchen Tumulten des Pöbels nachzugeben und zwangsweise sich zu einer Änderung der Verfassung zu verstehen. Den Agitatoren und Parteiführern kommt es auch hauptsächlich darauf an, den Pöbel durch die immer zündenden Worte: Es ist Blut geflossen! und man hat auf friedliche Bürger geschossen! aufs tiefste aufzuregen und ihm die Brücken zu friedlicher Verständigung mit Regierung und Bürgertum abzubrechen.

Bekanntlich sind ähnliche Kundgebungen durch Protestversammlungen und Straßentumulte in den preußischen Städten für den Monat Januar geplant. Es steht zu hoffen, daß die preußische Regierung die Brandreden der Agitatoren innerhalb der Versammlungen ausreichend kontrolliert und rechtzeitig einschreitet, ehe der Unfug auf der Straße beginnt. Seitdem die Erfahrung gelehrt hat, daß das allgemeine Wahlrecht langsam aber andauernd die besitzenden Klassen und die Intelligenz aus dem Parlament verdrängt, muß jenes Recht, als verfassungsmäßig gegeben, zwar ertragen werden, es liegt aber kein Grund vor, dies Danaergeschenk auf andere Gebiete zu übertragen, in denen es noch keine Geltung hat. Mindestens ist vorher die politische Macht der Sozialdemokratie zu brechen und das Bürgertum zur gewissenhaften Ausübung der Wahlpflicht zu erziehen.

Eine Ferienreise durch Galizien.

Von

Otto Hötzsch.

(Schluß.)

VII.

Die Polen gehen dem Ruthenentum gegenüber aber auch aggressiv vor, indem sie die nichtpolnischen Elemente direkt zu polonisieren streben. Der Kampf um Sprache und Schule kommt also hinzu, d. h. das Streben auf der polnischen Seite, zu polonisieren oder wenigstens die Ruthenen auf möglichst niedrigem Bildungsniveau fest und damit von der Möglichkeit, im Staatsleben für sich Einfluß zu gewinnen, fern zu halten. Die beiden entscheidenden Tatsachen der Vergangenheit dafür sind: die Einführung der polnischen Amtssprache in Verwaltung und Gericht im Jahre 1867 und die Errichtung des galizischen Landesschulrats im Jahre 1868. Auch wenn Eingaben in ruthenischer Sprache gemacht werden können und auch wenn vor Gericht ruthenisch verhandelt werden kann, so ist doch eben die innere und — nach Möglichkeit durch die polnischen Beamten, namentlich durch die Richter gefördert — auch die äußere Amtssprache polnisch. Nun führt der geschilderte Zustand der Volkswirtschaft zu einer Unmenge von Prozessen, und es gibt daher auch in den kleinsten Nestern unendlich viele Advokaten (manchmal zugleich „Bankiers"). Was daher diese polnische Sprachpolitik für den nichtpolnischen Volksteil und namentlich seine Intelligenz bedeutet, liegt auf der Hand; die Gefahr der Polonisierung lockt hier um so mehr, als man nach äußerster Möglichkeit Ruthenen nicht an erste Stellen, wo sie keinen kontrollierenden Vorgesetzten mehr haben, kommen läßt.

Das eigentliche Mittel der Polonisierung aber ist, da die römische Kirche nur in beschränktem Maße dafür in Frage kommt, die Schule, über der der genannte Landesschulrat als ein in Wahrheit polnisches Unterrichtsministerium mit seinen Schulinspektoren an den einzelnen Orten waltet. Wie die Russen überhaupt, sind die Ruthenen alles andere eher als ein dummes Volk. Wenn natürlich auch der Fremde beim Vergleich die Züge des polnischen Bauern geistig reger, seine Augen glänzender und lebhafter finden wird als beim Ruthenen — mir fiel dieser Unterschied in dem Treiben auf dem ungemein interessanten Dominikanermarkt in Krakau besonders auf —, so hat der letztere doch, trotz der schweren Partie in der unteren Gesichtshälfte und der heruntergezogenen Mundwinkel, die dem Gesicht leicht etwas Stumpfsinniges geben, die hohe Intelligenz, die auch seinen großrussischen Bruder auszeichnet. Und dazu, wie die Geschichte des ruthenischen Bildungswesens zeigt, einen lebhaften Bildungsdrang; schon im sog.

Vertrag von Hadjacz, den der Hetman Wyhowskyj 1658 mit Polen über die Ukraine schloß, heißt es ausdrücklich, daß die Akademie zu Kijew dieselben Rechte erhalten solle wie die Krakauer Universität und daß möglichst noch in eine andere Stadt der Ukraine eine Akademie gelegt werden solle. Das Bildungswesen der Ruthenen, für das sich z. B. auch Josef II. interessierte, war denn auch besser als das polnische, bis mit der Begründung der genannten Behörde und — es klingt wie ein Hohn — mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht und der Pflicht zur Errichtung von Schulen ein radikaler Umschlag eintrat. Seitdem datieren die jämmerlichen Schulzustände bei den Ruthenen und die Riesenzahl von Analphabeten unter ihnen.

Der Grund dafür ist mit einem Worte die Durchführung des Satzes, daß alle Schulkinder polnisch zu sprechen imstande sein sollen. Das führt zu unglaublichen Zuständen: so hörte ich in einem kleinen Orte im südlichen Galizien, der zu zwei Drittel aus Ruthenen besteht, daß da ein polnischer Lehrer war, den die Kinder gar nicht verstanden; folglich wurden erst ein paar Jahre verbraucht, bis das nötigste zum Verständnis des Polnischen beigebracht ist, und anderes darüber vernachlässigt — allerdings nicht die alten polnischen Königssagen von Krakus und Wanda oder die Renommierstücke der polnischen Geschichte von Sobieski und Kosciuszko.

Zwar heißt es im Staatsgrundgesetz, daß kein Kind gegen seinen Willen in einer anderen als der Muttersprache unterrichtet werden soll. Aber das galizische Landgesetz, das, wenn ich die Dinge richtig verstanden habe, in Österreich Reichsrecht bricht, sagt: Für Kinder, die die zweite Landessprache sprechen, ist der Unterricht in der polnischen Sprache obligatorisch. Daher gibt es in Galizien gar keine rein ruthenischen, sondern nur rein polnische und sog. utraquistische Volksschulen, d. h. Schulen mit zwei Unterrichtssprachen. Was dabei für den Unterricht und die Volksbildung herauskommt, kann man sich denken, von den rein technischen Mitteln der Schulverwaltung für die Polonisierung, wie Versetzung der Lehrer, Bestimmung der Zahl der Klassen und dergleichen mehr, noch ganz zu schweigen. Sehr bedenkliche Geschichten wurden mir auch erzählt, wie leicht man es dem ruthenischen Bauern mache, sein Kind dem Schulbesuch fern zu halten: ein Entschuldigungszettel zu fünf Gulden, fertig! In einem Orte, wo ich war, hatte ein Arzt mit solchen Zetteln geradezu Handel getrieben.

Weiter: Eine solche utraquistische, quasi ruthenische Volksschule mit ein bis zwei Klassen kann natürlich keinen deutschen Unterricht haben. Folge: die Kinder können dann nicht in die Mittelschulen übergehen, während die vierklassigen polnischen Volksschulen ihre Schüler dahin senden. Weitere Folge: der Zudrang der Ruthenen zur Intelligenz wird unterbunden, das Volk bleibt an die Scholle gebunden und dumm. Dabei kommt es vor, daß die ruthenischen Bauern — auch in der Bukowina ist mir das erzählt worden — selbst um den deutschen Unterricht petitionieren. Sie sehen den Wert dieser Sprache ein, zunächst ja gleich beim Militär: der Junge kann doch Gefreiter und Unteroffizier werden, wenn er deutsch kann!

Bei dieser Politik sind folgende beiden Zahlen ohne weiteres verständlich: 47 polnische, 5 ruthenische Gymnasien, keine ruthenische Realschule. In Österreich kann ein Gymnasium durch Verordnung des Kaisers oder des Ministeriums ohne weiteres errichtet werden, in Galizien muß aber erst der Landtag die Errichtung eines solchen mit nichtpolnischer Sprache für wünschenswert erklären. Effekt: obiges Verhältnis. Dabei ist der Zudrang aus der Bauernbevölkerung erstaunlich groß, z. B. zählt das ruthenische Gymnasium in Tarnopol 600 Schüler. Und mit großer Opferwilligkeit erhält man die sogenannten Studentenheime, in denen die Söhne der Landbevölkerung Wohnung, Kost und Aufsicht zu einem ganz geringen Preise (14 bis 17 Kronen monatlich) oder umsonst erhalten. Das Streben der Ruthenen geht natürlich auf Vermehrung der ruthenischen höheren Schulen und schärfere Ausprägung ihres Charakters dadurch, daß in den Mittelschulen nur eine Landessprache die Vortragssprache sein und die Bestimmung der Vortragssprache bei neuen Mittelschulen von dem Prozentverhältnis der Nationalitäten in dem betreffenden Bezirke abhängig gemacht werden soll.

Auch die Hochschulen Galiziens sind ausschließlich polnisch. Lemberg war ja ursprünglich (1784 gegründet) eine deutsche Universität, seit 1787 mit ruthenischen Lehrkanzeln, die nach und nach vermehrt wurden. Erst 1871 ist auch diese Hochschule utraquisiert, d. h. polonisiert worden und hat nur noch mehrere, ich glaube 6 ruthenische Lehrkanzeln. Jedoch ist die Stellung der Ruthenen in Lemberg so, daß schon einmal vor einigen Jahren ein vollständiger Exodus der ruthenischen Studenten stattfand, denen dann die Fortsetzung des Studiums auf anderen österreichischen Hochschulen durch die Opferwilligkeit der Volksgenossen ermöglicht wurde. Daher ist es auch ein Punkt im Programm der ruthenischen Bewegung, eine eigene ruthenische Hochschule zu erhalten als ein Kulturzentrum, dessen Wert die Ruthenen wohl erkennen. Eine Utopie ist das auch insofern nicht, als ihnen die gesamte kleinrussische Wissenschaft in Kijew, Odessa, Charkow, Czernowitz, auch in Agram und Prag zur Verfügung stände und sie ja den Zusammenhang mit der deutschen Wissenschaft — das beweist die große Schätzung und Kenntnis der deutschen Sprache, die ich überall traf — ganz anders festhalten würden als die Polen.

Aber diese sträuben sich durchaus dagegen in derselben richtigen Einschätzung eines solchen Faktors für eine nationale Bewegung; sie wollen lieber — das ist die tragische Ironie für die Deutschen in dieser Geschichte, wie in Österreich überhaupt — den Ruthenen möglichst die Universität Czernowitz zuschanzen, wo schon zwei ruthenische Lehrkanzeln bestehen. Dann könnten die Deutschen auch hier die Zeche bezahlen — und wer wird in dem Österreich von heute so etwas im Ernst für völlig unmöglich und ausgeschlossen halten wollen?

VIII.

Entstanden ist die Bewegung der Ruthenen gegen den Druck, der auf ihrer Sprache in Rußland und auf ihnen selbst in Galizien lastet, wie Bewegungen

der Art zumeist, von den gebildeten Kreisen her, die die nationale Literatur und Geschichte neu belebten. Wie die Tschechen zu nationalem Bewußtsein gebracht wurden durch die Auffindung der Königinhofer Handschrift und durch die literarische Arbeit Palackys, so belebte sich das ruthenische Nationalempfinden wieder durch die ruthenischen Dichter: Kotlarewskyj, der noch heute stets mit Beifall gegebene national-ruthenische Opern schuf, vor allem dann Taras Schewtschenko, an dessen Name sich heute noch alles geistige, wissenschaftliche Interesse knüpft, und durch literarische Kreise in Kijew. Eine wesentliche Bedeutung aber hat wohl bei dem geringen Bildungsniveau des Volkes diese Arbeit nicht gewonnen, zumal sie auch fortwährend durch die russische Polizei gestört wurde. Mit dem Jahre 1876 verschwindet dann eine erkennbare kleinrussische Bewegung in Rußland überhaupt, als durch einen Ukas dieses Jahres der Gebrauch des Kleinrussischen in Druck und Schrift und die Einfuhr kleinrussischer Literaturerzeugnisse völlig verboten wurde. Das Zentrum einer „ukrainischen" Bewegung wurde nunmehr nach und nach Galizien, wo doch etwas mehr Bewegungsfreiheit gegeben war, wenn auch nach den Ereignissen der Jahre 1866 bis 1869 der polnische Druck langsam immer unerträglicher wurde.

Wenn ich fragte, seit wann man etwa von einer lebhafteren Bewegung unter den Ruthenen sprechen könne, erhielt ich zumeist keine bestimmte Antwort — überall sei eben die Zeit reif dazu geworden und die Überzeugung unter der ruthenischen Intelligenz, daß das vitalste Interesse ihres Volkes eine Gegenwehr erfordere. Nur einmal wurde mir gesagt, daß man dies Erwachen wohl von der Lemberger Ausstellung von 1894 her datieren könne. Das war nämlich eine zu Ehren Kosciuszkos veranstaltete Landesausstellung, deren Hauptmacher der Fürst Adam Sapieha und Graf Kasimir Badeni, der damalige Statthalter, waren. Der Clou dieser Ausstellung aber war ein Kosciuszko-Pavillon mit einem Riesengemälde, das Kosciuszkos Sieg bei Raclawice darstellte. Denn das ganze war nur ein Mittel, die polnische, besser allpolnische Nationalgesinnung und -Stimmung aufzupeitschen, wie denn bei dieser Gelegenheit auch die „Nationalliga" der Polen rekonstruirt wurde. Diese Kundgebung des Allpolentums mochte wohl allerdings die sehenden Vertreter des Ruthenenvolkes die Größe der Gefahr deutlich genug erkennen lassen.

Von den politischen Richtungen und Zielen unter ihnen spreche ich noch; hier erst einige Worte über die aufklärende und wirtschaftliche Arbeit, die ja die unentbehrliche Voraussetzung für eine gesunde und nachhaltige politische Bewegung ist. Und da muß ich wiederholen, was ich schon sagte, und es erweitern, daß ich höchst erstaunt war über das, was hierin in der kurzen Zeit und unter dem solange vernachlässigten Volke geleistet worden ist. Die Ruthenen sind ausschließlich Bauern; daher mußte sich alle wirtschaftliche Reformbemühung zunächst nach dieser Seite, auf das landwirtschaftliche Genossenschafts-, insonderheit Kreditgenossenschaftswesen richten. Heute gibt es einen ruthenischen Landeskreditverband (Krajewy Sojus Kredytowij) in Lemberg seit 1899 mit 87 Vereinen und

1100 Agenten auf dem Lande. Er hat Darlehen ausgegeben von 1900000 Kronen und verwaltet, da er zugleich Sparkasse ist, Einlagen von über 2 Millionen Kronen. Überall fand ich diese nach dem Raiffeisen-Muster aufgebauten Vereine, die wieder gleichsam im Rücken gestützt werden durch eine ruthenische Versicherungsgesellschaft „Dnister“ (seit 1892) mit einem Besitz von 1400000 Kronen und jährlichen Prämien von beinahe 1800000 Kronen. Dieser „Dnister“ hat im Lande — er arbeitet nur und ausschließlich in Ostgalizien — über 1800 Agenten. Ich frage: diese 1800 und die 1100 vom Kreditverband sind wohl meist die Lehrer? Denn wie sollen diese ruthenischen Bauern mit ihrer minderwertigen, vielfach gar nicht vorhandenen Schulbildung die Geschäfte führen können? Nein, die Lehrer dürfen keine Nebenbeschäftigung haben, und die Lage dieser Dorflehrer ist so jämmerlich, daß nur wenige den Mut haben, es trotzdem zu tun. Offen gestanden, ich war doch etwas mißtrauisch gegen diese Schilderungen, die ich in Lemberg von der bäuerlichen Mitarbeit hörte, und achtete bei den Fahrten im Lande dann besonders darauf. Aber ich habe mich doch überzeugen müssen, daß dem so war, habe selbst die Bücher von solchen die Geschäfte der Kassen führenden Bauern gesehen. Alle Achtung vor dieser Arbeit, die wirtschaftlich fördert und erzieht und mittelbar national belebt! Dabei erhalten diese ruthenischen Gesellschaften kein Geld und keinen Kredit vom Staate, sie haben keine Mündelsicherheit (daher sie keine Stiftungen u. dergl. annehmen können) usw., während sie ihr Vermögen in mündelsicheren Papieren anlegen und deshalb, da es keine ruthenischen Papiere gibt, polnische Obligationen kaufen müssen.

Neben den Genossenschafts-, insbesondere den Kreditgenossenschafts-Verbänden steht den Ruthenen in ihrem Verteidigungskampfe gegen das Polentum die schon genannte „Narodnaja Torhowla“, Volkshandlung, mit 16 Filialen im Lande und über 1000 Niederlagen zur Verfügung — wie die deutschen Warenhäuser, die wir in manchen Orten Posens haben, nur daß ihrer in Ostgalizien erheblich mehr sind. Ihr ausgesprochener Zweck ist zunächst nicht die Ausschaltung des jüdischen Zwischenhandels, denn ihre Preise — ich habe überall, wo ich so ein Warenhaus sah, danach gefragt — stehen nicht unter den ortsüblichen, sondern sie wollen vor allem solide und gute Waren liefern und einen ruthenischen Kaufmannsstand langsam erziehen; sie zahlen selbst alle Lieferungen in bar (und zwar in Gold) und verlangen auch, wenn ich recht verstanden habe, Barzahlung.

Das dritte am Orte ist dann stets das „Volkshaus“ (Narodnij dom), ein Kasino mit aller Einrichtung eines solchen für die Ruthenen, manchmal getrennt für die Intelligenz und den Mittelstand, oft sehr stattliche Gebäude mit national-ruthenischer (an den byzantinischen Stil erinnernder) Ornamentierung und den ruthenischen Farben: blau-gelb, geschmückt. Ich sagte schon, daß die Ruthenen hierin unsere Ostmarkdeutschen sehr übertreffen, doch muß man nicht vergessen, um nicht einen falschen Maßstab anzulegen, daß in Österreich und in seinen Nationalitätengegensätzen jeder Volksteil zunächst ein solches Haus anstrebt, schon um alle Miets- und dergleichen Schikanen loszuwerden. So stehen sich die

Volkshäuser der Polen, der Rumänen und der Ruthenen in Czernowitz wie Trutzburgen ihres Volkstums gegenüber, denen sich hoffentlich recht bald auch der stattliche Neubau des (auch schon bestehenden) trefflichen deutschen Hauses zugesellen möge! So ein Volkshaus ist Mittelpunkt des ganzen nationalen Lebens, zu ernsten und heiteren Zwecken, gleichsam ein festes Stück eigenen Volksterritoriums unter den Füßen auf dem schwankenden Meere des österreichischen inneren Staatslebens.

Mittelpunkte des ganzen Ruthenentums sind dann die „Proswita“ in Lemberg, ein großer Volksbildungs- und Aufklärungsverein, und die Schewtschenko-Gesellschaft mit eigener Druckerei und Buchhandlung, die, straff organisiert und geleitet von dem genannten bedeutenden ukrainischen Gelehrten Hruschewsky, ein Gegenstück zur polnischen Akademie der Wissenschaften ist. Und schließlich die Volkskanzlei (eine nationale Geschäftsstelle) und der Volksrat (Narodnaja Rada); die führen aber schon ins politische hinüber.

Ich möchte nach einem solchen, immerhin kurzen Besuch nicht vorschnell ein apodiktisches Urteil abgeben. Das aber kann ich nach allen Eindrücken und ihrem Vergleich in Stadt und Land sagen: was ich da sah von der Bewegung der Ruthenen, hat an Kraft und Segen der Leistung meine Erwartungen erheblich übertroffen. Und der Blick auf die Kürze des Zeitraums, in dem erst gearbeitet wird, auf das kulturelle Niveau im Lande überhaupt und die mindestens nicht fördernde Landesregierung konnte diesen Gesamteindruck nur durchaus verstärken.

IX.

Auch die politische Organisation der Ruthenen ist schon weit durchgeführt: der Volksrat in Lemberg, der Ruthenenklub im Reichsrat und der im galizischen Landtag bilden die Spitzen. Darunter stehen dann die Bezirksvereine und Vertrauensmänner in Stadt und Dorf. Hinzugerechnet müssen auch hier werden die schon geschilderten Sicz-Vereine im Süden.

Mit der Geschichte dieser politischen Bewegung brauchen wir uns nicht aufzuhalten; es genügt, zu sagen, daß sich auch hier die Alten und die Jungen gegenüberstehen. Die Altruthenen bringen die Zusammengehörigkeit mit Rußland auch äußerlich am stärksten zum Ausdruck, wie auch ihr Blatt, der „Haliczanin“, materiell aus Rußland unterstützt wird. Sie sind die älteste Gruppe und finden vornehmlich ihre Stütze bei den Geistlichen. Gegenwärtig hat diese auch als „russophil“ oder „moskwophil“ (im Katkowschen Sinne) bezeichnete Partei politisch keine Bedeutung, jedoch je 2 Abgeordnete in Reichsrat und Landtag. Der moskwophilen Richtung wird auch sonst aus Rußland direkt nachgeholfen. Dabei soll natürlich das panukrainische Gefühl durch das slawophil-panslavistische (d. h. eben großrussische) unmerklich tot gemacht werden.

Das Gegenstück zu dieser Richtung bildet die radikale Bauernpartei im Süden, mit leisem sozialistischen Einschlag und stark antiklerikalem Zug, gestützt

besonders auf die Sicz-Vereine. Man will sich hier der Geistlichen, der alten Träger der Bewegung, bedienen, so lange es geht, aber man fürchtet hier sehr stark den ultramontanen Einfluß in der griechischen Geistlichkeit, den ich schon andeutete. Das griechisch-katholische Seminar in Lemberg gilt als besondere Stätte dieses Einflusses, der angeblich auf diesem Wege durch die Ruthenen zur Rekatholisierung der griechischen Kirche in Rußland überhaupt gehen soll. Inwieweit solche Gedanken wirklich reale Bedeutung haben, vermag ich freilich nicht zu beurteilen. Abgeordnete hat diese Partei mit dem Blatt „Hromadskyj Holos" nicht, doch Einfluß bei den südgalizischen Bauern und den Huzulen, wo sie die meist von Geistlichen geführten Proswita-Vereine mit eigenen ähnlichen Gründungen bekämpft.

Denn die Proswita und die genannten großen anderen Institute sind in der Hand der dritten, der Hauptrichtung, die die Geistlichen mit umfaßt, vor allem aber von der weltlichen Intelligenz geführt wird: die jungruthenische oder nationaldemokratische mit ihren Blättern: „Diło" („Die Tat", das Hauptblatt der gesamten Bewegung) und „Swoboda" („Die Freiheit"). Zu ihr gehören auch so gut wie alle Abgeordnete, die das Volk überhaupt hat. Diese Richtung ist demokratisch, weil als einzige soziale Schicht, in und mit der sie arbeiten kann in ihrem Volke, nur der Bauernstand da ist und der nächste politische Gegensatz für sie der gegen die Herrschaft der polnischen Adelsfaktionen im Lande ist. National aber vertritt sie natürlich die Forderungen auf stärkere Berücksichtigung und Vertretung des Ruthenischen und der Ruthenen in Sprache, Schule, Verwaltung usw., die im einzelnen hier nicht weiter interessieren. Aber was ist ihr allgemeines, eigentlich nationales und politisches Ziel? Streben sie nach Sonderstellung, allein, mit ihren kleinrussischen Brüdern oder was sonst? Bevor dazu einiges gesagt sei, nur ein kurzer Blick auf die Gegenseite.

X.

Ohne Übertreibung darf man sagen, daß die das Polentum heute beherrschende Idee der sogenannte jagjellonische Gedanke des Allpolentums von Meer zu Meer ist (od morza do morza, womit die Ostsee und das schwarze Meer bescheidener Weise gemeint sind). Das läßt sich aus der polnischen Presse mühelos nachweisen, und die mehrfach genannte Schrift von Sembratowycz: „Polonia Irredenta", die ihre Angaben zumeist aktenmäßig belegt, bringt genug Beispiele dazu. Aber darin, wie dieser alte Traum der Polen ins Leben treten soll, bestehen Differenzen und sind beachtenswerte Wandlungen eingetreten.

Einig ist man sich zunächst darüber, daß in Galizien der Satz des allpolnischen Chauvinismus: „wo auch nur ein Pole wohnt, soll das Land polnisch sein", rastlos durchgeführt wird. Daher arbeiten neben den allgemeinen Mitteln, die Herrschaft zu erhalten und zu erweitern, den Ruthenen in Ostgalizien besonders entgegen die „Bank parcelacyjny" (Parzellierungsbank), die in Ostgalizien polnische Bauern ansiedelt, der Verein „Szkoła ludowa" (Volksschule)

und die „Kółka rolnicze" (Bauernvereine), die den Proswita-Vereinen ein Paroli im polnisch-patriotischen Sinne bieten. Daher strebt man auch eine noch weitergehende Sonderstellung des Landes an und eine noch größere Unabhängigkeit von Wien. Sinngemäß sind deshalb die Ruthenen Gegner dieser Sonderstellung Galiziens — eine Forderung, die übrigens auch vielfach bei den Deutschen, z. B. im Linzer Programm, deshalb vertreten wird, weil Galizien für den österreichischen Staatshaushalt ein passives Land und die Herrschaft der Polen im Reichsrat unerträglich geworden ist.

Die Organe, die nun darüber hinaus für den allpolnischen Gedanken arbeiten, sind die „Liga Narodowa" (Volksliga) und der bekannte „Nationalschatz" (Skarb Narodowy), dieser in Rapperswyl domiziliert. Die publizistischen Organe sind das in Galizien außerordentlich verbreitete Tageblatt „Słowo Polskie" und der „Przegląd Wszechpolski" (Allpolnische Revue), ebenfalls in Lemberg, außerdem die in Wien erscheinende und alle Teile des Polentums gleichmäßig berücksichtigende „Polnische Korrespondenz".

Die Volks- oder Nationalliga, deren Zentralausschuß aus österreichischen, russischen und deutschen Polen besteht, ist eine geheime Organisation, die, wie man mir sagte, 1904 gelegentlich der Zuckeraffäre zum erstenmal an die Öffentlichkeit trat, als sie den — praktisch gar nicht durchführbaren — Boykott alles nichtpolnischen Zuckers empfahl zugunsten des in Przeworsk raffinierten polnischen Zuckers. Der Boykott ist überhaupt eine beliebte Waffe dieses Bundes, über dessen tatsächliche Bedeutung und Macht die Meinungen auseinandergehen. Neben ihm steht noch eine „Liga przemysłowa" (Gewerbeliga), ein Bund zur Förderung des polnischen Gewerbfleißes, während die gesamte polnische Politik speziell in Galizien von einem Volksrat aus Abgeordneten dirigiert wird, von dem alles, auch Statthalter und Regierung, abhängig sind.

Der Nationalschatz wird auch heute noch in Rapperswyl aufbewahrt, ist nicht, wie man öfter liest, nach Paris verbracht worden. Sein Kapital beträgt heute 302015,25 Francs (nach dem Bericht über die Sitzung des Aufsichtsrats im August 1904, an der auch die Vertreter der Nationalliga, der revolutionären polnischen Organisationen und des polnischen Nationalverbandes in den Vereinigten Staaten[1]) teilnahmen) und hat den Zweck (§ 2 der neuen Satzungen) der Gesamtbevölkerung den Grundsatz einzupflanzen, daß sie sich nur auf die eigenen Kräfte und Mittel zu verlassen habe, die Gesamtbevölkerung an die Pflicht der Entrichtung einer Nationalsteuer zu gewöhnen, die nationalen Arbeiten durch beständig fließende Mittel zu unterstützen, im geeigneten Augenblick durch größere Geldbeiträge die entschiedene nationalpolitische Aktion zu fördern. Von den Zinsen werden zwei Drittel alljährlich verfügbar, ein Drittel dient der Mehrung des Kapitals. „Die Flüssigmachung von drei Vierteln des Gesamtkapitals kann — so bestimmt § 15 — nur im Augenblick einer entschiedenen

[1]) Es gibt in Nordamerika etwa 2½ Millionen Polen.

politischen Aktion der ganzen Nation, welche direkt die Erlangung der vollständigen oder teilweisen Unabhängigkeit Polens anstrebt, erfolgen; ein Viertel des Kapitals soll nach wie vor aufbewahrt werden. Gebrauch machen von den Fonds des Nationalschatzes kann nur die in sich die nationale Bewegung personifizierende und sie tatsächlich leitende, d. h. die im politischen Leben der Nation eine der Organisation des Zentralkomitees im Jahre 1862 ähnliche Stellung einnehmende politische Organisation." Das ist eben die Nationalliga.

* * *

In der ganzen Bewegung des Polentums ist nun das neue, daß die Vereinigung aller Polen angestrebt wird, zunächst nicht mehr in einem unabhängigen Reiche, sondern unter russischem Scepter. Es hat mich überrascht, wie ich diese Ansicht von ganz verschiedenen genauen Kennern dieser Dinge in St. Petersburg, in Galizien und in Wien gleichmäßig und auf das bestimmteste aussprechen hörte. (Ich möchte dabei für die russische Seite dieser Verhältnisse hinweisen auf einen Aufsatz eines Petersburger Freundes über „Die Polenfrage in Rußland" in der „Deutschen Monatsschrift", April 1905, der auf Grund einer langen Studienreise durch West- und Südwestrußland im letzten Jahr diese Zusammenhänge genau schildert.)

Man hat wohl von den Polen gesagt, daß sie als Staat nicht leben und als Nation nicht sterben können. Ihrerseits freilich geben sie die Hoffnungen auf ein künftiges unabhängiges Polen nicht auf. Sie sind heute daraufhin ganz unvergleichlich gefördert durch ihre wirtschaftliche und soziale Entwicklung in Russisch- und in Preußisch-Polen. Aber das sehen sie, daß der Verwirklichung ihres Unabhängigkeitstraums heute noch ganz unüberwindliche internationale Schwierigkeiten entgegenstehen. Darum kehren sie zurück zu dem Gedanken Adam Czartoryskis, der die Vereinigung aller polnischen Teile unter der Hand Alexanders I. anstrebte. Ist doch Russisch-Polen durchaus das Kernland des Reiches des weißen Adlers, wirtschaftlich, sozial, zahlenmäßig, geographisch und — sehen die Polen doch aus der großen russischen Krise des Augenblicks Keime der Hoffnung für sich, während ihre Stellung in Österreich abhängt von dem unsicheren Schicksale, das überhaupt über dem Kaiserstaate schwebt. Natürlich wird deshalb von dem augenblicklichen großen Einfluß auf Österreich nichts aufgegeben, wobei die deutsche Politik mehr als bisher achten möchte auf die erstaunlich große Rolle, die die Polen im diplomatischen Dienst und in der auswärtigen Politik Österreichs spielen — wohl nicht im dreibundfreundlichen Sinne. Ein seltsamer Rollenwechsel fürwahr: die Schlachta, die seit den Aufständen von 1831 und 1863 im Russen den Todfeind sah — der edle, ritterliche Pole vom brutalen Moskowiter zu Boden geschlagen und seines geliebten Vaterlandes verjagt, das ist auch heute noch eine in Westeuropa nicht überwundene Vorstellung — wendet die Blicke voll Hoffnung nach der Newa. So arbeiten heute der „Kuryer Warschawski", das bekannte Warschauer Tageblatt, und der „Kraj", eine Wochen-

schrift des polnischen Adels in St. Petersburg. Und ihnen strecken sich Hände in Rußland selbst entgegen; doch davon zum Schluß.

XI.

Diesen polnischen Gedanken nun, die die Zukunft des Ruthenentums ebenso bedrohen, wie dies die bestehende polnische Herrschaft in Galizien tut, setzen die Ruthenen ihren Ruf nach Autonomie entgegen. Das ist auch so ein Schlagwort, das man gar nicht mehr hören möchte, so oft und in so verschiedenem Sinne wird es in Österreich gebraucht. Auch die Polen wollen Autonomie, d. h. Autonomie des Landes, um ihre Herrschaft aufrecht zu erhalten. Die Ruthenen aber verlangen Autonomie der Nation, also Teilung Galiziens in seine beiden geschichtlichen Teile.

Sie richten bei dieser Forderung nicht alle die Blicke nach einer Seite Freilich, die Hoffnung auf die Dynastie und den österreichischen Staat haben diese „Tiroler des Ostens", deren Treue man 1848 gern im österreichischen Interesse benutzt hat, heute alle aufgegeben. Entscheidend war dafür der Empfang einer großen ruthenischen Deputation durch den Kaiser 1898, der die lange genährten Hoffnungen des ruthenischen Volkes auf die Persönlichkeit des Kaisers zerstört hat: „Der Kaiser, die Jesuiten und die Gendarmen sind gegen uns," hörte ich sagen.

Die Hoffnung ging demgegenüber auf den russischen oder auf den deutschen Kaiser. Die einen, die Russophilen, meinten, daß vom Zaren die Erlösung von der nationalen Not kommen würde, die anderen glaubten, daß Preußen bald die Gebiete Österreichs teilen und daß den Ruthenen der Befreier von den Hohenzollern kommen könnte. Wohlgemerkt: das sind nicht etwa heute klar verfolgte Ziele bestimmter politischer Richtungen, sondern mehr instinktmäßig bestimmte, unsichere Hoffnungen, Träume von einer Zukunft, die ja noch viel unsicherer erscheint, als die polnische.

Nun ist aber am stärksten das Gefühl der Gemeinsamkeit mit den Brüdern in Kleinrußland, ein gemeinsames ukrainisches Nationalbewußtsein derer, die in den weiten Niederungen des Dnjester und Dnjepr siedeln, das auch ohne bestimmte Neigung nach der deutschen oder der großrussischen Seite gedacht werden kann. Und je mehr sich die Erwartungen der Kleinrussen auf das Zarentum als unberechtigt erwiesen, um so mehr hat sich als gemeinsame Forderung aller Ruthenen durchgesetzt der Ruf nach „Autonomie der ganzen Ukraine vom Kaukasus bis zu den Karpathen". Dieser Wunsch steht darum heute in den Programmen aller ruthenischen Parteien, der galizischen wie auch der kleinrussischen: der ukrainischen Nationalpartei, der ukrainischen demokratischen Partei, der ukrainischen radikalen und der revolutionären ukrainischen Partei. Auch die Ansätze zu sozialistischer Parteiung haben sich diese Forderung zu eigen gemacht Unter den Ukrainern arbeitet dafür die Zeitung „Die unabhängige Ukraine" (Samostijena Ukraina), die in Lemberg erscheint und massenhaft nach Rußland

eingeschmuggelt wird. Man faßt sich an den Kopf, wenn man diese Gedanken hört und liest, die als wilde politische Phantastereien erscheinen müssen. Aber werden sie das immer bleiben?

XII.

Gäbe es nur die drei Millionen Ruthenen in Österreich, dann böte eine Fahrt, wie ich sie nun hinter mir habe, höchstens das Interesse, das etwa eine ähnliche Wanderung durch Irland und ein Studium der nationalen Gegensätze und Kämpfe auf der grünen Insel erweckt. Aber die Betrachtung des Volkshauses in Kolomea oder des Studentenheims in Tarnopol hat doch einen größeren Hintergrund. Bis zur Wolga und bis herauf zur Grenze der Schwarzerde ist es ein Volk und ein Stamm, dessen Vorposten nur ich besucht habe. Immer und immer wieder hörte ich in Gesprächen die Hoffnung durchklingen auf die „Brüder in der Ukraina", die auch schon in voller Bewegung, bei denen Revolten nichts Ungewöhnliches mehr sind. Die Ruthenen, die ich sah und sprach, sind sicher keine Revolutionäre, etwas resigniertes, gedrücktes lag über ihnen allen; es fehlte so ganz das Feuer und auch die Phraseologie des nationalen Kampfes, die man doch sonst in Österreich oft genug antrifft. Aber die Bauernaufstände um Charkow und sonstwo sind ja Zuckungen desselben ruthenischen Volkes, wie es der Kampf Mazeppas oder die Pugatschowschtschina unter Katharina II. waren; wenn ich recht unterrichtet wurde, waren z. B. auch die meuterischen Matrosen auf dem „Knjäs Potemkin" Kleinrussen.

Und nun dazu der Eintritt in das konstitutionelle Leben, den die Verfassung vom 6./19. August 1905 für Rußland eröffnet hat! Wie sagten doch die Polen auf dem Kongreß der Semstwo- und Städtevertreter vor kurzem in Moskau: „Wir treten ein in die Arena, die die Duma uns schafft, aber — zum Kampf!" Und ein Rechtsanwalt aus Wilna konnte eine rührende Rede über die Bedrückung Polens halten, die mit Beifall aufgenommen wurde. So und sonst mehren sich die Anzeichen, daß die russische Regierung anders als bisher mit den Polen rechnen will. An die schon geschehenen sprachlichen Zugeständnisse sei nur erinnert. Ferner: in Kijew ist vor kurzem einem Grafen Goluchowski die Gründung eines polnischen (!) Blattes erlaubt worden; die Schaffung ruthenischen Blätter in dieser Metropole des Kleinrussentums dagegen bleibt noch wie vor verboten. Fast scheint es, als dächte die russische Regierung die Polen gegen die Kleinrussen auszuspielen, wie Österreich sie gegen seine Kleinrussen ausgespielt hat.

Wer dabei zunächst auf seine Rechnung kommen wird, ist unschwer zu prophezeien. Mir wurde in St. Petersburg einleuchtend dargelegt, daß wenn die Duma überhaupt ein parlamentarisches Leben eröffnet, dieses von den Polen beherrscht werden wird, die mit politischem Instinkt, Rednergabe und der nötigen Brutalität begabt, dem Großrussentum ganz zweifellos überlegen sind.

Noch ist dies alles im Ungewissen und Gären. Aber das ist sicher: der Kampf der Nationalitäten hat nun auch in Rußland aufs heftigste begonnen,

und es scheint, als habe dabei mit der Eröffnung des Spiels das Polentum die besten Trümpfe in der Hand. Man verfolge dazu die Zeitung „Russj", die der junge Suworin, der Sohn des Herausgebers und Besitzers der „Nowoje Wremja", herausgibt und die eine auch in dieser Richtung instruktive, wie überhaupt sehr amüsante Entstehungsgeschichte hat. Für Deutschland aber kann es gegenüber dieser immer stärker werdenden Neigung des Allpolentums, mit dem Zaren Frieden zu machen und zusammenzugehen, weil es von da Erfüllung heißersehnter Zukunftsträume erhofft, nur heißen: Achtung! Wir wissen, daß die Beziehungen der beiden Herrscher gut sind und daß eine deutsch-freundliche Stimmung am Petersburger Hof vorhanden ist. Aber wir wissen nicht, in welcher Stimmung die russische Bureaukratie Deutschland gegenüber steht, wie die sich bildenden politischen Parteien sich uns gegenüber stellen werden. Dagegen wissen wir, daß ein zu Einfluß und Macht kommendes Polentum in Rußland unter allen Umständen im deutschfeindlichen Sinne wirken wird. Und darum fordert eine Bewegung wie die ruthenische, die die Polen bis aufs Blut haßt und die sich gegen die (bezahlten) panslawistisch-großrussischen Beeinflussungsversuche erfolgreich wehrt, unser lebhaftes Interesse.

Wir wissen noch nicht, ob dieser intelligente Volksstamm, dem freilich vielleicht — das scheint seine Geschichte zu lehren — der starke staatliche Sinn fehlt, mit seinen Bestrebungen in Österreich und Rußland Erfolge für sich erzielen wird. In Österreich kann es vielleicht schon anders werden, falls die Aufrollung der Frage des allgemeinen Wahlrechts wirklich auch in Eisleithanien praktische Folgen zeitigen wird. In Rußland dagegen ist, wenn die Dinge sich so entwickeln, wie ich andeutete, wohl eine Ära von Revolten und Putschen unter den Kleinrussen zunächst zu erwarten. Ob Ruthenen in die Duma kommen, ob sie dort auch von ihren Wünschen werden reden können, darüber wage ich keine Vermutung; in Moskau ist auf dem genannten Kongresse die ruthenische Autonomie in einer Rede des Herausgebers der „Kijewskije Otkliki" wenigstens aufgetaucht. Wie dem auch sei, wir haben in Deutschland allen Grund, mit noch etwas lebhafterer Anteilnahme als Europa sonst auf dieses Brodeln und Gären, das durch das gesamte Kleinrussentum geht, zu schauen.

XIII.

Hans Delbrück nennt einmal halb im Scherz, halb im Ernst die größte Völkerscheide Europas, ja der Welt — die Kurfürstenbrücke in Berlin und führt das treffend aus. Drüben der Westen, die Industrie, die Kultur, die Reize der Natur: der Blick schweift vom Brandenburger Tor nach Hannover, nach Köln, nach Paris! Das Hohenzollernschloß steht noch eben knapp an der Peripherie dieses Westens. Dann beginnt mit der Königsstraße der Osten; in ihm sitzen die Agrarier, da sind die langweiligen Ebenen, dann kommen die Polen und schließlich das barbarische, moskowitische Reich; man wendet schaudernd den Blick, der in Einem schweifen könnte bis zum Gestade des Stillen Ozeans, und zieht es vor, dessen schrecklichen, einförmigen Osten lieber nicht weiter kennen zu lernen.

Du lieber Himmel, einförmig dieser Osten! Über die Schönheiten der Landschaft wird man ja streiten können, obwohl sie nicht überall so gott- und menschenvergessen ist, wie man meint: wieviel Deutsche aus dem Westen haben eine Vorstellung von der Schönheit Masurens? Aber man gehe einmal im Geist die Linie herunter von Riga über Wilna nach Warschau und Krakau, über Lemberg und Tarnopol nach Berditschew, Kijew und Odessa! Welche beängstigende Fülle von Problemen und interessanten Erscheinungen des Völkerlebens tut sich da auf: die alte Ordensgeschichte und der wilde nationale Kampf zwischen Deutschen und Letten heute, die Litauer, das deutsch-polnisch-jüdische Industriezentrum an der Weichsel, die Erinnerungen an die Jagjellonenherrschaft und die polnischen Strebungen von heute, Mazeppa, Bogdan Chmelnitzkyj, die Ukraine und das dumpfe Erwachen und Ringen des Kleinrussentums, der jüdische Ansiedelungsrayon und die brennende Frage, die er an die russische Politik richtet, schließlich Rußlands größter Getreidehafen, der an die furchtbare Agrarkrisis von heute denken läßt und zugleich mit dem Blick auf das Schwarze Meer die Gedanken an russische Balkanpolitik und den Alpdruck der ganzen orientalischen Frage wachruft.

Und alles, alles Probleme, die nicht nur den kühlen Beobachter von „Zeiten, Völkern und Menschen“ interessieren, sondern alle so oder so auch deutsche Interessen lebhaft berühren. Eins davon habe ich näher kennen lernen wollen mit dieser Ferienreise durch das galizische Kronland, und es hat sich, wie man in Österreich sagt, „g'zahlt g'macht“. Keine Buch- und Zeitungslektüre ersetzt doch solch praktischen Anschauungsunterricht, und ich denke heute mit Freude an diese Fahrt durch weite Ebenen und über Berg und Tal, durch prunkende Städte und elende Dörfer, und besonders mit dankbarer Freude der vielen interessanten Menschen, die ich kennen lernen konnte in den Ländern, wo der Kampf zwischen Deutschtum und Slawentum, zwischen dem Doppeladler und dem weißen Adler, zwischen den einzelnen Zweigen der uns so fremden und doch für uns so wichtigen slawischen Rasse überall, bald nur in schwelender Flamme und bald lichterloh brennt.

* * *

Nachwort.

I.

Seitdem ich diese Skizzen schrieb, sind 3½ Monate hingegangen über die Völkerstämme, denen meine Beobachtungen und Betrachtungen galten. Und man darf sagen: beiden, den Polen wie den Ruthenen oder Kleinrussen, ist das Jahr 1905 in seiner zweiten Hälfte eine Zeit von entscheidender Bedeutung geworden. Doch bevor ich in dieser Richtung meine Bemerkungen weiterführe, möchte ich einige Berichtigungen zu ihrem ersten Teile nachtragen, die ich einem ruthenischen Gelehrten und Politiker nachträglich verdanke.

Zu den wichtigen Zahlen[1]) der ruthenisch-ukrainischen Geschichte sind hinzuzufügen: 1667 die 1. Teilung der Ukraina zwischen Rußland und Polen, die wichtiger ist als die von mir angeführte 2. von 1681 (die von Baktysch-Sarai); dann 1775 Aufhebung der Saporoger Sicz und 1783 Einführung der großrussischen Leibeigenschaft durch Katharina II.

An statistischen Zahlen führe ich noch an: im Jahre 1772, nach der ersten Teilung Polens, zählte der erste österreichische Gouverneur Galiziens unter zwei Millionen Bewohnern ²/₃ Ruthenen. Nach der Volkszählung von 1900 gab es in **Galizien** 3074000 Ruthenen und 3988000 Polen, von denen indes abzuziehen sind: 800000 Juden und 200000 Ruthenen, die **römisch-katholisch** sind, sodaß die Zahlen richtig sind: 3274000 Ruthenen und 2988000 Polen. In **Cisleithanien** gab es (nach derselben Zählung) 4259000 Polen und 3375000 Ruthenen (einschließlich der Ruthenen in der Bukowina), oder nach Vornahme derselben Operation wie oben: 3259000 Polen und 3575000 Ruthenen, zu denen noch 450000 Ruthenen in Ungarn treten, sodaß die Gesamtzahl ist: 4025000. Damit vergleiche man die Zahl der Abgeordneten beider Volksstämme in den Parlamenten!

Meine Vermutung über die erschreckend hohe Verschuldung auch des bäuerlichen Kleinbesitzes in Galizien wird mir durch reiches Zahlenmaterial bestätigt. Und für den Übergang des polnischen **Großbesitzes** in ruthenischen oder polnischen **Kleinbesitz** sprechen folgende Zahlen: der Großgrundbesitz sank von 3090973 ha in 1890 auf 2916630 ha in 1902 und verlor diese 174343 ha ausschließlich durch Parzellierung.

Dagegen habe ich meine Behauptung, daß erst das Geld reicher Kleinrussen in **Rußland** die verhältnismäßig raschen Erfolge der ruthenischen Bewegung ermöglicht habe, einzuschränken. Für eine solche Unterstützung in größerem Maße sind nur zwei Beispiele vorhanden, die Schewtschenko-Gesellschaft und das Studentenheim der Ruthenen in Lemberg.

II.

Von den Ruthenen in Rußland.

Wie schon erwähnt, ist die Bewegung der österreichischen Kleinrussen nur zu beurteilen als der Vorposten der „Brüder in der Ukraina", im heiligen Rußland selbst. Zwar wird auch für den österreichischen Volksteil eine neue Zeit anbrechen, wenn das allgemeine Wahlrecht wirklich in Cisleithanien eingeführt wird. Aber die Hauptschlacht des Kleinrussentums wird doch geschlagen auf russischer Erde. Das politische Ziel dieser Kleinrussen bezeichnete ich schon: **Autonomie** der ganzen Ukraina vom Kaukasus bis zu den Karpathen — eine geographisch und ethnographisch übrigens nicht sehr einleuchtende Formulierung.

[1]) Das leider verdruckte Jahr der Union von Lublin bitte ich in 1569 zu verbessern.

Nun ist, diese ganze Bewegung zu verfolgen und zu bewerten, deshalb noch so schwer, als das Verbot der kleinrussischen Sprache und Druckschrift, der Ukas von 1876, anscheinend formell auch heute noch nicht aufgehoben ist — obwohl sich die darum befragte Akademie der Wissenschaften in Petersburg[3]) und die Universitäten von Kijew und Charkow dafür ausgesprochen haben, und trotz des Manifestes vom 17./30. Oktober 1905. Tatsächlich aber ist, einfach von selbst, durch die Revolution der Gebrauch der ukrainischen Sprache in der Presse und in öffentlichen Versammlungen wieder in Schwang gekommen und sogar erste Ansätze einer selbständigen ukrainischen Presse sind bereits geschaffen. In Lubny (Gouvernement Poltawa) erschien schon, trotz der Zensur, die erste ukrainische Zeitschrift „Chliborob" (Der Landmann). In Kijew sollen ein Tageblatt und eine Monatsschrift von Neujahr an erscheinen, ebendort ein Blatt der revolutionären, in Poltawa eins der demokratischen Partei, in Odessa eine Monatsschrift, drei Blätter in Moskau und sogar in Petersburg eines. Außerdem will die Kijewskaja Starina, das Organ für die Geschichte Kleinrußlands, seine wissenschaftlichen Aufsätze auch ukrainisch drucken. Es hat also gleich eine äußerst lebendige literarische Bewegung in Kleinrußland mit dem Erfolge der Revolution eingesetzt.

Aber ganz so gering, wie ich dachte und wußte, waren die Bewegungen des Kleinrussentums, von den Bauernrevolten und Putschen ganz abgesehen, doch auch damals schon nicht. Schon am 18. August legten ukrainische Delegierte dem Semstwotage in Moskau ein „staatsrechtliches Memorandum" vor, das ein allukrainischer Nationaltag in Poltawa beschlossen hatte. Im Auszuge besagt dies höchst merkwürdige Aktenstück folgendes: nachdem es sich gegen das zentralisierte System der Staatsverwaltung ausgesprochen hat, stellt es unter Betonung des gemischtnationalen Charakters des russischen Staates fest: „Es erweist sich als unerläßlich die Dezentralisierung der Staatsordnung, auf Grund der Prinzipien der ethnisch-territorialen Föderation, was in der Einsetzung einer föderativen Kammer der ethnisch-territorialen Staatsteile neben der Kammer der Nationalrepräsentanten seinen Ausdruck finden kann. Die Verwaltung eines jeden ethnisch-territorialen Staatsteiles soll einer besonderen repräsentativen Institution überlassen werden, welche sämtliche Angelegenheiten der Bevölkerung in ihren territorialen Grenzen erledigen würde, mit Ausnahme der allgemeinen Staatsangelegenheiten, welche in die Kompetenz der zentralen Staatsinstitutionen fallen würden." Das Recht Südrußlands auf eine in dieser Forderung ausgesprochene nationale Autonomie stützt sich auf historisch-rechtliche (Vertrag von Perejaslaw 1654), wirtschaftliche (besondere Agrarverfassung, Sitz der Montan- und Eisenindustrie) und nationale (Ukrainer und Russen sind zwei verschiedene Völker) Grundlagen. Daher wird auch alle „Russifizierung" abgelehnt. Es muß deshalb in der Ukraina

[3]) Memorandum vom März 1905; Hauptreferent war der Sprachforscher Schachmatow.

ein nationales Volksschulwesen geschaffen, die ukrainische Sprache in den Mittel- und Hochschulen eingeführt und für alle gerichtlichen und administrativen Behörden das Wahlprinzip maßgebend gemacht werden, wobei den besonderen Eigenschaften des ukrainischen Lebens neue, moderne Formen verliehen werden sollten. Da aber solche Reformen nur bei einer umfassenden Selbstverwaltung des ganzen Landes durchgeführt werden können, wird die selbständige, autonome Repräsentation, unabhängig von der allgemeinen Staatsrepräsentation, gefordert, auf Grund deren die Ukraina als ein autonomes Land, auf den Prinzipien der Föderation, einen Teil des russischen Reiches bilden würde. Von der Erfüllung dieser Forderungen machen die Kleinrussen ihre Stellung zu dem sich bildenden neuen Rußland abhängig. Ihre Wünsche und Stimmungen kamen nun zu einem ersten imposanten Ausdruck am 11. Oktober in einer Versammlung der ukrainischen Studenten in Petersburg, an der über 2000 Menschen teilnahmen und die nach den russischen Zeitungen das erste öffentliche Auftreten der Ukrainer als eines selbständigen politischen Elementes war; ihre Forderungen deckten sich mit dem oben wiedergegebenen Programm. Der Studentenversammlung ist ein Delegiertentag der nichtrussischen Nationen in Petersburg gefolgt, in welchem die Stellungnahme zur Autonomiefrage erörtert wurde. An diesem Kongreß waren auch die Ukrainer neben den Weißrussen, Armeniern, Tataren, Grusinen u. a. vertreten. Es wurde der Beschluß gefaßt, einen Verband der nichtrussischen Nationen zu bilden, dessen Zweck es wäre, zur Erkämpfung der Autonomie für die Nationen gemeinsam vorzugehen.

Das ukrainische Programm nun ist, zugleich national und politisch (demokratisch), fast auf das Haar dasselbe wie die Programme der nationalen Autonomisten in Polen, in Finnland, in den Ostseeprovinzen. Mit ihm und mit jener Petersburger Versammlung ist die nationale Bewegung der Kleinrussen ans Licht des Tages getreten. Über ihre Tiefe und Stärke und ihre Aussichten wage ich natürlich kein Urteil; es wird wohl in Europa nicht viele Menschen geben, die heute schon darüber eine klare Vorstellung haben. Wie ersichtlich ist, geht die Bewegung, die wenigstens in der Theorie an 30 Millionen Menschen umfaßt, von der Vorstellung aus, daß die Ukrainer in Sprache und Nationalität von den Russen so verschieden sind wie die Polen. Ich habe diese beiden Fragen (in Nr. II) offen gelassen und weiß, daß eine Autorität wie Miklosich sagt: „Das Kleinrussische ist auf dem Gebiete der Wissenschaft als eine selbständige Sprache und nicht als Dialekt des Großrussischen zu betrachten," und daß das erwähnte Memorandum der Petersburger Akademie von einem „groß- und kleinrussischen Volke" spricht. Sei dem, wie ihm wolle, sicher ist wohl das, daß die Kleinrussen für das von ihnen erstrebte Ziel noch viel weniger reif sind als andere Volksstämme Rußlands und daß nach Ausweis der Geschichte dem Kleinrussentum bis heute der starke staatenbildende Sinn fehlt. Fest steht auch weiterhin, daß die russische Gesellschaft und die russischen Liberalen dieser nationalen Bewegung ganz anders,

nämlich ablehnender gegenüberstehen als etwa den Polen: hatte doch die eben eingegangene „Oswoboschdenije" Struves für die ukrainische Autonomie so wenig übrig wie für die kaukasische. Und noch weniger konzediert bisher die russische Regierung. Schon oben (Nr. XII) habe ich die Vermutung ausgesprochen, als schiene es, daß sie gegen die Kleinrussen die Polen auszuspielen gedächte. Dafür kann als Beleg weiter angeführt werden der Ukas, der den Polen den Landerwerb gestattet in den 9 „westlichen" Gouvernements (Kowno, Wilna, Grodno, Minsk, Mohilew, Wolhynien, Podolien, Kiew, Schitomir), also den Gegenden, die niemals völlig polnisch waren (es mögen dort unter 35 Millionen Einwohnern kaum 1½ Millionen Polen sitzen). Anders kann daher dieser Ukas kaum gedeutet werden, denn als ein bemerkenswertes Zugeständnis an die großpolnischen Aspirationen zu Ungunsten der Litauer, Weiß- und namentlich Kleinrussen.[4])

III.

Von den Polen in Rußland.

Der Freiherr vom Stein hat einmal zu Alexander I. über Polen gesagt: „Ein dritter Stand fehlt ihm, der in allen zivilisierten Ländern der Träger der Bildung, der Sitten, der Reichtümer einer Nation ist." Gilt diese Behauptung, die für Steins Zeit zweifellos zutraf, auch heute noch? Für Galizien wohl, sicherlich nicht mehr für Preußisch-Polen und noch viel weniger für Russisch-Polen. In diesem ist, vornehmlich in dem Menschenalter nach der Niederwerfung des Aufstands von 1863, eine rapide Industrialisierung eingetreten, die R. Luxemburg in ihrem Buche über die industrielle Entwickelung Polens gut beschrieben hat, und deren Resultate ich nur nenne: die Manufakturindustrie in Lodz und Bialystock, die Zuckerindustrie auf dem Lande, die Eisenwerke und Kohlengruben von Dąbrowa (Sosnowice), die Maschinenfabriken von Warschau, Petrikau und Kalisch usw. Polen ist heute nicht mehr, wie im 17. und 18. Jahrhundert, der Kornspeicher Europas, es konsumiert sein Getreide selbst, denn es ist ein Industrieland geworden, mit einer starken, nicht landbauenden Bevölkerung in seinen Städten.

Dem entsprechend treten nun auch neue soziale Klassen des polnischen Volkes auf, und immer bestimmender, immer mehr die anderen zurückdrängend. Das hat aber wichtige Folgen gehabt für die polnische Parteibildung in Russisch-Polen und für die Zukunftsziele des polnischen Volkes überhaupt. Und auch hierin hat das Jahr 1905 noch beachtenswerte Änderungen gebracht. Bisher unterschied man wohl in Anlehnung an Bezeichnungen, die noch aus dem Jahre 1863 stammten, „Weiße" und „Rote": die Weißen oder Konservativen (Adel, Industrielle, Kapitalisten), die Gemäßigten, die im Anschluß an die russische Politik das

[4]) Indirekt wird dies bestätigt in dem erwähnten Aufsatze „Die Polenfrage in Rußland" im Aprilheft der „Deutschen Monatsschrift", S. 49—53, den ich überhaupt zur Ergänzung heranzuziehen bitte.

Heil sahen, dagegen die „Roten“: kleiner Adel, niederes Bürgertum, Intelligenz, d. h. die radikalnationalen, die ein unabhängiges Polen auf dem Wege des bewaffneten Aufstandes wiederherstellen wollten. Außer ihnen schon seit dem Ausgang der siebziger Jahre eine sozialistische Partei, die mit den „Roten“ das revolutionäre Wollen und Wühlen gemein hatte und deshalb mit ihnen rivalisierte.

Heute dagegen dürfen wir, indem wir der Klarheit halber von mancherlei Untergruppen und Sonderbildungen absehen, folgende Parteien im Zartum erkennen: 1. die Sozialdemokratie in den 3 Gruppen: polnisch-sozialistische Partei (P. P. S. = Polska partya socyalistów) — Sozialdemokratie des Königreichs Polen und Litauens (S. D. P. L.) — Bund (die jüdisch-polnische Arbeiterschaft). Sie sind die eigentlichen Macher der revolutionären Bewegung in Sosnowice, in Lodz und sonstwo; ihr Zusammenhang mit der deutschen Sozialdemokratie ist ebenso bekannt, wie die Bedeutung des jüdischen Elementes in ihr. Ihre Ziele sind die allgemeinen sozialistischen, aber diese Parteien marschieren in nationalpolnischen Dingen mit in der allgemeinen Phalanx. In dieser folgen dann 2. die „Ugodowce“ und die „Nationaldemokraten“, die Vertretung des Bürgertums. Die erstere Gruppe, die jetzt in der zweiten aufgeht, nannte man zum Spott so: „die Zufriedenen, die Kompromißler“, weil sie nämlich die Verbesserung der Lage des polnischen Volkes erreichen wollten im Rahmen des russischen Reiches, also eine Fortsetzung der „Weißen“ von 1863 und doch etwas ganz anderes. Wir verstehen sie besser nach Betrachtung der 3. Partei: 3. der Allpolen, der politischen Vertretung des Adels, der in Rußland, Galizien und Preußen oft gleichzeitig begütert ist und der darum vor allem der Träger der „jagjellonischen Idee“ von einem unabhängigen Polen „vom Meer zum Meer“ ist. In der Hand der Allpolen ist die polnische Nationalliga, und sie haben zweifellos von dem Ausbruche des Krieges mit Japan die Gelegenheit zu einem erfolgreichen bewaffneten Aufstande erhofft und ihn auch gepredigt. Die zunächst unverändert starke militärische Besetzung Polens und die freundschaftliche Neutralität Deutschlands haben sie freilich enttäuscht, so daß schon 18 Tage nach Beginn des Krieges die Nationalliga vor allen unzeitgemäßen Manifestationen warnte. So ist von all den Unruhen, Streiks, Putschen usw. anscheinend allein der Streik der Beamten der Warschau—Wiener Bahn auf das Konto der Nationalliga zu schreiben. Aber überhaupt hat sich deren Macht in der bisherigen doch so unruhigen und, so denkt man, so günstigen Zeit in Russisch-Polen keineswegs besonders groß gezeigt, ebensowenig nämlich wie die sie treibende Idee eines bewaffneten Aufstandes zu Gunsten eines unabhängigen Allpolens. Der Schwerpunkt des Polentums scheint dagegen heute durchaus zu liegen in der Warschauer Bourgeoisie, politisch in den Ugodowce und den Nationaldemokraten. Was wollen die?

Als nächste Ziele: Einführung der polnischen Sprache als amtlicher Verkehrs- und Unterrichtssprache, Gleichstellung der römisch-katholischen Kirche

mit der orthodoxen, Glaubensfreiheit für die Unierten sowie andere Sekten und Bruderschaften, Übergabe der Verwaltung an das einheimische Element, Einführung einer Verwaltungsart, an der alle Kreise der Bevölkerung teilnehmen können, Genehmigung der Ableistung der militärischen Dienstpflicht in der polnischen Heimat, Aufhebung aller Ausnahmegesetze gegen die Polen und autonome Verwaltung (Programm der Nationaldemokraten vom April 1905). Das sind alles politische Forderungen, die durchzusetzen sind ohne die Erschütterung des europäischen Gleichgewichts, mit der die Begründung eines unabhängigen Allpolens doch verbunden wäre. Hat damit diese heute zweifellos stärkste und wichtigste Partei des Polentums die alten polnischen Ideale, für die die Insurgenten von 1831 und 1863 geblutet haben, aufgegeben? Ja und nein. Ja — denn den Gedanken einer bewaffneten Erhebung und gewaltsamen Gewinnung der preußischen und österreichischen Volksteile stellen diese Gruppen vorerst durchaus als unrealisierbar zurück. Nein — denn sie fallen nicht ab von dem Ideal des „Noch ist Polen nicht verloren", das sie nur im Sinne Adam Czartoryskis und Wielopolskis etwas ummodeln. Zunächst weitestgehende nationale Autonomie im eigenen Lande — damit ist fürs erste Luft und Licht geschafft. Das ist in vielen Dingen schon erreicht. Wie das Kommuniqué der russischen Regierung vom 14. November 1905 hervorhob, sind infolge des Ukases vom 25. Dezember 1904 die Ausnahmegesetze abgeschafft, welche die freie Entwicklung der polnischen Nationalität hemmten und ihre Rechte mit denen der russischen Bevölkerung gleichgestellt. Aus diesen Maßregeln ergaben sich die Reformen betreffend die Schule (nationaler Sprachunterricht), die Semstwos (Wiederherstellung der Adelswahlen), die Stadt- und die Gerichtsverwaltung, die durch das Reglement des Ministerkomitees vom 16. Juni festgesetzt waren und durch die Bestimmungen des Ukases vom 30. April bezüglich der religiösen Freiheiten. Ferner wurden ebenfalls auf Polen ausgedehnt: die allgemeinen Maßnahmen für die Berufung einer Duma des Kaiserreiches und die Einführung der Versammlungsfreiheit. Endlich wurden die Polen am 30. Oktober als freie Bürger anerkannt und ihnen so die volle Möglichkeit geboten, tatsächlich ihre Fähigkeit zu beweisen, an der großen schöpferischen Arbeit teilzunehmen. Die Durchführung all dieser Zugeständnisse ist ja jetzt freilich infolge der Unruhen im Weichselgebiet sistiert, aber völlig rückgängig sind sie doch nicht wieder zu machen.

Und darüber hinaus nun knüpfen diese polnischen Parteien an an die politische Idee, den autokratischen Einheitsstaat Rußland aufzulösen in eine slavische Föderation, in — wenn man will — Vereinigte Staaten von Rußland — so also, wie es die Ukrainer wollen, Österreich-Ungarn in neuer Auflage. Darin soll Rußland, d. h. das alte Großfürstentum Moskau, ja die Hegemonie behalten, auch wohl russisch die Sprache der Zentralinstitutionen (des Heeres?) usw. sein; über die Einzelheiten macht sich anscheinend noch niemand schwere Gedanken. Wichtiger aber ist das dem zu Grunde liegende

polnische Sonderkalkul: in diesem slavischen Bunde werden trotz aller staatsrechtlichen Vorrechte Altrußlands die Polen herrschen — durch ihre Zahl, durch ihre wirtschaftliche Kraft, ihre politischen Gaben. Nehmen wir die Duma, so wie sie werden sollte vor dem Manifest vom 17./30. Oktober. In ihr kann mit Sicherheit bei einer Gesamtzahl von 540—550 Mitgliedern auf einen Polenklub von 80—90 Mitgliedern gerechnet werden: die „Oswoboschdenije" rechnete 72, die „Times" (Wochenausgabe vom 29. September 1905) 86 heraus; die Zahl 80—90 wird von den polnischen Zeitungen angenommen und ist mir auch sehr oft als wahrscheinlich von den ruthenischen Herren genannt worden. (Die hohe Zahl kommt dadurch heraus, daß allein auf die 9 westlichen, d. h. nicht rein polnischen Gouvernements etwa 45 polnische Mandate gerechnet werden müssen.) Daran werden nun auch die neuen Zugeständnisse im Sinne des allgemeinen Wahlrechts wahrscheinlich nicht allzuviel ändern. So ergibt sich für den russischen Reichstag in jedem Falle ein Polenklub von der Stärke des österreichischen, und die polnischen Blätter in Galizien diskutieren schon ganz munter seine genauere Organisation: einen Volksrat (Kolo polskie) wie den in Lemberg und den in Berlin, einig in allen nationalen Fragen, und als nächstes Ziel einen polnischen Landtag in Warschau, der womöglich nur Delegationen für die gesamtrussischen Interessen entsendet. Dabei ist ja nun sehr viel Zukunftsmusik. Für uns aber ist jedenfalls festzuhalten, daß das russische Polentum seinen Zielen weiter nachstrebt auf dem Umweg einer friedlichen Beherrschung des russischen politischen Lebens.

Und diesen neuen Hoffnungen und Zielen kommen nun Strömungen aus dem russischen Liberalismus selbst entgegen. Dafür liegen die aktenmäßigen Belege jetzt vor in der Sammlung „Polskij Wopros w Gasetje Russj", Artikel aus der Zeitung „Russj", die jetzt unter dem Namen „Molwa" erscheinen muß, aber sonst unverändert ist. Sie wird herausgegeben von dem Sohne des Herausgebers der „Nowoje Wremja", Suworin — ein liberales Blatt, das der junge Suworin nach einem, wie man sagt, improvisierten Skandal mit seinem konservativen Vater gegründet hat und sehr geschickt leitet. Die genannte Sammlung gibt nun eine Aktion wieder, die Suworin jun. unternahm, um die Polen zu gewinnen — wie man weiter sagt, im Einverständnis und mit Genehmigung des ermordeten Ministers von Plehwe. Ein Osterfestartikel 1904 „Christ ist erstanden" war der Ballon d'essai, er richtete sich an Rechtgläubige und andersgläubige Brüder, besonders aber an die polnischen Brüder. Darauf regnete es polnische Antworten, die in ihrer Gesamtheit ein höchst merkwürdiges und instruktives Aktenstück bilden. Ich kann es hier nicht im einzelnen besprechen, die Hauptsache ist die: zunächst zum ersten Male in Rußland eine freie, vielfach recht deutliche Erörterung der Polenfrage. Dann die Anbahnung einer Verständigung zwischen Polen und russischen Liberalen, die dann auf den Sjemstwokongressen fortgesetzt wurde. Dabei sind die Polen immer die aggressiveren, die Liberalen die zögernd zugestehenden. Aber die gemeinsame Basis ist da, und das ist der

Panslavismus. Es ist sehr wirksam, wenn in jener Sammlung Suworin die weitergehenden polnischen Wünsche auf Autonomie und selbständiges Polentum pariert mit dem nachdrücklichen Hinweis: der Gedanke des 19. Jahrhunderts war der nationale, der des 20. aber wird der der Rasse sein, der aber (d. h. der der slavischen Rasse) ist politisch nur aktionsfähig zu machen in einem starken Rußland, das unter der Hegemonie des Zarentums die slavischen Brüder umfaßt. Diese Dinge haben deshalb so große Bedeutung, weil hier Suworin an zweifellos vorhandene gedankliche Strömungen in Europa überhaupt erfolgreich anknüpft, und dann, weil sie beweisen, daß russischer Liberalismus und Panslavismus keineswegs, wie man wohl zunächst gemeint hat, einander ausschließen. Im Gegenteil bietet sich vielmehr da ein gemeinsames Feld für alle politischen Richtungen, von den „Moskowskija Wjedomosti“ bis, ja bis zur P. P. S. Denn warum die Polen dem heute entgegenkommen können und wollen, ist oben gesagt. Also „ein unabhängiges Polen füllt nicht mehr den Platz aus wie bisher in dem Programm der nationalen Führer (sagte die „Times“ am 22. September 1905). Sie scheinen erkannt zu haben, daß es ein Traum ist, und sie haben die praktischere Politik vollen Rechts für die polnische Nationalität innerhalb des Baues des Russischen Reiches angenommen“.

Was diese Wendung aber allgemein bedeutet, das sagte dasselbe Blatt gleich weiter mit dem Scharfblick des Hasses: „Aus den russischen Bedrückungen sind die Polen hervorgegangen mit der Überzeugung, daß ihr wahrer Feind nicht der Russe ist, sondern hinter der deutschen Grenze erkannt werden muß.“ In dieser Richtung zu hetzen, hat ja dann die englische Presse mit ihren Schwindelnachrichten über eine deutsche Intervention in Polen ihr redliches getan. Was die „Times“ sagen will, ist aber das: wenn die Entwicklung, die ich andeutete, so weiter geht, mit anderen Worten, wenn an unserer Ostgrenze ein zweites Galizien entsteht, im russischen Parlament und sonst ein starker polnischer Einfluß sich befestigt, dann wendet sich all der Haß und Groll, dessen das Polentum fähig ist, gegen Preußen und das Deutsche Reich. Die Rückwirkungen auf das preußische Polentum liegen auf der Hand, wie die auf die internationale Stellung der beiden großen Nachbarreiche zueinander, die bei einem liberalen Rußland freundschaftlich und gesichert zu halten, vor allem um der polnischen Frage willen, wahrscheinlich sehr viel schwieriger sein wird als bisher.

Aber hat man denn nicht in den gegenwärtigen Wirren oft genug das Wort vom selbständigen Königreich Polen gehört? Gewiß ist das vielfach laut geworden, gewiß wird niemand prophezeien wollen, daß die Entwicklung der polnischen Hoffnungen unter allen Umständen so gehen müsse, wie ich sie vermutete. Aber jedenfalls steht für das Polentum Rußlands das heute fest: ein selbständiges polnisches Reich wäre für die Polen selbst heute weder vorteilhaft noch notwendig. Weder vorteilhaft — denn es zöge unmittelbar nach sich die Errichtung der Zollschranken gegen Rußland, die Absperrung von einem Riesenabsatzgebiet, auf dem heute der polnische Gewerbfleiß

siegreich gegenüber dem russischen vordringt. Der Entschluß wäre für Rußland selbst gar nicht schwer, denn die Zollgrenze hat bis 1851 ja bestanden, und niemand wäre darüber froher als die Industriellen um Moskau und Wladimir. Aber leben könnte dann solch ein polnisches Reich nicht. Und es ist den Polen auch nicht notwendig. Denn alle Vorteile der ungeheuren Umbildung, in der Rußland jetzt mitten inne steht, kommen heute, auf welchem Gebiete es auch sei, vor anderem dem Polentum zu Gute, das viel bequemer, viel opferloser und billiger als durch Putsch und Aufstand zu seinem Ziele kommt auf dem ruhigen Gange friedlicher sozialer und politischer Entwicklung. Wer heute unter dem Eindruck düsterster Tagesnachrichten das russische Reich schon in Trümmer zerfallen sieht, den darf man erinnern an die Worte, die Hellmuth v. Moltke in seinen Briefen aus Rußland schreibt: „Man hat gesagt, daß bei zunehmender Bevölkerung das unermeßliche Reich in sich zerfallen müßte. Aber kein Teil desselben kann ohne den anderen bestehen: der waldreiche Norden nicht ohne den kornreichen Süden, die industrielle Mitte nicht ohne beide, das Binnenland nicht ohne die Küste, nicht ohne die große gemeinsame Wasserstraße der 400 Meilen schiffbaren Wolga." Oder wie es in der Sammlung der „Russj" ein Pole etwas weniger geschmackvoll, aber um so deutlicher ausdrückt: „Wir sind für Euch (die Russen) das Feuster nach Europa, Ihr seid für uns — der Magen." Und diese Erkenntnis macht für Deutschland die ganze Frage nicht tröstlicher, sondern nur gefährlicher und bedenklicher. „Es ist charakteristisch, schreibt einmal das Lemberger „Słowo polskie", daß immer in der Epoche großer Erschütterungen sich die große polnische Wunde auftut." Eine solche Zeit ist wieder einmal da, und wer zu sehen weiß, sieht, daß auch durch das preußische Polentum heute ein Zittern und ein Hoffen geht.

Eben als diese Zeilen in Druck gehen, erhalte ich die Nachricht vom Tode des in ihnen öfter genannten ruthenischen Führers Roman Sembratowycz. Er war schon schwer leidend, als ich ihn zum letzten Male in Wien sah. Nun haben sich die Besorgnisse seiner Freunde allzu rasch erfüllt. Trotz seiner Jugend (er ist nur wenig über 30 Jahre alt geworden) verdankt ihm sein Volk außerordentlich viel, denn er erst hat die Blicke Europas auf diesen vergessenen Winkel gerichtet, der literarische Bannerträger, darf man sagen, der ruthenischen Bewegung. Ich selbst danke ihm viele Anregungen und Mitteilungen; seine liebenswürdige, lebhafte Unterstützung allein hat mir es möglich gemacht, in verhältnismäßig kurzer Zeit so vieles von den Ruthenen zu sehen und zu lernen. Möchte er seiner werte Nachfolger erhalten, die auch einen so festen Zusammenhang mit deutscher Bildung haben, wie er!

O. H.

Hilligenlei.

Von

Paul Luther.

Es gibt Bücher, denen gegenüber eine literarisch-ästhetische Würdigung mir wie töricht Spiel erscheint. Wie wenn Kinder im Sommersonnenschein buntschillernde Seifenblasen formen, denen nur ein flüchtiger Blick nachgesandt wird, indes die junge Seele längst wieder anderm Tand in naivem Frohsinn sich zugewandt hat. Solche Bücher, vor denen wir vielmehr mit dem weitoffenen Auge des Kindes stehen sollten, durch das die Seele staunend in ein fremdes schönes Land schaut, die erscheinen nur selten. Denn selten sind ja nur die Menschen, die das Hohelied des Lebens zu singen wissen, weil ihnen die ewige Macht die Saiten der Seele rührt. Frenssens Hilligenlei gehört zu ihnen. Hilligenlei ist heiliges Land — wer's betreten will, der ziehe seine Schuhe aus, die vom Wandern im Menschenland bestaubt sind, der lasse weit dahinten der Menschen Gewirr, um in segnender Stille in die Tiefen einer suchenden, aber echten und reinen Menschenseele hinabzulauschen. Denn eine Menschenseele ist's, die hier ihr Allerbestes gibt, geben muß, weil sie die Sehnsucht treibt, den eigenen Besitz den Seelen der Brüder zu schenken, daß sie frei werden von allem Dumpfen und Häßlichen, frei von aller Lebenshemmung.

* * *

Kai Jans, des Buches Held, ist ein Träumer, der sich langsam und quälig entwickelt, und versonnen und verträumt ist das ganze Buch, wie eines Flusses Rinnsal, der im Sand zu versickern droht. So sagen die Menschen. Ich habe der eigenen Kindheit gedacht, in der mich jede Woche mit dem Vater auf froher Wanderung hinausgeführt in Wald und Flur. Wohl hatten wir immer ein Ziel, aber geradeaus ihm zugeschritten sind wir nie. Es blühte ja so unendlich viel am Wege, das unser Auge fesselte und unsern Schritt hemmte, war's auch nur eine Blume, ein eigenartig geformter Grashalm, ein Laufkäferchen, das durchs Gesträuch hastete. Im Waldesgrün träumte sich's so schön, wenn das Sonnenlicht schmeichelnd sich um die alten und jungen Stämme legte, und der Sommerwind leise durch die Wipfel fuhr, an mancher Wegbiegung ward uns ein so wundervoller Blick ins weite Land, daß wir des Zieles vergessend, ruhen mußten, um all die Schönheit aufzunehmen in Sinn und Seele. Und wenn wir endlich, bisweilen bei sinkender Nacht, die Herberge erreichten, dann schien uns kein Rasten und Schauen zwecklos gewesen, stillglücklich übersannen wir all die Herrlichkeit, die abseits vom geraden Wege sich uns aufgetan. Dies Jugenderinnern stieg mir auf, als ich Hilligenlei las. Denn um des Kai Jans persönliches Schicksal windet sich allerlei Gerank, an sich so schön und voll saftigen Lebens, daß der Dichter mit innigster Liebe sich darin vertieft. Ich hab meine helle Freude daran

gehabt. In dieser breiten Pinselführung habe ich den niederdeutschen Künstler wiedergefunden, den wir schon in seinen früheren Werken lieb gewannen. Die Kleinmalerei, die behagliche Breite, die fast verschwenderische Liebe, die auch allem, was abseits vom Wege liegt, gewidmet, sie ist mir ein wundervoller deutscher Zug der Frenssenschen Kunst. Die Großen, deren Namen wir in Ehrfurcht nennen, ein Rembrandt, ein Böcklin und Thoma, sie haben für ihn nicht umsonst gelebt, sie haben dem kongenialen Geist ihr Allerbestes gegeben, jenes intime Sichhineintasten in das geheimnisvolle Leben, das sie umweht, jenes unendlich zarte Sichanschmiegen an jede Erscheinung, um ihr tiefstes Wesen zu erspüren. Wer diesem deutschen Geist in Frenssens Kunst sich nahe fühlt, für den ist alles Beiwerk, alles Gerank, das die Persönlichkeit seines Helden umgibt, kein störend Element, es schafft ihm im Gegenteil die Möglichkeit, diesen Kai Jans in der ganzen Eigenart seines Werdens und Wollens zu verstehen. Wir würden ja diesen liebenswerten Träumer, dem der natürlichste Vorgang des Lebens ebenso wertvoll dünkt, als das vergeistigste Aufwärtsstreben der Menschheit, gar nicht voll zu erfassen vermögen, wenn uns die Atmosphäre, die ihn umgibt, nicht ganz scharf gezeichnet wäre, jene niederdeutsche Innigkeit, die schwerfällig-besinnlich über alles grübelt und alles Kleinste gütig umspannt und die doch auch derbkräftig, mit selbstverständlicher Rücksichtslosigkeit ans Größte sich wagt.

* * *

Kai Jans ist ein Idealist, der mit reiner Seele für sich und die Menschheit das Beste ersehnt, aber die Atmosphäre, in der er lebt, ist eine so schwülsinnliche, daß der Dichter den herbsten Tadel verdient. So sagen die Menschen, nicht alle, aber einige, Wächter der Sittlichkeit und Menschen mit einer Seele, die der Mimose gleicht. Ich kann nur sagen, daß mir bei dem Lesen des Buches auch nicht der leiseste Gedanke, auch nicht das geringste Empfinden der Unkeuschheit aufgestiegen ist. Gewiß, Frenssen ist ganz deutlich in allen natürlichen, auch geschlechtlichen Dingen, aber über jedem Worte liegt ein so tiefer Ernst, daß von Unsitttichkeit in Absicht oder Wirkung nicht im mindesten die Rede sein darf. Wir haben noch immer einen so merkwürdigen mitteralterlichen Sauerteig unter uns, der unsere Anschauungen über das Natürliche durchsetzt: für manchen ist der Schatten, der auf der Natur einst in Tagen der Askese lag, noch immer vorhanden, sodaß alle Beziehungen der Geschlechter zu einander als etwas ungeistiges, unheiliges empfunden werden. Ich glaube, wir sollten dem reinen Manne — und das ist Frenssen — dankbar sein, daß er so ehrlich und ohne jede kindische Prüderie auch alles Natürliche geschildert hat. Ist nicht die Heinke Boje in den Jahren ihrer erwachenden Weiblichkeit ein wundervolles Geschöpf, so schlicht, natürlich, lebenswahr, daß sie den Heiligenschein verdient, den des Dichters Liebe um ihr Haupt gewoben hat? Und wenn er in der Schilderung des Kaffeekränzchens in der kleinen Stadt offenbar mit eigener innerer Zustimmung so beweglich von der Jungweibernot spricht, wir wollen behutsam sein in der Verurteilung, weil doch die Triebe der Natur nichts Unreines sind. Allerdings Heinkes Schwester Anna hat offenbar — deutlich genug drückt sich der Dichter hier nicht aus —, ehe sie das Weib von Pie Ontjes Lau wird, mit dem fremden Manne, dessen Frau krank im Süden weilt, intim verkehrt und schweigt davon, als sie dem Sohn des Hafenmeisters sich und ihr Leben schenkt. Aber wo stehts,

daß nach des Dichters Wunsch auch das eine Idealgestalt sein soll? Neben Anna Boje wirkt um so reizvoller und lichter der Schwester Gestalt — das war doch Frenssens Absicht. Und sollte er nicht des Dichters Recht haben, seine Gestalten so zu geben, wie er sie erschaut hat, mit dem Auge des Künstlers, das an keiner Erscheinung vorübergleitet? Als Künstler, der ehrlich sagt, was er gesehen hat, will er die Umwelt schildern, in der Kai Jans gewachsen ist, und diese Umwelt hat ihre eigenen Auffassungen über Sittlichkeit und Unsittlichkeit.

* * *

Kai Jans hat einen schönen herrlichen Traum. Vom Kinde des armen Hafenarbeiters ist er nach Irrfahrten der Jugend in falsch erwähltem Beruf zum Theologen geworden, der, zerrieben vom eigenen Geschick und zernichtet vom schweren Leid und Irrwahn der Menschheit, in heiligen Stunden ein Lebensbild Jesu schreibt. Dies Lebensbild Jesu soll sein Volk lösen von allem Gemeinen, füllen mit freudiger Kraft, begeistern zu lebensvollem Schaffen in neuer Zeit. Aber der Jesus, der das vermag, kann nur ein voller Mensch auf dem Boden der deutschen Wirklichkeit sein, und so malt ihn Frenssen mit deutschen Farben, wie er im Heidedorf groß wird, ein reiner Mann, die Nöte seines Volkes zu meistern sucht, schwere Erschütterungen auch seiner Seele durchmacht, und für seinen Glauben in den Tod geht, ein einsamer Sterbender, den dann die sehnende Liebe der Seinen mit dem Strahlenglanz des Göttlichen umkleidet. Tausende werden dem Dichter danken für dies Lebensbild; denn die Sehnsucht von Tausenden ist damit erfüllt. In einer Sprache, die all ihre Worte und ihr ganzes Anschauungsmaterial aus unserer Gegenwart nimmt, und darum uns ganz unmittelbar deutlich ist, hat er Jesus auf dem Boden reiner Menschlichkeit geschildert, wirklich als den Erstgeborenen unter vielen Brüdern, der gleich uns durch alle Untiefen des Lebens geschritten ist. Das ist nicht platter Rationalismus, wie eilige Kritiker schleunigst versichern; das ist vielmehr ein volles Ernstmachen mit unserer neuen Auffassung der Wirklichkeit und Gottes: dies wirkliche Leben auf der Erde in seiner Fülle und seinem Ernst schließt in sich das Göttliche, dies Menschliche ist voll von Ewigkeit, es sind nicht mehr zwei Welten, sondern es ist nur eine, alles umfassende Wirklichkeit, die Jesus Himmelreich genannt hat, wir wandern alle und überall im Lichte Gottes. Macht uns das arm, arm an Religion? Ich glaube, es macht uns unendlich reich, weils uns in die Wirklichkeit des eigenen Lebens weist und uns stark macht zu eigenem Tun. Und ich denke, daß gerade dieses geschichtliche Lebensbild uns auch den Mut persönlichen Gott-Erlebens wiedergibt, das im Anschluß an das Gotterleben des geschichtlichen Jesus aus dem religiösen Empfinden unserer Gegenwart das Bild des ewigen Christus formt, der auch unserer Tage Gottsuchen und Gottfinden in sich verkörpert.

Alkohol und Verkehrssicherheit.

Von

Otto de Terra.

Der Kampf gegen die schweren Schädigungen der nationalen Wohlfahrt durch den in allen Ständen und Berufskreisen üblichen gewohnheitsmäßigen und reichlichen Genuß alkoholischer Getränke tritt mehr und mehr in den Vordergrund des öffentlichen Interesses. In allen Schichten der Bevölkerung wächst die Erkenntnis, daß diesem Übel nachdrücklich entgegengetreten werden muß, um die damit verbundenen Nachteile für die körperliche und geistige wie für die sittliche und wirtschaftliche Entwicklung des deutschen Volkes mindestens wesentlich zu mildern.

Der besondere Wert dieser Bestrebungen für den verantwortlichen und gefahrvollen Verkehrsdienst ist unverkennbar; hängt doch Gesundheit, Gut und Leben vieler Tausende täglich und stündlich davon ab, daß namentlich im Augenblick einer drohenden Gefahr die Fähigkeit, klar zu denken, umsichtig und entschlossen zu handeln, bei dem Personal der Verkehrsanstalten (Eisenbahnen, Straßenbahnen, Dampfschiffe usw.) nicht durch den Genuß alkoholischer Getränke beeinträchtigt ist.

Gerade in letzter Zeit ist in rascher Aufeinanderfolge eine ganze Reihe von schweren Eisenbahnunfällen nachweislich durch reichlichen Alkoholgenuß des beteiligten Eisenbahnpersonals herbeigeführt worden

1. Am 23. Juli wurde auf der Strecke Ruhbank—Wittgendorf auf einem Überwege abends ein mit 11 Personen besetzter Omnibus von einer leerfahrenden Maschine erfaßt und überfahren, wobei 3 Personen schwer, die übrigen leicht verletzt wurden. Der betreffende Schrankenwärter hatte an dem Tage, einem Sonntage, an einem Kreiskriegerfest teilgenommen. Unter der Einwirkung reichlichen Alkoholgenusses war er abends auf seinem Posten eingeschlafen und hatte es unterlassen, die Schranke rechtzeitig zu schließen. Wegen dieser groben Fahrlässigkeit ist er von dem Landgericht Hirschberg kürzlich zu einem Jahre Gefängnis verurteilt worden.

2. Am 7. August stieß der Schnellzug Nr. 113 zwischen Spremberg und Schleife mit dem Nachzug zu Schnellzug Nr. 112 zusammen. Beide Maschinen und Packwagen, zwei Gepäckwagen und fünf Personenwagen

entgleisten und wurden größtenteils zertrümmert, 16 Personen büßten ihr Leben ein, weit über 100 wurden mehr oder minder schwer verletzt. Der entstandene Schaden an Geldeswert beläuft sich auf etwa 2 Millionen Mark. Das entsetzliche Unglück ist durch den betreffenden Stationsbeamten in Spremberg angerichtet worden, der nach durchspielter und durchzechter Nacht in angetrunkenem Zustande in den Dienst getreten ist und völlig kopflos den einfachsten und klarsten Sicherheitsvorschriften zuwidergehandelt hat. Von dem Landgericht Kottbus ist er deswegen — überaus milde — zu 1 Jahr 4 Monaten Gefängnis verurteilt worden. Unbegreiflich ist, wie das Gericht angesichts der klaren Feststellungen der Voruntersuchung, die über die „Angetrunkenheit" des schuldigen Beamten keinen Zweifel gelassen hatten, in der Hauptverhandlung zu der Überzeugung gelangen konnte, daß er „in keiner Weise unter der Einwirkung des Alkohols gelitten hatte".

3. Am 30. September fuhr auf Bahnhof Czernitz (Oberschlesien) ein Personenzug bei der Ausfahrt unter Nichtbeachtung des Haltesignals auf den Prellbock eines stumpfen Gleises. Die Lokomotive, der Packwagen und drei Personenwagen stürzten die Böschung hinab. Der Lokomotivführer und der Heizer wurden getötet, der Zugführer und zwei Reisende wurden schwer, mehrere andere leicht verletzt.

Zugführer, Lokomotivführer und Heizer des verunglückten Zuges sind an dem Tage — nach der Gehaltszahlung — unwiderlegten Zeitungsnachrichten betrunken gewesen.

4. Am 17. Oktober ist in Tilsit der — betrunkene — Lokomotivführer eines nach Insterburg bestimmten Güterzuges ohne seinen Zug, nur mit dem Packwagen, unter Nichtbeachtung der Signale mit Volldampf auf die Strecke nach Labiau (statt nach Insterburg) gefahren und dort in einer starken Krümmung auf den in voller Fahrt entgegenkommenden Personenzug 909 gestoßen. Die Lokomotiven und Gepäckwagen beider Züge wurden stark beschädigt. Der betrunkene Lokomotivführer, der das Unheil verschuldete, erlitt so schwere Verletzungen, daß er bald darauf starb. Auch der Führer des Personenzuges wurde schwer verletzt, ebenso die beiden Heizer und zwei Reisende. Die Verletzungen anderer Reisenden waren leichterer Natur.

Unzweifelhaft ist Alkoholgenuß des Personals sehr viel häufiger die unmittelbare oder auch nur mittelbare Ursache von Eisenbahnunfällen, als in der Öffentlichkeit oder auch nur an den leitenden Stellen innerhalb der Eisenbahnverwaltung bekannt wird. Wenn bei jedem durch das Personal der Verkehrsanstalten (nicht bloß der Eisenbahnen) verschuldeten

Unfall sorgfältig und ohne Voreingenommenheit auch danach geforscht würde, ob und inwieweit Alkoholmißbrauch dabei mitgewirkt hat, würde man sicherlich zu überraschenden Ergebnissen kommen. Die Fälle, in denen Alkoholgenuß des Personals zu folgenschweren Ereignissen der vorerwähnten Art führt, sind zwar glücklicherweise verhältnismäßig selten. Ungleich häufiger aber werden geringere Unfälle (Verletzungen von Bediensteten, Beschädigungen von Material) dadurch veranlaßt. Noch öfter werden Unfälle aus solcher Ursache nur durch besonders glückliche Umstände und Zufälligkeiten mit knapper Not vermieden. Trotz des Vertuschungssystems, das gerade in solchen Fällen von allen beteiligten Bediensteten mit seltener Einmütigkeit geübt zu werden pflegt, fehlt es schon jetzt nicht an unanfechtbaren Belegen dafür.

Selbst die Fälle, in denen Lokomotivführer von der Lokomotive eines im Lauf befindlichen Zuges unterwegs abgelöst werden mußten, weil sie augenscheinlich betrunken waren, sind leider nicht ganz vereinzelt. Und sie würden ohne Zweifel noch öfter festgestellt werden, wenn nicht die meisten Stationsbeamten sich davor scheuten, ihrem eigenen Urteil über den Grad der Angetrunkenheit eines Mitbeamten allzu sehr zu vertrauen. Diese Scheu wird begreiflich, wenn man die Schwierigkeiten einer einwandfreien Feststellung solcher Vorkommnisse berücksichtigt und weiterhin das bereits erwähnte Vertuschungssystem in Betracht zieht. Führt dieses doch gar nicht selten dazu, daß der in solchen Fällen entschlossen seine Pflicht erfüllende Beamte wegen falscher Angaben (Verleumdung) oder zum mindesten wegen Voreiligkeit bestraft wird, zumal wenn es dem in angetrunkenem Zustand betroffenen Beamten gelingt, nachträglich eine ärztliche Bescheinigung beizubringen, daß er — zur Zeit des Erscheinens beim Arzt — „nüchtern" gewesen sei. Erst neuerdings sind mir drei Fälle dieser Art von durchaus glaubwürdigen Beamten mitgeteilt worden.

Das mehrerwähnte Vertuschungssystem hat weiterhin zur Folge, daß die leitenden Stellen es häufig gar nicht erfahren, daß Alkoholgenuß des Personals die Ursache minder schwerer Unfälle, Materialschäden oder sonstiger Ordnungswidrigkeiten ist, und daß sie deshalb den Umfang des Alkoholmißbrauchs bei dem ihnen unterstellten Personal zumeist bei weitem unterschätzen.

Auch den denkbar größten Fortschritten der Technik, den vollendetsten mechanischen Einrichtungen wird es schwerlich jemals gelingen, menschliche Fehlbarkeit bei ihrer Anwendung gänzlich auszuschließen. Die stetig wachsenden Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Verkehrsanstalten nach Menge und Art, namentlich Sicherheit und Schnelligkeit, stellen vielmehr

auch an das Personal immer höhere Anforderungen. Nicht nur an seine Umsicht und Urteilsfähigkeit, an seine Entschlossenheit, seine Klarheit des Denkens und Handelns, sondern auch an seine Pflichttreue. Durch nichts aber werden erwiesenermaßen diese Eigenschaften so leicht und in solchem Maße beeinträchtigt, wie durch den Genuß alkoholischer Getränke. Und zwar liegt die Hauptgefahr für den verantwortlichen Verkehrsdienst weniger in dem zu Trunkenheitserscheinungen führenden unmäßigen Genuß, der verhältnismäßig leicht erkennbar ist, als vielmehr in dem ungleich schwerer zu kontrollierenden Genuß geringerer Mengen und in den Nachwirkungen reichlicheren Alkoholgenusses. Genaue wissenschaftliche Untersuchungen von Prof. Dr. Kraepelin, Dr. Fürer u. a. über die im Gehirn dadurch veranlaßten Störungen haben zu überraschenden Ergebnissen geführt. Durch andere Versuche — von Ridge, Richardson, Scoupal und Brothers — ist festgestellt, daß schon geringe Menge alkoholischer Getränke das Gehör und die Sehschärfe, namentlich auch das Farbenunterscheidungsvermögen beeinträchtigen.[1])

Alle diese Wirkungen können für den Verkehrsdienst leicht von verhängnisvollen Folgen sein. Auch die vorher erwähnten Unfälle sind dafür beweisend. Der landesübliche gewohnheitsmäßige Alkoholgenuß ist aber auch in anderer Beziehung ein schlimmer Feind der rühmlichst bekannten Pflichttreue unseres Verkehrspersonals: Die meisten Verstöße gegen die Dienstzucht und die Dienstpflichten sind auf den Alkoholgenuß zurückzuführen. Außerdem wurzeln ungünstige häusliche Verhältnisse und wirtschaftliche Not nicht selten in den Trinkgewohnheiten des Familienhauptes.

Das deutsche Verkehrspersonal ist den heimischen Trinksitten im allgemeinen keineswegs mehr ergeben, als andere Berufskreise. Aber dem Anreiz und der Versuchung zum Alkoholgenuß ist es ungleich stärker ausgesetzt. Einmal durch die unvermeidlichen ungünstigen Einwirkungen, unter denen sich der Dienst des im äußeren Betriebe tätigen Personals vollzieht. Anderseits durch die zahlreichen, allzuvielen Bahnhofswirtschaften, die in Nord- und Mitteldeutschland noch dazu überall mit den Warteräumen vereinigt sind, und durch die leidige Neigung des Publikums, das Personal mit alkoholischen Getränken zu bewirten.

In den Maßnahmen zur Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs ist man bisher am weitesten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gegangen. Die großen Eisenbahngesellschaften haben dort schon vor geraumer Zeit

---

[1]) Vergl. die kleine Schrift des Verfassers über „Alkohol und Verkehrswesen", die soeben in 4. Aufl. (11.—15. Tausend) erscheint.

begonnen, von ihrem Personal nicht nur im, sondern auch außer Dienst völlige Alkoholenthaltsamkeit zu verlangen oder doch wenigstens bei ihm zu bevorzugen. Zunächst in den besonders verantwortlichen Dienstzweigen, wie dem Zugdienst. Bei einer vor längerer Zeit an die Direktionen von 25 amerikanischen Eisenbahngesellschaften gerichteten Umfrage erklärte der Direktor einer großen Eisenbahngesellschaft: „Auf keiner unserer Linien lassen wir jemanden, der Alkohol trinkt, eine verantwortliche Stellung bekleiden. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß man sich auf solche Leute nicht verlassen kann und wir wollen das Leben des Publikums, das unsere Züge benutzt, nicht aufs Spiel setzen." Der Bericht über die Umfrage schloß mit den Worten: „Die Phrase von der persönlichen Freiheit gilt nicht für einen Dienst, zu dem nüchterne Leute und klare Köpfe nötig sind."

Gegenwärtig hat sich die völlige Alkoholenthaltsamkeit unter dem amerikanischen Eisenbahnpersonal dermaßen verbreitet, daß fast das ganze Personal aus „Temperenzlern", was in Amerika gleichbedeutend mit Enthaltsamen ist, besteht. Die großen Linien scheiden nach und nach alle Angestellten aus, die in oder außer Dienst alkoholische Getränke genießen. Sie machen bekannt, daß nach einem bestimmten Zeitpunkt überhaupt keine Personen mehr beschäftigt würden, die nicht völlig alkoholenthaltsam sind. Und zwar gilt dies nicht nur für das untere Personal, auch die höheren Beamten müssen sich dem unterwerfen. Allerdings wird dieses Vorgehen dadurch außerordentlich erleichtert, daß in Amerika die Überzeugung von der Schädlichkeit namentlich des gewohnheitsmäßigen Alkoholgenusses und des großen Nutzens der völligen Enthaltsamkeit schon in sehr viel weitere Kreise des Volkes gedrungen ist, sehr viel mehr Gemeingut der gesamten Bevölkerung geworden ist, als es in andern Ländern trotz umfassenden wissenschaftlichen Untersuchungen darüber bisher geschehen ist.

Abgesehen von Amerika ist die Bekämpfung des Alkoholgenusses beim Eisenbahnpersonal bis jetzt am weitesten in England vorgeschritten. Bei der großen englischen Westbahn z. B. dürfen den Beamten und Arbeitern in den — wie überall außerhalb Deutschland von den Warteräumen streng gesonderten — Bahnhofswirtschaften keine alkoholischen Getränke verabreicht werden. Begründet wird diese Maßregel mit der Erfahrung, daß „die meisten auf ein Verschulden von Beamten zurückzuführenden Betriebsunfälle in angetrunkenem Zustande herbeigeführt werden". Sehr bemerkenswerte Erfolge sind hier namentlich aber durch die Einsicht und das entschlossene Vorgehen des Personals selbst erzielt worden. Die 1882 gegründete United Kingdom Railway Temperance Union hat sich die Förderung und Verbreitung der völligen Alkoholenthaltung unter den Eisenbahnern aller

Grade zur Aufgabe gestellt. Dieser Verein hat gegenwärtig etwa 23000 Mitglieder. Neben ihm sind noch verschiedene andere beruflich gegliederte Vereine in gleicher Richtung mit bestem Erfolge tätig.

In der richtigen Erkenntnis, daß eine weitgehende Einschränkung des Alkoholgenusses durch entsprechende Verbote erst dann möglich ist, wenn die unentbehrlichen Voraussetzungen dafür vorhanden sind, haben sich die deutschen Verkehrs-(Eisenbahn-)Verwaltungen in der Hauptsache bisher auf Maßnahmen vorbeugender Art beschränkt. Eine wachsende Fülle anerkennenswerter Wohlfahrtseinrichtungen: Verbesserung der Wohnungen, der Aufenthalts-, Unterkunfts- und Übernachtungsräume, gesteigerte Fürsorge für zweckmäßige Ernährung, für gutes Trinkwasser und alkoholfreie Erfrischungsmittel, sind dazu bestimmt, das Personal mehr und mehr der Lockung und dem Zwange zum Alkoholgenuß zu entziehen.

Neuerdings erst hat sich die preußische Staatsbahnverwaltung durch „die schwerwiegenden Vorkommnisse der letzten Zeit" bekanntlich veranlaßt gesehen, den im Betriebsdienste tätigen Beamten, Hilfsbeamten und Arbeitern den Genuß alkoholhaltiger Getränke während des Dienstes ausnahmslos zu untersagen. Es kann aber zweifelhaft erscheinen, ob es gelingen wird, diesem Verbote die gebührende Beachtung zu sichern, solange die Fürsorge für gutes Trinkwasser, für andere alkoholfreie Erfrischungen usw. noch nicht allgemein in dem wünschenswerten Umfange durchgeführt ist und namentlich solange das Personal noch nicht in ausreichendem Maße über den Unwert der alkoholischen Getränke als „Stärkungsmittel" und über ihre Entbehrlichkeit als Genußmittel aufgeklärt ist.

Solche — durch das Beispiel der völligen Alkoholenthaltung bekräftigte — Aufklärung hat sich der vor vier Jahren von mir ins Leben gerufene Deutsche Verein enthaltsamer Eisenbahner zur Aufgabe gemacht, der neuerdings im Begriff steht, sich zu einem zunächst das befreundete Österreich mitumfassenden „Eisenbahn-Alkoholgegner-Verband" zu erweitern. In anderen außerdeutschen Ländern (Schweiz, Frankreich, Dänemark usw.) hat dieses Vorgehen schon früher Nachahmung gefunden. Die mehrerwähnten bedauerlichen Vorkommnisse der Neuzeit haben den Wert, den Nutzen und die Notwendigkeit dieser Bestrebungen aufs deutlichste erwiesen. Der trotz allen Schwierigkeiten, trotz unzureichender moralischer und namentlich auch finanzieller Unterstützung schon bisher erreichte Erfolg ist weniger darin zu erblicken, daß es in verhältnismäßig kurzer Zeit gelungen ist, der bislang bei uns noch wenig volkstümlichen Enthaltsamkeitsbewegung auch beim Eisenbahnpersonal eine immerhin stattliche Schar überzeugter Anhänger zu gewinnen. Ungleich wertvoller und

wichtiger ist, daß durch die Bestrebungen des Vereins in weiteren Kreisen das Interesse und Verständnis für den Kampf gegen die Alkoholschäden geweckt worden ist und daß viele dadurch im Sinne wirklicher strenger Mäßigkeit beeinflußt worden sind.

Deutlicher und überzeugender als durch alle noch so eindringlichen Belehrungen werden die großen Vorzüge der völligen Alkoholenthaltung (besonders für die Sicherheit des Verkehrs) durch das persönliche Beispiel dargetan, namentlich wenn dieses nicht nur von annähernd gleichgestellten Berufsgenossen, sondern auch von den Vorgesetzten ausgeht. Sehr erfreulich und nachahmenswert ist auch unter diesem Gesichtspunkt das Vorgehen einiger Eisenbahndirektionen, die über das ministerielle Verbot hinaus allen Beamten und Arbeitern den Genuß alkoholhaltiger Getränke im Dienste ausnahmslos untersagt haben.

Auch die Forderung gänzlicher Alkoholenthaltung (im und außer Dienst), zunächst für das Lokomotivpersonal, ist innerhalb der preußischen Staatsbahnverwaltung neuerdings schon erwogen worden. Solange die alkoholischen Getränke aber noch in dem heutigen Umfange, auch in den Kreisen der „Gebildeten", als unentbehrliche „Stärkungs-" und Genußmittel gelten, wird eine solche Forderung schwer durchzuführen sein.

Um sie mit Aussicht auf Erfolg stellen zu können und das gesamte Personal von dem herrschenden Vorurteil zu gunsten der alkoholischen Getränke mehr und mehr frei zu machen, sollte man die darauf abzielende Tätigkeit der alkoholgegnerischen Vereine wirksamer als bisher unterstützen, namentlich sollte man innerhalb der Eisenbahnverwaltungen die freiwillige Alkoholenthaltung seitens einsichtsvoller und entschlossener Berufsgenossen mit allen geeigneten Mitteln fördern; sei es durch besondere Zuwendungen oder sonstige Vorteile. Der Einwand, daß damit ein Heuchler- und Strebertum begünstigt würde, kann nicht als stichhaltig anerkannt werden. Solche unerfreulichen Erscheinungen sind bekanntlich nirgends völlig zu vermeiden, wo es gilt, besondere Vorteile zu erreichen. Keinesfalls darf dies Bedenken davon abhalten, hervorragende Leistungen, besondere Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit auch entsprechend zu belohnen. Der völlig alkoholenthaltsame Eisenbahner wird sich aber unter sonst gleichen Umständen leistungsfähiger, brauchbarer und namentlich zuverlässiger erweisen als seine wenn auch noch so „mäßigem" Genusse huldigenden Berufsgenossen, und insofern dürfte eine gewisse Bevorzugung sicherlich vollauf gerechtfertigt sein. Andrew Carnegie, der bekannte amerikanische „Stahlkönig" schrieb vor zwei Jahren in „The New Voice" (Chicago): „Unsere Arbeiter sind nicht verpflichtet, abstinent zu leben;

die es aber tun und mir den Beweis dafür liefern, erhalten als Anerkennung eine Prämie von zehn vom Hundert ihres Jahresverdienstes. Denn ich bin der Meinung, daß die Abstinenten zehn vom Hundert mehr wert sind als die Nichtabstinenten, besondes wenn sie als Kutscher, Matrosen oder bei Maschinen tätig sind."

Ungeachtet aller wissenschaftlichen Forschungen und Erfahrungen der Neuzeit wird sogar dem Eisenbahnpersonal von ärztlicher Seite ein „mäßiger" Genuß alkoholhaltiger Getränke (außerhalb des Dienstes) vielfach noch als völlig unschädlich dargestellt. Offenbar wird dabei nicht genügend beachtet, daß die große Mehrzahl — nicht bloß der Eisenbahner — den herrschenden Trinksitten und ihrem suggestiven Einfluß gegenüber von bedauerlicher Schwäche ist, und daß es überaus schwer hält, die Grenze wirklicher Mäßigkeit selbst im Einzelfalle mit einiger Sicherheit zu bestimmen.

Auch unter diesem Gesichtspunkt sind neuere Feststellungen des „Journal suisse des chemins de fer" über die Einwirkungen mäßigen Alkoholgenusses bei den Beamten des Betriebsdienstes von Interesse. Infolge einer Anregung aus ihrem Leserkreise hat die genannte Zeitschrift als zuverlässig bekannte Vertreter der verschiedenen Dienstzweige über ihre persönlichen Erfahrungen auf diesem Gebiete befragt. Von den ihr mit großer Offenheit gemachten Mitteilungen hat sie mehrere besonders bemerkenswerte kürzlich veröffentlicht. Mit wahrhaft verblüffender Deutlichkeit ist daraus die nachteilige Wirkung selbst verhältnismäßig geringer Mengen alkoholischer Getränke auf die Gehirntätigkeit erkennbar. Bei einem Weichensteller hat ein durchaus mäßiger Weingenuß einen ihn selbst hinterher erschreckenden Mangel an Vorsicht, bei einem Lokomotivführer eine höchst peinvolle, nach seinem eigenen Empfinden den ihm anvertrauten Zug gefährdende Zerstreutheit, bei einem Streckenwärter ein ihn später aufs äußerste beunruhigendes Schwinden jeglichen Erinnerungsvermögens hervorgerufen: lauter Erscheinungen, die mit den wissenschaftlichen Forschungen auf diesem Gebiete in völligem Einklange stehen.

Die — der gänzlichen Alkoholenthaltung keineswegs geneigte — Fachzeitschrift sieht sich ihren eigenen Feststellungen gegenüber zu dem Eingeständnis genötigt: alle ihr zugegangenen Berichte zeigen, daß auch **der mäßige, noch nicht zur Trunkenheit führende Genuß alkoholischer Getränke, und zwar wohlgemerkt auch der Genuß vor dem Dienste, seiner ordnungsmäßigen Handhabung schädlich ist.**

Präsident Loubet.

Sieben Jahre französischer Politik.

Von

Franz Wugk.

Den Herren, die am 18. Februar 1899 mit feierlichen Amtsmienen aus Versailles heimkehrten, zeigte die gute Stadt Paris sich nicht gerade von der liebenswürdigsten Seite. Insbesondere bekam ein älterer Herr mit weißlichem Vollbart und wohlwollendem Gesicht die schlechte Laune der Leute zu spüren, die am Bahnhof und in den Straßen sich angesammelt hatten. Aus den A bas-Rufen und den Conspuez' war freilich nicht zu entnehmen, wodurch es dieser gute Mann mit dem souveränen Volk von Paris verdorben hatte und auch das Geschrei „Panama" und „Mandelkuchen" war wenig geeignet, über die Bedeutung dieses seltsamen Vorgangs aufzuklären. Die betroffenen Herren schienen freilich über die unhöfliche Behandlung nicht sehr erstaunt. Es waren die Mitglieder der Nationalversammlung, die im Prunkhause des Sonnenkönigs das neue Oberhaupt der Republik gewählt hatten und die von vornherein darauf gefaßt waren, daß die Stadt des grundsätzlichen Widerspruchsgeistes mit ihrem Erkorenen nicht zufrieden sein würde. Der mit den Worten Präsident Panama und Nougat ausgezeichnete Mann war Herr Emile Loubet, der sieben Jahre lang der erste Beamte und der gesellschaftliche und politische Repräsentant der französischen Demokratie sein sollte. Es gehörte ein hohes Maß von Kraftbewußtsein und zugleich von Selbstverleugnung dazu, um in einem Augenblick an die Spitze der Nation zu treten, wo das republikanische Verfassungsgebäude in allen Fugen krachte, wo die durch den Dreyfusskandal bis in die tiefsten Tiefen aufgewühlten Volksmassen einem Bürgerkriege entgegentrieben, wo das französische Staatsschiff fast wie ein herrenloses Wrack eine sichere Beute für den ersten besten Abenteurer erschien, der Kourage genug hatte, es mit einem Staatsstreich zu kapern. Es gehörte ein großer Staatsmann dazu, um die Aufgabe zu übernehmen, in jenen gefahrvollen Tagen Ordnung zu schaffen, oder ein sehr naiver leichter Sinn, der im Vertrauen auf gut Glück ein Wagestück unternahm, vor dem jeder Einsichtige zurückgeschreckt wäre. So war damals die allgemeine Anschauung in Frankreich, und da niemand Herrn Loubet als großen Politiker kennen gelernt hatte, auch seine Selbstlosigkeit nach den Zweideutigkeiten der Panamazeit keineswegs über jeden Zweifel erhaben schien, so ging die Volkesstimme dahin, „daß der neue Präsident ein gewissenloser Streber sei, der vom Dreyfussyndikat erkauft sei, um die arme wehrlose Republik ihren Feinden auszuliefern". Daher

der Ausbruch des Zornes in den Pariser Massen bei der Kunde von der Wahl eines Mannes, der in der Hauptstadt des Landes verurteilt war, noch ehe er ihren Boden als Staatschef betreten.

Wenn wir heute einen Blick zurückwerfen auf den Weg, den Frankreich in den letzten sieben Jahren gegangen ist, so wird man als unbefangener Beobachter, bei aller Kritik der von den verschiedenen Regierungen in dieser langen Zeit verfolgten Politik, das eine doch feststellen können, daß man dem Mann, der als Nachfolger Felix Faures im Elysee einzog, mit den damals populären Verdächtigungen und Beschimpfungen bitteres Unrecht getan hat. Wir werden aber weiterhin auch bemerken, daß die Annahme falsch war, nach der nur ein staatsmännischer Herkules oder ein leichtfertiger Charlatan es wagen durfte, im Jahre 1899 die Exekutivgewalt in der bedrohten Republik zu übernehmen. Wir wissen heute, daß der Mann, unter dem die ersehnte innere Beruhigung eingetreten ist, weder ein politischer Übermensch noch ein gewissenloser Streber, sondern einfach ein ehrlicher und zuverlässiger Republikaner war, der seine Ziele nicht sehr hoch gesteckt hatte, der aber diese Ziele jedenfalls erreicht hat. Ob diese Ziele durchaus gut waren, darüber wird man sehr geteilter Meinung sein können; die Mehrzahl der Franzosen hat sie aber, trotz mancher ministerieller Entgleisungen, gebilligt, und der Volkswille ist doch nun einmal in einer Demokratie die maßgebende Instanz. Herr Loubet scheint fest entschlossen, eine Wiederwahl abzulehnen; wenn er nun nach sieben Jahren des Glanzes und der Macht, die ihn den gekrönten Häuptern der europäischen Monarchieen nahe brachten, sich als schlichter Privatmann in die stille Rue Dante zurückzieht, um ganz seiner Familie zu leben, so kann er die Genugtuung mitnehmen, daß die Republik heute in festerer und friedlicherer Verfassung ist, als in der Stunde, da er ihre Leitung übernommen.

Enger als vielleicht irgend einem anderen Staatsoberhaupte sind dem Präsidenten der französischen Republik die Schranken gezogen, innerhalb deren er sich betätigen kann. Ein Volk, das von der absoluten Monarchie zur Demokratie übergegangen ist, wird notwendig mißtrauischer gegen seine Staatslenker sein, als eine Nation, die als Republik geboren ist, wie die nordamerikanische. Nicht das Volk wählt in Frankreich den Präsidenten, sondern die vereinigten Kammern, deren Verfassungstreue und Widerstandskraft gegen populäre Prätendenten sicherer erscheint. Diesem Staatschef, dessen Abhängigkeit vom Parlament von Anfang an besiegelt ist, wird weiter mit der politischen Unverantwortlichkeit — außer im Falle des Hochverrats — ein weiteres Danaërgeschenk mitgegeben, denn die ganze Bürde, aber auch die ganze Machtvollkommenheit des verantwortlichen Leiters der nationalen Politik geht auf den Ministerpräsidenten über. Die wenigen Rechte, die dem Bewohner des Elysée in der Verfassung noch gelassen sind, werden seit den Tagen Mac Mahons entweder gar nicht, oder nur mit ängstlichster Zurückhaltung ausgeübt. Ein schöpferischer Staatsmann mit kräftigem Schaffensdrang erstickt in der engen Zwangsjacke der Konstitution, und selbst ein Mann wie Casimir Périer warf den Zierrat einer Würde von sich,

die ihn zum Kommis seiner Minister erniedrigte. Eine Persönlichkeit wie Loubet paßte aber sehr gut in das Amtsgewand, das die Verfassung von 1875 zugeschnitten. Sein Ehrgeiz ging nicht darüber hinaus, in dem kleinen Betätigungsfelde, das ihm gelassen war, seine Pflicht zu tun. Er hat seine Aufgaben formell mit einem Takt gelöst, der ihm oft auch die Bewunderung seiner Gegner sicherte, und hat als Vertreter der Nation anderen Staatsoberhäuptern gegenüber, selbst auf dem glatten höfischen Parkett, einen Anstand gezeigt, die niemand dem Sohn aus klein-bürgerlichem Hause zugetraut hatte.

Die konstitutionelle Korrektheit des scheidenden Präsidenten bringt aber den Fehler mit sich, daß es dem zeitgenössischen Chronisten fast unmöglich ist, zu erkennen, wie weit der persönliche Einfluß Loubets sich in der Führung der amtlichen äußeren und inneren Politik geltend gemacht hat. Es gibt Leute, die der Initiative des Präsidenten bei allen Entscheidungen der letzten Jahre eine hohe Bedeutung beimessen. Sollte dies der Fall sein, so ist jedenfalls mit großer Geschicklichkeit auch nur der leiseste Anschein eines solchen Eingreifens nach außen hin vermieden, und erst der spätere Aktenforscher wird aufklären können, wieweit Emile Loubet für die Verdienste und Fehler seiner Ministerien mitverantwortlich ist. Wie haltlos heute noch alle Vermutungen in dieser Richtung sind, zeigt sich in den Widersprüchen, in denen sich die weisen Geberdenspäher bewegen, die in diesem oder jenem Staatsakt die Hand des Präsidenten erkennen wollen. Die Rechte macht ihn als Mitschuldigen der kulturkämpferischen Premierminister für alles Unheil verantwortlich, das auf das gottlos gemachte Frankreich niedergehn wird, den Nationalisten ist er immer noch der durch Panama Befleckte, dem Dreyfusismus Verfallene, der Schützer der Angeber. Mit derselben Bestimmtheit spricht die äußerste Linke gegen ihn den Verdacht aus, daß er im Grunde genommen immer mit den schwarzen Langröcken unter einer Decke gesteckt und dem energischen Vorgehen Combes' nur Schwierigkeiten gemacht hat. Herr Loubet schweigt zu allen diesen Vorwürfen. Wird er reden, wenn er den Zwang der Präsidentschaft abgeschüttelt hat? Wir glauben kaum und ebensowenig glauben wir, daß einer seiner Mitarbeiter aus den letzten Jahren uns über die Tätigkeit Loubets uns überraschende Enthüllungen machen wird. Wir halten das schon deshalb für ausgeschlossen, weil wir an eine tiefgreifende Initiative des Präsidenten nicht glauben. Die vorschriftsmäßige Zugeknöpftheit des Herrn im Elysée hat phantasievolle Leute etwas in ihn hinein „geheimnissen" lassen, was gar nicht in ihm steckte.

Am ehesten wäre vielleicht die jetzt überall verbreitete Behauptung zu vertreten, daß Loubet der eigentliche spiritus rector der auswärtigen Politik der letzten 7 Jahre gewesen sei. Dem nüchtern forschenden Blick begegnen aber auch bei dieser Hypothese nur Vermutungen, nicht Beweise. Es ist Tatsache, daß der Präsident den Minister des Auswärtigen Delcassé von einem Kabinett ins andere hat übergehen lassen. Es war ihm dies nicht schwer gemacht, da die Ministerpräsidenten seit Méline auf die Führung der Diplomatie keinen Wert

legten und froh waren, wenn sie am Quai d'Orsay einen gewandten Beamten hatten, der die laufenden Geschäfte glatt erledigte. Daß hier eine internationale Verschwörung à la Kaunitz angezettelt wurde, ahnten die guten Ministerkollegen erst, als über den Rhein und die Vogesen her schwarzes Gewittergewölk aufstieg und als der Nachbar, dem man das Haus über dem Kopf anstecken wollte, seine Dampfspritzen heranrasseln ließ und in wohlgezielten kalten Wasserstrahlen sein Verlangen kundgab, man solle den Kindern, die da mit dem Feuer spielten, auf die Finger klopfen und die Flammen löschen, ehe die zu einer Feuersbrunst für beide Häuser geworden seien. Daß aber Loubet es war, nach dessen Anweisungen Delcassé gehandelt hat, ist nicht nachgewiesen; dem widerspricht sogar der Umstand, daß Delcassé keineswegs mit einem festen Programm ins Hotel am Quai d'Orsay eingezogen ist, sondern vielfach seine Tendenzen gewechselt hat, dem widerspricht auch, daß Delcassé schon früher Minister war, ehe Loubet ins Elysée kam. Viel wahrscheinlicher ist die Annahme, daß Delcassé später den Staatspräsidenten für seine Ideen so gewann, daß dieser in den letzten Jahren seinen ganzen Einfluß dem kühnen, aber unvorsichtigen Intriganten zur Verfügung stellte. Noch im Jahre der Weltausstellung galt Loubet als Anhänger einer deutsch-französischen Annäherung, und in den Jahren des Burenkrieges wird niemand an dem Präsidenten der Republik Anzeichen für so weitschauende Pläne wie die Entente mit Großbritannien bemerkt haben. Die Wendung trat erst ein, als England nach Beendigung der südafrikanischen Krise die Gefahren einer splendid isolation zu beseitigen suchte und wie es den Russen in Asien durch den Japaner bewachen ließ, so den unheimlich heranwachsenden deutschen Vetter durch Frankreich in Schach zu halten und jede Annäherung zwischen den alten Gegnern von Jena und Sedan, die damals sozusagen in der Luft lag, zu hintertreiben unternahm. Es hieße Herrn Loubet eine Größe beimessen, die ihm fehlt, wenn man ihn als Erfinder der Koalitionspolitik gegen das vereinsamte Deutschland ansprechen wollte. Dies Werk war made in England, und Delcassé, der Loubet zu schieben glaubte, wurde selbst geschoben und war nur eine Schachfigur in den Händen der Männer, die an der Themse den neuen Kurs zu steuern unternahmen. Der ganze Plan entsprach so sehr den eigensten und alleinigen Interessen der Insulaner, daß jeder wirkliche staatsmännische Kopf im Elysée den Fehler in der Rentabilitätsberechnung, die Delcassé für die neue Allianz aufgestellt hatte, sofort durchschaut hätte.

Es ist jetzt noch nicht die Zeit gekommen, das letzte Wort über die auswärtige Politik Frankreichs in der Ära Loubet auszusprechen. Die Liquidation der Marokkoaffäre und die Unklarheit in den Beziehungen zu Deutschland stehen dem im Wege. Als Herr Loubet in Versailles zum Chef der Republik erwählt wurde, war man dabei, den Rückzug von Faschoda mit möglichster Würde anzutreten. Man glaubte am Vorabende eines Krieges mit England zu sein und man beugte sich nur zähneknirschend den kalten Drohungen der Londoner Machthaber, die nur ihre Geschwader im Kanal zusammenzuziehen brauchten, um Frankreich

zum Schweigen zu bringen. Der russische Bundesgenosse, der schon in der Revanchefrage versagt hatte, enttäuschte zum zweiten Male, da er die Niederlage Frankreichs im Sudanstreit nicht verhinderte. In jenen Tagen fragte man sich in Paris: mit oder gegen England, gegen oder mit Deutschland? Es gab Leute in Deutschland, die den Tag für gekommen erachteten, da man sich über die Vogesen die Hand reichen konnte und da eine gemeinsame Intervention für Transvaal der Ausgangspunkt zu einer deutsch-französischen Allianz werden sollte. Die Enttäuschung war bitter. Für jemand, der die Franzosen betrachtet, wie sie sind und nicht wie sein könnten, war es allerdings nie zweifelhaft, daß sie schließlich Ägypten und den nationalen Haß gegen England fahren lassen würden, um einen Verbündeten zur Rache gegen den Sieger von Sedan und den Räuber Elsaß-Lothringens zu erwerben. Für diese Entscheidung ist Loubet mit verantwortlich; er ist mit verantwortlich, wenn Frankreich in diesem Pakt mit England einen Preis an England zahlte, der in gar keinem Verhältnis zu dem etwaigen Gewinn stand. Loubet, durch die Höflichkeiten Eduards VII. und die Liebenswürdigkeiten des englischen Volks bei seinem Londoner Besuch ganz für die Entente gewonnen, wollte auch Delcassé noch im Mai 1905 halten, als er sehen mußte, daß Delcassé seine Maske abwarf und offen auf den Krieg mit Deutschland zielte. Loubet ist mit verantwortlich für die Verlegenheiten, die dem französischen Volk im letzten Jahr bereitet wurden, er ist mit verantwortlich, wenn seine Unkenntnis der wahren Wünsche der Nation Frankreich an den Rand einer Katastrophe gebracht hat. Er trägt diese Schuld nicht vor der Verfassung, er trägt sie aber vor dem Urteil der Geschichte.

Loubet begann seine Präsidentschaft unter Sturmzeichen in der internationalen Politik. Er schließt sie in einer neuen Krise, deren gefährlichster Punkt freilich überwunden scheint. Die englisch-französische Spannung führte zur Entente, wohin wird die deutsch-französische Reibung führen, wenn Marokko von der Tagesordnung verschwindet? Die Erinnerung an Metz und Straßburg ist in diesen 7 Jahren weiter verblaßt, sie ist aber nicht verschwunden und ebensowenig ist die Partei unschädlich gemacht, die Deutschland mit Gewalt wieder nehmen will, was es sich vor nun bald 36 Jahren mit bewaffneter Hand erobert hat. Das französische Volk hat aber in diesem Sommer gezeigt, daß es einen neuen Waffengang, wenn irgend angängig vermeiden will. Darin liegt keine Sicherheit für die Zukunft, darauf läßt sich indes die Hoffnung gründen, daß die friedliche Gesinnung der Nation, die sich im Jahre 1900 in der glänzenden Weltausstellung betätigte, und die weiter erstarkt ist, allmählich auch zu einer Verständigung zwischen den Vogesennachbarn führen wird. Das ungewollte Verdienst der Loubet-Delcasséschen Politik ist es, beiden Nationen klargemacht zu haben, daß den größten Teil der Schuld an der gegenseitigen Verfeindung Mißverständnisse tragen, die von übelwollenden und falschen Freunden genährt werden.

Abgesehen von dem Marokkofiasko war die Ära Loubet äußerlich eine Zeit glänzenden Aufschwungs in dem internationalen Prestige Frankreichs. Kein

Präsident hat so viel Reisen an Fürstenhöfe machen können, wie Emile Loubet, keiner hat so viel fremde Monarchen als erster Bürger der Republik in Paris begrüßen dürfen. Die angesponnenen Ententen haben Frankreich eine Rückendeckung gegeben, die es ihm ermöglichten, die Krise dieses Jahres mit Würde zu überstehen. Die Beziehungen der Republik zu allen Mächten sind ausgezeichnet geworden, und wenn im Jahre 1900 noch hier und da Abneigung bestand, die Weltausstellung zu beschicken, so kann heute die französische Eitelkeit sich damit brüsten, daß Paris wieder ein Rendezvous von Königen und der Mittelpunkt des Genußlebens für die ganze Welt geworden ist. Das Kolonialreich der Republik hat dank der hier unbestreitbaren Verdienste Delcassés eine ungeahnte Entwicklung genommen, wenn auch im Orient infolge der französischen Kirchenpolitik der Einfluß der Republik im Sinken ist. Die Schattenseiten bei diesem Glanz sind, daß Frankreich aus der Vormundschaft Rußlands in die Vormundschaft Englands übergegangen ist, was sich am empfindlichsten in Ostasien zeigt. Diese Notwendigkeit für Frankreich, fremde Protektion zu suchen, wird erst dann aufhören, wenn man zu der Einsicht gekommen sein wird, daß eine Gesundung Frankreichs und die Einnahme einer angemessenen Stellung im Rate der Völker erst dann möglich sein wird, wenn man sich mit dem mächtigen Nachbarn im Osten vertragen und den Gedanken ehrlich und ganz und gar aufgegeben hat, ihn isolieren, ungestraft beleidigen und ihn in seinen Rechten stören zu können.

Muß man nach diesen Erwägungen als Gesamteindruck des Regimes Loubet in der internationalen Politik den Satz aussprechen, daß der äußere Glanz und Aufschwung der Republik nicht ganz dem wahren Wert des in dieser Zeit für Frankreich und durch Frankreich erreichten entspricht, ja, daß die Notwendigkeit einer Anlehnung als Folge einer offiziell abgeleugneten, aber in Wahrheit nicht aufgegebenen Revanchepolitik noch mehr als früher zu Tage getreten ist, so wird das Endurteil über die innere Politik in den letzten 7 Jahren etwas günstiger lauten dürfen. Wenn heute kein Staatsstreichversuch wie der Déroulèdes im Jahre 1899 zu erwarten ist, wenn heute eine feudal-reaktionäre Gesellschaft nicht wagen wird, den Staatspräsidenten vor allem Volk auf dem Rennplatz mit Stockschlägen durch eins ihrer Mitglieder beleidigen zu lassen, wenn heute der unheilvolle Dreyfusprozeß zu den halbvergessenen Dingen gehört, wenn kein Assumptionistenorden Millionen als Kriegsfond gegen die Republik ansammeln kann, so ist das der Regierung der Ministerien unter Loubet zu verdanken. Wir möchten die Festigung des republikanischen Gedankens als den besten Erfolg dieser Ära bezeichnen. Man ist heute soweit, daß man eine monarchistische Staatsumwälzung als nahezu ausgeschlossen betrachten kann. Nur ein Feldzug, ob siegreich oder unglücklich, könnte einem militärischen Diktator den Weg zur Monarchie frei machen, und in diesem Gedanken liegt eine der sichersten Bürgschaften Europas vor einem Rückfall Frankreichs in Angriffslust gegen seine Nachbarn. Die innere Beruhigung ist zum großen Teil der Erschöpfung zu verdanken, in die das Volk nach den Delirien der Boulanger- und dann der Dreyfus-

zeit verfallen war. Die Erschöpfung hat eine Gleichgültigkeit weiter und nicht der schlechtesten Kreise gegen alle Politik zur Folge gehabt, die schließlich ebenso bedenklich werden kann, wie es die Überheizung vor 10 Jahren war. Die Gleichgültigkeit gegen die Staatsangelegenheiten ist sogar hier und da zur offenen Abneigung geworden gegen die Tyrannei und die Mißgriffe einer Partei, die alle freiheitlichen Grundsätze über Bord warf, sobald sie sich als absolutistische Herrscherin im Parlament festsetzen konnte, wo sie bisher in eigenem Interesse Duldsamkeit und Liberalität gefordert hatte. Das Erstarken des republikanischen Sinnes hat schließlich den Fehler, daß man sich ängstlich an den Buchstaben der Verfassung von 1875 klammert und notwendige und heilsame Änderungen ablehnt, aus Furcht, es könnten Gefahren für die Konstitution oder auch die herrschende Partei daraus erwachsen.

Die Vorgänge bei Felix Faures Leichenbegängnis, die Zweideutigkeit gewisser Offizierkreise, die rohen Angriffe auf den Präsidenten Loubet, die Enthüllungen durch den Prozeß gegen die „Croix“ und den Assumptionistenorden, der „Hochverrat“ der Buffet, Lur-Saluces, Guérin, Habert und Déroulède und andere Ereignisse zeigten, an welchen Abgrund die Republik durch die Dreyfuswirren geraten war, in denen sich das Volk selbst wütend zerfleischte. Das Land schien eine leichte Beute für jeden unternehmungslustigen Prätendenten. Das erste Ministerium, das Loubet berief, nachdem Dupuy abgedankt hatte, ward auf den Namen Waldeck-Rousseau getauft und übernahm die „republikanische Verteidigung“. Die Dreyfusaffäre, deren Geheimnisse man nicht preisgeben konnte und wollte, wurde durch eine Art Kompromiß aus der Welt geschafft. Der jüdische Exkapitän wurde abermals verurteilt, dann aber begnadigt. Er nahm zunächst diese Begnadigung an und verlor durch diese anscheinende Kleinmütigkeit jede Anziehungskraft auf jene Volkskreise, die in ihm einen Märtyrer des Offizierübermuts verehrt hatten. Gallifet nahm die Armee in strenge Zucht, und ein scharfes Vorgehen gegen antirepublikanischer Gesinnungen Verdächtige in Heer, Marine und Verwaltung schloß sich an. Der katholische Klerus hatte es durch seine widerstrebende Haltung gegen alle römischen Ermahnungen, sich mit der Republik auszusöhnen, verschuldet, wenn sich gegen ihn die Hauptarbeit des neuen Kurses richtete. Das Vereinsgesetz sollte eine Waffe sein, um den Gefahren zu begegnen, die aus einer Koalition des intransigenten Katholizismus mit den Verfassungsgegnern entstehen konnten. Nach dem Willen seiner Schöpfer war damit die Bedeutung des neuen und grundlegenden Gesetzwerks erschöpft. Waldeck-Rousseau, abgespannt durch die nervenzerrüttenden Kämpfe und durch körperliches Leiden, legte die Zügel der Regierung nieder, als Neuwahlen gezeigt hatten, daß die demokratische Republik aller Gefahren überhoben sei. Die parlamentarischen Erfolge des Ministeriums waren der Taktik zu verdanken, alle entschieden republikanischen Parteien, die Sozialisten eingerechnet, zusammenzufassen, um in einer geschlossenen Front die ganze Kraft gegen die Rechte wenden zu können. Der Senator übernahm diese Taktik.

Parteien, die durch ein einseitiges Kampfprogramm ans Ruder gekommen sind, ohne einigende positive Gedanken, sind genötigt, auch nach ihrem Siege Angriffsobjekte zu suchen, da sie nur durch weiteren Kampf nach außen den inneren Zusammenhalt und ihre Herrschaft wahren können. Dadurch wird auch jede Regierung, die sich auf den Radikalismus stützt, genötigt, sich immer weiter ins Extreme zu entwickeln. Combes nahm die Waffe des Vereinsgesetzes, um sie nicht gegen den staatsfeindlichen Klerikalismus, sondern gegen die Kirche selbst zu brauchen. Er gab dem Gesetz eine ganz willkürliche und rechtswidrige Auslegung und versagte allen Orden, auch denen, die sich dem Gesetz unterwarfen, die Genehmigung. Die Vertreibung der Schulkongregationen brachte ihn auf den Kampf gegen den geistlichen Unterricht überhaupt. Ihm fehlte die Kraft, das staatliche Unterrichtswesen zu reorganisieren, in seinem Zerstörungseifer wollte er zunächst einmal alle Institute wegräumen, die seinem „Laïcisierungs"gedanken unbequem waren, die aber bei den unentwickelten Staatsschulen zunächst nicht entbehrt werden konnten. Die gemäßigten Republikaner wollten da nicht mehr mittun und, um sich im Sattel zu halten, verschrieb sich Combes der alleräußersten Linken, die immer drohender die Kündigung des Konkordats verlangte, von der der Ministerpräsident selbst gar nichts wissen wollte. Der Fall der Bischöfe von Dijon und Laval und der Protest Pius X. gegen die Romfahrt Loubets gaben Combes die willkommene Gelegenheit, seinen Umfall in der Konkordatsfrage erklärlich zu machen. Er berief den französischen Gesandten beim Vatikan ab und betrieb nun mit Eifer die Trennung von Staat und Kirche, deren fanatischer Vorkämpfer er wurde. Gleichzeitig war man in der Verwaltung von dem System der republikanischen Verteidigung zu dem des Angriffs übergegangen. Man terrorisierte mit den Blocdelegationen die ohnmächtige Opposition im Parlament, man setzte in allen Departements Vertrauensmänner ein, die bei allen Beamten und auch bei Privatleuten die Gesinnung ausspionieren sollten. Von stramm kirchenfeindlichen und politisch radikalen Anschauungen wurden die Huldbeweise der Verwaltung abhängig gemacht. In der Marine begünstigte man die sozialdemokratischen Arbeiter und hetzte die Untergebenen gegen die mißliebigen Vorgesetzten auf. Im Heer richtete man durch freimaurerische Offiziere ein schamloses Spionagesystem ein, um kirchlich und oppositionell gesinnte Offiziere maßregeln und die Beförderung unmöglich machen zu können. Darüber mußte zuerst André, der Kriegsminister, stürzen, und die allgemeine Erregung gegen die mit so unsauberen Mitteln arbeitende Paschawirtschaft der Regierung führte zu einer immer stärker werdenden Sezessionsbewegung im Lager der alten Mehrheit. Der petit père konnte sich nicht mehr halten, da der Aufruhr gegen ihn auch die Radikalen anfing mitzureißen und er mit den Sozialisten und Radikalsozialisten allein nicht regieren konnte. Die Verhetzung des Parlaments in antikirchliche Leidenschaften war aber so mächtig geworden, daß Rouvier, der neue Kabinetschef, die Separation von Staat und Kirche durchführen mußte, die sein Vorgänger als sein Vermächtnis hinterlassen.

Die Zermürbung des alten Bloc hatte aber die bisherige Mehrheit schwankend gemacht, und Rouvier suchte die Progressisten und Waldeckianer wieder an sich heranzuziehen. In der gegenwärtigen Kammer ist indes die combistische Linke noch immer so mächtig, daß der Ministerpräsident genötigt war, mit ihr sich wieder durch einige Personalveränderungen im Kabinett zu versöhnen, zumal er als neuer Minister des Auswärtigen in der Marokkofrage eine starke Mehrheit brauchte. Von dem positiven Programm der Ära Loubet und ihrer drei Ministerien ist nur die zweijährige Militärdienstzeit durchgeführt; die große sozialpolitische Vorlage, die Steuerreform und die Eisenbahnverstaatlichung sind immer noch nicht Gesetz geworden. Die Übertreibungen der unseligen Combeszeit haben die Einigkeit der Republikaner, die Waldeck geschaffen, wieder zerrissen. Die Vergewaltigung der Rechte der Kirche hat die gläubige Bevölkerung in die Opposition getrieben, die Armee ist durch die Angebereien zerwühlt, die übermütige Sozialdemokratie hat eine antipatriotische Hetze gegen das Heer und eine Gewerkvereinsbewegung ins Leben gerufen, die offen anarchistische Ziele verkündet und viele Kreise der Beamtenschaft bereits ergriffen hat. Die Sicherung der demokratischen Republik ist also durch neue Spaltungen im Innern teuer erkauft. Wieweit Loubet die moralische Schuld an diesen schweren Fehlern trifft, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls trägt er ebenso wie für die Mißgriffe in der äußeren, so auch für die Sünden der inneren Politik in diesen 7 Jahren die Verantwortung, denn er hat sie nicht verhindert, obwohl es nach der Konstitution sein Recht, wo nicht gar seine Pflicht war. Er zog es aber vor, Konflikten aus dem Wege zu gehen. Die Zeiten sind ruhiger geworden, was man schon in der Seltenheit der Ministerkrisen in der Ära Loubet erkennen kann; dennoch hinterläßt auch Loubet dem neuen Präsidenten die schwere Aufgabe, die er selbst vor 7 Jahren übernommen: ein in sich entzweites Volk wieder innerlich zu versöhnen.

Eine neue Zeit bricht an. Frankreich erhält aller Wahrscheinlichkeit nach einen neuen Präsidenten, es erhält auch im Mai einen neuen, den wahren Souverän: eine neue Deputiertenkammer. Lange genug ist dem Volk das Wort entzogen gewesen, lange genug haben es parlamentarische Geschäftsleute gehabt, die keineswegs immer die moralische und geistige Blüte der Nation darstellen. Im Maivotum werden wir erst das Urteil Frankreichs über das Zeitalter Loubets erkennen können und werden sehen, welche neuen Wege die Demokratie einzuschlagen gedenkt. Wir wünschen unseren Nachbarn, mit denen wir trotz aller Meinungsverschiedenheiten in so enger Kulturgemeinschaft leben, daß der neue Tag ihnen im Innern ersprießliche Arbeit geben möge, die ihrer stolzen Geschichte würdig ist, und daß sie endlich erkennen mögen, daß jenseits der Vogesen kein heimtückischer Feind auf sie lauert, sondern ein Volk, das in Frieden und, wenn es möglich ist, in ehrlicher Freundschaft mit ihnen leben will; dann werden wir nach weiteren 7 Jahren ein erfreulicheres Ergebnis als heute bei einem Rückblick feststellen können.

Neue Jugend-Literatur.

Von

Victor Blüthgen.

Vom diesjährigen Weihnachtsmarkt noch allerlei post festum. Darunter ein echter Otto Julius Bierbaum: Zäpfel Kerns Abenteuer in 43 Kapiteln. Frei nach Collodis italienischer Puppenhistorie Pinocchio. Mit 65 Zeichnungen von Arpad Schmidhammer. München und Leipzig, Georg Müller. Eine drollig-barocke, phantastische Märchengeschichte, halb Brentano, halb E. T. A. Hoffmann, der ein in Italien populär gewordenes Werkchen zu grunde liegt. Eine kleine, freche holzgeschnitzte Kasperlefigur lebt sich darin mit einer Fülle originell erfundener Geschehnisse aus, die so kurzlebig-hastig wie wunderliche Traumbilder am Leser vorüberziehen; in der Tat: das Buch liest sich wie die Niederschrift eines Traumes, wie ihn ein Poet von der purzligen Phantasie Bierbaums träumt — ein Farben- und Formenspiel, durch das doch mehr oder weniger klar eine tiefere Bedeutung durchschimmert. Es ist mit Bierbaumscher Flottheit und Farbigkeit des Ausdruckes geschrieben, frisch und knapp und übermütig; ich mag ihn gern, diesen Otto Julius, er ist einer der ganz wenigen unter den Modernen, in denen echter Humor und wirkliche Lebensfröhlichkeit steckt und die naiv und liebenswürdig aus der Notwendigkeit zu fabulieren heraus schaffen. Der den Zäpfel Kern geschrieben hat, ist ein Könner, das verrät jede Zeile, wie mancher auch versucht sein mag, das Buch als „tollen Unsinn" abzutun. Die Ausstattung ist vornehm lustig, die flotten charakteristischen Zeichnungen Schmidhammers halten sich im Rahmen der Bierbaumschen Art.

Zwei anders geartete, vortreffliche Werke weisen auf Vermächtnisse Lohmeyers an die Nation zurück: Der Leutfresser und sein Bub von Richard Weitbrecht bildet den 17. Band von Lohmeyers vaterländischer Jugend-Bücherei (München, J. F. Lehmanns Verlag), und ein 4. Band von Auf weiter Fahrt, Selbsterlebnisse zur See und zu Lande, der von Lohmeyer begründeten und nach seinem Tode von Kapitänleutnant a. D. Georg Wislicenus in seinem Geiste weitergeführten Marine- und Kolonialbibliothek (Leipzig, Wilhelm Weicher), sorgt, daß auch diese Schöpfung des Verewigten lebendig bleibt. Der Leutfresser ist der von seinen schweizerischen Gegnern so bezeichnete Vater und Abgott der Landsknechte in ihrer Glanzzeit: Georg von Frundsberg, und das Weitbrechtsche Buch führt den alten prächtigen Haudegen von seinem ersten geschichtlichen Auftreten bis zu seinem Tode der Jugend vor Augen. Mit ihm ein besonders interessantes Stück deutscher Geschichte. Aus verbindender Geschichtsdarstellung taucht eine Reihe lebendig gemalter Bilder auf — welche Fülle von Milieu und Gestalten! Süddeutsche Raubritter, Städter und Bauern, die Truppen der Italiener, Schweizer, Franzosen und nicht zuletzt die deutschen Landsknechte — die Kaiser Maximilian und Karl V., der Franzosenkönig Franz I., Herzog Ulrich von Würtemberg, Götz von Berlichingen, Hutten und Sickingen, Luther auf dem Reichstage zu Worms und wer sonst noch! So glücklich ist hier Darstellung und Erzählung gemischt und um die herzerquickende, durch und durch deutschtüchtige Figur Frundbergs gruppiert, daß man sich keine erfreulichere Geschichtslektion für unsere Jugend wünschen kann, für deren persönlichstes Interesse

überdies durch die eingefügte Figur eines jungen Burschen gesorgt ist, der sich im Anschluß an den vorbildlichen Landsknechtsvater entwickelt. Die 8 beigefügten Vollbilder nach Originalen von Anton Hoffman sind ein bißchen zu derbe und wild für das junge Auge. — Von Kolonien und Koloniegründungsarbeit spricht das zweite Buch. Siebzehn Aufsätze — ein reicher Schatz, in sich außerordentlich verschieden: frisch gesehene Augenblicksbilder, Briefe, Tagebuchblätter und daneben gründliche Studien völkisch-geographischer Art, Ergötzliches und Kunde von schwerer Arbeit und atembeklemmenden Gefahren. Vorweg eine kurze warme Wißmann-Biographie, von Liebert geschrieben, der dann auch in einem Aufsatz über Uhehe den Kampfplatz der blutigen Kämpfe mit den Waheh̄es aus eigener Anschauung schildert und für die Besiedelung dieses Teils von Ostafrika eintritt. Ältere Ostafrikaerinnerungen frischt außer einer munteren Nilpferdjagdskizze des Marinestabsarztes Dr. Sander noch Hauptmann Leue auf, der die Fühlkeepisode im Somalilande zwar nicht selbst erlebt hat, wohl aber sein Konversationslexikon, das er bei seiner Teilnahme an der Peters-Expedition später wiedersah. Von Südwestafrika reden der Straußenjagdbericht Hauptmann Schwabes und des Stabsarztes Dr. Kuhn Ritt in das Sandfeld mit seiner Verdurstungsgefahr, daneben die ergreifenden, so frisch-fröhlich klingenden Briefe zweier gefallener Helden der jüngsten Ereignisse: der Leutnants von Arnim und von der Marwitz, die ebenso wie Wißmann im Porträt beigegeben sind. Zwei besonders interessante Berichte führen nach Kamerun: Oberstleutnant von Morgen, der Nachfolger Kunds, berichtet über seine Forschungsexpedition, Oberleutnant Leßner über seine Strafexpedition wider die menschenfressenden Ngolo. Von Samoa plaudert sehr hübsch Kapitän Meuß, der den alten Malietoa heraufbeschwört, von seiner Sendung nach Neuguinea Dr. Finsch; chinesische Erinnerungen gibt außer Marinepfarrer Heims und Kontreadmiral Rosendahl besonders Oberleutnant Fritsch zum besten, der den Einzug in die verbotene Stadt mitgemacht hat. Sehr reichhaltig plaudert Konsistorialrath Gödel über Japan, mit einer Fülle lustiger Züge. Hinzugefügt sei, daß außer den erwähnten Porträts noch 15 Vollbilder nach Photographien das vornehm ausgestattete Werk zieren, das wärmster Empfehlung wert ist.

Von ernstem, sorgfältigem Bemühen, der Jugend bestes zu bieten, zeugen auch wieder die neuesten Jahrgänge des Deutschen Knabenbuchs und des Deutschen Mädchenbuchs aus dem L. Thienemannschen Verlag in Stuttgart, „Jahrbücher der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung“ für unsere Knaben und Mädchen. Die Illustrationen sind älteren Typs, aber in ihrer Art recht gut — überhaupt halten sich beide Bücher von der Moderne fern. Die Erzählungen sind nach der herkömmlichen Unterscheidung von Knaben- und Mädchenlektüre gewählt: dort bis auf eine steirische Knabengeschichte historisch gefärbt, kriegerisch, abenteuerlich, hier vorwiegend die bessere Backfischgeschichte, doch auch auf die See übertragen und daneben ein hübsches Geschichtchen aus der Geschichte der brandenburgischen Prinzessinnen und ein wuchtig-ernsthaftes altisländisches Kulturbild. Außerdem aber eine bemerkenswerte Fülle von Belehrung: Biographien, Kulturstudien, geographische Anschauungsbilder, Naturgeschichtliches — dies mit den saubersten, anmutigsten Buntbildchen illustriert: Orchideen, Kolibris, Tauben und Hühner — physikalische und technische Kapitel; und Kunststücke und Rätsel — der Atem geht einem aus, wenn man den reichen, meist von anerkannten guten Namen und Autoritäten gelieferten Inhalt zu erschöpfen versucht. Jedenfalls sind diese Bücher von keiner Konkurrenz übertroffen, wenn sie auch mehr Buchhändlerware als „Literatur“ im höchsten Sinne bedeuten.

Ein eigen Gesicht zeigen Dr. Karl Kraepelins Naturstudien im Hause, Plaudereien in der Dämmerstunde, mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim (Leipzig und Berlin, B. G. Teubner). Sie liegen schon in 3. Auflage vor, mit teilweise veränderten, nicht sonderlich reizvollen Illustrationen, die doch für den Zweck

genügen. Es handelt sich da um naturwissenschaftliche Belehrungen, deren einzelne Kapitel sich an Beobachtungen im Hause anschließen, in der Dialogform etwa des alten Campe gegeben. Wasser, Spinnen, Kochsalz, der Kanarienvogel, Pelargonium, Goldfische, Steinkohlen, die Stubenfliege, Pilze, Hunde und Hundewürmer, Blattpflanzen, Hausinsekten und schließlich ein Allerlei — jedes führt knapp und verständlich weiter zu Naturgeheimnissen, die an der Hand der neuesten Forschung erschlossen werden. Ein tüchtiges, überaus lehrreiches und gefälliges Buch, das eine Art naturwissenschaftlichen Katechismus für die Jugend darstellt.

Hierzu kommen weiter ein paar Buntbilderbücher mit Texten von dichterischem Gehalt: Märchen und Kinderlyrik, die alle bezeugen, wie achtungswert der Baum der „Kunst für die Jugend" sich entfaltet hat. Gutes liefert da wieder der Verlag von E. Nister in Nürnberg, der von Martin Boelitz beraten ist: Die Erdmännlein, Märchen und Bilder von Julius Widnmann, und Allerliebster Plunder, Kinderlieder von Ad. Holst, mit Bildern von Paul Hey; beiden verwandt in Ausstattung: Kiwittl Ein Scherzbüchlein für Kinder von Wilh. Kotzde, mit Bildern von O. Gebhardt (Berlin, Joh. Räde). Quartbilderbücher, von denen das erste und dritte ganz vorzüglich modern illustriert sind, während die Heyschen Illustrationen zu dem zweiten zahmer sind und mehr nur nach der Moderne hinüberschielen. Seltsam, wie heute die feine alte Realistik und der moderne Plakatstil sich scheiden, wie Öl und Wasser, und wie die Illustrationen der letzteren Art mit ihrer Drastik, die nur im Struwwelpeter einen Vorläufer hat, bestechen; mir scheint, die Tage der älteren Kunst, die sich am zähesten in Stuttgart erhält, sind gezählt, über das Feinere siegt das Stärkere. Die Widnmannschen Märchen sind nicht gerade bedeutend, manchmal schwach in der Pointe, doch gesund erzählt, für die Jüngsten; die Holstschen Kinderlieder liebenswürdig fein, ein bißchen weichlich, mit etwas viel Klingklang, doch hübsche, echt volkstümliche dabei, während Kotzde kräftiger den Spuren des Volksreims nachgeht, namentlich in den plattdeutschen Verschen, wenn auch hie und da den allzuflattrigen ein festerer Kern zu wünschen wäre. Auf alle Fälle hat man im Hinblick auf beide alle Ursache, sich zu freuen, daß die Jugenddichtung so bewußt angefangen hat, auf dem Volksreim weiterzubauen, der der natürliche Wegweiser für Jugendlyrik ist, um uns von der unseligen pedantischen Schulmeisterreimerei „für" die Jugend zu erlösen.

Um dem Volke billig bessere Jugenddichtung zugänglich zu machen, haben Schall und Rentel, Berlin, einen Jugendkalender „Goldene Tage", begründet von Egon H. Strasburger und Wilh. Kotzde, sowie ein Bändchen Kinderreime zu 50 Pf. „Unser Schatzkästlein" herausgegeben. Der Kalender enthält moderne Schwarzillustrationen, darunter viele von Hans Thoma, dem auch eine Biographie gewidmet ist. Zum Text haben außer mir noch Trojan, Paula Dehmel, Maurice von Stern, Martin Boelitz, Otto von Leixner u. a. beigesteuert, am meisten die Herausgeber — Märchen und Liedchen; auch ein paar Kompositionen von Hans Hermann und Gustav Lazarus sind beigefügt. Das Schatzkästlein ist zu gleichen Teilen von mir, Trojan und Strasburger bestritten und der Verlag hat uns drei im Porträt beigefügt.

Man sieht: die bücher- und bilderhungrige Jugend braucht nicht zu darben.

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

16. Januar 1906.

Das blutige Jahr 1905 ist zu Ende gegangen. Es war eines der blutigsten, von denen die Weltgeschichte weiß. Blutiger als das Jahr 1870/71, obgleich im deutsch-französischen Kriege erheblich größere Heeresmassen einander gegenüberstanden, und gewiß nicht mit minderer Tapferkeit auf beiden Seiten gefochten worden ist. Aber vor einem Menschenalter waren die Zerstörungsmittel des Krieges noch weit weniger furchtbar, es ging dem Landkriege nicht der Seekrieg parallel, dessen Schäden für den Unterliegenden doch noch weit größer sind als für geschlagene Feldtruppen; endlich, der Krieg war nicht so barbarisch in seinen Ausschreitungen und in seiner Wut. In Rußland, das auch dieses Mal nach französischen Vorbildern schielte, hat die Revolution die Niederlagen des Heeres ebenfalls durch Umsturz der Monarchie zu rächen versucht. Aber während in Frankreich der geschlagene kranke Kaiser sich selbst aufgab, hat das Zartum sich in Rußland behauptet, und es ist zum Glück alle Aussicht vorhanden, daß es dabei bleiben wird. Das ist jedoch der einzige Punkt, in dem Rußland sich stärker zeigte als Frankreich. Die Kommune in Paris und die parallel laufenden Erhebungen in Toulon und Marseille wurden energischer und vor allem schneller niedergeschlagen als die Revolution in Moskau und in all den städtischen und ländlichen Mittelpunkten der anarchistischen, sozialistischen und kommunistischen Revolution in Rußland. Es ist nicht vorgekommen, daß ganze Departements der Agrarrevolution zum Opfer fielen, und es läßt sich nicht verkennen, daß Frankreich sein Unglück mit Würde und patriotischer Kraft trug. Auch fand sich sofort eine Reihe hervorragender Männer, welche die durch Unfähigkeit der Träger oder durch das Verhängnis der Zeit leer gewordenen Posten in Ehren ausfüllen und mit neuem Leben erfüllen konnten. Mit einem Wort, die Nation versagte nicht. In Rußland hat sich nach all diesen Richtungen ein großes Manko gezeigt. Und das ist es, was den Pessimismus hervorruft, dem auch wir uns nicht entziehen können, wenn wir in die russische Zukunft zu blicken versuchen. Die Generation der Alten ist an den Aufgaben gescheitert, welche die Zeit stellte, der Generation der Jungen Vertrauen entgegenzutragen, ist kaum möglich. Sie hat nichts gelernt und sich allen Schlagworten gegenüber widerstandsunfähig gezeigt. Sie erwartet das Heil von Formen und Formeln, nicht

von einer sittlichen Erhebung der Geister und hat noch jedesmal, wenn sich ihr die Gelegenheit bot, auf loyalem Wege das erstrebte Ziel, die Reichsreform im konstitutionellen Sinn zu erreichen, die Hand zurückgestoßen, die sich ihr entgegenstreckte. So kam es dahin, daß nach langem Hin- und Herschwanken die Regierung endlich tat, was sie längst hätte tun müssen. Sie schlug den Aufstand nieder, wo sie stark genug war, es zu tun. Aber es wäre eine ungeheuerliche Übertreibung, wenn man die in Moskau während der Straßenkämpfe gefallenen Opfer und die dabei geschehene Zerstörung den Schäden an die Seite stellen wollte, welche die Niederwerfung der Kommune in Paris begleitet haben. Thiers war aus Erbarmen erbarmungslos. In Rußland gehen Brutalität, Schwäche und Sentimentalität nebeneinander her, und eben deshalb flackert das schlecht gelöschte Feuer überall wieder auf. Auch hat es in Frankreich an keiner Stelle Meutereien der Truppen gegeben. Sie haben überall ihre Pflicht getan, ohne Zögern, auch da, wo es galt, die eigenen Landsleute zu staatlicher Organisation zurückzuzwingen.

Aber allerdings ein gewaltiger Unterschied bestand. 1870 und 1871 gab es noch keine international organisierte Sozialdemokratie, es gab keinen Anarchismus und Kommunismus von gleicher Ausbreitung und Ruchlosigkeit wie heute, endlich, es war nicht eine systematische Vergiftung der Volksseele durch fast ein Menschenalter vorausgegangen. Das alles hat die russische Revolution weit schrecklicher gemacht als die französische, die mit dem 4. September 1870 anhob und in deren Ergebnisse das revolutionäre Rußland so gern ausgemündet wäre. Man wird aber mit aller Bestimmtheit behaupten dürfen, daß, wenn ein Volk von alter Kultur und stürmischer Geschichte einige Jahrzehnte hindurch ohne allzu große Schädigung ein republikanisch-sozialistisches Regiment ertragen hat, daraus noch nicht der Schluß gezogen werden darf, daß eine Nation wie die russische, die sich in ihren neuen Kulturschuhen noch höchst ungemütlich fühlt, das französische Vorbild verwirklichen könnte. Ein russischer Publizist hat kürzlich den Versuch gemacht, das Bild der Zustände zu zeichnen, welche sich für Rußland ergeben möchten, wenn die „Freiheit" siegte. Vor allem, sagt er, wäre Rußland erfroren, da die Kohlenlager vom Don und von Dombrowa und die Naphtaquellen von Baku nicht mehr zu Rußland gehören würden, sondern zu jenen autonomen Staaten, die man aufbauen wollte, und deren Vorteil es dann wäre, für sich selbst und nicht für Rußland zu sorgen. Auch ohne Zollkordon ließe sich das mit Hilfe hoher Frachtsätze erreichen. Rußland, fährt er fort, hätte auch mit Ausnahme von Petersburg, das 6 Monate lang durch den Winter gesperrt wird, und von Archangel, das nur 4 Monate lang zugänglich ist, keine Seehäfen, da alle guten Häfen ebenfalls den Autonomien gehören würden. Übrigens wäre das vielleicht kein großer Schade, da es wohl nur gelegentliche Ausfuhr geben würde: Asche von verbrannten Gutsgebäuden und Bibliotheken, oder Bomben für das Proletariat des Auslandes. Denn Getreide werde nur aus den Feldern der Gutsherren exportiert, die Bauern aber hätten selbst 1/3 des Getreides kaufen

müssen, das sie zum Unterhalt brauchten, könnten also an Ausfuhr nicht denken. Selbstverständlich würden alle Fabriken eingehen, welche für Luxusbedarf und für den Bedarf der mittleren Klassen sorgen, wie Seide, Wolle usw. Denn daß sich der Wohlstand der ländlichen Bevölkerung heben werde, sei eine Utopie. Sie habe zum Teil von dem Lohn ihrer Arbeit auf gutsherrlichem Boden gelebt, und werde, sobald diese Einnahme wegfalle, in ein Defizit geraten. Wolle man aber das Bauerland durch Überweisung von Waldareal vergrößern, so werde man erreichen, daß die Flüsse versagen und das Land unbewohnbar werde, denn der Bauer rotte den Wald aus. Wolle man zum besten der Bauern expropriieren, so werde man genötigt sein, mehrere Milliarden Rubel aufzunehmen, um die gegenwärtigen Besitzer zu entschädigen. Aber wie ließe sich darauf rechnen, daß ein Staat Kredit finde, der das Privateigentum nicht achte? Wenn endlich wirklich eine solche Anleihe perfekt werden sollte, könnte es doch nur zu höchst ungünstigen Bedingungen geschehen, und wer solle dann die Zinsen zahlen, wenn nicht der Bauer? Neuland sei in Rußland sehr schwer zu finden, es könne sich nur um eine intensivere Kultivierung des vorhandenen Bodens handeln, was ungeheuere Kapitalien beanspruche, die man einem zerfallenden sozialistischen Staatswesen gewiß nicht gewähren würde. So bleibe nur die Kolonisierung oder die Auswanderung übrig.

Noch unsinniger als das ökonomische sei das politische Programm der Sozialrevolutionäre und Autonomisten. Grusien, das man autonom machen wolle, sei halb russisch halb türkisch, Bessarabien habe teils zum Chanat der Krim, teils zur Türkei, teils zu Polen gehört, Bialystok sei preußisch gewesen, die Gouvernements Cherson und Odessa gehörten zur Krim und die meisten Siedlungen trügen noch jetzt tatarische Namen, andererseits sei das Gebiet von Kleinrussen durchsetzt; wozu solle man es also schlagen, zur Ukraine, zur südlichen Tartarei oder zu jener südwestlichen Republik, die nach dem 30. Oktober von einem unternehmenden Juden in Odessa proklamiert wurde?

In ähnlicher Weise geht der Verfasser — Herr Skalkowski — die übrigen von den „Autonomisten" für ihre Föderation beanspruchten Gebiete durch. Er meint, wenn man Polen wiederherstellen und Kleinrußland autonom machen wollte, könne man ebenso gut verlangen, daß das byzantinische Reich wieder aufgerichtet, Stralsund den Schweden, Calais und Bordeaux den Engländern zurückgegeben werde. Die Folge der Herstellung jener in Rußland aufgegangenen Selbständigkeiten aber werde überall die Vertreibung der Russen aus den „Autonomien" sein, und es werde dann schwer fallen, den Vertriebenen eine Unterkunft im übrig gebliebenen großrussischen Territorium zu schaffen, zumal wenn man bedenke, daß fast alle Universitäten in den „fremden" Gebieten liegen und daß der sozialistische Staat weder Fabriken, noch Bergwerke, noch Herrengüter dulde, die Nachfrage nach technischer Arbeit aber gering sein werde. Der Vorteil von allem werde nur den Advokaten zufallen, da es in Rußland gleichzeitig gegen 20 verschiedene bürgerliche Gesetzbücher geben werde usw. Er schließt diese

Betrachtung mit einer Empfehlung der zentralisierten Staatsmacht im Gegensatz zu den „Vereinigten Staaten von Rußland“, die von den Moskauer Staatstheoretikern allen Ernstes diskutiert und empfohlen wurden und die man hier und da bereits ins Leben zu rufen bemüht gewesen ist!

Wir sind so ausführlich auf die Wiedergabe dieser zum Teil recht kindlichen Ausführungen, die das Fortbestehen des russischen Einheits-Staates rechtfertigen sollen, eingegangen, weil die Tatsache, daß eine solche Verteidigung überhaupt notwendig erschien, überaus merkwürdig und beachtungswert ist. Wir erkennen hier, wie völlig zerfahren das politische Denken der Nation ist, und wie sehr es not tut, wenn nicht anders, mit rücksichtsloser Gewalt die Grundlagen staatlichen Lebens wieder herzustellen. Zustände, wie sie in den letzten zwei Monaten in den russischen Ostseeprovinzen bestanden haben und zum Teil noch heute bestehen, spotten des Namens Kulturstaat, den Rußland als europäische Großmacht für sich doch in Anspruch nimmt. Auch wird dieser Anspruch nicht eher wieder in der Praxis des politischen Lebens sich geltend machen können, bis auf diesem Boden, der die Brücke Rußlands zum Abendlande hin darstellt, Gesetz und Recht wieder zu Ansehen gelangt und die Mordbrennerei der dort wütenden Sozialrevolutionäre ihre Sühne gefunden hat.

Wie die Dinge nun einmal liegen, weist das Interesse Deutschlands darauf hin, daß die Autorität des Zaren nach Möglichkeit gewahrt bleibe. Namentlich wäre, nach der vor aller Welt erwiesenen Unfähigkeit der politischen Führer in Stadt und Land, wie sie in den Kongressen der Semstwos und der Städte zu Tage trat, nichts schädlicher, als wenn der Reichsduma ein Einfluß auf die auswärtige Politik des Staates gewährt würde. Das Manifest vom 30. Oktober vorigen Jahres geht bereits weiter in seinen Zugeständnissen an die erhitzte öffentliche Meinung des Landes, als die Nation unserer Ansicht nach zu ertragen fähig ist. Graf Witte hat sich übrigens ziemlich unzweideutig in diesem Sinne ausgesprochen. Er hatte darauf gerechnet, daß die öffentliche Meinung ihm nach dem 30. Oktober und noch mehr nach dem Weihnachtsmanifest, welches das Wahlrecht so beträchtlich erweiterte, entgegenkommen würde. Das Gegenteil ist geschehen — man versteht nur zu kritisieren, nicht aufzubauen, und das ist das Prognostikon für den künftigen russischen Reichstag. Übrigens ist uns ganz unerfindlich, wie die allgemeinen Wahlen in einem Lande durchgeführt werden sollen, dessen halbe Bevölkerung sich der Meuterei und des Hochverrats schuldig gemacht hat, und von der noch heute ein großer Teil in offener Revolution der Regierung gegenübersteht. Zum Glück hat die Regierung erklärt, daß sie für die erste Duma im Hinblick auf diese Zustände auch eine nicht vollständige Vertretung der Nation als kompetent betrachten werde, und damit bietet sich die Aussicht, daß wenigstens die radikalsten Elemente dieser ersten Vertretung fern bleiben werden, auch wenn, wie wahrscheinlich ist, sie nicht vor dem April zusammentreten sollte. Faßt sie ihre Aufgabe recht, so wird sie darangehen, wieder aufzurichten, was die „Freiheit“ niedergeworfen und zerstört hat. Aber die Parole lautet: Aus der Duma ist

eine konstituierende Versammlung zu machen! Und das könnte, wenn die Regierung nicht bei dem Programm vom 30. Oktober als Maximum stehen bleibt, eine neue Revolution bedeuten.

In der auswärtigen Politik wirkt Rußland heute nur dadurch, daß die Welt die Herstellung staatlicher Ordnung im Zarenreich gleichsam eskomptiert, wie wir hoffen, mit Recht, denn wir sind lebhaft daran interessiert, daß der russische Faktor auch in Zukunft mitrechnet. Sein Ausscheiden wäre eine Störung internationaler Wechselbeziehungen, die überall zu fühlen wäre. Das radikale Rußland aber beginnt schon jetzt, sich höchst antideutsch zu zeigen, gelangt es aber ans Ruder, so werden wir einen zwar schwachen, aber bösartigen Nachbar im Rücken haben.

In Frankreich und in England stehen wir vor dem Ausgang von Wahlen, deren Ergebnis bereits bekannt sein wird, wenn dem Leser diese Zeilen vor Augen treten. In England ist der Sieg der Liberalen sicher, unsicher aber die Majorität, mit der sie im neuen Parlament werden auftreten können. Es hängt daran die Dauer ihres Regiments, und da wir hoffen, daß die neue Ära, die jetzt beginnt, auch eine Ära besserer Beziehungen zu Deutschland sein wird, wünschen wir ihnen eine recht starke Mehrheit. Der Wahlkampf wird mit ganz außerordentlicher Leidenschaft geführt, er führt in der Hitze des Gefechts beide Teile über ihr Tagesprogramm hinaus. Wir meinen daher, daß die Worte, die jetzt fallen, nicht auf der Goldwage gewogen werden dürfen und wollen daher nicht weiter auf unliebsames Detail eingehen. Aber es verdient doch Beachtung, daß die amerikanische Methode, die in der Wahlkampagne auch vor Verunglimpfung der Person des Nebenbuhlers nicht zurückschreckt, diesmal auch in England in schwer qualifizierbaren Angriffen auf eine so integre und hochachtbare Persönlichkeit wie Mr. Balfour sich geltend gemacht hat. Der sehr erfreuliche Austausch sympathischer Kundgebungen von Deutschland nach England und von England nach Deutschland gibt den Gedanken Ausdruck, die auch an dieser Stelle nachdrücklich ausgesprochen worden sind. Sie bestätigen die Tatsache, daß die besten Köpfe auf beiden Seiten ein freundschaftliches Zusammenstehen beider Nationen als das natürliche Verhältnis betrachten, das zwischen ihnen geboten ist. Was auseinanderführt, sind nicht nationale, sondern Parteiinteressen einiger Gruppen, die wir mehr als einmal charakterisiert haben. Es ist die beste Aussicht dafür vorhanden, daß sie stetig an Einfluß und Bedeutung verlieren werden.

Dem Ausgang der französischen Präsidentschaftswahlen messen wir geringeres Interesse bei. Die Person des Ministerpräsidenten ist für die auswärtige Politik Frankreichs wichtiger als die des Präsidenten der Republik. Im Augenblick richtet sich unsere Aufmerksamkeit daher mehr auf Algeciras als auf Paris. Dem Kongreß, der jetzt eröffnet wird, ist ein Vorspiel diplomatischer Enthüllungen vorausgegangen, das in einem französischen Gelbbuch und in einem deutschen Weißbuch über die marokkanische Frage den Standpunkt beider Regierungen feststellte. Wir können mit dem Ergebnis wohl zufrieden sein; obgleich unsere Regierung sich große Zurückhaltung auferlegt hat, geht doch unzweifelhaft Deutschland aus

diesem diplomatischen Turnier als Sieger hervor. Das Programm Kaiser Wilhelms, wie es am 31. März des vorigen Jahres in Tanger formuliert wurde, ist auch das Programm unserer Regierung geblieben und entspricht durchaus den 1880 in Madrid festgestellten internationalen Verträgen. Daß dieses Programm: Souveränetät des Sultans, Integrität seines Territoriums und Aufrechterhaltung des Prinzips der offenen Tür nicht auf Umwegen durchbrochen wird, ist die Aufgabe unserer Diplomatie in Algeciras. Keineswegs handelt es sich darum, Frankreich in eine demütigende Position zu fahren. Das wäre ein Fehler, der des Triumphes nicht wert wäre. Es soll vielmehr, wie Fürst Bülow es formuliert hat, weder Sieger noch Besiegte geben. Wer weiter blickt, wird auch nicht verkennen, daß die Durchführung des auf eine Absorbierung Marokkos gerichteten Programms Delcassé für Frankreich selbst ein Unheil bedeutet hätte. Nicht ein deutsch-französischer, wohl aber ein französisch-marokkanischer Krieg wäre die Folge gewesen, ein Krieg, der weit beschwerlicher und blutiger werden konnte, als die sich durch zwei Menschenalter ziehenden Kämpfe um Algier, und der aller Wahrscheinlichkeit nach auch in den islamischen Besitzungen Frankreichs an der nordafrikanischen Küste zu bedenklichen Rückschlägen führen mußte. Wir hoffen, in unserer nächsten Monatsschau auf all diese Dinge in voller Ruhe zurückblicken zu können und als Resultat von einer Besserung unserer Beziehungen zu Frankreich wie zu England berichten zu dürfen. Ehrlich beigelegte Differenzen reinigen die politische Atmosphäre.

Die größte politische Wandlung, die das vorige Jahr gebracht hat, ist das Eintreten Japans in die Reihe der großen Mächte. Wie sehr sich dadurch die Verhältnisse im fernen Osten verschoben haben, wird sofort klar, wenn man sich der Lage erinnert, wie sie vor zehn Jahren, d. h. gleich nach Abschluß des Friedens von Shimonoseki war. Damals stand Japan allein, es mußte seine Friedensbedingungen nach dem Willen der Mächte umgestalten, und trotz ihrer Erfolge empfand die Nation dieses Zurücktreten als eine Demütigung.

Als der Friede von Portsmouth geschlossen wurde, hatte Japan England als Bundesgenossen an seiner Seite, und die errungenen Erfolge waren, wenn sie auch nicht den übertriebenen Forderungen entsprachen, welche die japanischen Vertreter bei Beginn der Verhandlungen erhoben, doch weit größer, als Japan bei Ausbruch des Krieges für möglich hielt. Es braucht jedoch nicht befürchtet zu werden, daß Japan seine neue Stellung in der Reihe der Weltmächte mißbraucht. Zwei Erwägungen sprechen dagegen: einmal die Einmütigkeit aller Mächte, in China die Integrität des Reichs und das Prinzip der offenen Tür aufrecht zu erhalten, zweitens die in nicht allzu ferner Zukunft bevorstehende Vollendung des Panamakanals, welche der Marine der Vereinigten Staaten den großen Ozean erschließen wird, in welchem sie durch den Besitz von Hawaii und der Philippinen ohnehin eine bedeutsame Stellung einnehmen. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sich im großen Ozean ein Gleichgewichtsverhältnis entwickeln wird, bei dem alle Teile sich wohl befinden werden.

Zu den erfreulichen politischen Tatsachen, die uns das vorige Jahr gebracht hat, zählen wir die Wiederwahl des Präsidenten Roosevelt. Was ihn kennzeichnet, ist ein sehr sicherer Sinn für Billigkeit und Gerechtigkeit, der ihn allezeit auf die Seite des guten Rechts geführt hat. Zugleich ist er sichtlich bemüht, den Schäden entgegenzuarbeiten, die sich aus den eigentümlichen sozialen und politischen Grundlagen des öffentlichen Lebens der großen Republik ergeben. Präsident Roosevelt ist dabei ebenso energisch wie behutsam und zähe vorgegangen, sodaß sich nicht daran zweifeln läßt, daß an seinen Namen eine Ära wohltätiger Wandlungen im inneren Leben der Vereinigten Staaten anknüpfen wird. Nach außen hin hat er die Monroedoktrin weiter entwickelt, aber ihr auch Schranken gesetzt; in den großen Fragen der Weltpolitik für Erhaltung resp. Herstellung des Friedens gearbeitet. Daß er dabei mit besonderem Nachdruck auf den weiteren Ausbau der Kriegsflotte hingewirkt hat, gehört durchaus in den Rahmen seines Programms.

Unerfreulich waren das ganze Jahr hindurch die Verhältnisse in Österreich-Ungarn. Es war eine Zeit ununterbrochener Krisen, die, wie jetzt immer wahrscheinlicher wird, in die Einführung des allgemeinen Stimmrechts in beiden Reichshälften ausmünden, der Armee aber das einheitliche deutsche Kommando retten wird.

Auch auf der Balkanhalbinsel gab es einen Zustand permanenter Krisen. Die ewige makedonische Reformfrage ist nur formell, nicht tatsächlich einer günstigen Lösung nähergeführt worden. Finanzkontrolle und europäische Kommission haben gewiß dazu beigetragen, die Grundzüge einer besseren Verwaltung zu schaffen, die letzten Ursachen des zerstörenden Bandenkrieges zu beseitigen vermochten sie nicht. Weil die konfessionellen Gegensätze zwischen Exarchat und Patriarchat überhaupt nicht fortzuschaffen und weil es überhaupt keine Gleichungsformel zwischen den griechischen, bulgarischen, serbischen und rumänischen nationalen Ansprüchen gibt, läßt sich auf die weitere Entwicklung dieser makedonischen Frage nur mit Sorge blicken. Ihre gewaltsame Lösung bedeutet das Aufrollen der orientalischen Frage. Daß Creta nicht griechisch geworden, steht im Zusammenhang des makedonischen Problems. Man will keine Prämiierung gewaltsamer Erhebung gutheißen, weil damit allen übrigen unzufriedenen Elementen auf der Balkanhalbinsel gleichsam ein Feuerzeichen gegeben würde.

Mit Glück hat die Pforte den gefährlichen Aufstand in Nedsched niedergeworfen, der ihr die heiligen Stätten des Islam zu entreißen drohte. Auch fühlt sie sich ohne Zweifel durch den Zusammenbruch der russischen Seemacht entlastet. Trotzdem wird sie gut tun, den Verpflichtungen, die auf ihr ruhen, pünktlich nachzukommen. Sie werden wahrscheinlich in nachdrücklicher Forderung der noch von 1878 her laufenden fälligen Kriegsentschädigung bestehen. Daß der Aufstand des Kaukasus auch der Pforte Verlegenheiten bringen wird, ist in hohem Grade wahrscheinlich. Der Kampf trägt dort den Charakter von Rassen- und Glaubenskämpfen und kann leicht auf türkischen Boden überschlagen.

In Spanien und in Italien haben hier sozialistische, dort anarchistische Unruhen Sorgen gemacht. Nach beiden Seiten sind sie glücklich überwunden

worden und das politische Leben bewegt sich entschieden in glücklich aufsteigender Linie. König Alfonsos Verlobung hat der spanischen Nation einen lebhaft gehegten Wunsch erfüllt, die von Spanien präsidierte Konferenz von Algeciras den Zusammenhang Spaniens mit den allgemeinen europäischen Interessen deutlicher als seit langen Jahren zum Ausdruck gebracht. In Italien hat das Ministerium Fortis sich durch die parlamentarischen Krisen glücklich behauptet. Der neue Minister des Auswärtigen San Giuliano aber steht zu den alten Überlieferungen der Politik des Dreibundes.

Wenn wir noch der Lösung gedenken, welche die norwegisch-schwedische Krisis durch die Wahl König Haakons VII. gefunden hat, die dem monarchischen Gedanken in der skandinavischen Welt den Sieg sicherte, so haben wir die wesentlichen Wandlungen erwähnt, die das ereignisreiche Jahr 1905 gebracht hat. Wir Deutschen blicken mit einem Gefühl des Dankes auf den Verlauf zurück, den es genommen hat.

Die Sorgen, die uns aus den Aufständen in Südwest- und in Südafrika erstanden, haben ihre Schärfen verloren, und wir können bereits daran denken, wieder aufzubauen, was zerstört worden ist. Seit soviel edles deutsches Blut auf diesem Boden geflossen ist, ist er gleichsam unserem Herzen näher gerückt. Unser Volk glaubt jetzt an die Zukunft unserer Kolonien und weiß auch, daß es ihnen Opfer zu bringen hat.

Die Arbeit an dem Ausbau unserer Marine hat nicht geruht und ebenso ist nichts versäumt worden, um unsere stolze Armee auf ihrer Höhe zu erhalten. Wirtschaftlich haben wir unsere Stellung nicht nur behauptet, sondern weiter ausgebaut, die endgültige Annahme der Kanalvorlage eröffnet neue Aussichten für die Zukunft. Unser Friede ist in Ehren gewahrt worden. Die sozialdemokratische Krankheit, die einen Teil unseres Volkskörpers vergiftet hat, ist aber, wie wir zu erkennen glauben, in ein Stadium der Krisis getreten, die, wenngleich langsam, zur Genesung führen kann. Die russischen Ereignisse haben gezeigt, was der sozialistische Zukunftsstaat und was der große „Kladderadatsch" bedeutet, der diesem idealen Paradies der Herren Bebel und Genossen vorausgehen soll. Man darf wohl hoffen, daß der gesunde Sinn unseres Volkes sich mit Ekel von dieser Spottgeburt abwenden wird.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

17. Januar 1906.

Oft ist an dieser Stelle schon davon die Rede gewesen, daß die sozialdemokratische Partei jetzt besondere Anstrengungen macht, um ihren revolutionären Charakter zu erhalten und so scharf als möglich zu betonen. Dazu gehört, daß die Unzufriedenheit vornehmlich an den grundlegenden Fragen des staatlichen Lebens genährt und geschürt wird. In erster Linie steht dabei das erste Grundrecht des modernen Staatsbürgers, das Wahlrecht. Über Wahlrechtsfragen wird also jetzt viel gestritten. Die wüste und zügellose Agitation der Sozialdemokratie bemächtigt sich dieses Mittels, um die Massen zum Kampf um die Herrschaft anzustacheln, und sie ruft damit auch die Gegenwirkungen auf den Plan, sodaß das wachsende Mißbehagen an dieser Agitation auch die reaktionäre Kritik am Wahlrecht entfesselt. Das gilt besonders vom Reichstagswahlrecht. Die Erfahrungen, die man bisher damit gemacht hat, haben ihm in allen Kreisen, die auf Erhaltung der Autorität bedacht sind, zahlreiche Gegner geschaffen, und die Sozialdemokratie ist, um die Gegensätze zu verschärfen, eifrig bemüht, diese Gegner einflußreicher und gefährlicher hinzustellen, als sie wirklich sind. Noch steht die Sache so, daß von einer ernsthaften Gefährdung des allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrechts im Reiche nicht die Rede sein kann. Unter unseren erfahrenen und verantwortlichen Politikern ist die erdrückende Mehrheit der Ansicht, daß trotz aller Bedenken und übeln Erfahrungen die Gründe, die für die ungeschmälerte Erhaltung des Reichstagswahlrechts sprechen, immer noch das stärkste Gewicht in die Wagschale werfen.

Neben dem Reichstagswahlrecht steht nun das Wahlrecht für die Volksvertretungen der Einzelstaaten. Es ist früher schon darauf hingewiesen worden, daß in Süddeutschland eine Bewegung dahin gerichtet ist, die einzelstaatlichen Wahlsysteme dem für das Reich geltenden System möglichst anzupassen. In Baden ist bereits der jetzige Landtag nach dem neuen Recht gewählt. In Bayern steht die Reform dicht vor der Verwirklichung. In Württemberg wird jedenfalls im Laufe dieses Jahres an das Werk gegangen werden, um eine Reform mit ähnlichen Zielen durchzusetzen. Dieser Bewegung steht nun Norddeutschland wesentlich anders gegenüber. Von den Verhältnissen in den kleinen Staaten, die in ihren Landtagen zum Teil schon einen recht beträchtlichen Prozentsatz von

Sozialdemokraten haben, wollen wir hier nicht reden. Von Bedeutung für die allgemeine Gestaltung der Dinge sind nur die Verhältnisse in Preußen und Sachsen. Preußen aber hat seit Bestehen seiner Verfassung überhaupt noch keine grundsätzliche Veränderung in seinem Wahlsystem vorgenommen, und Sachsen hat erst vor noch nicht einem Jahrzehnt ein dem preußischen sehr nahekommendes System eingeführt.

Eine solche Lage mußte allen radikalen Parteien, besonders aber der Sozialdemokratie, einen starken Antrieb geben, auch in Preußen und Sachsen eine Bewegung gegen das herrschende Wahlrecht und seine Ersetzung durch ein dem Reichstagswahlrecht entsprechendes System herbeizuführen. Diese Bestrebungen haben denn auch bis in die gemäßigt liberalen Kreise hinein ein Echo gefunden, während noch vor gar nicht so langer Zeit wenigstens die ältere Generation des gemäßigten Liberalismus eifrig das Dreiklassensystem verfocht. Es ist richtig, daß mit den Auffassungen, die heute in Bezug auf Rechte und Pflichten des Staatsbürgers immer mehr Gemeingut werden, das Dreiklassenwahlsystem kaum noch vereinbar ist, abgesehen davon, daß es in der Praxis Widersinnigkeiten im Gefolge hat, die einst auch Bismarck zu der Äußerung veranlaßten, die Dreiklassenwahl sei das elendeste aller Wahlsysteme. Gelegentlich zwar hört man auch heute noch die Begründung, die früher den Politikern ganz geläufig war, nämlich daß denjenigen, die die meisten Steuern zahlten, auch der größte Einfluß auf die Staatseinrichtungen und die Gesetzgebung gesichert werden müsse; darum sei es ganz richtig, daß das Wahlrecht so organisiert werde, daß der politische Einfluß sich nach dem Vermögen abstufe. Aber in unseren Tagen verschafft sich eine andere Grundauffassung der Leistungen für den Staat immer mehr Geltung. Wir stehen dem Staat nicht mehr so gegenüber wie etwa im ständischen Staatswesen des späten Mittelalters und der beginnenden Neuzeit. Wir sehen im Staat nicht mehr eine uns gegenüberstehende Gewalt, mit der wir uns auf Grund von Leistung und Gegenleistung vertragen, sondern für den modernen Bürger ist das Verhältnis zum Staat nur die selbstverständliche Betätigung einer besonderen Seite seines Wesens, die ihm, gerade je mehr individuelle Freiheit er genießt, desto mehr sittliche Pflichten auferlegt. In der Gebundenheit früherer Staatsordnungen mochte sich der Untertan wohl fragen: was gewährt mir die Obrigkeit dafür, daß ich ihr gehorche? — wie der geworbene Soldat jener Tage desertierte, wenn er sein Traktament nicht ordentlich erhielt. Der moderne Staatsangehörige aber erkennt sich selbst als ein soziales Wesen, und daraus schöpft er die Pflicht zur nationalen Betätigung. Die allgemeine Wehrpflicht ist die großartigste Bekundung dieser modernen Auffassung von Staatsbürgerpflicht, und man begreift, warum ein instinktives Gefühl gerade in den Anfangszeiten unserer nationalen Einigung die Volksvertreter abhielt, eine Wehrsteuer einzuführen. Heute erscheinen uns diese Bedenken mit Recht übertrieben, weil sich jenes Verhältnis zwischen Bürger und Staat, das damals noch die Reste mittelalterlich-ständischer Anschauungen zu überwinden hatte, heute so gut wie allgemein durchgesetzt hat. Wir erkennen jetzt aber auch deutlich den Mangel an Folgerichtigkeit, der darin liegt, daß

damals dieselben Menschen, die vor der Wehrsteuer zurückschreckten, die Theorie verfochten, daß der höhere Steuerbetrag allein geeignet sei, einen Vorzug im Wahlrecht zu begründen.

Übrigens kommt im Dreiklassenwahlsystem der theoretisch behauptete und grundsätzlich so anfechtbare plutokratische Zug in der Praxis gar nicht einmal zur Geltung. Im Jahre 1903 wählten in Preußen die höchsten Beamten in der dritten Klasse, weil sie in einem besonders reichen Stadtbezirk von Berlin wohnten; anderwärts gehörten Leute in sehr bescheidenen Vermögensverhältnissen der ersten Wählerklasse an. Eine geschickte Behörde kann also durch Einteilung der Wahlbezirke — durch „Wahlgeometrie" — einen großen Einfluß auf die Wahlen üben.

Die Reformbedürftigkeit des preußischen und sächsischen Landtagswahlrechts wird also an sich kaum geleugnet werden können. Aber nun sieht man sich vor die schwierige Frage gestellt, was an seine Stelle treten soll. Das Reichstagswahlrecht hat seine wohlbegründete geschichtliche Bedeutung für die Einigung unseres Volkes und dadurch auch einen moralischen Wert, der nicht unterschätzt werden sollte. Mochte Bismarck auch später selbst mit den Wirkungen dieses Wahlrechts unzufrieden sein, — das dem deutschen Volk einmal gemachte Geschenk aus großer Zeit, in der die allgemeine Wehrpflicht — das Gegenstück zum Wahlrecht — uns die Einheit erkämpfte, darf nicht zurückgenommen werden. Ebenso wenig kann es aber auch als Muster für andere Verhältnisse gelten, in denen eher ein Gegengewicht als eine Verstärkung der im Reich wirksamen Einflüsse wünschenswert ist. Daher hat es volle Berechtigung, wenn namentlich das Königreich Preußen nicht ein Wahlrecht einführen will, das das Abgeordnetenhaus zu einem Abklatsch des Reichstags machen und Kräfte lahm legen würde, die für die Eigenart des größten und führenden deutschen Bundesstaats unschätzbar sind, — unschätzbar, gerade weil die Bevölkerung Preußens ohnedies einen starken Anteil an dem Einfluß auf die Reichsgesetzgebung besitzt. Es ist nur gerecht, wenn in der besonderen Landesgesetzgebung nicht genau dieselben Kräfte zur Geltung kommen, die das mechanisch-demokratische Prinzip der Reichstagswahlen an die Oberfläche bringt. Von den 397 Reichstagsabgeordneten gehen 236, also ungefähr drei Fünftel, aus allgemeinen direkten Wahlen der preußischen Bevölkerung hervor. Von einer politischen Entrechtung des preußischen Volkes kann man also nicht sprechen, wenn man nicht etwa grundsätzlich die Forderung stellt — wie es Radikale und Sozialdemokraten tun —, daß in allen gemeinsamen Angelegenheiten Wahlen mit mechanischer Stimmenzählung die Grundlage bilden. Warum aber alles nach einer Schablone machen? Man kann doch das Reichstagswahlrecht für recht und unantastbar halten und dabei der Ansicht sein, daß an anderer Stelle der Grundsatz, daß das Wahlrecht sich nach der Leistung für die Gemeinschaft abzustufen hat, auch heute noch seine volle Berechtigung hat, nämlich in der Gemeinde.

Nicht also die Vorliebe für das alte Dreiklassenwahlrecht, sondern der Mangel eines zweckmäßigen neuen Wahlsystems ist der Hauptgrund, weshalb die

Wahlrechtsreform in Preußen immer noch ein ungelöstes Problem ist. Alle die Gründe, die einstmals die Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts im Reich gerechtfertigt haben, kommen in Preußen nicht in Betracht und können darum auch die dagegen obwaltenden schweren Bedenken nicht aufwiegen.

Hier setzt nun die Sozialdemokratie mit einer wütenden Agitation ein. Bei den letzten allgemeinen Landtagswahlen in Preußen hatten sich die Sozialdemokraten zum ersten Male beteiligt und mit einem völligen Mißerfolg abgeschnitten. Das Geschrei über ihre politische Rechtlosigkeit in Preußen paßte gut in die neuerdings verkündete schärfere revolutionäre Tonart. Außerdem haben die Parteiorgane mit ihren Hetzartikeln und Brandreden über die russische Revolution die Köpfe erhitzt, und man muß deshalb eine Parole haben, um den Massen klar zu machen, daß sie in Preußen ebenso geknechtet werden wie in Rußland. Nichts eignet sich dazu so gut wie die Wahlrechtsfrage, und auf diese hat sich denn auch die ganze Kraft der sozialistischen Hetzarbeit vereinigt. Man will überall gleichzeitig große Protestversammlungen gegen das herrschende Landtagswahlrecht veranstalten, und einige vorwitzige „Genossen" — zuerst die Breslauer — haben sogar gewünscht, man solle Straßenkundgebungen veranstalten. Das Spielen mit diesem Gedanken, der dem Parteivorstand begreiflicherweise sehr ungelegen kam, war die natürliche Folge der maßlosen Hetzerei, deren sich die einen fast wahnsinnigen Haß sprühende Parteipresse schuldig gemacht hatte. Jetzt fühlten die Führer selbst, daß sie das Keimen und Sprossen dieser Saat des Hasses nicht mehr in der Hand hatten. Sie wiegelten nach Kräften ab, indem sie die bürgerlichen Kreise teils als von Furcht erfüllt, teils als von dem Wunsche beseelt schilderten, es möge zu inneren Unruhen kommen, damit die Proletarier vollends unterdrückt werden könnten.

In Sachsen ist es unterdessen wirklich zu Straßenunruhen gekommen. In dem industriereichen Königreich sind die unteren Schichten der Bevölkerung noch stärker von der Sozialdemokratie durchsetzt als anderswo. Im Reichstage ist das Land daher fast ausschließlich sozialdemokratisch vertreten. Man hat in Sachsen bekanntlich den Fehler begangen, in einer für solche Experimente besonders ungeeigneten Entwicklungsperiode das Landtagswahlrecht in dem Sinne abzuändern, daß das preußische Dreiklassensystem mit einigen im Prinzip recht unwesentlichen Verbesserungen eingeführt wurde. Es muß natürlich viel schlimmer wirken, wenn man ein unpopuläres System ausdrücklich einführt, als wenn man dasselbe bereits geltende System aus Mangel an etwas besserem fortbestehen läßt. Außerdem konzentrierte sich hier eine viel stärkere Bewegung auf engerem Raum. In Sachsen mußten daher die aufreizenden Protestrufe gegen die Ungerechtigkeiten des Wahlrechts noch stärkeren Widerhall finden als in Preußen. Ist einmal eine Bewegung der Massen in Gang gebracht, so ist es unberechenbar und hängt nur von Zufällen ab, ob die Grenze der gesetzlichen Ordnung überschritten wird. In Dresden ist es zu Ausschreitungen gekommen und Blut ist

geflossen. Das ist, wenn auch bis jetzt ein vereinzelt gebliebener Fall, doch immer ein Zeichen, daß das revolutionäre Treiben der Sozialdemokratie seine vergiftenden Wirkungen bereits in hohem Grade geübt hat.

Noch schlimmer freilich als dieses Aufhetzen zu politischen Forderungen, gegen die sich nichts sagen ließe, solange sie in gesetzlichen Formen erhoben werden, ist die immer schamloser und würdeloser sich äußernde Vaterlandslosigkeit der Sozialdemokratie. Das geradezu landesverräterische Auftreten Bebels im Reichstage ist hier schon früher erwähnt worden. Aber auch sonst in der Parteipresse wird ein so jedes Maß übersteigender Ton des Hasses gegen alles, was unser Volk verbinden und die Klassengegensätze überbrücken könnte, angeschlagen, wie es doch früher nicht der Fall gewesen ist. Während bei anderen Parteien selbst im leidenschaftlichsten Parteikampf immer die Hoffnung durchblickt, daß der Gegner sich doch zuletzt den Gründen beugen könnte, die man selbst für die besseren hält — während selbst im stärksten Parteihaß ein Suchen nach dem gemeinsamen Boden der Verständigung nicht zu verkennen ist, und sei es auch nur, um eine Basis für die eigene Begründung zu finden und ihr in den Augen des Gegners ein moralisches Gewicht zu geben, ist bei der Sozialdemokratie gerade das entgegengesetzte Streben bemerkbar. Hier soll mit vollem Bewußtsein zwischen den Parteigenossen und den andern Gliedern der Gesellschaft eine unüberbrückbare Kluft aufgerissen werden. Alles, was andern Menschen als heilig, ehrenwert, anständig, achtungswert gilt, wird in der sozialdemokratischen Presse systematisch und grundsätzlich in den Kot gezogen; der offenbaren Gemeinheit und Niedertracht, dem Verrat und der Schurkerei in jeder Gestalt, sogar dem gemeinen Verbrechen — man lese im Vorwärts die Verherrlichung der Räuberbanden in den baltischen Provinzen Rußlands! — werden Tempel gebaut. Und darum wird gerade der Begriff, unter dem sich alle Bürger eines Staates trotz aller Gegensätze immer wieder zusammenfinden, der Begriff des Vaterlandes, in unverdrossener, zielbewußter Arbeit zu zerstören gesucht. Der Berliner Korrespondent des Londoner Standard schrieb seinem Blatte: Im Gegensatz zu dem englischen Grundsatz: Right or wrong — my country! (Ob recht oder unrecht, ich halte mich an mein Vaterland) vertrete Bebel den Grundsatz: „My country is always wrong!“ (Mein Vaterland hat immer Unrecht). Dieses scharfe Wort, das ein Ausländer über den Führer der deutschen Sozialdemokratie gesprochen hat, ist leider bittere Wahrheit. Die sozialdemokratische Presse bringt sogar das Opfer der Vernunft und der alltäglichsten Klugheit, um den Grundsatz zum Ausdruck zu bringen: My country is always wrong! Die blödeste Albernheit, die offenkundigste Fälschung der einfachsten Tatsachen wird nicht gescheut, nur um sagen zu können, daß das Ausland im Recht ist, daß dort Weisheit und Gerechtigkeit regiert und überlegene Klugheit waltet, während bei uns alles, was besteht, wert ist, daß es zu Grunde geht.

Dieses nichtswürdige Treiben ist eine so charakteristische Erscheinung unseres politischen Lebens geworden, daß einmal bei geeigneter Gelegenheit hier darauf hingewiesen werden mußte. Wie kommt es aber, daß die gesunde nationale Ge-

sinnung, die im Volke doch unzweifelhaft vorhanden ist, nicht kräftiger dagegen reagiert? Die Antwort kann hier nicht erschöpfend gegeben werden; es genügen aber auch einige Andeutungen. In den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ist die Stellung der maßgebenden bürgerlichen Kreise zur Sozialdemokratie mehrfach in ungünstiger Weise beeinflußt worden. Nach der Aufhebung des in der Tat verfehlten Sozialistengesetzes erhob sich das Schlagwort von der „Überwindung der Sozialdemokratie mit geistigen Waffen“. Es führte auf der einen Seite zu einer Unterschätzung des revolutionären Charakters der Sozialdemokratie und zu dem Irrtum, daß sie im Grunde auch nichts anderes wolle, als eine energische Sozialreform. Auf der anderen Seite diente diese Verquickung zwischen gesunder Sozialpolitik und Sozialdemokratie den Vertretern eines schroffen Kapitalismus nur dazu, um mit dem sozialen Umsturz auch die in Wirklichkeit davon ganz unabhängigen sozialreformerischen Bestrebungen zu verdammen und zu diskreditieren. Auf beiden Wegen wurde in einflußreichen bürgerlichen Kreisen — im ersten Falle durch Verkennung der Sozialdemokratie selbst, im zweiten Falle durch Abneigung gegen die großkapitalistische Scharfmacherei — eine mildere Stimmung gegen die Sozialdemokratie erzeugt, die Neigung, sie möglichst sich selbst zu überlassen, wenn nicht sogar mit ihr zu paktieren. Dazu kam die in nationalen Kreisen fast allgemein herrschende Unzufriedenheit mit der politischen Lage, der durch die Umstände der Entlassung Bismarcks und die Persönlichkeit seines Nachfolgers verschärfte natürliche Rückschlag gegen den großen Aufschwung des vorangegangenen Zeitalters. Und endlich wirkte mit, daß der merkbaren Unzufriedenheit von oben her durch die Pflege eines gewissen forcierten, aufs Äußerliche gerichteten Patriotismus mit einem Stich ins Byzantinische und Unzeitgemäße entgegenzuarbeiten versucht wurde. So drohte ein Erschlaffen und Verblassen der gesunden, innerlichen, bedingungs- und vorbehaltlosen Vaterlandsliebe, zumal wir uns des Friedens und wachsenden Wohlstandes zu erfreuen hatten und daher niemals dem Gedanken nahe gebracht wurden, daß jeder von uns seinen Anteil an der Verantwortung für die höchsten Güter unseres Volkes trägt. Die ernster werdende Zeit läßt jetzt ihre Weckrufe erschallen; gebe Gott, daß sie gehört werden!

Im preußischen Landtag stehen noch andere Kämpfe von großer Tragweite bevor. Das Schulunterhaltungsgesetz ist eingebracht worden und wird demnächst beraten werden. Hier, in unserer hauptsächlich rückblickenden Betrachtung brauchen wir nur der Bewegung zu gedenken, die durch das Erscheinen der Vorlage bei den Parteien im Lande hervorgerufen worden ist. Man kann sagen, daß diese Bewegung aus einem grundlegenden Mißverständnis hervorgegangen ist. Man sieht in dem vorgeschlagenen Gesetz ein Werk nach der Art des bekannten Schulgesetzentwurfs des Grafen Zedlitz vom Jahre 1892. Bekanntlich enthält die preußische Verfassungsurkunde in den Artikeln 21—25 Bestimmungen über den öffentlichen Unterricht, denen in Artikel 26 die weitere Bestimmung folgt: „Ein besonderes Gesetz regelt das ganze Unterrichtswesen.“ Endlich heißt es in Artikel 112: „Bis zum Erlaß des in Artikel 26 vorgesehenen Gesetzes be-

wendet es hinsichtlich des Schul- und Unterrichtswesens bei den jetzt geltenden gesetzlichen Bestimmungen."

Der Zedlitzsche Entwurf von 1892 war der letzte Versuch, das in Artikel 26 verheißene Gesetz zustande zu bringen. Noch heute sind daher die Artikel 21—25 der Verfassung außer Geltung. Aber gerade weil vorläufig die Wiederholung des Versuchs von 1892 aussichtslos erscheint, ist der gegenwärtige Gesetzentwurf eingebracht worden, der nur den dringendsten Teil der zu lösenden Aufgabe in Angriff nimmt. Der Entwurf soll also gerade kein Schulgesetz werden. Daher die Kompromißnatur dieser Vorlage, daher ihr provisorischer Charakter. So ist es auch schwerlich berechtigt, wenn im Lande in liberalen Kreisen Beunruhigungen darüber gehegt werden, daß das Kompromiß auf der Grundlage der Verfassungsartikel geschlossen und demgemäß der konfessionelle Charakter der Volksschulen grundsätzlich anerkannt worden ist. Schwerwiegender sind andere Bedenken, die nicht gegen jene prinzipiellen, verfassungsmäßigen Grundlagen des Gesetzentwurfs, sondern gegen solche Bestimmungen, die eben jetzt der befriedigenden Regelung dringender Forderungen dienen sollen und um deretwillen der Entwurf überhaupt vorgelegt worden ist, erhoben werden. Es sind die eigentlichen Fragen der Schulunterhaltungspflicht, um die es sich dabei handelt. Hier hat nun eine nicht unbedeutende Bewegung der preußischen städtischen Gemeinden begonnen, die sich benachteiligt glauben. Der Entwurf hat staatliche Rechte, die früher gegenüber den Schulgemeinden — die sich mit den politischen Gemeinden nicht deckten — in Anspruch genommen wurden, auch auf die neuen Verhältnisse übertragen. Die Städte dagegen argumentieren so, daß das nicht ohne weiteres zulässig ist. Wenn die Aufgaben der Schulunterhaltung jetzt den politischen Gemeinden übertragen werden, so dürfen dabei — sagen sie — die Rechte dieser politischen Gemeinden grundsätzlich nicht geschmälert werden; andernfalls macht sich der Staat unzulässiger Eingriffe in die Selbverwaltung schuldig. Dieser Streitpunkt steht also jetzt im Vordergrunde; seine Entscheidung kann erst die Verhandlung im Abgeordnetenhause bringen.

Auf die Verhandlungen des Reichstags gehe ich diesmal nicht ein. Über die Beratungen vor Weihnachten ist nichts wesentliches nachzutragen, nach Neujahr aber haben die Sitzungen erst am 9. Januar wieder begonnen, und es genügt diesmal zu bemerken, daß die zur Reichsfinanzreform gehörigen Steuervorlagen die erste Lesung passiert haben und jetzt der Kommission vorliegen. Die erste Lesung hat natürlich über die endgültige Gestaltung der Vorlage sehr wenig Klärung bringen können. Parlamentarische Zeichendeuter sind jedoch der Meinung, daß alles gut steht und trotz scheinbar starker Einwände das Werk der Finanzreform glücklich zu Ende geführt werden wird. Damit wäre eine Grundlage für die fernere Reichspolitik gewonnen, deren Bedeutung kaum hoch genug geschätzt werden kann.

Das Deutschtum im Auslande.*)

Von

Johannes Zemmrich.

II.

Österreich: Wahlrechtsreform. Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien und Bukowina, Alpenländer. Ungarn. — Rußland. — Belgien und Frankreich. — Nordamerika. — Auslandsschulen.

Das österreichische Deutschtum steht vor der Frage, wie es sich zur Wahlreform stellen soll. Am 28. November gab der Ministerpräsident im Reichsrat die Grundsätze bekannt, nach denen das neue Wahlrecht ausgestaltet werden soll. Die Wahlen sollen auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Stimmrechtes erfolgen. Die Wahlkurien und die sogenannte Interessenvertretung würden damit in Wegfall kommen. Die Einteilung der Wahlkreise soll aber nicht nach der bloßen Kopfzahl der Wähler oder Einwohner erfolgen, sondern das „nationale und kulturelle Kräfteverhältnis" soll mit entscheidend sein, und zwar nicht nur bei der Verteilung der Mandate auf die Kronländer, sondern auch bei der Abgrenzung der einzelnen Wahlkreise. Das kulturelle Kräfteverhältnis würde durch die Steuerkraft zum Ausdruck gelangen, das nationale durch Bildung national abgegrenzter Wahlkreise. Für die Deutschen könnten diese Bestimmungen insofern vorteilhaft sein, als die deutschen Gebiete die steuerkräftigsten sind und deshalb bei den Deutschen auf eine geringere Anzahl von Wählern ein Abgeordneter käme, wie bei der slawischen Masse. Nur ist noch ganz ungewiß, ob die deutsche Steuerleistung auch voll berücksichtigt wird. Die nationale Abgrenzung würde verhüten, daß die deutschen Sprachinseln und Minderheiten im slawischen Gebiet politisch mundtot gemacht werden. Es ist sogar die Angliederung nationaler Minderheiten an benachbarte Wahlbezirke ihrer Nationalität nach dem Vorbild des neuen mährischen Landtagswahlrechtes (s. unten) in Aussicht genommen. Die Einzelheiten der Wahlrechtsvorlage, vor allem die Verteilung und Abgrenzung der Wahlkreise, sollen erst im Februar bei ihrer Einbringung im Reichsrat bekannt werden. Eine eingehende Würdigung wird daher erst im nächsten Bericht möglich sein. Inzwischen sind die einzelnen Parteien hinter den Kulissen in eifriger Tätigkeit und verhandeln mit den Ministern, um auf die Verteilung der Mandate

*) Dieser Bericht erscheint ausnahmsweise im mittleren Hefte des Quartals, da es sich empfahl, mit Rücksicht auf die augenblickliche parlamentarische Lage der Kolonialpolitik die kolonialpolitischen Rück- und Ausblicke auf das Märzheft zu verschieben.

namentlich in nationaler Hinsicht möglichsten Einfluß auszuüben. Denn man nimmt an, daß nach der Einbringung im Reichsrat wesentliche Veränderungen an der Vorlage nicht mehr erfolgen werden.

So lange nicht die Einzelheiten der Vorlage bekannt sind, läßt sich auch über ihre voraussichtliche Wirkung auf das Deutschtum kein bestimmtes Urteil abgeben. Es ist auch noch nicht sicher, ob das neue Wahlrecht überhaupt Gesetz wird. Die großen politischen Parteien rechnen zwar damit; aber es ist nicht unmöglich, daß schließlich die auseinander strebenden Wünsche der Parteien und Nationalitäten sich so widersprechen, daß keine Mehrheit zustande kommt. Zudem fühlt sich das Herrenhaus in seinen alten Vorrechten bedroht. Es hat dem Freiherrn von Gautsch wegen seiner Wahlrechtspläne solche Vorwürfe gemacht, daß dieser sich bereits mit dem Gedanken an das Scheitern seiner Vorlage vertraut gemacht hat. Er ist nach seinen Erklärungen im Herrenhaus entschlossen, zurückzutreten, falls er nicht eine Mehrheit findet, die wenigstens im Grundsatz seine Wahlreform annimmt.

Die deutsch-nationalen Parteien haben noch keine bestimmte Stellung eingenommen. Ihr Besitzstand wird am meisten bedroht; denn die Sozialdemokratie hofft ihnen gerade in den steuerkräftigsten deutschen Bezirken durch die Industriearbeiter Mandate zu entreißen, während in Wien und den Alpenländern die Klerikalen, besonders die Christlichsozialen Luegers, auf Gewinn rechnen. Auf jeden Fall werden die nationalen Parteien, deren Schwerpunkt im städtischen und ländlichen Mittelstand liegt, unter dem allgemeinen, gleichen Wahlrecht einen schwereren Stand im Wahlkampf haben als jetzt. Allerdings ist in Österreich die tatsächliche Macht einer Partei oder Nationalität nicht nur von der Zahl ihrer Abgeordneten abhängig. Gewöhnlich wird durch tatkräftiges rücksichtsloses Vorgehen mehr als durch Debatten und Abstimmungen erreicht. Einen erfreulichen Ausblick eröffnete die große Rede des Freiherrn von Gautsch. Er betonte die Möglichkeit, daß aus der nationalen Scheidung der Wähler in der Zukunft die nationale Autonomie sich entwickeln könne. Schon im vorigen Bericht (S. 425) wurde darauf hingewiesen, von wie großer Bedeutung dieses Ziel für das Deutschtum Österreichs ist. Auch die Rumänen der Bukowina traten in der Debatte für die Einführung nationaler Selbstverwaltung und Selbstbesteuerung, vor allem im Schulwesen, ein. Der nationale Wahlkataster würde gleichzeitig nationaler Steuerkataster sein.

* * *

Dieselbe Forderung erhebt für Böhmen Heinrich Rauchberg in seinem Werke „Der nationale Besitzstand in Böhmen“, dessen Erscheinen im letzten Bericht (S. 429) eben noch angezeigt werden konnte. Auch er führt den Nachweis, wie leicht die nationale Selbstverwaltung und Abgrenzung gerade in Böhmen durchzuführen ist, ohne daß die nationalen Minderheiten im fremden Sprachgebiet von ihren Volksgenossen preiszugeben sind. Die tschechischen Schulen im deutschen Gebiet, wo die eingewanderten Tschechen fast alle den unteren, unbemittelten Schichten angehören, brauchten dann nicht mehr aus deutschen Steuergeldern er-

halten zu werden. Die deutschen, sehr steuerkräftigen Minderheiten in Prag, Pilsen und anderen Orten des tschechischen Sprachgebiets würden ihre Mittel nicht mehr vorwiegend für tschechische Zwecke herzugeben haben. Die deutschen Schulen dieser tschechisch verwalteten Gemeinden würden von den deutschen Steuergeldern mit Leichtigkeit zu erhalten und zu erweitern sein, während sie jetzt von den tschechischen Gemeindeverwaltungen abhängen und in jeder Beziehung dadurch geschädigt werden. Den nationalen Ausgleich erwartet Rauchberg von dem wirtschaftlichen und politischen Auftrieb der unteren Volksschichten, die nach seiner Ansicht in nationalen Dingen versöhnlicher sind. Er sieht deshalb eine kräftige Sozialpolitik als das beste Mittel zur Herbeiführung des nationalen Friedens an. Es ist aber zum mindesten sehr fraglich, ob auf diesem Wege eine befriedigende Lösung zu erreichen ist. Die Arbeiter Böhmens sind zum großen Teil durch die Sozialdemokratie organisiert. Auch diese hat sich in Österreich national gliedern müssen. Die deutschen Sozialisten stehen den nationalen Interessen gleichgültig oder ablehnend gegenüber, ganz wie bei uns im Reiche. Die tschechische Sozialdemokratie kämpft dagegen, wie unsere polnische, auch für nationale Ziele. Trotz ihrer Feindschaft gegen die bürgerlichen tschechischen Parteien wirken sie mit diesen gegen die Deutschen zusammen. Vor kurzem ist dies auch äußerlich dadurch zum Ausdruck gekommen, daß mehrere Vertreter der Sozialdemokratie in den tschechischen Volksrat eingetreten sind. Das jungtschechische führende Blatt jubelt über dieses „Wiedererwachen der nationalen Gesinnung" der tschechischen Arbeiter. An einen Eintritt der deutschen Sozialdemokratie in den deutschen Volksrat und damit in die Abwehr tschechischer Eroberungsgelüste ist nicht zu denken.

Bei den Ergänzungswahlen zu den Handelskammern haben die Deutschen ihren Besitzstand behauptet. Die Pilsener Kammer besteht wie bisher aus 15 Deutschen und 27 Tschechen; die Hoffnung der Tschechen, die Zweidrittelmehrheit, an der ihnen nur eine Stimme fehlt, und damit die unbeschränkte Herrschaft in dieser Kammer zu erlangen, hat sich nicht erfüllt. Für die Reichenberger Kammer wurden nur deutsche Mitglieder gewählt, obwohl diese einen großen Teil des tschechischen Gebietes umfaßt. Im Wahlkörper des Kleingewerbes wurden rund 12500 deutsche, 8300 tschechische, in dem des Kleinhandels 8300 deutsche, 4100 tschechische Stimmen abgegeben.

Der böhmische Landtag hat die Wahlrechtsvorlage (vgl. S. 428) noch nicht erledigt.

Erwähnenswert ist eine tschechische Versammlung in Raudnitz, weil dort wieder einmal die letzten tschechischen Ziele offen ausgesprochen wurden. Wien soll tschechisch und damit die tschechische Vorherrschaft in Österreich errichtet werden. Der Redner schloß mit den Worten: „Und die Donau wird unser slawischer Strom sein!"

* *
*

Der Landtag von Mähren hat die neue Landtagswahlordnung endgültig angenommen. Sie wird in mancher Hinsicht auch für das geplante Wahlrecht zum Reichsrat vorbildlich werden, denn in ihr ist zum ersten Male die

völlige nationale Trennung der Wählerschaft durchgeführt. Es ist in Zukunft keinem der beiden Volksstämme mehr möglich, dem andern einen Wahlkreis zu entreißen. Die Zahl der Abgeordneten ist für jede Nationalität festgelegt. Großgrundbesitz und Handelskammern wählen nach dem Proportionalsystem. Die städtischen und ländlichen Wahlkreise, sowie die der allgemeinen Wählerklasse sind national getrennt. Die Wähler bilden nationale Wahlkörper auf Grund nationaler Kataster. Jeder Wähler hat zu erklären, ob er in die deutsche oder tschechische Wählerliste eingetragen sein will. Besondere Bestimmungen sollen verhüten, daß ein Wähler willkürlich von einer Nationalität zur andern sich überschreiben läßt. In einem deutschen Wahlbezirk kann nur ein Deutscher, in einem tschechischen nur ein Tscheche gewählt werden. Die Minderheiten wählen mit dem benachbarten Wahlkreis ihrer Nationalität. So bildet z. B. die Stadt Iglau einen deutschen städtischen Wahlkreis. Die tschechischen Wähler von Iglau geben auch in Iglau ihre Stimme ab, wählen aber getrennt von den Deutschen mit dem tschechischen Wahlkreis Trebitsch, während die Deutschen in Trebitsch dem deutschen Wahlkreis Auspitz zugeteilt sind. Deutsche und tschechische Wahlkreise decken sich also räumlich nicht miteinander. Die Wahl ist direkt und geheim. Es wählen die Städte 20 Deutsche und 20 Tschechen, die Landgemeinden 14 Deutsche und 39 Tschechen, die allgemeine Kurie 6 Deutsche und 14 Tschechen. In der allgemeinen Wählerklasse kommt das Verhältnis der Kopfzahl beider Volksstämme genau zum Ausdruck, in den andern Kurien haben die Deutschen ihrer Steuerleistung entsprechend einen etwas erhöhten Anteil. Der Großgrundbesitz wählt in 2 Wahlkörpern 20 Deutsche und 10 Tschechen, die Handelskammern entsenden 6 deutsche Vertreter. Dazu kommen noch die beiden Bischöfe des Landes, die gegenwärtig Tschechen sind. Der Landtag zählt also zukünftig 66 Deutsche und 85 Tschechen. Die Zahl der Landtagsmitglieder ist um 51 erhöht worden.

Bisher hatten die Deutschen durch ihr Übergewicht im Großgrundbesitz noch eine kleine Mehrheit im mährischen Landtag. Es ist deshalb den deutschen Abgeordneten der Vorwurf gemacht worden, daß sie diese günstige Stellung durch die Zustimmung zur neuen Wahlordnung aufgegeben haben. Diese deutsche Mehrheit war aber höchst unsicher geworden. Die Geschichte des böhmischen Landtags zeigt, wie plötzlich sich eine deutsche in eine tschechische Mehrheit verwandeln kann, und wie ungünstig dann die Stellung der Deutschen ist, wenn sie nicht rechtzeitig, solange es in ihrer Macht lag, sich eine nationale Sicherung geschaffen haben. Das haben die Deutschen Mährens in kluger Voraussicht getan. Jede Wahlrechtserweiterung, also schon die Errichtung der neuen allgemeinen Wählerklasse, mußte die deutsche Mehrheit stürzen, verschiedene deutsche Wahlkreise waren wegen ihrer Lage inmitten tschechischen Gebietes in Gefahr, an die Tschechen verloren zu gehen. Hätten diese einmal die Mehrheit erlangt, so wäre die ganze Landesverwaltung für die Deutschen verloren, an nationale Zugeständnisse nicht mehr zu denken gewesen, die Deutschen würden einfach, wie im böhmischen Landtag, niedergestimmt worden sein. Jetzt haben sie sich als Preis für die freiwillige Aufgabe der Mehrheit nationale Sicherungen verschafft,

nach denen die Deutschen Böhmens vergeblich streben. Denn die neue Wahlordnung verhindert, daß die Tschechen jemals die wichtige Zweidrittelmehrheit erlangen können, obgleich sie über mehr als zwei Drittel der Bevölkerung verfügen. Sie sichert die deutschen Mandate der Sprachinseln und bestimmt, daß Änderungen der Landes- und Landtagswahlordnung, der Gesetze über die nationale Trennung der Schulaufsichtsbehörden, über den Landeskulturrat und über den Gebrauch der Landessprachen bei den Selbstverwaltungsbehörden, Gesetze, die mit der bisherigen deutschen Mehrheit zu stande gekommen sind, nur mit Zweidrittelmehrheit bei Anwesenheit von 121 Abgeordneten beschlossen werden können. Dieselbe, jede Überstimmung durch die Tschechen ausschließende Mehrheit ist für Beschlüsse nötig, durch welche vom Lande unterhaltene Schulen eingezogen oder eingeengt, die Unterrichtssprache an ihnen geändert oder die finanzielle Unterstützung irgend welcher Schulen verringert oder eingestellt werden soll. Dasselbe gilt für Beschlüsse über Vereinigung und Trennung von Gemeinden. Zur Sicherung der deutschen Minderheiten dient ferner die Bestimmung, daß zu Abänderungen der Gemeindewahlordnungen die Zustimmung von 93 Landtagsabgeordneten ohne Rücksicht auf die Zahl der Anwesenden nötig ist. Im Landesausschuß erhalten die Deutschen 3, die Tschechen 5 Sitze, aber bei Besetzung von Beamten-, Lehrer- und Dienerstellen an deutschen Landesanstalten haben die deutschen Ausschußmitglieder drei Bewerber vorzuschlagen, von denen der Ausschuß einen wählen muß. Damit ist die Aufdrängung tschechischer Beamter und Lehrer für die deutschen Ämter und Schulen ausgeschlossen.

Unter den heutigen inneren Verhältnissen Österreichs ist die Annahme dieser neuen Wahlordnung und der mit ihr verbundenen nationalen Garantieen zwar keine Großtat, aber ein Akt politischer Klugheit. Die tschechische Minderheit beantragte das allgemeine, gleiche Wahlrecht, das die Deutschen bei ihrer Minderzahl einfach an die Wand gedrückt hätte, sobald es von einer tschechischen Landtagsmehrheit durchgesetzt worden wäre. Vielleicht wird der mährische Ausgleich vorbildlich für die übrigen Kronländer und das Zusammenleben der Nationalitäten in Österreich.

Es wäre jedoch falsch, nunmehr alle Reibungsflächen zwischen Deutschen und Tschechen für beseitigt zu halten. Die neuen Abmachungen betreffen nur das Gebiet der Landesverwaltung, nicht aber die allgemeine Staatsverwaltung, den Reichsrat usw.; sie sind nur ein Anfang der friedlichen Verständigung. Streitpunkte bleiben noch genug übrig. Für die Deutschen Mährens ist jetzt die wichtigste Aufgabe die Verteidigung ihrer vorgeschobenen Posten, vor allem ihrer vier größten Städte Brünn, Olmütz, Iglau und Mährisch-Ostrau, die alle deutsche Sprachinseln bilden und von der zuströmenden slawischen Bevölkerung bedroht werden. Auf die Landeshauptstadt **Brünn** haben es die Tschechen besonders abgesehen, sie möchten ihr dasselbe Schicksal wie Prag bereiten. Über die Vorgänge am 1. Oktober ist bereits (S. 427) berichtet worden. Im Dezember fanden die **Gemeindewahlen** statt, deren Ausgang mit Spannung erwartet wurde. Zum ersten Male waren 9 Vertreter aus der neu geschaffenen allgemeinen

(vierten) Wählerklasse zu wählen. Auf diese hatten die Tschechen ihre Hoffnung gesetzt. Denn ihre Wähler gehören zumeist den untersten Schichten an, die in den übrigen Wahlkörpern nicht wahlberechtigt sind, und in der vierten Klasse trat die Sozialdemokratie mit eignen Bewerbern auf. Die deutschen bürgerlichen Parteien faßten den Entschluß, in diesem Wahlkörper nur vier Bewerber aus ihrer eignen Mitte und die fünf Deutschen der sozialdemokratischen Liste aufzustellen. Diese Wahltaktik hat verschiedene Beurteilung gefunden; das Ergebnis der Wahl war, daß alle tschechischen Bewerber durchfielen und von den Sozialdemokraten nur die fünf Deutschen, nicht aber die vier tschechischen Kandidaten gewählt wurden. Von 21000 Wählern stimmten 16784 ab, die deutsche Liste erhielt 9506 bis 12320 Stimmen. In den übrigen drei Wahlkörpern siegten die vereinigten deutschen Parteien mit erheblichen Mehrheiten, im zweiten erhielten sie drei Viertel, im ersten über neun Zehntel der Stimmen. Auch in der aufblühenden Industriestadt Göding wurde der tschechische Ansturm abgeschlagen, im 3. Wahlkörper siegten die Deutschen mit 747 gegen 434 tschechische Stimmen. Die Tschechen veranstalteten deshalb wüste Straßenausschreitungen, die wiederholtes Einschreiten der Gendarmerie nötig machten.

Eine Ersatzwahl zum Reichsrat fand im südmährischen Wahlkreis der allgemeinen Wählerklasse statt. Das Mandat besaßen erst die Tschechen, seit den letzten Wahlen die Deutschen, diesmal fiel es wieder den Tschechen zu. Die Deutschen brachten zehn Wahlmänner mehr als die Tschechen an die Urne, den Ausschlag gaben die 42 sozialdemokratischen Wahlmänner, von denen in der Stichwahl nur 6 für den deutschen, 32 für den Tschechen stimmten, sodaß dieser mit 343 gegen 327 Stimmen gewählt wurde.

* * *

Der Landtag von Schlesien wird durch vier Abgeordnete der neuen allgemeinen Wählerklasse verstärkt. Von diesen kommen zwei auf die Deutschen, je einer auf Tschechen und Polen. Die polnischen Parallelklassen an der Lehrerbildungsanstalt in Teschen sollen eingezogen und dafür eine polnische Anstalt in Ustron errichtet werden. Damit würde die Frage der slawischen Parallelklassen zugunsten der deutschen Forderungen erledigt sein. Erstaunlich hat sich hierbei der Gemeinderat der kleinen deutschen Stadt Skotschau, die inmitten polnischen Gebietes liegt, benommen. Er hat einstimmig um Errichtung der polnischen Anstalt in Skotschau nachgesucht. Um einiger wirtschaftlicher Vorteile willen ist man dort bereit, dem nationalen Gegner die Wege zu bahnen. Ob die Skotschauer wohl die Geschichte von den Trojanern und dem hölzernen Pferd kennen? Das Schönste ist dabei, daß die Spitzen desselben Städtchens Skotschau auf dem Teschener Volkstage mit den anderen Deutschen Ostschlesiens zusammen gegen die polnischen Klassen protestierten!

* * *

Das Deutschtum in Galizien hat nach den letzten Volkszählungen scheinbar starke Einbußen erlitten, weil die Juden sich immer mehr zur polnischen Sprache bekennen. Nach der letzten Zählung bekannten sich noch 211752 Per-

sonen zur deutschen Umgangssprache, von diesen waren immer noch zwei Drittel (138400) Israeliten, die zumeist den bekannten deutsch-jüdischen Jargon sprechen und national nicht den Deutschen zugerechnet werden können. Diese sind in einzelnen Dörfern über das Land zerstreut, 39961 sind katholisch, 33851 evangelisch. Davon sind noch die deutschen Soldaten (12418) in Abzug zu bringen, soweit sie nicht jüdischen Bekenntnisses sind. Die eigentlichen Deutschen verschwinden also unter den 7 Millionen Slawen und Juden. Eine neue allpolnische Partei will den geringen deutschen Einfluß gänzlich beseitigen und fordert die volle Selbständigkeit Galiziens innerhalb der Monarchie. Die Zukunft der deutschen Dörfer Galiziens ist sehr bedroht, sie halten sich jetzt noch durch ihre kulturelle Überlegenheit, die protestantischen auch durch den konfessionellen Unterschied.

In der Bukowina nimmt die deutsche Sprache noch die erste Stelle im öffentlichen Leben und der Staatsverwaltung ein. Aber auch hier ruht die deutsche Stellung auf unsicherer Grundlage. Denn von den Deutschsprachigen sind auch dort die große Mehrzahl (91907) Juden, nur 47113 Katholiken und 18000 Evangelische. Der jüdische Abgeordnete Dr. Straucher hat jetzt im Reichsrat nationale Autonomie und eigene Wahlkörper für die Juden Galiziens und der Bukowina gefordert, die 900000 Köpfe stark sind und tatsächlich noch eine eigne Nation bilden.

* * *

In den Alpenländern haben sich nach Ausweis der letzten Volkszählung die Deutschen verhältnismäßig stärker vermehrt als die Slowenen. Trotzdem dringen diese immer mehr als Beamte in das deutsche Gebiet ein. Wie ihnen die Regierung ihre Unterstützung zum Nachteil deutscher Beamten leiht, zeigte Dr. Mravlag an bezeichnenden Beispielen in einem Vortrag zu Graz, der in Nr. 338 des Grazer Tagblatts (6. Dezember 1905, Abend-Ausgabe) abgedruckt ist. Der Redner wies auch auf die große Zahl slowenischer Arbeiter in den Kohlen- und Eisenrevieren im deutschen Mittel- und Obersteiermark und die Gefahr hin, daß diese wie die tschechischen Arbeiter in Deutschböhmen eigene Schulen und slawische Beamte und Lehrer fordern und erhalten könnten. Er regte die Schaffung eines deutschen Volksrates für Steiermark, Kärnten und Krain zu gemeinsamer Abwehr an. Im Priesterstand sind die Slowenen weit über ihre Zahl vertreten. Ein deutsch-nationaler Priester ist schon eine Seltenheit geworden. Um so erfreulicher ist eine Ansprache des als Dichter bekannten steirischen Priesters Ottokar Kernstock, in der er am 29. November äußerte: „Es gibt eine Liebe, die auch einem katholischen Priester nicht versagt werden darf, die Liebe zum deutschen Vaterlande und die Liebe zur deutschen Muttersprache ... Wir Deutschen wollen dem Banner schwarz-rot-gold treu bleiben! In diesem Zeichen wollen wir siegen oder wenigstens rühmlich untergehen."

Der Landtag von Krain nahm am 18. November einen Antrag an, nur das slowenische, aber nicht das deutsche Protokoll zu genehmigen und in Zukunft nur slowenisch zu protokollieren. Jetzt hat der Landesausschuß die Landesämter angewiesen, mit den Ministerien, den höheren Regierungsämtern

und allen Behörden, auch außerhalb Krains, denen Teile des slowenischen Sprachgebietes unterstehen, nur in slowenischer Sprache zu verkehren.

Die italienische Universitätsfrage ruht einstweilen. Die Italiener haben ihren Dringlichkeitsantrag im Reichsrat zurückgezogen, da sie gegenwärtig keinen geeigneten Boden dafür finden. Die italienische Fakultät in Innsbruck ist zum 1. Januar auch amtlich aufgelöst worden, nachdem sie tatsächlich längst aufgehört hatte zu bestehen. Auf ihre Verlegung nach Rovereto verzichtet die Regierung angesichts des Widerspruches der Italiener. Sie ist jetzt bereit, über die Errichtung einer italienischen Hochschule in Triest zu verhandeln.

In Tirol liegt an der italienischen Grenze die deutsche Sprachinsel Lusarn. Der drohenden Verwelschung ist sie namentlich durch die Tätigkeit des deutschen Schulvereins entrissen worden. Am 19. Dezember suchten Welsche den deutschen Gottesdienst durch italienisches Beten zu stören. Die Deutschen waren darüber so aufgebracht, daß sie nur durch das Eingreifen ihres Gemeindevorstehers von einem Angriff auf die welsche Trutzschule der Lega nazionale abgehalten wurden. Dieser kleine Zwischenfall zeigt, wie durch zielbewußte nationale Kleinarbeit ein fast verlorener Posten inmitten fremden Volkstums erhalten und dauernd befestigt wird. Im benachbarten Valsugana ist die einst deutsche Herrschaft Persen (Pergine) wieder in deutschen Besitz gekommen. Dieser Besitz ist durch seine Lage am Eingang zur deutschen Sprachinsel des Fersentals von Bedeutung.

* * *

In Ungarn hat das Ministerium Fejervary kurz vor Weihnachten seinen Wahlgesetzentwurf veröffentlicht. Ob er jemals Gesetz werden wird, steht ja dahin. Eine Wahlrechtsreform erscheint aber unvermeidlich. Fejervary will allen des Lesens und Schreibens Kundigen das Wahlrecht geben, die Abstimmung soll direkt und geheim und jede Gemeinde Wahlort sein. Die Deutschen Ungarns stellen von allen Völkerstämmen die wenigsten Analphabeten, für sie würde deshalb die erstgenannte Bestimmung günstig sein, ebenso die geheime Wahl in der Heimatgemeinde. Nur die Sachsen Siebenbürgens haben von der Ausdehnung des Wahlrechts Einbuße zu befürchten, da sie eine Minderheit inmitten der Rumänen bilden. Diese stellen zwar heute noch die größte Zahl der Analphabeten, aber mit der zunehmenden Schulbildung werden sie diesen Mangel immer mehr ausgleichen. Die Madjaren haben schon bisher durch ihre Wahlkreiseinteilung die Nichtmadjaren fast überall zurückgedrängt. Das will auch Fejervary aufrecht erhalten. Ein besonderes Gesetz soll die Neueinteilung der Wahlkreise bestimmen. Der Zweck ist ausgesprochenermaßen der, die Nationalitäten durch eine kunstvolle Wahlkreisgeometrie wieder um die Vorteile zu bringen, die ihnen die Wahlrechtserweiterung und vor allem die geheime Wahl bringen würde. Die Deutschen werden dadurch am meisten geschädigt, denn ihr Siedelungsgebiet ist am wenigsten geschlossen und kann deshalb am leichtesten bei der Wahlkreiseinteilung zerstückelt werden. Damit aber keine rücksichtslos und unerschrocken vorgehenden Vertreter der Nichtmadjaren in den Reichstag kommen können, will

Fejervary jeden von der Wählbarkeit ausschließen, der wegen Aufreizung der Nationalitäten verurteilt worden ist. Unsern Lesern ist ja zur Genüge bekannt, wie madjarische Staatsanwälte und Geschworene diesen Begriff auslegen, ich brauche nur an die Namen Arthur Korn und Lutz Korodi zu erinnern. Durch diese Einschränkung der Wählbarkeit könnten die Nichtmadjaren wie bisher jederzeit politisch mundtot gemacht und ihrer Führer beraubt werden. So unterscheidet sich Fejervary in seiner Nationalitätenpolitik kaum von den Kossuthisten. Die Deutschen haben von dem einen so wenig wie von den anderen zu erwarten.

Wir Reichsdeutsche werden unmittelbar durch den neuen Handelsvertrag von den inneren Wirren Ungarns berührt. Er wird am 1. März für Ungarn auf dem Verordnungsweg in Kraft gesetzt. Fejervary hat sich zur Aufrechterhaltung des Zollbündnisses mit Österreich bis 1917, also bis zum Ablauf der neuen Handelsverträge erklärt. Dann erwartet auch er ein selbständiges ungarisches Zollgebiet. Die Ausbildung der Soldaten soll madjarisch erfolgen, soweit sie das verstehen — ein sehr dehnbarer Begriff. Damit nun bald alle ungarischen Rekruten madjarisch können, hat er das neue Schulgesetz durch Verordnung in Kraft gesetzt und damit die beschleunigte Madjarisierung des gesamten Schulwesens eingeleitet. Er unterscheidet sich von seinen politischen Gegnern nur durch die Wege, nicht durch das Endziel, das für beide der rücksichtslos durchgeführte madjarische Nationalstaat ist.

In Südungarn regen sich die Schwaben gegen die Madjarisierung der Schulen. Die Gemeinden Triebswetter und Marienfeld wollen trotz der ablehnenden Haltung der ungarischen Behörden wieder ausschließlich deutsche Unterrichtssprache einführen. In Pantschowa wurde ein deutschnationales Blatt ins Leben gerufen. Gegen den gemeinsamen madjarischen Gegner haben sich Deutsche, Serben und Rumänen zusammengeschlossen und in Ungarisch-Weißkirchen eine Landesnationalitätenpartei gegründet. Der „Deutsch-ungarische Volksfreund" in Temesvar wird zum führenden deutschen Blatt Südungarns umgestaltet.

Lutz Korodi hat kürzlich ein sehr lesenswertes Buch veröffentlicht. Seine „Ungarischen Rhapsodien" (München, Lehmann, 2 Mk.) enthalten zum Teil glänzend geschriebene, stimmungsvolle Bilder aus dem politischen und dem nationalen Leben der Völker Ungarns. Eingehend bespricht er die Wirkungen, die das neue Schulgesetz zeitigen muß. Seine Erfahrungen als ungarischer Reichstagsabgeordneter hat er in den psychologisch fein entwickelten Schilderungen der madjarischen Nationalpolitiker verwertet. Auch er kommt zu dem Schluß, daß Ungarn ein Völkerstaat unter madjarischer Führung bleiben muß, wenn es nicht zur Katastrophe kommen soll.

* * *

Die Deutschen Rußlands werden durch die Revolution schwer betroffen. Am schwersten leidet das Baltentum der Ostseeprovinzen, wo gegen 200000 Deutsche von der Vernichtung bedroht sind. Die einzelnen Ereignisse sind aus der Tagespresse allgemein bekannt geworden. Auf dem flachen Land, wo die Deutschen die wenig zahlreiche soziale Oberschicht bilden, sind die deutschen Schlösser und

Güter ausgeraubt und niedergebrannt, viele Deutsche ermordet worden. Auch hier zeigt sich die alte Lehre, daß nur eine geschlossene, ländliche Besiedlung das Deutschtum auf die Dauer schützen und erhalten kann. Die Revolution in den Ostseeprovinzen ist der beste Beweis für die Notwendigkeit der deutschen Besiedlung der preußischen Ostmarken. Jetzt ist Gelegenheit, ihr neue erprobte Kräfte aus den Deutschen Rußlands zu gewinnen. Auch wenn die Revolution niedergeschlagen und Rußland Verfassungsstaat sein wird, gehen die Balten einer schweren Zukunft entgegen, da sie von der slawischen Regierung und Volksmasse keine deutschfreundliche Politik erwarten dürfen. Mit erfreulicher Einmütigkeit haben sich im Deutschen Reiche weite Kreise ohne Unterschied der Parteistellung zur Hilfeleistung für die Deutschen Rußlands zusammengeschlossen. Möge diese Hilfsbereitschaft recht reiche Erfolge zeitigen!

* * *
*

Die belgische Akademie der Wissenschaften hat für ihre Veröffentlichungen der deutschen Sprache die Gleichberechtigung mit dem Vlämischen und Französischen eingeräumt. Dieser Erfolg ist vor allem den vortrefflichen wissenschaftlichen Leistungen der deutsch-belgischen Gelehrten Kurth und Bischoff zu verdanken.

* * *
*

Die deutsche Kolonie in Paris ist von Charles Colline im „Gil Blas“ eingehend geschildert worden. Die Zahl der Deutschen in Paris schätzt Colline auf 60000. Ihrer Tüchtigkeit und Regsamkeit stellt er das beste Zeugnis aus. Im Großhandel und an der Börse spielen sie nach Colline eine große Rolle, er spricht sogar von einem echt deutschen Geschäftsviertel im Zentrum von Paris. Vier protestantische und eine katholische Kirche dienen dem deutschen Gottesdienst, dem Unterricht aber nur eine deutsch-protestantische Schule, die „Armenschule“. Die seit vier Jahren als Wochenschrift erscheinende „Pariser Zeitung“ soll zukünftig zweimal wöchentlich erscheinen.

* * *
*

In Nordamerika fand am 29. Oktober der „Deutsche Tag“ der vereinigten deutschen Gesellschaften von New York unter Teilnahme von über 6000 Deutschen statt. Die Festrede hielt der frühere Rektor der Posener Akademie, Prof. Kühnemann. Er schilderte den kulturellen Zusammenhang des Deutschtums auf der ganzen Erde und wies nach, wie die Deutschen Amerikas zu ihrem eigenen Besten ihr Deutschtum wahren und dabei die Pflichten gegen ihr neues Vaterland erfüllen können und sollen.

Den deutschen Eltern macht das Chicagoer „Katholische Sonntagsblatt“ ernstliche Vorhaltungen. Es gibt ihnen die Hauptschuld, daß viele deutsche Kinder ihre Muttersprache nicht lieben, weil selbst die Eltern mit den Kindern englisch sprechen. Auch in den deutschen Schulen wird das Deutsche stiefmütterlich behandelt. Die Geschäftsleute und Arbeiter bevorzugen die englisch geschriebenen Zeitungen, obwohl gerade diese gegen das Deutschtum hetzen. Auch die jungen katholischen Geistlichen begünstigen nicht selten das Englische in Kirche und Unterricht. Diese

Schilderung der Chicagoer Verhältnisse trifft leider auch auf andere Städte mit zahlreicher deutscher Bevölkerung zu.

* * *

Den deutschen Auslandsschulen will die Reichsregierung eine erhöhte Unterstützung zuwenden. Im Reichshaushalt für 1906 werden 650000 Mark, also 150000 mehr als bisher, zu diesem Zweck gefordert. Bei der zunehmenden Zahl und Bedeutung der Auslandsschulen ist die Erhöhung des Reichszuschusses unbedingt nötig. Auch die geforderte Summe wird noch nicht genügen, um alle berechtigten Ansprüche auf Unterstützung zu befriedigen. Aber als ein Zeichen der steigenden Erkenntnis vom Wert des deutschen Schulwesens im Auslande für die Interessen des Reiches wollen wir sie freudig begrüßen und hoffen, daß recht bald noch größere Mittel für diesen Zweck verfügbar werden.

Gerade zur rechten Zeit ist das kleine Werk von Hans Amrhein, Die deutsche Schule im Auslande (Sammlung Göschen Nr. 259, 80 Pfg.) erschienen. Der Verfasser ist als Herausgeber der gleichnamigen Monatsschrift, die auch an dieser Stelle mehrfach erwähnt wurde, ein gründlicher Kenner aller einschlägigen Verhältnisse. Er steht in allen grundlegenden Fragen auf deutschnationalem Standpunkt, schildert die Geschichte und heutige Verbreitung, die Einrichtung, Verwaltung und Pädagogik der deutschen Auslandsschulen. Jedem, der an ihnen Anteil nimmt, ist das äußerst preiswerte Buch angelegentlich zu empfehlen. 35 Seiten umfaßt allein das Verzeichnis der Auslandsschulen im engern Sinne mit den statistischen Angaben über die Zahl der Lehrer und Schüler und den Anteil der Deutschen und der beiden Hauptbekenntnisse am Schülerbestand. Dabei sind die deutschen Schulen in den Ländern mit Millionen von Deutschen, also in Rußland, Österreich-Ungarn (für welches teilweise unrichtige Angaben gemacht werden), der Schweiz und in Nordamerika nicht mit gerechnet. An der Spitze steht Südamerika mit 738 Schulen und 30440 Kindern, von denen 87 v. H. Deutsche sind. 402 Schulen mit 14030 Kindern kommen allein auf den brasilianischen Staat Rio Grande do Sul. Australien zählt 77, Afrika 50 deutsche Schulen, davon 41 in Britisch-Südafrika. Asien hat nur 18, Mittelamerika 3 deutsche Schulen. Für Nordamerika werden gegen 290000 Schüler in deutschen Kirchenschulen angegeben. In Europa bestehen außerhalb der oben genannten Staaten 122 deutsche Schulen mit 15653 Schülern, von denen 64 v. H. deutsch sind. Die Unterstützung durch das Reich ist immer noch geringer als die Aufwendungen Italiens und selbst Rumäniens für ihre Auslandschulen. Es müssen die nötigen finanziellen Mittel zur Erhaltung der deutschen Auslandschulen auf die verschiedenste Weise aufgebracht werden, zum großen Teil auch von den Religionsgemeinschaften, deren Verdiensten um das deutsche Schulwesen im Auslande, namentlich in Nordamerika, Amrhein bei seiner Abneigung gegen konfessionelle Schulen nicht genügend gerecht wird. Ob konfessionelle oder paritätische Schule vorzuziehen ist, wird sich immer nur auf Grund der örtlichen Verhältnisse in den deutschen Auslandgemeinden entscheiden lassen.

Literarische Monatsberichte.

Von

Konrad Falke.

I.

Künstlerische Kritik.

Ich habe die Aufgabe übernommen, an dieser Stelle über literarische Neuerscheinungen zu berichten. Wie sehr bin ich des Tones satt, in dem man so vieles lesen, so vieles schreiben muß, und wie sehr drängt es mich, einmal vom Herzen weg zu reden! In innerster Seele ist mir der Götzendienst zuwider, an dem unsere Kultur krankt, in schärfstem Gegensatz fühle ich mich zu all ihren Hohepriestern, die nichtiges Redegewebe vor dem Heiligtum aufhängen, auf daß niemand hineintrete und erkenne, daß sie lügen und betrügen, und offen will ich es einmal aussprechen, daß nicht der, der vor ihren Kathedern sitzt, den Weg in die Gedanken- und Gefühlswelt unserer Größten findet, sondern wer für sich bleibt und still wartet, bis der Prinz kommt und das Dornröschen aufweckt. Der Prinz aber ist der warme sieghafte Geist, der aus jedem wahren Kunstwerke leuchtet, und das Dornröschen ist unsere arme Seele, die unter dem Gestrüpp unfruchtbaren Geredes *über* die Kunst mit großen, träumenden Augen auf den Sonnenstrahl *der* Kunst wartet . . .

Es sind nun bald hundert Jahre her, da hielt in Berlin Johann Gottlieb Fichte seine „Reden an die deutsche Nation“, während durch die Straßen französische Regimenter zogen und ihr Trommeln oft sein Wort übertönte. Fichte, Schelling und Hegel, die Triumvirn der aus dem Kantischen Kritizismus hervorgegangenen spekulativen Philosophie, werden von unsern heutigen Weltweisen mit jener Achtung behandelt, die man unschädlichen Größen zollt, und mit jenem wohlwollendem Lächeln besprochen, mit dem sich noch immer Philister gegen Genies verteidigt haben. Aber wenn man die im Stil Michelangelos gehaltenen Lebensdeutungen jener Männer hochmütig „Begriffsdichtungen“ nennt — mit der bescheidenen Nebenmeinung, daß wir mit unserer Mikroskopie und Psychologie der nackten Wahrheit auf der Spur seien —, so frage man sich doch einmal, ob in unsern Hörsälen auch nur ein einziges Herz freier und höher schlägt, ob ein einziger Professor (es sei denn, er entflamme sich selbst an jenen Großen!) uns stärker und feuriger fühlen machen kann. Das ist gerade bei einem Fichte das Überragende, daß er seine hohen Gedankenträume nicht nebenaus träumte, sondern mit ihnen diese reale Welt umspannte, aus ihnen heraus auf sie einzuwirken

verstand: seine Worte sind nach wenigen Jahren zu Kugeln geworden, die den Feind aus dem Lande jagten. Und wenn Fichte die ethischen Forderungen unseres Lebens aus einer unendlichen Perspektive ableitete, ihnen in ihr einen ewigen Sinn gab, so hat Schelling dasselbe für unsere ästhetischen Bedürfnisse getan — erst Hegel, in Reaktion gegen seine Vorgänger und ihr „romantisches Philosophieren", brachte den Begriff der historischen Entwicklung auf und dichtete damit eine Betrachtungsweise metaphysisch vor, die nachher alle Geisteswissenschaften überwuchern und uns mit Hilfe der neuen exakten Methoden auf den Punkt führen sollte, auf dem wir heute stehen . . .

O heiliger Immanuel Kant, dir möchte ich meine zweite Kerze opfern! Christus hat den Menschen erlöst, du aber hast den modernen Menschen frei — nein, hättest ihn frei gemacht, wenn er nicht zu sklavisch geartet wäre. Denn das ist das Elend und eine Schwere alles Irdischen: der Mensch hat eine unendliche Sehnsucht danach, wie ein Hund behandelt zu werden, und erst im Joch und wenn er einen Karren zieht, ist ihm wohl! Kam uns ein Messias und lehrte aus der Fülle seines Herzens die Liebe und den Frieden; gleich erhob sich auf seinem Grabe eine Kirche, die wie ein Dämon in Blut und Brand und Unverstand durch die Jahrhunderte schritt — kam uns ein Immanuel Kant, der unwiderleglich nachwies, daß neben der unfreien Welt der Erkenntnis, durch eine nie zu überbrückende Kluft getrennt, die freie Welt des Gefühls und des autonomen Willens steht; und gleich darauf folgten Generationen, die auf dem kritisch unterminierten Boden noch höchste, schwindelnde Türme aufbauten, bis plötzlich alles zusammenkrachte und Deutschland seine tiefste Geistesschande erlebte: den Materialismus eines Vogt, Moleschott und Büchner! Wenn Kant jemals von den Deutschen in ihrem Herzen begriffen worden wäre, so hätte in unsern Tagen nicht ein dermaßen banausischer Wissenstrieb überhand nehmen können, daß alles nur unter dem Gesichtspunkte des Gesetzmäßigen gewertet wird. Aus Kants kritischer Philosophie resultiert als Fundamentalsatz, daß unsere Erkenntnis überall, wo sie überhaupt hinkommt, deshalb Gesetze vorfindet, weil sie sie, ihrer Konstitution gemäß, mit sich trägt und selbst in die Erscheinung hineinprojiziert. Ist man hiervon wirklich überzeugt (und man darf es nach den unzähligen praktischen Beweisen auch sein), so schwindet alle Neugier nach Dingen, die einen nichts angehen; alle krankhafte Lust, sich zum Märtyrer der Wissenschaft zu machen, stirbt von selbst im Keime ab, und man gewinnt einen freien Spielraum für die eigene Persönlichkeit. Die größten, mit soviel Haß und Jubel begrüßten Ideen des neunzehnten Jahrhunderts, z. B. der Darwinismus, sind in jenem Satze Kants inbegriffen; ebenso steht auch von vornherein fest, daß alle unsere Seelenregungen für unser erkennendes Auge „Gesetzen" unterliegen, und nicht weniger unzweifelhaft ist, daß, sollte einmal die Naturwissenschaft ein letztes Prinzip finden, es ein Gesetz sein wird. Daß alles um uns her, vom Standpunkt der Erkenntnis aus betrachtet, nach Gesetzen abläuft, also ganz allgemein der Begriff der absoluten Gesetzmäßigkeit: das ist die große Errungenschaft der Neuzeit

gegenüber dem Mittelalter, und wären wir erst einmal davon durchdrungen, so würde uns alle Erkenntnis um ihrer selbst willen, also alle Wissenschaft als Selbstzweck, wie eine unnötige Vergeudung unserer Lebenskraft vorkommen. Wir würden dann den Lauf der Welt, der seinen eigenen Gang geht, nicht mehr an den Gesetzen, in denen er sich in unserer Erkenntnis spiegelt, kontrollieren wollen, sondern nur noch diejenigen Gesetze zu erkennen suchen, durch deren Handhabung wir unser Leben groß und schön zu gestalten vermögen. Denn des Lebens höchster Sinn ist das Leben, und es so zu leben, daß es noch im Liede zu fernen Geschlechtern spricht und ihnen das Dasein lebenswert erscheinen läßt, seine höchste Pflicht. Der Künstler aber ist es, in dem jede Zeit nach Vermögen diese Pflicht erfüllt, und in seinem Werk allein kommt der geringe Ewigkeitsgehalt des in Trübsal Gelebten auf die Nachwelt: goldene Früchte in silbernen Schalen ...

Darf es wundernehmen, wenn ein Volk, das die großen befreienden Gedanken seiner ersten Geister immer wieder beiseite schiebt, um sich von neuem und verbissener denn zuvor in bohrende Detailwissenschaften zu stürzen, ernstlich in Gefahr geraten ist, auch in der Behandlung und Betrachtung der Literatur Nebensächliches an Stelle der Hauptsache zu setzen? Der Jugend, die jeden Frühling und Herbst mit dem frischen Fühlen ihrer Jahre vom Gymnasium an die Universität nachrückt, wird die schmutzige Geisteswäsche längst vermoderter Köpfe siebenten und fünfzehnten Ranges zu reinigen gegeben, und wenn einer der Gequälten vorlaut aufseufzt und fragt: „Warum laßt ihr uns nicht einmal jene größten Menschen sehen, denen ihr Gewand bei Lebzeiten herrlich stand und die einen wärmenden Blick und einen mutigen Gang hatten?“ so wird man ihm und allen antworten: „Was wissen wir von den Fürsten, die einst über unsere Erde schritten? Wir lesen zwar über Goethe und Schiller, aber nur weil es Mode ist und weil es unserer Eitelkeit schmeichelt, um als ihre nachträglichen Sekretäre zu erscheinen, die alles besser wissen! Wir gehören zu denen, die, wie Gottfried Keller sagt, keine Laternen einschlagen, aber auch keine anzünden, und eben dieses ist unsere Seligkeit ...“

So verhält es sich in der Tat: die philologische Kritik schlägt keine Laternen ein, nein, sie repariert vielmehr das letzte Nachtwächterlämpchen; aber niemals wird eine freundliche Flamme darin entfacht. Ganz anders die künstlerische Kritik: sie schlägt links und rechts trüb schwelende Laternen zusammen, aber nur damit die wenigen reinen und großen Lichter desto heller brennen und desto weiter leuchten; wo sie repariert und putzt, geschieht es nie um der Laterne, sondern um des Lichtes willen. Mit diesem Lichte aber hat es eine tiefe Bewandtnis!

Künstlerische Kritik ist vor allem persönliche Kritik. So sehr die Form das spezifische Wesen des Künstlerischen ausmacht, so wird doch ein formell vollendetes Kunstwerk, das uns inhaltlich abstößt, nur unsere bedingte und sehr kurzlebige Anerkennung haben. Aber wir sind alle mehr oder weniger beschränkte Geister, und die Frage entsteht für den Kritiker, woher er den Maßstab nehme, um seine Meinung möglichst über die Bedingtheit und Zufälligkeit eines privaten Urteils zu erheben. Da die menschliche Bewertung eines Kunstwerkes vor allem

auf der Kenntnis des Lebens beruht, von dem es immer ein individuell gefärbtes Spiegelbild gibt, so findet die künstlerische Kritik ihre Norm in der Weltanschauung des Kritikers. Jede Weltanschauung ist das Resultat von persönlicher Erfahrung und allgemeiner Bildung, d. h. wir rücken die Gedanken der Größten unseres Geschlechtes über die Fundamentalfragen des Daseins in die Beleuchtung unseres eigenen Temperamentes. Hierbei wird man finden, daß sich in den übereinstimmenden Eigenschaften der auf uns gekommenen klassischen Werke aller Zeiten und Völker ein Wertmesser auch für das Künftige zeigt, denn, ob es auch zuweilen so scheint, die Kunst macht so wenig Sprünge wie die Natur, und es gilt nur, in dem Auf und Ab der Entwicklung die Konstante zu entdecken. Diese durch jede historische Maske für den Sehenden durchblickende Konstante aber ist das Menschliche: die wenigen elementaren Leidenschaften, als notwendige Äußerungen unseres Gefühlskerns betrachtet, sowie die verbindenden Zusammenhänge und trennenden Konflikte, die durch sie unter den Individuen entstehen. Dieses Menschliche erhält seine Macht und Resonanz durch die Tatsache des Lebens, durch die wunderbare, erstaunliche Tatsache, daß trotz aller Schmerzen und geschauten und erlebten Todesqualen noch jedes Geschlecht dem Leben, der großen Verführerin, unterlegen ist und das Dasein weiterschleppen half. Keiner der Lebenden wurde je gefragt, ob ihn nach dieser Welt gelüste: er ist längst, bevor er nach ihrem Wert oder Unwert zu fragen anfängt, da und muß wohl oder übel den Tanz über die große sonnenerleuchtete, schattengeschwärzte irdische Bühne mitmachen. Darum ist es gewiß kein Zufall, daß die Hauptwerke der Weltliteratur alle, wenn auch oft auf sehr tragischem Untergrund, das Leben verherrlichen, ja, gerade durch den Gedanken an Tod und Vernichtung seinen Blüten einen feinsten Schmelz der Wehmut verleihen; weil wir leben müssen, bleibt nur das dauernd in Schätzung, was uns leben hilft. Der Nibelungendichter, Shakespeare und Ariost zeigen uns die Herrlichkeiten eines reckenhaften, menschlichen und phantastischen Lebens und Kämpfens, Dante projiziert das irdische Leben unerbittlich gar ins Metaphysische, in Hölle, Fegefeuer und Paradies hinein, und Goethe läßt seinen Faust im Vorgefühl von neuem Menschenglück als in einem „höchsten Augenblick" dahinscheiden. Über unserer ganzen abendländischen Kultur aber steht, golden leuchtend aus grauer Vergangenheit, das Wort Homers: „Das ja fügte der Götter Beschluß und verhängte den Menschen Untergang, daß es wär' ein Gesang auch späten Geschlechtern ..."

Das ist ein schreckliches Wort und zugleich ein tröstliches Wort: es zeigt, wie unser Leid, durch die Kunstform geadelt, unsere Nachkommen als eine hohe Lust zu umschweben vermag. Es spricht ein Bedürfnis der Menschheit aus, der ihre Schmerzen nur noch in der Aureole der Schönheit erträglich erscheinen, und einen Wunsch des Künstlers, der, was er als Mensch fühlt, den mit ihm und nach ihm Lebenden mitteilen möchte. Ich habe diese Aufgabe bereits den höchsten und fruchtbarsten Sinn eines jeden individuellen Daseins genannt: der Dichter (in jeder Kunst) ist ein berufener, aber auch seltener Erfüller!

Der Künstler sucht, ohne zu wollen, ja, ihm selber unbewußt, ein Echo seiner Seele, und sein Werk, das er allen und doch nur wenigen gibt, ist nichts als das Medium, als der künstlich hergestellte Schauplatz für die Begegnung der eigenen Seele mit einer wahlverwandten. Im Kunstwerk entfaltet sich die Psyche des Schöpfers zu einem ihr adäquaten Symbol — in Auge und Seele des Betrachters, des Genießenden, sammeln sich die zerstreuten Strahlen zu einer spezifischen Empfindung: zur Empfindung von der Persönlichkeit des Schöpfers. Ist diese Persönlichkeit größer, umfassender als wir selbst, so zieht sie uns zu ihrer Höhe empor, wenigstens so weit, als wir sie zu begreifen vermögen; wir folgen ihr nach, und diese innerliche Nachfolge ist das beste in der Wirkung aller großen Kunst. Je größer nun ein Künstler, desto überflüssiger macht er seine Kollegen, deren Leistungen er in seinen Leistungen subsumiert, und sein Druck wird so lange auf der Mitwelt lasten, bis die Zeit fortgeschritten ist und das Leben unter einem anderen Gesichtswinkel betrachtet wird. Dann treten die letzten Fragen wieder in eine neue Beleuchtung, und zum höchsten Ziele öffnen sich noch unbetretene Pfade.

Je größer aber ein Künstler, desto schneller erlangt er seine Bedeutung für sich, und für die kleineren Talente entsteht dadurch schon bei seinen Lebzeiten Raum, sofern sie nur individuell und eigentümlich sind. Die Kunst fängt erst dort an, wo das Gemeine aufhört, und darum liegt ihr Schwergewicht in der Form: was jedem geläufig ist, was in unserer Ausdrucksweise zur täglichen Scheidemünze geworden, dessen bedient sich nur der Dilettant. Das ist der Mann, der sich im Nachempfinden nach berühmten Mustern ergötzt, wie wir alle zur Nachempfindung fähig sein müssen, wenn wir den Künstler verstehen wollen; der Künstler selbst aber ist immer ein Vorempfinder. Zu entscheiden, ob etwas bloße dilettantische Nachempfindung oder künstlerische Vorempfindung bedeutet, also ein Welturteil zu fällen, das ist eine Hauptaufgabe der künstlerischen Kritik, im Gegensatz zur philologischen, die nur historische Abhängigkeitsverhältnisse feststellt und Wertmaßstäbe nicht kennt, nicht kennen darf. Ich weiß freilich, daß Professoren auch ästhetische Meinungen von sich geben, nur sind es im System ihrer Wissenschaft Blumen, die streng genommen gar nicht hineingehören, und wo die Ästhetik selbst sich als Wissenschaft ausgibt, ist sie ein Zweig der Psychologie geworden, die die ästhetischen Gefühle wohl mit Worten zu analysieren vermag, wenn sie da sind, niemals aber ihre Entstehung wird erklären können. Kurzgefaßt: die philologische Kritik spricht über das Kunstwerk, vergleicht es (das doch nur im Äußern Ähnliche, im Kern Unvergleichliche!) mit andern: vergleichende Literaturgeschichte, modernstes Steckenpferd — die künstlerische Kritik dagegen konzentriert sich auf ein Kunstwerk, möchte, wo sie anerkennt, allen den Zugang zu seinem Genusse eröffnen: sie will das Kunstwerk wirksam machen!

Diese Prinzipien werden mich bei der Auswahl und Betrachtung neuer literarischer Erscheinungen leiten, und schon die bloße Tatsache, daß ein Werk an dieser Stelle aufgeführt wird, möge seine Bedeutung dartun. Das Werk

soll in seiner Quintessenz selbst zu den Lesern sprechen, es soll vor ihren Augen in die Beleuchtung der großen Fragen gerückt werden: Was für ein Mensch tritt uns aus ihm entgegen? Wie schaut dieser Mensch Welt und Leben an? Was für neue lichte Seiten vermag er dem alten düsteren Thema vom Dasein abzugewinnen, und wieviel Mut und Kraft zu diesem Dasein weiß er uns zu geben? Die Kritik im engern Sinne des Wortes wird dabei eine immanente sein; sie fragt: was wollte der Dichter schaffen und bis zu welchem Grade ist es ihm gelungen?

Also uns interessieren keine solchen Narreteien, keine hypothesenumsponnenen Probleme wie: ob Homer gelebt oder nicht, ob es einen oder mehrere oder gar keinen Nibelungendichter gegeben, ob Bacon Shakespeares Dramen geschrieben oder am Ende doch Shakespeare selber — uns liegt einzig das Werk in seiner künstlerischen Form am Herzen und der Mensch, der dahinter steckt, genauer: das Allgemein-Menschliche, wie es sich in einer eigentümlichen individuellen Beleuchtung darstellt!

Und wir wollen uns erinnern, daß wir unsere Großen besser als mit immer neuen Denkmälern dadurch ehren, daß wir das National-Charakteristische in den von ihnen eröffneten Lebensperspektiven hochhalten und bei aller Schätzung des guten Fremden doch unserer Eigenart getreu bleiben. Ein Merkmal unseres deutschen Nationalcharakters aber ist der Idealismus, die Fähigkeit, sich für die großen Rätsel und Fragen und Forderungen des Daseins und für ihr Abbild in Werken der Kunst ehrlich zu begeistern, an ihnen unser eigenes Leben emporzurichten, und wenn die Stätten, an denen einst Jugend und Idealismus blühten, die deutschen Hochschulen, sich samt und sonders der allein-unseligmachenden Wissenschaft und ihrem Knechtschaftsdogma von der Abhängigkeit aller Dinge ausgeliefert haben, so dürfen sie sich nicht wundern, wenn die Künstler aufstehen und ihnen, den geistigen Zentren unseres Volkes, Worte der Empörung und des Zorns zurufen. Unsere Großen haben nicht dafür der Nachwelt ihre unsterblichen Werke geschenkt, daß immer neue Schwärme von kraft- und saftlosen Philologen sie mit gelehrten Analysen verkleinern, sondern in erster Linie, damit wir uns freuen und freudig sie nacherleben.

Wie die Welt wohl angefangen,
Und was einst ihr Ende sei —
Sieh, mit kläglichem Verlangen
Forscht darnach Philisterei!

Schnüffeln in den ältsten Schriften,
Kein Geheimnis bleibt verhüllt,
Und mit allen Teufelsgiften
Wird der Wissensdurst gestillt.

Doch was scheren mich die Heiden?
Eines lob ich mir allein —
Trotzig durch das Leben schreiten:
Selber Anfang und Ende sein!

Pädagogische Umschau.

Von

Julius Ziehen.

„Das Bildungsbedürfnis und seine Befriedigung durch die Universitäten" (Jena 1905, G. Fischer) — in vortrefflicher Klarheit und Kürze hat bei der vormaligen Augustfeier der Berliner Universität Professor Oskar Hertwig die Grundlagen dieser ganzen Frage sowie besonders diejenigen beiden Punkte behandelt, die zur Zeit bei ihrer Betrachtung im Mittelpunkt des Interesses stehen: das Frauenstudium und die Universitätsausdehnung. Was das erstere betrifft, so ist es erfreulich zu sehen, wie rückhaltlos der Vertreter der größten Hochschule Deutschlands die Berechtigung des Frauenstudiums anerkennt und in der Eröffnung der Universitäten für das weibliche Geschlecht einen „Akt sozialer Gerechtigkeit" erkennt, der eine „notwendige Folge der ganzen neuzeitlichen Entwicklung" ist. An die unumwundene Anerkennung dieser Tatsache sehen wir freilich mit Freude auch in Hertwigs Darstellung die Mitteilung angeknüpft, daß der Zuzug von Studentinnen, die zu ernsten Berufsstudien die Hochschule besuchen, noch nicht allzugroß ist, und daß Hörerinnen, die nur ihre weitere allgemeine Ausbildung im Auge haben, die große Mehrzahl bilden. Die Sache liegt hier wie bei den Mädchengymnasien und den ihnen verwandten Anstalten: man soll sich freuen, daß die Wege geebnet sind, um den Mädchen, die innerer Beruf oder äußere Zwangslage dazu treibt, den Zugang zu den wissenschaftlichen Berufsarten völlig frei zu halten. Aber dabei darf man die mindestens ebenso bedeutsame und vielleicht sogar noch erfreulichere Seite der neu geschaffenen Einrichtungen wohl darin erblicken, daß auch das allgemeine, durch keinerlei Erwerbsrücksichten beeinflußte Niveau der Frauenbildung durch sie auf eine beträchtlich höhere Stufe gehoben, der Unterricht für das weibliche Geschlecht im Sinne Wychgrams, Gaudigs und anderer Vorkämpfer, wie auch der verdienten Vorkämpferinnen dieser guten Sache vertieft und in jeder Hinsicht verbessert wird. Es wird höchst lehrreich sein, zu beobachten, wie im Lauf der nächsten Jahre allmählich die Umgestaltung der gesamten Mädchenerziehung sich als erfreuliches Ergebnis des richtigen Vorgehens herausstellen wird, das die Universität und die „gelehrte Schule" den Frauen und Mädchen eröffnet hat.

Mit Recht sieht Hertwig in der Anwesenheit zahlreicher nicht berufsmäßiger Hörerinnen ein Symptom der großen Bewegung, die in Deutschland wie anderwärts zur Universitätsausdehnung geführt hat. Auch dieser letzteren steht der

Vertreter der Berliner Hochschule ebenso vorurteilsfrei wie wohlwollend gegenüber und verlangt ganz im Sinne Schmollers, daß auch die Universitätslehrer daran mitarbeiten, „den ungeheueren Riß der Gesittung und Bildung zu überbrücken, der zwischen den besitzenden und arbeitenden Klassen gähnt“. Aber sehr richtig und sehr dankenswerter Weise schließt Hertwig an dies Zugeständnis eine Forderung an, die, nach meiner Ansicht wenigstens, vielfach nicht ausreichend betont wird: er will dafür gesorgt wissen, daß dabei „die wesentliche Aufgabe der Universität, die Studierenden für bestimmte gelehrte Berufe vorzubereiten, nicht Schaden erleidet“, und sieht mit Recht in der Volkshochschule die zweckentsprechende Organisation, durch die solches sich verhüten läßt. Es ist auch meine Überzeugung, daß die Universitätsausdehnung sich mehr und mehr neben der Universität ihre Stätte suchen muß: und ich meinerseits möchte diese Stätte in demjenigen Typus der Hochschulen suchen, den ich an anderer Stelle als den der Fortbildungshochschule bezeichnet und zu dem ich in der Frankfurter Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften einen höchst bedeutsamen Ansatz erkennen u dürfen geglaubt habe. Großangelegte Fortbildungsanstalten werden sich gewiß mehr und mehr als ein dringendes Bedürfnis nicht nur für Ärzte, sondern für sehr zahlreiche höhere Berufsarten herausstellen, und mit der Arbeit, die sie zu leisten haben, läßt sich vielleicht am ehesten die Arbeit verbinden, die der Volkshochschule zufällt. Große Städte mit reichhaltigen Sammlungen und Museen aller Art sind als Sitz solcher Anstalten natürlich allein geeignet, während für die Universität nach wie vor neben den großen Städten ganz ohne Zweifel auch die kleineren Orte in Ehren bleiben müssen, an denen heute zum Glück so manche treffliche Hochschule mit reichstem Segen wirkt; es wäre vielleicht gut, wenn in einer Zeit, wo alles nach der Großstadt hindrängt, zum Lob dieser kleineren Universitätsstädte einmal ein Gegenstück zu den sehr richtigen Bemerkungen geschrieben würde, die Paul Lorentz vor kurzem den Kleinstadtgymnasien gewidmet hat; für Neugründungen in großen Städten sollte nach meinem Dafürhalten jedenfalls weit weniger die Universität im hergebrachten Sinne des Wortes, als vielmehr der Typus der Fortbildungshochschule in Betracht kommen.

Ob die Universität in ihrer bisherigen Gestalt den Bedürfnissen der Berufsbildung selbst in jeder Hinsicht entspricht? Vom Standpunkte der Pädagogik aus ist diese Frage in der letzten Zeit mehrfach behandelt und insofern z. T. mit „nein“ beantwortet worden, als man die Schaffung eines Lehrstuhles für Erziehungswissenschaft an allen oder doch an mehr als den wenigen Universitäten gefordert hat, an denen heutzutage ein solcher Lehrstuhl wie etwa in Jena besteht. Wilhelm Münch hat diese Forderung schon früher mehrfach, u. a. in seinem schönen Buche über den „Geist des Lehramtes“ (2., verbesserte Aufl., Berlin 1905, G. Reimer), erhoben und sie neulich auf der Hamburger Philologenversammlung zum Gegenstand eines besonderen Vortrages gemacht, der hoffentlich als Einzelschrift erscheinen wird; auch Andere, z. B. Wilhelm Rein und Rudolf Lehmann sind für sie eingetreten, und ich glaube nicht, daß sie auf die

Dauer unberücksichtigt bleiben darf. Schon die nähere Betrachtung des heutigen Zustandes unserer Schulpolitik scheint mir, wie ich das in einem kürzlich zu Frankfurt a. M. gehaltenen Vortrage (Leipzig 1905, B. G. Teubner) zu zeigen versucht habe, deutlich zu lehren, daß wir dringend eine Stätte nötig haben, wo die Grund- und auch zahlreiche Einzelfragen des Bildungswesens, und zwar nicht nur nebenamtlich, zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung gemacht und den künftigen Lehrern höherer Schulen wie auch denen, die sich der Staatsverwaltung zuwenden wollen, vorgetragen werden. Das fachwissenschaftliche Studium der künftigen Oberlehrer braucht nach meiner Ansicht unter solchen Vorlesungen durchaus nicht Schaden zu leiden, und wenn dies nicht der Fall ist, so kommt das wesentlichste Bedenken gegen die Gründung besonderer Lehrstühle für Pädagogik in Fortfall. —

Nach erfreulich kurzer Zeit, schon nach zwei Jahren, hat Münchs oben erwähntes Buch vom „Geist des Lehramtes" eine neue Auflage erlebt; sehr glücklich formuliert der Verfasser in dem Vorwort zu dieser zweiten Auflage den Zweck seines Buches dahin, daß es bestimmt sei, durch „Denken über Fragen der Erziehungswissenschaft das Verantwortlichkeitsgefühl innerhalb der erzieherischen Betätigung erhöht" werden zu lassen, und ich denke, er wird jeden ruhigen Beurteiler auf seiner Seite haben, wenn er an derselben Stelle das erste, dem Charakter und den Forderungen des Amtes gewidmete Kapitel seines Werkes gegen Einwände einzelner Kritiker in Schutz nimmt; mit Unrecht haben diese Kritiker in Münchs Ausführungen „Moralpredigten" erkennen wollen, die der Lehrerstand ebensowenig nötig habe, wie etwa die Juristen. Fein und treffend betont der Verfasser diesem Mißverständnis gegenüber die wahre Absicht seines ersten Kapitels: er will „den Weg des wissenschaftlichen Lehrers aus etwas größerer Höhe beleuchten" und leistet damit etwas, was diesem Lehrerstande nur willkommen sein sollte — es wäre vielleicht für manchen anderen Stand ein Gegenstück zu dieser feinfühligen Belehrung über das Berufsideal und seine Verwirklichung zu wünschen; Berufsschilderungen bleiben nur allzu oft einseitig am Äußeren kleben; seien wir doch froh, daß in Münchs Buch der Geist des Lehrberufes von einem Mann behandelt worden ist, der hoch denkt von dem, was der Lehrer zu sein und was er zu leisten hat, und der darum „auf die Selbstverständlichkeit des Rechten" allein sich um so weniger verlassen möchte.

Hält Münch den Lehrern der höheren Schule das Berufsideal vor Augen, so finden wir in einem anderen neuerdings erschienenen Buche Gelegenheit, die Tätigkeit des wissenschaftlichen Lehrers im Verhältnis zu den äußeren Formen zu betrachten, in denen sie sich nach den amtlichen Bestimmungen zu bewegen hat. Hans Morsch hat als Ergebnis langjähriger und gewiß recht mühseliger und entsagungsvoller Studien soeben im Verlage von B. G. Teubner (Leipzig 1905) einen sehr wertvollen „Beitrag zur vergleichenden Schulgeschichte und zur Schulreform" erscheinen lassen, der unter dem Titel „Das höhere Lehramt in Deutschland und Österreich" die amtlichen Bestimmungen der verschiedenen Staaten über

die Staatsprüfung und den Vorbereitungsdienst zum Lehramt, sowie über die Versetzungen und Reifeprüfungen, außerdem aber auch die Dienstinstruktionen für Leiter und Lehrer höherer Lehranstalten sowie die Aufsichtsbehörden für das höhere Lehramt zusammengestellt und z. T. eingehend betrachtet.

Das Buch zeigt deutlich, daß der Geist des Lehramtes sich in recht verschieden gebauten Körpern zurechtfinden muß und ist schon durch die bloße Zusammenstellung der Schulverhältnisse der einzelnen Staaten recht lehrreich, u. a. wohl geeignet, den Wunsch nach größerer Einheit in den Anforderungen der Reife- und der Oberlehrerprüfung zwischen Nord- und Süddeutschland sehr lebendig zu machen; wir wollen aus ihm an dieser Stelle sonst nur noch den einen Gedanken hervorheben, der gewiß die rückhaltloseste Zustimmung verdient: die Zahl der Schulaufsichtsbeamten muß für die höheren Schulen vermehrt werden — vermehrt werden in dem Sinne, daß wir mehr Fachleute haben, die die Ergebnisse ihrer vielseitigen Beobachtungen an den verschiedenen Schulen und in den verschiedenen Lehrfächern in frei anregender Tätigkeit verwerten. Launig schließt der Verfasser die Darlegung dieses Wunsches mit dem Satze: „Von solchen Schulaufsichtsbeamten muß das Wort gelten: ruhig mag ich ihn erscheinen, ruhig gehen sehen — die beiden nächsten Verse des Toggenburgers wollen wir lieber nicht zitieren“ ... Das Verständnis für eine richtige Führung des Schulaufsichtsamtes verträgt allerdings noch manche Vertiefung, die hoffentlich bald einmal durch eingehende Darstellung dieser schwierigen Aufgabe gefördert wird; in gleichem Maße müßte und würde wohl auch dabei die Auffassung vertieft werden, die die Inhaber des Lehramts der Tätigkeit des Aufsichtsbeamten entgegenbringen müssen, wenn die anregende Tätigkeit des letzteren auf fruchtbaren Boden fallen soll.

Läßt sich dies alles durchführen, so ist ein weiterer großer Schritt getan auf dem Wege zur Besserung und Hebung der deutschen höheren Schule, die zwar unendlich viel besser und gesunder ist, als viele ihrer heutigen Gegner glauben wollen, die aber, wie jeder Organismus, gewiß noch gar manche Änderung zum Besseren vertragen kann. Ich erwähne die Gegner unseres bestehenden Schulwesens nicht, um mich auch in diesem Berichte wieder mit ihnen auseinanderzusetzen — das ist in dem vorigen bereits zur Genüge geschehen, und zu dem dort Niedergelegten mag, wer will, in meinem oben erwähnten Frankfurter Vortrag noch einige Ergänzungen suchen. Ich habe in diesem letzteren auch versucht, aufs neue zu betonen, daß man wohl mit Unrecht der höheren Schule so manche üblen Erscheinungen des heutigen Zeitgeistes in die Schule schiebt, an denen in Wirklichkeit ganz andere Träger unserer Volkserziehung die Schuld tragen. Fast will mir scheinen, als ob Ludwig Gurlitt, der temperamentvolle und von seinem Temperament an der ruhigen Betrachtung des Bestehenden oft auch gehinderte Rufer zur Neugestaltung des Schulwesens, auch seinerseits noch mehr einsetzen sollte bei der Frage: ist es denn wirklich die Schule, die den Zeitgeist schädigt, und wird nicht vielmehr sie ihrerseits in mancher Hinsicht ein Opfer von Verkehrtheiten des Zeitgeistes, die aus ganz anderer Quelle stammen?

Aus Gurlitts neuestem Buche (Der Deutsche und seine Schule, Erinnerungen, Beobachtungen und Wünsche eines Lehrers, Berlin 1905, Wiegandt und Grieben) lese ich — hoffentlich richtig — außer einem starken Gefühl der Zustimmung zu dem, was die leitenden Gedanken der preußischen Schulreform in den letzten Jahren bildet, den deutlichen Wunsch heraus, den Zusammenhang zwischen Schule und Zeitgeist möglichst scharf aufzufassen und darzustellen. Ich halte diesen Wunsch an sich für sehr berechtigt, weniger aber die Art, wie Gurlitt ihm gerecht zu werden sucht. Denn da er immer die Schule als den gebenden und bestimmenden Teil hinzustellen geneigt ist, verwandelt sich ihm naturgemäß überall das Mißbehagen gegenüber dem Zeitgeiste in ein Mißbehagen gegenüber der Schule, für die er obendrein über ein schwerlich ausreichendes Beobachtungsmaterial verfügt. Von unserer Geselligkeit, die die verständige Jugenderziehung so sehr beeinträchtigt, sagt Gurlitt, sie sei „nun einmal als etwas Gegebenes hinzunehmen"; „jedenfalls können wir diese Lebensformen von der Schule aus nicht reformieren, wennschon wir sie für ungesund und kulturwidrig halten" — aber ist es richtig, vom Standpunkt solcher ungesunden und kulturwidrigen Lebensformen aus an der Schule zu ändern? Gurlitt setzt dieser Frage kein Nein entgegen; ich halte das Nein für unerläßlich und möchte aus der Schule, wie nicht den Sündenbock des Zeitgeistes, so auch nicht den stets zum Nachgeben und zum Angepaßtwerden bestimmten Teil im Ganzen der Volkserziehung gemacht wissen.

Gurlitt führt als Zeugen für die Verkehrtheit eines großen Teils der heutigen Erziehungswege auch die Erziehungsromane und sonstigen „pädagogischen Dichtungen" an, auf deren lehrreiche Bedeutung er ohne Zweifel mit Recht hinweist. Aber daß man es sich mit der Benutzung dieser Dichtungen für das Urteil über Wert und Unwert der geltenden Pädagogik nur nicht zu bequem macht! Eine eingehende kritische Betrachtung des ganzen Literaturgebietes, die ich für sehr erwünscht halte, würde sicher zeigen, daß der Zeugenwert sehr zahlreicher Erziehungsromane durch den nachweislich sehr geringen Erfahrungskreis und die — stellenweise auch recht einseitig auf äußere Wirkung bedachte — Subjektivität ihrer Verfasser doch sehr beeinträchtigt wird. Doch darüber wie auch über den Wert der von Gurlitt nicht unbenutzt gelassenen Chronik der Schülerselbstmorde ein anderes Mal mehr; ich möchte heute nur noch auf die neuerschienene, dritte und vermehrte Auflage von Rektor Dr. Wohlrabes „Lehrer in der Literatur" (Osterwieck a. H. 1905, A. W. Zickfeldt) hinweisen — ein Buch, dessen Gedanke so glücklich ist, daß man über einzelne Mängel in seiner Ausführung gern hinwegzusehen geneigt sein wird. Es ist vor allem die Geschichte des Volksschullehrerstandes, die uns da in Auszügen aus der biographischen und poetischen Literatur entgegentritt. Wer lernen will, unter welch unglaublichen Schwierigkeiten dieser Stand sich in den letzten 150 Jahren zu seiner jetzigen Stellung emporgearbeitet hat, der möge zu diesem Buche greifen. Hinweise auf die Berufsfehler, die der Sitz auf dem Katheder mit sich bringt, bleiben — mit Recht! — durchaus nicht im Hintergrunde, aber beherrscht wird der Eindruck für jeden, der

mit offenen Augen liest, doch durch das Bild des nach hohen Zielen strebenden Idealismus, der da seine ebenso wichtige wie unscheinbare volkserzieherische Arbeit leistet; und dieser Eindruck kann nur verstärkt werden, wenn man bedenkt, daß das unendlich viele positive Gute, das die Schule leistet, nur allzugern als selbstverständlich hingenommen und darum nicht besonders erwähnt wird, daß aber jeder Mangel, der sich in ihrer Arbeit findet, stets wachsame Augen und mit Worten nicht kargende Erzähler findet.

Heimkehr.

Rauscht ihr wieder
Hoch mir zu Häupten,
Meiner Kindheit treueste Wächter,
Hundertjährige, heilige Linden?

Rauscht ihr wieder,
Wie einst in des Jünglings
Sehnende Seele,
Mir ins Ohr die lockenden Lieder,
Der stets mit gleichem
Sinnbestrickendem Lächeln gleißenden
Ewig jungen Sirene
Zukunft?

Rauscht ihr wie ehmals
Von wuchtig sausendem,
Klirrendem Schwertschlag
In der werdenden Tage
Stählendem Kampf
Um die höchsten Güter
Des ringenden Mannes:
Liebe, Freiheit und Vaterland?

Tausendsaitige,
Sturmbewegte
Gewaltige Harfen! —
Verrauscht sind lange
Die Siegesakkorde
Dem müden Kämpfer,
Heimgekehrt zur Schwelle der Jugend,
Ein stiller Wandrer.

Ehrwürdige Wipfel,
Lausch ich euch heute
Tiefernst in Andacht,
Weht mir's herab
Aus den flüsternden Blättern
Wie Sage nur
Von verschollenem Glück;
Und in Stimmen,
Lange verstummten,
Weichen, windverwehten Lauten
Schlägt ans Ohr mir
Der Gruß des Vergangnen.

Fernher aber,
Aus endlosen Weiten,
Kommt schon mahnend
Mit leisen Schauern
Ein wachsender Ton
Von jener Brandung
Am letzten Gestade,
Wo ewig
Welle auf Welle verrauscht.

Aus den nachgelassenen Gedichten von Ernst Scherenberg: Dem Meere zu. (Elberfeld 1905. Martini & Grüttefien.)

Alle auf den redaktionellen Inhalt bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an Dr. Otto Hötzsch, Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart", alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den Verlag Alexander Duncker. Adresse von Redaktion und Verlag: Berlin W. 35, Lützowstr. 43.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.

An unsere Leser!

Diesem Hefte liegen Titel und Inhaltsverzeichnis für den damit abgeschlossenen 9. Band der **„Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart“** bei. Mit dem nächsten, Aprilhefte, beginnen wir den 10. Band unserer Zeitschrift, für den wir uns die alte, rege Anteilnahme und Werbe-Unterstützung unserer Leser erneut erbitten. Aus seinem Inhalt nennen wir unter Vorbehalt notwendig werdender Änderungen folgende Beiträge:

Otis: Der falsche Baurat. Novelle I.
Wilhelm v. Massow: Auswärtige Politik und öffentliche Meinung.
Geh. Regierungsrat Prof. Dr. W. Münch: Höhere Schulen und öffentliche Stimmung einst und jetzt.
Studiendirektor Prof. H. Raydt: Wanderfahrten.
Dr. Hans Plehn: Der englische Parlamentarismus, wie er ist.
Carl Bulcke: Die schöne Hannalee. Gedicht.
Elisabeth v. Örtzen: Landflucht.
Prof. Dr. H. Dragendorff: Das Schlachtfeld der Schlacht im Teutoburger Walde.
Oberstleutnant v. Duvernoy: Die Unteroffizierfrage im deutschen Heere.
Arthur Sewett: Erlebnis und Dichtung.
Oberlehrer K. Hillner: Aus dem Leben und den Erinnerungen eines russischen Landgeistlichen.
Prof. Dr. Karl Budde: Die Stellung der alttestamentlichen Wissenschaft.
Viktor Blüthgen: Vom Verein zur Massenverbreitung guter Volksliteratur.
Dr. Simon: Die Stellung der Provinz Posen in der Geschichte des Deutschtums und der deutschen Kunst.
Dr. Max Christlieb: Christentum und Staat.
Gedichte von **A. Sergel, G. von le Fort** u. a.
Konrad Falke: Literarischer Monatsbericht.
Prof. Dr. Theodor Schiemann: Monatsschau über äußere Politik.
Wilhelm von Massow: Monatsschau über innere deutsche Politik.
Außerdem wird das Heft die **weltwirtschaftliche Vierteljahrsrundschau** von **F. von Pritzbuer** und die **technische Rundschau** enthalten.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung unserer Zeit, daß fast alle geistigen Bewegungen der Gegenwart die Fühlung mit der geschichtlichen Erscheinung Jesu suchen oder sich unwillkürlich dazu gedrängt sehen, so sehr sie die kirchlichen Prägungen der Überlieferung von ihm und ihre religiöse Verwertung im Christentum ablehnen mögen. Auch wenn wir den Aufschwung des kirchlichen Lebens und die beherrschende Stellung, die wenigstens im Protestantismus die Persönlichkeit Jesu als solche gewonnen hat, außer Betracht lassen: noch nie hat Jesus im profanen geistigen Leben einer Zeit eine solche Rolle gespielt wie heutzutage ...

In dieser Erscheinung wirkt sich die Wahrheit aus, daß Jesus irgendwie, aber jedenfalls der Angelpunkt des Schicksals der Menschheit ist, und die Empfindung, daß wir bei ihm am ersten Lösungen für unsere Nöte und Weisungen für unsere Zukunft erwarten dürfen. Die Weltanschauung, der jemand huldigt, ist dabei ganz gleichgültig. Heute hindert weder der Atheismus noch der Materialismus jemand, sich an Jesus zu wenden. Denn es sind Nöte des Lebens, die zu ihm treiben, und Quellen des Lebens, die man bei ihm sucht.

Aus: „Die Bergpredigt". Verdeutscht und vergegenwärtigt von Dr. Johannes Müller. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Die Eisrose.

Ein Lebensbild in Strichen

von

Arthur Sewett.

(Schluß.)

V.

Eines Morgens war endlich die Erlösung gekommen: der freundliche, gütige Tod, von dem sie oft gehört, daß es Menschen gäbe, die ihn fürchteten.

Sie drückte dem Vater die Augen zu, ließ niemand an seinen Leichnam heran und erwies ihm die letzten, schweren Dienste, ruhig und ohne jede Erregung.

Dann depeschierte sie an ihre Geschwister. Schnell trafen die Antworten ein. Friedrich hatte einen unaufschiebbaren, wichtigen Termin, und Pauline war selber krank. Aber sie schickten beide sehr schöne Kränze

und Friedrich durch telegraphische Anweisung eine Geldsumme, die durchaus ansehnlich war, aber für die Kosten des Begräbnisses nur zur größeren Hälfte reichte.

So machte Rose alle Besorgungen allein, sie kaufte den Sarg, sie ging zum Standesamt und zum Küster der Kirche.

Fast überall mußte sie mehrere Male wiederkommen. Entweder waren die Beamten anderweitig beschäftigt, oder es fehlte an den notwendigen Papieren, die erst beschafft werden sollten.

Nun war alles so weit geordnet, daß sie zu dem Pfarrer gehen konnte, demselben, der sie und Pauline damals konfirmiert hatte.

Mit seltsamen Empfindungen schlich sie die Treppe des alten Pfarrhauses empor, trat sie in die Amtsstube, in der sie damals, kurz vor ihre Einsegnung, die unvergeßliche Unterredung mit ihrem Seelsorger gehabt.

Aber hier hörte sie, daß der greise Pastor selber schwer krank zu Bette lag, durch seine Frau ließ er ihr sein herzliches Beileid aussprechen und sie zugleich bitten, sich an seinen jüngeren Kollegen zu wenden, der ihm gegenüber wohnte und erst seit einigen Monaten in sein Amt eingeführt war.

Obwohl sie nun dicht vor dessen Hause stand, war sie so kraftlos, daß sie nicht mehr die Treppen zu seiner Wohnung hinaufsteigen konnte. Totmüde ging sie nach Hause.

Einen Blick noch warf sie in das stille wächserne Antlitz des Vaters, dann legte sie sich in ihrer kleinen Kammer schlafen, die nur durch eine Wohnung von dem Sterbezimmer getrennt war. Aber kein Furchtgefühl focht sie an, als sie so neben dem Toten ruhte, nicht einmal das leiseste Unbehagen. In dieser Nacht schlummerte sie so fest wie niemals sonst, und ihr Traum war so schön, daß sie sich eines ähnlichen aus ihrem ganzen Leben nicht zu erinnern vermochte.

Sie träumte, sie wäre ermattet und krank auf den Stufen des alten Pfarrhauses zusammengebrochen, da nahten sich zwei unsichtbare Arme, die hoben sie mit kräftigem, aber ganz weichem Drucke empor und trugen sie eine weite, weite Strecke vorwärts. Und während sie dahinflogen, merkte sie, daß es nicht Arme, sondern weißglänzende, weit ausgebreitete Fittige waren, auf dehnen sie ruhte. Aber das Wunderbare war, daß diese Fittige sich niemals in die Höhe hoben, sondern immer auf der Erde blieben, fliegend . . und zugleich kriechend. Und doch waren sie im Himmel. Das fühlte sie genau, als die Fittige jetzt unter ihr schwanden. Alles, was sie umgab, war lichter, wohltuender Glanz. Die Luft war

so leicht und dünn, daß sie die müden Füße nicht zu bewegen brauchte, sondern ohne sie vorwärts kam, schwebend bald, bald leise, langsam fliegend. Den Vater sah sie nirgends, auch nicht die Mutter, überhaupt keinen Verstorbenen. Dieser Himmel war nicht für die Toten, die bedurften seiner nicht, sagte ihr mitten im Traume ein dumpf erwachendes Bewußtsein.

Und nun ging durch die Himmelsräume eine wunderbare Gestalt. Licht war ihr Kleid, licht ihr Antlitz. Sie kannte die Gestalt, in der Sehnsucht ihrer Seele hatte sie oft die verlangenden Arme nach ihr ausgestreckt und sie nie gefunden. Jetzt endlich war sie ihr nahe, fühlbar, greifbar nahe. Sie sah sie an, sie hob die Hand wie segnend über ihr, sie begann, zu ihr zu sprechen. Da erwachte Rose. Der Morgen graute, kein schwerer Atemzug, kein Stöhnen hatte sie geweckt wie sonst, das Schweigen des Todes umgab sie.

* * *

„Ich weiß nicht, ob der Herr Pfarrer schon so früh zu sprechen ist, er hat gestern bis in die tiefe Nacht gearbeitet," sagte die alte Haushälterin, als Rose an der Tür des Diakonus Steinwender schellte, „aber ich werde nachsehen."

Bald darauf kam sie wieder und meldete, daß der Herr Pfarrer bereits in seiner Amtsstube wäre.

Als Rose eintrat, fiel ihr Blick zuerst auf ein sehr großes Bild, das der Tür gerade gegenüber hing und den Herrn Christus darstellte. „Kommt zu Mir Alle, die Ihr mühselig und beladen seid, Ich will Euch erquicken" stand darunter. Und sie dachte an ihren Traum.

Über ein Stehpult gebeugt stand ein hochgewachsener Mann im langen, schwarzen Rocke, den Kopf in die Hände gestützt, als wäre er in Andacht oder in Arbeit versunken.

Jetzt wandte er sich um, streifte sie mit einem kurzen, prüfenden Blick und fragte nach ihrem Begehren, kühl, fast ein wenig geschäftsmäßig, wie sie es bei allen ihren Gängen nun schon gewohnt war.

„Ich wollte Sie bitten, einige Worte beim Begräbnis meines Vaters zu sprechen."

Der Pfarrer verließ sein Pult, ersuchte sie, Platz zu nehmen und setzte sich ihr gegenüber.

„Sie haben Ihren Vater verloren?" fragte er, und seine Stimme war warm und freundlich geworden.

„Ja."

„Aber Sie haben noch eine Mutter?"

„Nein."

„So sind Sie ganz allein?"

„Ja."

„Doch Sie haben nähere Angehörige?"

„Jawohl . . Geschwister."

„Wieviel?"

„Zwei. Ein Bruder ist Rechtsanwalt in D., und eine Schwester ist an einen Offizier verheiratet."

„Und keiner von beiden ist gekommen?"

„Sie können nicht. Mein Bruder hat unaufschiebbare Berufsgeschäfte und meine Schwester ist krank."

„Aber Ihr Herr Schwager?"

„Dem stehe ich nicht nahe."

„So haben Sie alle diese schweren Gänge allein machen müssen?"

„Ja."

Sie antwortete kurz und einsilbig, auf ihrem Antlitz zeigte sich keine Spur von Bewegung, jedes Bedauern, das sie erregen konnte, schien ihr unangenehm. Der Pfarrer mußte das empfinden, er besprach Zeit und Stunde des Begräbnisses, Rose erhob sich, dankte ihm und wollte gehen. Aber er bat sie, noch zu bleiben.

„Ich bin fremd in dieser Stadt," sagte er, „und mit ihren Verhältnissen wenig vertraut, Sie müssen mir einige nähere Aufklärung geben."

Es schien ihr schwer zu fallen, aber sie überwand sich und erzählte, wie ihr Vater früher ein reicher und angesehener Kaufmann gewesen, wie er sein Vermögen verloren und gleich darauf seine Frau, wie der Vater jetzt selber erkrankte und sie mit ihm in eine kleine Wohnung zog.

Sie berichtete alles sachgemäß, oftmals stockend, als sagte sie etwas auswendig Gelerntes her und verlöre den Faden.

Der junge Pfarrer aber folgte ihren Worten, ohne sie durch eine Silbe zu unterbrechen, und sichtbare Teilnahme stand auf seinen männlichen Zügen zu lesen.

„Ich kenne die Krankheit nur zu genau," sagte er, nachdem sie geendet, „ich habe den eigenen Vater daran verloren, ich weiß auch, was solch eine Pflege bedeutet. . . Und niemand stand Ihnen zur Seite?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Sie haben Ihren Vater sehr lieb gehabt?" fragte er.

Ein leises Erschrecken glitt über Roses Antlitz. Sie kämpfte einen kurzen Kampf. Aber die unbedingte Aufrichtigkeit, die jede Rücksicht verwarf, siegte auch dieses Mal. „Nein," antwortete sie.

„Nein?" Ein Verwundern, das langsam in Traurigkeit überging, sprach aus den ernsten Zügen. „Aber was gab Ihnen denn die Kraft zu solcher Pflege und Entsagung in Ihren Jahren?"

„Die Pflicht," erwiderte sie kurz. „Ich hätte das alles für jeden anderen ebenso getan."

Die Haushälterin trat ein, um einen neuen Besuch zu melden, der Pfarrer jedoch winkte ihr schon auf der Schwelle ab.

„Aber Ihre Mutter haben Sie um so mehr geliebt?" fragte er dann mit warmen, andringenden Ton.

Wieder kämpfte Rose einen Augenblick.

„Nein" sagte sie dann so fest, daß es fast rauh klang.

Der Pfarrer rückte unwillkürlich mit seinem Stuhle zurück, das dunkle, große Auge sah mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf dies junge Mädchen, das erste seiner Art, das ihm begegnet war, das Vater und Mutter verloren, das sie beide gepflegt hatte bis zum Tode, ohne je einen Funken Liebe für sie zu empfinden, und das es vermochte, dies einem Fremden gegenüber ohne jede Einschränkung und Entschuldigung auszusprechen.

Es war ihm nicht möglich, weitere Fragen zu stellen, jedes freundlichere Wort, das er noch sagen wollte, blieb ihm im Halse stecken, eine Unsicherheit diesem jungen Mädchen gegenüber war über ihn gekommen, wie er sie sonst nicht kannte, er forderte sie nicht zum zweiten Male zum Bleiben auf, als sie sich erhob, und Rose ging von ihm, in dem drückendem Empfinden, wiederum einen Menschen, der es gut mit ihr meinte, von sich gestoßen zu haben, wie damals ihr alter Seelsorger zu ihr gesagt. Aber was sonst noch nie geschehen war, heute erfüllte sie dieses Bewußtsein mit Schmerz.

Der Pfarrer jedoch ging nicht an seine Arbeit zurück, das Buch auf dem Stehpulte blieb unberührt, und als er es endlich wieder zur Hand nahm, da träumten seine Gedanken über die Seiten hinweg. Sie beschäftigten sich mit dem Rätsel einer Menschenseele, das ihm heute aufgestoßen war, und das er nicht zu lösen vermochte.

* * *

Der alte Zollbrügge war zu seiner Ruhe gekommen. Man hatte ihn an der Seite seiner Gattin bestattet. Das Gefolge, das dem einmal so angesehenen Handelsherrn das letzte Geleit gab, war sehr klein; wer nichts mehr gilt, ist schnell vergessen.

Der junge Pfarrer sprach bewegende Worte. Er hatte sich mit dem seinem Stande geläufigen Anpassungsvermögen und jener Teilnahme,

die ein schweres Schicksal, auch wo es einen uns Unbekannten trifft, in jeder sterblichen Seele auslöst, in das Leiden des verarmten Kaufmanns hineingedacht. Deshalb erfüllte seine Leichenrede die Grundbedingungen einer solchen: sie war warm und wahr.

Rose stand dem Geistlichen dicht zur Seite. Sie war die einzige Vertreterin der Familie, ab und zu, wenn er der schweren Krankheit des alten Mannes und ihrer treuen Pflege gedachte, glitt sein Auge mit einem schnellen Blick zu ihr herüber. Aber nicht der leiseste Eindruck zeigte sich auf ihren Zügen, so ungerührt und kalt wie gestern in seiner Stube stand sie hier an des Vaters offenem Grabe. Dann verfing sich wohl für einen Augenblick seine Rede, und in den Satz, den er begonnen, trat eine leise Stockung. Aber auch das schien Rose nicht zu bemerken, ihr Auge hatte etwas Abwesendes, es war wieder nur ihr Schatten, der hier stand.

Mechanisch hatte sie mit den andern die drei Hände voll Erde in die Gruft geworfen, nur als die gefrorenen Schollen hart gegen den Sargdeckel klapperten, lief ein leiser Schauer über ihren zarten Körper, das aber war die einzige Bewegung, die ihr bis zum Schluß der Feier anzumerken war. Jetzt stieg sie mit dem Pfarrer in die Kutsche, die am Eingange des Kirchhofes stand, man fuhr nach Hause.

Einige Minuten hatte Rose schweigend, mit unveränderten Zügen gesessen, dann spielte plötzlich ein Lächeln über ihren Mund, das, wund und bitter zugleich, den Pfarrer eigentümlich berührte.

„Der arme Hascherl," sagte sie, „nun muß er auch in die kalte Erde."

„Wie nannten sie ihren Vater?"

„Den armen Hascherl . ."

Und dann nach einer Pause:

„Als der Vater krank war, las ich ihm einmal eine österreichische Geschichte vor von dem armen Hascherl, der ein so gutes, schwaches Herz hatte und an die Menschen glaubte und meinte, daß sie alle ihn liebten, besonders aber seine Kinder. Und als er starb, war von diesen allen nur eine Tochter an seinem Grabe. Und die weinte nicht eine Träne über ihn . . . Meinen Vater rührte die Geschichte so, er ahnte nicht, daß es seine eigene war."

Der junge Geistliche wußte wieder nicht, was er aus ihren Worten machen sollte, sie klangen ihm manches Mal ironisch, dann wieder von einer so zerrissenen Wehmut. Sein Interesse an diesem seltsamen Mädchen wuchs, zugleich sein Mitleid mit ihm. Er begann, zu ihr zu reden, es lag ein warmer, weicher Ton in seinen Worten, man vernahm die Seele, die in ihnen lebte.

Er sprach von einer großen Liebe, deren Wesen es war, niemand auszuschließen, selbst die zu sich zu ziehen, die sich gegen sie sträubten. Von Christus sprach er, der diese Liebe in die Erscheinung habe treten lassen, sodaß man sie mit Augen sehen, mit dem Herzen fühlen, mit den Händen greifen könne, der deshalb der Heiland aller Menschen, zuerst aber der Mühseligen, der Einsamen geworden sei.

Schon einmal hatte jemand von dieser bezwingenden Liebe zu ihr gesprochen, das war ihr alter Pfarrer am Einsegnungstage gewesen. Damals hatten seine Worte keinen Eindruck auf sie gemacht. Jetzt aber war es anders, denn der hier zu ihr redete, der sprach wie sie es nie gehört, ohne jede Lehrhaftigkeit, als drängten sich, ihm selber kaum bewußt, die innerlichsten Empfindungen seines Herzens auf die Lippen, als müßte er bezeugen, was in seiner Seele nach Gestaltung rang. Kein eingeworfenes Wort unterbrach ihn, keine Frage gab irgend ein Zeugnis ihres Interesses. Sie lehnte den Kopf in die Ecke des Wagens, von dem schwarzen Polster hob sich ihr feines, sehr blasses Gesicht mit besonderer Schärfe ab ... träumerisch scheinbar und müde.

Und er empfand das, zuerst mit Verdruß, dann mit Schmerz, denn er wußte, daß er selten mit einer so lebendigen Überzeugung gesprochen wie in dieser Stunde.

Als er ziemlich unvermittelt abbrach, sah sie ihn halb verwundert, halb bittend an: „Reden Sie weiter ... nur weiter!" drängte es sich gebietend aus ihrem stürmenden Herzen. Aber die Worte auszusprechen war ihr nicht möglich. So vernahm er sie nicht, und den Blick ihrer großen, traurigen und doch so verlangend aufleuchtenden Augen sah er nicht, denn die Dämmerung war eingetreten, und in dem Wagen war es dunkel geworden.

Die ersten Laternen blitzten auf, zuckten und brannten auf ihren hohen Ständern und warfen ihren hin und her irrenden Wiederschein auf das von einem leisen Regen blanke, glatte Asphalt.

Jetzt hielt der Kutscher vor dem bescheidenen Hause, in dem Rose wohnte. Sie reichte dem Pfarrer die Hand und dankte ihm mit wenigen, gepreßten Worten; dann stieg sie schnell aus und ging, während der Wagen davonrollte, die drei Treppen zu ihrer kleinen Wohnung empor.

In dem stark bewohnten Hause hatte es ihr ablehnendes und verschlossenes Wesen nie zu einer Annäherung an irgend einen der Nachbarn kommen lassen. So wartete auch jetzt niemand ihrer, sie zu begrüßen. Sie schloß die Tür zu ihrer Wohnung auf und trat in das dunkle, kalte, leere Zimmer, in dem ihr Vater noch vor einigen Stunden aufgebahrt gelegen.

Aber als die zurückgebliebenen Spuren dieser Aufbahrung, als der betäubende Duft, den auch die weitgeöffneten Fenster nicht hatten vertreiben können und der sich drückend auf ihre Seele legte, sie hier empfingen, da packte sie ein Gefühl namenloser Verlassenheit, der Hauch des Todes umwehte sie, als gehörte sie ihm und nicht dem Leben mehr an. Leiblich und seelisch zerschlagen sank sie auf dem ersten Stuhl nieder, eine völlige Apathie überkam sie, sodaß sie nicht die Kraft mehr hatte, ihren Mantel abzulegen oder Licht zu machen ... Regungslos kauerte sie auf ihrem Sitze, sie dachte an nichts mehr, sie wollte nichts mehr ... nur die Worte, die der junge Pfarrer vorher im Wagen zu ihr gesprochen, schwirrten durch ihr müdes, leeres Hirn ohne Zusammenhang und Sinn, doch mit den Schwingungen des warmen Tonfalles, in dem sie geredet waren, dann schüttelte sie wohl abwehrend das Haupt oder jenes eigentümliche Lächeln, aus Verwunderung und Bitternis gemischt, spielte um ihre Lippen, schließlich aber hörte auch das auf. Ein tiefes Ermatten, das teils Ohnmacht, teils Schlaf war, löschte für wenige Stunden jedes Bewußtsein ihres qualvollen Daseins in ihr aus.

VI.

Als Rose am anderen Morgen die Augen aufschlug, lag sie halb ausgekleidet in ihrem Bette. Mühsam besann sie sich, daß sie sich in dem Augenblicke eines kurzens Erwachens mitten in der Nacht selbst hierher geschleppt hatte, und nun blieb sie mit dem Gefühl eines Wohlbehagens in ihrer kleinen Kammer liegen, so lange, wie sie es seit vielen Jahren nicht mehr konnte. Dann stand sie auf, frühstückte reichlicher als sonst und machte sich an die schwere und traurige Arbeit des Aufräumens in der kleinen Wohnung.

Nachdem sie diese notdürftig erledigt hatte, zog sie sich ihr Trauerkleid an, nahm aus der zusammengeschmolzenen Barschaft ein letztes Goldstück, legte es mit ihrer Karte in ein Kuvert und begab sich auf den Weg zum Diakonus Steinwender.

Sie wollte ihr Kuvert nur an die Haushälterin abgeben, als sie aber klingelte, tat sich zugleich mit der Flurtür das Studierzimmer auf, und die vierschrötige Gestalt der Alten hoch überragend ward die schlanke Erscheinung des jungen Geistlichen sichtbar. Sofort trat er auf sie zu, reichte ihr die Hand und bat sie, zu ihm hineinzukommen.

„Ich dachte mir, daß Sie heute kommen würden," sagte er, und in seinen Augen lag ein warmes Leuchten.

Sie war ihm in seine Amtsstube gefolgt und stand ihm gegenüber an seinem Schreibtische, ängstlich und verlegen, wie er sie bis dahin noch nicht gesehen hatte.

„Ich wollte Ihnen noch einmal danken,“ sagte sie, „und ...

Sie stockte, eine heiße Blutwelle stieg in ihr Antlitz, ihre Fingerspitzen, die in schwarze, etwas enge Handschuhe gezwängt waren, wirbelten um das weiße Papier, das sie zwischen ihnen trug. Sie geriet in ein inneres Schwanken, ob sie ihm das Honorar geben sollte oder nicht, das brachte sie vollends aus der Fassung, und schließlich legte sie das Kuvert, ohne eine Silbe hinzuzufügen, auf die äußerste Kante des Schreibtisches.

Ihm erging es bei alle dem nicht anders. Seine vornehme, feinfühlige Natur hatte sich in seinen ersten Amtsjahren gegen die ihm gerade eines Predigers unwürdig dünkende Gepflogenheit empört, für seinen geistlichen Zuspruch Bezahlung zu fordern oder anzunehmen.

Allmählich hatte er sich in diesen Gebrauch wie in einen unabänderlichen zu finden gewußt. In dieser Sekunde aber erwachte der alte Unmut. Daß er sich hier, wo er sein ganzes Herz gegeben, wo seine innerlichste Anteilnahme gesprochen ... mit Geld ablohnen lassen sollte, noch dazu von einem Mädchen, dessen traurige Verhältnisse er zu genau durchschaut hatte, das tat ihm weh. Da er aber andererseits mit richtigem Takte empfand, daß sie gerade in ihrer Lage eine Weigerung der Annahme peinlich berühren würde, machte er es wie sie — er ging mit Stillschweigen über die Angelegenheit hinweg.

Aber das kleine Stück Papier auf der äußersten Schreibkante schwoll an und türmte sich und stand wie eine Mauer zwischen ihnen und ließ eine unbefangene Unterhaltung nicht mehr aufkommen.

Endlich faßte sich Pastor Steinwender ein Herz.

„Was wird nun werden?“ fragte er sie.

„Was werden wird?“ antwortete sie ruhig und fest, „ich werde mir eine Existenz zu gründen suchen ... ich bin ja jetzt frei und an nichts mehr gebunden.“

„Haben Sie irgend ein Examen gemacht?“

„Meine Eltern wünschten es nicht.“

„Besitzen Sie sonst irgend welche Kenntnisse?“

„Nicht mehr als die einer höheren Töchterschule. Doch ich bin nicht unbefähigt, und was die Hauptsache ist, ich habe Mut, zu lernen.“

Sie sprach lebhafter, als es sonst ihre Art war.

„Aber vorläufig ...“

„Muß ich mir mein Brot zu verdienen suchen," ergänzte sie ihn, „gleichviel wo und wie."

Das kleine weiße Papier auf der Schreibkante wuchs lavinenartig und türmte jetzt einen Berg zwischen sie.

Pastor Steinwender empfand Traurigkeit, aber zugleich eine Kraft, jedes Hindernis zu beseitigen.

„Wollen Sie mir erlauben, Fräulein Zollbrügge, Ihnen in Ihrem Bestreben als ein Freund zur Seite zu stehen, für Sie zu suchen und zu wählen?"

Sie sah ihn mit einem schnellen, fragenden Blicke an, eine Verwirrung, die ihr einen seltenen Liebreiz lieh, sprach aus ihren Augen, ihrem Antlitz, von dem das Rot noch nicht gewichen war, sondern wie ein stilles, mattes Abendleuchten über ihre Züge sich breitete. Sie hatte seine Frage nicht ganz in ihrem Zusammenhange gefaßt, von seinen Worten war ihr nur eins sofort aufgefallen und war in ihrem Gedächtnis, ihrem Herzen so haften geblieben, daß sie die anderen darüber nicht hörte oder vergaß. „Als Ihr Freund," hatte er gesagt.

Sie hatte nie einen Freund besessen, niemals hatte ihr ein Mensch Freundschaft angeboten, und hatte doch im Stillen bei all ihrer scheinbaren Kälte nach dem, was dieses Wort in sich schloß, wie nach der Verheißung des Lebens gehungert und gedürstet.

Und nun wurde es ihr in dieser Stunde gereicht, plötzlich, ungesucht, von einer Seite, von der sie es nicht für möglich gehalten ... ihr war, als hörte sie in weiter Ferne noch, aber schon vernehmbar, den Quell des Lebens rauschen, winken, als sollte sie das Jahre lange Brennen und Verlangen ihrer Seele endlich, endlich stillen.

Aber zugleich erwachte das Eigenste ihrer Natur, das zugleich ihr größter Feind war: der nagende Zweifel an sich selber, das Mißtrauen in ihre Fähigkeit, das annehmen zu können, was man ihr hier mit vollen Händen bot.

War es nicht Mitleid nur, was diesen gütigen Menschen jetzt so sprechen hieß, das Erbarmen mit der Not einer Seele, die er als großherziger Hirt vor dem Untergange retten wollte?

Und wenn es wirklich mehr war, würde er nicht, sowie er sie genauer kennen lernte, von der Kälte ihres Wesens, der Härte ihres Charakters genau so zurückgestoßen werden, wie die andern alle, ja wie die eigenen Eltern?

Eine namenlose Angst zeigte sich auf ihrem Antlitz, zugleich ein Verlangen und Wünschen; er aber stand ihr gegenüber und sah sie

fragend, erwartend und mit großen, gütigen Augen an, die ihr in dieser Sekunde von fast kindlichem Ausdrucke erschienen.

Da bemächtigte sich ihrer eine völlige Hilflosigkeit, sie durfte ihm nicht so unentschlossen und in sich schwankend erscheinen, mit Gewalt kämpfte sie alle die aufsteigenden, weichlichen Empfindungen zurück und antwortete mit kühlen, fast konventionellen Tone, dessen Kontrast gegen seine warmen, freundlichen Worte sie selber fremd berührte:

„Ich danke Ihnen, Herr Pfarrer; sowie es einmal nötig werden sollte, werde ich mich an Sie wenden.“

Das helle Licht in den großen Augen erlosch, sie sahen so enttäuscht, so traurig auf sie, daß sie ihm beinahe ihre ganze Seele geöffnet hätte, aber sie bezwang sich, reichte ihm die Hand und wandte sich zum Gehen. Doch er hielt sie zurück.

„Über Eins müssen Sie mir noch Aufklärung geben,“ sagte er schnell, „wer weiß, wann wir uns jetzt wieder sprechen werden.“

Und nun den Blick, der etwas seltsam durchschauendes hatte, fest auf sie gerichtet:

„Als Sie das erste Mal bei mir waren, sagten Sie, daß Sie nie einen Menschen lieb gehabt hätten, Ihren eigenen Vater und Ihre Mutter nicht. Mir ist das bei einem so jungen Mädchen wie ein Rätsel erschienen, über das ich oft nachgedacht habe. Wollen Sie es mir lösen helfen?“

„Ja,“ erwiderte sie ohne Besinnen mit einem Anflug von sich auflehnendem Trotz, „ich will es Ihnen sagen: Weil es nie eine Seele gegeben, die mich lieb gehabt, weil ich von der großen, suchenden Liebe, über die Sie gestern im Wagen zu mir sprachen, nie einen Hauch empfunden . . . von meiner frühesten Kindheit weder bei den Menschen noch . . .“

Sie hielt inne, sie wollte ihm nicht wehe tun. Aber auf ihrem Antlitz lag der Ausdruck einer Bitterkeit, die Jahre lang in das Innerste der Seele verschlossen, nun endlich ihre Fesseln zerbrach.

Er sah voller Erstaunen diese Änderung sich in ihr vollziehen, sah die heißglühende Empörung in ihren Augen flammen: ein unbeschreibliches Empfinden faßte ihn an. Schmerz, Mitleid und die große Liebe zu den Menschen, zu den Getretenen und in ihren heiligsten Rechten Verkümmerten insbesondere, die ihn zu seinem Berufe getrieben hatte. Seine Bewegung war so groß, daß er anfangs kein Wort sprechen konnte. Jetzt aber trat er auf sie zu, nahm ihre Hand, die müde an ihrem Körper herabhing und sah sie voller Erbarmen und Güte an.

„Armes, armes Mädchen,“ sagte er und weiter nichts.

Da zitterte die Hand in der seinen und wollte sich von ihm losmachen und konnte es nicht. Und aus den grauen, dunklen Augen löste sich eine Träne, die erste, die diese Augen geweint seit langen Jahren, und lief über die bleichen Wangen. Rose erhob sich, stand ihm eine Sekunde gegenüber, fassungslos, und, ohne daß er sie hindern konnte, hatte sie mit kurzem Gruß sein Zimmer verlassen, und erst, als er die Flurtür ins Schloß fallen hörte, kam es ihm zum Bewußtsein, daß er allein war.

* * *

Drei Wochen lang hatte Rose den jungen Geistlichen nicht gesehen, nur einmal auf der Kanzel, als sie in der großen, matt erleuchteten Kirche seiner Predigt zuhörte.

Da . . . an einem sonnigen Vormittag, als sie in ihrer kleinen Stube über ihrer Handarbeit gebeugt saß, trat er bei ihr ein. Das Rasseln ihrer Nähmaschine hatte sie sein Anklopfen überhören lassen, um so erstaunter und verwirrter stand sie ihm jetzt inmitten ihrer dürftigen Häuslichkeit gegenüber.

Aber die frohe Siegeszuversicht, die ihr aus seinen Augen entgegengrüßte, teilte sich auch ihr sofort mit und nahm ihr alle Befangenheit.

„Es ist gefunden,“ sagte er, indem er ihr die Hand reichte.

„Was . . . gefunden?“

„Sie fragen noch? Was ich alle diese Wochen und Tage hindurch für sie gesucht, was mir endlich gestern wie durch einen Zufall, oder sagen wir besser wie durch eine Fügung geworden ist. Eine Dame meiner Gemeinde, alt nur den Jahren nach, sonst jugendlich in ihrem Wesen, ihren Ansichten, dazu von geistiger Bildung und voller Liebe zu den Menschen, läßt mich gestern zu sich bitten. Und da ich ihr Vertrauen habe, erzählt sie mir, daß sie sich nach der Heirat ihrer Tochter, die mit ihrem Gatten in eine entfernte Stadt gezogen ist, gar zu einsam und verlassen fühle, daß sie den Wunsch habe, irgend ein alleinstehendes, junges Mädchen als Gesellschafterin in ihr Haus zu nehmen.

„Ich kann nun einmal nicht anders leben,“ sagte die treffliche Frau zu mir, „ich bedarf eines Menschen, der mich lieb hat und dem ich meine Liebe geben kann.“

Sie fragte mich, ob ich vielleicht in der Lage wäre, ihr einen Vorschlag zu machen. Sie können sich denken, wie mein Herz bei ihren Worten jubelte. „Ja,“ sagte ich, „gnädige Frau, das kann ich, es ist mir, als hätte der Himmel mich hierher gerufen. Dann nannte ich Ihren Namen. Sie wußte sofort Bescheid, sie kannte Ihre Eltern, über Ihr

ganzes Schicksal war sie unterrichtet. Ihren Eintritt ins Haus steht nichts mehr entgegen. Aber nun, Fräulein Rose, nun dürfen Sie auch nicht mehr so ernst, so traurig mir gegenüber stehen. Nun müssen Sie sich auch mit mir freuen und frohen Mutes einschlagen. Sagen Sie selbst, ist das alles nicht wirklich wie eine wunderbare Fügung?"

„... Wie eine wunderbare Fügung," wiederholte Rose langsam, nachdenklich.

„So nehmen Sie es auch als solche hin ... wahrhaftig, es wäre undankbar, wenn Sie es nicht täten."

Sie nickte mit dem Kopfe und sah ihn an. Es sprach eine solche Herzensgüte, ein so herrlicher, unüberwindlicher Glaube an sie, an die Menschen, an einen alles gut fügenden Gott da oben aus seinem Antlitz, ... sie kam sich ihm gegenüber so klein, so erbärmlich vor.

Aber ihr alter Widersacher erhob sich auch in diesem Augenblick: ihr Zweifel an sich selber.

„Wie sagte jene Dame doch ...?" fragte sie nach einer langen Pause.

„Was meinen Sie?"

„Das von der Liebe ... wie drückte sie sich doch aus?"

„Ach so ... jetzt verstehe ich. Sie sagte, sie könnte ohne einen Menschen nicht leben, der sie lieb hätte, dem sie ihre Liebe erwiese."

„Ganz richtig, das war es. Und Sie meinen, dieser Mensch könnte ich je werden ... ich hätte dazu die Fähigkeit?"

„Ja," erwiderte er.

„Und wenn jene gütige Frau, wenn Sie selber sich in mir irrten?"

„Nein, das wird nie geschehen."

Er sprach lebhaft, fast feurig.

„Sind Sie dessen so gewiß?"

„Ich bin es. Erst, sehen Sie, wenn ich offen sein soll, hatte ich ja gezweifelt. Aber seit jenem Augenblick damals auf meiner Amtsstube, als Sie ..." Er hielt inne, als besänne er sich, wie er sich am besten ihr gegenüber ausdrücken sollte — „als sich Ihre tiefe Bewegung gewaltsam in Ihr Antlitz drängte, als Sie wortlos von mir gingen, nur weil ich nicht Zeuge Ihrer Erschütterung sein durfte ... seit jenem Augenblicke glaube ich Sie zu kennen ... besser vielleicht, als Sie sich selber."

„Aber ein Mensch, der in seinem ganzen Leben nie einen Funken von Liebe erfahren, der deshalb die Fähigkeit eingebüßt ..."

„Das gerade ist es, ja daran liegt alles, alles ... Aber was Sie nie gekannt, hier soll es Ihnen zu teil werden. Mit offenem Arm, mit warmem Herzen werden sie empfangen ... o, daß Sie doch endlich wieder

glauben lernen ... an sich, an Ihren Gott und an Menschen, die es gut mit Ihnen meinen!" ...

Sie wandte ihr Antlitz ab, ein langer Kampf tobte in ihrem Innern, schwerer als er ahnte.

„Ich will es," sagte sie dann endlich und reichte ihm die Hand. „Aber wenn es trotz meines redlichen Bemühens nicht gelingen sollte, Sie dürfen mir nicht zürnen, den einzigen Freund darf ich nicht verlieren."

„Niemals," erwiderte er und schloß ihre zarte Hand mit festem Drucke in die seine, „ich nehme alle Verantwortung auf mich."

VII.

Wenige Monate erst weilte Rose Zollbrügge in ihrer neuen Stellung, und schon teilte dies Zusammenleben das Schicksal fast aller derartiger Verhältnisse: mit großen Erwartungen, mit dem besten Willen von beiden Seiten begonnen, blieb es nicht ohne gegenseitige Enttäuschungen.

Frau Bornträger hatte wirklich das Verlangen, von dem sie zu dem jungen Geistlichen gesprochen, einen einsamen Menschen mit ihrer ganzen Liebe zu umfassen, hatte auch zweifellos die Fähigkeit dazu.

Aber sie forderte Entgelt dafür, sie wollte auch ihrerseits mit gleicher Liebe ergriffen werden, sie wollte solche Zuneigung täglich empfinden, wollte sie gleichermaßen sehen und hören. Als impulsiver und warmblütiger Mensch war sie von dem Bedürfnis einer fortwährenden Mitteilung beseelt und empfand naturgemäß Rosens Verschlossenheit als störend.

Zudem war Frau Bornträger bei aller Herzensgüte eine eitle Frau, sie verwandte große Kunst und Mühe auf ihr Aussehen, ihre Kleidung und wollte beides gebührend beachtet haben. Besonders auf ihre, für ihr Alter schlanke Figur und ihre vollen weißen Haare war sie stolz und an Komplimente gewöhnt, die sie auch im täglichen Leben von ihrer Gesellschafterin nicht entbehren wollte.

Das alles fiel Rose sehr schwer. Sie schätzte ihre Herrin, sie war ihr dankbar. Aber dies zu äußern, lag nicht in ihrer Art, vollends unmöglich war es ihr, Schmeicheleien zu sagen. Ihre Wahrhaftigkeit war unbestechlich, wie allen aufrichtigen Menschen ging ihr deshalb jede leichtere Lebensform ab.

„Es ist alles sehr gut," sagte Frau Bornträger eines Tages zu Pastor Steinwender, „Fräulein Zollbrügge ist gewissenhaft, klug und aufrichtig, sie hat gute Kinderstube, wohin sie kommt, wird sie nie verletzen. Sie verfügt außerdem über eine Bildung und ein geistiges Fassungsvermögen, das weit über das Durchschnittsmaß so junger Mädchen

hinausgeht. Aber sie ist kalt, lieber Freund, wirklich zu kalt. Wenn sie mich lieb hat, wie Sie mich immer aufs neue versichern, dann könnte sie es mir auch ihrerseits einmal zeigen. Und glauben Sie, daß Sie mir während der ganzen Zeit, wo sie bei mir ist, schon je für etwas gedankt hat? Nein, sagen Sie, was Sie wollen ... sie hat es mir selber einmal erzählt, wie ihre Schulgefährtinnen sie getauft haben, und das ist der rechte Name für sie: die reine, kleine Eisrose."

Pastor Steinwender bestritt auch dieses Mal Frau Bornträgers Warnungen, wie immer, wenn sie über das junge Mädchen sprachen.

Und dennoch fingen sie an, ihn nachdenklich zu machen.

Er kam fast täglich in Frau Bornträgers Haus.

Im anregenden Gespräch brachte er die Abende mit den Damen zu, am liebsten aber beschäftigte er sich mit Rose allein. Er gab ihr gute Bücher zum Lesen, unterhielt sich mit ihr über diese und gewann einen immer tieferen Einblick in das reiche Innenleben seines Schützlings. Die kleine Eisrose aber sprengte langsam die dichte Hülle, die sie geborgen hielt und begann sich zu entfalten, zu blühen, zu duften ... für eine kurze, selige Zeit.

* * *

Dann fiel der erste Reif auf das junge Knospen und Gedeihen.

Es gibt Gegensätze, die sich unwiderstehlich anziehen, in dieser Tatsache liegt einer der größten Reize in dem Leben des Menschen mit dem Menschen; seine Tragik aber besteht darin, daß es dieselben Gegensätze sind, die dann wieder ebenso unwiderstehlich trennen.

Der hellsehende Optimismus des jungen Pastors, der an das Gute in der Welt und in den Menschen glaubte, der ihn alle Arbeit an ihnen leicht und froh erscheinen ließ, und Roses ernste, an sich und anderen zagende Lebensauffassung, die den menschlichen Charakter als etwas Gegebenes, nicht zu Veränderndes betrachtete, sie waren sich begegnet und hatten sich mächtig zu einander hingezogen gefühlt.

Vor eine neue, verheißende Aufgabe sah sich Steinwender gestellt: sein eignes siegesstarkes Glauben und Hoffen in dieses junge Leben zu verpflanzen.

Mit glühendem Mut und einer Begeisterung, die des Erfolges im voraus sicher war, begann er diese Arbeit, ... und sie mißlang.

Rose gab sich große, oft verzweifelte Mühe. Sie vermochte nicht, sich mit einer Zukunftshoffnung, wie sie ihn immer von neuem beseelte, über das hinwegzusetzen, was ihr unüberbrückbar schien.

Und die Folge?

Auseinananderſetzungen, die immer heftiger wurden, dann Tage lang das zerſtörende Schweigen der Enttäuſchung und Verſtimmung.

Paſtor Steinwender war noch zu jung, um die innere Notwendigkeit dies Zuſtandes zu erkennen, er machte Roſe Vorwürfe, die ſie nicht verdiente, er klagte ſie der Schroffheit an, wo ſie nur ehrlich war.

Frau Vornträger, die nach der Art älterer Damen, die wenig zu tun haben, ihre Miſſion darin ſah, über dem aufkeimenden Bund dieſer beiden ihre ſchützenden und erhaltenden Hände zu erheben, legte ſich ins Mittel.

Sie drang in ihre Geſellſchafterin, als einer geringfügigen Veranlaſſung wegen ein Zwieſpalt zwiſchen beiden ausgebrochen war, dem hochherzigen Paſtor, der ſoviel für ſie getan, mit einem freundlichen Wort entgegenzukommen.

Aber Roſe war zu gewiſſenhaft; Paſtor Steinwender ſtand ihr zu nah, ihn mit einem leichten Wort zu täuſchen. Sie ſah in ſolchem Entgegenkommen, ſo lange ſie nicht von der Unrichtigkeit ihrer Anſicht überzeugt war, eine zweckloſe Abbitte, zu der ſie nicht im ſtande war. Und jedes Zureden, auch das liebevollſte, war in ſolchem Falle vergeblich. Sie konnte ſich dann verhärten, verſteinern.

Paſtor Steinwender ſchränkte ſeine Beſuche ein. Roſe ſah, wie unglücklich er ſich fühlte. Ein einziges, begütigendes Wort hätte alles beigelegt, . . . das Wort wurde nicht geſprochen.

Langſam, mit heißem Widerſtreben begann ſich Steinwender zu Frau Vornträgers Anſicht zu bekehren.

Niemand ahnte, wie Roſe litt.

Zwei Menſchen, die ihr von Herzen wohlwollten, fingen an, ſich langſam, ſicher von ihr zu entfremden. Beide ſtieß ſie abſichtlich zurück, den einen, weil ſie nicht genug danken, den anderen, weil ſie keine Zugeſtändniſſe machen, weil ſie nicht bitten konnte. Es war ihr altes Schickſal. Dies Schickſal hieß ihre Natur. Niemand vermag etwas gegen ſie; es iſt der größte Wahn, den Menſchen träumen, wenn ſie gegen ſie ankämpfen wollen.

* * *

Oftmals, wenn Roſe allein und in ihre Gedanken vertieſt in dem eleganten Zimmer von Frau Vornträger ſaß, dann ſchlich durch die Abenddämmerung über den weichen Teppich mit ſchweren und doch nicht hörbaren Tritten eine ſtille, dunkle Geſtalt. Die ſetzte ſich zu ihr, die ſprach zu ihr mit den großen, traurigen Schattenaugen: „Du gehörſt nicht zu den Menſchen, mir gehörſt du an.“

Und Rose wußte, daß sie Recht hatte, denn sie hieß die Einsamkeit. Sie war ihre Gefährtin gewesen bis zu der Stunde, da neue, verheißende Bande die alte Gemeinschaft zu sprengen schienen. Die neuen Bande begannen sich zu lockern, die einstige Genossin kam wieder, Rose reichte ihr die Hand.

Pastor Steinwender sah das alles mit an, sein glaubensfroher Optimismus, seine Liebe kämpften gegen das Unvermeidliche mit verzweifelter Kraft, sein Herz schnürte sich zu, wenn er Rose sich zagend von ihm wenden sah, er bot alles auf, sie von neuem zu gewinnen, er besuchte die Damen wieder regelmäßiger, er beschäftigte sich viel mit Rose, er war freundlich und gütig zu ihr, es gab Stunden, in denen ihr Verhältnis das frühere schien . . . sie gingen vorüber, wie flüchtiger Wintersonnenschein, er rieb sich auf in diesem unablässigen Ringen — und änderte nichts.

* * *

Da kam Besuch in Frau Bornträgers Haus.

Ob unabsichtlich, ob durch die Diplomatie der klugen und um ihren jungen Freund viel mehr, als um ihre Gesellschafterin besorgten Wirtin herbeigerufen, niemand wußte es.

An einem hellen Frühlingstage tauchte sie auf, wie ein Bote des Lenzes, eine junge Nichte vom Lande, Gerda Kronstädt, hoch gewachsen wie eine Tanne mit blonden Haaren und jenen deutschen, lichten Augen, durch die man auf den Grund einer spiegelklaren Seele schauen kann. Ihre Stimme klang wie Lerchengezwitscher, und ihr Frohsinn brachte Maienluft in das dunkel gewordene Haus.

Pastor Steinwender wehrte sich gegen den Frühling mit jeder Faser seines Herzens und war freundlicher und gütiger zu Rose, wie je.

Aber es gab Stunden, wo seine jugendlich-gesunde Seele nach der Frische und dem Duft des Lenzes verlangte, wo ihre Schwingen wuchsen und stärker wurden.

Er empfand es und kam seltener.

* * *

Gerda war frei von jeder Koketterie. Sie war ganz ursprünglich und von gleicher Freundlichkeit zu allen; und wenn sie einen Menschen erobern wollte, dann war es die stille, ernste Gesellschafterin ihrer Tante, zu der sich ihr gutmütiges Herz von der ersten Stunde ihrer Ankunft an hingezogen fühlte.

Aber das helle Sonnenkind und die Genossin der Einsamkeit paßten schlecht zusammen.

Liebe und Freundschaft muß man in der Kindheit lernen. Was da versäumt wird, holt das spätere Leben nicht mehr nach.

* * *

Aus dem Frühling und Sommer ist es wieder Winter geworden.

Gerda war in ihre Heimat zurückgekehrt, Pastor Steinwender machte nur noch gelegentlich seine Besuche.

Eines Abends, als Rose aus einem Vortrage nach Hause kam, bat Frau Bornträger ihre Gesellschafterin in ihr Schlafzimmer und teilte ihr nach einigen einleitenden Worten, in denen sich Mitleid und schlecht verborgene Freude die Hand reichten, einen Brief ihrer Verwandten mit, der Gerdas Verlobung mit dem jungen Pfarrer meldete.

Rose war ganz still. Aber aus der Tiefe ihres Herzens stieg es empor ... ein siedend heißer, verzehrender Knäul. Es waren die Flammen, die über einem Grabe zusammenschlugen, sie verbrannten in ihrer Glut alles, was bis dahin in Rose Zollbrügge gelebt hatte.

Und doch war kein Zorn und keine Bitterkeit in ihre Seele. Sie wußte, daß es so kommen mußte.

* * *

Nun hielt das laute Leben Einzug in Frau Bornträgers Haus. Besuche kamen und gingen, heitere Geselligkeit vertrieb die dumpfe Ruhe.

Rose zog sich von allem zurück, sie wußte, daß ihres Bleibens hier nicht lange mehr war, sie bereitete sich auf eine neue Lebensaufgabe vor.

An einem freundlichen Sonntagvormittag, als Frau Bornträger mit ihrer Nichte in die Pfarrkirche zu Pastor Steinwenders Predigt gegangen war, stand sie, mit allerlei Gedanken beschäftigt, am Fenster. Da zog ein Trupp gleichgekleideter Waisenkinder vorüber, die aus dem nahen Gotteshaus kamen, ein wenig fröstelnd und den Blick zum größten Teil auf die Erde gesenkt.

Dieser Anblick packte sie wunderbar an, er wurde ihr zur Stimme einer unerforschlichen Fügung.

Eins war aus dem Zusammenbruch ihres Lebens geblieben, eins emporgeblüht aus der Asche jenes Brandes: ein großes Mitleid.

Diese Kinder dort wuchsen ohne den Quellpunkt alles Daseins empor: die Mutterliebe fehlte ihnen. Auch sie hatte diese Liebe nie erfahren, ein Zug der Wahlverwandtschaft zog sie hin zu diesen leblos uniformierten Wesen, zugleich das inbrünstige Verlangen, ihnen zu ersetzen, was das harte Schicksal ihnen geraubt.

Noch an demselben Nachmittag hatte sie eine längere Unterredung mit Pastor Steinwender.

Er war Seelsorger jenes Waisenhauses und versprach, ihren Entschluß billigend, ihr dort die Stelle einer dienenden Schwester, an der gerade Mangel war, zu besorgen.

VIII.

Jahre sind vergangen.

Schwester Rose arbeitet mit Hingebung an den ihr vertrauten Kinderseelen, sie hat ihre Natur nicht abgelegt, sie ist ernst, still, in sich gekehrt.

„Sie könnte ein wenig fröhlicher mit den Kindern und manchmal etwas mitteilsamer sein," sagt die Oberin von ihr.

Das ist aber auch alles, was sie an ihr auszusetzen hat, denn sie liebt die junge Schwester, und die Kinder hängen mit einer solchen Verehrung an ihr, daß Rose, der jeder Kultus mit ihrer Person zuwider ist, Mühe hat, zu steuern.

Sie hat ihre eigene Methode, die Kinder zu erziehen. Zwei der gebräuchlichsten Faktoren sind aus ihr gestrichen: der Dank und die Abbitte. Den ersteren gestattet sie wohl, wenn er freiwillig aus der Seele strömt, keinesfalls aber wird sie ihn fordern oder ein Kind zu ihm anleiten, eine Abbitte jedoch weist sie unter allen Umständen ab. „Besser machen" lehrt sie „heißt abbitten."

Pastor Steinwender ist längst verheiratet.

Er hat eine liebreizende, tüchtige Frau, die wohin sie kommt, die Menschen erobert.

Aber was er gesucht, hat er nicht gefunden.

Das Herz ist nicht immer für den Frühling mit seinem Lerchengezwitscher und sonnenfrohen Getändel aufgelegt; es kommen auch Herbst- und Winterzeiten, da verlangt es andere Nahrung.

Bei all seinem Optimismus ist Steinwender eine ernste und innerliche Natur mit einem ausgeprägten Hang zum Nachdenken, für ihn findet er daheim kein Echo, am Wollen fehlt es nicht, aber am Vermögen und Eindringen.

Wie in alten Zeiten besucht Steinwender Rose; sein Amt bringt es so mit sich. Auch sie kommt des Abends nach getaner Arbeit dann und wann in sein Haus, denn mit seiner Frau steht sie auf gutem Fuße.

Dann sitzen sie Beide zusammen wie früher einst und besprechen mit einander, was sie in ihrer Arbeit erlebt und erfahren, und Rose öffnet die verschlossene Seele mehr als damals in Frau Bornträgers Hause.

Und wenn ihr Gespräch in allerlei Höhen und Tiefen sich verliert, dann geht wohl ein leiser Strahl von Auge zu Auge und legt Zeugnis

ab von einem rückhaltlosen Sich-Verstehen und Erschließen . . und wandelt sich in Wehmut.

* * *

Eine ganze Woche lang hat sich Rose nicht sehen lassen, auch am Sonntag Abend kommt sie nicht, wie sie wohl pflegt.

Pastor Steinwender gerät in Besorgnis und will eben ins Waisenhaus gehen, sich nach ihr zu erkundigen, da tritt eins der Kinder in seine Stube und bringt ihm einen Brief der Oberin: Schwester Rose hat sich bei einem scharlachkranken Zögling infiziert, es ist plötzlich Lungenentzündung hinzugetreten, der Arzt hält den Zustand für bedenklich.

Als Steinwender an ihr Lager eilt, liegt sie bereits teilnahmlos; nur als sie seiner ansichtig wird, gleitet ein mattes Lächeln über ihre Züge. Sie möchte zu ihm sprechen, sie vermag es nicht mehr, der milde Ausdruck einer unverbrüchlichen Ergebenheit steht auf ihrem Antlitz.

Am nächsten Tage hat dieser Ausdruck zugenommen. Langsam steigen die Schatten des Todes über ihr Lager empor, huschen über den abgezehrten Körper und zeichnen sich auf das bleiche Gesicht. Für eine Sekunde flammt es über ihre Mienen . . . eine zuckende ungewisse Helle, sie hebt das Haupt ein wenig in die Höhe, sie sinkt zurück, und sie verscheidet . . . wie ein Licht, das einmal noch auffladert und dann verlöscht, . . . still und lautlos.

Als man sie in den Sarg bettet, legt die Oberin ein großes, schneeweißes Chrysantemum an ihre Brust, . . . so begräbt man die Eisrose.

An ihrer Gruft singen die Zöglinge, aber die Stimmen klingen dünn in der Winterkälte, und manche stocken unter Tränen. Pastor Steinwender hält ihr den letzten Nachruf — wie ihn noch nie ein Mensch hat sprechen gehört.

Deutsche Sprache und Seemacht.

Von

Gustav Goedel.

„Mehr! Weiter!“
Carl V.

Die ersten Seefahrer im großen Stil, die ersten Afrika-Umsegler, die „die Sonne im Norden hatten“ und deren kühne Fahrt der Vater der Geschichte so anschaulich, so glaubwürdig beschreibt, die ersten Gründer der Kolonien, deren eine an politischer Macht das ganze Mutterland einmal weit übertreffen sollte, die Lehrmeister aller kommenden Seemächte: die Phönizier haben in echt seemännischem Unternehmungsgeiste ihre Kiele zu allen damals bekannten Völkern gelenkt. Die Folge davon war, daß sie diesen ihre Sprache gaben. Alexander von Humboldt hat dargetan, daß sie früher als alle anderen Stämme des Mittelmeeres auf den Umlauf der Ideen, auf die Bereicherung und Vielseitigkeit der Weltansichten gewirkt haben. „Wodurch aber die Phönizier am meisten zu der Kultur der Nationen beitrugen, mit denen sie in Kontakt traten, war die räumliche Verallgemeinerung und Mitteilung der Buchstabenschrift“ . . . . „So verschaffte die Übertragung der phönizischen Zeichen fast allen Küstenländern des Mittelmeeres, ja selbst der Nordwestküste von Afrika, nicht bloß Erleichterung in dem materiellen Handelsverkehr und ein gemeinsames Band, das viele Kulturvölker umschlang: Nein, die Buchstabenschrift, durch ihre graphische Biegsamkeit verallgemeinert, war zu etwas Höherem berufen. Sie wurde die Trägerin des Edelsten, was in den beiden großen Sphären, der Intelligenz und der Gefühle, des forschenden Sinnes und der schaffenden Einbildungskraft, das Volk der Hellenen errungen und als eine unvergängliche Wohltat der spätesten Nachwelt vererbt hat.“ Die Völker ließen also von jeher ihre Sprache mächtig beeinflussen von denen, „die mit Schiffen auf dem Meer fuhren und trieben ihren Handel in großen Wassern“ (Psalm 107).

Aber nicht auf die Dauer konnte ein so gelehriges Volk wie die Griechen den verhaßten Phöniziern den Alleinbesitz des Meeres überlassen. Sie lernten von ihren Feinden, wie späterhin die Dänen unter Führung des Bischofs Absalon von Roeskilde von den feindlichen Wenden, bald

genug die Kinderschuhe der Seemannschaft austreten. Die griechischen Geschwader bedeckten das ägeische Meer, und nicht lange, so umgab, wie ein Purpursaum ein köstliches Gewand, ein Kranz von griechischen Kolonien das ganze Mittelmeer. Was bedeutete das in Bezug auf die Sprache? Hatte man Jahrhunderte lang in Massilia phönizisch gesprochen wie in Tyrus, so sprach man daselbst nun ein eben so elegantes Griechisch wie auf dem Marktplatze zu Athen. — —

Auf dem unbedeutenden Hügel Golgatha ward ein höchst bedeutsames Kreuz aufgerichtet. Das trug eine ewig denkwürdige Inschrift. Sie war in drei Sprachen verfaßt: in der Landessprache, in der Sprache der Bildung jener Tage, in der Sprache der Macht jener Zeit. Die Tage von Salamis lagen wie ein Traum hinter einem in Genußsucht versunkenen, verweichlichten Volke. Und wenn auch die griechische Sprache eine gewaltige Geistesmacht blieb, sie mußte sichs doch gefallen lassen, daß neben die griechische Inschrift trotzig das I. N. R. I. trat, daß Pilatus mit den Juden in seiner Sprache redete. Das kam daher, daß die Vorherrschaft zur See an Rom übergegangen war. Und in Massilia? Die gebildeten Römer, die gerne dort wohnten, bedienten sich wohl noch des Griechischen zu ihren philosophischen Gesprächen, aber drunten im Hafen die Flotte des Pompejus, sie hörte auf lateinische Befehle, und diese mußte man darum notgedrungen auch am Lande verstehen lernen. „Cuius regio, ejus religio“ hieß es früher in Deutschland. Mit viel größerem Rechte kann man sagen: Wer die Seemacht hat, dessen Sprache wird gesprochen.

Es gab schon einmal eine Zeit, da dieses Gesetz unserer teuren deutschen Sprache zugute gekommen ist. In London war sie nicht auf den Stahlhof der Hansa beschränkt. Es ist von deutschen „Schiffskindern“, die den stürmischen Winter über in London trocken (nicht allzu trocken!) lagen, manches deutsche Garn gesponnen worden, und manches deutsche Wort, besonders aus der Seemannssprache, ist in die Sprache des englischen Seemanns übergegangen und heute noch als solches erkennbar. In Bergen hat die deutsche Sprache sich nicht auf den Hafen und die deutschen Kontore beschränkt; wer hätte dorten überhaupt Geschäfte machen können, wenn er nicht des Deutschen mächtig gewesen wäre? Und wenn man in Unteritalien von den Gothen her heute noch germanische Redensarten hören kann — es muß der Wahrheit die Ehre gegeben und gesagt werden, daß es Kraftausdrücke sind, die beim deutschen Trinken gebraucht wurden, so möchte ein gewiegter Forscher in Bergen heute noch auf deutsche Wörter stoßen. Und vollends Wisby! Da herrschte wie deutsche Flagge, deutsches Geld und deutsches Recht, so mit der deutschen Seemacht die deutsche Sprache.

Die haben ja deutsche Seeleute bis weit nach Rußland hinein getragen. In einer Urkunde des Königs Jaroslaw Jaroslawitsch von Nowgorod (Nogarten) vom J. 1269 wird gesagt, daß der Lodienmann, der Mann, der die Lodie, das Leichterfahrzeug, führt, für eine Fahrt die Newa auf und ab „enen baken“ zur Beköstigung haben solle. Baken war das niederdeutsche Wort für Schinken, also in die Geheimnisse des Mittelniederdeutschen waren König Jaroslaw und seine Leute bereits einigermaßen eingedrungen. Das berechtigte zu den schönsten Hoffnungen für den ferneren Siegeslauf der deutschen Sprache, wenn nur — ja wenn es mit der Seemacht der Hansa nur nicht so bald und so gründlich bergab gegangen wäre! Die Ursachen dieser höchst beklagenswerten Tatsache können hier nicht näher erörtert werden, genug, daß mit der deutschen Seemacht auch die deutsche Sprache zurückging.

Andere Völker erwählten sich das Meer zum Acker einer reichen Ernte. Spanische und portugiesische Schiffe durchfurchten ihn. Und als Alexander VI. die neu entdeckte Welt wie einen Apfel unter seine lieben Kinder Spanien und Portugal verteilte, da verteilte er sie zugleich an die spanische und portugiesische Sprache. Wir haben erlebt, wie der letzte Rest eines einst wahrlich fürstlichen Vermögens der Spanier in Amerika verloren ging, weil sie ihre Seegewalt vorher verloren hatten. Noch ist die spanische Sprache den vom spanischen Joche Befreiten geblieben, aber wie lange wird sie ihnen noch bleiben? Bis eine andere Seemacht in ihrer Sprache mit spanisch Amerika ein ernstes Wort reden wird. Wie sehr aber auf Jahrhunderte hinaus eine Sprache wirken kann, selbst wenn das diese Sprache sprechende Volk seinen politischen und Handelseinfluß längst eingebüßt hat, das sehen wir in China. Da die Portugiesen die ersten waren, die dorten ihre Flagge zeigten, so finden sich in dem sonderbaren Ding von einer Sprache, die die Chinesen an der Küste mit den Fremden sprechen, in dem sogenannten pitchen-english, heute noch versprengte Reste des Portugiesischen. Ich fuhr mit einem Mandarinen auf dem Kantonflusse. Die Unterhaltung ging schlecht und recht in der eben genannten „Sprache“. Da sah ich eine Menge Dschunken, denen alle vorne am Bug zwei große Augen mit grellen Farben angemalt waren. Ich wußte, daß das aus Gespensterfurcht geschieht, die den Chinesen so furchtbar in den Knochen sitzt, daß alle ihre Religionsübungen im Grunde nur auf Abwendung der Gespenstergefahr gerichtet sind. Trotzdem frug ich den sich auf den Aufgeklärten aufspielenden Mandarin nach dem Zwecke dieser Augen. Er zog sich aber mit gewohnter Schlauheit aus der Sache. „Suppose no got eyes, how can see; suppose no can see, how can sabe?“

Er gebrauchte also das portugiesische saber, wissen, ein Wort, das man immer wieder zu hören bekommt, besonders in der Wendung: me no sabe, ich weiß (es) nicht.

Venedig fuhr zur See in türkischen Gewässern, und heute noch gibt's im Türkischen eine Menge italienischer Worte. Holland fuhr zur See, und heute noch spricht man in Südafrika viel Holländisch. Frankreich fuhr zur See, und heute noch spricht man in großen Teilen Kanadas und der Vereinigten Staaten französisch. England riß die Übermacht zur See an sich, und die weite, weite Welt spricht seine Sprache. Das Englische ist freilich, wie wir gehört haben, manchmal auch danach. Wer einmal auf Barbados mit einem Bumbootsneger geschäftlich verhandelt hat und immer wieder sein „Jas sar" hören mußte, wer einmal auf der Rhede von Madeira einen der braunen Hydrioten nach einem „sax-pence" hat tauchen oder für viel Geringeres einen Kanakajungen bei Honolulu auf einen Kokospalmbaum mit affenartiger Geschwindigkeit hat klettern lassen und dann sein „think you" entgegennahm, oder wer im Deutschen Klub in Yokohama den „boy" den Kalender auf den 4. des Monats mit den Worten stellen sah: „to-day belong numbel four day", der wird es uns bestätigen, daß es elegantere Sprachen gibt als dieses Englisch, aber es ist doch und bleibt ein gewaltiges Machtmittel der Engländer, und weil sie überall mit ihrer Sprache so schön durchkommen und auch in den fernsten Meeren ihren Union Jack so nahe und so mächtig bei sich wehen haben, so haben sie es leicht im Osten und im Westen, unter Gelben und unter Schwarzen das zu bleiben was sie sind: Engländer.

In dieser Hinsicht ist es uns Deutschen seit Jahrhunderten leider recht schlecht ergangen. Wie mancher Deutsche, der über das große Wasser ging, hat nicht nur äußerlich „fremd gemacht", wie der Mann auf der Walze sagt, er ist uns auch innerlich fremd geworden, ja er hat sogar sein gutes Deutsch verlernt und gegen ein schlechtes Englisch oder Spanisch eingetauscht. Ich wanderte einmal jenseits des Ozeans mit einem deutschen Landsmann durch die Straßen einer englisch sprechenden Stadt. Des Öfteren begegneten wir anderen Deutschen, und denen rief mein Begleiter zu: „Hau du!" und sie antworteten: „Hau du!" Erst dachte ich, was es denn hier zu hauen gäbe; bis mir klar wurde, daß kein Ausrufungs-, sondern ein Fragezeichen dahinter gehörte und daß die guten Deutschen sich englisch-abgekürzt grüßten: „How do (you do)?" Ich wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. — Nun braucht ja kaum bemerkt zu werden, daß es stets rühmliche Ausnahmen gegeben hat, die etwas auf ihr Deutsch hielten, aber der große Haufe der lieben Lands-

leute draußen beeilte sich ängstlich, sich mit dem fremden Firnis zu bedecken. Und wenn je ein Mann bei deutscher Art und Sprache blieb, so lange er ledig war, wenn er eine Fremde heiratete, so wars damit vorbei. Vielleicht daß der Sohn aus Geschäftsrücksichten noch Deutsch lernte, die Tochter gab sich die Mühe schon nicht mehr, und bald wäre der Familienvater einsam und fremd im eigenen Hause gewesen, wenn er sich nicht auch zur fremden Weise bequemt hätte. So ist mancher Wilhelm Schmidt zu einem William Smith und mancher Karl Müller, der etwa einer geborenen Casablanca die Hand gereicht hatte, zu einem Don Carlos Muller de Casablanca geworden; die Kinder ließen dann das Muller weg und heißen Alfonso Casablanca oder Dolores Casablanca. Traurig, höchst traurig; aber nicht allzu verwunderlich. Es gab ja so lange kein Deutschland, wie sollten die Deutschen in der Ferne deutsch bleiben? Wie sollten sie die Sprache von Leuten sprechen, die schutzlos und darum rechtlos im fernen Lande wohnten? „Hau ihn, er hat keinen Freund!" Unter diesem edlen Grundsatz haben unsere Brüder draußen lange schwer leiden müssen. Wie hätte der zerrissene, ohnmächtige Deutsche Bund sie auch davor bewahren können? Man hatte sich in der Welt daran gewöhnt, ihn für nichts zu achten, und der kleinste Negerstaat glaubte sich gegen Deutsche alles herausnehmen zu dürfen.

Lehrreich ist in dieser Hinsicht ein Blick in unser Verhältnis zu Marokko; zu lehrreich, als daß wir ihn gerade jetzt nicht kurz darauf werfen sollten. Als zur Zeit, da Ostfriesland das erste Mal preußisch war, ein Emder Schiff an der marokkanischen Küste scheiterte, ward der Kapitän Klock und seine Mannschaft nach Mogador gebracht. Der Sultan Muley Ismael ließ sie vor sich führen. Als er vernahm, daß die Gefangenen Untertanen des preußischen Königs Friedrichs II. seien, betätigte er seine Bewunderung des Königs dadurch, daß er die Unglücklichen frei ließ. Dazu versprach er, daß seine Kaper die preußische Flagge respektieren und schützen sollten. Friedrich II. vernahm die Kunde mit Vergnügen. Ohne zu bedenken, fügt Onno Klopp dieser Geschichte hinzu, daß es für einen mächtigen König ehrenvoller sei, die eigenen Untertanen selbst zu schützen, als sie durch den Sultan von Marokko schützen zu lassen, gebot er, die Worte desselben durch die Zeitungen zu veröffentlichen. Das war im Jahre 1780. Im Jahre 1800 schien der neue Sultan von dem Ruhm Preußens nichts mehr zu wissen. Da ward das Schiff eines Kaufmanns in Memel von Marokkanern genommen, die Mannschaft zu Sklaven gemacht. Was geschah für diese? Eine Kirchenkollekte zum Loskauf wurde von der preußischen Regierung ausgeschrieben. Ein eigentümliches Mittel. Indessen

es war doch wenigstens etwas. Als aber hernach Anfang der fünfziger Jahre die preußische Brigg „Flora“ von denselben Riffpiraten ausgeplündert worden war, da geschah gar nichts, trotz der lebhaften Bemühungen des Prinzen Adalbert von Preußen.

Wenn so etwas ungestraft hingehen konnte, war es da anderen Raubstaatlern zu verdenken, daß sie Deutschland und die bei ihnen wohnenden Deutschen gering schätzten? Und konnte man es diesen verargen, wenn sie mit ihrem unbeschützten Deutschtum sich nicht besonders laut an den Laden legten? Wir selbst haben ja zu des deutschen Bundes, nun Gott sei Dank, weit hinter uns liegenden Zeiten daheim oft genug Klagelieder angestimmt. Konnte da die Harfe der in der Fremde verlassenen Brüder einen hellen, freudigen Ton geben? „An den Wassern zu Babel“, so klagten die verbannten Juden, „saßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die darinnen sind. Denn daselbst hießen uns singen, die uns gefangen hielten, und in unserm Heulen fröhlich sein: Lieber, singet uns ein Lied von Zion! Wie sollten wir des Herrn Lied singen im fremden Lande?“ So ging es den Deutschen draußen mit ihrer Sprache. Zwar es vergaß keiner sie ganz in seinem Herzen, aber es war ihm schmerzlich in ihr zu reden. Nur in deutschen Liedern gab er allenfalls seinen Gefühlen Ausdruck, in deutschen Liedern von der deutschen Heimat. Der „Arion“ aus New York hat vor einigen Jahren in Deutschland manch schönes deutsches Lied meisterhaft gesungen, und doch, wo bleiben die Kinder und Kindeskinder dieser Sänger? Sie gehen dem Deutschtum, insonderheit der deutschen Sprache verloren.

Das ist so gekommen und konnte nur so kommen, weil wir keine Seemacht hatten, um diejenigen, die dem alten germanischen Wandertrieb gefolgt sind, draußen zu sammeln, zu schützen, an uns zu fesseln und beim deutschen Wesen, insonderheit bei deutscher Zunge zu erhalten. Da ist viel versäumt. Es kann aber manches noch wieder gut gemacht werden. Mit der Gründung des neuen Deutschen Reiches ist neues Leben, ist ein neuer Zug in die Sache gekommen. Schon hat unsere junge Kriegsmarine, von den Kolonien ganz abgesehen, manche moralische Eroberung gemacht und manches, was fallen wollte, gestärkt und gehalten. Und gar manchem fremden Volke eine andere, bessere Meinung von Deutschland beigebracht. Mehr denn zwanzig Jahre sind es her, daß wir mit drei Kriegsschiffen von Nicaragua Genugtuung für an Deutschen begangenes Unrecht erwirkten, aber als ob es gestern gewesen wäre, so lebendig steht mir die Parade vor der Seele, die damals die nicaraguanische Streitmacht, einige Hundert sogenannte Soldaten, einige Herren Offiziere sogar mit Stiefeln an, zu

Ehren unserer Flagge abhielten. Und so etwas nimmt den Mund voll gegen die Sieger von Metz und Sedan, bloß weil es denkt, daß sie keine Flotte haben! So mögen vor einigen Jahren die Neger auf Haïti auch gedacht haben. Es sind ihnen aber andere Gedanken beigebracht worden. Es waren zwar nur deutsche Schulschiffe zur Stelle, aber ihr Ultimatum genügte. Als in den entscheidenden Stunden ein Offizier zur Überbringung desselben an Land geschickt wurde, diente ihm ein daselbst wohnender Deutscher aus Sachsen als Führer. Der fühlte sich sehr als Weltgeschichte machender Zeitgenosse. Von einem Bekannten auf dem Wege angeredet, was er denn habe, sprach er die großen Worte gelassen aus: „Was wern mer ham, e kleenes Uldimadum!" Das macht Eindruck, das tut Wirkung und hebt nicht nur das Herz eines Deutschen zu freudigerem Schlage, sondern öffnet ihm auch den Mund zu stolzerem und lauterem Deutsch. Der unter der Asche glühende Funke des Deutschtums wird durch den Wind, der deutsche Schiffe in den Hafen trägt, mächtig zur Flamme entfacht. Und dann tritt die deutsche Sprache einen neuen Siegeslauf an. Man muß es gesehen haben, um es zu glauben, welch einen starken Antrieb zu neuer Betätigung ihres Deutschtums die Deutschen draußen durch den Besuch eines deutschen Kriegsschiffes empfangen. Und je mehr die deutsche Flagge im Hafen weht, desto mehr wird die deutsche Sprache am Lande zur Geltung kommen. Leute, die Jahre lang kein deutsches Wort über die Lippen gebracht haben, können mit einem Male wieder Deutsch, sobald der Salut eines deutschen Kriegsschiffes über ihr Dach dahindonnert. An einen großen Hafen der Westküste Südamerikas muß ich denken. Da kamen eines schönen Sonntags ungezählte Landsleute zu uns an Bord, geladene und ungeladene, aber doch willkommen. Die ließen sich unseren Rheinwein trefflich munden, und je mehr sie davon tranken, desto fließender wurde ihr Deutsch. „Prost Bruder", hörte ich einen zum andern sagen, „prost, der deutsche Kaiser bezahlt alles!" Das tat der nun freilich nicht, sondern wir Mitglieder der Offiziermesse waren die Wirte, aber das tat der Wirkung keinen Eintrag, die keine andere sein konnte als Stärkung des deutschen Bewußtseins bei den Gästen. So ganz beiläufig kam denn auch wohl am Abend, wenn der Wein die Zunge gelöst hatte, heraus, daß am Morgen deutsche Predigt und deutsches Kirchenlied an Bord das deutsche Herz tief ergriffen hatten, das dergleichen lange hatte entbehren müssen.

Der Verkehr sowohl der Landsleute sowie auch der Fremden mit deutschen Seeoffizieren und Mannschaften muß der Ausbreitung der deutschen Sprache um so mehr zugute kommen, als gerade die deutsche

Seemannssprache sich ganz besonders deutsch und rein gehalten hat, so rein deutsch, daß selbst der begeistertste Anhänger des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins seine Freude daran haben muß. Es ist viel Niederdeutsch dabei, aber das vermindert ihren Wert nicht. Es kann auffallend erscheinen, daß gerade die Sprache des so viel in der Fremde herumkommenden Seemanns sich von Fremdem so rein gehalten hat. Das muß wohl vom Triebe der Selbsterhaltung kommen, wie bei den Holländern die Reinlichkeit; wären die nicht so sauber, sie wären schon längst in ihren Morästen verkommen. Und wenn der Seemann sich nicht so fest und treu ans Deutsche hielte, seine Sprache wäre längst in der Ausländerei untergegangen. Viele Kaufleute, die „drüben" waren, gefallen sich nicht nur in englischer Kleidertracht und englischem Bartschnitt, sondern auch in zahlreichen Anglicismen und sogar in dem englischen Tonfall, in dem sie das Deutsche sprechen. Der Seemann tut das nicht. Er spricht selbst diejenigen deutschen Wörter deutsch aus, die der nichtseemännische Deutsche für fremd hält und als fremde schreibt und ausspricht. Dieser schreibt zum Beispiel der Quai, als ob es sich um ein französisches Wort handelte, während jener gut deutsch „die Kaje" dazu sagt. (Hafenmauer.) Die Gelehrten nennen die bekannten Pfähle im Wasser Duc d'Alben, als ob der Herzog von Alba jemals etwas mit dergleichen zu schaffen gehabt hätte, der Seemann sagt richtig „Dükdalben". Jene sagen: Kaiser Wilhelm der Große mache eine „Tagestour" von über 300 Seemeilen, dieser nennt die Tour ein Etmal. Jene gebrauchen das Fremd- oder doch wenigstens Lehnwort Pinsel, dieser das alte gute deutsche Wort Quast; jene sprechen von lavieren, der Seemann sagt kreuzen; jene Yacht, dieser Jacht; jene Botteli-er, als ob es französisch wäre, dieser spricht schlecht und recht wies geschrieben wird: Bottelier. Und wenn ja einmal er dem Fremdwort nicht entgehen kann, wie bei Hermaphroditschuner oder Biscuit, so ist er so frei sich dasselbe so mundgerecht zu machen, daß es wie deutsch klingt: Mufferdeischuner, Beschute. Manches gute deutsche Wort, das unserer neuhochdeutschen Schriftsprache abhanden gekommen ist, der Seemann hat es treu in seinem Sprachgebrauch bewahrt. Wer von uns Hochdeutschen gebraucht noch das Wort Ahming? Nur in dem Zeitwort nachahmen ists uns erhalten; dem Seemann ist es als Tiefgangsmaß und -Marke ganz geläufig, während sogar das nahe verwandte Ohm bei uns nur noch im Verschwinden gepeilt wird. Das altdeutsche Wort hle, Schatten, Schutz bedeutend, hat sich sonst nur in Orts-, Flur-, Berg-, Fluß- und Brückennamen erhalten, die Seemannssprache gebraucht es als Lee heute noch alle Tage in seinem ursprünglichen Sinne. Und wenn

der Seemann von einem Kolswin spricht, der neuhochdeutsche Mann macht Kielschwein daraus und mordet unbarmherzig die von jenem so treu bewahrte Erinnerung daran, daß unser „geschwind" ursprünglich „stark" bedeutete. In dieser treuen Bewahrung des Alten übertrifft der deutsche Seemann sogar seinen englischen Berufsgenossen. Hat doch dieser z. B. sein deutsches loadsman, Lotse, mit dem aus dem Romanischen stammenden pilot vertauscht, wiewohl der pilota eines ganz anderen Amtes gewartet hat als der Lotse. Manchmal scheint es, als ob Jan Maat doch ein englisches Wort im Munde führte; aber bei näherer Betrachtung stellt es sich auch wieder als ein gut deutsches heraus: Tide, der Zeitraum des Wechsels von Ebbe und Flut; reise! der Ruf, mit dem die Mannschaften zum Aufstehen des Morgens aufgerufen werden; back in seinen zahlreichen Bedeutungen; Sill, Davit, Maat und viele andere mehr, sie klingen alle englisch und sind auch oft dafür gehalten worden, und sind trotzdem unser gutes, vom Seemann uns gewissenhaft gehütetes Eigentum.

Es ist also nicht zu befürchten, daß es unseren Seeleuten gehen könnte wie früher manchen Deutschen, die nach Posen gingen, um daselbst zu germanisieren und die daselbst polonisiert wurden. Wie sie seit einem halben Jahrtausend ihre Sprache unverändert erhalten haben — das aus dem Jahre 1400 stammende „Seebuch" hat schon sein fünfhundertjähriges Jubiläum gefeiert, aber die seemännischen Ausdrücke darinnen sind so ziemlich dieselben wie die heutigen — so dürfen wir erwarten, daß für das kommende halbe Jahrtausend unsere Seeleute ihrer Sprache nicht nur fernerhin treu bleiben, sondern auch ihre Bahnbrecher werden in fernen Meeren. Je mehr unsere Seemacht sich ausdehnt, je mehr deutsche Schiffe hinausgehen, desto weniger kann es ausbleiben, daß die deutsche Sprache schon allein durch ihre Besatzungen ausgebreitet wird. Der Gewinn wird sich ja noch lange nicht in Zahlen feststellen lassen, aber gewinnen werden wir.

Und was für deutsche Geistesmächte werden auf allen den deutschen Schiffen in die Welt hinausgetragen werden. Die tragen ja mehr, viel mehr als „den Cäsar und sein Glück" . . . . sie bringen alle die geistigen Werte hinaus, mit denen wir Deutschen schon so lange Zeit der Welt in so hervorragender Weise gedient haben. „Ich dien'!" lautet der Wappenspruch des Prinzen von Wales. Überall in der Welt, wo der Kronprinz von England einen wenn auch noch so wenig liefernden Hoflieferanten hat, ist dieser Spruch in goldenen Buchstaben unter einem großen goldenen Wappen zu lesen. Ursprünglich stammt er von König Johann von Böhmen her, dem Sohn und dem Vater eines deutschen Kaisers. Als ihn der

„Schwarze Prinz" in der Schlacht, in der man zum ersten Male mit Kanonen schoß, bei Crécy 1346, vom Pferde hieb, da fiel ihm der Helm mit der kurzen aber bedeutsamen Inschrift zur Erde. Der Prinz nahm ihn auf, machte den Spruch zu dem seinigen und bis auf den heutigen Tag ist er bei seinen Nachfolgern in der Würde verblieben. Aber er ist eine Redensart ohne Sinn und Bedeutung geworden. An uns Deutschen ist es, diesen deutschen Spruch wieder zu Ehren zu bringen. Und wir wollen nicht nur, wir können auch der Welt mit etwas dienen. Nicht mit alten Schießprügeln, Schnaps und Opium, sondern mit dem Besten was wir haben, mit unserem Glauben, mit unserer Gesittung, mit unserer Sprache. Als in Frankfurt a. M. einst das Augsburger Interim eingeführt werden sollte, da ward den widerstrebenden Frankfurtern mit spanischer Soldateska gedroht, und der Kaiserliche Kommissar sagte zu dem Vertreter dieser deutschen Stadt: „Ihr sollt noch spanisch lernen!" . . . Mit dem Spanischen ists vorbei im großen Weltgetriebe. „Ihr sollt noch deutsch lernen," ihr Völker der Erde, so können wir heute sprechen, und es soll euer Schade nicht sein, denn ihr sollt dadurch Teil und Erbe empfangen an all den geistigen Errungenschaften, die Deutschland als die Vorkämpferin alles Fortschritts in der Welt in tausend heißen Kämpfen erstritten hat. Manchmal glich dieses mit so großen Gaben und — Aufgaben bedachte Volk dem „verlorenen Haufen", der zu den Zeiten der Landsknechte erwählt ward, in der vordersten Reihe die Schlacht zu eröffnen. Es hat sich dabei an schweren wirtschaftlichen Wunden mehr wie einmal schier verblutet, aber nun, da es sich so herrlich erholt hat und so mächtig geworden ist, nun darf es nicht auf den Lorbeern des großen Krieges, des größeren Friedensschlusses ausruhen. Auf dem Wege des Völkerfortschrittes gibts ungestraft keinen Stillstand — der Wettbewerb ist zu groß. Wer nicht weiter eilt, wird von irgend einem anderen Volke überholt. „Mehr! Weiter!" muß darum unsere Losung sein. Karl V. hat sie einst im Sinne burgundisch-dynastischer Interessen in den Niederlanden auf Münzen prägen lassen. Wir wollen sie uns in dem Sinne zu eigen machen, daß wir der Welt dienen mit dem, was wir so teuer erkauft haben.

Wer den Lauf der Weltentwickelung in großen Zügen verfolgt, der findet einen gewissen gesetzmäßigen Fortschritt aus der Enge in die Weite. Zuerst, im Altertume, bildeten vereinzelte Kulturvölker am Unterlaufe großer Ströme in günstig gelegenen Tiefländern Asiens und Afrikas so etwas wie Staaten und hatten potamische, d. h. Stromkultur. Dann beginnt mit Cyrus vom Orient aus das Streben, die Völker am Mittel-

meer durch Eroberung zu verbinden zu einer thalassischen, d. h. Mittelmeerkulturwelt. Darauf sehen wir die große Verbindung der gesamten alten Welt mit den Wegen oder vielmehr Straßen, „die alle nach Rom führten“, zur Kontinentalkultur. Seit Heinrich dem Seefahrer aber und dem von ihm eingeleiteten Zeitalter der Entdeckungen ist der Verkehr auf dem offenen Weltmeer, ist die ozeanische Kultur an der Reihe, und wer nun eine Macht sein will, der muß Seemacht sein. Deutschland kann nicht anders, es muß hinaus auf den Ozean, es muß hinüber an ferne Küsten. „Mehr! Weiter!“ . . . .

Wir haben die Freiheit, die Freiheit des Glaubens, die Freiheit des Gewissens, die Freiheit des Denkens nicht für uns allein erstritten. Sie muß Gemeingut der Welt werden. Wir müssen sie hinaustragen auf den Flügeln der deutschen Sprache. Wenn nach Schiller einer Dirne schön Gesicht allgemein sein muß wie das Sonnenlicht, wie viel mehr müssen wir das Licht des deutschen Geistes allen Völkern, Leuten und Zungen bringen und mit dem zweischneidigen Schwerte deutschen Wortes hineinblitzen in die Finsternis, die noch immer die Völker, in das Dunkel, das noch immer das Erdreich bedecket. „Mehr Licht“, mehr Fleiß, mehr gewissenhafte Arbeit, mehr gründliches Suchen und Forschen, mehr deutsches Studieren und Lernen tut der Welt not. Als der große Lehrer der Menschen zu seinen Boten sprach: „Gehet hin in alle Welt!“ was für einen Auftrag gab er ihnen mit, und mit welchem Rechtstitel sollten sie ausgehen? „Und lehret alle Völker!“ . . . . das ist unsere Aufgabe. Entweder wir verstehen sie und kommen ihr nach, oder wir müssen zu Hause bleiben. Und je mehr wir einsehen, daß wir, wie wir gegen die Boxer einen Weltfeldmarschall gestellt haben, auch den Weltlehrer stellen müssen, desto eher wird die ganze Welt noch am deutschen Wesen genesen, desto eher werden wir die Völker der Erde mit uns reißen auf dem Wege unserer Entwickelung zu einem großen, freien, denkenden Geschlecht. Und desto weiter wird die deutsche Zunge klingen, desto mehr wird die deutsche Sprache Weltsprache werden. Sie eignet sich dazu wahrlich besser als die Mischung von Romanisch und Germanisch, die man Englisch nennt. Es handelt sich ja bei der Seefahrt und Kolonisation nicht bloß um Handel und Industrie und Gelderwerb, dazu würde das Englische reichen, sondern um den Ausbau des großen geistigen Domes, in dem die Welt lernen soll, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, und welche Sprache wäre dazu besser geeignet als die eines Luther, eines Lessing, eines Kant, eines Schiller, eines Goethe, als die Sprache, in der ein Bismarck so gewaltige Reden gehalten hat. Wer dieser Sprache, von der die Engländer

selbst zugestehen, daß sie die Sprache der Philosophie ist, auf die Höhe ihres Weltberufes helfen will, der helfe durch eine starke Flotte die Wege bahnen. Venedig hatte nur einen geringen Landbesitz, aber mit Hilfe seiner Seemacht war es nicht nur im Handel, sondern auch im geistigen Leben seiner Zeit La Dominante. Soweit kann es die deutsche Sprache auch noch bringen. Also: „Mehr! Weiter!"

Daß dich Gott in Gnaden hüte,
Herzblatt du der Weltenblüte,
Völkerwehre,
Stern der Ehre,
Daß du strahlst von Meer zu Meere
Und dein Wort sei fern und nah!
Hoch dein Schwert, Germania!

Bücherschau.

Wilhelm Münch: Gestalten vom Wege. Band 42 der Deutschen Bücherei. Verlag von H. Neelmeyer, Berlin. 105 S.

Ja, man trifft merkwürdige und bemerkenswerte Gestalten am Lebenswege; aber der eine sieht sie, ohne sie zu beachten oder zu verstehen, der andere geht rasch und fremd vorüber und fragt nicht nach des Nächsten Lust und Leid. Münch hat sie mit teilnehmenden Dichteraugen geschaut, all diese wunderlichen, treuen, guten Seelen, sie studiert und mit feinster Seelenanalyse beschrieben. Nicht eigentliche Geschichten gibt er (bis auf vielleicht eine), aber Lebens- und Herzensgeschichte, humorgewürzt, reif und weise — wie wir es uns vom Verfasser der „Anmerkungen zum Texte des Lebens" nicht anders versehen konnten; und alles in der Münch eigenen edlen, abgeklärten, zu selbständiger Kunstleistung gewordenen Sprache. Man liest das Büchlein, das sich neben den vielen in der „Deutschen Bücherei" vertretenen Großen ehrenvoll behauptet, mit stiller Freude. Das trefflich geleitete Unternehmen der „Deutschen Bücherei", die jedes Bändchen für 25 Pfennig (hübsch gebunden 50 Pfennig) abgibt, verdient Beachtung und Unterstützung. E. G.

Graf S. J. Witte.

Von

George Cleinow.

St. Petersburg, Anfang Januar 1906.

Es ist schwer, über einen Zeitgenossen ein richtiges Urteil abzugeben; doppelt schwer, wenn ihn die Lebenswoge hoch über die Menschen hinausgehoben hat und er infolgedessen genötigt ist, seine Kämpfe vor den Augen einer ganzen Welt auszufechten, ohne indessen seine Absichten und Kampfesweise offenbaren zu dürfen. Mit der Höhe der Stellung scheinen auch die Dimensionen des vom Geschick emporgehobenen gewachsen, jede seiner Bewegungen scheint mächtiger. Wir Zuschauer werden veranlaßt, daraus zu folgern, daß nun auch die Triebkräfte des in der Höhe Kämpfenden gewaltiger seien, und daß jede seiner Willensregungen von größeren Folgen begleitet sein müßte. Wir sind leicht geneigt, dem Großen Fähigkeiten anzudichten, die er nie besaß, und jeder seiner Handlungen schreiben wir besondere Vorbedacht und Bedeutung zu. Dadurch tritt eine Wechselwirkung ein, die die Kräfte des Großen bis zu dem Augenblick steigert, in dem er gezwungen wird, eine echte Probe seines Könnens zu geben. Wehe, wenn er sich dann als untauglich erweist! Der Hohn der Massen wendet sich gegen ihn, und das Pendel der Ungerechtigkeit schlägt zurück vom unverdienten Lobeshymnus zur meist viel weniger verdienten Schmähung. Wir Publizisten sind leicht geneigt, uns dem Glauben hinzugeben, wir stünden über dem Großen und beobachteten sein Tun aus der Vogelschau. Welche Anmaßung! Wir schwimmen zum überwiegend größten Teil in dem Meer der Masse, aus der die eine große Woge ihn, den Ungewöhnlichen, herausgehoben hat, und schwingen mit den Wellen mit, die unsere Gefühle heben und senken, und geraten in Abhängigkeit von jener Woge, wenn wir uns ihr zu sehr genähert haben. Darum sind auch unsere Urteile schwankend wie die Oberfläche des Meeres und sie ändern sich leicht, je nach der Stellung der Sonne des Glücks zum Gegenstande unserer Betrachtung . . . .

* * *

Sergej Juljewitsch Witte wurde am 17. (29.) Juni des Jahres 1849 zu Tiflis geboren. Die Herkunft seiner Eltern ist nicht ganz aufgeklärt. Nach einer Annahme soll die Familie Witte baltischen Ursprungs sein. Am glaubwürdigsten scheint mir indessen die Mitteilung, wonach sein Vater von holländischen evangelischen Eltern stammte, die zu Ende des 18. Jahrhunderts, dem Ruf Katharinas II. folgend, in Südrußland eingewandert waren. Erst der Vater Wittes trat bei seiner Verheiratung zur griechisch-orthodoxen Kirche über. Die Mutter Wittes stammt aus russischer Familie. Zufolge einer, nach dem Frieden von Portsmouth durch die demokratische Presse gegangenen Mitteilung soll sie mit den Dolgorukow verwandt sein und somit von den Rurik abstammen. Unverbesserliche Spötter meinten damals, Witte würde für den Präsidentenposten der künftigen russischen Republik „präpariert". Für unsere Betrachtung ist das gleichgültig. Die Annahme, Witte habe niedersächsisches und slavisch-mongolisches Blut in seinen Adern und entweder gar keine religiöse Erziehung oder doch nur die wenig befriedigende der orthodoxen Kirche genossen, findet in seinem Werdegang Bestätigung. Die Tatsache, daß der Vater ein Renegat war, die Mutter aber einen Renegaten heiratete, läßt bei beiden auf tief wurzelnde, religiöse Überzeugung nicht schließen. Auch die Erziehung in der Familie ist nicht unter glücklichen Vorbedingungen vor sich gegangen. Man versetze sich in das Drum und Dran eines großfürstlichen Hofes im Kaukasus. Der Vater Wittes war einer der höchsten Kanzleibeamten — Direktor der landwirtschaftlichen Abteilung der Statthalterschaft. Wie das Leben in diesen Kreisen verläuft, haben russische Schriftsteller eingehend geschildert. Das der Familie Witte bildete keine Ausnahme. Sergej Juljewitsch mußte die Schule tausend Werst von der Heimat entfernt in Kischinjoff besuchen. Während der Zeit, da er zum Jüngling und Mann heranreifte, ist sein intimster Umgang die Familie eines jüdischen Kaufmanns Rafalowitsch gewesen. Er studierte Mathematik in Odessa, sehr ernst aber kann dies Studium nicht gewesen sein. Die neurussische Universität war damals auch nur ein Technikum. Dann tritt Witte 1870 seine Laufbahn als kleiner Buchhalter an, ohne einen akademischen Grad erreicht zu haben.

Der Lebensweg Wittes seit 1870 ist in drei Abteilungen zu teilen: als kleiner Beamter bis 1876, als Mann des Erwerbs großen Stils bis 1892 und als Staatsmann. Die beiden ersten Abschnitte haben für uns nur Interesse der Vollständigkeit wegen; auch finden wir in ihnen die ausgeprägten Züge, die den spätern Staatsmann auszeichnen.

Nach Beendigung des Technikums meldete sich Witte bei dem damaligen Betriebsdirektor der Südwestbahn, Stern, mit der Bitte um Anstellung als Rechnungsbeamter. Es ist bezeichnend für des jungen Witte Verhältnis zum Elternhause, daß er diesen wichtigen Schritt zunächst ohne die Hilfe des Vaters in Anspruch zu nehmen ausführte. Erst nach der Ablehnung seines Gesuchs fuhr er nach Tiflis, um sich durch Vermittlung seines Vaters eine Empfehlung vom Großfürsten-Statthalter Michael Nikolajewitsch geben zu lassen. Nun konnte Stern nicht mehr ablehnen, obwohl er eingestandenermaßen den Fähigkeiten des „dicken Studenten" nicht recht traute. Witte wurde auf irgend einer kleinen Station mit noch kleinerem Gehalt als Buchhaltergehilfe angestellt. Hier erregte er sehr bald die Aufmerksamkeit seiner Kollegen und Vorgesetzten durch seine ungeheure Arbeitskraft. Bald zeigte sich auch sein feines Gefühl zur Auffindung von Einnahmequellen. Es ist, als wenn eine Wünschelrute ihm beim Güterdienst zur Hand war, die ihm zeigte, wo eine Änderung der Organisation den Dienst gewinnbringender gestalten mußte. Seine Stärke lag in den Tarifen — ganze Tabellen hatte er im Kopfe —, erstreckte sich aber auch auf den technischen Dienst. Neben hundert Verbesserungen im Rechnungswesen erfand er hier eine neue Wagenkuppelung, die übrigens auch in den deutschen Eisenbahndienst Eingang fand, dort ein schneller wirkendes Meldesystem, neue Kontrollvorrichtungen usw. Angesichts solcher Leistungen konnte es nicht fehlen, daß Witte schon 1877 bei Ausbruch des Krieges gegen die Türkei Betriebschef der Zweiglinie der Bahn Birsula-Odessa wurde und dadurch unmittelbarer Mitarbeiter in Eisenbahnfragen des späteren Marineministers Nikolaj Matwejewitsch Tschichatschew, dem damals die Verteidigung der Schwarzmeerküste oblag. Hier verdiente er seine ersten Sporen. Das Jahr 1878 führte ihn als Vertreter der Südwestbahn-Gesellschaft nach Petersburg. Damit war der Weg zur höheren Karriere, zum Erwerb im großen Stile gefunden. Nun geht es schnell voran. In der Eisenbahntarifkommission des Grafen Baranow wird Witte unentbehrlich, und nur eine sehr gute materielle Entschädigung kann ihn veranlassen, den Posten eines Eisenbahndirektionspräsidenten in Kijew anzunehmen. Endlich 1889 wird er Direktor des Eisenbahndepartements im Finanzministerium. Seinen Aufenthalt an der Newa hat Witte gut genutzt. Was er am Hofe des Statthalters zu Tiflis an Intriguen und Streberei bei den Beamten gesehn, konnte er unter den aalglatten Höflingen und Bureaukraten in Petersburg sehr wohl verwerten. Er hat es rücksichtslos getan. Großfürst Michael Nikolajewitsch, seit 1881 Präsident des Reichsrats,

freute sich seines tüchtigen Protégés und führte ihn in die Hofgesellschaft, während der Finanzminister Wyschnjegradski und der Chef des Eisenbahnwesens Hübenet ihm gegen die zähe Masse des hauptstädtischen Tschinownikertums zur Seite standen. Das hinderte ihn freilich nicht, sowohl Wyschnjegradski wie Hübenet 1892 rücksichtslos an die Wand zu drücken, als er sie nicht mehr brauchte. Besonders die Intriguen gegen den Finanzminister wurden mit allem modernen Apparat geführt. Ich weise nur auf die Aufsätze in der jetzt Witte feindlich gesinnten „Moskowskija Wjedomosti," ferner der „Weser-Zeitung" und des „Berliner Börsen-Couriers" jener Zeit hin. Geld spielte keine Rolle. Nachdem Witte 1892 sechs Monate Eisenbahnminister gewesen war, wurde er im August Finanzminister. Eine kleine Geschichte, die mir in Odessa erzählt wurde, besagt, daß damit der Traum seiner Jugend in Erfüllung ging.

Die Ernennung Wittes zum Finanzminister wurde, abgesehen von seinen eigenen Wünschen, durch zwei Notwendigkeiten bedingt. Einmal war der russische Staat seit 1881 in die Ära der Eisenbahnverstaatlichungen getreten und bedurfte dazu jemandes, der das Gebaren der Privatbahnen genau kannte. Witte war der geeignete Mann. Zweitens waren die durch den Balkanfeldzug und durch chronische Mißernten stark erschütterten Finanzen des Landes auf einem Punkt angekommen, von dem aus keine Rettung mehr zu erblicken war. Der volkswirtschaftlich intensiv durchgebildete Wyschnjegradski sah sich am Ende seines Könnens. Seine Ratschläge hießen nur Minderung der Ausgaben für Heer und Flotte, Hebung der Landwirtschaft, insonderheit des Bauernstandes. Diesen Vorschlägen stand aber in erster Linie das Drängen der Panslavisten mit Alexander III. und Katkow an der Spitze entgegen. Sie wollten Rußland zur Vormacht in der Weltpolitik machen, Witte, der bisherige Erwerbsmann, versprach Alexander III., einen Ausweg zu schaffen. Es ist bekannt, wie solches geschah. Es wird auch verständlich, warum gerade die „Moskowskija Wjedomosti" sich damals so rücksichtslos für Witte ins Zeug legten. Im allgemeinen hat er die Wirtschaftspolitik seiner Vorgänger Reutern und Wyschnjegradski weitergeführt, aber rücksichtsloser als jene. Das trifft besonders für die Hineinziehung ausländischen Kapitals nach Rußland unter gleichzeitiger Vernachlässigung der Landwirtschaft zu. Nach beiden Richtungen hat er aber intensiver gewirkt. Früher wurde das Kapital zum Bahnbau, jetzt zur Schaffung einer Eisenindustrie herangezogen. Wirklich neue Gedanken hat er in die Finanzwirtschaft nicht hineingetragen, Seine Größe bestand darin, fremde Gedanken für seine Aufgabe nutzbar zu machen, und dementsprechend auch die Menschen. Aber er beherrschte

die Situation doch nicht in dem Maße, daß er die wirtschaftliche Tragweite der angenommenen Ideen auch vollständig überschaute. Dazu fehlte es ihm an umfangreicher und tiefer Bildung. Er sah sein Ziel — sonst nichts! Darum war er auch nicht wählerisch mit seinen Mitteln. Die Idee, den Branntweinverkauf zu monopolisieren, stammt von W. K. Schlippe, dem ehemaligen Gouverneur von Jekaterinoslaw. Schlippe hatte indessen eine Hebung des ländlichen Brennereigewerbes, sowie philantropische Ziele im Auge. Witte sah in dem Gedanken lediglich die neue Geldquelle; allein von diesem Gesichtspunkt aus brachte er ihn zur Durchführung — unter völliger Verneinung der Lebensinteressen der Landbevölkerung. Die Valuta-Reform ist ein Werk des hervorragenden Direktors der Petersburger internationalen Handelsbank, Adolf Rothstein, der auch bedeutenden Anteil an der Währungsreform in Österreich hatte. Die Durchführung hat den Charakter eines verschleierten Staatsbankerotts angenommen. Für Witte gab es seiner Aufgabe gemäß nur eine Losung: Gold! Gold! Gold! Er nahm es von dem Bauern, indem er ihm so viel Getreide zur Ausfuhr ins Ausland fortnahm, daß er sein Vieh verkaufen mußte, denn er vermochte es nicht zu ernähren. Dabei hatte Witte aber nur geringe Kenntnisse von den tatsächlichen Reichtümern des Landes.

Sein Vorbild war und ist heute noch Amerika. War dort in wenigen Jahren die Schaffung von allerhand Industrien mit Hilfe eines energisch arbeitenden Kapitals möglich, warum sollte es in Rußland nicht möglich sein?! Der volkswirtschaftlich völlig ungebildete Geschäftsmann übersah jedoch drei Dinge. Erstens hatten die von Europa in Amerika eingewanderten Menschen einen tüchtigen Packen von Kultur im Besitz und konnten daher das zum Ausbau einer Großindustrie und der Verkehrswege erforderliche Kapital aus eigener Kraft schaffen: dem Moskowiter fehlt Kultur, da die Kirche ihn künstlich davon abgeschlossen hat, und deshalb auch die Möglichkeit, sich Betriebskapital zu schaffen. Zweitens haben die europäischen Einwanderer die als Jäger lebende indigene Bevölkerung in Amerika wie Wild ausgerottet; sie haben also einen wohl erst durch viele Menschenalter kultivierbaren, in der Gegenwart aber europäischer Kultur hinderlichen Faktor beseitigt. Die Beseitigung von 90 Millionen unkultivierten und der Kultur gleichfalls schwer zugänglichen russischen Bauern zu Gunsten von Großgewerben nach amerikanischem Muster ist aber ein Unding. Schließlich ist Amerika ein freies Land, Rußland aber ein unfreies. Es ist kein gutes Zeichen für die Klarheit des russischen Liberalismus, daß gerade diese wirtschaftlichen Sympathien gewissermaßen den Ausgangspunkt bilden für das Vertrauen, das die russische In-

telligenz in Witte setzte. Man wird sie indessen verstehen, wenn man sich erinnert, daß es gerade Wittes Finanzgebaren ist, das ihn in Gegensatz zur moskowitischen Reaktion gebracht hat.

Für volkswirtschaftliche Erwägungen war Witte nicht zu haben. Dem entsprechend waren die Eigenschaften seiner Mitarbeiter. Er konnte nur solche gebrauchen, die neue Wege zum Gold fanden oder „sein" Finanzsystem verherrlichten. W. J. Kowalewski stellte als Direktor des Departements für Handel und Manufaktur die berüchtigte Reklameschrift „Die Produktivkräfte Rußlands" zusammen. Der Professor Gurjew errechnete jährlich neu den zunehmenden Wohlstand der Bevölkerung. Leute mit theoretischen Bedenken waren nicht geeignet für Witte. Darum mußte auch Ch. Schwanebach, dieser hochgebildete Wirtschaftspolitiker, aus dem Amte scheiden. Als er Witte einmal in längerer Rede auseinanderzusetzen wünschte, daß eine bestimmte Verordnung bestimmte volkswirtschaftlich schädliche Folgen haben müsse, soll Witte ihm ungeduldig ins Wort gefallen sein: „Exzellenz mögen ja recht haben. Aber das ist nichts für uns, schicken Sie das Manuskript nur ins Ausland, dort wird man sich sehr darüber freuen!" Sé non è vero . . .

Für die nationalen Gewerbe, insbesondere für die bäuerlichen hatte Witte nur dann Verständnis, wenn es in der Petersburger Gesellschaft gerade einmal Mode war, sich dafür zu interessieren. Als eins von hundert Beispielen sei dafür sein 1901 plötzlich erwachender Enthusiasmus für die Hausindustrie erwähnt. Ausstellungen wurden arrangiert, auf den Flüssen und Kanälen der östlichen Gouvernements schwammen große als Musterwerkstätten eingerichtete Kähne. Aber das war nur fürs Auge — in der Provinz geschah tatsächlich nichts. Wo dennoch etwas getan wurde, sind dafür die Sjemstwo und einige sich zufällig für die Hausindustrie interessierende Gouverneure verantwortlich.

Das Resultat der Finanzpolitik Wittes ist kurz gesagt: die Ansammlung eines großen Goldfonds in den Kellern der Reichsbank, der Rußland nicht gehört, und die unnatürliche Vermehrung eines städtischen und ländlichen Arbeiterproletariats. Neben dieser Verwüstung der nationalen Wirtschaft erscheint die technische Organisatoin des Finanzministeriums, der allein es zu danken ist, daß Rußlands Finanzen unter der Wucht der vergangenen zwei Jahre nicht zusammenbrachen, als eine Tat, für die die russische Gesellschaft Witte nur wenig Dank weiß — umso weniger, als gerade die Festigkeit der Finanzen sich als das stärkste Bollwerk der bureaukratisch unterjochten Selbstherrschaft herausgestellt hat. Doch, wie die einzelnen politischen Parteien darüber auch urteilen mögen,

diese Tat ist so gewaltig, daß sie ihm einen bleibenden Platz in der Geschichte Rußlands, und somit Europas und Asiens sichern wird.

* * *

Eins hat Witte aber nicht gekonnt — nämlich den künstlichen Bau mit den Kräften des russischen Volkslebens ausfüllen. Die anspruchslose Dulderkraft des Bauern hat er lediglich als Ausbeuter, nicht als kluger Wirt zu nutzen verstanden. Das Wittesche Staatsgebäude schwebt in der Luft und entfernt sich in dem Maße vom russischen Volksstaate, in dem es dazu beigetragen hat, die echte russische Wirtschaft zu untergraben und zu vernichten. Die modernen Fabriken Wittes nahmen Millionen ländlicher Handwerker den Verdienst, ohne die Bedarfsartikel im Inlande selbst erheblich zu verbilligen. Infolge dessen hat er Millionen von Leuten während der Wintermonate in die Städte getrieben und aus ihnen das gefährliche hungrige und ungebildete Proletariat gemacht, das gegenwärtig gegen die Pfeiler von Recht und Gesetz anstürmt, nicht um idealer Zwecke willen, sondern lediglich deshalb, weil es nichts zu essen hat, ein Spielball jedes zungenfertigen Volksredners! . . .

Witte, der angeblich liberale Staatsmann, tatsächlich aber nur moderne Großunternehmer, ist selbst vor den törichtsten Repressivmitteln nicht zurückgeschreckt, um Bestrebungen der russischen Gesellschaft, die ihm für seine Pläne schädlich schienen, zu unterdrücken. Hierher gehört sein Widerstand gegen die im Jahre 1898 geplante Agrarreform; bei dieser Gelegenheit sollte die Sjemstwo auch in den übrigen 55 Gouvernements des Reichs eingeführt werden. Witte kam der Plan durchaus ungelegen, da er nicht nur Geld kostete, sondern — und das vor allen Dingen — auch die Provinzverwaltungen in höherem Maße als bis dahin an der Besteuerung des Landes beteiligen sollte. Dadurch wurden aber seine eigenen Steuerquellen berührt. Um das Übel abzuwenden, ließ er eine Denkschrift fertigstellen, in der er dem Zaren klar bewies, daß die Erweiterung der Sjemstwo unbedingt zum Zusammenbruch der Selbstherrschaft führen müsse. Die Folge dieses Vorgehens wurde der Abgang des Ministers des Innern Goremykin und die Ernennung Sipjagins an seine Stelle. Witte ward auch äußerlich der mächtigste Mann am Zarenhofe.

Seit jener Zeit bis zur Enthebung von seiner Stellung als Finanzminister hat er dem Lande positiven Nutzen auf keinem Gebiet gebracht. Im Gegenteil! Da die ganze Zeit einen fortgesetzten Intriguenkrieg zwischen den durch Sipjagin und Plehwe vertretenen moskowitischen Großgrundbesitzern und den durch Witte vertretenen Großindustriellen

darstellt, hat Witte eher geschadet. Man kann diesen Kampf gleichzeitig ein Ringen der russischen Nationalisten mit allem Fremdländischen nennen. Denn es ist nur natürlich, daß den belgischen und französischen Kapitalisten, die in Rußland industrielle Unternehmungen schufen, bei dem herrschenden Regime in der Politik eine weit größere Rolle eingeräumt wurde und im Interesse des Staatskredits eingeräumt werden mußte, als den Moskauer Fürsten, deren landwirtschaftliche Betriebe nicht den ihnen zukommenden Faktor in Wittes Rechnungen bildeten. Damals wurde Witte von der oppositionellen Gesellschaft laut als ihr Mann reklamiert — zu ihrem eigenen Unglück. Erst im Jahre 1902, nachdem seine Denkschrift gegen die Sjemstwo bekannt geworden war, begann man auch in diesen Kreisen ihn mit Mißtrauen zu betrachten. Seine engen Beziehungen zur demokratischen und händlerischen Presse setzten ihn indessen bald in den Stand, die Bedenken zu zerstreuen. Niemals getraut hat ihm wohl von all den Fortschrittlern nur Peter Dolgorukow. Wie wenig Witte zu den Liberalen gerechnet werden durfte, geht schon daraus hervor, daß er die Politik Pobjedonoszews gegen die baltischen Provinzen und gegen Finnland unterstützte, und daß er nur dann für die Juden eingetreten ist, wenn er fürchten mußte, den Staatskredit im Auslande zu verlieren. Sämtliche Judengesetze, die zur Amtszeit Wittes erlassen wurden, tragen durchaus nicht den Stempel, als habe an ihnen die Arbeit eines liberal denkenden Mannes gewirkt. Und wenn man gar die finanzpolitischen Maßnahmen Wittes gegen Finnland betrachtet, so gelangt man zu dem Schluß, daß die Ära Plehwe-Bobrikow lediglich mit Hilfe eines Witte möglich werden konnte!

Im Jahre 1903 fiel Witte in Ungnade, angeblich, weil er sich geweigert habe, die Unternehmungen der Herren Besobrasow & Co. finanziell zu unterstützen. Dieser Grund wurde wenigstens von seinen Freunden in der Presse, z. B. von Propper in der Birshewyja Wjedomosti verbreitet. Ich möchte an ihn nicht glauben. Die ganze Vorgeschichte des Krieges gegen Japan liegt noch im Dunkeln. Wäre Witte wirklich ganz reinen Herzens, er würde als erster mit aller Energie die Verfolgung der Schuldigen betreiben, schon um dem rasenden See der Gesellschaft ein Opfer überliefern zu können und seine eigne Volkstümlichkeit zu festigen. Es scheint mir richtiger, wenn ich die hauptsächlichsten Gründe auf dem Gebiete der inneren Politik suche.

Es ist nur natürlich, daß die nach den fetten Gründerjahren im Lande herrschende Krisis zu einer vermehrten Beunruhigung der niederen Volksklasse geführt hatte. Plehwe machte Witte für die Ausbreitung der

revolutionären Bewegung verantwortlich — Witte schob die Schuld auf Plehwe. Der Kampf ging äußerlich besonders um die dem Finanzminister unterstellten Schulen, die Plehwe unter die Aufsicht des Ministeriums der Volksaufklärung gebracht wissen wollte, und um das Institut der Fabrikinspektoren, das wieder dem Ministerium des Innern unterstellt werden sollte. Wie bekannt, unterstützten Sipjagin und Plehwe die Idee, es sei notwendig, den Arbeitern eine staatliche Organisation zu geben, und ihre Unzufriedenheit, soweit sie sich gegen die Bureaukratie und die Staatsform richtete, auf den, wie bereits erwähnten, ausländischen Kapitalismus abzulenken. Wir erinnern nur an die von Subatow organisierten Streiks in Odessa und Moskau. Gerade diese Gegnerschaft gegen Plehwe hat Witte in den Augen der Gesellschaft groß gemacht. Als er durch die Ernennung zum Präsidenten des Ministerkomitees kalt gestellt wurde, stieg sein Ansehn noch mehr. Die mit der Regierung unzufriedene Gesellschaft glaubte auch in Witte ein Opfer des Regimes sehen zu müssen, während er doch nur elenden Intriguen wich — übrigens, wie die neueste Geschichte Rußlands lehrt, durchaus nicht grollend.

Dennoch hat er die ihm von den Liberalen zugedachte Rolle eines Märtyrers seiner Überzeugung willig übernommen, und seine Homere an der Newa, in Frankfurt a. M., London und Wien machten den großen Finanztechniker auch zu einem politischen Helden. Als dann die Zeit kam, in der Witte den Beweis der Echtheit für seine Größe erbringen sollte, waren die Augen aller Welt auf ihn gerichtet, und die auf ihn gesetzten Hoffnungen waren um so größer, je schwieriger es schien, unter den Männern des hinsiechenden Rußlands Würdige zu finden, die dem Emporgehobenen an die Seite gestellt werden konnten.

* * *

Plehwe wurde ermordet. Wo ist Witte? Witte stand im Mittelpunkt der Gedanken derer, die mit und um Rußland sorgten. „Der liberale Witte, der große Witte.“ Wo ist er? Witte wartete auf den Ruf des Zaren und ließ durch die Presse auf auswärtige Berater des Hofes wirken, die diesem ihrerseits beizubringen suchten, daß ohne Witte Rußland verloren sei. Die auswärtigen Geldgeber haben Witte, den „Unersetzlichen,“ entsprechend unterstützt. Witte selbst hat sich scheinbar zurückgehalten und im Stillen die Meinungen in der Gesellschaft sondiert. Er ist vielfach mit demokratischen Professoren in Verbindung getreten und hat gewartet. Gewiß hat es am Hofe nicht an Intriguen gefehlt, die gegen den Wunsch, Witte möge Leiter der inneren Politik Rußlands werden, gearbeitet haben.

Swjatopolk-Mirski, ein sehr vornehm denkender, politisch aber unfähiger Mann, wurde Minister. Witte verstand es, sich dessen Vertrauen zu erwerben, und sorgte dafür, daß sein eigener Vertrauter und Gehilfe, Geheimrat Kuttler, erster Gehilfe des neuen Ministers des Innern wurde. Alle Welt in Rußland sah darin den Anfang einer Überleitung des Regimes in die Hände des „liberalen“ Witte.

Die Welt hat sich nicht getäuscht. Indessen Witte wählte einen etwas andern Weg zur Macht, als die meisten Menschen glaubten. Eines Tages erschien er als Warner und Staatsretter vor dem Zaren. Ungerufen! Mit Hilfe der Slavjanophilen hatte nämlich Swjatopolk-Mirski eine Übergangsverfassung ausgearbeitet, die etwa das verwirklichen sollte, was einige Monate später in erweiterter Form Schipow gefordert hat. Der Plan wurde von der Kaiserin-Mutter energisch gefördert. Witte führte dieselben Argumente ins Treffen, die er früher gegen die Sjemstwo vorgebracht hatte. Dies geschickte Eingreifen erwarb ihm die Freundschaft des Großfürsten Sergej Alexandrowitsch, und so kam es, daß in dem Augenblick, da man an der Newa berechtigt schien zu glauben, der Zar stünde unter dem Einfluß des liberalen Witte, die Maßregelung einer ganzen Anzahl fortschrittlich gesinnter Adliger erfolgte. Aus diesen Tatsachen wird vielleicht sein Verhalten erklärlich, als sich ihm zum zweiten mal die Gelegenheit bot, der Gesellschaft offen zu bekennen, wessen Mann er eigentlich sei.

In den Arbeitervierteln Petersburgs organisierte der genugsam bekannte Priester Gapon mit Hilfe der sozialdemokratischen Arbeitervertreter die niederen Massen zu einem angeblich friedlichen Bittgange zum Zaren. Die Untätigkeit der Regierung damals ist bekannt. Die Aufgabe Wittes setzte sich aus zwei Teilen zusammen: er mußte beim Zaren durchsetzen, daß die Organisatoren der Arbeiterbewegung, ehe diese gefährliche Dimensionen annahm, unschädlich gemacht wurden. Ging dies aus irgend welchen Gründen nicht, so mußte er durch Vermittelung Kuttlers auf Swjatopolk-Mirski bezw. auf den Stadthauptmann, General Foullon, einwirken, daß die Bevölkerung darüber orientiert würde, in welche Gefahr sie sich auf dem Bittgange begab. Witte tat solches nicht; er hat sich vollständig passiv verhalten, ließ hunderte von an der Politik unbeteiligten Arbeiter in eine furchtbare Falle gehn und ist dadurch zum Mitschuldigen derer geworden, die am 9. (22.) Januar 1905 auf das ahnungslose Volk geschossen haben. Die Behauptung Suworins, in jenen Tagen sei es nur notwendig gewesen, daß drei bis vier mutige Männer sich als Regierung proklamierten, um die alte zu stürzen, beruht auf Unkenntnis der inneren Zusammenhänge der Be-

wegung; infolge dessen fallen auch die Beschuldigungen in sich zusammen, Witte sei damals in Begriff gewesen, mit Hilfe einiger liberaler Professoren und Rechtsanwälte eine Regierung zu schaffen, sei aber von seinen demokratischen Freunden im Stich gelassen worden. Witte dachte gar nicht daran; denn er war damals, wie im Jahre 1898, wie heute der Überzeugung, daß das russische Volk an die konstitutionelle Monarchie auf demokratischer Grundlage oder gar an die Republik noch nicht herangewachsen sei. Notabene, wenn er überhaupt eine feste Ansicht zu dieser Frage haben sollte ... Aber er hatte auch nicht den Mut, seine Ansicht offen zu bekennen. Sein ganzes Verhalten seit jenen traurigen Januartagen bis auf den heutigen Tag zeigt uns Witte wieder in abwartender Haltung. Nirgends hat er sich äußerlich vorgedrängt, nirgends hat er sichtbar energisch zugegriffen. Und doch erfolgte die Ernennung eines tüchtigen Generalgouverneurs — Trepows — auf seinen Rat. Überall hat er sich zum Vermittler zwischen den Wünschen der Gesellschaft und dem Zaren gebrauchen lassen. Aber doch nur deshalb, weil niemand anders vermochte, den vom Volke völlig isolierten Hof mit der Gesellschaft zu verbinden. Es ist kein Reformvorschlag gemacht worden, möge er sich um Schule, Kirche, Arbeiterfragen, Polenfrage handeln, den nicht Witte lanciert hätte. Wenn es aber darauf ankam, in irgend einem Falle für irgend einen dieser Pläne seine Person einzusetzen, dann war Witte verschwunden. Irgend welche staatsmännische Initiative fehlte. Seine Entschuldigung der Gesellschaft gegenüber war immer dieselbe: „der böse Trepow, der böse Ignatjew, der böse Durnowo — sie agitieren gegen mich“. Und dennoch hat er Trepow so lange gehalten, bis dieser ihm aus irgend einem Grunde unbequem wurde. Dann wurde die Presse entsprechend unterrichtet, und Trepow, den er „seinen tätigsten Gehilfen“ nennt, wurde mit „Trauer im Herzen“ der öffentlichen Meinung geopfert. Mit Durnowo dieselbe Taktik.

Das dritte Mal, da Witte von Rechts wegen hätte Farbe bekennen müssen, war im März v. J., als der hervorragende Sjemstwo-Mann Schipow aus Moskau seine Vorschläge — Schaffung einer ständischen Vertretung — in Petersburg zur Geltung bringen sollte. Ich will nicht leugnen, daß gegen Witte ebenso scharf intriguiert wurde, wie gegen Schipow, daß seine Stellung eine heikle war. Aber grade deshalb mußte er damals, wenn er wirklich der weitsichtige Staatsmann sein wollte, als welchen er sich in der westeuropäischen Presse preisen ließ, seine Stellung aufs Spiel setzen. Entweder wurden die Vorschläge Schipows angenommen und dadurch alles vermieden, was seitdem in Rußland geschah,

und Witte blieb, oder aber sie wurden verworfen und Witte ging, oder schließlich, Witte bekannte sich als Anhänger der unbeschränkten Autokratie.

Nun tritt die für die Beurteilung der Persönlichkeit Wittes ungemein wichtige Frage in ihre Rechte, aus welchen Gründen Witte damals in der Öffentlichkeit so tat, als ginge die ganze Angelegenheit ihn nichts an. Direkt vermag ich sie weder bejahend noch verneinend zu beantworten, weil Witte durch keine öffentliche Äußerung oder Kundmachung seine wirklichen Absichten verraten hat. Dennoch kann eine stichhaltige Antwort erteilt werden, sobald man Witte in den großen Rahmen stellt, in dem er gewirkt hat. Dieser Rahmen ist schlechthin ganz Rußland.

* * *

Was ist Rußland? Rußland ist weder ein Agrarstaat noch ein Industriestaat, noch ein innerlich gefestigter Staat mit politischen Idealen, sondern lediglich eine gewaltsam zusammengehaltene Summe von 137 000 000 einzelner, Handel treibender Menschen. Rußland befindet sich zu neun Zehntel noch im Zustande der Naturalwirtschaft, und nur tausend Meter rechts und links von den Eisenbahnen hat die Geldwirtschaft die Oberhand. Geld ist ein rarer Artikel. Darum will es jeder haben. Der Bauer geht als Hausknecht in die Stadt und dient um zwei Rubel Lohn für den Monat; wer irgend schreiben und lesen kann, wird Beamter für neun Rubel. Hier sind die Ausgangspunkte zum Gelderwerb. Der Hausknecht läßt Eigentum der Hausbewohner verschwinden, um diese zu zwingen, ihm Trinkgelder zu geben, der niedere Postbeamte läßt Briefe Wochen hindurch liegen, wenn er Ostern ohne Geschenk blieb, und die Kohlengrube zu Bachmut kann nicht ein Pud des schwarzen Goldes abfahren, wenn sie nicht rotgleißend Gold den zehn Chargen der Kaiserlichen Eisenbahnstationsbeamten zu den Festtagen verabreichte. Fürst Drutzki-Lubetzki kann nur dadurch vom Chef des Handelsdepartements Kowalewski die Konzession für den Betrieb eines gewerblichen Unternehmens erhalten, indem er die Wechsel der Frau Schabelskaja quer schreibt, und die Sjemstwo von Orjol hat Unannehmlichkeiten, weil sie das Heu der Frau Durnowo nicht anders übernehmen will, als zu allgemein üblichen Bedingungen. In Rußland dient jeder Einzelne nicht einem großen Ideal, das er gemeinsam mit andern besitzt, sondern lediglich dem Gelderwerb; er wird Beamter, um einen Angelpunkt zu haben, von dem aus er Geldgeschäfte treiben kann. Jeder Einzelne verfolgt lediglich materielle Ziele oder aber er gerät mit den Behörden in Konflikt. Wer keinen Sinn hat für Gelderwerb, der

ist staatsgefährlich, denn er hat womöglich Ideale — politische Ideale! Die Entwicklung der letzten fünfzig Jahre hat dementsprechend alles ethisch-soziale und sehr viel nationales Verständnis verkümmern lassen und einzig den händlerischen Sinn im Volke ausgebildet. Die orthodoxe Kirche vermag ein kulturelles Gegengewicht nicht mehr zu bieten. Von Nationalgefühl redet aber nur die zermürbteste Klasse in Rußland, der Adel.

In diesem Rahmen wird nun die Frage des Staatskredits zum Mittelpunkte, und Witte, dem Finanzgenie, wird die Aufgabe gestellt, Rußland den Kitt der Organisation zu geben, der den Zerfall des Riesenreichs verhindern soll. Welches sind nun die Elemente zu Wittes Fähigkeiten? Als Niedersachsen oder Niederdeutschen ist ihm praktischer Sinn eigen; bedächtige Energie und eine Art von verschlagenem Biedersinn, der Vertrauen einflößt, stehen ihm zur Verfügung; er erinnert hierin an den holländischen Kaufmann. Seine Verschlagenheit wird verstärkt um das Maß, das ihm im slavisch-mongolischen Blute zugeführt wurde. Diese Zutat ist es auch, die einer Entwicklung der an sich schon im geringen Maße bei den Niedersachsen vorhandenen Fähigkeit, sich rückhaltlos zu opfern, entgegenwirken mußte. Von den Slaven hat Witte die Gabe, überraschend leicht aufzufassen — seine hohe Intelligenz, aber auch die Unfähigkeit sich zu vertiefen, dem Leben unter der Oberfläche nachzuspüren. Dazu gehört Gemüt. War solches vorhanden im Hause seiner Eltern zu Tiflis, in der Beamtengesellschaft, auf der Schulbank zwischen griechischen, rumänischen, mosaischen Kaufmanns- und russischen Beamtensöhnen, und später im unsoliden und gewinnsüchtigen Odessa mußte es verkümmern. Die Einführung in das Leben der Seele, die wir mütterlicher Fürsorge und religiöser Erziehung verdanken, fehlte. Witte hat auch nie Neigung für Dinge gezeigt, die nicht unbedingt praktisch waren, darum hatte er auch keinerlei Neigung zu ernsterem theoretischen Studium. Das wird auch bewiesen durch die Tatsache, daß er nach Beendigung des Technikums als Buchhalter seinen Gang durch das Erwerbsleben begann. Seine als praktisch anerkannten Ziele hat Witte aber stets mit eiserner Energie verfolgt — die Wege jedoch, die ihn zum Ziele führten, waren ihm gleichgültig, und zwar nicht nur im öffentlichen, sondern auch im Familienleben. Die Frau, die er besitzen will, kauft er ihrem Manne ab, wie er später seinen Gegner Schapow durch klingend Gold sich erkaufte, wie er den nachmaligen Finanzminister Kokowzew und den Schriftsteller Tatischtscheff zum Schweigen brachte, indem er den einen zu seinem Gehilfen, den andern zum Chefredakteur des Regierungsboten machte.

Konnte der Mann, dessen Leben in einer Umgebung, wie die gezeichnete, hinging, anders werden? Ist er nicht das charakteristische Erzeugnis seiner Zeit? — seiner materiellen, gewinnsüchtigen Zeit, in der jede Betätigung anderer als Erwerbsinteressen zum politischen, lebensgefährlichen Verbrechen gestempelt war? Und eben als die Essenz seiner Zeit konnte er, der händlerische Materialist, einzig das hervorbringen, was er leistete. Ein Mann, der den gezeichneten Lebensweg zurücklegte, konnte sich im heutigen Rußland bei der Reorganisation des Staatswesens gegen jedes ständische Prinzip nur sträuben und die Keime realer Kraft einzig in den händlerischen Fähigkeiten des Volks erkennen. Darum hat er diese zum Ausgangsboden der Wiedergeburt Rußlands gemacht. Ich denke mir, aus diesen Erwägungen heraus hat er die Vertreter des russischen Adels und Swjatopolk-Mirski beiseite geschoben und Schipow überlistet. Aus diesen Gründen ist das Gesetz vom 6. (19.) August entstanden, das alle Grade des Kapitalismus zur politischen Arbeit ruft. Seine Verdienste daran sind ganz zweifellos. In den Verhandlungen tritt eine so große diplomatische Fähigkeit zu Tage, wie sie selten zu finden ist. Ebenso groß ist aber die Einseitigkeit und die Oberflächlichkeit. Die ganze Arbeit zeigt wieder den kapitalistischen Unternehmer, der in der kapitalistischen Organisation den Urquell des staatlichen Lebens sieht, und dem das ganze Leben nur ein Rechenexempel ist. Es würde zu weit führen, diese Behauptung hier näher auszuführen, und so bitte ich den interessierten Leser, meinen Grenzboten-Aufsatz[1]) über dieses Thema nachzulesen. Die Akte vom 6. (19.) August stellt einen Sieg des Handels über die Landwirtschaft dar. Die Konsequenzen dieses Sieges hat Witte nicht gezogen. Oder, wenn er sie gezogen haben sollte, wie man aus der Entwicklung der Parteien seit dem 17. (30.) Oktober folgern könnte, dann ist er nicht mit der notwendigen Tatkraft vorgegangen, um die im Reichsdumagesetz festgelegten Absichten der Regierung ohne größeren Schaden für das Land in die Praxis zu übertragen.

Ist mir das Tun Wittes bis zur Veröffentlichung des Reichdumagesetzes durchaus gegenwärtig, so muß ich bekennen, daß ich mir kein klares Bild davon zu machen vermag, was er danach trieb. Erst in den allerletzten Wochen hebt sich sein wahres Bild deutlicher aus dem Nebel der uns umtobenden Anarchie.

Es gibt Kreise, die da meinen, Verhältnisse persönlicher Art hätten Wittes politische Anschauungen in reaktionärem Sinne beeinflußt. In erster Linie wird auf die Verheiratung seiner Tochter mit dem Legations-

[1]) Nr. 45—47 von 1905.

sekretär Naryschkin, einem Angehörigen der ältesten und einflußreichsten Kreise Rußlands, hingewiesen. Das zweite Moment soll in der Erhebung Wittes in den Grafenstand liegen. Seit diesem Augenblick sei auch seine Gemahlin, die bis dahin dem Hofe fernbleiben mußte, hoffähig geworden. Nun suche sie sich auch die Anschauungen ihres neuen Kreises anzueignen oder sie wenigstens zu vertreten. Frau Witte ist gewiß eine kluge und ehrgeizige Frau — und, wer wollte behaupten, daß die Herren der Schöpfung dem Ehrgeiz einer verehrten Frau stets erfolgreich Stand halten könnten!? Dennoch möchte ich diesen Momenten keine sehr große Bedeutung beilegen; Wittes ganzer Werdegang führt mich trotz Mangels gewisser Daten auf eine andere Erklärung. Wenden wir uns den Ereignissen zu.

Wie bekannt, brachte das Reichsdumagesetz der Gesellschaft nicht die gewünschte Beruhigung. Diese wollte von keiner Bureaukratie ein Wahlgesetz, sondern vom Zaren die Magna Carta.

Was hat nun Witte getan, um der Stimmung der Gesellschaft Rechnung zu tragen? Aus den mir gewordenen Mitteilungen scheint seine Tätigkeit auf zwei Gebieten gelegen zu haben. Auf der einen Seite hat er versucht, mit Hilfe seines ehemaligen Gehilfen Kowalewski, besonders in Moskau, die Kaufmannschaft zu organisieren. Das würde logisch mit dem Gesagten übereinstimmen. Mit Rücksicht auf den üblen Ruf Kowalewskis wird man verstehen, weshalb die Moskowiter sich gegen dessen Propaganda ablehnend verhalten haben. Ein Teil hielt es mit den Monarchisten, ein anderer suchte Anschluß an die in der Sjemstwo-Organisation vereinigten Demokraten. Der Generalgouverneur Durnowo hat indessen die Teilnahme der Kaufleute an den Verhandlungen der Sjemstwo zu verhindern gewußt. Nachdem sein Plan mißglückt war, soll Witte begonnen haben, die am weitesten links stehenden Demokraten zu unterstützen und sowohl den Hof, wie die indifferenten Kreise der Gesellschaft zu terrorisieren. Das klingt unglaublich!

Ich sträube mich dagegen, es zu glauben, daß er tatsächlich in solcher an Frivolität grenzender Weise das Wohl des Staates aufs Spiel gesetzt haben sollte. Wenn man aber sein gleichzeitiges Vorgehen am Zarenhofe daneben hält, dann kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als sei die Auffassung richtig. Bestätigt wird sie dadurch, daß der Generalstreik auf den Eisenbahnen sofort nach Veröffentlichung des Verfassungsmanifestes aufhörte, obwohl noch am gleichen Tage sämtliche Gruppen, die vorher beschlossen hatten, das Reichsdumagesetz zu boykottieren, sich als unzufrieden mit dem Gesetz erklärten. Hat Witte die

revolutionäre Ausstandsbewegung gar moralisch unterstützt? Die Antwort lautet „ja!", denn Witte hat persönlich zugegeben, er habe das Blutvergießen in Moskau provoziert, weil er den Umfang der revolutionären Organisation kennen lernen wollte! Diesen Grund wagt der Leiter eines Staates anzugeben, der für die Geheimpolizei jährlich mehr als 7 Millionen Rubel ausgegeben hat! Ferner scheint Witte sich auf einzelne Vertreter der Gesellschaft verlassen zu haben; denn er hat sich nicht auf alle Eventualitäten vorbereitet, die dem Manifest vom 17. (30.) Oktober folgen konnten. So mußte m. E. Witte in seiner Eigenschaft als Ministerpräsident in erster Linie darauf hinweisen, daß er als Vertreter der Staatsgewalt unter keinen Umständen eine Terrorisierung der durch das Manifest zufrieden gestellten Klassen der Gesellschaft dulden würde. Die Petersburger Garnison, auf die es hierbei in erster Linie ankam, war sicher — trotz einzelner vorkommender Verstöße gegen die Disziplin. Statt dessen hat Witte aller Welt klargemacht, daß er gesonnen sei, die weitere Beruhigung des Landes lediglich mit „moralischen" Mitteln durchzuführen. Ist es nicht lächerlich, einen Staatsmann solche Worte sagen zu hören? Ist die Bewegung eines Volkes nicht auch eine mechanische, die man nur mit mechanischen Mitteln zu plötzlichem Stillstand bringen kann? Der Graf beabsichtigte, durch seine Erläuterung zum Manifest die russische Gesellschaft einzufangen und gleichzeitig dabei die Rolle des Moralisten vor der Welt zu spielen. Graf Witte fehlte es an Mut, rechtzeitig einzugreifen; deshalb nahm er das Mäntelchen der Moral um, deshalb mußten in Moskau 100 Millionen Rubel Werte vernichtet werden — von den Menschenleben gar nicht zu reden.

* * *

Hiermit müssen wir die Schilderung der politischen Tätigkeit Wittes abbrechen. Der Vollständigkeit halber sei nur noch seiner Mission nach Portsmouth Erwähnung getan. Er übernahm die für den Vertreter eines geschlagenen Landes wenig angenehme Aufgabe, nachdem verschiedene echte Moskowiter ihre Durchführung abgelehnt hatten, aber auch nachdem es sich herausgestellt hatte, daß die Stimmung bei den als Zuschauer beteiligten Großmächten erwarten ließ, daß Japan zu bereits feststehenden Bedingungen zum Frieden gezwungen werden würde. Der Verlauf der Friedensverhandlungen ist so allgemein bekannt, daß ich mich darauf beschränken kann, meine persönlichen Eindrücke bezüglich der Verdienste Wittes an ihnen wiederzugeben. Witte hatte die Aufgabe, zu vermeiden, daß irgend ein auf persönlichem Gebiet liegender Zwischenfall die Friedens-

verhandlungen unterbrach. Die materielle Seite war bereits entschieden, als Witte von Petersburg abreiste. Was von Witte gefordert wurde, war nichts anderes, als der Takt und die Beharrlichkeit, die man von dem Leiter eines großen, wirtschaftlichen Unternehmens beim Abschluß eines Geschäfts fordert. Nicht ein Jota mehr! Die Aufgabe entsprach somit durchaus seinen Fähigkeiten. Tatkräftiges, offnes Vorgehen wurde von ihm nicht verlangt. Auf gleichem Gebiet lagen die Verhandlungen, die er mit den Vertretern der amerikanischen Haute-Finance zu pflegen hatte.

Die Ehren, die Witte nach seiner Rückkehr nach Petersburg von den verschiedensten Seiten erwiesen wurden, liegen m. E. nicht in der Anerkennung seiner Leistungen, sondern in dem Wunsche, dasjenige zu vertuschen, was hinter den Kulissen der Friedensverhandlungen vorging. Die russische oppositionelle Gesellschaft war sich voll bewußt, daß Japan am Ende seiner Kräfte angelangt war. Infolgedessen mußte nach ihrer Meinung die nächste Schlacht einen Sieg Rußlands ergeben. Der aber hätte die sofortige Erstarkung der Bureaukratie zur Folge gehabt. Den Liberalen fiel daher ein Stein vom Herzen, als der Friede vor einer Entscheidungsschlacht abgeschlossen wurde ...

Die Tätigkeit Wittes als Premierminister entzieht sich einstweilen unserer Beurteilung. Doch läßt sich erkennen, daß er danach strebt, ein Parlament zu berufen, das den in der Akte vom 6. (19.) August niedergelegten Ansichten entspricht. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß im ganzen Lande eine Agitation geht, von der Duma zu fordern, sie solle die unbeschränkte Autokratie wieder herstellen. Welche Stellung Witte solchen Wünschen gegenüber einnimmt, weiß ich nicht mit Bestimmtheit. Nach meiner persönlichen Auffassung wird er einer konstitutionellen Duma sagen, er sei stets konstitutionell, einer autokratisch gesinnten, er sei stets Anhänger der Autokratie gewesen. Das aber weiß ich, daß er auf eine sehr aktive Duma keinen Wert legt ... Divide et impera!

* * *

In großen Zügen habe ich den Lebenslauf des Grafen Witte, seine Tätigkeit als Geschäftsmann, Finanzminister und Politiker geschildert. Es wurde versucht, all die tausend Steinchen, aus denen das Mosaik seines Lebensbildes besteht, so zusammenzufügen, daß die wahren Linien des Charakters hervortreten. Trotz mancher Lücken, die das Bild aufweist, glaube ich mich berechtigt, ein Gesamturteil über den Mann abgeben zu können, auf dessen Tun sich die Aufmerksamkeit der ganzen Welt richtet. Nach meiner Überzeugung hat Witte Fähigkeiten, die ihn

hoch über das Meer der Alltäglichkeit hinausheben. Sie kommen zum Ausbruch in seiner Tätigkeit auf dem Gebiete der Organisation, der Diplomatie und der Intrigue. Aber diesen Fähigkeiten fehlt der seelische Inhalt. Darum mußte Witte ein Fiasko erleben in dem Augenblick, da Anforderungen an ihn gestellt wurden, die über das brutale Rechenexempel hinausgehen. So verlor er denn schließlich auch den Maßstab zur eigenen Beurteilung, er überschätzte seine Kräfte, indem er den Beifallsäußerungen der großen Menge Urteilskraft einräumte. Dadurch wird seine Schuld indessen verringert. Denn es gab in der russischen Gesellschaft, möge sie nun der Beamtenschaft oder Privatkreisen angehören, keinen Mann, dessen Fähigkeiten hätten mit denen Wittes verglichen werden können. Vielleicht Plehwe. Ferner darf man auch das Tragische seines Geschicks nicht aus den Augen lassen. In einem Lande, wo jede natürliche, also wahre Lebensregung mit eiserner Faust niedergehalten wurde, in einer Gesellschaft, in der der Schein alles ist, kann das Emporwachsen einer Natur, deren Moral allein auf der Wahrheit und auf dem Echten aufgebaut ist, nicht erwartet werden. Wenn wir also zu einem ungünstigen Resultat über des Grafen Eigenschaften kommen, so darf nicht vergessen werden, daß er dennoch unter den Männern Rußlands der stärkste Einer gewesen ist.

Ob ihn später einmal die Geschichte unter die Großen des Landes rechnen wird, hängt davon ab, ob ihm das Glück hilft, das erste Parlament so zu schaffen, wie er es wünscht, und gleichzeitig Rußland zur Entsagung von weltpolitischer Größe für ein halbes Menschenalter zu zwingen. Gelingt ihm solches nicht, dann war auch seine Tätigkeit umsonst, und unter den Trümmern Rußlands wird seine Größe begraben werden.

Mozart und die Zeitmusik.

Von

Rudolf M. Breithaupt.

Mozartfest! Ein olympischer Tag — ein Fest des Apoll. Die Erde leuchtet und die Himmel stehen offen. Musen und Grazien schicken sich an, den Genius zu schmücken. Charitinnen führen den Reihen. Ein lustiger Singetanz antiker Amoretten, raffaelitischer Putten und anderer Schelme. Ein paradiesisches Idyll, golden flutendes Licht, ambrosische Düfte, sphärische Zauberklänge. Und Götter und Göttinnen, Helden und Genien, alle Unsterblichen, lauschend unsterblichen Melodien. Das Ganze: ein Stück geträumter Renaissance — ein Hymnus ewiger Sonnenschönheit.

* * *

Wenn man an Mozart denkt, denkt man an Raffael und Goethe. Spricht man von seiner Kunst, so spricht man wie bei diesen von himmlischer Reine, Schönheit der Linie, Vollkommenheit der Form, jedenfalls von vollendeter Plastik und Symmetrie. Sein Stil vereinigt beide: Raffael und Goethe, Himmel und Erde, das ist gewißlich wahr!

Über den Ewigkeitswert des mozartischen Kunstwerkes bedarf es keiner Vorlesung. Was eines Volkes köstlicher Besitz, was einen Teil seines Glückes ausmacht, daran soll man nicht rühren. Ein anderes Thema paßte für diese Zeit — das Thema nämlich: „Mozart als Erzieher“. Es könnte uns manches sagen, was wir über den Besitz dieser Kunst vielleicht vergessen und unwiederbringlich verloren haben. Zwar, wir haben es doch so herrlich weit gebracht, z. B. in der Technik und anderen Dingen, daß uns eigentlich nichts not täte. Was uns fehlt, ist ja nur eine Kleinigkeit: ein bißchen Ohr, ein bißchen Klang, ein bißchen Seele, ja und — noch ein anderes: ein bißchen Sinn für naives Schauen — die plastische Sinnlichkeit. Jeder wahrhafte Musiker ist selbstverständlich im Innersten Mozartianer, wie jeder wahrhafte Mensch ebenso selbstverständlich für Goethe sich begeistert. Das gehört so zum guten Ton, sintemalen selbige Geister nun einmal die beiden größten positiven Erfinder sind, die die Kulturgeschichte überhaupt kennt. Man muß ihnen

schon zubilligen: sie schrieben so, wie sie sahen und hörten. Daher die ungeheure Einfachheit und Natürlichkeit. Man muß ihnen auch zubilligen, daß sie ein verteufelt geniales Gefühl für das Lautliche bezw. Klangliche hatten. Daher die Klarheit und Sinnfälligkeit. Es waren eben doch verflixt gescheite Köpfe. Es läßt sich eigentlich nichts wider sie vorbringen. Man muß sie also gelten lassen. Ja, wenn nur alle die guten Leutchen, alle die braven Musikanten, trefflichen Skribenten und Artisten diesen beiden hübsch folgen und nur ein bischen ihnen nachleben und nachtun wollten!

Die Begriffe über naives Schauen und einfaches Hinstellen dessen, was das Auge sieht, was das Ohr hört, haben sich inzwischen leider wesentlich verändert. Gewiß, man schätzt Mozart wie Goethe. Aber um die Erfindung schaut es gar jämmerlich aus.

Die Schwäche unserer heutigen Kunst hängt mit der einseitigen Entwicklung unserer rein intellektuellen Fähigkeiten zusammen. Der moderne Künstler ist zu sehr ein Denkwesen geworden, zu wenig Sinnenmensch geblieben. Was wir seit Mozart-Goethe an abstrakter Kombinationsgabe gewonnen, haben wir an sinnlicher Frische und Naivität im Erfassen der künstlerischen Dinge eingebüßt. Daher das Grübeln und Tüfteln, die Verquickung der Künste mit abstrakten Spekulationen. Weil sie nicht mehr ihre Instinkte walten lassen und sich nicht mehr auf ihre natürlichen Sinne verlassen, machen sie Anleihen bei den Schwesterkünsten, gebären in somnambulen Transzuständen ihre Wechselbälge, verlangend, daß wir sie für natürliche Produkte einer freien Phantasie, für frische gesunde Geisteskinder halten sollen. Das Künstlerische ist das Sinnliche. Kunst ist in erster Linie reine Sinnlichkeit. Was darüber hinausgeht: das Geistige, das, was der Phantasie entsprungen — ist ein Unlehrbares, Undeutbares, eben das Göttliche. „Poesie ist Sinnenreiz durch Worte" (Mauthner). Danach ist Musik: Sinnenreiz durch Töne und Klänge. „Ein richtiges Bild ist nicht durch Töne und durch Worte auszudrücken. Richtige Musik nicht durch Farben und wieder nicht durch Worte. Wenn Kompositionen und Bilder eine Geschichte zu erzählen versuchen, so sind ihre Musiker und Maler stumme Esel, und wenn der Literat eine Symphonie oder eine Landschaft erzählen will, so ist er ein schwatzhafter Esel, Bileams Esel, ein göttlicher Esel, aber doch ein Esel" (Mauthner). Wölfflin hat jüngst in einer bedeutsamen Abhandlung über „Dürer" eine neue Kultur des betrachtenden Auges aufgeführt. Ich glaube, wir müssen zu einem gleichen oder doch zu einem ähnlichen Resultate in der Betrachtung des Kunstwerkes aus dem Kunstwerke mittels unseres

sinnlichen Vermögens kommen. Unsere Sinne sind bestimmten Beschränkungen unterworfen. Wir können nur ein Einfaches sehen, ein Einfaches hören. Dieses Einfache muß notwendigerweise symmetrisch sein. Unser Ohr verlangt kategorisch nach einer bestimmten Gesetzmäßigkeit der rhythmischen und dynamischen Verhältnisse. Die klassische Form: das Schema des 2×2-Taktes, des 2×2×2-(=8taktigen)Vorder- bezw. -Nachsatzes und der 2×2×2×2-(=16taktigen)Hauptperiode — ist kein Zufall, sondern die einfache Anpassung an das einfache Aufnahmevermögen unseres Ohres. In produktiver Beziehung bedeutet dies: daß jedes zum Zwecke der Emanation tätige Hirn an einen bestimmten Formumfang gebunden ist. Es kann nur das und soviel in Form geben, als es inhaltlich zu fassen und zu leisten vermag. Die Form muß ebenso klar und knapp sein wie die sie darstellende Synthese. Sie kann der Symmetrie nicht entbehren, weil sie nicht ein Unförmiges sein kann, das wiederum — eben als ein Unförmiges — jeder konzentrischen Wirkung a priori sich entäußern muß. Jedes Darüberhinaus, jedes Behängen, Verschnörkeln, schwülstige Bepacken und Überladen würde die Klarheit des Gedankens ebenso stören wie sie die Einfachheit der Form zerstört. Daher ja auch bei den wirklich schöpferisch-großen Genies die wunderbare Plastik der Konzeption. Veränderungen, Umarbeitungen, Zutaten, Ausschmückungen der künstlerischen Idee müssen so geartet sein, daß einerseits ihre Klarheit nicht getrübt, andererseits aber unser Begreifen nicht erschwert wird. Jegliche Technik hat sich dieser zwingenden Forderung zu fügen. Sie hat Sklavin zu sein im Dienste der Wahrheit und der Klarheit. Die Technik ist die größte zu allen Zeiten und bei allen Völkern gewesen, die man nicht merkt. Ihr Hauptzweck kann immer nur sein: auf die einfachste und natürlichste Weise, mit den notwendigsten und unscheinbarsten Mitteln die vorgefaßte Idee zum Ausdruck zu bringen, zu formen. Das tat Mozart wie die Klassik überhaupt. Sein Hirn wie sein Ohr ließ nur das Einfache, Natürliche, Begriffsmäßige und Begriffsfähige zu. Er stellte zwischen produktivem Ausdruck und seiner formellen Gestaltung eine unerreichte Harmonie her. Diese künstlerische Harmonie strahlt eine gleiche künstlerisch-harmonische Wirkung aus. Sie liegt darin, daß unser Ohr empfangend, bei der ersten sinnlichen Wahrnehmung, sofort das wohlige Gefühl des Gleichmaßes, sowohl des rhythmischen wie dynamischen, empfindet und sich unbewußt dadurch angezogen fühlt, daß das Dargestellte seinem Aufnahme- und Anpassungsvermögen entspricht. Selbst das geschulte Ohr eines durchgebildeten Musikers kann nicht über eine bestimmte Grenze der Aufnahmefähigkeit hinaus. Goethe setzte Wort an Wort, Raffael

Farbe an Farbe, Mozart Ton an Ton. „Komponieren" (= componere) heißt eben: etwas (mit Worten, Farben, Tönen) zusammensetzen nach Maßgabe der einfachsten Verhältnisse. Je reiner und einfacher dieselben, je klarer die Idee, um so unmittelbarer die Wirkung auf die Sinne, um so größer die Wahrscheinlichkeit eines allgemeinen Verstehens, die Erkenntnis oder Ahnung ihres Inhaltes bezw. ihrer Bedeutung. Diese Tonreinheit in ihrer idealen Wirkung auf unser Ohr, der ungeheure Wert der natürlichen Anpassung an den gemeinsamen Kunstverstand der Menschheit, die wichtige Bedeutung der Kunst als Sinnenreiz — das ist's, was wir über „Mystik" und „Symbolistik" vergessen haben und was wir durchaus zurückgewinnen müssen; denn um den Gedanken- und Gefühlsbrei der Moderne zu „verstehen", will sagen gehörsmäßig in sich aufzunehmen, rein sinnlich überhaupt wahrzunehmen, dazu gehört schon der Paroxysmus eines wahnsinnigen Parteigängers.

Die heutigen Lärm-Musiken beweisen nicht nur eine geringe Einsicht in den künstlerischen Zweck der Mittel, sondern vor allem eine brutale Mißachtung der gemeinen Organisation unserer natürlichen Gehörfunktionen. Um dies zu erklären: es wird heute z. B. so instrumentiert, daß man oft den Leitgedanken überhaupt nicht mehr erkennt. Man instrumentiert, um zu instrumentieren, nicht aber, um seine künstlerische Absicht zu einem einfachen sinnfälligen Ausdruck zu bringen. Nichts ist heute einfach, alles kompliziert. Das Unbestimmte, Unklare, das Verschwommene, das Gleißen und Flimmern ist Ziel und Zweck der modernen Instrumentation. Wahrlich, die Lüge unserer Zeitmusik, der traurigste Flitter, ihre geistige Blöße zu verdecken! Mozart sagte sich: Gedanken instrumentieren sich von selbst. So blinken seine Melismen in silberner Reinheit. Heute ist's umgekehrt: die Instrumentation ist dazu da, die Gedanken (so man sie hat!) zu verbergen. Selbst ein geübtes Ohr gerät nach kurzer Zeit völlig in die Irre. Abgesehen davon, daß es mangels sicheren Erkennens und Bestimmens der Basen wie oft sogar der Tonalität jeden Halt und jeden Überblick verliert, es kann einfach die Komplikationen, die ihm zugemutet werden, nicht fassen. Die Zerstreuung der Klänge ist zu groß, als daß überhaupt noch eine Sammlung möglich wäre. So kommen beispielsweise die ersten Geigen ungeteilt kaum mehr vor. Vier-, sechs-, acht- und mehrfache Teilungen sind nichts ungewöhnliches mehr. Desgleichen werden die zweiten Violinen geteilt verwendet, ebenso Bratschen und Celli. Richard Strauß scheut sich sogar nicht, an den Fundamenten zu rütteln und die Kontrabässe zu zerlegen. Ebenso wird mit den „Bläsern" verfahren, nur daß hier das unerhörteste

Raffinement hinsichtlich der Ausnutzung der instrumentellen „Lagen“ in ihren Kombinationen getrieben wird. Das mag hingehen und ist künstlerisch gewiß erlaubt, sofern es nur die Idee auf natürliche Weise mit sich bringt, sofern also die Mittel irgendwie motiviert erscheinen. Leider aber werden die Lagen-Grenzen derartig verschoben, daß die Individualität des einzelnen Instrumentes kaum noch zu bestimmen ist. Es muß einfach hergeben, was es in seinem Klangvermögen und an Ausdrucksfähigkeit nur irgend besitzt, ob es paßt oder nicht, ganz gleich. Inwieweit hier das künstlerisch zulässige Maß überschritten wird, mag die Tatsache erhärten, daß man jüngst bei dem Hören eines modernen Orchesterwerkes mit dem besten Willen nicht fähig war, einen markanten Holzbläser-Akkord sicher zu entwirren und in seine instrumentellen Bestandteile zu zerlegen. Flöten, Oboen, Klarinetten, Fagotten, Englisches Horn, Baßklarinette und Kontra-Fagott waren so raffiniert gemischt, daß man beinahe keines der Instrumente mehr rein herauszuhören vermochte, da jedes seine Rolle vertauscht zu haben schien und über seine natürliche Fähigkeit hinaus in Anspruch genommen war. So wie hier, wird von den meisten die individuelle Selbständigkeit der einzelnen Instrumente oder ganzer Instrumentalgruppen völlig dem Zwecke virtuoser Farbenmischung untergeordnet. Dergestalt bekommt man weder das liebliche „Grün“ einer Oboe, noch das satte „Blau“ einer Klarinette oder das milde „Rot“ der Hörner in voller Reinheit mehr zu hören. Man nennt das: „differenzieren der Farbtöne“, und der Künstler spricht überlegen von der „modernen“ Kultur des Ohres, von „subtileren“ Gehörsempfindungen, von Freilichtstudien, Lichtklängen usw. Wohin das führen kann, drückt **Mauthner** einmal in klassischer Schärfe aus, und zwar zur Kritik der Malerei („Kritik der Sprache“ I. 95): „Man lernte Farben differenzieren, die man früher nicht sah. Und es ist für mich kein Zweifel, daß unser Augenapparat immer noch verfeinert wird, wie er durch Millionen Jahre verfeinert worden ist. Es ist für mich kein Zweifel, daß hervorragende Maler mehr sehen als ihre Vorgänger, und daß sie ihre Zeitgenossen lehren, gleichfalls mehr zu sehen. Bei uns sind so Uhde und Liebermann dabei, das Sehorgan der Menschheit zu verbessern, *wenn sie auch bei ihren Experimenten selber etwas von der Gesundheit des eigenen Apparates eingebüßt haben.*“ Auch gewisse Musiker sind dabei, das Hörorgan der Menschheit zu „verbessern“ und sich und uns dauernd an der Gesundheit des natürlichen Apparates zu schädigen. Es wäre besser, wir wüßten heute nach hundert Jahren die Feinkunst eines *Mozart* so zu handhaben, daß alles just wie bei ihm wie aus silbernen

Fäden gesponnen zu sein scheint und dennoch höchst einfach und natürlich klingt. Man höre sich einmal die Ouvertüre zur „Zauberflöte“ daraufhin an — wie einfach das gemacht ist — wie das glitzert und blinkt! Und wer wissen will, wie ein modernes Genie instrumentiert, kaufe sich für 3 Mk. die kleine Taschenbuchausgabe der Partitur zum „Siegfried-Idyll.“ Ein analoges Beispiel: Jüngst war in der von Heylschen Sammlung ein älterer „Böcklin“ zu sehen: „Euterpe“ inmitten einer blühenden Landschaft. Das war ein reiner Farbenakkord. Das tiefe „Blau“ des Himmels, sich wiederspiegelnd in einem, die Landschaft durchziehenden Flüßchen, ein saftiges „Grün“ der hingelagerten Matten, ein volles sattes „Braun“ des zu Füßen Euterpens äsenden Rehes, und das „Purpurrot“ des ihr von den Schultern wallenden Mantels. Vier einfache Farben, einfach neben einandergesetzt, unvermittelt und unverbunden, wirkend allein durch die Kraft ihrer Selbständigkeit und durch die natürliche harmonische Zusammensetzung. Das nenne ich instrumentiert! Richard Wagner hat für die Fähigkeit Mozarts, dem Instrumentellen zur tiefsten künstlerischen Wirkung zu verhelfen, das schöne Wort geprägt: „Gesangsausdrucksfähigkeit des Instrumentalen.“ „Mozart hauchte seinen Instrumenten den sehnsuchtsvollen Atem der menschlichen Stimme ein . . .“ Das ist's, was uns fehlt. Unsere Instrumente plärren, schnarren, quälen, tuten und was weiß ich. Daß die Flöten jubilieren, die Oboe seufzt, die Klarinette von Lieb und Sehnsucht singt und das Fagott, der liebe gute Onkel unter den Instrumenten, mit seinem Humor dazwischen schnackt — kurz, daß sie alle Seele haben und singen, singen von Freuden und Schmerzen, Lieben und Leiden, und nicht nur dies, sondern daß sie auch alles mit dem höchsten menschlichen Adel wiederzugeben und auf die Stufe höchster künstlerischer Verklärung zu bringen imstande sind — der Verlust dieser Fähigkeit Mozarts dünkt mich der schwerste unserer Zeit. Alles ist heute charakteristisch, höchst charakteristisch, aber auch höchst brutal und scheußlich. Der bel canto der Instrumente (der der menschlichen Stimme ist's schon lange) ist auf den Hund gekommen, sie haben ihre Individualität verloren. Klingt's irgendwo einmal schön, da merkt man's auch, da ist's so recht raffiniert gemacht, auf daß die Sinne nur ordentlich gereizt werden. Es ist der schöne Klecks, der von sich nichts weiter aussagt, als daß er ein Klecks. Von Gesang ist nicht die Rede, von „Gesangsausdrucksfähigkeit“ schon längst nicht.

Die künstliche Differenzierung wirkt natürlich wiederum auf die Ohrbildung im allgemeinen nachteilig ein. Die heutige Menschheit hört weder einfach noch rein (im absoluten Erkenntnissinne). Ja ich glaube,

daß keine Zeit so schlecht gehört hat wie die unsrige (schlecht im Sinne von ununterschiedlich, verständnis- oder kritiklos). Das ist nur zu erklärlich. Das Ohr ist häufig infolge des Übermaßes der orchestralen Mittel sowie infolge der Übertreibung der Wirkungen einem derartigen Wellenanprall ausgesetzt, erleidet eine derartig heftige Erschütterung des Nervenapparates, daß es weder das Ganze noch das Einzelne mehr wahrzunehmen oder auseinander zu halten imstande ist.

Die träge Masse berühren ja derlei Wirkungen nicht. In glücklicher Passivität läßt sie sich die größten Ungeheuerlichkeiten geruhig gefallen. Sie „hört" ja nichts und „versteht" auch die Musik nicht, da sie sich nicht die Mühe gibt mit dem „Ohr" selbständig zu hören, d. h. Töne, Intervalle, Harmonien, die Themen und ihre Gestaltung, Aufbau und Form zu fassen, zu behalten und zu reproduzieren. Sie nimmt das Kunstwerk im großen und ganzen, als einen riesigen Farbfleck oder ein sinnverwirrendes Geräusch, äußerlich, dumpf und stumpf entgegen. Was dem künstlerisch Feinfühligen und Feinnervigen an Herz und Nieren greift, läßt sie ohne Widerstand und innere Abwehr über sich ergehen; denn je größer der Jahrmarktstrubel, je lauter das Tam-tam, um so größer die Willenlosigkeit und endliche Betäubung. „Ich fürchte fast, daß die Überladung unseres Orchesters mit Farben, d. h. mit dem schwingenden Material der Töne, einmal als Barbarei wird empfunden werden. Die reine Musik beruht auf etwas ganz anderem: auf den verhältnismäßig einfachen und durch den Kontrollapparat der Ohren leicht zu überschauenden Zahlenverhältnissen der Tonschwingungen" (Mauthner). Das gilt sowohl für die Ästhetik der absoluten Formmusik wie für die Ästhetik der modernen Ausdrucksmusik. Der Begriff des Schönen ist zwar wandelbar, aber die Gesetze der Natur, der Form, des Gleichmaßes der Kräfteverhältnisse bleiben doch immer dieselben. Daher die Menschen ja alle wie erlöst aufatmen, wenn sie etwas sehen oder hören, was ihrem Aufnahmevermögen entspricht. Wo Mozarts Schalmeie erklingt und ein einfach „Liedchen" geblasen wird, das Ohren und Geist gleich schnell und leicht eingeht, und das der einfache Sinn des einfachen Menschen nicht nur faßt, sondern beim einmaligen Hören oder nach wenigen Wiederholungen zu dauerndem Besitz erwirbt, da fühlt sich noch ein jeder froh und glücklich.

Daß schließlich das Farbenunwesen auch zur Stillosigkeit geführt und unserer Kunstmusik ein typisches Gepräge gegeben hat, sei hier nur nebenbei erwähnt.

Nur eins muß uns noch bei Mozarts Gedenken berühren.

Der ganze Witz der Musik ist: die Melodie, das Thema. Ob absolute Musik oder freie Phantasie (Programmmusik, symphonische Dichtung), ganz gleich: ein Hirn und ein Herz muß der Schaffer haben, es muß quellen und schwellen. Ein Tropf der Musikus, der sein Melos im Ränzel vergaß. Er ist nicht edelbürtig. Was er auch beginnen möge, seine Tonkunst ist Stückwerk, und das beste, was er geschaffen, bleibt guter Wille und Absicht. Unfähigkeit zur Melodik ist Notzucht des eigenen Geistes. Kunstübung ohne melodisch-thematischen Kern: Idiotismus, vielleicht ein unbewußter Idiotismus, ein entschuldbarer Idiotismus, aber doch ein Idiotismus.

Mit dem Melos zugleich ist Rhythmik und Harmonik geboren. Die drei Elemente bilden eine Einheit, nicht eine Dreiheit. Jede lebensfähige originelle Melodie bringt die ihr entsprechende Harmonik fix und fertig mit. Die einseitige Ausgestaltung des harmonischen Elementes auf Kosten des melodischen oder rhythmischen läßt sich immer auf inneren Erfindungsmangel zurückführen. Wo der göttliche Odem versagt, muß des Menschen Verstand leimen und flicken. Diese Schusterkunst ist keine Himmelskunst. Die glänzende Harmonik eines schlechten, unoriginellen Themas ist eine unmusikalische Phrase, ein Lügengespinnst, der große Notbehelf der Schwachen, der „Talente". Das Genie hat zeugende Kraft. Es bedarf keines trügerischen Scheines. Mozarts Kunst ist: melodische Zusammenfassung, nicht harmonische Auflösung. Sie ist aufbauend, nicht zerlegend. Und da das Besondere im allgemeinen enthalten, so ist sie auch: malend, charakteristisch. Mozarts Melismen zeigen Schnitt, Profil, Charakter. „Figaro", „Susanne", „Don Juan", „Zerline", „Donna Anna", „Papageno", „Papagena", „Sarastro" usw. — sie sind alle von schärfster charakteristischer Prägung zufolge ihrer genialen melodischen Einkleidung. Jedweder Typ ist melodisch auf den Kopf getroffen. Er wirkt nicht durch Handlung und Szene, durch Worte oder Taten, sondern allein durch die melodische Gebärde, die ihn von vornherein als eben diese bestimmte Person aufs genaueste kennzeichnet. Diese Kunst, die durch die Intensität des melodischen Ausdrucks wirkt, läßt uns beschämt gestehen, daß wir nichts können. Mozart ist unser Gewissen. Keine Zeit hat einen solchen Tiefstand absoluter musikalischer Erfindung erreicht wie die unserige. Wir stehen am Wendepunkt der Dinge. Die jüngste riesenhafte Entwicklung unserer instrumentalen Technik wird hoffentlich bald ihr Ende sein. So richtig es ist, daß die Kunstmusik der Laienmusik voraufeilt und das Ohr des modernen Musikers sich außerordentlich verfeinert hat, so sehr wünschen wir, daß wir an der Gesundheit unserer

Sinne nicht länger mehr geschädigt werden. Der Name Mozart ruft in allen Landen die Sehnsucht wach nach einer zweiten Blüte musikalisch-schöpferischer Gedankenkraft, wie sie dies Genie und seine Nachfolger Beethoven und Schubert in ungeheuerem Reichtum uns erschlossen haben. Wir bedürfen wahrlich neuer Säfte und Kräfte, nicht allein für die Oper (besonders für die Spieloper und komische Oper, opera buffa), sondern auch für andere, seit Brahms' Tode nur kümmerlich und „akademisch" vegetierende Kunstgattungen, wie z. B. die Sonate, das Konzert, und den Kammermusikstil (Trio, Quartett usw.). Helfe das Erinnerungsfest an den großen Toten, daß wir den Bildnern bald nachkommen. Lassen wir vor allem das Dichten und Deuten, das Instrumentieren und Differenzieren, die ganze nichtige Harmonisiererei, und lernen wir einmal wieder für das Ohr, für die Sinne zu schreiben. Positive melodische Werte, symmetrische Formgebung, straffe Rythmik und ein künstlerisches Maß der Kräfte (Dynamik), das macht die Kunst! An Technik hätten wir, denke ich, genug! Der Boden ist bereitet. Entsprosse ihm bald der geniale Schößling, der — wurzelnd im Schoße der Natur — die vorhandene Kultur auffaugt und wieder aus blühendem Kelche uns ewige Melodien tropfen läßt.

„Ich glaube an Gott, Mozart und Beethoven, in Gleichem an ihre Jünger und Apostel! Amen!" (R. Wagner.)

Gotteslieder.

Von

Fritz Philippi.

Es kam die Zeit, da sank die Welt dahin.
Da stieg herauf vor meinem Aug,
Bis tief hinein in beide Augen stieg,
Wohin ich schaute, ... Gott!

Sprach ich zu mir: Es ist der hohe Wald;
Ein Ackerfeld sprießt auf mit grüner Saat;
Und über meinem Scheitel, kindlich froh
Am blauen Band läuft eine Wolkenschar ...

Dann sah ich Gott, ganz nah, zum Atmen nah.
Und ob ich schloß die Augen wie ein Tor,
War Gott in mir! ... —

Ich hob die Füße auf und floh.

Hinweg! Wo ist der Weg zur Welt?
Wo rette ich mich hin vor Gott?
Und hielt ich ein in atemloser Flucht,
Schlug in der Brust ein Hammer auf
Zum Ohr: „Sprich du, ich bins!“ ... —

Da hub ich an, mit Gott zu reden.
Ich zitterte: Laß mich, du Gott!
Geh aus dem Weg in deinen Himmel!
Ich sehe nichts vor dir.
Vor deinen schweren, weltentiefen Blicken
Erschrickt mein Leben wie ein scheues Wild.
Ich kann nicht schlafen, kann nicht lachen.
Ich komme um in deiner Fülle.
Entlaß mich aus der Einsamkeit mit dir! ... —

Doch in der Brust der Hammer schlug,
So Schlag um Schlag:
„Ich bins! ...
Verlegt ist jede Flucht.
Du bist umstellt ...
Vergottet bist du und die Welt.“

* * *

Du Gott! um den ich mich verzehre,
Sprich, daß ich dein bin!
Nicht wie die Erde und der Himmel,
Sondern dein, weil du mit mir sprichst.

Du Gott! um den meine Seele Qual hat,
Sprich, daß es mein Recht ist,
Mich dir zu nahen;
Nicht wirbelnder Wahn, daß ich dich suche,
Und will dich erreichen, Unendlichkeit!
In meiner Seele ...

Und sprichst du: Nein, du bist es nicht,
Bist Staub und Nichts von Gestern und Morgen ... — ?

Dann will ich mit meiner letzten Kraft
Mich höher achten als du mich;
Will sagen vor dir, du bist zu stark,
Zu spotten mit der Armut Mensch ...
Und will Staub und Nichts sein.

Du Gott! Meiner Seele Qual nehm ich vor dich.
Steh Rede!
Schweige, wenn du vermagst:
Bin ich nicht dein? ... —

Und Gott sprach im Gewölk der Frühe:
„Mensch!"
Wie eine Stimme fernher von der Sonne,
Die über den Berg kam,
Der Nacht entgegen.

* * *

Als ich vom Traum genas zum neuen Tag,
Sah ich Gott kommen auf der Weltenstraße.
Sein Mantelsaum war gleich der Morgenröte.
O Schreiten himmelhoch!
Vorüber gings an allem, was erschaffen war,
Vorüber, als läg es hinter jenem Schreiten schon,
Bevor es Gott begegnet.

Und das Erschaffne bebte unter Gottes Tritt
Ein ungeheures, traumhaft Gliederregen,
Ein Tönen hörte ich, wie Hunde winseln
Vor ihres Herren Tür.

O Schreiten himmelhoch!
Vorüber gings an allem, was erschaffen war,
Vorüber,
Bevor es Gott begegnet.

In einem Weltenwinkel sah ich mich.
So eine leise, scheue Winzigkeit.
Verkriech ich mich? Wird Gott mich übersehn? ...
O Himmelhoch!
Das Kommen wird vorüberschreiten,
Bevor ich ihm begegnet! —

Das Kommen hält im Schreiten ein,
Wohl einen Augenblick. —
Die Sonne folgte hinterher
Und suchte stumm die Erde ab:
Wen grüßte Gott?

* * *

Es ward mein Ohr erreicht von einem Wort:
Wie Gott der Erde Sorgfalt anbefahl
Über dem kleinsten Stäublein, das er ihr vertraut:
Nicht um ein Stäublein sollst du minder werden! ... —

Es heult der Sturm und riß mit wilder Hand
Geballt in Wolken Erdstaub himmelhin ...
Und regungslos die Erde lag und ohne Angst ...
Nach dreien Tagen kehrt der Staub zur Mutter.

— — Und wieder hört mein Ohr ein Wort:
Wie Gott der Erde Sorgfalt anbefahl
Über dem letzten Tropfen Tau im Weltenmeere:
Nicht um ein Wasser sollst du minder werden! ... —

Die Sonne warf den Brand aufs flache Land,
Lag auf dem Meer und sog die Flut zur Höh.
Und regungslos die Erde harrt und ohne Angst
Der Wasser, die zum Schoß der Mutter stürzten ... —

Seitdem fühl ich des Lebens letzten Staub
Verwahrt, entnommen jeder Fährlichkeit.
Doch wie ein Vogel flattert über Land
Die Seele: Herr befiehl!
Um keine Seele sollst du minder werden!

Archäologische Forschungen in Westdeutschland.

Von

Hans Dragendorff.

I.

Längst hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß die historische Forschung sich nicht auf die literarischen Quellen beschränken kann. Man muß sich dafür nur einmal klar machen, wie klein der Zeitraum, aus dem wir literarische Überlieferung haben, im Verhältnis zu den seit dem ersten Auftreten des Menschen verflossenen Jahrtausenden ist, wie klein räumlich das Gebiet ist, aus dem wir schriftliche Aufzeichnungen haben und erwarten können, zu dem, das nie schriftliche Überlieferung kannte. Aber selbst für die Zeiträume und die Gebiete, aus denen wir schriftliche Aufzeichnungen haben, erhalten wir durch sie doch nur ein unvollständiges Bild. Wir müssen uns nach anderen Hilfsmitteln umsehen, um die Lücken zu füllen, um über den engen Kreis dessen hinausgreifen zu können, wovon zufällig Schriftsteller zu erzählen für wert hielten. Die monumentale Forschung muß die literarische ergänzen, und neben der literarischen Überlieferung muß die monumentale nutzbar gemacht werden; die gesamte Hinterlassenschaft eines Volkes muß uns von ihm erzählen helfen.

Hand in Hand mit der steigenden Erkenntnis von dem Werte monumentaler Forschung ist eine Wandlung in der Arbeit des Archäologen eingetreten. Durch Ausgrabungen wollen wir in erster Linie historisch verwertbares Material gewinnen; was die Funde uns lehren können, ganz einerlei ob sie in einem kostbaren Einzelfunde oder in ärmlichen Topfscherben bestehen, das entscheidet. In überwältigender Fülle strömt uns das Material aus der monumentalen Hinterlassenschaft der Vorzeit zu und durch sorgfältige Bearbeitung und Beobachtung dessen, was wir bei Ausgrabungen sammeln und in Museen und Sammlungen bergen, kommt die geschichtliche Erkenntnis Schritt für Schritt weiter.

Zugleich hat sich damit auch die Technik der Ausgrabungen geändert. Will man die Funde historisch verwerten, so darf man sich nicht auf das Augenfällige beschränken, sondern muß *alles* beachten; und man darf sich nicht auf den Fund beschränken, sondern muß die *Fundumstände*

genau beobachten. Je weniger Einzelwert ein Fund hat, um so mehr Wert kann er oft durch seine Einordnung in einen großen Zusammenhang gewinnen. Unter diesen Gesichtspunkten werden jetzt wirklich wissenschaftlich geleitete Ausgrabungen unternommen. Und mag dem Laien auch oft die Sorgfalt, mit der jede Scherbe aufgelesen und studiert wird, übertrieben erscheinen — der Historiker ist dankbar für das Material, das ihm auf diese Weise vom Archäologen zugetragen wird.

Die Fortschritte, welche die Altertumsforschung mit Hilfe der Ausgrabungen gemacht hat, sind blendend. Ganze Kulturperioden sind namentlich im Mittelmeergebiet neu entdeckt worden. Aber auch in unserem Vaterlande ist der Archäologe eifrig an der Arbeit. Unendlich viel bescheidener ist freilich, was da gefunden wird. Aber an wissenschaftlichem Werte stehen unsere Ausgrabungen denen in fernen Ländern nicht nach. Von dieser archäologischen Arbeit in Deutschland möchte ich hier einiges berichten. Und wenn ich auch nicht ein so wechselndes Bild vorführen kann, als wenn ich über die Funde in Griechenland oder Kleinasien berichtete, so hoffe ich doch auf das Interesse der Leser; denn die archäologische Arbeit, von der ich erzählen will, ist aufs engste mit der Frühgeschichte unseres Vaterlandes verknüpft.

Die Träger der lokalen archäologischen Forschung in Deutschland sind seit Jahrzehnten in erster Linie die wissenschaftlichen Vereine gewesen. In einer Zeit, als an den Universitäten, in den Kreisen der zünftigen Archäologen noch kaum einer die provinzialen einheimischen Altertümer eingehender Beschäftigung für wert hielt, fanden sich im Lande zahlreiche Lokalforscher, die mit der Liebe zu dem heimatlichen Boden die Freude an seiner Geschichte verbanden. Solche Leute wußten andere für ihre Arbeit zu interessieren. Sie wurden die Seele lokaler Geschichts- und Altertumsvereine, die bald im engeren Bereiche einer Stadt oder eines Kreises, bald im weiteren Rahmen einer ganzen Provinz es sich zur Aufgabe stellten, die Vor- und Frühgeschichte aufzuhellen. Mag auch noch so oft lediglich Lust am Sammeln die Triebfeder gewesen sein, mag es noch so oft an wirklichem historischem Verständnis, an genügender Übersicht gefehlt haben, um den Wert des einzelnen kleinen Fundes, der einzelnen Beobachtung richtig einzuschätzen; mag auch noch so vieles aus Mangel an Sorgfalt oder technischer Schulung schlecht beobachtet und für die Wissenschaft verdorben sein, — das Verdienst der lokalen Vereine und der lokalen Forscher bleibt doch bestehen. Wer auf diesem Gebiete zu arbeiten hat, der muß dankbar anerkennen, daß die Vereine es gewesen sind, die das Interesse an der einheimischen Archäologie wach-

gerufen und gepflegt haben; daß sie es waren, die einen großen Teil beigetragen haben zur Verbreitung des Interesses an vaterländischer Geschichte überhaupt; daß sie emsig Material gesammelt und bewahrt haben, und den Grund gelegt haben zur Kenntnis deutscher Vorzeit, auf dem jetzt weiter gebaut werden kann. Ohne die Tätigkeit der Vereine wären wir nicht nur weit zurück, sondern unendlich vieles wäre der Wissenschaft unwiederbringlich verloren gegangen.

Wenn jetzt mehr und mehr auch unsere Universitäten den Wert der lokalen Forschung anerkennen und an ihr teilnehmen, wenn die Regierungen ihre Aufmerksamkeit ihr zuwenden und sich aktiv an ihr beteiligen, so werden damit die Vereine für die Zukunft auch nicht das geringste von ihrer Bedeutung einbüßen. Denn sie können gar nicht ersetzt werden. Bei der Art der Aufgaben ist es erforderlich, daß die Arbeitenden in ständiger unmittelbarer Fühlung mit Land und Leuten im Forschungsgebiete stehen. Wer da weiß, wie viele der wichtigsten Entdeckungen nicht planmäßigem Suchen, sondern dem Zufall verdankt werden, wie häufig der Erfolg einzig von schnellem Eingreifen abhängt, eine wie intime Kenntnis des Landes, wieviel Beziehungen zu seinen Bewohnern oft dazu gehören, um einen Schritt weiter zu kommen, der wird verstehen, daß auch weiterhin die eigentlich Berufenen zur lokalen Forschung die bisherigen Träger derselben, die Vereine und die örtlichen Forscher bleiben müssen.

Vor kurzem ist eine neue staatliche Anstalt ins Leben getreten, mit der speziellen Aufgabe, der römisch-germanischen Forschung in West- und Süddeutschland zu dienen, die römisch-germanische Kommission, die als eine Abteilung des Kaiserlichen archäologischen Instituts gegründet ist. So beteiligt sich also jetzt auch das Reich an der heimischen Altertumsforschung. Auch diese neue Reichskommission soll in keiner Weise an Stelle der Vereine treten, sondern sie soll zu den Vereinen treten. Sie soll nicht die Vereine ersetzen, verdrängen oder beschränken, sondern sie soll sie in ihrer Arbeit fördern und kräftigen, in materieller wie in geistiger Beziehung. Der lokalen Forschung haften gewisse Mängel an, die man ohne irgendwelchen Vorwurf aussprechen darf, da sie in dem innersten Wesen dieser Forschung begründet sind. Die Mittel, die den Vereinen für ihre Unternehmungen zu Gebote stehen, sind meist verhältnismäßig geringe und ermöglichen selten wirklich umfassende Aufgaben in Angriff zu nehmen und dauernd durchzuführen. Eine Zersplitterung der Kräfte auf kleine Unternehmungen ist die ganz natürliche Folge davon. Und weiter: Wenn sich

auch hin und wieder eine Anzahl von Vereinen zu gemeinsamem Vorgehen vereinigt haben, so arbeitet in der Regel doch jeder Verein für sich. Eine Zusammenfassung aller dieser wertvollen Einzelkräfte ist dringend notwendig, denn neben den Einzelaufgaben, die jedem Verein besonders gestellt sind und ihm immer bleiben werden, liegen große Aufgaben, die nur mit vereinten Kräften gelöst werden können. Ein zweites kommt hinzu: Fast ausnahmslos ist die Arbeit auf lokalarchäologischem Gebiet bisher freiwillig getan, von Leuten, die in anderem Berufe stehend, ihre freie Zeit an diese Studien setzen. Das ist ein Zug, auf den die lokale Forschung besonders stolz sein kann. Ganz abgesehen nun davon, daß vielen dieser Forscher als Autodidakten eine umfassende archäologische Vorbildung fehlt, ist es auch nur den wenigsten möglich, durch ausgedehnte Reisen ihre Kenntnisse über den Kreis der engeren Heimat hinaus zu vervollständigen oder auch nur sich die wissenschaftlichen Hilfsmittel zu verschaffen, um ihren Arbeiten die wünschenswerte breitere Basis zu verschaffen, welche nötig ist, damit der Forscher seine Einzelarbeit richtig mit den großen Aufgaben verknüpft. Hier wird die neue Kommission segensreich wirken können, indem sie durch materielle Beihilfe größere Unternehmungen ermöglicht; indem sie die wertvollen Einzelkräfte sammelt und zu gemeinsamen großen Unternehmungen anspornt, für deren einheitliche zielbewußte Durchführung sorgt; indem sie die Vereine in immer regere Beziehungen zu einander, die einzelnen Forscher in immer engere Fühlung mit dem gesamten Arbeitsgebiet bringt. Ihr Direktor kann die Erfahrungen, die er in seinem weiten Arbeitsgebiete zu sammeln Gelegenheit hat, zur Verfügung stellen und so eine Art Austausch zwischen weit auseinanderliegenden Gegenden vermitteln.

So hoffen wir, daß durch die neue Organisation die römisch-germanische Forschung und damit unsere vaterländische Geschichtsforschung überhaupt reichen Gewinn haben wird. Die Befürchtungen, daß die Kommission die Vereinsarbeit erdrücken werde, werden sich hoffentlich bald als vollkommen ungerechtfertigt erweisen. Aus der Zusammenarbeit mit den Vereinen erwartet die Kommission, in der auch Angehörige der Vereine Sitz und Stimme haben, ihre besten Erfolge. So viel auch schon getan ist, es bleibt für die archäologische Forschung in unserem Vaterlande noch unendlich viel zu tun. Eine Fülle großer Aufgaben, eine Menge wichtiger Probleme, die wir zum teil erst jetzt, wo sorgsame Einzelarbeit vorgearbeitet hat, erkennen, sind uns gestellt. Hoffen wir, daß es gelingen wird, sie in den nächsten Jahrzehnten teils zu lösen, teils der Lösung näher zu bringen.

Die ganze Fülle der Aufgaben, die der römisch-germanischen Forschung gestellt sind, hier aufzuführen, kann für dieses Mal nicht meine Absicht sein. Ich möchte mich bescheiden, ein paar Forschungsgebiete, auf denen wichtige Ergebnisse in neuerer Zeit erzielt sind, herauszugreifen, um daran zu zeigen, wie planmäßig geleitete Untersuchungen zum Ziele führen; wie aus der Zusammenfassung der Einzelergebnisse sich weitgehende historische Schlüsse ergeben; wie endlich jede gelöste Aufgabe wieder neue Probleme stellt.

II.

Der römische Grenzwall (Limes).

Ich beginne mit dem Unternehmen, bei dem zum ersten Male vom neuen deutschen Reich eine archäologische Untersuchung auf einheimischem Boden geführt ist, mit der Erforschung des römischen Grenzwalles, des obergermanisch-rhätischen Limes.

Auf wenig Gebieten tritt die Mangelhaftigkeit der literarischen Überlieferung so grell zu Tage, wie auf dem der ältesten Geschichte Deutschlands. Ihre Unzulänglichkeit zeigt sich aber besonders kraß, wenn man bedenkt, daß sie über die Okkupation des rechtsrheinischen Germanien, abgesehen von den frühesten Versuchen unter Augustus und Tiberius, fast vollkommen schweigt. Wann Südwestdeutschland römisch geworden ist, wann das Römerreich hier seine größte östliche Ausdehnung gewonnen hat, wer die gewaltige Grenzwehr erbaut hat, danach fragen wir die geschichtliche Literatur vergeblich.

Wie weit das Römerreich seine Macht in Deutschland ostwärts erstreckte, das zeigt uns heute noch das größte historische Monument der Römerzeit auf deutschem Boden, der Limes. Er beginnt am rechten Rheinufer etwa bei Höningen, gerade dort, wo am linken Ufer einst die römischen Provinzen Nieder- und Obergermanien zusammenstießen, und zieht von hier zum Taunus, den er zum Teil einschließt. In einem Bogen umzieht er darauf die Wetterau und erreicht östlich von Hanau den Main, der nun eine Strecke weit selbst die Grenze bildet. Östlich von Miltenberg verläßt der Limes den Main und zieht in südöstlicher Richtung, schließlich in schnurgerader Linie bis in die Nähe von Lorch an d. Rems. 5 km östlich von Lorch beginnt der zweite Teil des Limes, der rhätische, der sich als Steinmauer auf dem linken Ufer der Donau bis Hienheim, westlich von Regensburg, hinzieht, wo er diesen Fluß erreicht. Auf weite Strecken als ein wohlerhaltener Erdwall oder eine Steinmauer im Gelände kenntlich, begleitet von den Resten von Wachttürmen und einer großen Zahl

größerer und kleinerer Kastelle, hat dieses Riesenwerk der Römerzeit schon früh die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und ist Gegenstand wissenschaftlicher Arbeit geworden. Eine große Literatur knüpft sich daran, die bald kleine Abschnitte behandelt, einzelne Kastelle zum Gegenstand hat, bald das ganze Werk zu umfassen sucht. So viel im Einzelnen geleistet ist, so zeigt sich doch gerade hier, daß die Lokalforschung allein den Koloß nicht zu bezwingen im Stande war. Die Schwierigkeiten sind aber auch ganz bedeutend. Etwa 550 Kilometer lang zieht sich die Linie hin. Preußen, Hessen, Baden, Württemberg, Bayern haben Teil daran. Ueber 70 größere und zahlreiche kleine Kastelle, etwa 1000 Wachtposten waren zu untersuchen. Da ist es leicht begreiflich, daß es zu einer einheitlichen Untersuchung umfassender Art nach gemeinsamen Gesichtspunkten lange nicht kommen wollte. Immer und immer wieder wurden aber Stimmen laut, die eine solche für dieses größte historische Monument deutscher Frühzeit forderten. Es war eine nationale Ehrenpflicht für das geeinigte Deutschland, der man lange genug nicht genügt hatte. Es war an der Zeit, daß Ernst gemacht wurde, denn immer weiter schritt die Zerstörung durch fortschreitende Kultur des Bodens voran. Endlich 1892 bewilligte der Reichstag die erforderlichen Geldmittel für eine umfassende Untersuchung, deren Plan durch eine Versammlung von Gelehrten entworfen wurde. Unter dem Vorsitze Theodor Mommsens ist das große Unternehmen dann von der Reichslimeskommission geleitet worden, welche in bester Weise lokale Erforschung der einzelnen Strecken mit einer zentralen Leitung zu vereinigen wußte. Der verdiente archäologische Dirigent, Felix Hettner, hat den Abschluß des großen Unternehmens leider nicht erleben sollen. An seiner Stelle werden die Arbeiten jetzt von Professor Fabricius geleitet. Den zusammenfassenden Berichten dieser beiden Gelehrten verdanken wir es in erster Linie, wenn wir jetzt schon die Hauptergebnisse klar überschauen. Der Erfolg hat dem planmäßig begonnenen Werke nicht gefehlt.

Zunächst galt es, den Limes in seinem ganzen Verlauf festzustellen. Hier war die Vorarbeit schon am weitesten gediehen. Der Limes zieht als ein mächtiger Erdwall mit davor gelegtem etwa 6 m breitem und $2^1/_2$ m tiefem Graben ohne viel Rücksicht auf das Terrain zu nehmen in geraden Linien durch das Land, stellenweise noch mehrere Meter hoch erhalten. Hin und wieder fehlen Wall und Graben eine Strecke weit; an solchen Stellen hatte man die Verstärkung des Grenzschutzes nicht für nötig gehalten. An anderen Stellen weist er nur Durchgänge auf. Das sind Stellen, wo die alten Verkehrswege nach Germanien hinein-

führten, auf welche der Verkehr jetzt durch den Wall beschränkt wurde. Hier konnte er leicht überwacht und geregelt werden von den in den Türmen befindlichen Wachen, die den Durchgang durch einen Schlagbaum verschlossen. Türme fanden sich in großer Zahl, in etwa 700 m Abstand voneinander. Von hier beobachtete die Wache die Grenze und von hier aus konnte sie das Herannahen verdächtiger Leute oder einen räuberischen Überfall durch Signale dem nächsten Posten melden, der das Zeichen weiter gab, bis es das nächste Kastell erreichte. An Stelle des Walles tritt von Lorch an die rhätische Mauer von 1,20 m Stärke und mindestens $2^1/_2$ m Höhe, vor der ein Graben fehlte. Diese Verschiedenheit erklärt sich in erster Linie durch die Verschiedenheit des durchzogenen Landstriches, in welchem die Juraformation vorherrscht. Steine für den Mauerbau waren hier genügend zur Hand, dagegen wäre es eine Riesenarbeit gewesen, den Graben in den Felsen zu tiefen, der auf der nördlichen Strecke beim Ausheben des Walles sich ganz von selbst bildete.

Von besonderen Schutzvorrichtungen auf der Krone des Walles, Palissaden, Zäunen usw., ist bei den genauesten Untersuchungen keine Spur gefunden. Sie waren sicher nicht vorhanden und wer sie erwartete, schrieb dem Limeswalle wohl auch eine andere Bedeutung zu, als die Römer ihm zugedacht hatten. Denn die Römer dachten nicht daran, diese 550 km lange Linie „als ein Verteidigungswerk gegen Angriffe mit der Waffe in der Hand im Nahkampf zu verteidigen", sondern der Limes sollte in erster Linie eine Grenzsperre sein, welche die Germanen und vor allem ihre Reiter zwang, bestimmte Durchgänge einzuhalten. So lange der Wall in voller Höhe und Steilheit, der Graben in voller Tiefe und mit seiner engen Sohle bestand, beobachtet von eng gestellten Wachtposten, hat er diesen Zweck sicher vollauf erfüllt. Es dürfte schon für den Einzelnen nicht leicht gewesen sein, ihn zu überschreiten; noch viel weniger aber kamen Roß und Reiter in größeren gefährlichen Trupps unbemerkt hinüber.

Ebenfalls hart am Grenzwall liegen in kurzen Abständen kleine Kastelle, die sogenannten Zwischenkastelle, von sehr geringen Dimensionen, Graben und Mauer umschließen die Baracken. Diese Zwischenkastelle dienten dazu, die Detachements aufzunehmen, von denen die Wachtposten auf den nächstgelegenen Türmen gestellt wurden. Alle diese Türme und Kastelle kommunizieren untereinander durch den Grenzweg, den eigentlichen Limes.

Den eigentlichen militärischen Schutz der Grenze bildeten dann die Kastelle, welche in Abständen von ungefähr einem halben bis einem

Tagemarsch eine Kette von kleinen vorgeschobenen Garnisonen bildeten; auch sie lagen in nächster Nähe des Walles. Die meisten von ihnen waren bereits bei Beginn der Reichslimesarbeiten bekannt, aber eine ganze Anzahl sind erst während der Arbeiten der Limeskommission entdeckt worden. Bei allen suchte man Umfang und Größe festzustellen und die Anlage in einigen Hauptteilen zu untersuchen. An eine vollständige Ausgrabung aller dieser Kastelle war natürlich im Rahmen der Arbeiten der Limeskommission nicht zu denken. Es konnte hier zunächst nur darauf ankommen, die Fragen zu stellen, welche für die historische Erkenntnis des Ganzen von Wichtigkeit sind, und nur einige wenige besonders markante oder besonders gut erhaltene Beispiele konnten einer vollständigeren Untersuchung unterzogen werden. Gerade hier bleibt für die Zukunft noch ein weites Arbeitsgebiet. Hier haben wir noch zahlreiche interessante Funde und Entdeckungen zu erwarten. Das Beispiel der Saalburg, wo seit langen Jahren und mit sehr großen Mitteln gearbeitet werden kann, zeigt, was solch ein Kastell, das keineswegs zu den größten und bedeutendsten gehört, an Fundstücken liefern kann.

Die Kastelle sind fast durchweg in dem bekannten römischen Lagerschema gebaut. Ein Rechteck mit abgerundeten Ecken ist von Mauer und Graben umzogen; hinter der weder sehr starken noch sehr hohen Mauer, die einen Zinnenkranz trägt, ist ein Erdwall angeschüttet, der zugleich den Wehrgang bildet. Jede Seite wird von einem Tor durchbrochen, das von Türmen flankiert ist. Oft ist auch die Mauer noch durch weitere Türme verstärkt. Wo die beiden geraden Hauptstraßen, die durch die Tore ins Lager führen, sich schneiden, liegt der massive Hauptbau, die principia des Kastells. Um diesen gruppierten sich die Baracken für die Soldaten, die Vorratsgebäude usw. Außerhalb jedes Kastells liegt ein Badegebäude, denn den Luxus des Bades versagt sich der Soldat auch nicht auf der Grenzwacht. Bei den meisten Kastellen finden sich auch Lagerdörfer, oft, wie z. B. auf der Saalburg, stattliche Ortschaften, die sich allmählich vor den Toren gebildet haben durch Ansiedlung aller derjenigen, welche dem Heere zu folgen pflegen, Kaufleute, Handwerker, Marketender usw.

Im einzelnen zeigen die Kastelle natürlich eine Unmenge von Verschiedenheiten. Kaum zwei sind vollkommen gleich. Innerhalb des allgemeinen Rahmens war dem einzelnen Truppenführer offenbar ziemliche Freiheit für die Ausführung gelassen. Daneben sprechen natürlich Bodenbeschaffenheit, verfügbares Material u. a. mit, vor allem aber auch die Zeit der Erbauung. Auf ihre Feststellung ist bei den Grabungen

der Reichslimeskommission stets der größte Wert gelegt und alle Einzelfunde, welche dazu dienen können, namentlich die Topfscherben, das sicherste chronologische Merkmal, sind auf das sorgfältigste beobachtet. Besonders wechselnd sind natürlich auch die Dimensionen der Kastelle. Dagegen scheiden sich doch gewisse Gruppen mit wenigstens annähernd gleichem Flächeninhalt aus, so daß schon aus der Größe sich bestimmen läßt, ob eine Ala oder Doppelala von Reitern (etwa 480 bez. 960 Mann), eine Doppelkohorte (1000 Mann), eine Kohorte (500 Mann) oder ein Numerus (Abteilungen nationalen Charakters von verschiedener Stärke) das Lager besetzt gehalten hat. Um nur ein paar Beispiele anzuführen, so sind für das große Kastell von Niederbieber (50 886 qm) eine Kohorte und zwei Numeri als Garnison bezeugt. In Aalen (60313 qm) lag eine Doppelala von Reitern, in Weißenburg (30 964 qm) eine Ala, die Saalburg mit 32 487 qm hatte eine Kohorte als Besatzung, war aber nach ihrer Größe, wie eine Reihe annähernd gleich große, jedenfalls darauf berechnet, in Kriegszeiten die doppelte Mannschaft aufzunehmen. Etwa 23—20 000 qm haben dann eine große Zahl von Kastellen, für welche Kohorten als Garnison bezeugt sind, während die Kastelle für die Numeri bis zu 4914 qm hinabgehen.

So zieht der Kastellgürtel unmittelbar hinter dem Limes hin; bald liegen die Kastelle dicht gedrängt, wie namentlich im nördlichen Teile des Limes, bald in weiteren Abständen. Für die Verteilung waren verschiedene Gesichtspunkte maßgebend. Einmal natürlich die Gefährdung der Grenze durch unruhige Nachbarn. So erklärt sich jedenfalls die starke Besetzung des nördlichen Limes, während der östliche Teil, wo die mit den Römern befreundeten Hermunduren saßen, eine geringere Besatzung erforderte. Dann aber kommt auch das Terrain mit in Betracht: namentlich sah man darauf, daß jeder Fluß, der den Limes durchbrach, von einem Kastell gedeckt wurde.

Die Kastelle unmittelbar am Limes genügten aber im Falle eines ernsten Angriffs nicht, um die Grenze und das dahinter liegende Land zu schützen. Diese weit dislozierten Garnisonen konnten nur mehr lokalen Schutz abgeben. Weiter zurück im Lande liegen daher eine Anzahl größerer Kastelle, welche größere Truppenverbände aufnehmen konnten und den kleinen einen Rückhalt boten. Ihre Basis hatten alle diese Besatzungen in den großen Legionslagern auf dem linken Rheinufer. Die Legionen haben sich an der Grenzbewachung selbst nie beteiligt. Ein ausgedehntes Straßensystem, auf dessen Erforschung im Zusammenhange mit der Limesarbeit mit Recht großer Wert gelegt wurde, verband die

Kastelle miteinander und sicherte vor allem durch strahlenförmig von den großen Lagern ausgehende Straßen die rückwärtige Verbindung der Grenzgarnisonen mit den großen Stützpunkten im Innern. Auf diesem Straßennetz in erster Linie beruht die Stärke der römischen Grenzverteidigung. Die Okkupation beginnt der Römer bezeichnenderweise durch Vorschieben seiner Straßen.

Bis dahin hatte die Erforschung des Grenzwalles durch die Limeskommission keine allzugroßen Überraschungen gebracht, wenn auch die Aufklärung des ganzen Werkes durch sie ungemein gefördert war. Aber man kam durch die planmäßige Untersuchung, welche es ermöglichte, stets die Funde auf einer Strecke sofort an anderen Orten nachzuprüfen, auch zu ganz neuen Resultaten. Dazu brauchte es freilich überaus feiner sorgfältiger Grabearbeit und Beobachtung, und es ist nicht zum mindesten ein Nutzen der Limesgrabungen, daß dabei die Technik des Ausgrabens zu einer bis dahin wohl überhaupt noch kaum erreichten Höhe gesteigert wurde. Schon früher hatte man gelegentlich die Beobachtung gemacht, daß vor dem Graben des Limes streckenweise ein kleines Gräbchen herlief. Die Aufsuchung dieses Gräbchens wurde nun auf der ganzen Limeslinie in Angriff genommen und es gelang, es fast durchweg aufzufinden, wenn auch sein Inhalt, sein Abstand von Wall und Graben ein sehr wechselnder war. Ich brauche hier nun nicht auf das hin und her der Erklärungen einzugehen. Das Endresultat der vergleichenden genauen Beobachtungen steht heute fest. In dem Gräbchen haben ursprünglich Pfosten gestanden, die in einem Falle in sumpfigem Terrain vortrefflich konserviert gefunden wurden. Es war also einmal ein Zaun beziehungsweise eine Palissade längs der ganzen Limeslinie errichtet worden. Seine Errichtung hatte man sich dadurch bequemer gemacht, daß man nicht jedes einzelne Pfahlloch für sich ausgehoben hatte, sondern einen fortlaufenden Graben, in den man die Pfosten steckte, die dann von der wiedereingefüllten Erde, zum Teil auch noch durch eingestampfte Steine festgehalten wurde. Weiter stellte sich heraus, daß dieser Zaun älter war als der Limeswall und -Graben, die stellenweise in ihrem Lauf von ihm abwichen und ihn überschritten, sodaß das Gräbchen streckenweise unter dem Wall, streckenweise hinter demselben lief. Es lag hier also eine ältere Grenzwehr vor, an deren Stelle erst später Wall und Graben traten.

Diese Entdeckung wurde gleichzeitig durch eine zweite ergänzt. Zahlreich finden sich hinter dem Walle Hügel, welche man, da sie stets als Begleiter der Steintürme erscheinen, Begleithügel zu nennen pflegte. Nachdem die Erklärung auch hier zuerst irre gegangen war, stellte sich

heraus, daß in diesen Begleithügeln die Reste von Holztürmen steckten, die mit einem Graben und einer Palissade umgeben waren. Die sorgsam geführten Untersuchungen ergaben ferner, daß diese Holztürme älter waren, als die Steintürme: letztere sind bisweilen über den Holztürmen errichtet. Die älteren Holztürme sind also durch die Steintürme ersetzt. Aber auch älter als Wall und Graben sind die Holztürme, indem ihre Reste mehrfach bei Anlage des Walles und Grabens vollkommen verschüttet wurden.

Wir haben somit eine ältere Grenzbefestigung — Holzzaun beziehungsweise Palissade mit Holztürmen von einer jüngeren — Wall und Graben mit Steintürmen — zu scheiden. Damit war eigentlich zum ersten Male schlagend gezeigt, daß die Grenzbefestigung, wie sie auf uns gekommen, nicht einheitlich war, sondern einen Wandel durchgemacht hatte. Es war zum ersten Mal die Möglichkeit gegeben, in das Werden, die Geschichte dieses gewaltigen Römerwerkes hinein zu blicken. Fruchtbar wurden diese Feststellungen besonders für die Beurteilung der zurückliegenden Linien des Limes. Schon lange war es bekannt, daß hinter der eigentlichen Limeslinie stellenweise eine zweite hinzieht. Am besten ist die Linie zu verfolgen, die bei Wörth vom Main abzweigt, in südlicher Richtung durch den Odenwald zieht und bei Wimpfen den Neckar erreicht. Nachgewiesen waren auf dieser Linie zunächst nur Kastelle, Türme und Begleithügel, die eine Straße begleiteten. Die Kastelllinie setzt sich südwärts noch bis Cannstatt fort. Ein Wall und Graben fehlte. Wohl aber gelang es nun, das Palissadengräbchen vor den Türmen nachzuweisen. Es entspricht also diese Odenwaldlinie genau der vorderen Linie vor Erbauung des Walles: wir haben eine Palissade, von Holztürmen bewacht, an deren Stelle dann Steintürme treten. Wir dürfen daraus den Schluß ziehen, daß die Odenwaldlinie mit ihrer Fortsetzung bis Cannstatt nicht etwa gleichzeitig mit der vorderen Linie bestanden hat, wie früher angenommen wurde, sondern eine ältere Grenzlinie ist, welche dann durch eine weiter ostwärts vorgeschobene Linie — von Miltenberg nach Lorch — ersetzt wurde. Erst der letzten Phase dieser jüngeren Linie gehört die Anlage von Wall und Graben an.

Endlich konnte auch an einer ganzen Reihe von Kastellen die Beobachtung gemacht werden, daß sie anfangs nur aus Erdwerken bestanden hatten. So liegt unter der Saalburg ein kleines älteres Erdkastell, ebenso bei einer ganzen Reihe weiterer Kastelle. Eine Anzahl anderer Kastelle sind nie zu Steinkastellen ausgebaut, sondern offenbar schon aufgegeben worden, ehe man an die Umwandlung der Erdwerke in steinerne Bauten ging.

Die Fülle der Einzelbeobachtungen hat sich somit hier zu einem klaren Bilde zusammengefügt. Aus dem Nebeneinander der verschiedenartigen Anlagen hat die exakte Forschung ein Nacheinander zu machen gewußt. Ein Stück Geschichte des Limes ist festgestellt worden. Und damit ist gleichzeitig ein Stück Geschichte der römischen Okkupation Deutschlands festgestellt worden, das sich aus den Schriftquellen nicht gewinnen ließ. Zielbewußt ist das Unternehmen der Limesforschung von Anfang an so geleitet worden, daß als das eigentliche Ziel der Erforschung der Limes immer die Forschung nach der Geschichte der Besitzergreifung und des Verlustes des rechtsrheinischen und linksdonauischen Gebietes feststand. Der Reiz der Arbeit bestand darin, daß jede Einzelbeobachtung sich immer wieder dieser Hauptaufgabe dienstbar machen ließ und auf historische Probleme hinführte. Der einfache Tatbestand, den die Forschungen am Wall, an der Palissade, an den Holz- und Steintürmen ergeben, hat die relative Zeitstellung der einzelnen Anlagen zu einander klargestellt. Jetzt gilt es, aus der relativen Chronologie eine absolute zu machen und damit die Geschichte der Grenzwehr in die Geschichte der römischen Kaiserzeit hineinzuflechten. Hierfür stehen uns noch genügende weitere Hilfsmittel in den Fundstücken zu gebote, die bei den Limesarbeiten im Laufe der Zeit gesammelt sind, vor allem den Inschriften, den Münzen und als besonders wichtig den Scherben. Und hier treten nun auch die wenigen literarischen Nachrichten ergänzend ein.

Das Bild, das wir danach entwerfen können, sieht in seinen Hauptzügen folgendermaßen aus:

Nachdem Tiberius auf die Eroberungspolitik in Germanien verzichtet hatte, bildete der Rhein und weiterhin die Donau die Grenze des Römerreiches. Einzig gegenüber Mainz, im Schutze dieses Legionslagers, das den einen der drei Stützpunkte der Römerherrschaft in Obergermanien bildet, hatte man ein Stück Land bis zum Südabhange des Taunus und ein Stück Mainaufwärts festgehalten, wie die frühzeitigen Funde in dieser Gegend namentlich in Wiesbaden zeigen. Hier finden wir auch in dem Lager von Hochheim eine Erdbefestigung, die schon in der Zeit des Claudius angelegt sein muß.

Mit der Zeit der flavischen Kaiser beginnt die dauernde Okkupation des Gebietes östlich vom Oberrhein und nördlich der Donau. Von den Legionslagern Straßburg und Windisch aus schoben die Römer ihre Straßen ost- und nordwärts. Die Straße, welche von Straßburg kommend in das noch heute den Zugang zu diesem Teile Süddeutschlands bildende Kinzigtal in den Schwarzwald eindringt, ist nach einem bei Offenbach gefundenen Meilenstein unter Kaiser Vespasian im Jahre 74 angelegt.

Die beiden Straßen von Straßburg und Windisch trafen sich bei dem Städtchen Rottweil, wo ein starkes Lager angelegt wurde, dessen antiker Name Arae flaviae allein schon die Entstehung unter den flavischen Kaisern beweist. Mehrere kleine Kastelle aus der gleichen Zeit dienten dem Schutze dieser Straße. Damit war der größte Teil des Schwarzwaldes römisch geworden, die Verbindung der Rhein- und Donaugarnisonen beträchtlich gekürzt. Aber diese Besitzergreifung, von der kein Schriftsteller berichtet, konnte nur ein erster Schritt sein, dem der zweite, die Maindonauverbindung, folgen mußte.

Genauer können wir das Vorrücken der römischen Herrschaft vom Main aus feststellen. Es knüpft an ein geschichtliches Faktum, den Chattenkrieg Domitians im Jahre 83 an. In dieser Zeit wurde die Wetterau durch eine Reihe großer Befestigungen (Heddernheim nahe bei Frankfurt, Okarben, Friedberg und vor allem das große Lager von Kesselstadt bei Hanau) besetzt, die sich alle als gleichzeitig und nach den Funden als dieser frühen Zeit angehörig erweisen. Sie bildeten den Rückhalt für die vorgeschobenen kleinen Kastelle, welche am Fuße des Vogelsberges so gut wie hinter dem Kamm des Taunus die Grenze gegen die germanischen Nachbarn sicherten. Das sind die kleinen oben genannten Erdkastelle. Im Gegensatz zu der endgültigen Limeslinie ist die alte Grenze hier mit genauer Berücksichtigung des Terrains gezogen. Hölzerne Wachttürme besorgten den Signaldienst nach rückwärts und die Beobachtung des Vorlandes. Dieses Stück um Taunus und Wetterau ist also, wie alle Funde und Beobachtungen zeigen, der älteste Teil der großen Anlage, die wir als den Limes zu bezeichnen pflegen. Den Römern war es dadurch gelungen, ihre Feinde vom Rhein abzudrängen und gleichzeitig die schöne fruchtbare Wetterau, die nach Ausweis der Funde schon seit Jahrtausenden, von der jüngeren Steinzeit an, eine dichte Besiedelung ertrug, zu gewinnen.

Aber mit diesem Stück haben sich die Römer nicht lange begnügt. Nicht viel später setzten sie ihre Eroberung nördlich und südlich fort. Nördlich nahmen sie die westlichen Abhänge des Westerwaldes und das Neuwieder Becken in Besitz, wo Kastelle und Wachttürme ebenfalls frühzeitige Funde zeigen. Sie sicherten sich damit namentlich die alten Wege, die hier in den Tälern der Lahn, der Sayn und der Wied vom Rhein hinaufziehen, deren jedes durch ein Kastell am Rhein besetzt wurde. Südwärts dagegen verband man die Wetterau mit dem okkupierten Gebiet am oberen Neckar, indem man eine Grenzlinie vom Main bei Wörth über den Odenwald bis nach Wimpfen am Neckar und weiter bis in die Gegend von Stuttgart zog. Das ist die oben charakterisierte innere

ältere Linie, die Odenwaldlinie, die ebenfalls noch mit genauer Beobachtung des Terrains und auch im einzelnen sehr sorgfältig angelegt war. Auch hier nahmen Erdkastelle anfangs die Besatzungen auf, die unmittelbar an der Grenzsperre, durch eine Straße verbunden, liegen. Die Funde zeigen, daß sie vom Ende des ersten Jahrhunderts an bestanden haben.

Kurz vor dem Jahre 100 n. Chr. war also bereits das ganze rechte Rheinufer von Hönningen ab im Besitz der Römer und die Grenzwehr umschloß schon annähernd dasselbe Gebiet, welches oben als vom Limes umzogen geschildert wurde, und ebenso scheint es auf rhätischem Gebiete gewesen zu sein. Denn auch hier ist das Bestehen mehrerer Kastelle auf dem rechten Donauufer unter Traian bezeugt.

Sehr bedeutsam für die Entwicklung des Limes wurde die Regierung Hadrians. Wir hören von ihm, daß er die Grenzverteidigung des Reiches neu geregelt habe und speziell wird hervorgehoben, daß er die barbarischen Nachbarn, wo sie nicht durch natürliche Grenzen, sondern durch „Limites" vom römischen Reiche geschieden wurden, durch eine Palissade habe fernhalten lassen. Die Ausgrabungen am Limes haben beides als auch auf die germanisch-rhätische Grenze sich beziehend erwiesen. Unter Hadrian ist an der Grenzstraße hier die feste Palissade gebaut worden, die ihre Reste in dem Gräbchen hinterlassen hat. Deutlich korrigiert sie namentlich in ihrem nördlichen Teile den Lauf der alten domitianischen Linie und zwar immer in der Weise, daß sie an Stelle der gewundenen, aber sorglich dem Terrain angepaßten älteren Linie gerade Linien setzt, welche rücksichtslos über Berg und Tal ziehen. Das zeigt zugleich einen interessanten Wechsel in der Bestimmung dieser Grenzwehr. Während die ältere Linie nach militärischen Gesichtspunkten angelegt ist, kommt es jetzt in erster Linie darauf an, die Strecke möglichst abzukürzen. Die Grenzwehr ist dazu da, den Grenzverkehr zu regeln und zu überwachen und verliert einen Teil ihres militärischen Charakters. Gleichzeitig werden die großen militärischen Stützpunkte im Lande aufgehoben und man beschränkt sich auf die Besetzung der Grenze selbst, wo an Stelle der alten Erdlager Steinkastelle treten, die aber den militärischen Übelstand einer weiten Dislokation des Heeres in Vorposten gegenüber der Konzentration der älteren Zeit nicht wettmachen können. Aber in der verhältnismäßig friedlichen Zeit glaubte man mit dieser Grenzbewachung auskommen und die großen Garnisonen entbehren zu können. Die Funde in den zurückliegenden Kastellen in der Wetterau reichen nur bis in die Zeit des Hadrian.

Am auffälligsten zeigt sich nun diese Neigung zur geraden Grenzlinie an dem jüngsten Teile des Limes. Noch zu Beginn der Regierung des Antoninus Pius hat man den Limes verstärkt, indem man an Stelle

der Holztürme Steintürme aufführte. Speziell für den Odenwaldlimes ist uns diese Umwandlung durch mehrere Inschriften für das Jahr 145—46 bezeugt. Dann aber entschloß man sich gerade hier zu einem Vorschieben der Grenze. Die neue Linie, die man östlich von Miltenberg am Main beginnen ließ, ist von Walldürn an bis zum Haghof, nicht weit von Lorch, wo er die alten westöstlichen rhätischen Limes traf, auf eine Länge von 80 km schnurgerade über alle Terrainhindernisse weg gezogen. Mit dieser Verlegung der Grenze hat das römische Reich hier seine größte östliche Ausdehnung erreicht. Das muß bald nach 148 geschehen sein. In diesem Jahre stehen nach den Inschriften die Kohorten noch am alten Odenwaldlimes. Dann aber erscheinen dieselben Abteilungen in den vorgeschobenen neuen Kastellen der neuen Linie und zwar scheint man in den meisten Fällen einfach die Garnison des alten Kastelles in das entsprechende neue verlegt zu haben. An der neuen Linie werden die Wachttürme gleich in Stein ausgeführt. Es ist der einzige Teil des Limes, der nur Steintürme aufweist. Der alte Odenwaldlimes wird aufgegeben, dagegen bleiben bei seinen Kohortenkastellen kleine Abteilungen, Numeri, stehen.

Immer aber fehlte dem Limes um diese Zeit noch das, was wir bisher als sein charakteristisches Kennzeichen anzusehen geneigt waren, Wall und Graben. Wann diese letzte Umwandlung erfolgt ist, können wir bisher nur annähernd bestimmen. Seit der Regierung des Commodus schon finden wir, daß an der Verstärkung der Linie gearbeitet wird. Kastelle werden vergrößert, andere verstärkt, neue Truppen an die Grenze gelegt, neue Kastelle gebaut. Man sucht wieder größere Truppenmengen an einem Orte zu konzentrieren. Damals ist beispielsweise das große Lager in Niederbieber bei Neuwied angelegt. Denn nach einer langen friedlichen Zeit wird jetzt gegen Ende des zweiten Jahrhunderts die Lage immer bedrohlicher. Die Germanengefahr wächst mehr und mehr. Noch versahen die Garnisonen an der Grenze ihren Dienst und vermochten die Nachbarn im Zaum zu halten. Aber gegenüber ihrem immer stärkeren Drängen, gegenüber dem immer engeren Zusammenschluß der feindlichen Massen war die 550 km lange Grenzlinie mit ihrer auf etwa 100 Kastelle verteilten Grenzarmee ein schlechter Schutz. Bei einem großangelegten Angriffe geschlossener Feindesmassen mußten sie durchbrochen und damit, da der Rückhalt im Lande fehlte, das rechtsrheinische Gebiet dem Feinde preisgegeben werden. Man hat nach den einzelnen Spuren der Verstärkungen am Limes den Eindruck, daß sich auch die römische Heeresleitung dessen bewußt war und daß man sich bemühte, hier und dort Abhilfe zu schaffen. Aber es hätte wieder ein vollkommener Systemwechsel eintreten müssen.

Statt der militärisch besetzten Grenze hätte man wieder die stark besetzte Provinz mit Vorposten an der Grenze einrichten müssen. Und dazu ist es nicht mehr gekommen. In der Zeit der wachsenden Gefahr, anscheinend am Beginn des dritten Jahrhunderts, ist wohl auch die Umwandlung des Limes in einen Grenzwall, der Palissade an der rhätischen Grenze in eine Steinmauer erfolgt. Noch etwa 50 Jahre haben die Römer die Grenze dauernd zu behaupten vermocht. Zwar durchbrachen die germanischen Scharen sie mehr als einmal und Spuren von Zerstörung und Wiederherstellung an den Kastellen zeigen deutlich, daß die Römer oft genug dabei hart bedrängt wurden. So geschah es im Jahre 213, wo Caracalla die Chatten und Alamannen erst nach hartem Kampf wieder aus dem Reichsgebiet hinausdrängte. Die Taunuskastelle scheinen bei dieser Gelegenheit teilweise zerstört und wieder aufgebaut zu sein. 20 Jahre später unter Severus Alexander erfolgt wiederum ein gewaltiger Einbruch, dem mehrere Kastelle, nach den Münzfunden zu schließen, endgültig zum Opfer gefallen sind. Unter Gallienus aber ist die Grenzwehr definitiv verloren gegangen. Spuren der großen Endkatastrophe finden sich allenthalben in den Kastellen, Spuren des Kampfes und der Zerstörung. Aufs Jahr 259 oder 260 läßt sich der Untergang des großen Kastelles von Niederbieber datieren, und bisher hat die Forschung noch kein Zeugnis geliefert, welches eine längere Dauer der römischen Herrschaft im Limesgebiet bewiese. Das ganze rechtsrheinische Land, das im Schutze der römischen Grenzwehr eine reiche Entwicklung und Blüte erlebt hatte, geht bis auf ein paar kleine Besitzungen im Schutze linksrheinischer Festungen verloren. Fortan ist der Rhein wieder die Grenze des Römischen Reiches in Germanien.

Das ist in kurzem die Geschichte der römischen Grenze in Obergermanien und Rhätien. Ich habe mich bemüht, nur das tatsächliche zu geben, soweit es durch Funde und sonst bezeugt ist. Aber es wird auch so jeder den Eindruck gewinnen, daß aus der systematischen Arbeit am Limes die Geschichtsforschung wesentlichen Gewinn gezogen hat. Erst jetzt hat die römische Grenzwehr und damit das Land hinter derselben wirklich eine Geschichte, und die haben ihr die Archäologen gegeben. Eines freilich wird dieser den Monumenten abgelauschten Geschichte stets fehlen, das ist das persönliche Element. Die Personen, die hier gelebt und gelitten und gestritten, die in dem Kampf zweier Nationen ihre Rolle gespielt, sind für uns verloren bis auf geringe Spuren, die Schriftstellerwort uns bewahrt hat. Die großen Tatsachen aber, die die Personen überdauern, haben die Monumente bewahrt.

Erzieher des Preußischen Heeres.

„Man hat gesagt, der Schulmeister habe unsere Schlachten gewonnen. — Meine Herren, das bloße Wissen erhebt den Menschen noch nicht auf den Standpunkt, wo er bereit ist, das Leben einzusetzen für eine Idee, für Pflichterfüllung, für Ehre und Vaterland; dazu gehört die ganze Erziehung des Menschen. Nicht der Schulmeister, sondern der Erzieher, der Militärstand, hat unsere Schlachten gewonnen." —

Diese Worte, die unser großer Moltke in der Reichstagssitzung vom 16. Februar 1874 sprach, haben, wie es scheint, die Anregung zu einem Sammelwerke gegeben, das der als Militärschriftsteller bekannte General v. Pelet-Narbonne herauszugeben übernommen hat. Es soll in 12 Einzeldarstellungen das Leben und Wirken derjenigen Männer geschildert werden, die im Sinne jener Worte unseres großen Feldherrn als Erzieher des Preußischen Heeres in erster Linie anzusehen sind, nämlich der Große Kurfürst, König Friedrich Wilhelm I. und Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, König Friedrich der Große, York, Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz, Boyen, Prinz Friedrich Karl von Preußen, Kaiser Wilhelm der Große und Roon, endlich Moltke selbst.

Die Tätigkeit dieser hervorragendsten Erzieher und Lehrmeister soll nun in diesen Einzeldarstellungen nicht nur für unsern jungen militärischen Nachwuchs, sondern durch volkstümliche, auch dem Laien leicht verständliche Fassung für die weiteren Kreise unseres Volkes wirklich fruchtbringend gestaltet werden. Es soll so dem „Volke in Waffen" zum Bewußtsein kommen, daß die großen Erfolge unseres Heeres nicht so sehr den technischen Fortschritten und Errungenschaften, als den geistigen und sittlichen Kräften zu danken sind, die jene Männer in das Heer zu pflanzen verstanden haben. Obwohl die Darstellungen auf streng wissenschaftlicher Grundlage sich aufbauen werden, so wollen sie doch vor allem das Charakteristische, was jede einzelne dieser großen Persönlichkeiten erstrebt und geleistet hat, vor Augen führen.

Die einzelnen Bände werden in handlichem Oktavformat die Stärke von etwa hundert Seiten nicht überschreiten, und die Namen der Bearbeiter, wie v. Pelet, v. Blume, v. Lignitz, v. Cämmerer, v. Boß, v. Bremen u. a., geben die Gewähr, daß die Sammlung das gesteckte Ziel erreichen wird. Der Preis des einzelnen Bandes — 2 Mk. — soll eine Verbreitung in den weitesten Kreisen sichern, die dem echt vaterländischen, von B. Behrs Verlag, Berlin W. 35, Steglitzerstr. 4, unternommenen Werke sehr zu wünschen ist.

Die uns bereits vorliegenden Bände legen bereits ein glänzendes Zeugnis von dem Geiste, in dem die ganze Sammlung gehalten sein wird, ab. Es sind dies der Große Kurfürst, von dem Herausgeber der ganzen Sammlung, General v. Pelet, selbst geschrieben, Friedrich der Große, von dem dem großen Generalstabe zugeteilten Oberstleutnant v. Bremen, und Scharnhorst, von dem General v. Lignitz, zuletzt Kommandeur des 3. Armeekorps, verfaßt.

General v. Pelet zeigt uns, wie der Große Kurfürst aus der vernachlässigten „Landesdefension“ sich ein wirkliches Heer zu schaffen verstand, das ihm bereits die Bewunderung seiner Zeitgenossen verschaffte, dessen einziger wirklicher Lehrmeister und Erzieher er bis an sein Lebensende war, und führt uns kurz und charakteristisch seine Kriegstaten, die er mit diesem Heere ausführte, vor Augen.

Von dem Schöpfer der brandenburgischen Kriegsmacht kommen wir zu demjenigen Erzieher, der recht eigentlich seinem Heere erst denjenigen Geist einhauchte, der uns auch heute noch vorbildlich erscheint, zu Friedrich dem Großen, dessen erzieherisches Wirken Oberstleutnant v. Bremen eingehend und in warmen Tönen schildert. Er kommt zu dem Schluß: „So hatte das, was er seinem Heere gegeben, der Geist der Pflichttreue und selbstlosen Hingebung, auch diese Katastrophe (Jena ist gemeint) überdauert, und als wieder nach halbhundertjähriger Friedenszeit die preußische Armee berufen wurde, in den Kämpfen um das neue deutsche Reich die Führung zu übernehmen, da zeigte es sich, daß auch der lange Frieden jene edelsten Keime echten Soldatentums, die der große König mit Hingabe seiner ganzen Person einst gepflanzt und gepflegt, nicht zu töten vermocht hatte.“ „Und friderizianisch — heißt es zum Schluß — ist auch der Geist in der Offensive, in dem unsere Kriege von 1866 und 1870 geführt sind, und in diesem Geiste ertragen auch unsere braven Truppen jetzt in fernem Erdteil alle Strapazen und Entbehrungen unter glühender Sonne und in tagelangen Gefechten für ihren Kaiser und ihr Vaterland, und in diesem friderizianischen Geiste, der jetzt ein Gemeingut des ganzen deutschen Heeres geworden, wird auch dies zu Kampf und Sieg hinausziehen, wenn seines Kaisers Ruf ergeht.“

Scharnhorsts Bedeutung als Lehrer und Bildner in der großen Zeit der nationalen Wiedergeburt führt uns General v. Lignitz vor. „Seine Bedeutung — so sagt er zum Schluß — liegt zunächst in seinem persönlichen Beispiel, in seiner reinen und edlen Natur, in der Begeisterung für seinen Beruf und seinem opferfreudigen Patriotismus. — Scharnhorsts Lehren, welche für die heranwachsende Generation junger Offiziere besonders beherzigenswert sind, wirken andauernd weiter in der Übertragung kriegswissenschaftlicher Bildung auf praktischer Grundlage und werden sich auch von neuem bewähren, wenn die Prüfung durch den Krieg eintritt.“

Das Wenige, was wir hier mitteilen konnten, zeigt, von welchem Geiste diese Darstellungen getragen sind. Wir zweifeln nicht, daß auch die folgenden ihnen gleichen werden. Möchten sie die Verbreitung finden, die sie verdienen!

Nochmals die Krisis des baltischen Deutschtums.

Auf den Aufsatz des Herrn v. Freytagh im Februarheft sind uns mehrere Zuschriften aus den Ostseeprovinzen eingesandt worden, von denen wir die folgende, gleichfalls aus der Feder eines baltischen Edelmanns, aus Riga, hier wiedergeben:

„Gestatten Sie mir einige kritische Ausführungen zu dem in Ihrem geschätzten Blatte veröffentlichten Aufsatze des Herrn Axel Freiherrn von Freitagh-Loringhoven über die Krisis des baltischen Deutschtums. Die Frage der historischen Verschuldung, die dieser Aufsatz behandelt, verdient gewiß eine mehr als einseitige Beleuchtung.

Der Verfasser scheint die während der Revolution zu Tage getretene loyale Haltung der baltischen Deutschen für einen groben politischen Fehler zu halten, der allein durch ein völliges Mißverstehen der politischen Lage zu erklären ist. Vor die Wahl gestellt, argumentiert der Verfasser, zwischen einen panslawistisch deutschfeindlichen Zarismus und eine große und einflußreiche liberale Partei, welche, ohne revolutionäre Ziele zu verfolgen, die Einführung der Konstitution und die Bekämpfung der panslawistischen Politik den Fremdvölkern gegenüber erstrebte, habe sich das baltische Deutschtum für den Zarismus entschlossen, sich nach wie vor in Ergebenheitsadressen erschöpfend — entweder weil ihm die Erkenntnis der Korruption des absolutistischen Beamtenstaates fehlte, oder aber der Mut zu männlichem Proteste. Dieses Verhalten, das in seiner tieferen Begründung auf die Furcht vor dem konstitutionellen Staate und eine kleinliche Besorgnis, die Herrschaftsrolle mit der Rolle des führenden Kulturelementes zu vertauschen, zurückzuführen wäre, habe den latenten Haß der indigenen Bevölkerung zur Flamme angefacht.

Mir erscheint in erster Linie die politische Lage nicht richtig gezeichnet. Die Existenz einer einflußreichen liberalen Partei, welche keine revolutionären Ziele verfolgte, ist mir nicht bekannt. Was der russischen Revolution ihren besonderen Charakter verleiht, ist die Vorherrschaft der Ideen des sozialen Umsturzes. Unmittelbar allerdings ist die Wirksamkeit der Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre erst seit dem Oktober 1905 etwa als entscheidender Faktor hervorgetreten, seit langem aber war die gesamte Opposition gegen die Regierungsgewalt von ihnen beeinflußt. Bereits im Juni rief der russische Liberalismus den Eindruck der Uferlosigkeit hervor und ließ sich gegen die radikaleren Parteien nicht mehr abgrenzen. Vergleichen wir den russischen Liberalismus mit dem bürgerlich-konstitutionellen

Liberalismus Deutschlands, so ist der Unterschied augenfällig. Das Ideal der russischen Liberalen lag nicht innerhalb der liberalen Gesellschaft, sondern außerhalb. Die liberale russische Gesellschaft wollte nicht, wie der deutsche Liberalismus der 48er Jahre, sich selbst an die Stelle der bureaukratisch-monarchischen Staatsgewalt setzen, sondern agierte im Interesse der weitgehendsten Demokratisierung des Staatswesens, die den Schwerpunkt weit hinter die bürgerlich liberale Gesellschaft verlegte. Die Resolutionen der liberalen Landschaften und Städte enthielten bereits Forderungen, welche dem Interesse der bürgerlichen Gesellschaftsordnung widersprachen. Auch die Darstellung, die der Verfasser von dem Verhältnis der Ideen des Zarismus und des Panslawismus gibt, erscheint mir nicht völlig zutreffend — die beiden Ideen decken sich nicht. Allerdings ruht die Idee des Zarismus auf der Idee des panslawistisch-rechtgläubigen Staates und wäre vielleicht ohne diese nicht denkbar, nicht aber umgekehrt. Die Idee des Panslawismus ist die breitere und auch ohne ein absolutistisches Zartum sehr wohl denkbar. Es darf nicht vergessen werden, daß sich zu den Zeiten Katkows die panslawistische Armee vorwiegend aus den Reihen der einstigen Liberalen rekrutierte. Bei dem impulsiven Deutschenhaß der russischen Revolutionsmasse war ein Wiederaufleben der panslawistischen Bedrückungsideen nach einem vorübergehenden Vorwalten einer theoretischen Duldsamkeit keineswegs ausgeschlossen.

Nicht zwischen Panslawismus und Duldsamkeit, nicht zwischen Zarismus und bürgerlich konstitutionellem Liberalismus, sondern zwischen Staat und Revolution, zwischen Bürgertum und Umsturz, zwischen verantwortungsvollem und verantwortungslosem Panslawismus hatte die deutsche Bevölkerung der Ostseeprovinzen zu wählen.

Ganz abgesehen davon, daß dem Treuschwure doch eine gewisse Verbindlichkeit innewohnt, geboten Tradition und Klugheit dem baltischen Deutschtum, von seiner Loyalität nicht abzuweichen, einer Loyalität, die zu allen Zeiten nicht mehr und nicht weniger gewesen ist, als die strenge Aufrechterhaltung des Prinzipes der Gesetzmäßigkeit. Eine Vorliebe für den Beamtenstaat kann den baltischen Deutschen nicht nachgesagt werden. Auch ist mit dem Ausdrucke Ergebenheitsadressen, in denen sich die baltischen Deutschen „nach wie vor erschöpften", ihre politische Haltung nur mangelhaft charakterisiert, es muß hinzugefügt werden, daß diese Adressen in Petersburg in einem bösen Rufe standen.

Kaiser Alexander III. äußerte zu diesem Thema anläßlich einer Adresse der livländischen Ritterschaft in Sachen der Gewissensfreiheit: „die Herren haben sich gewöhnt, auf alle Maßnahmen der Regierungsgewalt mit Protesten zu antworten, das ist nicht zu dulden!" Einen so klaren Einblick in die Korruption des russischen Beamtenstaates bewiesen diese Adressen.

Für die freie Entwicklung und die Interessen des Landvolkes eintretend, nahm die deutsche Bevölkerung durch zwanzig Jahre hindurch eine scharf opponierende Haltung ein, ohne indes den Boden der Gesetzmäßigkeit zu verlassen und das Volk auf den Weg der offenen oder geheimen Gewalttat zu führen. Da

die deutsche Bevölkerung zwar wirtschaftlich und geistig dem Kampfe um die nationale Existenz gewachsen war, ihrer Anzahl nach aber gegenüber den fremden Volksstämmen kaum in Betracht kam, so hatte sie vom freien Walten des Rechts nichts, von der Gewalttat alles zu fürchten. Sie durfte das Prinzip der Gesetzmäßigkeit schon deshalb nicht verletzen, weil sie sozusagen selbst von der Gesetzmäßigkeit lebte. Vor dem konstitutionellen Staate, sobald dieser Staat ein wirklich konstitutioneller, d. h. ein Rechtsstaat war, hatte die deutsche Bevölkerung keine Furcht.

Als zweites Motiv für die antirevolutionäre Haltung der baltischen Deutschen nennt der Verfasser die Besorgnis, die Herrschaftsrolle mit der Rolle des führenden Kulturelementes zu vertauschen. Auch dieses Motiv ist nicht stichhaltig, wenn hierunter die Abneigung gegen eine Heranziehung weiterer Bevölkerungsschichten zur Selbstverwaltung verstanden werden soll. Hier läßt sich dem Verfasser der Vorwurf mangelhafter Kenntnis nicht ersparen. Die Erweiterung der Selbstverwaltungsbasis ist vom baltischen Großgrundbesitz mehrfach angestrebt worden, ein flüchtiger Einblick in die Akten des Landratskollegiums aus den siebziger und achtziger Jahren, sowie endlich vom Jahre 1905 hätte den Verfasser hiervon überzeugt. Der letzte Erweiterungsentwurf von 1905 basiert die Selbstverwaltung auf der Teilnahme aller Steuerzahler. Die deutsche Bevölkerung war bereit zu jeder liberalen Reform, die eine organische Fortentwicklung des Landes verbürgte.

Die Gründe der lettisch-estnischen revolutionären Bewegung liegen tiefer — in den allgemeinen Verhältnissen des Reiches, in dem sozialen Zündstoff unseres Jahrhunderts. Der Druck einer zwanzigjährigen bureaukratischen Mißwirtschaft forderte einen gewaltsamen Durchbruch. Der Sturm sozialer und nationaler Leidenschaften, der unser Land verwüstete, konnte nicht abgewendet werden. Sich ihm zu beugen wäre eine nutzlose Schwäche gewesen, denn die elementare Wucht der Bewegung hätte den Liegenden so wenig verschont, wie den Aufrechten. Wenn der Sturm sich gelegt hat, wollen wir nicht lässig sein, von neuem zu bauen, vielleicht ist dem ernsten Willen das Gelingen beschieden.

Riga, den 28. Januar 1906.

Karl von Freymann."

* * *

Die Hilfsarbeit für die baltischen Deutschen ist inzwischen in erfreulichem Fortgange begriffen. Ihr dient ganz besonders ein kleines, eben im Verlag von J. F. Lehmann in München erschienenes Buch: „Die deutschen Balten", dessen Ertrag völlig zu Gunsten der notleidenden Deutschen Rußlands geht. Da das kleine Prachtwerk wertvolle Beiträge von Prof. Ad. Harnack, Geheimrat von Bergmann, Prof. Schiemann und anderen hervorragenden Balten enthält, künstlerisch vorzüglich ausgestattet ist und in der Volksausgabe nur 1 Mark kostet (die Prachtausgabe kostet gebunden 4 Mark), möchte sein Absatz besonders um des guten Zweckes willen ganz außerordentlich groß werden! Es wird eingeleitet durch ein prächtiges Gedicht Ernst v. Wildenbruchs.

Zur Flottenfrage und Flottenvermehrung.

Von

Georg Wislicenus.

Bücher, die Fachleuten und Laien eines großen und wichtigen Gebiets, wie es das Seewesen ist, gleichermaßen nützlich sind, verdienen zweifellos besondere Beachtung. Denn sie sind die Brunnen, aus denen zahllose Anpflanzungen und Schonungen der deutschen Flottenfreunde erfrischt und gekräftigt werden sollen. Dazu gehört aber hinsichtlich der Flottenfrage seit Jahren in erster Reihe das allbekannte „Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen", das mit Benutzung amtlichen, also zuverlässigen Materials von einer Reihe erprobter Fachleute unter dem Sammelnamen „Nauticus" bearbeitet wird. Dieser sehr objektive Name ist offenbar aus gutem Grunde gewählt, weil „Nauticus" nicht „namhafte, wohlbekannte Autoritäten" sprechen lassen will, sondern allein die Sache an sich mit ihren sachlichen Gründen. Für die Sache ist es ohne Belang, wer die Einsicht der deutschen Zeitgenossen in die mancherlei Fragen des Seewesens schärft; wenn es nur überhaupt und zuverlässig geschieht, darauf kommt es an. Frühere Nörgeleien und Mutmaßungen über diese namenlosen, aber um so sachlicheren Beiträge zur Flottenfrage würden sicherlich unterblieben sein, wenn die kritiklosen Kritiker nur einen Augenblick darüber nachgedacht hätten, was in solchem Falle zur Erzielung völlig unbefangener Urteile bei Freunden wie Gegnern der Sache am zweckmäßigsten ist. Die Sache allein, um die es sich handelt, soll den Ausschlag geben, nicht das dem einen positive, dem anderen negative Gewicht irgend einer Persönlichkeit.

Und damit nun zur Sache: der kürzlich bei Mittler & Sohn erschienene 7. Jahrgang des „Nauticus" ist wieder ein Musterwerk seiner Art, ja er übertrifft seine Vorgänger noch an Reichhaltigkeit gerade auf den Gebieten, die mit den neuesten Fortschritten im Seekriegswesen zusammenhängen. Allerdings hat der ostasiatische Seekrieg wertvollen Stoff dafür geliefert, aber andererseits zeigen auch theoretische Untersuchungen, z. B. der hervorragende Aufsatz: Artillerie und Panzer in ihren Beziehungen zum Schiffstyp, daß unsere Fachleute vorausschauend aus rein technischen Gründen zu denselben Schlüssen gelangt sind, wie sie unmittelbar hinterher die Praxis in der großen Seeschlacht bei Tsuschima als richtig erwiesen hat. Das wird noch näher zu erläutern sein. Die erwähnte artilleristisch-theoretische Studie, die infolge ihrer gründlichen Beweisführung auch dem gebildeten Laien verständlich ist, gehörige Aufmerksamkeit vorausgesetzt, zeigt, daß

bei dem jetzigen Stande der Geschütztechnik und infolge der Vergrößerung der Torpedoschußweite (bis auf etwa 2000 Meter) die Gefechtsentfernungen von etwa 2000 auf etwa 3000 Meter Abstand der gegnerischen Schiffe hinausgeschoben werden müssen, um den vorbereitenden oder auch entscheidenden Artilleriekampf außerhalb Torpedoschußweite zu führen. Aus solchen Abständen sind aber die Treffer- und Durchschlagsaussichten gegen die gekrümmten Flächen des Schiffspanzers nur gering; nur die schwersten Kaliber durchschlagen die Panzerung auf 3000 Meter Abstand bei etwa 60° Auftreffwinkel noch mit soviel Kraftüberschuß, daß sie wirksame Zerstörungen auszuüben vermögen. Daraus folgt, daß der im Gefecht im Vorteil ist, der über die meisten schweren Geschütze verfügt. Bisher hatten die Linienschiffe durchschnittlich nur vier schwere Geschütze in je zwei Drehtürmen auf dem Oberdeck. So arm an schwerster Bewaffnung ist auch noch die neueste fertige englische Linienschiffsgattung, acht Schiffe der King Edward VII.-Klasse; deren schon erstaunliche Größe von 16600 Tonnen (gegen 13200 Tonnen unseres neuesten Linienschiffs Deutschland) ist hauptsächlich für Panzerschutz, aber auch für eine sehr starke und teilweise schwere Mittelartillerie ausgenutzt worden. Ähnlich sind die sechs, zum Teil noch im Bau befindlichen, nordamerikanischen Linienschiffe der Louisiana-Klasse mit 16257 Tonnen Größe, wie auch die beiden japanischen Neubauten von 16663 Tonnen Größe. Betrachtet man überhaupt die Übersicht der Seestreitkräfte der Seemächte, die „Nauticus" sehr gewissenhaft bis auf die neueste Zeit vervollständigt hat, dann erkennt man, daß bei allen mit dem Anwachsen der Schiffsgröße eine Kaliberverstärkung der Mittelartillerie verbunden ist, so zwar, daß als Ersatz für die Mittelartillerie schon nächst den bisherigen vier schweren 30 cm-Geschützen eine Anzahl 25 cm- oder 20 cm-Geschütze eingestellt sind, z. B. auf den japanischen und nordamerikanischen Neubauten. Das Linienschiff King Edward VII. hat auch schon 23,4 cm-Mittelartillerie; der jüngste japanische Neubau soll neben den vier 30 cm-Geschützen gleich zwölf 25,4 cm-Geschütze bekommen, wodurch die Schiffsgröße auf nicht weniger als 19000 Tonnen Wasserverdrängung gebracht werden wird. Aber in England geht man noch weiter; der Neubau des Linienschiffs Dreadnought soll 18000 Tonnen groß werden und nicht weniger als zehn 30,5 cm-Geschütze, aber keine Mittelartillerie mehr tragen. Das sind gewaltige Umwälzungen im Linienschiffsbau, denen aber glücklicherweise natürliche Grenzen in dem Umstande gezogen sind, daß die schwersten Geschütze nur auf dem Oberdeck aufgestellt werden können; bei harmonischer Vergrößerung des Schiffsraums wächst nämlich die Schiffslänge, also die verfügbare Oberdecksfläche viel langsamer als die Wasserverdrängung. Deshalb wird man auf einem 19000 Tonnen-Schiff auf dem Oberdeck höchstens einen Turm mehr für schwere Geschütze anbringen können, als auf einem um 3000 Tonnen kleineren Schiff, das imstande ist, fünf Drehtürme für je zwei schwerste Geschütze zu tragen. Aber mit der Zeit wird man wohl dazu kommen, die schweren Geschütze auch in zwei verschieden hohen Stockwerken anzuordnen, wie bisher die Mittelartillerie oder wie der andere Turm der schweren Geschütze

auf der Kaiser- und Wittelsbach-Klasse, dadurch kann man den Bestreichungswinkel mehrerer Türme noch vergrößern. Die Mittelartillerie wird bei dieser Entwicklung vielleicht größtenteils verschwinden, und auch die schweren Zwischenkaliber da, wo sie aus taktischen Gründen beibehalten werden, im Kaliber noch gesteigert werden. Mit anderen Worten, die Arbeitsteilung im Artilleriekampf wird viel schärfer durchgeführt werden müssen als bisher: für die Zerstörung des Panzers schon auf sehr große Abstände wird man nur noch die schwersten Kaliber benutzen, für den Nahkampf und namentlich als Granatgeschütze gegen ungepanzerte Ziele, wie Hochseetorpedoboote, wird man ein Kaliber wählen („Nauticus" schlägt 12,5 cm als das passendste vor), das bei kräftiger Wirkung doch noch höchste Feuergeschwindigkeit, also ein Überschütten des Gegners mit Granatmassen gestattet. Die Erfahrung zeigt, daß diese Theorie haltbar ist. Die verständige Anordnung des Panzerschutzes auf modernen großen Linienschiffen, z. B. auf den nordamerikanischen der Louisiana-Klasse mit 16300 Tonnen Größe, zeigt, daß für die Mittelartillerie nur noch sehr kleine Zielflächen bleiben, wo sie überhaupt für die Kampfkraft des Schiffs bedeutsame Zerstörungen anrichten kann. Linienschiffe mittlerer Größe, wozu man in diesem Sinne sogar die neuen deutschen 13000 Tonnen-Schiffe noch rechnen muß, müssen sich größere Beschränkung in der Ausnutzung des Panzers gefallen lassen, sind also auch durch Mittelartilleriegeschosse schon entsprechend verwundbarer, als die Panzerriesen mit 18000 und mehr Tonnen Wasserverdrängung.

Die Richtigkeit dieser Erwägungen hat der Erfolg der schweren Artillerie auf großen Entfernungen in der Seeschlacht bei Tsuschima erwiesen. „Nauticus" sagt darüber: „Hier hat das schwere, panzerbrechende Geschütz des großen, stark bewaffneten und gut geschützten Linienschiffs die Entscheidung herbeigeführt." Auf japanischer Seite kämpften drei 15440 Tonnen große Linienschiffe (und zwei kleinere); die vier besten russischen Linienschiffe waren je 13700 Tonnen groß. Die Japaner verstanden es, im Artilleriefernkampf ihr Feuer zunächst auf diese modernen russischen Linienschiffe zu vereinigen, eins davon schon nach zwei Stunden lediglich durch Geschützfeuer zum Sinken zu bringen und die anderen so schwer zu beschädigen, daß sie noch gegen Abend von den japanischen Torpedobooten gänzlich vernichtet, d. h. auch zum Sinken gebracht werden konnten. Daß bei diesem schweren Kampf die japanischen Schiffe nur geringe Beschädigungen erlitten, ist wohl lediglich auf die minderwertige Ausbildung der russischen Geschützführer zurückzuführen. Weil das schwere Linienschiff sich zur Erkämpfung der Seeherrschaft bewährt hat, darum bauen die siegreichen Japaner jetzt die größten Linienschiffe mit den schwersten Geschützen, die überhaupt bisher auf Schiffen vorhanden sind. Aber auch das im vorigen Jahre (1905) vom Stapel gelaufene japanische Linienschiff Kaschima (von 16663 Tonnen Größe) wird bereits mit diesen 46,7 Kaliber langen 30,5 cm-Geschützen bewaffnet, deren Arbeitsleistung in einer lebendigen Kraft von 13604 Metertonnen (an der Mündung gemessen) besteht; jedes Rohr wiegt 59 Tonnen (also 59000 Kilogramm), jedes Geschoß 385 Kilogramm. In diesen Geschützen, die von einer englischen Firma als Draht-

rohre gebaut werden, hat die Geschütztechnik nach „Nauticus" voraussichtlich für die nächsten Jahre ihre äußerste Leistungsfähigkeit erreicht, wenigstens für die Schiffsartillerie. Unser Krupp baut aber noch schwerere Geschütze; aus Weyers Taschenbuch ist zu ersehen, daß Krupps 50 Kaliber langes 30,5 cm-Geschütz an der Mündung sogar 17 500 Metertonnen Arbeit leistet; das Rohr wiegt 56,7 Tonnen, jedes Geschoß bis 445 Kilogramm. Trotzdem sind vorläufig, wohl mit Rücksicht auf die geringe Schiffsgröße, die schwersten deutschen Schiffsgeschütze (auf der Deutschland-Klasse) nur 40 Kaliber lange 28 cm-Kanonen, deren Rohre nur je 33,8 Tonnen wiegen, die aber dabei doch 10 750 Metertonnen Arbeit leisten. „Nauticus" macht auch auf die Nachteile der englischen Drahtrohre aufmerksam; es scheint, als ob die englischen Geschützfabriken die schwersten Kaliber nicht widerstandsfähig genug herzustellen vermögen; denn lediglich infolge der Schießübungen der letzten Jahre mußten, soweit bekannt geworden, nicht weniger als ungefähr dreißig Stück 30,5 cm-Geschützrohre als gebrauchsunfähig durch neue Rohre ersetzt werden. Das ist aber ein sehr hoher Prozentsatz der schwersten Geschützbewaffnung der ganzen englischen Flotte; es ist zu erwarten, daß bei ernsthaftem Gebrauch der Rohre, also beim Schießen mit voller Gefechtsladung sehr schnell noch sehr viel mehr dieser englischen 30,5 cm-Rohre schadhaft werden, ein Umstand, der nicht zur Erhöhung der Kriegstüchtigkeit der Flotte beitragen würde. Jedenfalls mahnen solche unliebsamen Erfahrungen anderer auch bei uns zur Vorsicht bei der Steigerung des Kalibers der schwersten Geschütze. Unsere beträchtlich schwächeren oben erwähnten 28 cm-Schnelladekanonen haben den nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß sie sich im Dauerschießen gut bewährt haben. Sollten überhaupt dauerhafte, also zuverlässige 30,5 cm-Kanonen von 50 Kaliber Länge schon jetzt herstellbar sein, dann können wir sicher sein, daß dies nur Kruppsche Ringkanonen sein werden, deren theoretische Vorzüge gegenüber den englischen Drahtrohren „Nauticus" Seite 179 klarlegt. Andererseits darf man freilich auch die Leistungsfähigkeit der englischen Rohre nicht unterschätzen; denn die japanischen Linienschiffe siegten in der Schlacht bei Tsuschima mit (allerdings nur 40 Kaliber langen) englischen 30,5 cm-Drahtrohren.

Die bisher betrachtete artilleristische Studie steht, wie gesagt, in voller Übereinstimmung mit den Erfahrungen des ostasiatischen Seekriegs; mit Recht hebt deshalb „Nauticus" auch an anderer Stelle (Seite 231) hervor: „Solange die Artillerie als Fernwaffe von höchster Leistungsfähigkeit ihr Feld zu behaupten vermag, wird auch das große, kampfkräftige, alle Waffen in hoher Vollendung in sich vereinigende Schiff das Rückgrat der Flotte bleiben." Mit den französischen Träumen von der Seeherrschaft der Unterseeboote hat es noch gute Weile, davon soll noch die Rede sein; im ostasiatischen Kriege ist diese neueste Waffe überhaupt nicht zur Geltung gekommen, weil weder Russen noch Japaner sie zur Verfügung hatten. Aber Torpedos und Seeminen haben als wichtige Nebenwaffen auf dem Kriegsschauplatz erfolgreich mitgewirkt, darüber belehrt ein anderer höchst lesenswerter Beitrag im „Nauticus". Die japanischen Torpedoboote leiteten

ganz schulgemäß den Seekrieg mit einem Achtungserfolg ein, der immerhin groß genug war, um die russische Offensive zur See zunächst zu lähmen, wodurch die erste Landung von Truppen in Tschimulpo möglich wurde. Später sind aber viele japanische Torpedobootsangriffe ganz ohne nennenswerte Erfolge gewesen, was „Nauticus“ auf die ungenügende technische Behandlung des Torpedos zurückführt, während die besseren Erfolge in der Schlacht bei Tsuschima auf tatkräftige Beseitigung technischer Mängel und bessere Ausbildung des Personals während der langen Ruhepause im Seekriege schließen lassen. Die unzweckmäßige Verwendung der russischen Torpedoboote zum Artilleriekampf gegen japanische Boote und nie zum Nachtangriff gegen die feindlichen Linienschiffe bestätigt die alte Erfahrung, wie „Nauticus“ sagt: „daß Erfolge im Kriege nur dem zufallen, der im Frieden die Vorbereitung für den Krieg, nämlich Schulung des Personals und Scharfhalten aller Waffen am gründlichsten betrieben hat.“ Das mögen sich besonders die Nörgler über Ausgaben für Flottenmanöver hinter die Ohren schreiben; ein verlorener Krieg ist teurer, als die beste Friedensschulung der Flotte durch viele Jahrzehnte hindurch!

Durch technische Verbesserungen ist neuerdings die Torpedoschußweite auf 2000 bis 3000 Meter vergrößert worden, wie schon mit Rücksicht auf die damit verbundene Steigerung der Bedeutung der schwersten Artillerie erwähnt wurde. Da infolge der vergrößerten Torpedoschußweite das Nahgefecht früher beginnen muß, sind gleichzeitig die Aussichten auf Erfolg bei den Torpedobooten in der Tagschlacht geringer geworden. Das klingt paradox, ist aber damit zu erklären, daß nun die Torpedoboote größere Strecken als bisher im feindlichen Artilleriefeuer durchlaufen müssen, ehe sie ihre Torpedoschüsse abgeben können. Denn das Torpedoboot muß, um sicher zu Schuß zu kommen, so nahe wie möglich an sein Ziel heranlaufen. Die größeren Schiffsabstände beim Nahgefecht sind lediglich bedingt durch die neuerdings noch vermehrte Torpedobewaffnung auf den großen Schiffen, den Linienschiffen und Panzerkreuzern. Möglicherweise führt die Vervollkommnung der Torpedos dazu, diesen großen Schiffen noch mehr Ausstoßrohre nach verschiedenen Richtungen zu geben, um bei Gelegenheit den Gegner gewissermaßen mit einem Torpedoschnellfeuer überschütten zu können. Das zwingt andererseits dazu, dem Bodenschutz der großen Kampfschiffe erhöhte Sorgfalt zu widmen, wozu auch die Erfolge der Seeminen nötigen.

Als besonders verderblich haben sich die Streuminen erwiesen, allerdings für Freund und Feind; ihrer zerstörenden Wirkung kommt ein beträchtlicher Anteil am Ausgange des Seekriegs zu. Außer einer Anzahl kleinerer Schiffe verloren die Japaner zwei Linienschiffe und zwei Küstenpanzerschiffe, die Russen ein Linienschiff durch Streuminen; zwei russische Linienschiffe wurden schwer beschädigt. Schließlich waren in der Umgebung von Port Arthur so viele Minen ausgelegt, daß niemand mehr genau wußte, wo die eigenen Minen lagen; viele Minen vertrieben auch infolge der Meeresströmungen. Der beste Schutz gegen die Sprengwirkung am Schiffsboden besteht darin, daß man den unteren Schiffs-

raum in möglichst viele wasserdichte Zellen teilt; zur Abschwächung des Stoßes dürfen die äußeren Zellen nur teilweise mit Flüssigkeit gefüllt sein, müssen also noch einen kleinen elastischen Luftraum haben. Außerdem wird eine innere Bodenpanzerung vorgeschlagen, wie sie auf russischen und französischen neuen Linienschiffen schon vorhanden ist.

Sehr lehrreich sind die jährlichen Rückblicke im „Nauticus“ auf die Entwicklung der deutschen und fremden Kriegsflotten während des abgelaufenen Jahres. Das gewichtigste seepolitische Ereignis des Jahres ist für uns zweifellos die geniale Neuorganisation der britischen Seestreitkräfte, die einer vollständigen Mobilmachung mitten im Frieden ungefähr gleichkommt. Während dieser riesigen Verstärkung der englischen Kriegsbereitschaft haben im fernen Osten die hervorragend tüchtigen Japaner nicht allein für sich, sondern auch für England große Erfolge zur See errungen. Der Zusammenbruch der russischen Seemacht hat auch uns geschadet; denn unsere seepolitische Stellung ist dadurch England gegenüber zweifellos auch schwächer geworden als bisher. Die erdrückende Überlegenheit Englands über jede andere Seemacht ist selten in früheren Jahrhunderten so groß gewesen wie jetzt. Deshalb liegt für die Leiter der englischen Politik die Versuchung nahe, ihre Übermacht zur See zu mißbrauchen. Damit müssen wir ruhigen Sinnes rechnen. Ein Volk wie das deutsche, von tatkräftigen Männern geführt, wird zuversichtlich auch in dieser schwierigen Lage Mittel und Wege finden, der drohenden Gefahr durch verschiedene Maßnahmen vorzubeugen. Frühere Versäumnisse im Flottenausbau müssen mit verdoppelter Anstrengung aller Kräfte und Mittel nachgeholt werden. Solange die eigene Flotte noch nicht stark genug ist, britische Willkür im Schach zu halten, wird man auch andere Sicherheitsmaßregeln nicht außer Acht lassen. Aber freilich, an Gut und Blut könnte viel gespart werden, wenn wir nur ein paar Dutzend schwerster Linienschiffe schon auf dem Wasser hätten. Es gibt Versäumnisse von weltgeschichtlicher Bedeutung: hätte Rußland nur ein halbes Dutzend tüchtiger Linienschiffe Anfang 1904 mehr in Ostasien gehabt, der ganze unglückliche Krieg wäre wahrscheinlich nicht ausgebrochen. Hätte das deutsche Volk schneller die Notwendigkeit der Flottenverstärkung begriffen, wir wären wohl längst über den kritischen Punkt in der Zunahme unserer Seegeltung hinweg. Jetzt müssen wir es geradezu als einen Segen betrachten, daß auch die nordamerikanische Flotte gewaltige Anstrengungen macht, so zwar, daß die englische Flotte nach einem Kriege mit Deutschland, der, wie „Nauticus“ sehr drastisch und wahr sagt, sicherlich auch jetzt kein Spatzenschießen sein würde, in der inzwischen mächtig erstarkenden nordamerikanischen Flotte einen recht gefährlichen Nebenbuhler finden würde. Die Amerikaner sind sehr tatkräftig, das zeigt der Umstand, daß sie augenblicklich 15 Linienschiffe und 9 Panzerkreuzer im Bau haben, während in Deutschland gleichzeitig nur 6 Linienschiffe und 3 Panzerkreuzer im Bau sind. Ob die Vereinigten Staaten eine erhebliche Schwächung der englischen Flotte nicht zur weiteren Ausbreitung des Monroe-Grundsatzes nach Canada und Westindien hin ausnützen würden, das

bliebe abzuwarten. Ein lächerlicher Scheingrund der englischen Kriegspartei ist der, Deutschland plane einen Angriff gegen England; daran zu denken, wäre Frevel, weil solcher Angriff ganz sinnlos wäre. Deutschland dankt seine günstige wirtschaftliche Entwicklung lediglich dem langjährigen Frieden; es hat also nur Vorteil von der Andauer des Friedens zu erwarten. Deutschland will mit seinem Flottenausbau lediglich seine ständig wachsenden überseeischen Interessen schützen; dazu braucht unsere Flotte nur so stark zu sein, daß selbst der stärkste Angreifer schweren Schaden von einem Angriff zu erwarten hat. England wird auch künftig uns zur See stets weit überlegen bleiben, das zeigt jedem Denkenden ein Blick auf die Flottenlisten; aber die deutsche Flotte muß so stark sein, daß ihre Vernichtung für die englische Flotte mit sehr schwerer, seepolitisch ins Gewicht fallender Schädigung verknüpft wäre. Auch bei doppelter Größe als jetzt bliebe unsere Flotte Englands Seemacht gegenüber nur eine Schutzflotte von kaum halber Stärke der englischen. Es ist aber immer ein ander Ding, wenn ein geübter Kämpfer von zwei anderen, als wenn er von vier oder fünf überfallen wird.

Es ist auffällig, wie wenig die geradezu fieberhaften Rüstungen der Vereinigten Staaten (ihre Marineausgaben sind 1905 nahezu doppelt so groß wie die deutschen und schon nahezu $^{2}/_{3}$ der englischen!) in England als gefährlich betrachtet werden, trotzdem im nordamerikanischen Flottenprogramm ein recht selbstbewußter Anspruch auf Seeherrschaft in den westindischen Gewässern und im Stillen Weltmeere liegt („Nauticus" S. 105). Auch die neue Zusammenfassung der nordamerikanischen Seestreitkräfte im Atlantischen Ozean ist mustergültig. Die knapp gleich starke englische Atlanticflotte hat ihren Hauptstützpunkt nicht etwa auf Bermuda, oder in Halifax, oder in Westindien, sondern in Gibraltar, also etwa 3200 Seemeilen von Newyork (aber nur genau halb so weit von Hamburg!). Das bedeutet doch sogar für den Arglosesten ein höfliches Ausweichen vor den amerikanischen Gewässern, wenigstens vorläufig. Denn bisher haben die Engländer tatsächlich noch nie Linienschiffsgeschwader in nordamerikanischen Gewässern gehalten. Es ist kaum anzunehmen, daß sich die Amerikaner dadurch verleiten lassen werden, künftig im Ausbau ihrer Flotte saumseliger zu werden. Aber dieses westliche Sammetpfötchen des britischen Seelöwen gibt im Gegensatz zu seiner östlichen Drohpranke manches zu denken.

Die französische Flotte hat endlich wieder einen Marineminister erhalten, der den guten Willen zeigt, die großen Fehler seines Vorgängers gut zu machen. Er hat ein großes Bauprogramm aufgestellt, um die Vernachlässigung der Flotte wieder gut zu machen. Aber damit ist der riesige Vorsprung, den die englische Seemacht im letzten Vierteljahrhundert errungen hat, nicht wieder gut zu machen. Man begnügt sich damit, die Kolonien mit Befestigungen und Kolonialtruppen zu verteidigen. Nach französischer Ansicht wird der künftige japanische Vormarsch erst über die Philippinen nach Französisch-Hinterindien führen; trotzdem hegt man mit Recht Besorgnisse wegen des Küstenschutzes für Indochina. Man weiß recht gut in Frankreich, daß dieser einem japanischen Angriff nicht gewachsen ist,

und deshalb sind wenigstens eine Reihe von Maßregeln zur Stärkung der beweglichen Verteidigung von Saigon in Angriff genommen. Im Mittelmeer macht man sich merkwürdigerweise keinerlei Sorgen um Nordafrika, dessen Häfen sämtlich gegen englische Angriffe nur sehr mäßig geschützt sind. Auch Madagaskar und Réunion, diese Perlen im Indischen Ozean, sind beinahe schutzlos. Die paar französischen Inseln in Westindien sind freilich kaum noch einen Schuß Pulver wert. Außerdem hat Frankreich weder beträchtlichen Seehandel noch eine nennenswerte Handelsflotte zu schützen, außer im Mittelmeer, wo es an gut zu verteidigenden Schlupfwinkeln nicht fehlt. Also die stolze Trikolore macht den Engländern auf See keine Kopfschmerzen mehr, und die leichtsinnige französische Volksseele fühlt sich sogar mit beschützt durch die Neuverteilung der englischen Streitkräfte, die nie zu Nelsons Zeiten mit solcher erdrückenden Übermacht die schönen französischen Küsten so eisern fest umklammerte wie heutzutage. Die Zeiten haben sich bei unserm Nachbarn gewaltig geändert, seit Napoleon III. das erste Panzergeschwader bauen ließ; was noch vor 20 Jahren das einzige Ziel der französischen Flotte war: England die Seeherrschaft streitig zu machen, daran denkt kein Franzose mehr. Zweifelhaft bleibt es, ob es englischer Stimmungsmache gelingen wird, daß die Franzosen auf eigene Rechnung und Gefahr, aber zum Vorteil Englands bei einem gleichzeitigen englischen Seeangriff den Landkrieg gegen uns zu führen kurzsichtig genug sein werden. Wie dem auch sei, jedenfalls trägt die zielbewußte englische Freundschaft nicht zur Hebung der Seetüchtigkeit der französischen Flotte bei, und der neue Marineminister wird wohl Schwierigkeiten haben, sein neues, großes Bauprogramm für 24 neue große Linienschiffe und Panzerkreuzer durchzusetzen.

Die neuesten Schiffstypen aller Seemächte sind im neuen „Nauticus" genau beschrieben und kritisch besprochen; von den meisten sind auch sehr anschauliche Planzeichnungen oder große Photographien beigegeben, die das Verständnis für die Anordnung der Panzerung und Bewaffnung ungemein erleichtern. Der Stärkevergleich der neuesten großen Kreuzer zeigt dabei, daß unser im Bau befindlicher Panzerkreuzer „C", obwohl der kleinste der betrachteten Neubauten, recht gute Geschützkraft aufweist, trotzdem die Kaliberlängen bei den fremden Typen fast durchgängig auf 50 hinaufgegangen sind, während für „C" nur 40 Kaliber lange Rohre vorgesehen sind. Sehr interessant, wenn auch nicht in allem nachahmungswert sind die italienischen Panzerkreuzer-Neubauten. Der Panzerkreuzer San Giorgio von 10000 Tonnen hat bei einer Bewaffnung und Panzerung, die ihn nahezu zum Linienschiff macht, doch die Geschwindigkeit (22½ Seemeilen) eines Kreuzers; „Nauticus" bezweifelt aber mit guten Gründen, ob die geradezu künstlerische Ausnützung der Schiffsgröße in allem das halten wird, was sie verspricht. Außerdem planen die Italiener, angeregt durch die Erfolge der Streuminen im ostasiatischen Krieg den Bau eines etwa 6000 Tonnen großen und 25 Seemeilen schnellen gepanzerten Minenkreuzers, der auch noch einige schwere Geschütze zur Abwehr kleiner Kreuzer tragen soll; als Hauptwaffe

dieses neuartigen Kriegsschiffs ist eine große Ausrüstung mit den gefährlichen Streuminen vorgesehen. Jedenfalls ist dieser Neubau ein Beweis dafür, daß in künftigen Seekriegen die Mine, diese furchtbare Waffe des zur See Schwächeren, noch größere Bedeutung als bisher gewinnen wird. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung spricht deutlich genug dafür, daß im Seekriege in minenverseuchten Küstengewässern derjenige die meisten Verluste durch Streuminen haben wird, der mit der größten Zahl von Schiffen dort auftritt. Folglich haben die großen Seemächte, die den Seekrieg strategisch wie taktisch als Angriffskrieg führen, gar keine Vorteile vom Streuminenkrieg; im Gegenteil, sie werden, um sich das Fahrwasser frei zu halten, selbst sehr wenig Gebrauch von Streuminensperren machen.

Aus marinetechnischen Gründen ist durch die Bewilligung von anderthalb Millionen Mark zu Versuchen mit Unterseebooten auch Deutschland in die Reihe der Staaten getreten, „die“, wie „Nauticus“ sich sehr vorsichtig ausdrückt, „dem Unterseeboote einen bescheidenen Platz in der lokalen Verteidigung der Küsten nicht mehr versagen zu können glauben“. Nur auf diese Weise kann der wirkliche Wert dieser in Frankreich vielgebauten und vielgepriesenen, aber noch gänzlich unerprobten Seekriegswaffe bei uns richtig eingeschätzt werden. Im ostasiatischen Kriege sind „leider“ noch keine Unterseeboote verwendet worden, man schätzt die Waffe also vorläufig nur nach ihren Manövererfolgen, die in England mehrere bedenkliche Mißerfolge erbrachten und in Frankreich neuerdings auch nicht mehr so bombastisch gepriesen werden, wie noch vor einigen Jahren, als das Spielzeug der französischen Eitelkeit noch etwas ganz neues war. Der neue französische Marineminister will von den vielen verschiedenartigen kleinen Unterseebooten, die unter seinem Vorgänger geschaffen sind, nichts wissen; er plant den Bau sehr großer Tauchboote von ungefähr 600 Tonnen Wasserverdrängung, vorausgesetzt, daß die 390 Tonnen großen, im Oktober 1903 auf Stapel gelegten Boote des Eméraude-Typs sich bewähren. Die letzten Versuche im März 1905 zeigten, daß die Tauchboote den reinen Unterseebooten sowohl an Fahrgeschwindigkeit wie im schnellen Untertauchen überlegen waren. Auch die Unsicherheit im Betrieb ist auf den Tauchbooten nach den Erfahrungen der letzten Jahre nicht ganz so groß, wie auf den reinen Unterseebooten, die allerdings meist älterer Bauart sind. Auch in England gibt man seit den letzten schweren Unfällen mit Unterseebooten den Tauchbooten den Vorzug; die neuesten Boote werden 300 Tonnen groß, sollen über Wasser 14 bis 16 Seemeilen Fahrt auf einer Strecke von 500 Seemeilen und unter Wasser zehn Stunden lang 9 Seemeilen Fahrt laufen. Die Boote behalten stets soviel Auftrieb, daß sie im Ruhezustande an die Oberfläche auftauchen; das Untertauchen geschieht nur, wenn die Boote in Fahrt sind und zwar mit Hilfe von Horizontalrudern. Die Boote haben fast genau die Form von Torpedobooten und sind ihrer ganzen Einrichtung nach nichts anderes als zeitweilig untertauchende, aber stets nahe der Oberfläche bleibende Torpedoboote. So haben die schlechten Erfahrungen, die man hinsichtlich der Manövrierfähigkeit und Seefähigkeit der älteren Unterseebote in Frankreich und England

gemacht hat, dazu geführt, den Grundsatz für den Bau der Unterseebote völlig zu ändern: bisher baute man Unterseebote, die nur gelegentlich für kurze Zeit an die Oberfläche auftauchten, jetzt baut man Tauchboote, die nur gelegentlich für kurze Zeit unter die Oberfläche untertauchen. Mit anderen Worten, die neuen Tauchboote sind ein Kompromiß zwischen Torpedoboot und Unterseeboot. Ehe es aber nicht gelingt, den Tauchbooten auch unter Wasser große Fahrgeschwindigkeit zu geben, wird man sie immer noch nicht zu kriegsbrauchbaren Waffen rechnen können. Da die Annäherung von Tauchbooten an die feindlichen Seestreitkräfte wohl meist im ausgetauchten Zustande erfolgen wird, werden sie im Tagkampfe meist frühzeitig entdeckt werden; im Nachtkampfe aber werden ihnen wahrscheinlich die Torpedoboote stets überlegen bleiben. Trotzdem die französische Marine 38 Unterseebote fertig und noch 31 dazu im Bau hat, verzichtet sie auf keinen anderen Schiffstyp; nicht weniger als 11 Torpedobootsjäger und etwa 95 Torpedoboote sind gleichzeitig noch im Bau, und für schnelleren Ausbau der Panzerschiffsflotte erheben sich viele Stimmen. Darin liegt doch zweifellos das Zugeständnis, daß man von den Untersee- oder Tauchbooten keine völlige Umwälzung in der Seekriegsführung mehr erwartet, sondern daß man diesen sehr besserungsbedürftigen und wohl sicher auch noch besserungsfähigen Waffen nur eine Nebenrolle in künftigen Seekriegen zuweist.

Sehr lesenswert ist der „Nauticus“-Aufsatz über Fragen des Seekriegsrechts; er beleuchtet an der Hand verschiedener Beispiele, wie geschickt es die stärkste Seemacht stets verstanden hat, die Seekriegsregeln so zu gestalten, daß sie ihm selbst den meisten Vorteil bringen, sowohl in der neutralen Stellung, als auch während eigener Kriegsführung. Die Lehre von der effektiven Blockade ist schon längst der englischen Rechtsauffassung angepaßt; denn nur der zur See Übermächtige kann eine Küste eng mit seinen Schiffen einschließen. Hinsichtlich der Konterbande hat England kürzlich Rußland gegenüber durchgesetzt, daß Kohlen und Lebensmittel nur „bedingte“ Konterbande ist, d. h. nur dann, wenn sie für die feindlichen Streitkräfte nachweisbar bestimmt sind. So sicherte sich das zur See starke neutrale England den eigenen Handelsverkehr während des ostasiatischen Krieges und beugte gleichzeitig der Sorge vor, daß künftige Kreuzerkriege, wie Frankreich sie plant, die Lebensmitteleinfuhr nach England während eines Krieges schädigen könnten. Auch den eigenen Vorteil zahlreicher Flottenstützpunkte in allen Gewässern der Erde versteht England trefflich zur Gestaltung des Seekriegsrechts in seinem Sinne auszunutzen. Zunächst sucht es den Grundsatz zur Geltung zu bringen, Hilfskreuzer einer kriegführenden Macht dürften nur in einem heimischen Hafen dieser Macht ausgerüstet werden; ferner sucht es die Versorgung der Kriegführenden auf hoher See durch die neutrale Schiffahrt zu hindern; schließlich sucht es die Aufnahme der Kriegführenden in neutralen Häfen mehr und mehr zu erschweren und namentlich die Kohlenergänzung dabei zu verhindern. Rußland und auch Frankreich haben diese neuen Grundsätze, soweit es die politische Lage erlaubte, nicht anerkannt; Frankreich ist bei

seiner alten Auffassung geblieben, daß der Neutrale beiden Kriegführenden gleiches Gastrecht zu gewähren berechtigt und verpflichtet sei. Da die englische Flotte überall darauf verzichten kann, neutrale Häfen anzulaufen, weil sie überall starke und gut ausgerüstete eigene Stützpunkte findet, darum bringt es England große seestrategische Vorteile, wenn allen anderen Flotten die Ausnutzung neutraler Häfen verboten wird. Diese einseitige Weiterentwicklung des sogenannten „Völkerrechts" kann nur verhütet werden, wenn die Seemächte mit gleichen Interessen sich zusammenschließen. „Nauticus" schließt seine sehr beachtenswerten Ausführungen über Fragen des Seerechts mit den denkwürdigen Worten:

„Vorläufig ist es bemerkenswert und zeugt von der hohen politischen Reife des britischen Volkes, wie einmütig die englische Presse die dem Lande dienenden Grundsätze vertritt und ausbreitet; es ist nicht minder bemerkenswert, wie leicht und gerne die Zeitungen anderer Länder die ausländische Ware, die unter der Flagge der Friedensliebe und Humanität eingeführt wird, übernehmen und anpreisen."

Der neueste „Nauticus"-Band enthält noch viel lehrreiches und beachtenswertes in den wirtschaftlich-technischen Aufsätzen, deren Besprechung aber hier zu weit führen würde, umsomehr, als ein Teil dieser Angaben mehr fachmännisches als allgemeines Interesse hat, zum Beispiel die sehr aktuellen beiden Beiträge über den gegenwärtigen Stand der Bekohlungsfrage der Kriegsschiffe und über die Dampfturbine als Antriebsmotor für Kriegsschiffe.

Im dritten Teil des Jahrbuchs (Statistik) ist ganz besonders wichtig die Schiffsliste der größeren Seemächte, worin alle kriegsfertigen und im Bau befindlichen Linienschiffe, Panzerkreuzer, großen und kleinen geschützten Kreuzer, Torpedofahrzeuge, Unterseebote und als Hilfskreuzer verwendbaren Schnelldampfer namentlich, sowie mit allen nötigen Angaben über Größe, Bewaffnung, Panzerschutz, Maschinen und Kohlenvorrat enthalten sind. Ergänzt wird diese ausführliche Schiffsliste noch durch eine vergleichende Zusammenstellung der Kriegsflotten Großbritanniens, der Vereinigten Staaten, Frankreichs, Rußlands, Deutschlands, Italiens, Japans und Österreich-Ungarns, sowie durch Übersichten der Marine-Ausgaben und der Personalstärken dieser Seemächte. Über die mächtigsten Handelsflotten sind die jährlich üblichen Zusammenstellungen ebenfalls in musterhafter Form zu finden. Eine wertvolle neue Beigabe bildet die Aufführung und kurze Charakterisierung der Marinestationen, Flottenstützpunkte und Kohlenstationen der größeren See- und Kolonialmächte.

Zur Erinnerung an den schwäbischen Philosophen Karl Christian Planck (gest. 7. Juni 1880).

Von

Adolf Bonhöffer.

In meinem letzten Tübinger Semester, Sommer 1882, hatte ich das Glück, den Begründer dieser Zeitschrift, Julius Lohmeyer, der damals längere Zeit eines Augenleidens wegen in Tübingen weilte, kennen zu lernen. Der Mann mit dem sonnigen Blick und dem goldenen Gemüt, mit dem edlen, von jugendlicher Begeisterung für Recht und Wahrheit erfüllten Herzen, mit seinem liebenswürdigen, durch die schwersten Schicksalsschläge nicht gebeugten Optimismus hat damals unter der studierenden Jugend viele Freunde sich erworben, die zeitlebens mit Verehrung des liebenswürdigen Dichters der Jugend und des Patriotismus gedenken. Er seinerseits hat sich in der schwäbischen Musenstadt sichtlich wohlgefühlt und von dem eigenartigen Reiz, den sie auf ihn als Norddeutschen ausübte, in seiner frischen, unmittelbaren Weise beredtes Zeugnis abgelegt. Was ihn ganz besonders anmutete, das war der Idealismus, der philosophische Ernst und Freimut, der ihm speziell unter den Schülern des Mannes entgegentrat, der, zwei Jahre zuvor schon abgeschieden, als der letzte und vielleicht tiefste unter den schwäbischen Philosophen des verflossenen Jahrhunderts, von der großen Welt und der zünftigen Wissenschaft verkannt und verschmäht, doch eine kleine Gemeinde von um so treueren, hingebenden Schülern und Verehrern sich herangezogen hatte. Was wir dem Dichter damals über Plancks Persönlichkeit, über seine gewaltigen, weitausschauenden Ideen von Deutschlands Beruf und geistiger Wiedergeburt mitteilten, hat er mit feinem Verständnis und feurigem Eifer ergriffen und die Absicht ausgesprochen, die tiefen Eindrücke, die er in jenem Tübinger Semester empfangen hatte, auch dichterisch zu verwerten und zu gestalten. Ob und wie er sie zur Ausführung gebracht hat, ist mir nicht bekannt geworden, da leider die äußeren Verhältnisse den weiteren Verkehr mit dem nunmehr auch Verewigten abgeschnitten haben. Aber soviel ist gewiß, daß es ganz in seinem Sinne ist, wenn in dem von ihm ins Leben gerufenen Organ für die Verbreitung und Vertiefung echten deutschen Nationalbewußtseins auch einmal des Mannes gedacht wird, der, erhaben über allen Chauvinismus und Nationalitätsdünkel, so klar und energisch wie kein anderer dem deutschen Volk seinen hohen weltgeschichtlichen Beruf vor Augen gestellt hat, und zwar schon zu einer Zeit, wo die politischen Verhältnisse unseres Vaterlandes alles andere eher als eine kraftvolle Erhebung zu einer führenden Stellung erwarten ließen. Mittlerweile sind ähnliche Ideen

von der Prävalenz der germanischen Rasse von anderer Seite, ganz besonders von H. St. Chamberlain, mit Pathos verkündigt und vielfach begeistert aufgenommen worden. Aber gegenüber der immerhin sehr problematischen Rassenpsychologie erscheint die lediglich aus dem in der Geschichte sich offenbarenden deutschen Nationalcharakter gefolgerte Anschauung Plancks weit besser begründet und hat außerdem den Vorzug, daß sie sich auf das deutsche Volk im engeren Sinne beschränkt und ihm eine ganz bestimmte, zwar hohe und zentrale, doch keineswegs utopistische Aufgabe zuweist. Einen Vorläufer hierin hatte unser Philosoph, wohl ohne es zu wissen, in einem anderen Schwaben und zwar keinem geringeren als Friedrich Schiller, der in seinem herrlichen, erst in den letzten Jahren allgemein bekannt gewordenen, unvollendeten Gedicht „Deutschlands Größe“, ebenfalls aus geschichtsphilosophischen Erwägungen heraus, dieselbe hohe Anschauung von Deutschlands Beruf entwickelt hat. Und es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß diese beiden Propheten von Deutschlands Größe im selben Jahre, der eine 100, der andere 25 Jahre nach seinem Tode, gefeiert worden sind, freilich der eine mit hohen Ehren, wie sie noch keinem Sterblichen zuteil geworden sind, auf dem ganzen Erdenrund, der andere nur in seinem engeren Vaterland ganz in der Stille, von einer kleinen Schar dankbarer Schüler und Verehrer.

Das grundlegende Werck Plancks, worin sein philosophisches System mit der ganzen Kraft der Originalität zu Tage tritt, ist die im Jahre 1850/51 erschienene Schrift, „Die Weltalter“, deren zweiter Teil die Philosophie der Geschichte enthält. Diese letztere, mit der wir es an diesem Orte allein zu tun haben, zusammen mit seinen rechtsphilosophischen und sozialpolitischen Anschauungen findet sich weiter ausgeführt in dem „Katechismus des Rechts“ (Tübingen 1852) und, in mehr populärer Darstellung, in seinem nachgelassenen, von Karl Köstlin 1881 herausgegebenen Werk: „Testament eines Deutschen, Philosophie der Natur und der Menschheit.“ Eine wichtige Ergänzung zu diesen größeren Schriften bilden nun aber die zahlreichen mehr oder weniger umfangreichen Zeitschriftenartikel, in welchen der unermüdliche Philosoph besonders eingehend seine Anschauungen über Deutschlands Geschichte, Beruf und Zukunft entwickelt hat, sowie seine inhaltsreichen, zündenden politischen Reden, die er in der entscheidungsvollen Zeit zwischen 1866 und 1871 in Ulm gehalten hat, und die uns zeigen, wie der Mann, der in den höchsten Regionen des abstrakten Denkens heimisch war, doch zugleich ein mächtiges Bedürfnis und erstaunliches Geschick hatte, durchs lebendige Wort aufklärend, anfeuernd und wegweisend zu wirken, und wie er es weder unter seiner Würde fand noch des praktischen Scharfblicks ermangelte, in den Kampf der politischen Tagesmeinungen und ins Detail sozialreformatorischer Fragen sich einzulassen. Von diesen Aufsätzen und Reden, die zum Teil noch nicht im Druck erschienen waren, hat jüngst der Sohn des Philosophen, Reinhold Planck, zur Erinnerung an die 25. Wiederkehr seines Todestags eine Auswahl herausgegeben unter dem Titel: „Deutsche Geschichte und deutscher Beruf“ (Tübingen, J. C. B. Mohr 1905. 2,50 Mk.). Eine sachlich und nüchtern gehaltene

Einleitung orientiert rasch und gut über den Lebensgang, die Persönlichkeit und das Wirken des Philosophen, dessen sämtliche Schriften, sachlich und chronologisch geordnet, am Schluß aufgezählt werden.

Versuchen wir nun in der Kürze ein Bild von der nationalen Bedeutung Plancks, d. h. von seiner Bedeutung für die Theorie des nationalen Gedankens zu geben, so ist vorauszuschicken, daß unser Philosoph allerdings kein Patriot in dem Sinne gewesen ist, daß er sich jemals beruhigt hätte bei dem Gedanken, wie wir's so herrlich weit gebracht. Er hat vielmehr sowohl an der Art und Weise, wie Deutschlands Einigung zustande kam, als auch an dem neugegründeten Reich selbst die freimütigste, schonungsloseste Kritik geübt, und mancher, der seine Expektorationen liest über die einseitig nationale Richtung, die unser Volk seit seiner weltgeschichtlichen Erhebung eingeschlagen hat, könnte geneigt sein, ihn auch unter die Mäkler und Nörgler zu rechnen, die vor lauter theoretischen Vorurteilen es zu keiner reinen Freude über die nationalen Errungenschaften bringen. Doch wer näher zusieht, wer dem Manne, der allerdings sich nicht scheute, seinem Volk und dessen Leitern die bittersten Wahrheiten zu sagen, ins Herz sieht, der wird bald merken, daß ihn dabei nicht kleinlicher Oppositionsgeist, sondern ein tiefer, heiliger Schmerz getrieben hat, wie ihn nur je ein von einem hohen Ideale und zugleich von wahrer Vaterlandsliebe beseelter Prophet empfunden hat.

Seine ganze Geschichtsbetrachtung, sein ganzes politisches Denken und Fühlen bewegt sich zwischen den beiden polaren Forderungen, einerseits der nationalen Konzentration, andererseits der selbstlos dienenden Hingabe der einzelnen Nation an den universellen menschlichen Gesamtzweck. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß jede Kulturnation nun beide Momente gleichmäßig zur Geltung bringen müsse: vielmehr ist die eine von Haus aus mehr national, die andere mehr universell gerichtet. Im höchsten Maße ist das Letztere der Fall gerade bei unserem deutschen Volke, bei welchem von jeher die nationalen Strebungen hinter den universalistischen zurücktraten. Das zeigt sich, wie Planck mit Nachdruck betont, schon am Anfang unserer deutschen Geschichte. „Schon das deutsche Königtum selbst, noch ehe es die Kaiserkrone an sich brachte, war nicht im gewöhnlichen Sinn ein nationales . . nein, eine tiefere und allgemeinere Macht, die wohltätige und schützende christlich-religiöse Gesittung war es, die mit der jugendlichen Kraft dieser noch frischen Stämme wirkend sie gegenüber von den wilden heidnischen Feinden im Osten und Norden, unter verheerenden Raubzügen der Ungarn und den weithin umgebenden Slavenstämmen in einem Reiche beisammenhielt und eben deshalb hier dem Königtum eine Kraft und Bedeutung gab, die es nirgends sonst in jener Zeit entwickelte. Deshalb eben, weil so das deutsche Königtum schon seinem Ursprung nach eine tiefere ideale Macht war, trug es auch schon in sich selbst die Bestimmung zum Kaisertum, zu jener Stellung, die in gleicher Weise für das weltliche Rechtsgebiet die eine göttliche Ordnung vertreten sollte, wie für die Kirche der römische Stuhl." Aus dieser universellen Tendenz erklären sich aber auch die schweren Verwicklungen, die tragischen

Kämpfe, an welchen dieses deutsche Kaisertum des Mittelalters sich mehr und mehr aufrieb und erschöpfte. Einerseits hatte es zu kämpfen gegen die außerdeutschen christlichen Nationen, die in ihrem Streben nach Selbständigkeit die Oberhoheit des Kaisers immer weniger anzuerkennen geneigt waren. Andererseits ergab sich daraus der verhängnisvolle Konflikt mit dem Papsttum, welches der weltlichen Macht, die doch ebensosehr einer höheren göttlichen Mission sich bewußt war, ihre Gleichberechtigung immer energischer bestritt. Wohl möchten wir heute es aufs tiefste bedauern, daß gerade die besten und begabtesten unserer Kaiser in den unseligen Römerzügen ihre und des Volkes Kraft zwecklos vergeudeten. Wir dürfen aber dabei nicht vergessen, daß nicht nationale Eroberungssucht den Deutschen damals über seine Grenze hinausgetrieben hat, sondern daß es ein universelles, ideales Ziel war, eine innere Notwendigkeit, welche zu jener verhängnisvollen Verbindung mit Italien führte.

Als dann im späteren Mittelalter der gefährlichste Feind des deutschen Kaisertums, das Papsttum selbst, in Zerfall geriet, büßte gleichzeitig auch das erstere gegenüber dem Erstarken der modernen Staatsidee seine autoritative Geltung immer mehr ein, und während für die anderen Nationen nun, von beiden Seiten her, die Bahn zur nationalen Konsolidierung frei wurde, rächte sich jetzt an der deutschen die jahrhunderte lange Bindung des Nationalen an das Universelle, insofern „die natürliche Macht eines einigenden Nationalgefühls, die bei andern Völkern sich jetzt immer stärker äußerte, hier fehlte und vielmehr der allgemeine religiöse und sittliche Entwicklungsgang das Beherrschende im Leben unseres Volkes blieb.“ Daraus erwuchs nun allerdings die größte und mächtigste Tat unserer deutschen Geschichte, die Reformation, das „selbständigste und innerlichste Erzeugnis der deutschen Geistesentwicklung“, aber daß die Reformation in der deutschen Nation nicht ganz sich durchsetzen konnte, daß der germanische Geist die Herrschaft der römischen Autorität nicht ganz abzuschütteln vermochte, das ist nach Planck wiederum eine Folge der universalistischen Stellung, die Deutschland früher in Europa gehabt hatte und die es nun mit sich brachte, daß die fremden Mächte, mit denen das Kaisertum, und vollends in seinem damaligen Vertreter, verknüpft war, hemmend in die Entwicklung der aus der innersten Kraft und Tiefe des deutschen Volksgeistes kommenden Bewegung eingriffen. So blieb zwar die Idee siegreich, aber das heilige römische Reich deutscher Nation verlor unter den langen und schweren Religionskämpfen vollends ganz seinen Glanz und seine Macht, während die Nachbarvölker, Spanien, Frankreich, England, den nationalen selbstherrlichen Staat kraftvoll ausbildeten und in Deutschland selbst das Erstarken der landesfürstlichen Gewalt jenes beschränkte und zersplitterte Kleinstaatentum hervorbrachte, das nun erst recht jede großzügige nationale Bewegung hintanhielt und unser Volk bis tief ins 19. Jahrhundert herab zum Gespötte machte.

Jedoch auch diese Stagnation des nationalen Triebes hatte ihre guten Seiten: sie ermöglichte einerseits, daß jene eigentümliche aus dem Mittelalter

überkommene Verknüpfung mit fremden Nationalitäten (Böhmen, Ungarn, Italien usw.) fortbestand — und eben darin, in der zentralen Lage Deutschlands und seiner Verbindung mit einer Menge anderer Nationalitäten, erblickt Planck den einen, mehr äußerlichen Faktor, der unser Volk dazu befähige, in der Anbahnung der idealen Rechts- und Staatsordnung den anderen Völkern voranzugehen. Sodann ist der viel verspottete Partikularismus des Deutschen ein notwendiges Korrelat seines Universalismus. „Jenes Gewährenlassen der besonderen Unterschiede innerhalb des Deutschen zeigt gegenüber der abstrakt zentralisierenden nationalen Zusammenfassung, welche besonders den französischen Geist kennzeichnet, ebenso die universell rechtliche Gleichmäßigkeit, welche dem deutschen Sinne eigen ist, wie andererseits darin die volle Geltung und Bedeutung des bestimmten Individuellen enthalten ist. Der deutsche Geist wäre selbst nicht dieser universelle, wenn er nicht zugleich diese Fülle des bestimmten Individuellen in sich trüge und umgekehrt." Damit soll aber natürlich nicht gesagt sein, daß es bei diesem Dualismus der partikularistischen und universalistischen Bestrebungen, der die deutsche Geschichte charakterisiert, sein Bewenden haben dürfe. Vielmehr ist die unerläßliche Voraussetzung für die harmonische Durchdringung beider Seiten die nationale Einigung und Konzentration: der nationale Staat ist das Organ, mittels dessen das deutsche Volk allein seinen Weltberuf erfüllen kann.

Dieses Sehnen nach einem neuen, wahrhaft deutschen Reich hat Planck mit den edelsten Patrioten seiner Zeit geteilt. Ja er dachte nationaler als die meisten von ihnen, sofern er die Bewegung von 1848 von Anfang an als fehlerhaft erkannte, weil man, statt direkt auf das nächste Ziel, die nationale Einigung, loszugehen, dasselbe „mit allen möglichen rechtlich politischen und humanen Forderungen von zum Teil sehr unreifer demokratischer Tendenz verquickte, welche alle unsere nationalen Bestrebungen lähmten und durchkreuzten". Auch darin hat Planck einen klaren politischen Blick gezeigt, daß er von Anfang an, trotz seiner großdeutschen Sympathien, den Anschluß an Preußen als die conditio sine qua der deutschen Einigung erkannte, während Österreich umgekehrt aus innerer Notwendigkeit, um seiner Selbstbehauptung willen, diese Einigung hintanzuhalten bestrebt sein müsse.

Andererseits hat sich dann Planck mit dem wirklichen Lauf der Dinge, mit der anscheinend brutalen und gewaltsamen Art der Bismarckschen Politik, die zum Krieg von 1866 führte, nie befreunden können. Hier zeigte sich auch an ihm, daß philosophische Theorien das Verständnis der unbarmherzigen Logik des wirklichen Lebens zuweilen nur hemmen. Daß Bismarck in den 60er Jahren, wie er ja allerdings selbst bekannt hat, zunächst preußische und nur preußische Politik machen mußte, weil die Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich über die Hegemonie in Deutschland zur unabweisbaren Notwendigkeit geworden war, das vermochte er damals und auch später von seinem idealistischen Standpunkt aus nicht einzusehen. Und so wenig er die besonderen Vorzüge des norddeutschen Wesens und Geistes verkannte, so berechtigt in mancher Hinsicht seine Aversion gegen den bureaukratischen preußischen Militärstaat war, so richtig im Prinzip

seine Forderung war, daß die etwas einseitig praktische und verständige Geistesrichtung des Nordens ein starkes Gegengewicht in dem mehr das Bedürfnis des Gemüts und die persönliche Freiheit hervorkehrenden süddeutschen Wesen bekommen müsse, so verrät sich doch in der Überschätzung dieser unleugbar vorhandenen Gegensätze ein gewisser Partikularismus, der freilich auch in dem Lebensgang des zeitlebens etwas weltfremd gebliebenen Philosophen seine natürliche Erklärung findet.

Auch nach der glorreichen Erhebung und Einigung des Vaterlandes, die er mit freudiger Begeisterung begrüßte, macht sich dieser Mangel noch fühlbar in der Ungeduld, mit der er die kaum geeinigte und über die großen Errungenschaften mit Recht vorläufig befriedigte Nation aus der Freude am „bloßen Nationalstaat“ herausreißen und zur Inangriffnahme ihrer höheren universellen Aufgabe drängen möchte, und insbesondere in der etwas Ungerechtes an sich tragenden Animosität, mit der er die deutsche Reichspolitik für die Steigerung der militärischen Rüstungen verantwortlich machte.

Doch wir wollen und dürfen darob nicht rechten mit dem Philosophen und Propheten, dessen Beruf, gerade im Unterschied von dem Politiker, es ist, über die nächstliegenden, durch die harte Notwendigkeit der Selbsterhaltung geforderten Aufgaben mahnend und warnend hinzuweisen auf das höchste Ziel, in welchem die Nation erst ihre wahre und volle Bestimmung verwirklicht. Und daß Planck dieses Ziel richtig erkannt hat, wenn er gerade das deutsche Volk für berufen achtet, eine neue rechtliche und soziale Ordnung der Dinge anzubahnen, die in der Anerkennung und Durchführung der Idee des Berufsgesetzes gipfelt, wird jedermann zugeben müssen, der die deutsche Geschichte und ihre treibenden Kräfte kennt und die Zeichen der Zeit versteht, vorausgesetzt daß er überhaupt an einen Zweck und Fortschritt der Menschheit glaubt. Vor 1870 hielt es Planck für möglich, daß Deutschland seine nationale Einigung zugleich mit jener sittlich rechtlichen Wiedergeburt erlangen werde. Als das erste Ziel für sich allein erreicht war, freute er sich darüber als über den Vorboten einer neuen Zeit, einer ungleich herrlicheren innerlichen, idealen Erhebung. Ob dieselbe früher oder später, auf dem Wege friedlicher Entwicklung oder, wie unser Philosoph meint, durch einen zweiten, umfassenderen und furchtbareren Verteidigungskampf erfolgen wird, in welchem „das deutsche Element von allen Seiten her (Österreich, Schweiz usw.) sich an seinen nationalen Mittelpunkt lehnen muß und das fremde Element, das so lange sich mit dem deutschen verknüpft hat, von diesem sich ablösen wird“, wer vermag dies im voraus zu entscheiden? Aber an dem Glauben Plancks, daß das deutsche Volkstum durch alle Bedrängnisse, von außen und im Innern, sich siegreich erhalten und behaupten wird, und an der Hoffnung, daß „an deutschem Wesen noch einmal die ganze Welt genesen“ wird, werden wir festhalten dürfen, ohne einer phantastischen Schwärmerei uns schuldig zu machen, und festhalten müssen, wenn wir dem Genius unserer Nation treu bleiben wollen!

Monatsschau über auswärtige Politik.

Von

Theodor Schiemann.

20. Februar 1906.

Die Verhältnisse in Rußland beginnen sich zu klären und die Gesamtlage läßt sich dahin zusammenfassen, daß das erste Stadium der am 21. Januar 1905 ausgebrochenen Revolution nunmehr überwunden ist. Es hat ziemlich genau ein volles Jahr gedauert. Mit einer Arbeiterdemonstration beginnend, wurde die Revolution zunächst von der russischen Intelligenz benutzt, um die Regierung zu Reformen zu drängen, deren Ziel die Umwandlung Rußlands in einen parlamentarischen Rechtsstaat sein sollte. Die Zugeständnisse, die nach dieser Richtung hin von den leitenden Persönlichkeiten in Petersburg gemacht wurden, waren zunächst dürftig und kamen zögernd. Da sie nicht befriedigten, hat die russische Intelligenz selbst wesentlich dazu beigetragen, die im Hintergrunde auf ein Signal zum Losbruch harrenden sozialrevolutionären Elemente zu entfesseln. Es begann eine sozialistische Aufstandsbewegung von unerhörter Stärke, wie die Welt noch niemals eine gleiche erlebt hatte, und es zeigte sich auch hier, daß der an die Arbeit gehende Sozialismus niemals der Massen, die er aufbietet, Herr bleiben kann. Während die Reformer der Semstwoversammlungen, schwach und innerlich widerstandsunfähig, sich die wesentlichsten Punkte des sozialistischen Programms zu eigen machten, drängten hinter den Sozialdemokraten her die Anarchisten und Neonihilisten, die Bombenwerfer und „heroischen" Meuchelmörder, und hinter diesen und mit ihnen die dunklen Massen des schwarzen Pöbels, jene Gorkischen Gestalten, an denen unser Publikum sich ergötzt hat, ohne zu ahnen, daß die Träger der bestialischen Instinkte, die Gorki so naiv als den natürlichen Ausdruck der Menschennatur hinstellt, je an das Werk gehen könnten, diese Instinkte zu befriedigen. Sobald der Druck von oben her aber aufhörte, sobald Obrigkeit, Gensdarm und Polizei versagten, die Gerichte nicht mehr fungierten und das Verbrechen an Leben, Eigentum und Menschenrechten ungestraft blieb, sind sie ans Werk gegangen, und wie sie es getan, das ist ein Kapitel der russischen Revolution, das uns einmal ein neuer Gorki erzählen wird, bis heute ist es noch nicht geschrieben.

Parallel damit aber ging die Erhebung der kommunistischen Bauerschaft. Auch sie ließ ihren Instinkten freien Lauf, weniger blutdürstig aber gleich gewaltsam, getrieben vom „Landhunger" in der Vorstellung, daß ein Fetzen Landes

mehr sie glücklich und reich machen könne. Sie meinten zudem, durch den ruchlosen Betrug sozialdemokratischer Agenten, die sich für zarische Würdenträger ausgaben, getäuscht, in ihrem guten Rechte zu sein. Der Zar hatte ihnen alles Land der Gutsherrn geschenkt — sie wollten nur in Besitz nehmen, was ihnen gehörte.

Und nebenher gingen, als furchtbare Nemesis, die Judenhetzen; denn überall sah man jüdische Führer an der Spitze der Haufen, welche mit roten Fahnen umzogen und nieder mit dem Zaren riefen. Die geheiligte Person des Zaren aber wollte die ungeheure Überzahl der Bevölkerung nicht antasten, denn in der fast unbegreiflichen Unbildung dieser Massen war man zwar bereit, sich für den Gedanken einer Republik zu begeistern, aber doch nur, wenn der absolute Zar an der Spitze blieb, ganz wie die Bauern für das gleiche Wahlrecht beider Geschlechter eintreten, aber doch so, daß die Frauen nicht mitwählen und nicht mitreden sollten. Denn dem russischen Bauern gilt nicht nur der alte Satz mulier taceat in ecclesia, er will auch nicht dulden, daß sie in Haus und Gemeinde mitredet.

So lösten sich alle Zusammenhänge und alle Ordnung des staatlichen Lebens. Das Manifest vom 30. Oktober, durch welches der Zar nun wirklich eine Volksvertretung gewährte, wie sie mit so weitgehenden Befugnissen noch im Jahre 1904 kein Mensch in ganz Rußland für möglich gehalten hätte, verhallte wirkungslos und danklos. Aufruhr im Kaukasus, Herstellung der alten staatlichen Ordnungen in Finnland, Aufruhr in den drei Ostseeprovinzen vom Finnischen Meerbusen bis hinunter zur Memel, Aufruhr in Littauen, in Polen neben einer nicht abbrechenden Kette sozialrevolutionärer Aufstände in den Fabrikstädten eine autonomistische Bewegung, eine bedenkliche nationalistische Gärung in ganz Kleinrußland, und endlich offene Meuterei in der Marine, wo immer ihre Schiffe und ihre Kasernen im weiten Reiche standen. Und die Organe der alten Ordnung versagten fast durchweg. Der Streik der Post- und Telegraphen- und Eisenbahnbeamten konnte durch ganz Rußland durchgeführt werden, Schüler und Lehrer, Studenten und zum Teil sogar Professoren fielen der Revolution zu, hier und da kamen auch Meutereien der Truppen vor.

Da, als der sozialrevolutionäre Aufstand bereits aus Estland in das benachbarte Ingermanland überzugreifen drohte und Petersburg gefährdet schien, entschloß sich die Regierung zu tun, was längst ihre Pflicht gewesen wäre, energisch und systematisch einzugreifen. Sie schlug die Revolution nieder — aber doch nur soweit ihre Machtmittel ausreichten. In den städtischen Mittelpunkten, zumal in Moskau, recht unbarmherzig, wie es die traurigen Notwendigkeiten jener bösen Tage verlangten. Was man zersprengte, war die sozialdemokratische Organisation, die den Höhepunkt ihrer Macht in den Tagen des Generalstreiks gezeigt hatte, nachgeblieben ist der Anarchismus und der bäuerliche Kommunismus. Von ersterem drohen die nächsten akuten Gefahren, der zweite wird zu einer chronischen Gefahr, wenn Regierung und Gesellschaft nicht zusammenstehen und den Mut nicht finden, zu dem Radikalmittel zu greifen, das allein zu einer besseren Zukunft führen kann, zur völligen Beseitigung des bäuerlichen Gesamteigentums am Grund

und Boden. Erst wenn das geschehen ist, kann von einer wirklichen Bauernbefreiung die Rede sein. Der 19. Februar 1861 hat die Fessel zerrissen, die den Bauern zum Sklaven des Gutsbesitzers machte, er ist der Knecht der Scholle und des Gesamtbesitzes am Grund und Boden geblieben und hat es daher zu einem rechten Eigentum nicht bringen können. Hierin liegt der Kern des Übels, und es ist um so schwieriger, das rechte Heilmittel zur Anwendung zu bringen, als der russische Bauer selbst an jenem Gesamtbesitz der Gemeinde festhält und ihn nur vergrößern will, so daß das Übel, selbst wenn es möglich wäre, seinen Schrei nach mehr Land zu befriedigen, fortbestehen würde! An sich würde der jetzige bäuerliche Grundbesitz durchaus reichen, die spärlich gesäte Bevölkerung zu ernähren, wenn der Bauer fleißiger, die Festtage weniger zahlreich, die Arbeitsmethode rationeller und der Bildungsstand höher wäre. So läßt sich voraussehen, daß alle Kollektivmaßregeln die Gefahren der kommunistischen Bauernbewegung nicht beseitigen werden, daß vielmehr — auch wenn die Aufstände, die jetzt zerstörend durch Rußland ziehen, niedergeschlagen sein werden, noch auf Jahrzehnte mit Bauernkriegen als mit einer Gefahr wird gerechnet werden müssen.

Fast ebenso groß scheint uns die vom terroristischen Anarchismus drohende Gefahr. Zwar räumt die russische Regierung rücksichtslos unter den Anarchisten auf, wo sie ihrer habhaft wird, aber die fortdauernden Attentate gegen hohe Staatsbeamte und die massenhaften Funde von Bomben- und Dynamitniederlagen lassen keinen Zweifel darüber, daß es sich um eine sehr weit verzweigte Organisation handelt, und daß sie mit großen pekuniären Mitteln arbeitet. Auch tritt immer deutlicher zutage, daß der internationale Anarchismus Rußland zu seinem Aktionsfelde gemacht hat. Die Bomben- und Waffenlieferungen, die aus dem Auslande nach Rußland gelangen, dauern noch immer fort, so daß ganz neuerdings die russische Regierung sich genötigt gesehen hat, jedes Schiff, das in der Ostsee seinen Kurs nach Rußland nimmt, daraufhin zu visitieren. Und sie soll dabei schon mehr als einen guten Fang getan haben. Daß die lettischen und estnischen Revolutionäre auf diesem Wege bewaffnet worden sind, steht über jeden Zweifel fest, wie denn von einer wirklichen Revolution eigentlich nur auf diesem Boden die Rede gewesen ist. Was sonst in Rußland geschah, waren Arbeiteraufstände, mit denen sich die Raubgier des städtischen Pöbels kombinierte und die eine radikale Intelligenz ihren Plänen dienstbar zu machen suchte. Diese baltische Revolution aber ist noch keineswegs niedergeworfen, sie stockt nur, wo im Augenblick Truppen stehen, und von einer wirklichen Herstellung gesetzlicher Zustände kann noch keine Rede sein. Auch dort kann es noch viele Monate dauern, ehe Friede eintritt, weil die Regierungsvertreter schwach und widerspruchsvoll handeln und einander entgegenwirken. Der Generalgouverneur Ssollogub z. B. ist von geradezu kläglicher Schwäche und Energielosigkeit, so recht der Typus eines Generalgouverneurs, wie er nicht sein soll.

Die verheißene Reichsduma soll nun wirklich im April zusammentreten und die Wahlen haben bereits begonnen. Es ist dabei charakteristisch, daß die

Beteiligung überall höchst dürftig ist. Statt von dem neuen Recht, nach dem je stürmisch verlangt wurde, nunmehr auch vollsten Gebrauch zu machen, steht die große Masse gleichgültig, ein kleinerer Teil schmollend, ein anderer drohend beiseite, weil es nicht das „allgemeine, geheime, gleiche, direkte“ Wahlrecht — die vierschwänzige Katze, wie die Russen sagen — ist, sondern ein minder allgemeines, immer noch höchst liberales Wahlrecht für einen Staat, der den ersten Schritt in ein System öffentlichen politischen Lebens tun soll. Dann aber war das Schlagwort der Führer zuletzt die „konstituierende Versammlung“, und die allerdings wird die russische Regierung nicht gewähren, es wäre eine Art Selbstvernichtung, wenn sie dazu die Hand böte.

Jedenfalls stehen wir an einem Wendepunkt. Die Lage kompliziert sich noch durch die immer ernster in den Vordergrund rückende finanzielle Not, den Niedergang von Handel und Wandel und die Zurückhaltung des ausländischen Kapitals. Endlich beunruhigt die wieder hervortretende slavophile Tendenz, die um den Preis einer Hetze gegen alles Nichtrussische, zumal aber gegen alles Deutsche, wohl auch bereit wäre, sich einer neuen reaktionären Strömung zu Dienst zu stellen.

In Frankreich ist der Übergang von der Präsidentschaft Loubet zur Präsidentschaft Faillières ziemlich geräuschlos und ohne ernsten Kampf der Parteien vollzogen worden. Der designierte und der regierende Präsident haben sogar einen vollen Monat nebeneinander gestanden, der eine seiner Stunde harrend, der andere mit der höchsten Stellung, die Frankreich zu vergeben hat, ein bewegtes politisches Leben abschließend.

Auch spielt die Person des Präsidenten in dem Getriebe der politischen Parteien nicht eine Rolle, die etwa der des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika gleichzusetzen wäre. Sie hätte allmählich zu ähnlicher Bedeutung heranwachsen können, wenn nicht die Praxis der herrschenden französischen Demokratie dahin geführt hätte, Persönlichkeiten von scharf ausgeprägter Willensrichtung und entschlossenem Ehrgeiz von der obersten Stellung im Staate fernzuhalten. Es scheint sogar eine gewisse politische Koketterie sich darin geltend zu machen, daß man gern Männer an die Spitze führt, die an der Hand des demokratischen Gleichheitsprinzips die ganze Leiter der gesellschaftlichen Abstufungen von unten nach oben emporgeklommen sind. Wenn man aber die Reihe der Präsidenten der französischen Republik seit dem Rücktritt Mac Mahons durchgeht, wird man keinen finden, der eine nachwirkende Spur seiner Individualität hinterlassen hätte. Sie sind alle dekorativ, der eine mehr, der andere weniger, alle achtbare Männer, aber mit ihrem Amte werden sie unpersönlich, und eben deshalb regt sich das französische Volk bei diesen Regierungswechseln so absolut gar nicht auf. Es ist mehr Neugier als Interesse, das zum Ausdruck kommt. Und doch hätte hier eine Wandlung eintreten können, wenn Doumer, der frühere Gebieter von Französisch-Indien, an Faillières' Stelle vom Kongreß zum Haupt Frankreichs erhoben worden wäre.

Daß man ihn beiseite schob, ist wohl der beste Beweis dafür, daß man bei dem einmal eingehaltenen System bleiben will. Unter diesen Umständen will es natürlich nicht viel sagen, daß Präsident Faillières etwas sozialistischer gesinnt ist, als sein Vorgänger, bei dem die radikale Parteitendenz überwog. Auch das fällt in die notwendigen Konsequenzen der allgemeinen Entwicklung Frankreichs und wird nach weiteren sieben Jahren — wenn nicht völlig unerwartete Ereignisse eintreten — wohl noch deutlicher zu beobachten sein. Politisch dauert das Regiment des Ministeriums Rouvier fort, das seinerseits die Erbschaften abzuwickeln hat, die ihm Herr Combes und Herr Delcassé hinterließen. Die am 16. Januar eröffnete Konferenz von Algeciras tagt nunmehr über einen Monat und steht offenbar vor einer Entscheidung, die zum Auseinandergehen der Vertreter der Mächte führen kann, ohne daß sie ein positives Resultat ihrer Verhandlungen heimbringen. Denn so leicht man sich über die drei wesentlichen Prinzipienfragen: Souveränität, Integrität, offene Tür verständigte, so völlig gingen die Meinungen auseinander, als es sich darum handelte, diese Prinzipien in Maßnahmen der praktischen Politik umzusetzen. Deutschland vertrat den Standpunkt, daß diese drei Grundprinzipien nunmehr wirklich und wahrhaftig bei Ausarbeitung der für unerläßlich anerkannten Reformen in Anwendung gebracht werden, Frankreich ging darauf aus, unter dem Mantel dieser Prinzipien, die gleichsam die Dienste einer Tarnkappe leisten sollten, seine besonderen, auf Begründung einer tatsächlichen Oberherrschaft Frankreichs über Marakko gerichteten Absichten einzuschwärzen. In der Frage der Organisation der Polizei und der Finanzen sind diese Gegensätze aufeinandergeplatzt, und es läßt sich zur Stunde noch nicht absehen, wie sie gelöst werden sollen.

In der inneren Politik Frankreichs hat die Aufnahme des Inventars der Kirchen, die notwendig war, nachdem einmal die Trennung von Kirche und Staat zu Recht bestand, sehr erregende Szenen zur Folge gehabt, die uns wieder einmal in Erinnerung bringen, daß es neben jenem radikal-sozialistischen und antikirchlichen Frankreich noch ein anderes Frankreich gibt, das seiner Stunde harrt und keineswegs geneigt ist, abzudanken. Eine Encyclica des Papstes, welche diese Dinge behandelt, rügt es ernstlich, daß die Gemeindeglieder gegen das Gebot ihrer Priester den Regierungsbeamten offenen Widerstand geleistet hätten, denn dadurch werde die Autorität der Kirche gefährdet, die doch immer das wesentliche bleibe. Das ist vom Standpunkte des Papstes aus gewiß richtig argumentiert, es beseitigt aber nicht die Tatsache, wie ungeheuer tief die Erbitterung geht, welche die Kirchen- und Schulpolitik der Regierung hervorgerufen hat.

Die neuerdings wieder aufgenommene Veröffentlichung der sogenannten „Fiches“, d. h. der von dem Freimaurerorden der Regierung gelieferten Zeugnisse über die kirchliche und politische Zuverlässigkeit des französischen Offizierkorps, berührt aufs neue eine noch offene Wunde im französischen Staatsleben, und ganz dasselbe gilt von der unmittelbar bevorstehenden Wiederaufnahme des ewigen Dreyfusprozesses.

Die Wahlen in England haben den erwarteten Sieg der Liberalen mit so überwältigender Majorität gebracht, daß die Unionisten wie zerschmettert am Boden lagen. Nicht einmal ihren Führer Balfour vermochten sie in seinem alten Wahlsitz durchzubringen. Dagegen behielten Chamberlain Vater und Sohn ihren Sitz im Unterhause, und es konnte nun eine Zeitlang zweifelhaft erscheinen, ob es überhaupt möglich sein werde, eine geschlossene Oppositionspartei gegen das siegreiche liberale Kabinett zu organisieren. Denn Chamberlain war fest entschlossen, von seinem fiskalischen und imperialistischen Programm nicht um Haaresbreite abzugehen, während Balfour nach wie vor in den Fiskalfragen zurückhaltend blieb und sich namentlich nicht auf Zölle festlegen wollte, welche die Nahrungsmittel betrafen. Da nun aber Chamberlain alle Vorbereitungen traf, seine Anhänger als besondere Partei um sich zu gruppieren, trat die Gefahr eines Auseinanderfallens der Partei so deutlich zu Tage, daß von allen Seiten vermittelt wurde. Auf einer Konferenz von Chamberlain und Balfour ist dann auch die Einigungsformel erfunden worden: Balfour bleibt der offizielle Führer der Partei, aber er erkennt das Chamberlainsche Programm als sein eigenes an! Es ist also eine Kapitulation vor dem stärkeren demagogischen Genius Chamberlains, die sich hier vollzogen hat, darüber kann kein Zweifel sein. Balfour wird übrigens in der City, die ihm ursprünglich einen nicht angefochtenen Parlamentssitz zur Verfügung gestellt hatte, jetzt in der Person von Gibson Bowles einen nicht ungefährlichen Gegner finden. Aber selbst wenn er hier unterliegen sollte, bleibt ihm ein Sitz im Unterhause unter allen Umständen sicher. An der Eröffnung des Parlaments konnte er jedoch nicht teilnehmen, und wir glauben nicht, daß ein Präzedenzfall dafür vorhanden ist, daß der Führer der Opposition an diesem Tage noch überhaupt nicht Mitglied des Unterhauses war.

Da die Liberalen 400 Mitglieder zählen, die Gesamtzahl aller Abgeordneten aber 670 ist, ergibt sich für alle denkbaren Kombinationen eine starke liberale Majorität. Campbell Bannerman kann also die Politik machen, die er für richtig hält, ohne um Unterstützung der Nachbarparteien betteln zu müssen. Es ist aber anzunehmen, daß sowohl die Arbeiterpartei wie die Nationalisten in den meisten Fragen mit den Liberalen gegen die kleine Schar der (153) Unionisten gehen werden. Trotzdem soll man ihre Macht und Bedeutung nicht unterschätzen. Im Augenblick ist noch der größte Teil der einflußreichen Presse in ihren Händen, der große Preßtrust des Mr. Pearson dient den Ideen des Chamberlainschen Imperialismus und ebenso der neue Preßtrust Potentia. Dazu kommen die Zusammenhänge dieser Organisationen mit der amerikanischen Presse, der sehr ausgesprochene Standpunkt ihrer Korrespondenten in den verschiedenen Zentren des politischen Lebens auf dem Kontinent wie über See, sodaß es gewiß nicht leicht sein wird, diese Organisation durch eine andere zu ersetzen, die im Sinne der liberalen Partei arbeitet.

Große Veränderungen auf dem Felde der auswärtigen Politik sind schwerlich zu erwarten. Das neue Kabinett ist an die politische Erbschaft gebunden,

die es übernommen hat, aber wir glauben allerdings, daß die gewissenlose Hetze gegen Deutschland, die das gefallene Kabinett duldete und die in seinen Organen blühte, nunmehr wenig Förderung finden wird. In Algeciras sehen wir freilich England ganz im französischen Lager, aber das war nach dem Abkommen vom 8. April 1904 nicht anders zu erwarten, und wir haben damit gerechnet. Ebenso begreiflich finden wir es, daß Spanien mit Frankreich Hand in Hand geht, es ist gleichfalls durch Verträge gebunden, und dasselbe gilt, wenngleich in minderem Grade, von Italien. Man könnte sogar noch Rußland in diese Kombination bringen. Aber wenn wir richtig sehen, scheint das alles weit stärker als es ist, und wir halten es nicht einmal für nötig, das weiter zu motivieren. Der Ausgang der Verhandlungen wird darüber die Klärung bringen.

In **Italien** ist der Zusammenbruch des Ministeriums Fortis am 1. Februar eine Überraschung gewesen, die wohl niemand erwartet hat. Die Konstituierung des neuen Ministeriums Sonnino-Guicciardini ist bei uns sehr sympathisch aufgenommen worden. Wir finden in diesem Ministerium alte bewährte Freunde.

Sehr wenig erfreulich war das Bild der politischen Zerfahrenheit in **Österreich-Ungarn**. Im Reichsrat zu Wien ein Demagogentum, das sich gelegentlich in empörenden Angriffen auf die Dynastie Luft machte, in Ungarn ein intransigenter Nationalismus, der den Zusammenhang der Monarchie, auf dem allein die Machtstellung Ungarns ruht, zu zerreißen bereit schien. Zum Glück ist Kaiser Franz Joseph fest geblieben. Er hat sich entschlossen gezeigt, die Einheit der Kommandosprache unter allen Umständen aufrechtzuerhalten, und da die Koalitionsparteien, welche die jetzige Majorität des ungarischen Reichstags bilden, ihrerseits entschlossen scheinen, nicht nachzugeben, ist endlich die Auflösung des Reichstags erfolgt. Damit aber scheint sich ein der Regierung günstiger Umschwung vorzubereiten, der wohl auch die „Koalition" zu einer Politik des Entgegenkommens führen wird.

Auf der **Balkanhalbinsel** dauern nach wie vor die makedonischen Wirren fort. Ein Moment der Spannung brachte die serbisch-bulgarische Handelspolitik, die den besonderen österreichisch-serbischen Beziehungen widersprach und auch aus Gründen der großen Politik in Wien nicht gefallen konnte. Aber es konnte von vornherein nicht zweifelhaft sein, daß Serbien werde nachgeben müssen, und so ist es auch geschehen.

Im **fernen Osten** macht sich ein steigender Einfluß Japans in China sowohl wie in den südasiatischen Staaten geltend. Das war seit Abschluß des englisch-japanischen Bündnisses unvermeidlich und wird aller Wahrscheinlichkeit nach noch zunehmen. Die Naivetät, mit der kürzlich ein japanischer Minister herablassend von der englischen Armee sprach, zeigt aber doch, daß die Erfolge des letzten Krieges die Japaner ein wenig aus der geistigen Gleichgewichtslage gebracht haben, und das nicht ist unbedenklich.

In den **Vereinigten Staaten von Nordamerika** besteht zur Zeit ein Gegensatz zwischen dem Präsidenten und dem Senat über die Politik, die San

Domingo gegenüber zu verfolgen ist. Präsident Roosevelt hat auf die Bitte des Präsidenten der kleinen Republik sich bereit gefunden, die Sorge für eine Sanierung der ungeordneten Verwaltung des Landes auf sich zu nehmen. Dagegen hat nun der Senat protestiert, und die Sachlage hat sich nachträglich noch dadurch weiter verwickelt, daß der Präsident Moralles, mit dem Roosevelt jenen Vertrag abgeschlossen hat, vertrieben ist. Überhaupt sucht man dem Präsidenten, dessen starke Persönlichkeit sich überall geltend macht, Schwierigkeiten zu bereiten. Aber er ist durchsätzig, und so wird wohl auch sein Antrag auf Schaffung einer Reserve von 50000 Mann ausgebildeter Truppen für die Armee schließlich Gesetz werden.

Welches die Stellung der Vereinigten Staaten in dem venezolanisch-französischen Konflikt sein wird, läßt sich noch nicht mit Sicherheit vorhersehen, aber es scheint doch, daß Frankreich freie Hand haben wird, sich nachträglich die Anerkennung seines guten Rechts zu sichern. Und das ist in höchstem Grade wünschenswert, denn die Ungeniertheit, mit der de Castro sich über alle völkerrechtlichen Schranken hinwegsetzt, könnte auf süd- und mittelamerikanische Republiken ansteckend wirken, wenn nicht rechtzeitig der Beweis erbracht wird, daß das Völkerrecht tatkräftige Verteidiger hat.

König Christian IX. von Dänemark, der am 29. Januar hochbetagt gestorben ist, war ein deutscher Fürst, der, in kritischer Zeit auf den dänischen Thron berufen, über 40 Jahre lang in Ehren seines Königsamtes gewaltet hat. Er war der Patriarch unter den Fürsten, durch verwandtschaftliche Beziehungen ein Bindeglied zwischen politischen Gegensätzlichkeiten, die oft unversöhnlich schienen. So weit die Geschichte bis heute weiß, hat er sich stets bemüht, diese Gegensätze zu mildern. Er war ein Friedensfürst, und die Achtung der gesamten Welt hat ihm zur letzten Ruhestatt das Geleite gegeben.

Wir gedenken zum Schluß der großartigen Hilfsaktion, die zum Besten der notleidenden Deutschen in Rußland organisiert worden ist. Sie hat bereits mehr als ½ Million Mark eingetragen und zur rechten Zeit und an rechter Stelle unverschuldete Not lindern und einer bedrohten deutschen Kolonie die unerläßliche Stütze bieten können.

Monatsschau über innere deutsche Politik.

Von

W. v. Massow.

15. Februar 1906.

Wie sehr die Wahlrechtsfragen jetzt in den Vordergrund der Betrachtung gerückt erscheinen, habe ich schon in der letzten Monatsschau feststellen können. Kundgebungen gegen das preußische Landtagswahlrecht waren es ja auch — wie schon erwähnt —, die der Veranstaltung des „roten Sonntags“ zu Grunde lagen. Am 21. Januar sollten bekanntlich in ganz Preußen Protestversammlungen stattfinden. Nun beobachtete aber die Parteileitung der Sozialdemokratie mit Unbehagen, daß die vorangegangenen Hetzreden und die wilden Aufforderungen zu Straßenkundgebungen doch nicht ohne Wirkung geblieben waren. Dazu kam, daß in Hamburg die Kundgebungen gegen das jetzt zur Beratung stehende Wahlgesetz am 17. Januar zu wirklichen Straßenunruhen und blutigen Ausschreitungen geführt hatten. Es wurden deshalb große Anstrengungen gemacht, um den ruhigen Verlauf des „roten Sonntags“ zu sichern. Die Arbeiter waren auch besonnen genug, dieser ausgegebenen Weisung zu folgen. Freilich sind es auch nicht die wirklichen Arbeiter, die in solchen Fällen Unruhen heraufbeschwören, sondern der beschäftigungslose, mit verbrecherischen Elementen durchsetzte großstädtische Janhagel, der sich immer ansammelt, wenn „etwas los ist“, der sich in Raufstimmung unter die Arbeiterhaufen mischt und leicht Unruhen beginnt, in die nachher die ruhigeren Leute mit hineingezogen werden. Daß diese Elemente, die nicht zur Sozialdemokratie gehören, für deren Einwirkungen aber doch die Sozialdemokratie unter Umständen hätte verantwortlich gemacht werden müssen, sich vollständig ruhig verhielten und ganz im Hintergrunde blieben, war hauptsächlich das Verdienst der militärischen und polizeilichen Behörden, die rechtzeitig und energisch ihre Vorkehrungen getroffen hatten, ohne irgendwie herausfordernd hervorzutreten, und die auch in geeigneter Weise dafür gesorgt hatten, daß dies genügend bekannt geworden war. Die Wortführer der Sozialdemokratie aber machten sich die Lage in ihrer Weise zunutze, indem sie — kaum von der eigenen Angst befreit — über die angebliche Angst des Bürgertums spotteten, das die umfangreichsten Vorkehrungen gegen ein Häuflein Arbeiter getroffen und bei aller Furcht doch im stillen die Hoffnung gehegt habe, die armen, unschuldigen Arbeiter würden in ihre Bajonnette hineinrennen. Diesen Gedanken führte namentlich Herr Franz Mehring in seiner „Leipziger Volkszeitung“ in so blühender Sprache aus, daß man allein daraus ein ganzes Schimpfwörterlexikon zusammenstellen könnte.

Zu der Kampfweise der Sozialdemokratie gehört es, daß dieser Agitation im Lande auch ein Vorgehen im Reichstage entsprechen mußte. Die Fraktion brachte dort also einen Antrag ein, dessen Annahme von vornherein ausgeschlossen war, der vielmehr nur die Unterlage zu einer Besprechung und zu Reden jener Art geben sollte, die man als ein „Reden zum Fenster hinaus“ bezeichnet und die nur der Agitation dient. Der Antrag besagte nichts Geringeres, als daß die deutschen Bundesstaaten von Reichs wegen verpflichtet werden sollten, ein Wahlrecht einzuführen, das den radikalsten Forderungen Rechnung trug. Was den Grundgedanken dieses Antrags betraf, so konnte man zunächst in staatsrechtlicher Hinsicht in Zweifel sein, ob das Reich überhaupt eine solche Zuständigkeit besitze. Graf Posadowsky erklärte unter Zustimmung der Rechten, ein solches Gesetz würde ein Eingriff in die Souveränität der Einzelstaaten sein, und diese Souveränität sei die Grundlage des ganzen Reichsrechts; sie brauche nur da der Reichsgesetzgebung zu weichen, wo dies verfassungsmäßig ausdrücklich bestimmt sei. Andere Parteien, z. B. auch die Nationalliberalen, hielten das Reich, nachdem es einmal als Zentralgewalt durch Vertrag der Bundesstaaten eingesetzt sei, für zuständig, auch über die Verfassung der Einzelstaaten zu entscheiden, aber es sei — so meinten sie — nicht angebracht, von dieser Zuständigkeit Gebrauch zu machen. Man müsse es den einzelnen Staaten selbst überlassen, das Wahlrecht ihrer Bürger mit ihrem Wahlrecht im Reich in Einklang zu bringen. Aber wie die Ansichten auch sonst auseinandergehen mochten, eins stand doch fest: Regierung und bürgerliche Parteien gingen von dem Reichstagswahlrecht als dem festen Punkt aus, der allein die klare Stellungnahme zu der Frage ermöglichte.

Die Sozialdemokratie aber rüttelte mit ihrem Antrag unbekümmert auch an dem Reichstagswahlrecht. Nur daß sie es nicht in reaktionärem Sinne, sondern noch radikaler umgestalten wollte. In der Verfassung, mit der sie jeden deutschen Staat beglücken wollte, sollte das aktive und passive Wahlrecht jedem Bürger vom 20. Jahre an zustehen, und zwar ohne Unterschied des Geschlechts. Also sollten auch die Frauen damit bedacht werden. Dieser Radikalismus hatte offenbar eine sehr mißliche Seite. Die Sozialdemokratie sanktionierte damit die Bestrebungen, die das Reichstagswahlrecht verbessern wollten. Dann konnten eines Tages auch die verbündeten Regierungen kommen und das Entgegengesetzte von dem tun, was die Sozialdemokratie wollte, nämlich das Wahlrecht im Reich nach dem reaktionären Muster dieses oder jenes Landtagswahlrechts rückwärts revidieren. Offenbar fürchteten die „Genossen“ nichts dergleichen; sie müssen also wohl einen sehr hohen Begriff von der Verfassungstreue ihrer bürgerlichen Gegner und der Regierung haben. Das ist immer erfreulich und zeigt, daß die rechten Vorbedingungen einer Revolution doch noch lange nicht bei uns gegeben sind.

Auch das Zentrum hatte übrigens seine Anträge im Reichstage gestellt, Anträge, die gleichfalls parteitaktischen Zwecken dienen sollten. Zunächst feierte der Toleranzantrag seine Auferstehung. Die Geschichte dieses Antrags darf hier wohl noch einmal kurz in Erinnerung gebracht werden. Der erste Toleranz-

antrag wurde vom Zentrum schon vor Jahren eingebracht und endlich im Sommer 1902 so weit erledigt, daß er in der neuen Gestalt, die ihm die Kommission gegeben hatte, angenommen wurde. Die Kommission hatte den ersten Teil wesentlich umgestaltet, den zweiten ganz gestrichen. Da die Entscheidung im Bundesrat noch nicht gefallen war, so wurde der Antrag in dem neugewählten Reichstag 1903 wieder vorgelegt, wobei das Zentrum aufs Neue den Versuch machte, ihn der ursprünglichen Fassung wieder näher zu bringen. Es folgten abermals lange Kommissionsberatungen, die aber erst im Sommer 1905 abgeschlossen waren, als der Reichstag plötzlich geschlossen wurde. Nun ist die Vorlage zum dritten Male erfolgt, und diesmal ist auch der früher schon verworfene zweite Teil wieder aufgenommen worden. Drohend fordert jetzt die Partei, die sich gern als die regierende gebärdet, daß die Sache endlich bis zum Schluß durchgeführt wird. In der Debatte erwies es sich, daß die Sozialdemokratie bereit ist, dem Zentrum Heeresfolge zu leisten, und wahrscheinlich werden die Freisinnigen dasselbe tun. Auf der andern Seite aber ist auch eine günstige Wendung zu verzeichnen, da diesmal die Konservativen den ganzen Antrag ablehnen wollen, es also bei straffem Zusammenhalten von Konservativen, Reichspartei und Nationalliberalen nicht ausgeschlossen ist, daß der Beschluß des Reichstags anders ausfällt als im Jahre 1902. Die Ablehnung wäre sehr zu wünschen, denn es soll ja mit dem Antrag doch nur eine Handhabe gefunden werden, um die notwendigen Schranken der Rücksicht, die die Konfessionen sich gegenseitig schulden, hinwegzuräumen und im Namen der Freiheit und Duldung der Unduldsamkeit eine Gasse zu bahnen. Um aber die berechtigten Beschwerden zu beseitigen, die das katholische Bekenntnis in einigen wenigen Einzelstaaten noch infolge einer nach alter Tradition dort aufrechterhaltenen Gesetzgebung zu erheben hat, ist vom Abg. Stöcker eine Resolution vorgeschlagen worden, die den Reichskanzler auffordert, den Einfluß des Reichs zur Abschaffung dieser veralteten Bestimmungen auf dem Wege der Landesgesetzgebung geltend zu machen. Der Reichstag hat diesmal die Überweisung des Toleranzantrags an eine Kommission abgelehnt, die zweite Beratung im Plenum aber ist vorläufig verschoben worden.

Noch eine andere Gelegenheit wurde vom Zentrum benutzt, um in eigenartiger Weise Regierung und Parteien seine Macht fühlen zu lassen. Ein besonderer Fall gab Veranlassung, eine Anfrage an die Regierung wegen des sogenannten „Duellzwanges" der Offiziere zu richten. Es ist hier natürlich nicht der Ort, auf diese Frage selbst einzugehen. Aber gleichviel wie man sich zu ihr stellt, so viel ist doch klar, daß die Frage auf dem Wege der Reichsgesetzgebung nicht zu lösen ist und daß daher über die Antwort, die der Reichskanzler und seine Stellvertreter allein geben konnten, für Sachkundige schon vorher kein Zweifel bestand. Das Duell ist eine Sitte des gesellschaftlichen Lebens, eine Sitte, die den Charakter einer ultima ratio hat für die Fälle, in denen die notwendigen äußerlichen Grundlagen des gesellschaftlichen Zusammenlebens mit anderen Mitteln von Gesetz und Sitte nicht mehr aufrecht erhalten werden können. Es kommt

also da zur Anwendung, wo Gesetz und mildere Sitte versagen und das Gewissen in eine Notlage versetzt wird, die über den Buchstaben des Gesetzes hinweggeht, weil der Geist des Gesetzes sich für die gegebene Lage unzulänglich erweist. Da ist es offenbar widersinnig, eine solche ultima ratio wiederum durch Gesetz aus der Welt schaffen zu wollen. Man kann das Duell in der Praxis einschränken, seine Anwendung auf ein verschwindendes Mindestmaß herabdrücken, aber doch nur dadurch, daß man das Verantwortlichkeitsgefühl für die eigene und des andern Ehre in den Kreisen schärft, die durch Bildung und gesellschaftliche Stellung den andern Vorbild sein sollen. Das kann wohl kaum wirksamer geschehen, als durch das Bewußtsein, für die Folgen eines Mangels an Selbstbeherrschung und guter Sitte mit dem Leben einstehen zu müssen. Daß man dieses Bewußtsein, das durch jene im Hintergrunde stehende ultima ratio geschärft und lebendig erhalten wird, dabei aber an sich auf rein sittlichem Grunde ruht, mit der Furcht vor dem Säbel oder der Pistolenkugel gleichgesetzt und sich über dieses Argument entrüstet hat, ist eine jener Verdrehungen und Entstellungen, an denen die Erörterungen über diese Frage so reich sind. Kurz gesagt also: der Duellzwang gibt durch seine erzieherische Wirkung auf die Erhöhung des Verantwortlichkeitsgefühls und der Selbstzucht die Möglichkeit, die wirkliche Anwendung des Duells fast ganz auszuschließen oder wenigstens auf verschwindende Ausnahmefälle zu beschränken; die Beseitigung des Duellzwangs bedeutet den Verzicht auf das wirksamste Mittel, der Herabdrückung des Ehrgefühls entgegenzuarbeiten. Der Begriff „Duellzwang" wird eben irreführend gebraucht, als ob er einen Zwang bedeutete, die Gelegenheit zu einem Duell zu suchen. Das ist nicht wahr; im Gegenteil, für einen sittlich empfindenden Menschen bedeutet gerade der Duellzwang die Pflicht zu strenger Selbstüberwachung.

Ein weiterer Fehlgriff bei der Duell-Interpellation war, daß man das Verlangen, die Initiative zu einem Duellverbot zu ergreifen, gerade an den Offizierstand richtete. Ist einmal das Duell eine anerkannte Sitte in den ersten Kreisen unserer Gesellschaft, so ist es unlogisch und verfehlt, die Lossagung davon gerade von einem einzelnen Berufsstand zu fordern, der besonderen Wert darauf legen muß, nicht durch eine äußere Regel, sondern einen inneren Zusammenhang diesen ersten Kreisen anzugehören. Es kann auch das hier nur gestreift werden, denn es ist unmöglich, in Kürze den Rattenkönig von falschen Vorstellungen zu entwirren, der sich hier und da darüber gebildet hat. Wenige, die es nicht selbst erfahren haben, haben eine Ahnung davon, was dazu gehört, in einer großen Gemeinschaft, wie das Offizierkorps, einen einheitlichen Geist, der vor den höchsten Anforderungen der Opferbereitschaft und eisernen Zucht standhält, in gleicher Kraft und auf gleicher Höhe zu erhalten. Es wäre das ganz unmöglich, wenn der wichtigste Hebel moralischer Einwirkung, die Auffassung der persönlichen Ehre, der subjektiven Willkür überlassen bliebe.

Alles das hätte im Reichstag vielleicht am besten dem Kriegsminister überlassen bleiben können, der sehr geschickt den Standpunkt der Armee begründete.

Der Reichskanzler aber hatte auffallenderweise außerdem eine Erklärung formuliert, die der Kriegsminister in seinem Namen zu verlesen hatte. Diese war so schroff ausgefallen, daß die Opposition im Reichstage daraus Veranlassung nahm, sich noch einmal so stolz als früher in die Toga der Tugend zu hüllen und sich dabei zu stellen, als hätte sie etwas Neues, noch nie Dagewesenes gehört. Das Zentrum im besonderen spielte nun den Gekränkten und ließ das in einer Weise nachwirken, die auf die Absicht der ganzen Duell-Interpellation ein eigentümliches Licht wirft.

Als nämlich kurz darauf die erste Beratung der Militärpensions-Vorlagen auf der Tagesordnung stand, erklärte Graf Hompesch im Namen des Zentrums, daß seine Fraktion sich an der Debatte nicht beteiligen, sondern nur die Überweisung an die Budgetkommission beantragen werde. Er überließ es der Regierung und dem Reichstag, über die Gründe dieses auffallenden Verhaltens nachzudenken. Es wurde auf mancherlei geraten, bis der Abg. Erzberger in der Presse den wahren Grund ausplauderte: das Zentrum wollte die Regierung und das Offizierkorps dafür strafen, daß die Ansprüche des Zentrums in der Duelldebatte zurückgewiesen worden waren. Die Nichtbeteiligung an der Debatte der ersten Lesung hatte freilich nur die Bedeutung einer Demonstration, die praktisch um so unwesentlicher war, als die jetzt dem Reichstag vorliegenden Gesetzentwürfe über die Pensionierung der Offiziere und die der Unteroffiziere und Mannschaften bereits die vorjährigen Kommissionsarbeiten berücksichtigt hatten. Die Überweisung an die Budgetkommission konnte jedoch nur dasselbe bedeuten wie im vorigen Jahre, d. h. die Verschleppung der Erledigung dieser Gesetze. Freilich hat dann die Zentrumspresse, als dieses Verhalten öffentlich erörtert wurde, eingelenkt, so daß nun doch vielleicht noch eine frühere Durchberatung des Gesetzes ermöglicht wird. Zu wünschen wäre dringend, daß in dieser Frage endlich etwas zustande kommt, da es auf die Behandlung der Personalfragen in der Armee nicht günstig einwirken kann, wenn die Frage so lange in der Schwebe bleibt. Auch ist es dringend notwendig, daß die Pensionierung der Unteroffiziere und Mannschaften zweckmäßiger und den Bedürfnissen der heutigen Zeit entsprechend geregelt wird.

Der diesmal schwer überlastete Reichstag wird freilich bis Ostern kaum mit dem Allernotwendigsten fertig werden. Der Versuch, durch eine sogenannte „Kontingentierung“ der Debatte, d. h. durch Zumessung bestimmter Zeitfristen für die einzelnen Teile der Beratung, das Zustandekommen des Etats zur rechten Zeit zu sichern, ist gescheitert. Die zweite Etatsberatung hat mit dem Etat des Innern begonnen und ist noch immer dabei. Wie gewöhnlich, hat die sozialpolitische Debatte, die bei dem Titel „Gehalt des Staatssekretärs“ geführt zu werden pflegt, einen größeren Umfang genommen. Wenn ein besonderes Kennzeichen dieser Debatte hervorgehoben werden soll, so dürfte vor allem die Beobachtung zu verzeichnen sein, daß der Gedanke eines Zusammenstehens der bürgerlichen Parteien in wirklicher sozialpolitischer Arbeit gegenüber der Sozial-

demokratie entschiedene Fortschritte gemacht hat. Wenn lange Zeit hindurch die Sozialdemokratie sich mit dem Nimbus sozialer Reformpläne — wenn auch radikaler, umstürzender Art — zu umgeben wußte, während die bürgerlichen Parteien zwei ganz verschiedene Typen vertraten — auf der einen Seite die Vertreter eines sozialen Autoritätsprinzips und patriarchalischer Ordnung, die beständig Halt oder gar zum Rückzug bliesen, auf der anderen Seite die Vertreter des alten Manchestertums, des Nachtwächterstaats, die die ganze Aufregung über soziale Fragen nicht begriffen — so ist jetzt doch allgemein klar geworden, daß die sozialpolitische Arbeit die erste und ernsteste Aufgabe der Gegenwart ist und daß sie geleistet werden muß, ganz unabhängig von dem, was man der Sozialdemokratie vorzuwerfen hat. Und eben jetzt hat die Sozialdemokratie, obgleich oder vielmehr weil sie fühlt, daß das Verständnis für wirkliche soziale Schäden in allen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft unaufhaltsam wächst, in der Sorge um die Zukunft ihrer Macht über die Massen eifriger als je die Zusammenhänge zu zerschneiden versucht, die bisher immer noch zwischen dem Bürgertum und dieser zerwühlten Welt des Proletariats bestanden haben — nicht nur die wirtschaftlichen Zusammenhänge, sondern auch die sittlichen. Freilich ist noch ein weiter Weg bis zum Zusammenschluß aller bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie — wie ihn Fürst Bülow in einer bedeutsamen Rede im Herrenhause am 25. Januar den Parteien ans Herz legte. Aber man findet eine Reihe von erfreulichen Anzeichen, die einmal dahin führen können. Das Zentrum hat von jeher aus begreiflichen Gründen Wert auf eine gute Sozialpolitik gelegt. In den Reihen der rechts stehenden Parteien erkennt man mehr als früher, daß die Besorgnis, eine überstürzte Sozialreform könne der Sozialdemokratie in die Hände arbeiten, ungerechtfertigt ist. Die Nationalliberalen entwickeln sich, unter Überwindung der Widerstände einzelner Intransigenten in der Großindustrie, immer mehr zu einer geschlossenen Vertretung besonnener Sozialreform. Und auch die freisinnige Volkspartei zeigt neuerdings, daß ein entschiedener, radikal gefärbter Liberalismus nicht mehr genötigt ist, mit seinen Prinzipien von 1848 den Fluch der Rückständigkeit fortwährend mit sich herumzuschleppen, und daher nachgerade sich daran wagen darf, den sozialen Aufgaben der Gegenwart nahe ins Gesicht zu sehen. Die Haltung des Abgeordneten Dr. Mugdan in der Frage des Hilfskassengesetzes und in seiner Polemik gegen die Sozialdemokratie gibt ein treffendes Beispiel dafür. Gemeinsam hat man in allen Parteien die Unfähigkeit und Unfruchtbarkeit, zugleich aber auch die Unversöhnlichkeit der Sozialdemokratie deutlicher als sonst erkannt — mit Ausnahme weniger Doktrinäre von der freisinnigen Vereinigung, die auch heute noch in den Sozialdemokraten Bundesgenossen gegen die Reaktion zu finden glauben.

Recht unerfreulich ist gegenwärtig die Lage der Reichsfinanzreform. Bisher hat die Steuerkommission des Reichstages keine einzige der Steuervorlagen der Regierung durchberaten, ohne so durchgreifende Herabsetzungen aller Forderungen dabei vorzunehmen, daß von dem ursprünglichen Zweck der Vorlagen nichts mehr

zu merken ist. Die Kommission hat die Brausteuer so begrenzt, daß sie keinen nennenswerten Mehrertrag gibt, die Tabaksteuer so vermindert, daß für das Reich eine Mindereinnahme herauskommt, die Automobilsteuer herabgesetzt, die Quittungssteuer abgelehnt, die Frachtverkehrssteuer finanziell unwirksam gemacht. Das ist genug für den Anfang. Nur für die Fahrkartensteuer sind Vorschläge gemacht, die eine größere Einnahme verbürgen, die aber voraussichtlich an dem Widerspruch der einzelstaatlichen Regierungen scheitern werden.

Wir begnügen uns diesmal mit diesem kurzen Referat über den Stand der Frage. Hoffentlich tritt bei der zweiten Lesung in der Kommission eine Besserung ein. Es wird später noch Gelegenheit sein, von der Reichsfinanzreform eingehender zu sprechen.

Nur erwähnt sei zum Schluß, daß das gelobte Land jetzt dem Reichstag von ferne gezeigt worden ist. Im Reichsamt des Innern ist man mit einer Vorlage beschäftigt gewesen, die dem Reichstage die langersehnten Diäten bringen soll. Die Sache ist aber noch so sehr im Stadium der Vorberatung, noch nicht einmal an den Bundesrat gelangt, daß es wohl verfrüht ist, darauf einzugehen. Erst kürzlich hat der Reichstag sich wieder mit einem Initiativantrag aus seiner Mitte beschäftigt, der die Diätenforderung betraf und der zeigte, daß die Zahl der Gegner dieser Forderung auf ein verschwindendes Häuflein zusammengeschmolzen ist.

Sprüche.

Die Welt ist voll von dem Geschrei:
„Schart euch zusammen! Macht Partei."
Die Kirchen rufen's selber auch!
... Doch war das ihres Meisters Brauch?

* * *

Nicht fällt in die Augen das ewige Licht.
„Es glänzet inwendig." Die Welt achtet's nicht.

Karl Ernst Knodt.

Literarische Monatsberichte.

Von

Konrad Falke.

II.

Ernst Rosmer, Nausikaa (Berlin, S. Fischer). — Paul Ilg, Lebensdrang (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). — Walther Schädelin, Gedichte (Bern, A. Francke). — Irma Goeringer, Kinder der Seele (Berlin, Egon Fleischel & Co.). — Paul Ernst, Demetrios (Leipzig, Inselverlag).

Hast du Sizilien geschaut? Es ist ein Inselland mit einer oft wildromantischen Küste, die aber, von der Höhe gesehen, in sanften Linien ausgebuchtet dem blauen Meere entsteigt. Es ist das Land, wo am kahlen Fels grüne Riesenkakteen strotzen; wo aus glänzend grünem Laub die Goldorange lacht; wo das Mandelbäumchen zitternd seine weißen Blüten verstreut. Es ist das Eiland, in dessen Innern das reife Korn auf weiten, gelben Feldern schwer im Winde schwankt. Und in eine andere Welt, ins duftige Blau des Himmels, ragt der von ewigem Schnee versilberte Ätna, vergleichbar dem letzten der Fürsten, die einst aus üppigen Städten über tapfere Männer, weithinweidende Herden und schnellrudernde Schiffe geboten, damals, in jenen Zeiten, die vorübergerauscht sind wie die Wogen des Meeres. . . .

Das ist Sizilien, der gesegnete Ort, wo der vielumhergetriebene Odysseus vor seiner endlichen Heimkehr gastfreundlich Aufnahme und friedliche Tage der Ruhe und des Rückblickes fand. Alle Herrlichkeit der Natur und jener vergangenen Menschheit strahlt uns aus dem alten Sang Homers entgegen, und als Goethe auf seiner italienischen Reise in Palermo weilte, schrieb er: „Die schwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte, ihr Anstreben an die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des dünstenden Meeres, das alles rief mir die Insel der seligen Phäaken in die Sinne wie ins Gedächtnis.“ Er verschaffte sich eine Odyssee, las und las, und sein Auge blieb auf einer Gestalt haften, deren poetisches Leben an diesem Strand mit seinem kühlen Sonnenzauber begann, gleich der Schaumgebornen, um dann in der übrigen Fülle glänzender Geschehnisse unmerklich wieder zu verschwinden, ein weißes Segel auf duftendem Meeresspiegel: Nausikaa! Es ist die vielumfreite Königstochter, die vor der Hochzeit steht und den am Strande bei Wäschereinigen und Ballspiel hilflos aufgefundenen Odysseus, obschon sie ihm Kleider geschenkt hat, nicht in die Stadt zu begleiten wagt. Goethe erschien diese schamhafte Zurückhaltung bereits als ein „Vorbote der Neigung“, während doch nichts darauf hindeutet, daß die Schicksale des harmlosen Kindes

eine andere als die gewöhnliche Wendung genommen haben. Aber nach einem rätselhaften Gesetze poetischen Schaffens sah der Dichter des „Tasso“ in der Seele Nausikaas, die wohl einen ebenso gradlinigen antiken Zuschnitt hatte wie ihr Antlitz, einen Konflikt seiner eigenen Zeit wurzeln und wachsen. Sie sollte in heftiger Neigung zu dem herrlichen Odysseus entbrennen, sich vor ihren Landsleuten verraten und infolgedessen „unwiderruflich kompromittiert“ sein, sobald Odysseus sich als Scheidenden erklärt. Goethes Plan gedieh nicht weiter als bis zu sehr fragmentarischen Aufzeichnungen, aus denen nur die Tatsache eines tragischen Endes, nicht aber auch der nähere Gang der Handlung hervorgeht.

Bei dieser Anteilnahme eines unserer größten Geister ist es von hohem Interesse, zu sehen, wie das liebliche, eben zur Jungfrau erblühte Töchterlein des Alkinoos sich in seinem von Homer unausgesprochen gebliebenen Schicksal in der Seele eines modernen Dichters spiegelt. Der fünfaktigen Tragödie „Nausikaa“ von Ernst Rosmer (Elsa Bernstein) eignet als erhöhter Reiz, daß ein Frauenlos, das als köstliche Knospe schon seit Jahrtausenden alle Kenner entzückt, von einer Frau zur Blüte entfaltet wird. Wir haben hier ein Drama, das ich nicht deshalb ein Lesedrama nennen will, weil es nicht bühnenfähig wäre, sondern weil es erst bei der Lektüre ganz genossen werden kann.

Der erste Akt beginnt am Meeresstrand. Pallas Athene hält schützend ihren Speer über den schlafenden Odysseus, während bereits das Geschrei von Nausikaas Mägden hertönt, die ihre Herrin suchen. Die Göttin verschwindet, nachdem sie den Schiffbrüchigen hinter Gezweig versteckt, und die herbeieilenden Mägde sehen jetzt Nausikaa sicher und lächelnd auf eine Klippe hinausschreiten und in Entzückung das Meer anreden:

O Meer! Besonntes Meer! In dich versinkt
Des Himmels Goldgeheimnis! Ewiges Meer,
Ich senke mein Gebet mit ihm hinab
Und meine Seele ist durchsonnt wie du.
Zu kühlem Feuer badet sich die Flamme
In deiner Tiefe und verbrennt nicht mehr.
Ich trinke deiner Wogen frische Luft
Und fühle Sonnenblut in meiner Brust,
Kraft, Freude, Jauchzen — reine Seligkeit —
Ihr Götter, seht mich an und freuet euch!

Im weitern bringt die Exposition die aus Homer bekannte Ballspielszene, die zur Entdeckung des Odysseus führt, und sie endet damit, daß Nausikaa dem Fremdling zur Stadt vorausgeht.

Der zweite Akt, in der auf diesen Tag folgenden Nacht, zeigt Nausikaa in ihrem mondscheinerhellten Schlafgemach lauschend und ihre Mägde ausfragend, wie Odysseus unten im Königssaale aufgenommen worden sei. Arete, ihre Mutter kommt und spricht ihr in vertraulichem Zusammensein von einem Freier, von der Hochzeit, zu der es nun auch für sie bald Zeit sei. Dadurch lodert in Nausikaa die erwachende Leidenschaft für Odysseus nur rascher, nur stärker auf,

und, von ihrer Mutter mit ernster Mahnung verlassen, betet die Jungfrau, nachdem sie ihr Kinderspielzeug verbrannt hat, also zu Aphrodite:

Goldene Göttin mit wellenumkühleten Füßen,
Goldene Göttin mit sternenbeschüttetem Haupt!
Laß mich erfüllen mein Los nicht dumpf nur in stummem Gewähren,
Laß mich im jauchzenden Arm halten den mächtigen Mann!
Ist es der Ew'gen Genuß, Wonne der doppelten Flamme,
Raffe mich einmal empor, Ewige, einmal auch mich!
Göttin, dich rufe ich an, die das Entzücken geschaffen,
Das euch zu Sterblichen senkt, uns zu den Göttern erhebt!

Der neue Tag — dritter Akt — sieht Odysseus immer noch am gastlichen Hofe des Alkinoos verweilen. Der blinde Sänger Thoon singt das Lied von der Einnahme Trojas und feuert dadurch die Männer zu den Kampfspielen an. Nausikaa, die die erschütternde Wirkung des Liedes auf Odysseus wohl bemerkt hat, späht vom Thron herab ins Freie und fragt zuletzt den Greis, wie die Hoffnung aussehe. Thoon erwidert mit einer Liebkosung:

Die Hoffnung trägt ein Kleid aus goldnem Schaum,
Rührst du daran, zerfließt es. Nackt und arm
Steht sie aus schwarzem Marmor vor dir da
Und nur die Augensterne blieben Gold.

Wer für das innere Erstarren nach einer Enttäuschung und die dennoch wachbleibende Zuversicht solche Worte findet, ist der nicht ein Dichter? Aber Nausikaas Hoffnung scheint sich herrlich erfüllen zu wollen: Odysseus siegt in den Waffenspielen, kommt, noch von der Lust des Kampfes durchzittert, in den Saal heraufgestürmt und offenbart ihr seine Liebe und den nachdringenden Festteilnehmern seinen Namen. Mit brausendem Jubel wird er begrüßt.

Der vierte Akt spielt wieder in der darauffolgenden Nacht. Odysseus hat die Erzählung seiner Abenteuer zu Ende gebracht, Wirte und Gäste sind in ihre Schlafgemächer gegangen, und er allein hält sich noch im Hofe auf. Da tritt Nausikaa herein, gefolgt von ihrem Bruder Klytoneos, der ihr, von einer Seefahrt heimgekehrt, ahnungslos die traurigen Zustände in Odysseus Heimat entdeckt hat. Von dem Augenblick an ist das edle Mädchen nicht mehr im Zweifel über seine Pflicht. Der Geliebte soll alles wissen:

Er kann nicht mehr hinweg. . . . Will er auch nicht?
Wenn jener Hirte ihm begegnete
Und ihm erzählte seines Hauses Not,
Des Weibes und des Sohnes — wollt' er nicht?
Und wollte er — hilft mir's, daß er nicht kann?
Mir hilft nur Eines — daß er alles wisse
Und wissend spricht zum zweiten Mal: Ich bleibe!
Den Freien will ich, den Gefangnen nicht,
Und meine Wahrheit nur ist meine Liebe!

Nausikaas trauriger Bericht rührt in Odysseus das ganze, für wenige Tage eingeschlummerte Sehnsuchtsweh des Heimziehenden aufs neue und erweckt seinen

grimmigsten Manneszorn. Er stürmt in die Nacht hinaus, und Nausikaa kennt jetzt sein Herz und das darin über alles andere siegende Gefühl. Vor dem mütterlichen Schlafgemach bricht sie zusammen: „Odysseus — geht!"

Im fünften Akt hilft Nausikaa dem geliebten Manne selber zur Flucht. Die nämliche Strandszenerie, die sie im Beginn der Tragödie den Mann ihrer ersten Wahl finden sah, ist Zeuge, wie sie in ihm allen Inhalt ihres jungen Lebens mit sinnendem Begreifen und einem gütigen Lächeln dem unerbittlichen Schicksal wieder zurückgibt. Während Odysseus bereits hinausfährt und ihr Bruder Klytoneos der Dienerin Glauke nacheilt, die das Vorgefallene verraten will, schreitet das verlassene Königskind ins Meer hinein, mit der „innigsten, der einen Lust, sich arm zu schenken für des Andern Glück" willig dem Tod in die Arme sinkend. . . .

Man ersieht aus dieser Inhaltsangabe sofort den großen Unterschied zu der Goetheschen Auffassung des Problems: bei Ernst Rosmer ist in erster Linie nicht Nausikaa „kompromittiert", sondern Odysseus, der selbst geworben hat. Wir haben eben seit Werthers und Tassos Zeiten nicht nur die höfische Etikette, sondern noch ganz andere Schranken gebrochen, und je tiefer der wahrheitdürstende Blick drang, um so bitterer wurde die Erkenntnis von der Tragik des Lebens. Aber immer noch ist es die göttliche, auf Erden nicht zu erwerbende Fähigkeit der edlen Persönlichkeit — der „schönen Seele", wie man vor hundert und mehr Jahren sagte —, über diese Abgründe hinwegzuschweben, „ergeben, nicht gebeugt". Wie manches Glück, das Blindheit und Selbsttäuschung sorglos genießen, weist der innerlich gewissenhafte moderne Mensch weit von sich, sobald er erkennt, daß es nicht aus der Wahrheit stammt! In Ernst Rosmers Drama „Nausikaa" liegt ein beständiger Hinweis auf dieses allgemein-menschliche Erlebnis, und darin besteht sein symbolischer Gehalt, der uns beim Lesen sanft in seinen Bann zieht. Wir alle, Männer und Frauen, haben einmal in unserer Seele eine junge, zarte, liebesuchende Nausikaa gehabt, die nach dem irrenden Odysseus eines großen, uns flüchtig berührenden Glückes verlangend die Arme ausstreckte. Und uns allen ist der herrliche Odysseus auf dem Meere des Lebens entschwunden und die liebliche Nausikaa darin ertrunken . . .

Es ist leicht möglich, daß unter den heutigen Schriftstellerinnen manche stärkere dramatische Wirkungen zu erzielen vermögen, als dieses in seiner Vornehmheit an Grillparzer erinnernde Trauerspiel sie aufweist: für mich aber ist die Autorin der „Nausikaa" die erste dramatische Dichterin unserer Zeit!

* * *

Man kann sich kaum einen größern Gegensatz zu Rosmers „Nausikaa" denken, als Paul Ilgs Roman „Lebensdrang". Und doch sind beide Dichterwerke gleicherweise modern: dort beugt sich eine tiefe, klare Erkenntnis, die wie Sternennacht auf den Dingen ruht, demutsvoll vor den ewigen Mächten des Lebens — hier springt aus seinem Urquell ein junger Wille empor und versucht, wie viel von dem allgemeinen Chaos er unter seine Botmäßigkeit zu zwingen

vermag. Und wenn Ernst Rosmer uns in dem Bilde einer glänzenden Vergangenheit Bilder zeigt, die gleich uns lieben und leiden, so weiß Paul Ilg, ob er uns auch mitten in den fieberhaften Existenzkampf des modernen Lebens hineinführt, doch mit Dichterkraft überall Ausblicke zu eröffnen, in denen die reinen Hochgebirgslinien der Poesie aufleuchten.

Über diesen jungen Schweizer Dichter ließe sich manches erzählen, was zu der immer wieder sich erneuenden Tragikomödie des Künstlers wertvolle Beiträge lieferte. Der Poesie ergeben, aber ohne Geld um zu leben, sah er sich im entscheidenden Augenblicke auf ein Konsortium von Mäcenen angewiesen, die ihn an die Hochschule schickten. Aber die daselbst ausgeschenkte offizielle Weisheit kam ihm schon nach drei Monaten so lächerlich vor, daß er sich bald einmal aus lauter langer Weile auf gute Weine und schlechte Karten verlegte und dadurch in einer dramatischen Katastrophe die weitere Unterstützung seiner Gönner verlor. Jetzt erst, nachdem ihn sein richtiger Instinkt vor dem entnervenden akademischen Schlendrian bewahrt hatte, wurde er in die Welt hinausgeworfen, von einer Stelle in die andere. Zu dieser Zeit, da ihm selbst der Lebensdrang immer mehr zum einzigen rettenden Gegengewicht gegen den bleiern lastenden Lebens*zwang* wurde, schrieb er seinen Roman, in dem er das verherrlichte, was ihn selber oben hielt: die brutale Kraft. Aber mit seinem Werke, das doch schon auf den ersten zehn Seiten den unverkennbaren Stempel des Talentes trägt, mußte er zwei Jahre lang von Verleger zu Verleger wandern, und verzweifelnd, daß er es irgendwo anbringen könne, warf er den ursprünglichen Schluß ins Feuer und fügte einen neuen, milderen an. So gelangte endlich Paul Ilgs „Lebensdrang" an die Öffentlichkeit, und manchen jener Firmen, die den Autor abwiesen, dürfte er bald immer mehr wie das berühmte auf die Spitze gestellte Ei des Kolumbus vorkommen.

Nichts einfacheres als die in dem zur Großstadt aufblühenden Zürich spielende Handlung! Der junge Martin Linck tritt bei dem Restaurateur und Güterspekulanten Maag als Schreiber in Dienst; unterhält zuerst mit dessen Frau Klara und dann mit der Tochter Emmi ein Liebesverhältnis; erzwingt vom Vater, dem er eine Schurkerei vertuschen hilft, als Gegenleistung Emmis Hand; entflieht mit ihr auf eine Hochzeitsreise vor der Hochzeit, während Frau Klara ihren abscheulichen Gatten durch Schließen der Ofenklappe ins Jenseits befördert; kehrt zuletzt mit der Verlobten zur Mutter zurück, die in ihrer Einsamkeit den beiden verzeiht, um sich wenigstens im Herzen der Kinder „ein freundliches Asyl zu schaffen, das grüne Eiland im Schiffbruch ihres Lebens". Wie man sieht, könnte das eben so gut ein Kolportageroman sein.

Paul Ilgs „Lebensdrang" ist indessen das Werk eines Dichters. Einmal kommt Martin Linck spät des Nachts nach Hause; Frau Klara öffnet ihm selbst, leuchtet ihm die Treppe hinauf ins Wohnzimmer und bereitet dem Halberstarrten Glühwein. Wie hier von dem Moment an, da Martin die Hausglocke läutet, bis zum jubelnden Geständnis der Liebe die Gefühle geschildert sind, die einen

voll Verlangen ins Leben schauenden Jüngling einem reifen, schönen Weibe in die Arme treiben können: das ist wundervoll. Oder dann wieder die Szene, wie Maag einen Bauer, der ihm sein Heimwesen verkaufen will, auf die gemeinste Art überlistet und ihn noch gönnerhaft aus der rauchigen, weindunsterfüllten Stube auf die Straße begleitet! „Die Sonne warf just ihr Vale weltentlang“, bemerkt dazu der Autor. Dieser schlichte Satz, in dem plötzlich das reine, große Walten der Natur in die schmutzige Erbärmlichkeit des Menschenlebens hineinleuchtet, wirkt auf den ganz hypnotisierten Leser derart, daß er sich erstaunt an die Stirn greift. Ferner: wie grausam wahr ist die in Martin aufsteigende Eifersucht gemalt, da Emmi aus der Pension zurückkehrt, wie wahr die Gewissensbisse der Mutter, die sich vom eigenen Kinde durchschaut sieht! Wieder als eine große Szene für sich selbst steht der Kampf zwischen Maag und Martin, in dem der junge Sünder als ein Komplize, der nichts zu verlieren hat, sich immer mehr der Gewalt über den alten bewußt wird und sie bis zu der ungeheuerlichen Forderung nach der Hand seiner Tochter auch braucht. Als Gegenstück zu diesem schrillen Dialog zweier Verzweifelter folgt die farbenreiche Schilderung eines schweizerischen Sängerfestes. Das Getriebe in der Festhütte, die Reden — auch eine fulminante gegen die Festseuche, die der Autor selbst hält — das Hineinspielen der dunklen Betrugsgeschichte in den allgemeinen Festtrubel: es ist eine Symphonie, wie sie nur das Leben oder ein von ihm ganz erfüllter junger Dichter aufspielen kann! Auf diese rauschende Massenszene folgt in wohlberechneter Abwechslung abermals ein Duett, diesmal in lichter, sonntäglicher Natur, am Quai, auf dem See, und nicht zwischen Maag und Martin, sondern zwischen Martin und der ihm vom Vater verkauften Emmi, deren Liebe es zu erwerben gilt. Wie das geschieht, stufenweise, wie es die beiden vom Land ins schwanke Schifflein und vom Wasser wieder dem Ufer zu treibt, bis die knospende Mädchenseele endlich aufgeküßt ist: das wird wiederum mit einer nicht gewöhnlichen Wahrheit und Schönheit geschildert. Von Emmi sagt der Autor zuletzt: „All dies ließ sie, still weinend, geschehen mit jenem gelinden Erschauern der Unschuld, die ihrer selbst müde ist“. Für den nötigen Schatten sorgt gleich darauf das düstere Nokturno, wie Frau Klara hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Martin und ihrer Tochter hinter den wahren Sachverhalt kommt und in Ekel und Wut ihren vertierten Gatten heimlich aus der Welt schafft. Und nun die „Hochzeitsreise“ des jungen, so seltsam verbundenen Paares nach dem Süden, als ein Bild, in dem Licht und Dunkel sieberisch durcheinander zucken! Er muß ihr endlich vom Tode ihres Vaters Mitteilung machen und sieht mit Schaudern, wie schon der brutale Umstand, daß ihnen das Geld auszugehen anfängt, sie hilflos zur Heimkehr und Frau Klara zu Füßen zwingen wird. Erst nach schweren Seelenkämpfen ringt er sich zu dem Entschlusse durch, trotz des furchtbaren Momentes, wenn er der einstigen Geliebten wieder als Sohn vor die Augen treten müßte, bei Emmi auszuhalten. In Luzern übernachten sie das letzte Mal, und die Schilderung ihrer „Henkersmahlzeit“ schließt das Kapitel.

Wie dann endlich Martin vor Frau Klara steht und aus ihren unsteten Blicken und den gealterten Zügen das Eingeständnis des Gattenmordes liest, schmettert ihn das Geständnis seiner Schuld nieder. Er hatte sie, die seine Liebe vielleicht zu dem Schrecklichen getrieben, an die eigene Tochter verraten, und nun blieb ihr niemand, um dessentwillen sie die Tat ertragen konnte. Da tritt der Dichter zu dem in Verzweiflung Hingeworfenen:

> „Ein sturmgepeitschtes, wogendes Meer mit weißen zischenden Schaumkronen, auf das, durch schwarze Wolken brechend, ein Strahl der unsichtbaren Sonne fällt, — — so sah's in dieser Seele aus. Und der Sonnenstrahl war das melancholisch selige Gedenken der Stunde, die ihm das Herz der lieben, schönen Frau erschlossen hatte."

In Frau Klara aber löst der Gedanke „Ich habe wieder, wofür ich mich sorgen darf!" die Starrheit, Schuld hebt sich in stiller Sühne gegen Schuld, und indem sie in ihrem Kind und dem einstigen Geliebten ein neues Geschlecht zu den Höhen des Lebens vorgerückt sieht, erkennt sie, daß ihr nur noch jene Liebe bleibt, die „Ihr letztes Mutter- und Menschenrecht" ist. Dieser Erkenntnis sich fügend, spricht sie, mit einem Rückblick auf ihr eigenes, verpfuschtes Dasein, die milden Worte: „Ja, mach es besser, Martin ... mach du alles gut. Ich will dir helfen!"

Paul Ilg läßt in den letzten Kapiteln seinen Helden mehrfach zu der Einsicht kommen, daß man die sittlichen Gesetze zwar überspringen, nicht aber ihnen auf die Dauer entrinnen kann. Sein Roman besteht in einem beständigen Durchhauen aller gordischen Knoten und endet doch zuletzt in einem Problem: ob Martin Linck von den erkämpften Lebensgütern bessern Gebrauch machen wird als die, denen er sie abjagte. Aber hier, wo auf die leuchtenden Schönheiten eines stürmischen Menschenfrühlings der brave, im Zeichen der anerkannten Moral stehende Philistersommer und -herbst folgt, hat der Künstler nichts mehr zu suchen; auch deshalb nicht, weil die weiteren Schicksale Martin Lincks, selbst wenn sie problematisch bleiben sollten, auf alle Fälle einen ganz anderen Charakter trügen und somit die ästhetische Einheit des Romans zerstörten. So wie das Buch jetzt vorliegt, ist es ein einziger Anlauf, ein einziger Aufschwung zu den Gipfeln des Glücks und des Besitzes, und wenn den Kühnen mancher Dornstrauch ritzt und mancher Steinschlag trifft, ihn treibt doch immer die schmetternde Kampfestrompete eines ungebrochenen Willens vorwärts.

Aus dieser Kampfesstimmung heraus, in der alle poetischen Schönheiten vom Strome fortgetragenen Blüten gleichen, erklärt sich auch die große Knappheit und dramatische Komposition des Romans. Auf 260 nicht großen Seiten braust diese tolle Geschichte in 10 in sich abgeschlossenen, in ihrer Aufeinanderfolge auf die Wirkung des Gegensatzes gestimmten Kapiteln an uns vorüber. Das läßt vielleicht den einen oder andern Leser die heute so beliebte psychologische Kleinmalerei vermissen, doch wird jedes aufmerksame Auge allenthalben die große psychologische Vertiefung erkennen. Bei Ilg gibt es in der Diktion nirgends eine stagnierende Breite, und er hat sie auch nicht nötig, da er schon in kurzen

Analysen, oft in einem einzigen Satz, den Nagel auf den Kopf trifft und uns die Seelen seiner Menschen geradezu überraschend klarlegt. Vergreift er sich noch da und dort im Ausdruck, was will das gegen die Vorzüge des Ganzen bedeuten, zumal die Sprache immer lebendig und originell ist?

Paul Ilgs Roman „Lebensdrang" ist ein im besten Sinne des Wortes jugendliches Werk. Kein ästhetisch versilberter Weltschmerz, keine winkelverliebte Stimmungspoesie, sondern der Ausdruck eines mannhaften Willens und der Beweis eines künstlerischen Könnens! Daß es der Autor schwer hatte, durchzukommen, das illustriert wieder einmal das alte Wort Labruyères: „Après l'esprit de discernement, ce qu'il y a au monde de plus rare, ce sont les diamants et les perles ..."

* * *

Hör' ich eine Geige singen,
Hör' ich eine Geige weinen,
Fängt mein Ohr mir an zu klingen
Von der Weise, von der einen;
Und die lockt mich, und die zieht mich
Hin, wo sie zuerst erklungen,
Wo ich damals selig lauschte,
Wenn die Weise
Leise, leise,
Leis an mir vorüberrauschte . . .

Also, verehrter Leser, schließt das erste der „Gedichte" von Walther Schädelin, die wir als kleine lyrische Abwechslung miteinander durchblättern wollen.

Wie es einem kundigen Sänger geziemt, beginnt Schädelin mit Liedern der „Liebe". Gleich im zweiten („Abendgedanken") schlägt er einen Ton an, der wunderbar aus dem Verwobensein mit der Natur heraustönt: an einem Baum, vor einem Teich, in dem Sonnenröte und nächtliches Dämmern sich bekämpfen, lehnt der Dichter, und fern schweifen die Wünsche des jugendlichen Blutes und haben doch nur ein Ziel — das Weib! Aber Schädelin kennt auch den Humor, und schon auf der nächsten Seite ruft er in der „Twingherrin" aus: „Reichsfreies Herz, die Stunde hat geschlagen: die mächtige Liebe baute dir den Twing!" Wenn darin gleichzeitig ein schmerzlicher Ton zittert, so bringt der weiche, dunkle Ton der „Abendglocke" ersehnten Frieden, bis sich der Dichter im Anblick des Nachthimmels erinnert, daß beim Fallen einer Sternschnuppe ausgesprochene Wünsche in Erfüllung gehen sollen. Er aber sah „bei heller Sonne dunkler Sterne zween, die zogen „Rätsel, eine Rätselbahn", und sein kleines Gedicht „Étoiles filantes" klingt in die Frage aus:

Nur einen Wunsch tat ich — zwei Sterne zogen —
Sterne, Sterne, seid ihr mir gewogen?

Wie das Stimmungsideal der modernen Lyriker meist in „seligen Gärten" liegt, so hat auch Schädelin in seinem Bändchen einen Zyklus „Aus dem schönen Garten". Aber es ist mehr gesunde Plastik darin, als man für gewöhnlich in solchen

Exkursionen schwärmender Dichterphantasie antrifft, und auch mehr gesunde Lebens-kraft. Das letzte Gedicht „Adam an Eva" schließt kernig und frisch ab:

Nun die Erfüllung Blüt und Bluft verweht
Und Früchte reifen,
O Herz, wohlauf! mein Sinnen steht
Danach, ins Laub zu greifen

Und einen Apfel von des Lebens Baum
Mir frisch zu lösen:
Herzliebste Frau Eva, iß von meinem Baum,
Er ist nicht von den bösen!

Von der zweiten Abteilung, betitelt „Märchen", ist ein Juwel, über den der Genius eines Mörike und Keller gewaltet haben, das

Augenmärchen.

Hieß da meine Augen wandern.
Beide gingen als ein Pärlein
Über Feld und Wald und Heide.
(Lang schon hatten sie zusammen
Zwischen klösterlichen Wänden
Sich durch Bücher Bahn gebrochen,
Und durch diese schmale Nahrung
Waren sie gar schwach geworden,
Der Erholung sehr bedürftig.
Also sandte ich sie wandern.)
Ach, da konnt' ich erst entdecken,
Wie sie allzu schwach geworden,
Wie sie alles, was da schön ist,
Ganz von nahe mußten anschau'n,
Seine Schöne zu erkennen.
Und ich ließ die beiden gehen,
Zweifelnd, daß sie sich erholten,
Fürchtend, daß sie unterweges
Vor zu großer Schwäche stürben.
Und ich harrte manche Stunde,
Ob sie doch wohl wiederkämen.
Endlich hört' ich aus der Ferne
Helles Lachen, krause Reden
Und pathetisch Deklamieren:
Ei, das waren meine Augen,
Die sich also keck benahmen
Und die von der Reise wieder
Her zu mir nach Hause kamen.
Angetrunken war ein jedes,
Denn sie waren eingekehret
In der Schöpfung Weltenschenke.
Jetzo gingen ungeheißen
Beide Augen schnell zu Bette
Und verschliefen sanft ihr Räuschchen.
Als am Morgen ohne Jammer
Sie ihr Kämmerlein verließen
Und sich klein verwundert umsahn,
Hei! da mußt' ich heimlich lachen,
Und ich dachte mir im Herzen:
Also muß es doch so schlimm nicht
Mit den beiden Rangen stehen,
Da sie unsres Herrgotts Wirtsschild
Lesen und ein sanftes Räuschchen
Von dem großen Überflusse
Freventlich ertragen konnten.

In seiner Art ebenso vollendet ist das Gedicht „Genesung". Der Dichter sitzt auf dem grünen, bienenübersummten Kirchhügel, angelehnt an den Glockenturm, dessen Viertel- und Halbstundenschläge er aber nicht immer hört; „denn Frühlingsweben und ein süß Gesunden, das wonniglich durch Leib und Glieder drang, schufen ein Träumen und ein Seelenwandern . . ." Ein Windstoß bläst ihm ein weißes Blatt aus seinem Buche — aber er rührt sich nicht, so sehr ist er in den Augenblick versunken. Da auf einmal hört er ein feines Geräusch und sieht, wie aus den blauen Höhen, in die der Kirchturm ragt, längs der

Mauer ein feiner Strahl von Sand herniederfließt. Er fällt auf das weiße Blatt, zerstiebt und erneut sich immer wieder: „ein Sanduhrrieseln aus den ewigen Räumen . . .“

Da ward mit eins mir kühl und weit,
Und innre Schranken fühlt ich weichen —
Jetzt wußt' ich es, Du warst mir nah,
Mich mit geheimnisvollem Wirken rings umschwebend,
O Ewigkeit, Du streiftest meine Stirn
Mit deiner kühlenden Geisterschwinge! . . .

Weniger gelungen erscheinen mir die nach Mohnikes Schwedischen Volksliedern gearbeiteten „Balladen“, namentlich im Vergleich zu den darauffolgenden Liedern „Vom Tode“. Ist ein Gedicht wie „Ernte“, in dem der Schnitter Tod im Heimgehen noch einen aus Versehen stehngebliebenen, schweren Ährenhalm fällt, nicht vollendet? Wundervolle Stimmung schwebt auch über „Niederlage“, wo der Lebensmüde im Abenddämmer zwei Gestalten sich entgegenwandeln sieht — den Schlaf mit der roten Mohnblume und seinen ältern Bruder mit dem Palmzweig, den Tod, „ein stilles Kind, an beiden Augen blind“:

Willkommen beide, Tod und Schlaf!
Ich recke meine Hände schnell,
Zufrieden wie das Los auch traf.
Wer von euch wird mir mein Weggesell,
Dem in des Kampfstags heißem Drang
Des Mutes stählerne Klinge sprang?

Wie aber gerade in der Perspektive der überirdischen, verführerisch winkenden Ruhe des Todes das blühende Erdenleben als köstlicher Raub genossen wird, das spricht das letzte Gedicht des Abschnittes aus:

Lockung.

Und wieder locken hör' ich jene Saite,
Die lange lange Jahre stumm geblieben;
Sie singt ein Lied: fahrt wohl ihr Lieben,
Mir winkt und winkt ein Weg, den ich beschreite.

Der führt durch feine Gärten und durch Auen,
Die nie das Auge eines Menschen schaute,
Kein Lustgeschrei und keine Klagelaute
Erschallen dort und keine Tränen tauen.

Auf weißen Wegen wandeln Lichtgestalten
Von Abendglanzes Schimmer übergossen.
Je zwei und zwei, und Hand in Hand geschlossen,
Friedvoll durch Lethes süßes Zauberwalten.

Es war einmal . . . ach, war es wirklich je?
Wer weiß, war es ein Wahn, ist es nur Träumen —
Es war einmal ein heißes Überschäumen,
Es war ein Kampf wohl, ach! und tat so weh . . .

Vom Spiel des Todes schmeichlerisch umfangen
Fühl' ich des Herzens stockendes Erbeben.
Ihr, meine wackern Hände, greift das Leben!
Trinkt, meine Augen, dieser Erde Prangen.

Zu allerletzt tönt Walther Schädelins Leier „Von ewigen Dingen". Hauptstück ist hier das dreiteilige Gedicht „Schwermut. Entrückung, Vision". Der Leser ist bei der kosmischen Poesie großen Stils angelangt.

Besondere Erwähnung verdient der Buchschmuck von Burghard Mangold, der zu jedem Abschnitt eine ebenso poetisch kongeniale als dekorativ wirksame Schwarzweiß-Zeichnung lieferte.

* * *

Das Poetische, das uns bei Schädelin in den Kristallschalen geschliffener Verse als klarer, süßer Trank geschenkt wird, spricht in Irma Goeringers Roman „Kinder der Seele" als der heimliche Unterton alltäglicher Verhältnisse. Dieses Buch ist in einer reinen, sich mühelos lesenden Diktion geschrieben, entbehrt bei einem mehr zeichnerischen Verfahren des Stils fast ganz der farbigen, poetischen Vergleiche und hinterläßt doch ein warmes Gefühl echter Menschlichkeit. In der Skala moderner Seelenerlebnisse setzt es da ein, wo Paul Ilg aufhört, und es endet, als die Geschichte einer Ehe, an dem der jugendlichen Empörung entgegengesetzten Pole: in der Resignation des reifen Alters.

Ich habe das Buch die Geschichte einer Ehe genannt. Aber das trifft nur insofern zu, als es zeigt, wie einem Weibe auch eine sogenannte glückliche Ehegemeinschaft nicht genügt, wenn der Lichtstrahl der Kunst sein Inneres erhellt hat. Hilde, die im Mittelpunkt der Handlung steht, fühlt in sich jenes geheimnisvolle Künstlerverlangen, das den Menschen treibt, die Schätze seines von Lebenslust und Lebensschmerz bewegten Innern mit freigebigen Kinderhänden an eine stumpfe Welt zu verschwenden. So ist sie ein „Kind der Seele", das die erste Glorie dadurch erhält, daß es seine als zweifellos erkannte höhere Mission den natürlichen Pflichten des Weibes aus Liebe zu ihrem tüchtigen Manne und dem zu erwartenden Kinde hintansetzt. Aber die Hingabe an das alltägliche Leben läßt jenen feinen Riß, der ihre Persönlichkeit zu einer künstlerischen stempelt und aus dem die Sehnsucht nach Überwindung dieser Welt durch eine zweite selbstgeschaffene Illusion ewig hervorsprießt, niemals vernarben. Wie gar ihr Sohn, um dessentwillen sie einst, noch bevor er ins Leben getreten war, einer glänzend sich öffnenden Laufbahn als Sängerin den Rücken wandte, sich ebenfalls, wie ihr Mann nur als brave Durchschnittsnatur erweist, dem sie von ihrem Besten nichts geben kann — da sucht sie nach „wahlverwandten" Kindern: sie, das Kind der Seele, sucht „Kinder der Seele"! Durch diese zweite Resignation, die sie still mit sich abmacht, wird sie eine jener seltenen Naturen, der sich die von ihren materiell denkenden Eltern nicht verstandene Jugend leidenschaftlich in die Arme wirft. Die Pflichten einer derartigen Seelsorge im höheren Sinne bringen sie sogar dazu, das Verlöbnis ihres eigenen Sohnes zu lösen, wie dieser seiner Braut den

Schauspielerberuf, zu dem sie die elementare Neigung einer wirklichen Künstlernatur fühlt, verbieten will. Das schlägt beiden zum Heil aus: die Schauspielerin findet die ersehnte Freiheit und Betätigung, der junge Offizier bald eine „vernünftigere" Frau. Aber Hilde wird immer einsamer und nimmt zuletzt in ihr beginnendes Greisenalter nichts hinüber als das Bewußtsein, dem rings um sie her aufstrebenden Leben nach Einsicht und Vermögen die Wege geebnet zu haben. Im milden Lichte der Entsagung entschwebt uns auf der letzten Seite diese Frauengestalt, die deshalb mit sanfter Gewalt Herrin über unsere guten Empfindungen wurde, weil wir in ihrem Lebensgang mit steigender Anteilnahme das immer selbstlosere Walten einer edlen Dienerin des Schönen verfolgt haben ...

In ihrem Buche „Kinder der Seele" schildert Irma Goeringer jenen ewig sich wiederholenden Kampf, der überall dort anhebt, wo aus der verzwickten Maschine von Familie und Gesellschaft ein Rädchen herausspringen und sein eigenes Tänzchen aufführen will. Aber in angenehmem Gegensatz zum Amazonengekreisch moderner Frauenrechtlerinnen klingt hier die Forderung nach Anerkennung der Persönlichkeit aus einer milden Resignation und, wo nicht zu sehr gepredigt wird, auch aus einem poetischen Rahmen heraus. Der Vornehmheit des Inhalts entspricht der gleichmäßig temperierte Stil, dessen zeichnerische Klarheit sich vorteilhaft von der sezessionistischen Farbenklexerei unserer Allermodernsten unterscheidet und nicht mit flotter Schreibweise zu verwechseln ist. Was man „Glätte" nennen könnte, scheint mir vielmehr die künstlerische Fassung eines sonst sehr lebhaften Gemütes zu sein und aus jenem angebornen Taktgefühl hervorzugehen, das eine Frau auch in der Sphäre des Geistigen ihre „Häuslichkeit" einrichten läßt. So fühlt man sich wohl in Irma Goeringers Boudoir, mögen auch seine architektonischen Linien etwas kühl und streng anmuten und Blumen nur vor dem Fenster blühen ...

* * *

Wir haben unsere Umschau mit der Besprechung eines Dramas begonnen, das ein modernes Problem in antikem Gewande behandelt; wir wollen sie mit einem Gegenstück schließen.

In seiner fünfaktigen Tragödie „Demetrios" hat Paul Ernst das durch Schillers Fragment allgemein bekannte Motiv in das einfachere Milieu des alten Sparta verpflanzt und zugleich mit dieser zeitlichen Zurückverlegung seelisch vertieft. Um den Konflikt des betrogenen Betrügers zieht ein noch größerer seinen Kreis: die Sklavin Tritäa, die ehemalige Amme des wahren, von dem herrschenden Tyrannen Nabis getöteten Demetrios, gibt ihren Sohn Pytheas für jenen aus, um ihn, der aus Liebesleidenschaft einen Mord begangen, vor dem Martertod zu retten. Nun zeigt Paul Ernsts Drama, wie Pytheas — der als Sklave trotz des Heraklidenblutes, das durch seine dem Übermut der Männer preisgegebene Mutter in ihm fließt, in beschränktem Glücke lebte — jetzt, da ihn trügerische Volksgunst auf den Gipfel der Macht hebt, unter der Last des Herrschens ein menschliches Glück nach dem andern entweder verliert oder selbst hingeben muß, wie er innerlich bei allem äußern Glanze in immer größere

Tiefen des Elends niedersinkt. Und darin, daß ein Weib, das seinen Sohn aus Liebe durch einen Betrug vom Kreuze errettet, sehen muß, wie ihn nachher, als Folge dieses Betrugs, die Welt seelisch ans Kreuz schlägt: darin erblicke ich in diesem Drama die größte tragische Schwingung. Sie wird vom Dichter bis zur Selbstaufhebung durchgeführt, indem zuletzt der wahre Sachverhalt doch an den Tag kommt und Pytheas-Demetrios sich vor die Alternative gestellt sieht, entweder sich als Betrüger zu bekennen, oder dann, zur Bekräftigung der Echtheit seines Stammes, die Sklavin Tritäa vor offener Versammlung zu töten. Da ihm diese kurz vorher ihr Geheimnis entdeckt hat, weil sie ihn dadurch glaubte zur Flucht bewegen zu können, so vermag er es nicht, wirft den Dolch weg, gesteht und fällt unter den Streichen der Empörer. Am Sklaven im Menschen und am Menschen im Sklaven ist der falsche Demetrios zerbrochen; und die Korrektur der sittlichen Welt hat aus ihr selbst heraus stattgefunden. Die ethische Forderung Schillers, die sich am Ideal des Rechts aufrichtet, ist via Hebbel im Laufe eines Jahrhunderts bei dem modernen Dichter zu einem immanenten psychischen Konflikt geworden. Durch ihn wird ein widerrechtlich erhöhter Mensch zuletzt von innen rechtlich gestürzt.

Ich habe bis dahin nur diejenigen Züge des Dramas genannt, in denen Paul Ernst auf der Bahn der modernen Entwicklung über Schiller hinausging, und trage jetzt nach, worin er sich mit ihm berührt. Die Rolle der Marfa, die Demetrios durch eine erste gezollte Anerkennung hebt und durch die zweite verweigerte wieder fallen läßt, also die Peripetie des Stückes herbeiführt, wird in genauer Parallele von Dyme gespielt, die die letzten Beweise vom Tode ihres Sohnes selbst vernichtet, damit der Usurpator ein willkommenes Werkzeug ihrer Rache werden kann, ja, die ihm als Priesterin des Apollon zur Befriedigung seines Söldnerheers den Tempelschatz ausliefert. Dafür schlägt sie Apollon mit Wahnsinn, sodaß ihr das zweite, für Demetrios entscheidende Zeugnis unmöglich wird.

Weniger vorzüglich als die Vertiefung des Motivs und seine dramatische Ausgestaltung erscheint mir die Diktion. Die Verssprache ist zwar von einer gewissen originellen Herbheit, doch weist sie oft merkwürdig prosaische Wendungen und sehr häufig unangenehme Inversionen auf. Gleichwohl: man wird die Tragödie nicht ohne innere Anteilnahme und nur mit Gewinn lesen.

Anhangsweise gedenken wir bei Gelegenheit auf größere Sammelwerke aufmerksam zu machen, so heute auf die bei R. Piper u. Co. in München erscheinende „Fruchtschale". Die Publikation steht im Dienste der an die Romantik anknüpfenden, gegenwärtig wieder stark erwachenden Bestrebungen, den Schatz der Weltliteratur weiteren Kreisen zu eröffnen. Es liegen uns von der Sammlung vier Bändchen vor (Nummer 5—8), in denen Adalbert Stifter, Jörg Wickram, Walt Whitmann und Jakob Böhme zum Worte kommen und die durch ihr handliches Format, gutes Papier und originellen Umschlag, sowie durch saubern Druck zur Lektüre geradezu einladen.

Kolonialpolitische Rück- und Ausblicke.

Von

Generalleutnant z. D. E. v. Liebert.

II.

Die Denkschrift über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete in Afrika und der Südsee, Berichtsjahr 1904/5 nebst Anlagen ist dem Reichstage übergeben. Sie gibt uns ein genaues Bild über die Verhältnisse in den deutschen Kolonien bis zum 1. April 1905. Dabei ist allerdings von einer Berichterstattung über Südwestafrika ganz abgesehen, da sowohl die Verwaltung wie die Erwerbstätigkeit dort zu Lande ihr Gepräge ausschließlich durch den Krieg erhalten haben. Im einzelnen ist als interessant und wissenswert folgendes hervorzuheben.

Ostafrika.

Da bis zum Abschluß der vorliegenden Denkschrift (1. April 1905) noch nicht einmal Anzeichen für den im August vorigen Jahres ausgebrochenen Aufstand vorlagen, so ist nur erfreuliches über die wirtschaftliche Fortentwicklung der Kolonie zu berichten. Die weiße Bevölkerung ist um 436 Personen, von 1437 auf 1873 gestiegen. Darunter befinden sich 316 erwachsene Frauen und 205 Kinder.

Die Zahl der eingeborenen Bevölkerung wird — teils auf Grund von Zählung, teils von Schätzung — auf 7 Millionen Seelen angenommen. Glücklicherweise sind nur 7 Mischlinge zwischen Europäern und Negerinnen ermittelt, ein gutes Zeichen für den Grundsatz der Reinhaltung der weißen Rasse.

Durch Erlaß des Reichskanzlers sind alle in der Kolonie nach dem 31. Dezember 1905 geborenen Kinder von Haussklaven als frei erklärt. Der letzte Rest des alten Sklavenwesens, die Haussklaverei, wird damit auch auf den Aussterbeetat gesetzt. Das Verschwinden dieser Einrichtung wird durch Erteilen von Freibriefen — im letzten Jahre sind 2624 ausgestellt — weiterhin beschleunigt.

Die Einwohnerzahl von Daressalam ist auf 23000, die von Tanga auf 6658 festgestellt. Wie betriebsam und ökonomisch die Eingeborenen bereits werden, zeigt sich in den von Jahr zu Jahr steigenden Einlagen in die von dem Kommunalverbande Daressalam eingerichtete Sparkasse. Diese betrugen 1902/03 179000, 1903/04 254000, 1904/05 394000 Rupien (1 Rupie = 1,33 Mk.).

An Eisenbahnen ist die Strecke Tanga—Mombo (etwa 150 km) vollendet. Prinz Adalbert eröffnete bei seinem Besuch der Kolonie die letzte Strecke Korogwe—Mombo. Der Güterverkehr ist um 73 % der Tonnenzahl, der Personenverkehr um 28 % gewachsen. Die Einnahmen sind von 131800 Mark auf 169118 Mark gestiegen, die Betriebsausgaben sind um 12800 Mark hinter denen des Vorjahres zurückgeblieben.

An den Erdarbeiten der neuen Bahnlinie Daressalam—Mrogoro tat Prinz Adalbert im Februar 1905 den ersten Spatenstich. Ende 1905 waren diese Arbeiten bis Kilometer 88 vollendet, 1907 soll die Strecke (230 km) dem Betriebe übergeben werden.

Die Ergebnisse der Landesproduktion sind in dem verflossenen Jahre als sehr erfreulich zu bezeichnen.

Die Usambara-Kaffeepflanzungen erzeugten 402000 kg Kaffee und erzielten dafür 523618 Mark. Der Usambarakaffee behauptet sich durch seinen Wohlgeschmack auf dem heimischen Markte, er liefert die kleine, aromatische Mokkabohne.

An Kautschuk ist die Ausfuhr von 1993000 Mark auf 2225670 Mark gestiegen. Bei der großen Nachfrage nach diesem Artikel ist man an mehreren Stellen beschäftigt, größere Pflanzungen des Cearakautschukbaums anzulegen und so die Masse des auf den Markt zu bringenden Kautschuks erheblich zu vermehren. Der Cearabaum kann vom dritten Jahre an jährlich angezapft werden und liefert durchschnittlich für 80 Pfennig Kautschuk; 1200 Bäume werden auf den ha gepflanzt.

Von den Faserpflanzen hat sich die Sisalagave als die lohnendste erwiesen. Die Ausfuhr von Sisalhanf und andern Hanfsorten hat sich von 400000 auf 712000 Mark an Wert gehoben und ist noch bedeutender Steigerung fähig.

Die junge Kultur der Baumwolle, an die sich so große Hoffnungen knüpfen, hat eine Wertsteigerung von 7313 auf 123892 Mark aufzuweisen. Hoffentlich mehren sich die Erträge weiterhin in gleicher Weise.

Diese günstigen Ergebnisse der Produktion in Verbindung mit der Aufschließung der Bezirke des Innern durch die englische Ugandabahn haben einen sehr bedeutenden Anstieg der Handelsbilanz hervorgerufen. Die Ausfuhr hat sich um 2 Millionen, die Einfuhr um 3 Millionen Mark gehoben, der Gesamtumsatz ist um 5 Millionen gestiegen, ein sehr erfreuliches und für die Zukunft viel versprechendes Resultat. Wenn auch inzwischen ein kleiner Teil der Kolonie unter dem Aufstande der Eingeborenen zu leiden hatte, so ist die wirtschaftliche Entwicklung des Landes im ganzen dadurch nicht beeinträchtigt. Ein besonders wichtiges Beweismittel für den kulturellen Fortschritt der Bevölkerung sind die Erträgnisse der Hüttensteuer, die seit der Einführung im Jahre 1898 fast jedes Jahr um etwa 200000 Mark steigend gegenwärtig auf 1458306 Mark angelangt sind.

Kamerun.

Kamerun ist verhältnismäßig immer noch nicht genügend erforscht und bekannt. Auch die Ziffer seiner Bevölkerung ist nur schätzungsweise auf 5 Millionen angenommen. Die Zahl der Weißen hat im letzten Jahre von 710 auf 826 sich gehoben.

Für die Erschließung des Innern ist noch lange nicht ausreichend gesorgt; außer dem großen Eingangstor des Niger-Benue stehen keine natürlichen Wege zur Verfügung. Es hilft daher nichts, es muß durchaus zum Eisenbahnbau geschritten werden. Der Anfang ist gemacht mit dem Projekt der Bahn Duala-Manengubaberge (160 km), das die Instanz der Budgetkommission glücklich passiert hat, und dessen Fortsetzung ins Innere später selbstverständlich sein wird.

Es muß aber noch eine zweite Bahnlinie von Kribi oder Batanga aus in östlicher Richtung nach dem Innern ins Auge gefaßt werden, um Südkamerun mit der Küste zu verbinden. Mit dem Fortschreiten des Eisenbahnbaues werden die gegenwärtig noch so häufigen Unruhen und Erhebungen einzelner Stämme aufhören oder sehr viel leichter niedergeworfen werden.

Die Produkte des Landes sind hauptsächlich Palmöl und Palmkerne, Elfenbein, Kautschuk, Kakao, Kolanüsse. Die Ölfrüchte und Kolanüsse haben im letzten Jahre eine wesentliche Abnahme in der Ausfuhr ergeben (zusammen um 1,2 Millionen Mark) infolge von Handelsstockungen im Dualabezirk. Die drei anderen Produkte dagegen haben diesen Ausfall ausgeglichen durch eine Steigerung der Ausfuhr um 1,6 Millionen, wobei Kautschuk den Löwenanteil übernahm.

Die Gesamtausfuhr betrug 1904 7,6 Millionen Mark (+ 463000 Mk.)

Die Gesamteinfuhr betrug 1904 9,1 Millionen Mark (— 258000 Mk.)

Im ganzen hat sich die Handelsbilanz der Kolonie in diesem Berichtsjahre also wenig verschoben. Von Interesse ist, daß der Anteil Deutschlands und Englands an der Ausfuhr sich gegen das Vorjahr wesentlich geändert hat. Deutschland weist ein mehr von 1,8 Millionen Mark auf, England dagegen ein weniger von 1,4 Millionen. Dies ist eine Folge des Umstandes, daß die englischen Dampfer einen großen Teil der Landesprodukte anstatt wie früher nach Liverpool, jetzt nach Hamburg bringen, wo sie einen besseren Markt finden.

Die Einnahmen der Kolonie haben sich zwar gegen das Jahr 1903 um etwa 500000 Mk. erhöht, sind aber dennoch um 327000 Mk. hinter dem Voranschlag zurückgeblieben. Die Zölle allein haben 450000 Mk. weniger als der Anschlag eingebracht.

Auffallend ist der Bericht über den Eingang der Steuern, die bisher nur in vereinzelten Distrikten erhoben werden. „Die Kopfsteuer hat sich bei ihrer Durchführung im Dualabezirk wegen des damit verbundenen Aufwandes nicht bewährt; der Ertrag erreichte mit 31000 Mark nur 1/3 des Sollbetrages.“ In Johann Albrechtshöhe dagegen ist die Hüttensteuer mit 20176 Mark ohne Schwierigkeit im November und Dezember eingegangen.

Merkwürdige Unklarheiten lagern über der Verwaltungspraxis in der Kolonie. Große Klagen werden über den unbegreiflich schnellen Wechsel der Verwaltungsbeamten in den einzelnen Bezirken laut. Der Wohnsitz des Gouverneurs in Buea am Hange des Kamerunberges entzieht ihn sowohl dem Verkehr mit der Verwaltung des Gouvernements wie der direkten Verbindung mit den Geschäftstreibenden und den Eingeborenen.

Über die Tätigkeit und die Lage der beiden großen Konzessionsgesellschaften Nordwest- und Südkamerun schweigt der amtliche Bericht völlig, obgleich deren Wirksamkeit für die wirtschaftliche Entwicklung der ganzen Kolonie von weittragender Bedeutung ist.

Togo.

Unsere kleinste afrikanische Kolonie (immerhin ist Togo um 12000 □ km größer als das Königreich Bayern) ist diejenige, die dem Reichsschatzsekretär und

dem Reichstage am meisten Freude bereitet, da sie keinen Reichszuschuß verlangt und sogar die Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnbaukosten selbst übernimmt. Die fleißige und intelligente Bevölkerung ist den Kultureinflüssen zugänglich, hat nirgends Widerstand geleistet und daher die Aufstellung einer Schutztruppe nicht erforderlich gemacht. Für das Jahr 1904 ist bei der endgültigen Abrechnung ein Überschuß von 339 169 Mark zu erwarten.

Unter dem 23. Juli 1904 bewilligte das Reich der Kolonie zum Zwecke des Baues einer Eisenbahn von Lome nach Palime ein Darlehen bis zur Höhe von 7,8 Millionen. Die Ausführung wurde der bekannten Firma Lenz & Co. in Berlin übertragen. In einer Länge von 122 km von Lome nach Norden gehend durchschneidet die Bahnlinie den Ölpalmenbezirk und endigt in Palime, dem Hauptort des fruchtbaren und dicht bevölkerten Bezirks Misahöhe, dem Ausgangspunkte der geplanten Fahrstraße nach Kpandu und der über Katekratschi, Jendi nach Sansanne-Mangu führenden Karawanenstraße. Die Arbeiten begannen im September 1904, sie werden schnell gefördert und werden Ende 1906 beendet sein.

Togo gehört wie Ostafrika und im Gegensatz zu Kamerun zu den trockenen Tropengebieten. Der Regenfall betrug an der Küste nur 561 mm, im Inlande 980 und 1162 mm. Boden- und Regenverhältnisse sind der Baumwollkultur günstig.

Die wichtigsten Ausfuhrartikel des Landes sind Palmkerne, Palmöl, Kautschuk und Baumwolle. Die beiden ersteren ergeben einen Wert der Ausfuhr von 1 185 000 Mark, Kautschuk 712 000 Mark (in stetig aufsteigender Tendenz). Die Erzeugung von Baumwolle ist noch in den Anfängen, sie lieferte 1904 108 169 kg Rohbaumwolle im Werte von 50 304 Mark. Der Bericht sagt, daß die Eingeborenen in den Küstenbezirken den mühelosen und reichen Gewinn aus den Ölpalmen vorziehen. Für den Baumwollbau werden hauptsächlich die Innenbezirke in Betracht kommen, und die Kultur wird daher je nach Umfang und Tempo, in dem die Transportfrage gelöst wird, nach dem Innern fortschreiten. Der Bahnbau Lome-Palime macht dazu den Anfang.

Die Kolonien in der Südsee.

Neuguinea, der Bismarcksarchipel, die Wolke der Karolineninseln und die Samoagruppe haben stille an ihrer Entwicklung fortgearbeitet, ohne daß in dem Berichtsjahre 1904/5 sich etwas ungewöhnliches zugetragen hat, und ohne daß die Ziffern der Handelsbilanz sich wesentlich verschoben haben. Es lohnt nicht, den Leser mit den Zahlen zu ermüden. Bei der großen Entfernung von der Heimat kommen diese weit verstreuten Gebiete wohl erst zu einer größeren Bedeutung, wenn nach der Eröffnung des Panamakanals der große Ozean von Osten her für Europa offen liegen wird. —

Bei einem Rundblick über die Entwicklung der deutschen Kolonien ist als wesentlichstes hervorzuheben, daß diese unwillkürlich und offenkundig verschleppt und hinausgezogen worden ist durch den Mangel an Entschluß zum Eisenbahnbau. Verständnislosigkeit und Übelwollen haben die Mittel verweigert und die

deutschen Überseegebiete infolgedessen hinter denen der anderen Kolonialmächte, vornehmlich Frankreichs und Englands, zurückstehen lassen. Der wirtschaftliche Aufschwung z. B. der französischen Kolonien infolge reichlicher Zuwendungen für Bahnbau ist so in die Augen fallend, daß nunmehr auch im Deutschen Reichstage einiges Verständnis für die bisherigen Versäumnisse zu dämmern beginnt. Wie weit könnten Kamerun und Ostafrika vorgeschritten sein, wenn der Bahnbau in großem Stil vor zehn Jahren begonnen wäre! Wie schnell hätte der Hottentottenaufstand niedergeschlagen werden können, wenn die Bahnlinie Lüderitzbucht—Kubub—Keetmannshop den Süden der Kolonie mit dem Meere in Verbindung gesetzt hätte! Auf diesem Gebiet liegt das ceterum censeo, das A und O aller weiteren kolonialen Verwaltungstätigkeit. Es gilt zehn Jahre geistlosen Schlendrians und bureaukratischer Untätigkeit wieder gut zu machen, vor allem aber den guten Ruf unserer Kolonien zu retten, die allgemein in Mißkredit geraten sind, weil ihnen die Möglichkeit gesunder Entwicklung genommen war.

Da gerade gegenwärtig die Umbildung der bisherigen Kolonialbehörde in ein Reichs-Kolonialamt auf der parlamentarischen Tagesordnung steht, so wird sich bald erweisen, was wir für die nächste Zukunft zu hoffen haben. Nicht der Name und nicht die bureaukratische Gliederung der Behörde entscheidet über die Arbeitsleistungen, sondern die Persönlichkeiten, die Männer, die an der Spitze stehen. Für den Posten des Staatssekretärs ist glücklicherweise eine solche Persönlichkeit von hohem Rang, von Erfahrung, Energie und weitem Blick gefunden worden, deren Wahl die Presse wie die öffentliche Meinung allgemein gebilligt haben. Jetzt aber handelt es sich noch um die Ernennung eines Unterstaatssekretärs, der durchaus ein Sachverständiger sein muß, der aber vermutlich in der Person eines regelrechten Juristen, der die erforderliche Anciennetät hat, entdeckt wird. Qui vivra, verra!

Wie oben bereits erwähnt, ist in der dem Reichstage vorgelegten Denkschrift Südwestafrika gar nicht berührt. Es ist entschieden richtig, wenn man gegenwärtig vermeidet, die dortigen Zustände ans Licht zu ziehen und einer Kritik zu unterwerfen. Der Hottentottenkrieg ist noch nicht zu Ende, noch immer behaupten Morenga und Cornelius mit ihren Banden das Feld, es bedarf also noch weiterer Zeit zur endgültigen Befriedung des Landes. Inzwischen ist aber der neue Gouverneur in Windhuk angekommen und trifft seine Maßregeln zum Wiederaufbau der Kolonie, die jetzt als wüster Trümmerhaufe vor ihm liegt. Da gilt es zuerst eine ganz neue Eingeborenenpolitik einführen, die mit der Erklärung der Besitzlosigkeit der aufständischen Stämme begonnen hat. Diejenigen, die sich ergeben und ihre Waffen abgeliefert haben, sind in Lokationen unmittelbar in der Nähe deutscher Niederlassungen und unter strenger militärischer Kontrolle unterzubringen. Bittere Not muß sie zur Arbeit zwingen, damit ihr bisheriger Hochmut gedämpft wird. Sodann ist die große Frage der Entschädigung der Ansiedler zu lösen, damit die durch den Krieg so hart mitgenommenen mit dem Neubau ihrer Farmen und mit Anschaffung neuer Viehstapel beginnen können. Da die Entwicklung des Landes fast ausschließlich auf Viehzucht zu begründen ist, so

liegt hier der Schwerpunkt der ganzen Landeskultur. Weiter sind Wassererschließung und Stauwerke, endlich Eisenbahnbau die Faktoren zur wirtschaftlichen Hebung der Kolonie. Und zum Schluß harrt das Wichtigste, die Heranziehung der sechs großen Landgesellschaften, die $^1/_3$ des Bodens der ganzen Kolonie in Besitz haben, zu den Kriegskosten, der Erledigung. Anfangs Februar sollte die durch Sachverständige ergänzte parlamentarische Kommission zur Beratung der Landfrage zusammentreten.

Wie ersichtlich, gibt es da draußen reichliche Arbeit. Man lasse dem Gouverneur zehn Jahre Frist, um neues zu schaffen und alte Fehler abzustellen. —

Sehr viel günstiger liegen die Verhältnisse in Ostafrika. Dort ist der „Aufstand" bis auf vereinzelte Putsche, die bei Wilden in den Kauf genommen werden müssen, niedergeschlagen, und der Süden der Kolonie geht wieder in den Normalzustand zurück. Von Interesse ist, daß die Denkschrift des Gouverneurs über die Ursachen der Erhebung der Eingeborenen sich mit dem deckt, was bisher von den Sachverständigen angegeben war. Nicht Druck und Zwang, nicht ungerechte Maßregeln der Regierung haben die Neger gereizt, sondern heidnische Fetischmänner haben die Unzufriedenheit der Eingeborenen mit den Einrichtungen des Rechtsstaates, mit der regelrechten Ordnung der Steuer- und Arbeitsleistungen geschürt und den törichten Leuten weißgemacht, sie könnten durch Zauber die Gewehre der Deutschen ungefährlich machen. Durch die falsche Behandlung eines arabischen Akida sind die Matumbileute gereizt worden und haben ihn überfallen. Blut fordert Blut, und die ihnen willkommene Gelegenheit zum Morden, Plündern und Vagabondieren haben die Nachbarstämme gern ergriffen, da in dem sehr großen Bezirke Kilwa-Mohorro keine Militärmacht, sondern nur einige Polizeisoldaten vorhanden waren. Der Neger will Macht sehen, sonst fügt er sich nicht.

Wer noch immer den Gegensatz der Verhältnisse zwischen Europa und Afrika nicht begreifen will und die Bedeutung des kurzen Wortes c'est l'Afrique! nicht anerkennt, der sehe sich mal im Kongostaat um, beobachte die dortigen Zustände und ziehe Parallelen mit den deutschen Gebieten. Im Laufe von 7 Jahren sind 34000 Tonnen Kautschuk in Antwerpen eingeführt und 350 Millionen Francs dafür gezahlt worden. Und dann frage man: „Wieviel Blut klebt daran?!" Die königliche Untersuchungskommission antwortet: „Es folgt daraus, daß überall im Kongo die Eingeborenen den Kautschuk nur unter Anwendung von Gewalt, direkt oder indirekt angewandter Gewalt, einsammeln." Diese Gewalt aber bedeutet Mord und Grausamkeit, die fürchterlichen „maisons d'otages", Kettenstrafe und Nilpferdpeitsche. Das sind die Mittel zur moralischen und materiellen Wiedergeburt, die der König Leopold dem Volke feierlich zugesichert hat!

Und mit diesem Unding eines „neutralen" Staatswesens steht die deutsche Diplomatie seit sieben Jahren in Unterhandlung wegen der Grenzgebiete östlich des Kiwusees und des Russissi und vermag nicht die staatsrechtliche Festlegung einer natürlichen Grenze zwischen Ostafrika und dem Kongostaate durchzusetzen, trotzdem seit 1899 uns der Besitzstand faktisch gesichert ist. Großer Bismarck, du fehlst uns schmerzlich!

* * *

Wie bekannt, steht das Kiautschou-Gebiet nicht unter der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, sondern unter dem Reichsmarineamt. Die Sachverständigen schreiben diesem Umstande die so überaus schnelle und glänzende Entwicklung dieser jüngsten deutschen Kolonie zu. Die vom Reichsmarineamt herausgegebene Denkschrift für 1904/05 kann wieder „auf vielen Gebieten erfreuliche Fortschritte in der Entwicklung der Kolonie“ nachweisen, trotzdem der russisch-japanische Krieg auf Handel und Schiffahrt nachteilig einwirkte, und die japanischen Schiffe dem Hafen völlig fern blieben. Die Einnahmen des Schutzgebiets sind von ½ Million auf 1 Million Mark gestiegen, der Schiffsverkehr hat um 80 Schiffe und 32000 Registertonnen zugenommen, der Verkehr der Schantung-Eisenbahn ist von 500000 auf 780000 Personen und von 125000 auf 280000 Tonnen Frachtgüter angewachsen. Der Wert des Durchgangshandels belief sich 1901 auf 9,3 Millionen, 1902 auf 17,2 Millionen, 1903 auf 24,8 Millionen, 1904 auf 32,4 Millionen Dollar. Das bedeutet eine Wertsteigerung um 30 % gegenüber dem Vorjahr und 88 % gegenüber 1902.

An dieser Wertsteigerung sind Einfuhr und Ausfuhr gleichmäßig beteiligt. In den letzten vier Jahren hat sich die Einfuhr nichtchinesischer Waren beinahe vervierfacht, die Ausfuhr chinesischer Waren im Werte mehr als verdreifacht. Unter den Einfuhrartikeln haben besonders Baumwollwaren, Anilinfarben, Nadeln steigende Tendenz. Die Einfuhr fremder Kohle in das Hinterland nimmt erfreulicherweise von Jahr zu Jahr ab. Von Ausfuhrartikeln haben die chinesischen Strohborden um 1 Million Dollar Steigerung gezeigt.

Diesen allgemeinen Aufschwung verdankt das Schutzgebiet dem Einfluß des neuen großen Hafens, dem Betriebe der Schantungeisenbahn und den andauernd guten Beziehungen des Gouvernements zu den chinesischen Lokalbehörden und der Provinzialregierung von Schantung. Im großen Hafen sind die Liegeplätze für Schiffe an beiden Molen durch Fortführung von Kaimauern, Geländeauffüllungen und Baggerungen vermehrt worden. Ein Schwimmdock, das Schiffe bis zu 16000 Tonnen aufnehmen kann, ist bereits in Benutzung genommen.

Die Belebung und Erweiterung des Verkehrs zeigt sich unter anderm auch in dem gesteigerten Verkauf von Grundstücken, besonders in dem Stadtviertel südlich des Bahnhofs am großen Hafen. Insgesamt wurden 12,65 ha zum Preise von 108000 Dollar verkauft (im Vorjahr 6,73 ha zum Preise von 36700 D.). Wohltuend wirkt auch die Meldung von der Einrichtung eines Reformrealgymnasiums, das in Sexta mit Englisch, in Quarta mit Französisch, in Untertertia mit Latein den Unterricht beginnt.

Überall große Ziele, moderne Ideen und gesunde wirtschaftliche Fortentwicklung! Es wäre erwünscht, wenn die Kolonialbeamten zum Studium der Einrichtungen und des Verwaltungssystems nach Kiautschou geschickt würden, um die juristischen Perücken abzulegen und den Aktenstaub der Schreibstuben abzuschütteln.

Neues aus der geschichtlichen Literatur.

Von

Otto Hötzsch.

(Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. — Kaiser Wilhelm des Großen Briefe, Reden und Schriften. — Geschichtsbilder aus Leopold von Rankes Werken. — Helmolts Weltgeschichte. — Theodor Lindner, Weltgeschichte. — Eduard Heyck, Deutsche Geschichte. — G. Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur. — Felix Dahn, Die Germanen. — v. Kraus, Deutsche Geschichte im Ausgang des Mittelalters. — M. Jansen, Kaiser Maximilian. — M. Immich, Geschichte des europäischen Staatensystems. — Ad. Wahl, Vorgeschichte der französischen Revolution. — A. v. Ruville, William Pitt, Graf v. Chatham. — Max Lehmann, Freiherr vom Stein. — Theodor Schiemann, Kaiser Alexander I. — Gabriel Hanotaux, Geschichte des zeitgenössischen Frankreich. — P. Knötel, Geschichte Oberschlesiens. — M. Spahn, Leo XIII. — K. v. Landmann, Prinz Eugen. — M. Lenz, Napoleon.)

Billig beginnen wir diese Übersicht mit zwei Quellenwerken ersten Ranges, von denen das eine nur in einer neuen Ausgabe, das andere aber in dieser Zusammenfassung ganz neu vorgelegt wird. Der Verlag der „Gedanken und Erinnerungen" (Cotta) hat sich entschlossen, diese in einer neuen ungekürzten Volksausgabe erscheinen zu lassen (5 Mk., während die bisherige Ausgabe das vierfache kostete), und dafür gebührt ihm lebhafter Dank, wenn dieser Entschluß auch wohl etwas früher hätte kommen können. Horst Kohl hat den Neudruck, der nun vielfach einen besseren Text bietet als die erste Ausgabe, gewissenhaft besorgt und in Anmerkungen Stellung genommen zu den wissenschaftlichen Untersuchungen, die den „Gedanken und Erinnerungen" gewidmet worden sind. Diese Anmerkungen sind sehr wertvoll und nützlich, aber wir möchten doch bitten, sie bei einer Neuauflage durchaus in den Anhang zu verweisen. Das ist keine äußerliche Pedanterie: wir wünschen nicht, auch in einer Volksausgabe nicht, dies Vermächtnis unseres größten politischen Genius von Anmerkungen[1]) begleitet zu sehen, die einer Textseite das Aussehen einer Schulausgabe geben, das scheint uns nicht würdig genug. Die monumentale Widmung: „Den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft", die sich erst nach Erscheinen der ersten Ausgabe im Nachlasse fand, ist nun dieser Ausgabe vorgesetzt. Sie vermag dieser unvergleichlichen Quelle nationaler und

[1]) Es sind auch überflüssige darunter. Daß „Naturam furca expellas" Horaz Epist. I, 10, 24 steht u. ä., ist für Leser jeder Art in diesem Augenblick völlig gleichgültig.

olitischer Erhebung und Erziehung jetzt wohl die Verbreitung ins Volk hinein
ı geben, der bisher der Preis des Werkes ein Hindernis war. Und es kann
ur von Segen für unser Volk sein, wenn die „Gedanken und Erinnerungen"
:ne Verbreitung allüberall finden.

Neben sie tritt nun in „**Kaiser Wilhelms des Großen Briefen, leden und Schriften**" (Berlin, E. S. Mittler, 2 Bde. 6, geb. 8 Mk.) eine benbürtige Sammlung der eigenen Äußerungen des alten Kaisers. Grund-ätzlich aber sind nur solche aufgenommen, die von ihm persönlich nieder-eschrieben worden sind, daher fast alle amtlichen Schriftstücke weggelassen sind. ƒerner ist von den Briefen an Manteuffel und Bismarck, weil sie vielfach be-annt und leicht zugänglich sind, und von den militärischen Schriften, deren voll-ständige Sammlung, vom Kriegsministerium 1897 herausgegeben, ja vorliegt, ıur eine Auswahl gegeben. Maßgebend für die Auswahl überhaupt war der Besichtspunkt, gewissermaßen die ureigensten Dokumente des Herrschers für seine Charakteristik und seine politischen und militärischen Anschauungen und Betäti-jungen zu geben. Das ist ausgezeichnet gelungen, das ganze durch knappe, ein-eitende Bemerkungen und Anmerkungen, die hier, wo es sich um einzelne Stücke)andelt, unter dem Text nötig sind, noch wertvoller gemacht. Ernst Berner,)er Herausgeber und hochverdiente Hohenzollernforscher, dem es leider nicht mehr)eschieden war, die Fertigstellung zu erleben, hat sich durch diese mühsame und :ntsagende Sammelarbeit, der Verlag durch die glänzende Ausstattung (bei ge-cingstem Preise) ein großes Verdienst erworben darum, daß nun nicht mehr diese Äußerungen unseres alten Kaisers aus allen möglichen Büchern und Zeitschriften zusammengesucht werden müssen, sondern in dieser chronologischen Zusammen-fassung uns das unmittelbarste Bild dieses wahrhaft großen Fürsten übermitteln.

Reihen wir an diese beiden Großen im Reiche des staatlichen Lebens den Größten der deutschen Geschichtswissenschaft: Leopold von Ranke. Es ist ein sehr glücklicher Gedanke, daß in „Geschichtsbildern aus Leopold von Rankes Werken", zusammengestellt von M. Hoffmann (Leipzig, Duncker und Humblot, 6 Mk.), eine Einführung in Rankes Werk geboten wird, wie man sie nicht besser wünschen kann. Da werden dem Leser der universale Zug Ranke-scher Geschichtsschreibung, diese unvergleichliche Fähigkeit, das Weltbild, das Gewebe der politischen Zusammenhänge, die Konstellationen der Mächte in jedem Augenblick gegenwärtig zu halten, geradezu handgreiflich klar. Auch wer Rankes Bücher selbst kennt, greift wohl gern nach dieser Sammlung, wo er die unüber-trefflichen Kabinettsstücke der Historiographie findet, zu denen er immer wieder von neuem zurückkehrt. Für den aber, der anfängt, Historisches zu lesen oder Geschichte zu studieren, ist das Buch von höchstem Nutzen. Es wird auch nicht den Nachteil haben, wie solche Sammlungen oft, vom Original nur abzulenken, denn es führt wie mit Gewalt den aufmerksamen Leser darauf hin, nun in den gewaltigen Bau Rankescher Geschichtsschreibung selbst einzutreten. Hervorheben möchte ich nur noch, daß den Schluß des Buchs bildet ein „Entwurf einer Be-

trachtung zu Bismarcks 70. Geburtstag", den Alfred Dove zwar in seinen Ausgewählten Schriftchen mitgeteilt hat, der aber lange nicht bekannt genug geworden ist.

* * *

Von Universalhistorischen Werken nenne ich diesmal zwei: den V. Band von Helmolts Weltgeschichte (Bibliograph. Institut, 10 Mk.) und den IV. von Theodor Lindners Weltgeschichte seit der Völkerwanderung (Cotta, 5,50 Mk.). Lindner schildert die Zeit von 1450—1550. Anzuerkennen ist wie schon bisher das Streben, wirklich universal Geschichte zu schreiben, und zwar Entwicklungsgeschichte. Dagegen scheint mir die Anordnung nicht geglückt, und die Anschauung von der großen einheitlichen Periode vom 13. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts zum mindesten übertrieben, denn sie verschleift das grundsätzlich Neue, das mit dem Beginn der sog. Neuzeit auf geistig-religiösem wie auf wirtschaftlich-sozialem Gebiete gebracht wurde. Eine allgemeinere Würdigung des flüssig geschriebenen Lindnerschen Buches verschiebe ich, bis eine größere Zahl von Bänden vorliegt.

Helmolts Weltgeschichte, die bekanntlich auf geographisch-ethnographischer Anordnung aufgebaut ist, hat man vorgeworfen, daß diese Anordnung vorhandene Zusammenhänge zerreiße. Wie dem bei früheren Bänden sei, bleibe dahin gestellt. Dieser Band aber, der Südost- und Ost-Europa behandelt, scheint mir jenes Prinzip geradezu glänzend zu rechtfertigen. Gerade für diese Gebiete ist ein auch nur rohes Verständnis nur möglich, wenn, wie Helmolt sagt, die jeweiligen Stoffe von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende ohne Unterbrechung vorgeführt werden. Wer diesen Band durcharbeitet, der hat ein klares Bild von dem Völker- und Staatswirrwarr zwischen Ural und Weichsel, zwischen Ostsee und ägäischem Meere. Keine Wiederholung empfindet man da als störend, weil dasselbe Ereignis einfach im anderen Volkszusammenhang eingeordnet wiederum erscheint. Wir haben noch keine Darstellung der Geschichte Südost- und Ost-Europas bis zur Gegenwart, wie diese, die darum mit Nachdruck empfohlen werden muß. Nirgends wird unter der Fülle der Einzelheiten der Faden verloren, vom Hellenismus, den v. Scala ausgezeichnet schildert, durch die byzantinische und türkische Geschichte bis auf Abd-Ul-Hamid II., durch die Böhmens, Mährens, Schlesiens, die der Südslawen und der Donauvölker, die Polens und Rußlands. Auf oft sehr schwankendem Boden (der Ethnographie und Linguistik) ist das Urteil stets vorsichtig; über Einzelheiten ist hier nicht zu sprechen. Bei einer Neuauflage möge indes die Mitteilung reinen Tatsachenmaterials einer kritischen Durchsicht unterworfen werden, es ist dessen oft zu viel. Aber vorerst seien wir für die Mühe dankbar, die namentlich der Herausgeber selbst aufgewandt hat; er hat tatsächlich eine Lücke mit diesem Bande ausgefüllt, den in seiner Stellung im Gesamtwerk zu würdigen erst später sich Gelegenheit finden kann. Da aber die Bände einzeln zu kaufen sind, sei hier diese Geschichte des Ostens und Südostens besonders rühmend genannt.

* * *

Auch von zwei Versuchen, die **deutsche Geschichte** im Ganzen darzustellen, habe ich zu berichten. **Eduard Heyck** beginnt eine „**Deutsche Geschichte, Volk, Staat, Kultur und geistiges Leben**" (bei Velhagen und Klasing, 3 Bde. zu je etwa 5—600 S., bisher erschienen Bd. I und Abt. IV u. V. 16 Mk.). Das Buch ist wohl am besten als „Ersatz Staacke" aus demselben Verlag zu bezeichnen und weist innerlich und äußerlich einen erheblichen Fortschritt gegen dieses früher als populäre deutsche Geschichte so beliebte Werk auf. Das war bei den Namen von Verfasser und Verlag auch selbstverständlich. Freilich möchte ich nicht verschweigen: die Ansprüche an den Bilderschmuck, wenn wir einmal um diesen nicht herumkommen,*) werden doch allmählich höher und kritischer, und vielleicht empfiehlt sich auch hier sowohl schärfere Auswahl als Beschränkung.

Heyck führt seinen 1. Band bis zum Untergang der Staufer und leitet den 2. ein mit einer Schilderung des Zuständlichen: Das mittelalterliche deutsche Land und die einzelnen Landschaften (ein außerordentlich feines und reizvolles, an Riehl gemahnendes, aber viel großzügiger angelegtes Kapitel) — Die Kirche — Staatliche Verfassung — Recht und Gericht — Rittertum und Kriegswesen — Wirtschaftsleben — Verkehrswesen — Der mittelalterliche Mensch — Kleidung und Schwert — Tägliche Lebensweise — Liebe, Ehe, Familie — Wissenschaft und Unterricht — Sprache und Dichtung — Kunst und Stil (recht kurz). Im ersten Bande ist das Zuständliche in zwei Kapiteln: Zustände der alten Deutschen und Verfassung und Kultur der fränkischen Zeit gebracht, worauf die Erzählung einfach Kaiserschicksal an Kaiserschicksal reiht; von Ludwig dem Frommen bis zu Friedrich II. Mir erscheint zweifelhaft, ob diese Anordnung im ganzen glücklich ist, und ob die Verschmelzung der verschiedenen Seiten deutschen Lebens in der Darstellung so gelungen ist, wie sie im Titel des Werkes angestrebt ist. Dann beginnt in Bd. II: Die Übergangszeit, als welche H. die Jahre 1273—1648 auffaßt, — eine neue Periodisierung der deutschen Geschichte, die manches für sich hat.

Die Erzählung ist lebhaft, frisch, ja öfter burschikos, ein starkes Nationalgefühl durchdringt und durchwärmt das Ganze, ohne sich vorzudrängen oder ungerecht zu sein. Das Werk ist und wird ein vornehmes, im besten Sinne populäres Geschenkwerk werden. Deshalb muß aber besonders gegen die übermäßige, oft seitenlange Verwendung des **Petitdrucks** lebhafteste Verwahrung eingelegt werden. Fast auf jeder Seite sind Absätze in Petit gesetzt, und das auf glänzendem, satinierten Papier!

Tiefer als das Werk Heycks gräbt **Georg Steinhausens** „Geschichte der deutschen Kultur" (Bibliogr. Institut). Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens liegen auf der Hand: Was gehört zur Kultur, was ist typisch usw.? St. will nicht, wie Lamprecht, eine gesetzmäßige Entwicklung nachweisen, aber er will auch nicht nur eine Fülle von Einzelbeobachtungen ausgießen, — das was früher als Kulturgeschichte ging und meist verdächtig nahe an Raritätenkabinett u. dergl. heranrückte. Organisch zusammenhängende Entwicklung von Sitte,

*) Wenn er z. B. in Helmolts V. Bd. fehlte, würde ihn niemand vermissen.

Kunst, Literatur, Religion, Wirtschaft usw., der Zusammenhänge und der großen Strömungen und der fremden Kultureinflüsse, der Kulturträger (personell, nach Gruppen, nach Landschaften), das will er geben. Wer das Buch liest, wird sagen, daß ihm das gelungen ist. Freilich wird der sich wohl auch nicht des Gefühls erwehren, daß eine Kulturgeschichte eigentlich einen erheblich stärkeren Wirtschafts- und namentlich sozialgeschichtlichen Unterbau erfordert, als ihn Steinhausen ihr gibt und auch nach dem Stand der Forschung zu geben vermag. Und ebenso ist ja nach der Richtung der Geschichte der Stimmungen, der Anschauungen usw. noch viel zu tun. Das letzte Kapitel (19. Jahrh. seit 1830) ist wohl unter dem Druck der Raumbeschränkung so aphoristisch und kurz ausgefallen. Die Abbildungen stehen auf derselben Höhe wie das Werk selbst, sie bieten vielfach ganz unbekanntes und sind vorzüglich ausgewählt.

* * *

Felix Dahn veröffentlicht die Frucht 50jähriger Forscherarbeit in volkstümlicher Form. Aus Hochschulvorträgen, die er in Salzburg gehalten hat, ist sein kleines Buch: „Die Germanen. Volkstümliche Darstellungen aus Geschichte, Recht, Wirtschaft und Kultur“ (Breitkopf und Härtel, 3 Mk.) entstanden. Es wird sich mit Recht viele Freunde erwerben, wenn auch die Forschung da und dort Fragezeichen machen wird.

In der großen „Bibliothek Deutscher Geschichte“ (Cotta) ist ein neuer Band erschienen: V. v. Kraus, Deutsche Geschichte im Ausgang des Mittelalters (1438—1519), Bd. I (8 Mk.). Damit fehlen an der Vollendung des ganzen in seinen Teilen allerdings sehr ungleichwertigen Unternehmens, soweit ich sehe, nur noch Moritz Ritters letzter Band und der 2. Teil des Krausschen Werkes, den indes ein anderer, K. Kaser in Wien, schreibt. Ich habe nicht den Eindruck, daß das an sich ganz tüchtige Buch von Kraus unter die besten Leistungen der Sammlung zu rechnen ist.[3])

Sehr anziehend geschrieben ist in der „Weltgeschichte in Charakterbildern (München, Kirchheim) M. Jansens: „Kaiser Maximilian I. Auflösung des Reiches. Neues Kulturleben“ (4 Mk. Mit 80 Abb.). Jansen weicht in der Beurteilung des „Letzten Ritters“ von Ulmanns Werk ab, er läßt ihn, anders als dieser, als weitsichtigen, zielbewußten Staatsmann erscheinen und versteht ihn gut von dem Milieu in Staat und Kirche und geistigem Leben abzuheben. Die Aufgabe dieser bekanntlich spezifisch katholischen Monographiensammlung, die stets Mann und Zeit gleichmäßig schildern wollen (daher immer die Doppeltitel) hat J. von den bisher erschienenen, soweit ich sie zu beurteilen vermag, nächst F. X. Kraus am besten gelöst. Der katholische Standpunkt tritt nur selten, etwa bei der Beurteilung des Humanismus und der Epistolae obscurorum virorum hervor.

[3]) Kraus ist inzwischen gestorben, sein Name als eines der Begründer und Obmanns des „Deutschen Schulvereins“ in Wien wird in nationalen Kreisen unvergessen sein.

Ein ausgezeichnetes Buch ist: Immich, Geschichte des europäischen Staatensystems von 1660 bis 1789 (München, Oldenbourg), ein Teil des „Handbuchs der Mittelalterlichen und Neueren Geschichte", das G. v. Below und Fr. Meinecke herausgeben. Immich ist seiner Wissenschaft noch beim Abschluß des Werks entrissen worden, Freunde haben den Druck überwacht und revidiert. Vielleicht ist der Titel nicht sogleich für jedermann klar: nicht die Geschichte der Staaten in der besagten Zeit, sondern, wie das Vorwort sagt, der europäischen Staatenfamilie wird hier geschrieben, oder, was vielleicht noch verständlicher ist, des europäischen Konzerts. Diese gibt uns die Möglichkeit, in jedem Augenblick gewissermaßen im Durchschnitt die momentane Lagerung der Mächte zu einander, ihre Interessen und internationalen Verflechtungen zu erkennen. Seit Heeren (1809) ist der Versuch nicht wieder gemacht worden; daß er uns notwendig war, bedarf keines Beweises. Ist das sehr fleißige, mit reichsten Literaturangaben ausgestattete Buch auch zunächst für den Forscher ein sehr wertvolles Hilfsmittel, so wird auch der Laie, der es zur Hand nimmt, den außerordentlich geschickten Aufbau und das vorsichtige, wohl begründete Urteil anerkennen.

Dann muß ich hier noch nennen: A. Wahl, Vorgeschichte der französischen Revolution, I. Bd. (J. C. B. Mohr. 7 Mk.), das die Zeit Ludwigs XV. und die Ludwigs XVI. bis 1786 schildert und vor allem eine Revision der auch bei uns stark durch Taine beeinflußten allgemeinen Vorstellungen über das Ancien régime anstrebt durch eine Darstellung dieser Zeit. Inwieweit Wahls Umwertung dieser Vorstellungen überall berechtigt ist, ist hier nicht zu entscheiden. Es ist aber ein sehr lehrreiches, auf gewaltigem Material beruhendes Werk geworden, in dem vornehmlich die gewöhnlich arg übersehene wirtschaftsgeschichtliche Seite interessiert.

* * *

Nun 3 biographische Werke, sämtlich schon vor einiger Zeit erschienen, aber noch nicht in der „Deutschen Monatsschrift" angezeigt. Zunächst: „William Pitt, Graf von Chatham" von A. v. Ruville (Cotta, 3 Bde.). Die erste Biographie des älteren Pitt und also zunächst von Interesse für England und dort auch bereits gebührend anerkannt. Aber sie verdient auch bei uns starke Beachtung, weil die Politik Pitts aufs engste verflochten ist mit der Friedrichs des Großen in bestimmter Zeit und noch mehr, weil er vor allem den welthistorischen Gegensatz zwischen Frankreich und England entschieden hat. Auf diesen Entscheidungen hat sich die Weltstellung Englands begründet, die dann auch Napoleon I. nicht hat zerstören können. Ihren Verlauf im einzelnen zu verfolgen, hat einen außerordentlichen Reiz, und dazu ist Ruvilles Buch auch sehr geeignet. Freilich erreicht es nicht die geistige Höhe, auf der die neueste deutsche Biographie des jüngeren Pitt (von F. Salomon) steht, und verliert sich vielfach zu sehr in dem Intriguengewirr und Verhandlungswirrsal der großen parlamentarischen Gruppen. Der nationale und gedankliche Hintergrund, vor dem diese parlamentarischen Akteure, die Walpole, Carteret, Newcastle, Bute usw.

agieren, ist zu wenig beleuchtet, sodaß diese und schließlich auch Pitt selbst nicht ganz im richtigen Lichte stehen. Aber mit dieser Einschränkung ist das Buch eine sehr rühmenswerte Leistung und verdient auch über die Kreise der Geschichtsfreunde hinaus Beachtung als wichtiger Beitrag zu der Frage: wie ist England groß geworden?

In noch höherem Grade unmittelbar lehrreich sind zwei Werke, die beide Leistungen ersten Ranges sind. Max Lehmann hat in diesem Jahre seine Biographie des Freiherrn vom Stein (Bd. 3, Hirzel, 12 Mk.) beendet mit der Schilderung: nach der Reform: es ist der Höhepunkt in diesem gewaltigen Leben, die Zeit in Rußland, während der Freiheitskriege, des Wiener Kongresses. Lehmanns Werk hat schon R. Krauske in der „Deutschen Monatsschrift" (Jahrg. IV, Heft 3) gewürdigt, soweit es vorlag. Nicht jeder wird sich überall das politische, sehr scharf bestimmte Urteil Lehmanns zu eigen machen; daß er den Stoff packend, oft hinreißend gemeistert hat, wird niemand bestreiten können. Es geht durch die ganze, so glatt dahinlaufende Darstellung ein, ich möchte sagen, natürliches ethisches Pathos, das dem dargestellten Leben merkwürdig kongenial erscheint und darum stets rein klingt.

Theodor Schiemanns, unseres hochverehrten Mitarbeiters Buch: Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I., Bd. 1, sollte schon längst unseren Lesern eingehend vorgeführt werden. Leider haben widrige Umstände das verzögert, und darum kann ich erst jetzt auf dies bedeutende Buch aufmerksam machen. Der Band enthält die Einleitung: Kaiser Alexander I. und die Ergebnisse seiner Lebensarbeit. (G. Reimer, 14 Mk.). Und man liest ihn mit steigender Spannung und Dankbarkeit, weil man — ohne Übertreibung gesagt — aus jeder Zeile unmittelbarste Belehrung schöpft: sei's die glänzende Charakteristik Katharinas II., seien es die polnischen Dinge, die orientalische Frage, vor allem aber das große Kapitel über die inneren Zustände. Unendlich viel trägt der Leser, der das ungeheure, großenteils hier zum ersten Male erschlossene und so packend und verständlich dargestellte Material in sich aufnimmt, davon für das Verständnis der unmittelbaren Gegenwart Rußland und Polens: es sei bloß erinnert an die polnische Verfassung oder an die Pläne Alexanders, seinem Volk eine Verfassung zu geben. Möchte dies Buch recht viel Leser und auch recht bald seine Fortsetzung in die Zeit Nicolais I. hinein finden!

* * *

Die Verlagshandlung von G. Grote erwirbt sich ein großes Verdienst, dadurch, daß sie die „Geschichte des Zeitgenössischen Frankreichs 1871 bis 1900" von Gabriel Hanotaux, dem früheren französischen Minister und bekannten Historiker, in deutscher Übersetzung auf den Markt bringt. Man erschrecke nicht über den großen Umfang (bisher 2 Bände): es ist ein ungemein lehrreiches Werk, das vorläufig bis 1873 reicht und in der 2. Hälfte des 2. Bandes die politische Psychologie des französischen Volkes 1871—1880 (Wiederaufrichtung der Demokratie, Literatur, öffentliche Meinung, Presse, Künste und

Wissenschaften, moralische Krisis) darstellt. Es ist eine Antwort, die sich ein patriotischer Franzose, ausgerüstet mit historischer Bildung, eigener politischer Erfahrung und vielem, nur ihm zugänglichen Material, zu geben sucht auf die bangen Fragen: Was sind die Ursachen der Größe Frankreichs in der Vergangenheit, seiner Niederlagen in der Gegenwart, was werden die Gründe seiner Wiederaufrichtung sein? Und er gibt sie in den zwei Bänden sehr ernst und ruhig und lehrreich, sodaß sie auch der Deutsche mit Genuß und Förderung lesen wird. Deshalb findet hoffentlich diese fließende, gute Übersetzung das Interesse und den Absatz, die sie durchaus verdient, und baldige Fortsetzung.

* * *

Die populär gehaltene „Geschichte Oberschlesiens" von Paul Knötel (Kattowitz O.-S., Gebr. Böhm, 3 Mk. Mit Bildern und einer Karte) nenne ich besonders deshalb, weil wir jeden solchen Beitrag zur Lokalgeschichte des Ostens zu begrüßen haben. Erhebt das Buch sich auch nicht zu der Höhe, wie die demnächst zu besprechende, ausgezeichnete und für solche Arbeiten vorbildliche „Geschichte des Deutschtums in der Provinz Posen" von E. Schmidt, so erfüllt es seinen Zweck doch auch ganz vortrefflich: es ist ein warm geschriebener, brauchbarer und übersichtlicher Abriß der oberschlesischen Geschichte, der auch Wirtschaft und geistiges Leben gebührend berücksichtigt. Für eine neue Auflage empfehle ich aber, die polnische Frage in Oberschlesien mit hereinzuziehen.

* * *

Mit drei weiteren Biographien endlich sei diese Übersicht beschlossen. Zunächst „Leo XIII. Dargestellt von Martin Spahn" (München, Kirchheim 1905, 4 Mk.). Dies Buch scheint mir eine ausgezeichnete Leistung, vor allem gegenüber den Schwierigkeiten des Materials. Es will daher auch nur Werden und Wollen seines Helden schildern, aber es gibt doch eine umfassende und, wie mir scheint, zutreffende Charakteristik des Papstes, bei dem die hervorstechendsten Züge zu sein scheinen: seine überwiegend verstandesmäßige Anlage, seine auffallend klare Einsicht in modern-staatliches und soziales Wesen und Sein und sein Mangel an wirklicher, selbsterworbener Kenntnis der Welt, für die doch eigentlich nur die Jahre der Nuntiatur in Brüssel 1843—1846 in Frage kommen. Ganz vorzüglich sind die „Elemente der Entwicklung" Leos aus dem Halbadel der Campagna dargestellt, und vom Innern des Kirchenstaats erhält man eine gute Vorstellung. Spahns Auffassung des Katholizismus ist ja bekannt, sie ermöglicht ihm, vornehmlich für die Nichtkatholiken sehr instruktive Streiflichter auf die nationalen Besonderheiten und Strömungen im Katholizismus zu werfen, und nur ganz selten (wie z. B. S. 113 unten) wird der Nichtkatholik an Formulierung und Urteil Anstoß zu nehmen Grund haben. Ich kann das auch sehr gut geschriebene Buch, das eine prachtvolle Reproduktion eines Lenbachschen Porträts von Leo XIII. schmückt, nur warm empfehlen.

Im selben Verlag ist, wie Jansens Maximilian I. ein Teil der „Weltgeschichte in Charakterbildern" erschienen: „Prinz Eugen. Die Begründung der

Großmachtstellung Österreich-Ungarns." Von K. Ritter von Landmann. (Mit 103 Bildern. 4 Mk.) Das ist eine nüchterne und recht äußerliche Behandlung der Kriegstaten des größten österreichischen Feldherrn, die weder tiefer in das psychologische Verständnis der Persönlichkeit Eugens eindringt, noch die dieser Sammlung eigentümliche, schon oben bezeichnete Doppelaufgabe irgendwie hinlänglich löst.

Ganz anders ist dies der Fall in Max Lenz' neuer „Napoleon"-Biographie, die in Heycks Monographien zur Weltgeschichte erschienen ist (Band XXIV, Velhagen und Klasing, 4 M.). Nur einem bedeutenden Kenner dieser Zeit konnte es gelingen, auf so geringem Raume ein so umfassendes Bild dieses gewaltigsten Heldenlebens der neueren Geschichte zu geben. Es ist geradezu erstaunlich, zu sehen, wieviel in dem kleinen Buche drin steht. Und das ganze wird zusammengehalten und getragen von einer eigenartigen, sicheren Auffassung der Persönlichkeit, die, stets völlig frei von jeglicher Phrase, ihr auf den Grund geht und indem sie stets die momentane Weltlage, die augenblicklichen Ziele und Gegensätze der Politik ins Auge faßt, sie dem Verständnis viel näher führt als die bequeme Art, die nur von der „dämonischen Persönlichkeit voll unbezähmbaren Erobererdranges" redet. Gerade weil Lenz seinen Helden ich möchte sagen — menschlicher, mitten in den Schwierigkeiten und Absichten des Augenblicks faßt, erscheint die Gestalt noch größer als bei einer Charakteristik mit jenen ziemlich vagen Phrasen. Dieser sichere Griff in der Anwendung des Maßstabes erscheint mir neben der vollendet meisterhaften Anordnung des Riesenstoffes als Hauptvorzug dieser bedeutenden Leistung der Geschichtswissenschaft.

Alle auf den redaktionellen Inhalt bezüglichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an **Dr. Otto Hötzsch**, Redaktion der „Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart", alle Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten an den **Verlag Alexander Duncker.** Adresse von Redaktion und Verlag: **Berlin W. 35, Lützowstr. 43.**

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Otto Hötzsch, Berlin.
Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. 35. — Druck von A. Hopfer in Burg b. M.